Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's

sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Erster Band.

Wien 1851.

Verlag von Carl Gerold.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Gedichte.

Erster Band

(Die schon gedruckten umfassend.)

Feuchtersleben's ſämmtliche Werke können gewiß nicht beſſer eingeleitet werden, als durch den Abriß ſeines Lebens und Wirkens, den er ſelbſt in Folge einer Aufforderung der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften abgefaßt hat. Ich laſſe dieſen daher folgen, wie ich ihn im Nachlaß vorfinde, ohne etwas hinweg zu nehmen oder hinzu zu ſetzen, und verſpare meine eigene Darſtellung, zu der mir höchſt intereſſante Materialien vorliegen, mit gebührender Pietät auf den letzten Band.

Der Herausgeber.

Autobiographische Mittheilungen für die k. k. Akademie der Wissenschaften.

Der Aufforderung durch die geehrte Zuschrift der k. k. Akademie der Wissenschaften vom 1. d. M. entsprechend, lege ich in dieser Skizze die gewünschten autobiographischen Mittheilungen in dem Sinne vor, in welchem ich die Absicht der Akademie auffasse. Sie geht, wenn ich nicht irre, vorzugsweise dahin, den wissenschaftlichen Charakter ihrer Mitglieder genetisch zu erläutern und zu bezeichnen; und ich glaube, mit Rücksicht auf diesen Hauptzweck, die Erzählung „denkwürdiger Ereignisse des eigenen Lebens" auf das Unentbehrlichste beschränken zu müssen, weil sonst die Darstellung sehr verwickelter und eigenthümlicher Verhältnisse eine ungebührliche Breite und eine konfidenzielle Färbung annehmen würde, die mir dem akademischen Zwecke unangemessen erschiene. Nicht sowohl, was ich als Mensch erlebt, als nur in so ferne es mich bildend gestalten half, soll den Inhalt dieser Blätter liefern.

Einer sächsischen Familie (aus Hildburghausen), deren letzte Söhne in der österreichischen Monarchie ihre Lebensbahnen eröffneten, entsprossen, am 29. April d. J. 1806 in Wien geboren, schien mir, beim Eintritte ins Leben, kein dauerndes Loos beschieden. Die Zartheit und Schwäche meiner Organisation ließ kaum ein Aufkommen erwarten, und die Aerzte riethen meinem Vater, mich sogleich bei dem schwankenden Gesundheitszustande meiner Mutter einer Amme und dem Landleben anzuvertrauen. Es geschah und die Folge zeigte, daß der Rath des (in Wien noch in ehrwürdiger Erinnerung lebenden) alten Dr. Nord ein guter war. Ich verdanke diesem frühen, und sodann noch eine Zeit lang in Pausen wiederholten Aufenthalte auf dem Lande nicht nur die Befestigung des physischen Organismus, sondern, wenn ich mich richtig beurtheile, auch die innerste Grundlage meiner späteren psychischen Entfaltung. Die ersten Eindrücke, die auf mich wirkten, waren die Reize einer freundlichen Natur, einer ländlichen Existenz. Sie währten nicht lange. Meine Mutter war inzwischen gestorben, und mein Vater, ein Mann von ernstem, strengem Charakter, dessen Leben seinen Pflichten als Staatsbürger mit unermüdlicher Selbstaufopferung gewidmet war (er starb als Hofrath in österreichischem Dienste im Jahre 1834), sah sich durch Zeichen einer vielleicht allzufrühen Reife meiner psychischen Regsamkeit veranlaßt, mich schon in meinem sechsten Lebensjahre einer strengeren als der häusli-

chen Erziehung zu überantworten. Er vertraute mich bereits in diesem zarten Alter der theresianischen Akademie in Wien an, wo ich denn die für die künftige Bildung entscheidendsten ersten Jugendjahre bis zum 19. verlebte. In den Ferialzeiten wurde der akademische Unterricht durch einen privaten, häuslichen ersetzt. Die ersten und lebhaftesten Regungen des geistigen Bedürfnisses in meiner Entwicklung waren poetischer Natur. Innere und äußere Verhältnisse bestimmten diese frühe, mit Enthusiasmus ergriffene Richtung. Der Kontrast der stillen klösterlichen Erziehung mit der freien Bewegung in der Zwischenzeit im väterlichen Hause, im Kreise jugendlich aufgeregter Freunde, unter welchen sich dichterische Talente befanden, ähnliche Beziehungen im Innern der Familie, die schon durch eine, durch Herder's Intervention gelöste Familienverbindung mit Jean Paul angeregt, und durch einen lebhaften Dilettantismus meines Bruders und einiger meiner Privaterzieher unterhalten wurden, und eine ungemessene Lektüre nährten ein halbbewußtes Sehnen und Streben nach dichterischer Produktion in meinem Gemüthe. Schon als Knabe entwickelte es sich fast bis zur Leidenschaft; die noch übrigen ersten Versuche dieser Art von meiner Feder rühren zum Theile aus dieser frühesten Epoche, und wenn ich nie in dem Sinne, der mir als Jüngling vorschwebte, zur eigentlichen, abgeschlossenen poetischen Produktion gelangte, so sind die spätere Wahl meines Berufes, geänderte Ueber-

zeugung, äußere Ereigniſſe und zuletzt der Widerſpruch der herrſchenden Geſchmacksrichtung mit meiner innerlichen Tendenz der Grund davon. In den ſogenannten philoſophiſchen Studienjahren verbanden ſich mit dieſen Fermentationen verwandte Anregungen, die von dem Enthuſiasmus eines mir unvergeßlichen Profeſſors ausgingen, der, eben ſelbſt in die Kämpfe des geiſtigen Sichemporringens verwickelt, mich mit ſich für die ſpekulativen Probleme des Denkers hinriß. Jakobi's jugendliche Weltanſicht, der dieſer Lehrer mit ganzer Seele ergeben war, war ſo recht geeignet, die poetiſchen in die philoſophiſchen Elemente zu übertragen, die von da an mein Denken und Dichten zu beherrſchen anfingen.

Unter ſolchen Umſtänden wuchs in meinem Innern die Gährung formloſer geiſtiger Stoffe ins Unleidliche, ein unbegränztes Streben machte ſich geltend; der Zwang des Konviktſtudiums ward mir unerträglich, — und ich verließ, die Begünſtigung der akademiſchen Zöglinge für den Staatsdienſt nicht achtend, das Thereſianum, und wählte, von Neigung zur Unabhängigkeit, zum Studium der Natur und des Menſchen beſtimmt, — die ärztliche Laufbahn zu der meines Berufes. Während der mediziniſchen Studienjahre dauerte der Einfluß eines freundlichen Verkehrs mit verwandten Naturen auf ideale Beſtrebungen noch fort, trug aber glücklich bei, ſie in ein geordnetes Bett zu leiten und das fruchtloſe Streben in ein fruchtbares Erken-

nen umzuwandeln; und was das Leben und Walten in einem Kreise, dem Schubert (der Tonsetzer), Vogel (der Sänger), Bauernfeld, Mayrhofer, Schober (die Dichter), Schwind (der Künstler) und Andere angehörten, in meiner Bildung bedingte, kann ich hier nur, als zur Geschichte derselben gehörig, dankbar erwähnen, aber als zu sehr ins Detail führend, nicht weiter erörtern.

Im Jahre 1833 nahm ich an der hiesigen Hochschule den medizinischen Doktorgrad, und — im Begriffe, mir eine für meine geistige und materielle Existenz förderliche Bahn zu ebnen, — mußte ich ein tragisches Familienereigniß erleben, das mich plötzlich aus allen Träumen der Jugend emporriß, mich an die harten und unerbittlichen Forderungen des Lebens, wie es ist, anwies und dessen weitere Folgen mich mit allen jenen herben Erfahrungen bekannt gemacht haben, die das Leben Keinem erläßt, den es innerlich zu reifen und auf sich selbst zu stellen gedenkt. Ein düsteres Verhängniß riß meinen Vater, dessen trübe Stimmung durch vielfache Verhältnisse täglich gewachsen war, gerade in jenem entscheidenden Zeitpunkte aus der Mitte seiner ihn verehrenden Familie; auf eine Weise, die nicht nur ein Gemüth, das ihm völlig angehörte, in seinen Tiefen erschütterte, sondern auch uns Söhne ganz auf uns selbst reduzirte, und in ihren Konsequenzen wohl geeignet war, als eine schwere Prüfung meinem Charakter jene ernste Folie zu geben, die

ihm von da an geblieben ist. Gedeihlich war dieser Vorgang darin für meine Bildung, daß dadurch ihre bisher ins Unendliche zersplitterte Richtung determinirt und mein sittlicher Charakter entschieden wurde. Ich schloß mich ab und lebte fortan der rastlosen Bemühung in einer bestimmten Sphäre. Aus dieser Epoche stammen die meisten der in dem beiliegenden Verzeichnisse aufgeführten literarischen Arbeiten, welche theils noch Reste der vergangenen Drangperiode, theils Anfänge jener beginnenden inneren Versöhnung darstellen. Eine glückliche Ehe, die mir das unschätzbare Loos häuslicher Ruhe und Stille bereitete, trug nicht wenig bei, jene Bestrebungen zu unterstützen, zu fördern.

Es war im Jahre 1840, als der erste, in Wien begründete, wissenschaftlich ärztliche Verein, die k. k. Gesellschaft der Wiener Aerzte — vielleicht durch die Tendenzen und das Gepräge meiner, dem Inhalte nach sehr unbedeutenden damaligen literarisch-ärztlichen Arbeiten aufmerksam gemacht, sich veranlaßt fand, eine, wie es schien, jugendlich strebsame Kraft in den Bereich seines Wirkens zu ziehen. Die Leiter der Gesellschaft knüpften eine Verbindung mit mir an, und ich sah mich zum Mitgliede der Gesellschaft und unmittelbar darauf zu ihrem Sekretär gewählt. Was ich in dieser Stellung, die ich mit Freude und Hoffnung übernahm, mit Eifer und Beharrlichkeit versuchte, vier Jahre hindurch, zur Organisirung, Leitung und

Geschäftsführung zu leisten, dürfte bei denen, die an diesen Angelegenheiten einigen Theil nahmen, noch in Erinnerung sein. Die mittheilbaren Resultate dieser Versuche enthalten die im beiliegenden Verzeichnisse angeführten, von mir herausgegebenen Akten der Gesellschaft. Die vorhandenen Kräfte und Mittel entsprachen leider nicht immer den Wünschen der Leitenden; allein es galt damals mehr der Anregung als einer schon fruchtbringenden Thätigkeit, und der Kredit, den sich binnen kurzer Frist die noch so junge Gesellschaft, wie es die angesuchten Aufnahmen und die Korrespondenzen ausweisen, im In- und Auslande erwarb, scheint zu beweisen, daß jener Zweck nicht ganz verfehlt worden ist.

Neue Bezirke einer verwandten Thätigkeit öffneten sich vor mir nach Ablauf jener vier Jahre, von denen ich im letzten nur auf das besondere Verlangen des Kurators der Gesellschaft noch die Geschäfte fortführte. Schon seit längerer Zeit war in der hiesigen medizinischen Fakultät ein regeres Leben bemerkbar geworden, als seit Dezennien darin stattgefunden hatte. Fragen über ihr eigenes Interesse tauchten auf, und die Körperschaft gelangte zu einem Bewußtsein ihrer selbst, welches ihr bis dahin völlig fremd geblieben war. Die Gegenwart hat uns gelehrt, daß solche Entwickelungen nicht ohne Kämpfe und Gährungen, im großen Staate wie in jedem kleinen Bilde des Staates, vor sich gehen. Eine solche Periode der

Gährung bereitete sich eben damals in der betreffenden Körperschaft! Zu dieser schwierigen Zeit nun fiel das Vertrauensvotum der Mitglieder bei der eben stattfindenden Wahl des Dekans auf mich. Mochte nun dieses das Resultat der Beurtheilung meiner Handlungsweise in der Leitung der Gesellschaft der Aerzte oder anderweitiger Betrachtungen sein, — ich übernahm im Gefühle ernster Verpflichtung diese Aufgabe, und war im Verlaufe der zwei folgenden Jahre redlich bemüht, sie im Sinne der Ausgleichung vielfach streitender Interessen zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Korporation, zur Anbahnung der Möglichkeit einer so dringend nöthig gewordenen Förderung von Reformen im Medizinalwesen (einer Nothwendigkeit, die schon längst zum allgemeinen, aber noch unausgesprochenen Bewußtsein gekommen war) zu lösen. Was mir hierin etwa gelungen ist, müssen die zum Theile veröffentlichten Verhandlungen ausweisen; leider war es mir nicht gegönnt, die Zeit der streitenden Elemente in dieser Stellung zu überdauern, die mir manche Aufopferung gekostet, manche Entsagung auferlegt hat.

Bei dieser Lage der Dinge, die mir das reine, wissenschaftliche Streben zu verleiden drohte, suchte ich Erholung und Befriedigung für das Bedürfniß meines Gemüthes in einer Beschäftigung, die ich mir sofort als Pflicht diktirte. Der Zustand, in welchen der Schlummer der philosophischen Bildung schon vom ältern Systeme her und der Ueberreiz eines der Neuzeit

angehörigen, einseitig realistischen Betriebes der Medizin, das Studium dieser Wissenschaft bei uns versetzt hatte, konnte meiner Wahrnehmung nicht entgehen. Woher die Rettung aus ihm zu hoffen war, schien mir deutlich, und ich faßte im Stillen den Gedanken, durch Anbau eines bei uns bis dahin noch gänzlich brach gelegenen Gefildes der höheren ärztlichen Bildung, dieser selbst wieder einen Weg zu bahnen, auf dem sich mit Benützung eines speziellen, eben an die Tagesordnung gekommenen Interesses, ein rationelleres Streben wieder einleiten lassen könnte. Ich eröffnete im Jahre 1844 an der hiesigen Hochschule freie Vorträge über ärztliche Seelenkunde, — die den Zweck hatten, nicht nur einzelne Hörer, die sich etwa der Psychiatrie in der Folge zu widmen gedachten, für dieses ganz verwahrloste Feld einigermaßen vorzubereiten, — sondern im Allgemeinen das Bedürfniß einer höhern Bildung und strengeren Wissenschaftlichkeit bei den Medizinern, die es noch in sich fühlten, zu befriedigen, und bei denen, die es nie gefühlt hatten, zu erwecken.

Ich dachte dadurch mittelbar weit mehr zu leisten als unmittelbar; nämlich nicht nur die betheiligten Hörer in einem besonderen Zweige zu befähigen, sondern durch die Art des Unterrichtes einen höhern Geist des Studiums überhaupt heraufzubeschwören. Ich vermag die Wirkung dieser Vorträge nicht zu beurtheilen. So viel ist gewiß, sie erfreuten sich eines zahlreichen Besuches, und bei dem wieder erwachten Interesse und

der wachsenden Theilnahme an Irrenwesen und Irrenanstalten auch im weitern Kreise eines entschiedenen Anklanges. Das in dem Verzeichnisse meiner Schriften aufgeführte „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde," welches ich zum Behufe dieser Vorlesungen verfaßte, und das einen Gegenstand behandelt, der früher noch nie in diesem Sinne und in diesem Umfange aufgefaßt und behandelt wurde, gibt Rechenschaft von der Absicht und dem Plane, die mir bei der ganzen Unternehmung zur Richtschnur dienten. Das Werk selbst hat in Deutschland eine freundliche Aufnahme gefunden, wurde aber im Sinne der Intention des Verfassers in England am gründlichsten aufgefaßt, wo es — durch die treffliche Uebersetzung des zu früh verstorbenen Lloyd und Babington's (im Auftrage der Sydenham Society) bekannt geworden, — zur Einführung für den psychiatrischen Vorunterricht an den englischen Universitäten bestimmt wurde.

Bei dieser Gelegenheit darf ich wohl auch des Einflusses erwähnen, den ein kleines, zwar aus demselben Geiste, wie das oben angeführte, aber zu einem ganz verschiedenen Zwecke verfaßtes Buch, welches aus einer kurz vorhergegangenen Periode meines Lebens stammte, zu meiner Verwunderung auf die Lesewelt ausübte. Diese kleine Schrift, „zur Diätetik der Seele" betitelt, war eigentlich das Ergebniß einsamer Selbstbetrachtung, nach so mancher Erfahrung in der Schule des Leidens — zur stillen Befriedigung meiner selbst

geſchrieben. Nur freundliche Theilnahme Einzelner, die es in Fragmenten laſen, rief ſeine Veröffentlichung hervor. Ich hatte keinen Grund, irgend ein lautes Echo davon zu erwarten, und erwartete auch keines. Allein hier bewährte ſich das alte habent sua fata libelli, und mit Ueberraſchung erlebte ich die Wirkung, die von dieſen beſcheidenen Blättern ausging und die ſich dadurch zu erkennen gab, daß eigentlich von ihnen die Gunſt herrührt, deren mein Name in der literariſchen Welt ſich etwa erfreut, und daß das Büchlein im Laufe von 10 Jahren 5 Auflagen erlebte. Aus den vielfachen Aeußerungen und Zuſchriften, die mir über dasſelbe zukamen, entnahm ich zu meiner eigenen Belehrung, daß in bewegten Zeitläuften im Stillen oft gemeinſchaftlich gewiſſe Adern in den Gemüthern pulſiren, die, von einem treuen Unterſucher an ſich ſelbſt bemerkt, berührt und getroffen, die Schwingung ſich plötzlich einander mittheilen, und einen Zuſtand zur Erkenntniß bringen, der allen Einzelnen gemeinſam war, ohne ausgeſprochen worden zu ſein. Auf dieſer Wirkung von der ehrlichen und naiven Mittheilung des Erlebten auf das Erlebende beruhen Erfolge, die ſelbſt Schätze des Wiſſens und Fulgurazionen des Talentes nicht für ſich haben.

In dieſe Zwiſchenzeit fiel auch die Rede, die ich, als Dekan der mediziniſchen Fakultät, dem Herkommen gemäß, beim Reſtaurationsfeſte der Univerſität im Jahre

1847, mit welchem für dieses Jahr auch die Feier des Aufgebotes der Hochschule vom Jahre 1797 verbunden war, zu halten hatte. Ich erwähne ihrer deshalb, weil ich den Versuch wagte, in ihr einige Züge von dem Bilde hinzuwerfen, welches der Unterricht, wie er ist und war, verglichen mit dem, wie er sein soll, vor dem Auge des Freundes des Fortschrittes, der Wissenschaft und des Vaterlandes entstehen ließ. Dieser Versuch, an einem Tage, welcher der Feier der Wiedergeburt dieser hohen Schule geweiht war, an die Möglichkeit einer solchen Wiedergeburt, durch selbstständige Kraft, von Innen heraus, zu mahnen, – der Versuch, damals auf die Mittel hinzudeuten, die einer solchen Erneuerung zu Gebote stünden, — scheint diesem Vortrage einen Impuls verliehen zu haben, dessen Erfolg ich bei den bald darauf eingetretenen Ereignissen des Umschwunges in Bezug auf mich, mitzuempfinden glaubte; also hier unter die Momente mitaufnehmen zu müssen meinte, die zum Verständnisse meiner kurzen Geschichte gehören.

Nicht lange währten diese, meinem Gemüthe zusagenden, der Wissenschaft zugewendeten Beschäftigungen, und trübere Aufgaben bereiteten sich vor.

Die Wirren in und um die medizinische Fakultät vermehrten sich, und als ich durch ein Dekret Sr. Majestät vom 9. Oktober 1847 zum Vice-Direktor der medizinisch-chirurgischen Studien er-

nannt wurde, legte ich, nicht ohne Beſorgniß für die ſtets wachſenden Verwicklungen der Fakultätsverhältniſſe, das mir noch zuſtehende Jahr des Dekanates in die Hände der Korporation zurück, indem ich die Inkomptabilität der Dekans- mit der Vicedirektorats-Verpflichtung wohl begriff und zugleich die Sehnſucht fühlte, mich ungeſtört dem Studienweſen zu widmen. Leider wurde dieſe Sehnſucht getäuſcht. Die unſeligen Wirren des Kaſtengeiſtes und der Parteiung ließen auch hier an ein gemeinſames Wirken nicht denken und die beſtgemeinten Verſuche zur Anregung entſprechender Reformen im Lehrſyſteme fanden keinen Anklang. Der Schritt, zu welchem ich die Profeſſoren bewog, mich bei einer Eingabe an die Landſtände um Vermittlung zur Einführung einer freien Lehrverfaſſung für das mediziniſche Studium zu unterſtützen (am 19. März 1848), war der einzige, für welchen ich halb willige Mitwirkung fand.

Im Juli des Jahres 1848 entriß mich die Berufung als Unter-Staatsſekretär in's Miniſterium des öffentlichen Unterrichtes dieſen kleinlichen, jeden höhern Impuls lähmenden Verhältniſſen, und legte mir eine große Aufgabe: die der Umſtaltung des geſammten Unterrichtsweſens in unſern Staaten, zur Löſung vor.

Längſt hatte die Nation und, wie es geſchichtlich vorliegt, die Staatsverwaltung dieſes größte Bedürf-

niß des Volkes erkannt; nun aber forderten die neu gestaltete Verfassung, die laute Stimme der Oeffentlichkeit, der dringende Ruf des augenblicklichen Bedarfs zur schleunigen Entschließung auf. Ich hatte das mir dringlich zugemuthete Ministerium in diesem Bereiche beharrlich zurückgewiesen; geleitet durch die entschiedene Ueberzeugung, daß bei dem, aus dem Repräsentativsystem hervorgehenden Ministerwechsel überhaupt, und bei unseren damaligen Zuständen insbesondere, für den Minister an keine folgerichtige Thätigkeit zu denken sei, die gerade in dem Bereiche des Unterrichts für das Gelingen und Gedeihen einer im Sinne eines großen Ganzen gedachten Reform, unerläßliche Bedingung ist. Hier wie nirgends bedarf es einer stätigen, ununterbrochen in Einem Geiste, besonnen und folgerichtig fortgesetzten Wirksamkeit, und jeder neue Stein, der zu dem heiligen Baue gelegt wird, muß in dem vorigen seine Stütze finden, und dem künftigen eine Stütze bieten. Die Einrichtung eines mitverantwortlichen Unter-Staatssekretariats, das, frei von den politischen Beziehungen des Gesammtministeriums, sich rein seiner innern Thätigkeit widmen und hoffen darf, auch bei den Wechseln der äußern Zustände in dieser Thätigkeit den leitenden Faden festzuhalten, schien mir der Lösung der zartesten und dabei wichtigsten aller Staatsaufgaben allein einige Garantie zu gewähren. Ich darf wohl sagen, es gab an

und für sich keine Aufgabe für meine Bestimmung, die meinen Wünschen und Anlagen so ganz entsprach als diese. Hier schienen sich einmal eine Sache und ein Individuum gefunden zu haben, die einander angehörten. Durchdrungen von diesem Gefühle, wagte ich den Versuch; die Begeisterung, die mir die Erkenntniß der Mission in ihrer ganzen Bedeutung einflößte, erhob mich für Augenblicke, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle, über die Betrachtung der Schwierigkeiten, die mir die speziellen Verhältnisse des damaligen Zeitraumes entgegensetzten, die zu erörtern hier nicht der Ort und für den Kenner unserer Geschichte nicht nöthig ist. Ich hoffte sie zu überdauern. Es ist anders gekommen. Nach manchem schweren Kampfe in meinem Gemüthe, nach manchem schmerzlichen Hinblicke auf das Begonnene, reiflich Verbedachte und nun einem bedenklichen Erfolge zu Ueberlassende, habe ich es für meine Pflicht gehalten, eine Stelle niederzulegen, in der es mir nicht länger möglich war, meine Pflicht zu thun. Was ich während jenes kurzen, mir unvergeßlichen Zeitraumes begann, anstrebte, leistete, — liegt der Oeffentlichkeit vor und hat sein Urtheil von ihr zum Theile bereits erfahren. Möge die waltende Vorsehung und die Wiederkehr friedlicher Verhältnisse und eines geläuterten und allgemeinen Bewußtseins dessen, was uns Allen Noth thut, meine allzutrüben Hoffnungen zur späteren

— aber vielleicht um so bleibenderen Wahrheit werden lassen!

Nach diesem, freilich sehr unvollkommenen Ueberblicke derjenigen Stadien meines Lebensweges, welche für die Absicht der akademischen Aufforderung vielleicht von Interesse sein könnten, erlaube ich mir, nach dem mitgetheilten Wunsche, ein geordnetes Verzeichniß meiner bisherigen Arbeiten, mit hie und da beigefügten kurzen Charakteristiken, anzuschließen, wobei auf allzukleine, zerstreute Einzelnheiten unmöglich eingegangen werden konnte.

I. Aerztlichen, zum Theile philosophischen Inhaltes:

1. Selbstständige Werke (chronologisch):

1. Lineamenta isagoges in doctrinam de indicationibus. Dissert. inauguralis pr. Doct. Med. Vienn. Beck. 1833 (ein Versuch, die rationelle Begründung der sogenannten ärztlichen Heilanzeigen zu ermöglichen).

2. Ueber das erste hippokratische Buch von der Diät (*Περι διαιτης βιβλ. α*) Wien. Gerold 1835 (eine medizinisch-geschichtliche Abhandlung mit philosophischer Intention).

3. Die Gewißheit und Würde der Heilkunst. Wien. Gerold 1839. In zweiter Ausgabe unter dem Titel: Aerzte und Publikum. Ebend. 1848 (eine dem

nichtärztlichen Publikum im Interesse des Verständnisses zwischen ihm und den Aerzten gewidmete Schrift).

4. Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde. Wien. Gerold 1845 (oben).

Dessen englische Uebersetzung: The principles of medical Psychology, transl. b. H. Evans Lloyd, Esq. revised & edited b. H. G. Babington. London 1847.

2. Herausgegeben oder kommentirt:

1. Eble's Geschichte der Arzneikunde von 1800 bis 1825 (2 Theil). Wien. Gerold. 1840 (als Nachlaß des Verfassers, genommener Rücksprache gemäß, unvollendet übernommen und im gemeinsamen Sinne bearbeitet).

2. Verhandlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte. Wien. Braumüller und Seidel 1842—44, und Kaulfuß und Prandel.

3. Ph. K. Hartmann's Festrede „vom Leben des Geistes." Verdeutscht mit einer Beigabe. Wien. Gerold 1846 (eigentlich als Vorschule und Ergänzung zur „ärztlichen Seelenkunde" gemeint).

3. Kleinere Aufsätze.

1. Versuch einer Prüfung der Ansicht von Krankheit als Afterorganismus. Medizinisches Jahrbuch des österr. Staates. Bd. XXIII.

2. Die Richtungen der jetzigen Medizin. Ebendaselbst 1841.

3. Die gerichtliche Frage über den Irrsinn. 1845. Mai. S. 157.

4. Mord und Irrsinn. Andeutungen. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie. II. Bd. 2. Heft. S. 311.

5. Rezensionen über Eble, Bluff, Schrön, Töltenyi, Carus, Peipers, Ney, Heidler, Schmarda u. A. nebst andern kleinen Aufsätzen in den mediz. Jahrbüchern; Rezensionen über Griesinger u. A., nebst kleinen Aufsätzen in der Zeitschrift der Aerzte; Rezension über Ideler in der allg. Zeitschrift für Psychiatrie; endlich kleine Abhandlungen mediz. Inhaltes in der Berliner med. Centralzeitung, in Sach's med. Almanach, in den Verhandlungen der Gesellschaft der Aerzte in Wien, in der Gesundheitszeitung von Dr. Beer.

II. Allgemeinen Inhalts.

1. Selbstständige Werke (chronologisch):

1. Gedichte. Stuttgart. Cotta 1836.

2. Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebens-Theorie. Wien. 1841.

3. Lebensblätter (auch als 2. Band des vorigen zu betrachten). Ebendaselbst. 1841.

4. Zur Diätetik der Seele. Wien. Armbruster

1838 (2. Aufl. 1841, 3. 1845, 4. 1846, 5. 1848*) b. Gerold (ſ. oben).

5. Almanach der Radirungen. Zürich. Veith 1844 (ein Cyklus heiterer Gedichte zu Handzeichnungen von Schwind).

2. Herausgegeben.

1. F. Meyern's kleine Schriften. 3 Bände. Wien. Klang 1842 (ein, im Intereſſe der Sache übernommener Nachlaß eines der würdigſten deutſchen Denker im Felde der Staatswiſſenſchaften).

2. J. Mayrhofer's Gedichte. Nachlaß. Ebend. 1843 (ein Denkmal inniger Freundſchaft und verwandter Geſinnung).

3. Kleinere Aufſätze u. ſ. w.

1. Rezenſionen über J. J. Wagner, Carus, Littrow in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (Bd. 92, 105, 118); über anthropologiſche, philoſophiſche u. a. Werke in den Blättern für Literatur (von Kaltenbäck) und ihrer Fortſetzung (v. Schmidl) u. a. O.

2. Fragmente und Notizen zum Kunſtſtudium; im Stuttgarter Kunſtblatt (1836), in Frankl's Sonntagsblättern (1842 — 1846).

3. Ueber Kleinkinderbewahranſtalten (Blätter für Literatur zur öſterr. Zeitſchrift. 1835). humaniſtiſche und realiſtiſche Bildung (Blätter für Literatur von

*) 6. 1850. 7. 1851 (nach des Verfaſſers Tode).

Schmidl 1845), Wiedergeburt der Universität (s. oben „Rede beim Restaurationsfeste 1847").

4. Die übrigen zerstreuten Aufsätze (Aphorismen, Gedichte, Notizen u. s. f.) finden sich vom Jahre 1825 an in folgenden periodischen Schriften: Iris, Morgenblatt (Stuttg.) Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur (Witthauer), und in verschiedenen Albums und Sammlungsschriften.

Wien, 19. Jänner 1849.

Feuchtersleben.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Autobiographische Mittheilungen für die k. k. Akademie der Wissenschaften VII

I. Trieb. Bis 1826.

Den Musen 3

Lyra 4

Nach altdeutscher Weise 5

Im Zauberthale, unfern Linz. An G. 7

Lust und Leid 9

Abendstern 10

Liebe. 1826. 11

Lied vom Vergessen 14

Melancholie. 1. Morgens. 2. Abends 15

Shakspeare 17

Ein wahres Wort. 1824. 18

Resignation 19

Verlust 20

Lebensgewinn. 1826. 21

Herz 23

Zeitnützung 24

Seite

Bacchisch. 1., 2. 25
Ein Lied 26
Wein und Liebe 27
Kegelspiel 28
Rauchlied 29
Ermunterung 31
Gaben 32
Feierabend 33
Vögelwanderung 35
Unterm Wandern 37
In Röthen zu singen 38
Flug 39
Spruch 40
Beschauung 41
Im Walde 42
Jamben. I. 1. Vom Berge. 2. Maria Zell. 3. Lassingfall. 4. Höllthal. 5. Pernitz 43
II. 6. Posa. 7. Hamlet. 8. Ergebnisse. 9. Liebe . 48
Im Garten 52
Im Hochgebirge. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 55
Aus dem Osten. 1. Dschelaleddin Rumi. 2. Saadi. 3. Omar Chiam. 4. Hafis. 5. Dschami. 6. Ferhad. 7. Medschnun. 8. Jussuf. 9. Iskender. 10. Der Parse, des Morgens. 11. Zendavesta. 65
Mittelalter 77
Sonnenblume 78
Ermannung 79
II. Resultate 81
Distichen 126

Seite

III. Gelegenheitlich. Perſönlich.

Den Manen Göthe's. März 1832 135
An Karl Mayer. 1834 139
Für W. 140
An meinen Bruder 141
Mit W. Meiſters Lehrjahren; und Wanderjahren . . 142
Gloſſe 144
Nach der Aufführung des Götz von Berlichingen. 1830 145
Spaniſche Komödie 147
Zauberflöte 149
Brückeninſchrift 150
Gedenkbuchblätter. 1830. 1833. 1835. An Helene. 1834. 1834 151

IV. Im Sinne des Alterthums.

Dichterverdruß 157
Feſter Standpunkt 159
Beatus ille, qui procul — 160
Im ausgebauenen Forſte 161
Tages- und Nachtzeiten im Walde 162
Der moderne Kritikus an die Alten 165
Hexameter. (Fragmentariſch.) 166
Agamemnon des Aeſchylos 174
Vor Kunſtwerken. — Atlas; mediceiſche Venus; Niobe Geſtalten. 1. Ajas. 2. Oedipus der König. 3. Oedipus in Kolonos. 4. Theſeus zu Oedipus. 5. Apollonius 175 177

V. Sonette.

Die Sonette. 1. 2. 3. 187
Gebirgsnatur. 1. 2. 190
Liebe. 1. 2. 192

Seite

Dichtkunst. 1. Guarini. 3. Worthader 194
Canova. 1. Theseus und Eurbutos. 2. Christinen's Monument 196
Feist. 1833 198
Schiller. 1834 199
Dem künftigen Dichter (nach Goethe's Tode) . . . 200
Palingenesien 201
Epochen 202
Götz von Berlichingen 203
Egmont 204
Goethe 205

VI. Ghaselen.

Prologus 209
1. Widmung an H., der in einem Ghasel das Ghasel besang. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. Nach Hafis 210
Epilogus 228

VII. Erzählend.

Die Prophetensendung. Arabische Legende 231
Romanze 235
Mythen. I. Die Dioskuren. II. Klytia. III. Tithon. IV. Bithon und Kleobis. V. Chiron. VI. Menippa und Metiocha. VII Eleusinia. 1. 2. 3. 4. 5. 6. VIII. Die Glücklichen. 1. 2. 3. . . . 237
Der Sparterkönig 259
Todtenfeier 261

VIII. Dem Dichter. An M.

Auf des Dichters Buch. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. Mit Gedichten 267

Seite

IX. Sinn.

Zurechtweisung 281
Den Jüngeren 282
Schmiedelied. Paravbrastisch 284
Geschichte 285
Ethisch 286
Schüler; Meister 287
Beruf 288
Typen. I. 1. Schmetterlinge. 2. Sphinxe. II. 1. Die Aloiden. 2. Prometheus 289
Schatz 294
Stimmen vor der Schlacht 295
Zu Howards Andenken 297
Beata solitudo, sola beatitudo 298
Bewältigung 301
Vom Gebirge. 1. Geologisch. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 302
Epicharmos 311
Pflichttod 313
Chiser 314
Metamorphose. Glogguitz. 1834. 315
Zuruf 318
Muth 320
Stimmung 321
Höchstes 322
Aus Pestalozzi's Fabeln. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 324
Epochen 328
Ruhe 332
Der Templer 334
Poeten 337
Erziehung 339

Seite

Abschluß 340
Die Harfe 341

Uebersetztes.

Nach dem Polnischen. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. . . . 345
„ „ Französischen. 1. 2. 3. 350
„ „ Englischen. 1. 2. 352
„ „ Persischen. 1. 2. 3. 353
Der Gärtner und die Nachtigall 354
Aus Hafis 358

I.

Trieb.

Bis 1826.

Uns treibts hinaus in Jugendjahren,
Wir sollen Glück und Pein erfahren;
Es wirkt in uns ein dunkler Trieb —
Wir leben, dichten, ihm zu lieb;
Doch alle Wünsche, alle Triebe,
Verschmelzen bald in Einen: Liebe.

Ueber dieses Lebens Mühen
Ueber des Genusses Lücke,
Zimmere dir eine Brücke
Aus den liebsten Melodien;
Myrten bilden das Geländer
Wie auch Knospen heller Rosen,
Und als Schmetterlinge kosen
Träume um die blühenden Ränder.

Johann Mayrhofer.

Den Musen.

Mein Lied, es rauscht aus dunklen Klüften,
Es säuselt aus des Himmels Lüften,
  Ums Echo kümmert es sich nicht:
Es kommt doch nur aus meinem Busen
Und singt in Schlummer die Medusen,
  Wenn ihr Gelock mein Herz umflicht.

Auf eine Weile wird es stille —
Und selbst die warnende Sibylle
  Verkündet nichts, so lang' es tönt:
So stamml' ich euch denn Dank entgegen,
Ihr Göttlichen! für einen Segen,
  Der selbst des Menschen Loos verschönt.

Syra.

Auf dem Kahn, gebaut aus Jugendträumern,
Schifft der Mann die ungewisse Bahn;
Einzelne, verlorne Sterne schimmern,
Ihn umathmet rings der Ocean.
Die verlass'nen, veilchenreichen Auen
Kann sein Auge nimmermehr erschauen —
Fragend strebt es ins Gewölk hinan.

Antwort rollt ihm aus den schwarzen Fernen —
Es erbebt sich des Orkanes Wuth. —
Und, verlassen von den letzten Sternen,
Tanzt das Boot auf der empörten Fluth;
Leidenschaften, Todesblitze zischen,
Droh'nde Donner murren dumpf dazwischen —
Ueber Bord wirft er sein liebstes Gut.

Angstdurchzittert dröhnt der morsche Nachen,
Treibend übers weite, off'ne Grab —
Finst're höhnende Dämonen lachen:
Schöner Friede, der sich dir ergab!
Und verzweifelnd greift er in die Saiten —
Und des Schmerzes Melodie'n begleiten
Tröstend und verklärend ihn hinab.

Nach altdeutscher Weise.

1.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am liebsten hat,
Muß meiden;
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Wasserglas, —
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wisse! ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb bescheert,
Und hältst du sie recht innig werth,
Die Deine —
Es werden wohl acht Breter seyn,
Da legst du sie, wie bald! hinein;
Dann weine! ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn!
Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!

2

Nach Frankreich bin ich gangen,
In Wälschland war ich auch;
Sie haben Sitten allerlei,
Manch wunderlichen Brauch;
Sie haben dieß, sie haben das —
Es fehlt doch was;
Nur weiß ich nicht,
Was ihnen eigentlich gebricht;
Die Rede will nicht recht heraus,
Der Blick geht nicht vom Herzen aus,
Es ist nicht wie bei uns zu Haus!

Nach Deutschland bin ich kommen
Zurück nach manchem Jahr;
O wär' ich lieber blieben heim!
Ich war ein rechter Narr.
Und sucht wo Einer, was ihm fehlt,
In weiter Welt —
Glaubt sicherlich,
Er ist und bleibt ein Narr wie ich;
Er hat's daheim und geht hinaus,
Und kommt er heim, so ruft er aus:
Zu Haus nur ist man recht zu Haus!

* * *

Was einen Guten glückselig macht,
Es findet sich überall, bei Tag und Nacht.

Im Zauberthale, unfern Linz.

An G.

Weit, weit vom Stadtgewühle,
Vom wüſten Bacchanal,
Trag' ich die Schmerzgefühle
In dieſes ſtille Thal;
Hier, wo nicht Späher lauſchen,
Die Scabioſe ſprießt,
Wo mit des Mühlbachs Rauſchen
Mein Lied melodiſch fließt —
Hier laß mich weinen, weinen,
So recht nach Wunſch und Luſt,
Enthüllen dieſen Steinen
Den Inhalt meiner Bruſt.

* * *

Des Aethers Blau wird trübe,
Wie Roſen ſchimmert's drauf;
Dann ſteigt der Stern der Liebe
Am Horizont herauf;
Und wie aus Ahnenzeiten
Der Sage Dämmerſchein,
So quillt ein magiſch Läuten
Ins grüne Thal herein;
Der ſtille Vollmond, labend
Mit Ruhe und mit Pracht,
Glänzt, während noch der Abend
Aus goldnen Wellen lacht.

Da denk ich all der Lieben,
Der Lieben hier und dort —
Und fühle mich getrieben
Aus sich'rem Friedensport.
Ihr Pflanzen, grünt! und tragt nur
Der Erde Jahreszoll!
Der freie Mensch erfragt nur
Bei Menschen, was er soll.
Doch — enden die Geschicke
Den edeln Traum der Wahl:
Dann froh zu dir zurücke,
Du stilles Zauberthal!

Lust und Leid.

Was überschwenglich
Dich entzückt,
Das ist vergänglich,
Wird entrückt.
Stürmen alle Schmerzen
Auf dich ein,
Wird bald im Herzen
Friede seyn.
Kurz, stürmisch-schauernd:
Leidenschaft;
Still, aber dauernd:
Liebeskraft.
Was schnell entsprungen —
Schnell verweht's!
Was Schmerz errungen,
Fest besteht's!
Des Menschen Leben,
Wie sein Wort,
Es rauschet eben,
Rauschet fort:
Von Ort zu Ort, in
Lust und Leid. —
So rauscht es fort, in
Ewigkeit.

Abendstern.

Bist du noch fern,
Dämmernder Stern,
Wie vereinsamt irrt dann mein Blick!
Glänzest nun du,
Heilige Ruh'
Auf des Freundes Geschick:
Wie befriedigt ist er da!
Denn er fühlt sich Liebe nah
Fühlt in der Brust
Wehmuth und Lust,
Fühlt ein reines Glück!

Liebe. 1826.

Wenn dich alles,
Alles im Leben verläßt,
Die Hoffnung auch,
Die seligbetrügende
Jugendfreundin —
Dann kehrest du ein
In deines Busens
Ernste, schlummernde Wundertiefe.
Du schauest, staunest,
Und fassest dich.
Nicht was du verloren,
Findest du wieder —
Du findest mehr.
Wenn du aber,
Unglückseliger,
Dich selbst verlässest,
Dann irrst du betäubt, vernichtet,
Durch lichtlose, ewige,
Tonlose, unaussprechliche
Einsamkeiten.
Schwingen des Todes
Rauschen ums Haupt dir.

Wir klagen, wir irren
Auf Pfaden der Nacht.

Die schönen Wiesen,
Auf denen wir spielten,
Wir finden nie wieder dahin zurück!
Die blauen Alpen,
Von denen wir träumten,
Wir erreichen sie ewig nie!
Uns über'm Scheitel
Murren Gewitter,
Die Erde wankt
Unter unsern Füßen;
Sterne der Liebe,
Die dich geleiten,
Ewige Wolken
Bergen sie nun.

Tiefer im Busen,
Siehe! was schimmert
Licht auf den Pfad mir?
Bist du nicht auch
Ein Stern der Liebe?
Aber ein andrer
Wie die da draußen;
Saust mir im Tiefsten
Worte des Lebens:
Geliebt werden —
Es ist süß,
Aber es schwindet;
Selber lieben

Aus reiner Fülle —
Seligkeit ist es,
Göttlich lohnende dich,
So lange du dauerst.

Lied vom Vergessen.

Selig, wer den Lebensgluthen
Aus dem Lethe Kühlung trinkt,
Selig, wer in seinen Fluthen
Für die Ewigkeit versinkt!

Manche Quelle rauscht hienieden,
Klar und trübe, kalt und heiß:
Doch nur Eine sprudelt Frieden,
Frieden, der nichts will noch weiß.

Laß mich dieß Nepenthe nippen,
Reich' mir Hades, den Pokal!
Muthig, lustgewohnte Lippen,
Saugt euch an zum letzten Mahl!

Holde Schöne! süßes Wesen!
Nur die Stunde ist gewiß;
Wenn der Freund dir lieb gewesen,
So vergiß ihn, o vergiß!

Mit verwandelten Gebärden
Kosen wir vielleicht, mein Kind,
Wenn kein Waller mehr auf Erden
Weiß, daß wir gewesen sind.

Melancholie.

1. Morgens.

Der Morgen weht mit zarten Lüften,
Und ſpielt mit Gras und Blatt' und Blüth',
Und haucht aus tauſend ſüßen Düften
Erinnerung in mein Gemüth.

Wie bald verweht des Lebens Morgen!
Kein Frühling macht uns wieder jung;
Was bleibt uns, zwiſchen Pein und Sorgen,
Als du — als du — Erinnerung?

Momente kommen, gut und herzlich,
Und man vergißt das ſchlimme Jahr;
Ach, man gedenkt, entzückend-ſchmerzlich,
Der Stunden, da man glücklich war!

Das Leben iſt ein Kranz von Blüthen,
Tief zwiſchen Dornen eingewebt;
Nur die erringen, die ſich mühten,
Nur wer geweint hat, hat gelebt.

2. Abends.

Einer schwanke Wiege Schaukeln,
Bald darauf ein schmaler Schrein,
Jetzt der Morgenträume Gaukeln,
Jetzt des Abends fahler Schein.

Stetes Werden, stetes Schwinden,
Alldurchschallendes Warum!
Stetes Trennen und Verbinden —
Frägst du, Thor? Natur bleibt stumm.

Tausend Millionen Lichter,
Und die Nacht bleibt Finsterniß;
Tausend Weise, tausend Dichter —
Und das Unglück nur gewiß.

„Frisch! des Kummers dich entledigt!
Sanfte Ruhe! heit're That!"
Ach, es ist so leicht gepredigt,
Wenn man nichts erfahren hat;

Nicht erfahren, daß von Schmerzen
Selbst das Herz des Weltalls bricht,
Daß für edle Menschenherzen
Du nur Trost hast: falsch' Gedicht!

Shakspeare.

Atlas trägt die jammerschwere Kugel
Unsrer Welt auf seinen Riesenschultern,
Trägt den Sack und Pack der ganzen Menschheit;
Und im Tragen wälzt er sich die Kugel
Ueber'm Haupt, um sie von allen Seiten
Zu beschaun, sie etwa zu erleichtern,
Wenn er sie am rechten Punkte faßte: —
Leichter wird sie nicht! allein im Drehen
Unvermerkt glitt Jahr auf Jahr hinunter: —
Durch Betrachtung ward die Zeit getragen.
Und die Wunder alle, die uns Atlas
Von der Kugel zu erzählen wußte!
Wunder, welche dich, o Zeit! um manchen
Aeon noch betrügen werden! Doch du
Leihst dich willig, leihst dich gern dem hohen
Manne, dem Erheiterer der Stunden,
Dem Verschönerer des Glücks, dem Tröster
In getrübter Zeit, dem Kenner unsrer
Herzen, der wohl weiß, wo's Jedem weh thut,
Der für Jedes einen Balsam mitbringt,
Der mit Frohen lacht, mit Duldern trauert,
Dem Erlöser des Geschlechtes, der die
Leiden seiner Brüder trägt und ausspricht,
Dem Erzähler herrlicher Geschichten:
Dem verehrten hohen, lieben Atlas.

Ein wahres Wort.

1824.

Ein wahres Wort, es iſt ſo ſelten,
So ſelten wie ein wahrer Mann;
Die Falſchen laſſen es nicht gelten,
Das ſich nicht geltend machen kann.

Ein wahres Wort ſcheint kühl und trocken,
Das falſche gleitet leichter fort.
Zwar wenn die Räder alle ſtocken,
Da wär' es juſt am rechten Ort;

Doch da muß Fett her oder Eiſen,
Geht's nicht gelind, geht's mit Gewalt;
Wenn nur zur Noth die Räder kreiſen!
Das wahre Wort iſt längſt verhallt.

Doch nun iſt's mit der Kunſt zu Ende;
Das Holz iſt morſch, der Schmied iſt fort;
Da ſtehſt du nun, und ringſt die Hände:
Wo iſt — ach wo! ein wahres Wort?

Resignation.

Wenn' ich aufs Vergang'ne
Prüfend mich zurück:
Trifft auf ſchwarz behang'ne
Särge nur mein Blick.

Schau' ich in das Heute,
Was gewahr' ich drin?
Alles Leben deute
Auf Verwandlung hin.

Unerforſchter Weiten
Dämmerung verſchließt,
Was in fernen Zeiten
Mir bereitet iſt.

Und ſo ſchiff' und lenk' ich
Durch die Nacht dahin;
Wehlgemuth bedenk' ich,
Welch ein Nichts ich bin.

Laßt uns, was auch dräue,
— Weil wir das verſtehn —
Ohne Furcht und Reue,
Lächelnd untergehn!

Verlust.

Ach, wie so lachend,
Ach, wie so mild
Sah ich erwachend
Am Morgen dein Bild!
Und wie so labend,
Selig vergnügt,
Hat's mich am Abend
In Träume gewiegt!
Immer noch mein' ich,
Daß ich es habe —
Ach! und doch wein' ich
Ueber dem Grabe!

Lebensgewinn.

1826.

Zwischen Schmerz und Freuden,
Leben, fließe hin!
Hab' ich doch von beiden
Reichlichsten Gewinn!

Gottes Schönheit seh' ich,
Wie ich froh bin, ein;
Holde Pflicht — versteh' ich —
Soll mir Freude seyn.

Kommen dann die Schmerzen —
Kommt nur immerhin!
Lehrt bereitem Herzen
Kraft und Menschensinn!

So, in dunkler Tage,
Wie in heller, Lauf,
Baut, aus Lust und Klage
Sich die Weisheit auf.

Rinne, Strom des Lebens,
Rinne nur so zu!
Kannst doch nicht vergebens,
Flücht'ge Welle, du!

Liebe war am Quelle,
Liebe war im Hain —
Liebe wird, o Welle!
Wo du landeſt, ſeyn.

Herz.

Das seltsame, thörichte, fragende Herz,
Im Glücke so bang, so glückselig im Schmerz —
Was mag es nur ewig so klopfen?
Es klopft, ach! nicht ewig; es bebet, es harrt,
Bis das Blut in den Gängen des Lebens erstarrt,
Allmählich, von Tropfen zu Tropfen.

Dann schweigt es; dann ruht es; Dämonen der Welt
Sie tragen's ins Haus, das nicht Helios hellt,
Das die Schatten Persephone's schwärzen;
Doch die darin pochte, die selige Kraft,
(Die Hülse zerstiebte) — sie hat sich entrafft,
Und fliegt an das Herz aller Herzen.

Zeitnützung.

Unter dicht verrankten Zweigen,
Wenn des Tages Klänge schweigen,
Angehaucht von lauen Westen —
Lesen Dichter sich am besten;

Wieder: wenn man nächtlich-leise
Ausruht von des Tages Reise,
Ausruht von des Tages Pflichten —
Läßt es sich am besten dichten;

Aber wenn in bösen Stunden
Bluten die vernarbten Wunden,
Aufgeritzt vom Dorn des Lebens —
Lies'st und dichtest du vergebens.

Nachtisch.

1.

Hast in wonnevollen Tagen,
Ueber Lust und Pein getragen,
Du die Erde überschwebt?
Lustdurchschauert? Darfst du's sagen?
Qualberauscht? — Du hast gelebt!
Hat dir's nie im Taumelschweben,
Im Erlangen, Kühner-streben
Selig durch die Brust gebebt?
Nur der Uebermuth ist Leben!
Kennst ihn nicht? — Hast nicht gelebt!

2.

Ihr mühtet euch fruchtlos!
Was schöpft ihr Weisheit
Aus dem Gefäße
Der Danaiden?
Ein Dithyrambos
Ist unser Leben:
Wir wandeln rhythmisch
Ums Licht der Schönheit
In heil'gen Kreisen;
Die Götter sehn uns
Und nicken freundlich.

Ein Lied.

„Ein Lied iſt bald geſungen!“
Herr Krittler ſpricht's, und lacht;
Kritik iſt bald verklungen,
So bald faſt als gemacht!
Ein Lied, das ungezwungen
Mit ächten Frohſinns Macht
Ertönt von wackern Zungen,
Hat Manches angefacht,
Was Krittler nie erſchwungen,
Was Krittler nie erdacht;
Und iſt's nur ächt entſprungen,
So habt es wohl in Acht;
Dann ſey es friſch geſungen,
Und Krittler ausgelacht!

Wein und Liebe.

Ein Gläschen Wein iſt gar ſo gut;
Und wie's dem Herzen wennig thut!
Durch den charmanten Roſenflor
Kommt Einem alles roſig vor.

Dazu ein Pfeifchen, das gut brennt:
Das wäre ſo dein Element!
Warum denn nicht? Es ſchäme ſich
Der Gleißner deß, und gräme ſich!

Doch hat das alles keinen Sinn,
Wenn ich allein am Tiſchchen bin;
Ich bin nur ich; ich brauch' als du
Ein liebes Kind doch auch dazu:

Ein herzig's, das mit trinkt und lacht,
Und mir geheime Zeichen macht:
Allein hat's Trinken kein Gewicht;
Wozu denn das? Das mag ich nicht!

Kegelspiel.

Den Werfer soll der Wurf erproben!
Kraft und Gewandtheit lenkt das Spiel;
Ist nur die Kugel gut geschoben,
So kommt sie sicherlich ans Ziel.

„Allein, wird auch das Glück erhandelt?
Die Bahn ist holprig, sandig, feucht;"
Auch gut! so heißt es: angewandelt!
Der nächste Schub gelingt vielleicht.

Ein „Pah!" den Recensentenkegeln!
Man macht nicht immer alle neun;
Es werden doch von allen Kegeln
Am End' ein paar getroffen sein!

Und Bruder! den erschobnen Gulden,
Den trage du mir nicht nach Haus!
Soll man den Ruf vergebens dulden,
Ein Taugenichts zu seyn? — Trink' aus!

Rauchlied.

Laßt uns unſre Pfeifen ſtopfen!
Alles in der Welt iſt Rauch;
Herzen, die vor Wonne klopfen,
Bange Herzen, ſind es auch.

In den lieben blauen Wolkchen
Blaſen wir die Grillen weg;
Sind wir doch ein eignes Völkchen,
Ohne Arbeit, ohne Zweck;

Hören nicht des Mißmuths Flüſtern,
Der nur fern von Rauchern ſchleicht;
Hören bloß der Blatter Knüſtern,
Wie das Feuer durch ſie ſtreicht;

Riechen nicht, wie weiſ're Männer,
Schon von fern Verrätherluft;
Riechen nur als Kräuterkenner,
Unſers lieben Krautes Duft.

Unſre Feinde müſſen weichen,
Dampf und Qualm ſind unſer Schutz.
Unſer Troſt bei böſen Streichen
Iſt: auch wir ſind nicht viel nutz.

Drum die Götter zu versöhnen,
Zündet ihnen Opfer an!
Zwischen des Gesanges Tönen
Dampft mit Andacht himmelan!

Ermunterung.

Es flattern, ach! des Frühlings Bilder
Wie seine Schwalben, uns vorbei;
Die Stürme blasen wild und wilder,
Wir merken, daß es Winter sey.

Allein das Frühjahr im Gemüthe
Bewahrt mich vor des Winters Frost!
Wie herrlich, wenn des Scherzes Blüte
Verjüngend aus dem Schnee noch sproßt!

Ich weiß auf Erden nichts Erhabner's
Als einen heitern alten Mann,
Der, ohne Groll und Aerger, Rabners
Und Börne's Bücher lesen kann;

Der, trotz der Allgemeinen Zeitung,
Sein Pfeifchen ganz behaglich schmaucht,
Und, im Gewirr der Welt, zur Leitung
Nur einen Blick nach Innen braucht.

Doch wer als Mann den Scherz entfernt hat,
Er findet ihn im Alter schwer:
Ihr wißt, was Hänschen nicht gelernt hat,
Das lernet Hans dann nimmermehr.

Gaben.

Verſtand, um klug zu unterſcheiden,
Vernunft, das All in Eins zu faſſen,
Leichtſinn für unbeſiegbar Leiden,
Muth, wenn ſich Qualen zwingen laſſen,
Sinn für den Stoff des Glücks im Leben,
Und Phantaſie, ihm Form zu geben:
Fürwahr! ein ſolch halb Dutzend Gaben
Schafft' ich mir ohne weitres an;
Könnt ich ſie je beiſammen haben,
Schien' ich mir ein gemachter Mann!

Feierabend

Brüder, horcht! das Glöcklein klang
Uns zum Feierabend;
Wenn den Braven Schweiß durchdrang,
Kommt die Ruhe labend.

Wer da leere Halme drischt,
Bleibe stets geschäftig;
Wen die kräft'ge That erfrischt,
Raste, aber kräftig!

Raste im Genossenchor,
Freu' sich des Gelungnen —
Schwinge sein Glas mit empor
Zu emporgeschwungnen!

Edle Herzen öffnen sich
Zwischen wackern Scherzen,
Offenbaren brüderlich
Hoffnungen wie Schmerzen.

Nur der Falsche schließt sich aus,
Mit gelähmtem Muthe;
Singt ihn frisch und froh nach Haus, —
Daß er brav sich spute!

Halt! wer wandelt dort entlang
Weg von unsern Chören?
Dämpfet, Freunde! den Gesang,
Daß wir ihn nicht stören!

Was der Arme eingebüßt,
Wir ersetzen's nimmer!
Seine Bahnen übergießt
Keiner Hoffnung Schimmer.

Bringt ihm ungesehn dieß Glas:
Lindr' ihm Gott den Kummer! —
Nun den Abschiedstrunk, mit Maß,
Dann zum süßen Schlummer!

Stoßet an; den Thätigen!
Denen, die da leiden!
Allen soll es wohl ergehn!
Und so laßt uns scheiden.

Vögelwanderung.

Nun der Herbſt iſt kommen,
Nun fliegen wir fort
In ſüdliche Lande, —
Wie fröhlich iſt's dort!
Nun der Abend iſt kommen,
So brechen wir auf,
Vor Gevern zu ſchützen
Den nächtlichen Lauf.
Der Staar und die Wachtel
Probiren das Glück,
Es bleibet vom Buchfink'
Das Männlein zurück.
Hoch trägt ſich die Schwalbe
Auf herbſtlichem Wind;
Nach Süden, nach Süden!
Ihr Kinder, geſchwind!
Ihr Gatten, ihr Brüder,
Lebt wohl, die ihr bleibt!
Wir kommen erſt wieder,
Wenn die Kne[illegible] treibt.

Es wandern die Vögel,
Die leichten, ſo gern;
Es wandern die Freuden,
Es wandert der Stern;

Es wandern die Leiden,
Die flüchtigen auch:
Es iſt ſo das Wandern
Nun einmal der Brauch!
Der Staar und die Wachtel
Verſuchen das Glück —
Und, fauler Geſelle!
Und du bleibſt zurück?
Halloh! die noch ſchlafen,
Von Träumen friſch auf!
Mit Strahlen Aurorens
Beginnt mir den Lauf.
Im Schlafe wird Keinem
Die Palme des Siegs:
Wohlauf denn! ſo rühr' dich!
Das Ziel winkt — erflieg's!

Unterm Wandern.

Sieh nur: sie hätscheln sich, schelten sich Freunde.
Flüchte mit uns aus der schalen Gemeinde!
Unter Vernünftigen, kräftig Gesinnten
Wirst du veredelt dich wiederfinden.
Innig beisammen, und trennten sie Welten —
Was Einer ist und kann, lassen sie gelten;
Bei der Begegnung, unter dem Wandern,
Stärket sich herzlich Einer am Andern,
Selten durch Worte, öfter durch Thaten —
Jeder will helfen, Keiner wird rathen.
„Bruder, was schaffst du?" „Ach, ich bin müde!" —
„Gut! so ersauf' dich! drunten ist Friede."
Nun ja, ich schaffe schon! Glückliche Reise!
„Leb wohl! frisch abgewandt! kennst ja die Weise."

In Nöthen zu ſingen.

Larifari heißt das Wort,
Welches mich am tiefſten tröſtet,
Wenn der Böſe meine Seele
Auf dem Roſt des Kummers röſtet.

Fiel denn meines Aug's Gewäſſer,
Als ich laut mein Elend klagte?
Als ich Larifari ſagte:
Seht! da ward's auf einmal beſſer.

Wort des Segens, Wort der Liebe!
Linderndes das Lebensjoch!
Wenn dem Menſchen nichts mehr bliebe,
Bleibt ihm Larifari noch!

Was kein Dichter je beſchrieben,
Unſern Jammer, Angſt und Graus,
Unſer Leben, Hoffen, Lieben —
Larifari drückt es aus.

Darum, wenn das arme Herz
Reue, Qual und Sorge preſſen,
Wend' es ſich im ſtummen Schmerz
An das große Larifari!

...ing.

Fasse, Seele, nun die Zügel!
Deiner Herrlichkeit gedenke —
Blicke nicht auf Au' und Hügel —
Stumm vorüber, vorwärts lenke!

Stürzt auch rechts und links vom Wagen
Manches Kleinod, Göttergabe —
Mag es stürzen! Freude tragen
Wird's dem Keuchenden am Stabe.

Der dir folgt, der mit Entsetzen
Schaut den Sturmflug deiner Rosse:
Laß ihn schauend sich ergötzen;
Auf! Du bist nicht sein Genosse.

Icarus verfiel den Wogen,
Phaetons Geschick, wir kennen's!
Du, Ixion! wardst betrogen
In der Wollust des Entbrennens;

Und der Schwächling hört's mit Beben!
Wir, Genossen! glühn und streben:
Was auch dunkle Parzen weben,
Leben wagen wir fürs Leben!

Spruch.

Beachte sorgsam Alles,
Die Welt wie das Gedicht,
Den Weisen, wenn er schweigt, und
Den Thoren, wenn er spricht.
Des Menschen Aug' verträgt nicht
Das ungetrübte Licht.
Und ohne Träumen hätte
Das Wachen kein Gewicht.
Erkenne, was dir wurde,
Woran es dir gebricht!
Was Welt und Stunde fordern,
Vollbring's und zaudre nicht!
Wer sinnt und sinnt und zögert,
Bleibt trotz dem Sinn ein Wicht —
Den nenn' ich einen Helden,
Der, wenn er fällt, noch ficht.
Verschließ in Groll dein Herz nicht,
Es liebe, bis es bricht;
Erinn're dich und hoffe!
Vergiß und fürchte nicht!

Betrachtung.

Vom ekten Spiel des Tags ermüdet,
Von ſtiller Einſamkeit umfriedet,
Senk' ich das Haupt in ernſter Luſt,
Melancholie! an deine Bruſt.

Du, Leben! biſt das Schlangenbild:
Wer es beſchaute, ward geſund;
Du biſt die Sphinx: wer ſie enthüllt,
Ihn ſtürzt ſie in den Opferſchlund.

So laß mich denn, in ſinſt'rer Stunde,
Mich in dein grau'nvoll Wort verſenken,
Und männlich ſinnend, jede Wunde,
Die du uns grauſam ſchlägſt, bedenken.

Sie ſey'n geöffnet — mag es bluten!
Der tiefe, ungeheure Schauer,
Die große, rettungsloſe Trauer,
Sie ſollen furchtbar mich ermuthen.

Der Schwache kehrt den Blick vom Ziel —
Ich zitt're nicht, der Würfel fiel:
Nun mag es donnern, mag es nachten!
Ich will mit ſtummem Muth betrachten.

Im Walde.

Wenn der Geknechtete,
Schnöde Geächtete
Schonungslos rechtete,
Wenn er den Glauben ließ,
Liebeswort von sich stieß,
Trost in die Lüfte blies —
Wer von euch richtet ihn?
Fraß ist der Thierheit Heil,
Zwiespalt der Menschheit Theil:
Geht hin, und schlichtet ihn!
Heilige Lüfte! Dank!
Wer eure Düfte trank,
Spürt, wie das Staubgewand
Tief in die Grüfte sank —
Und, wie die Welt verschwand,
Ahnt er ein Glaubensland.
Geister, sie suchen ihn,
Rauschen durch Buchen hin,
Höhnen, zu Sturm geballt,
Menschlicher Wurmgewalt:
Edlem Gemüth verwandt,
Eng ins Geklüft verbannt,
Welle, dich kräuseln sie —
Liebevoll säuseln sie
Hoffnungslos Müden Ruh',
Freiheit und Frieden zu!

Jamben.

I.

1. Vom Berge.

Euch reinſten, unvergeßlichen Genüſſen,
Genüſſen der Natur ein Weiheblatt!
Der Lebenswallfahrt denk' ich: im Beginn
Reißt Traumeskraft den Pilger hin; da ſtürm' es!
Was kümmert's ihn, wenn's um die Füße ſtäubt,
In gern entblößten Locken wühlt? Dortbin!
Dortbin! Was Abgrund, Berg und Strom! — Und hoch
Und höher geht's. Er ſchwindelt. Der Genoſſe
Reicht treu den Arm. — Wenn nun die ferne Welt
Zu ſeinen Füßen ruht, wenn er zurück
Auf alle Schluchten blickt, die ihn beengt,
Wenn Aether, Freiheit ſpendender, ihn labt —
Da raſtet er. Es iſt ein Augenblick!
Auf! einen Scheidegruß! und nun hinab!
Bleibt er doch ewig in der Tiefe nicht:
Er weiß nun, daß es Gipfel gibt! — Du ſprachſt's,
Und unſer Blick fiel auf Ruinen, die
Ein ſtill verwitterndes Geröll beſtändig
Den Berg hinab an ſchroffe Ufer ſandten,
Wo ſie des Stromes ſchlummerloſe Wogen
Zerbröckelnd, löſend, in die Ferne ſpülten.

2. Maria-Zell.

Vergebens sucht ihr auf bestaubtem Heerweg,
Mit müß'ger Eil', in Kutschenpolstern träumend,
Was euch entflieht. Der rauhe Pilger dort,
Auf knotigem, gespitztem Stabe, kühn
Von Fels zu Fels die Schwindelhöhe suchend —
Der eurem Aug' jetzt fern und ferner schwankt,
Bis ihr ihn ganz verliert — nie wendet er
Den Adlerblick nach euch, nie nach den Stegen,
Die er verließ, zurück; ein rauh Gewand
Umhüllt der Glieder ruhelose Kraft —
Der Abend, der dich drunten schon umfängt,
Glüht ihm ein feierlich Willkommen zu:
Und während du, vom Nichtsthun dumpf erschlafft,
In enger Stube schalen Träumen fröhnst,
Glänzt ihm des Vollmonds friedenreiches Blau
Gewährung seiner tiefsten Wünsche zu.

3. Lasing-Fall.

Sieh hier ein großes Leben! Dunkel brauſ't's
Aus ernſt geheimnißvoller Schlünde Nacht,
Stürzt ſich auf Klippen hin, umwallt ſie ſpielend,
So lang der Sonne Bild ſein Herz durchzittert,
Sauſ't ſtürmiſcher darauf, wenn Regengüſſe
Die Brandung ſchwellen, daß des Lichtes Pracht
Sich über ihm, nur noch im Schaume, malt,
Und donnert raſtlos, Strom auf Ströme gießend,
Der Tiefe zu, die ewig fort verſchlingt.
Wir wandern weiter: und nun wird es ſtill,
Ein ſanft begrüntes Alpenthal umſchließt uns.
Aus finſt'rer Schlucht wälzt edel ruhevoll
Ein Strom ſein ſilbernes Gewäſſer her:
Der blaue Himmel ſchläft in ſeinem Schoß.
Der Erde Blüthenwelt bewacht das Ufer:
Kaum glaubſt du mir, wenn ich dir ſage: Dieß
Sind die Gewäſſer, die da oben lärmten.
Ein grüner See nimmt jetzt die Fluthen auf,
Die, ungemiſcht, durch ſeine Wellen fließen,
Von Strom zu Strom, dem Oceane zu.

4. Höllthal.

Wo ſind wir hingelangt? iſt das noch Welt?
Dann ſind es ihre Marken. Hier beginnt,
Was nur das Schweigen nennt. Ein Todeshauch
Weht über ſtarr Gebild. Der Schritt verſagt.
Es ſcheint der Seele Puls zu ſtocken. Keck,
Des Jägers höhnend, ſchaut der Geier dich
Aus ſeinem Neſte an. Der ruß'ge Köhler
Geht ſtumm vorbei, und grüßt dich nicht. Der Schritt
Hallt einſam hell von Fels zu Felſen wieder.
Mit jeder Krümmung wird es trauriger.
Hier fühlſt du dich allein. Nun merk' es recht,
Und präge tief das Bild in dein Gemüth!
Ein leiſes Murmeln ſtört nicht dein Betrachten:
Es iſt der Lethe, der das Thal durchrinnt.

5. Pernitz.

Mich nimmt die hold beſchränkte Kammer auf,
Mit Väter-Hausrath ländlich ausgeſchmückt;
Das Rad der Spinnenden ſchnurrt Schlummermährchen.
Der Bauern ſpät Geplauder brummt herüber.
Erquickungsſchlaf deckt den Ermüdeten,
Bis ſchon ein Strahl durch's kleine Fenſter grüßt.
Nun richt' ich mich aus Federn blinzelnd auf,
Das Aug' zur Oeffnung wendend. Welch' ein Morgen!
Ein heilig Dunkel deckt der Alpen Schoß,
Und ihre Häupter röthen gold'ne Wälder.

II.

8. Posa.

Du träumſt ſo ſchön. Dir dünkt die Welt ſo gut,
Weil du es biſt. Du öffneſt deinen Buſen,
So treu, ſo warm, ſo groß: es hätte drinn
Die ganze Menſchheit Raum. O ſchließ' ihn wieder!
Mir iſt, als ſäh' ich ſchon den Pfeil gelegt,
Der auf ihn zielt. Die Welt erträgt es nicht,
Daß man ſie liebend wähnt, die giftdurchdrungne;
Ach! liebſt du zweifach, wird ſie zweifach haſſen:
Sie ſchlingt den Arm um dich; du mußt erblaſſen.

7. Hamlet.

Du traumſt ſo ſchwer. Die Welt dünkt dir ſo ſchlimm;
Sie iſt es nicht. Wach' auf', ermanne dich!
Du ſchließeſt deinen Buſen, du vergräbſt
In ſeine unnahbaren Schlünde, was
Du nicht vergraben ſollteſt, was du laut
Mit Weltgerichts-Poſaune künden ſollteſt,
Daß Berge wankten, und in ihren Trümmern
Die Schuldigen begrüben. Doch du ſcharrſt,
Wie graſen Unheilszunder, in das Mark
Der Bruſt das tödtliche Geheimniß ein;
Da kocht es nun, da gährt's und waltet leiſe,
Mit gräßlich um ſich greifender Gewalt,
Recht wie das Gift, das heimlich aus dem Innern
Den edlen Bau des Körpers untergräbt;
Noch ahnſt du nichts, noch träumſt du wachend fort —
Da nachtet's dir vor'm Blick; es iſt vorbei.
Die Deinen ſtehn um deinen Sarg und jammern:
Hätt' er durch Hilfsruf ſich geoffenbaret —
Er wär' gerettet, und wir wären's mit!
Dieß iſt die Welt. Wer ihr vom Antlitz kühn
Die Larve reißt, wird ſiegen, und wird leben;
Doch wer, wie du, den Gram in ſich verſenkt,
Denkt, daß er ſtirbt, und ſtirbt indem er's denkt.

8. Ergebniſſe.

Geſchichtlich dein Erlebtes überſinnend,
Merkſt du: Dein Kern iſt in dem Kern des Alls.
Vom Mai der Kindheit, durch der Jugend Schwüle,
Bis zu dem Herbſt wehmüthiger Betrachtung
Schlingt ſich ein zarter Faden bindend her,
Der deinem Auge nicht entgeht. Er eint,
Was unvereinbar ſchien. Denn, wie im All,
So iſt im Menſchen ein Geſetz, das ausgleicht.
Verſuch's ein Nichts zu ſeyn! Du bleibſt doch Kraft,
Und wirkſt; denn nichts im Ganzen iſt ein Nichts.
Verſuch' es, mehr als Menſch zu ſeyn; ſetz' dich
Dem Ganzen gleich! Freund! es verdaut dich doch,
Und läßt dir nichts, als eben Dich. Was lebt,
Es lebt im wechſelnden Triumph der Kräfte —
Von Stufe wächſ't zu Stufe der Contraſt;
Je höher das Geſchöpf, je edler ſelbſt
Der Menſch, es ſcheint ſich deſto mehr in ihm
Zu widerſprechen. Und was hat in dir
Den Kampf geſchlichtet? ſprich' es aus: die Liebe!
Sie gab dem Geiſte Schwung, ein Bild dem Herzen,
Dem Denken Leben, Milde dem Empfinden;
Sie gab zum Fußen eine reiche Erde,
Zum Wiederaufblick einen Himmel dir!

9. Liebe.

Verweile hier, und wiederhole dir's!
Ist's doch des ewigen Verweilens werth —
O könnte man's lebendig wiederholen!
Da wardst du Mensch, als Liebe dich berührte.
Als noch die Welt, ein graues Räthselknäuel,
In deiner Hand lag, ekel zu entwirren,
Die Zukunft, kalt und wüst und farbenlos,
Ein Nebelmeer, um deine Brust sich legte:
Wie war dir da! wie zog die Seele damals
Mit ihren Wünschen, ihren Kräften allen
Sich in ein selbstgenügsam Nichts zusammen!
Du dachtest dir das Leben so. Da traf
Der schöpferische Strahl auch deine Mitte:
Du wardst gelöst, und deine Zweige blühten,
Und deine Frucht reift Ewigkeiten zu.

Im Garten.

Lucia.

Schon wird es Abend. In erhabner Ruh'
Neigt ſich die Sonne ſchon dem Meere zu;
Und eh' ſie noch die Strahlenbahn vollendet,
Wird uns der Erſtlingsſohn der Nacht geſendet;
Ihm folgt der Brüder dämmernde Begleitung,
Dem ernſten Geiſt zu ſchöner, tiefer Deutung.
Wie glücklich, Otto! ſind wir. Wir verſtehn,
Was Tauſende mit offnem Aug' nicht ſehn:
Des Waldes Pracht, die Herrlichkeit der Flur,
Das ſtille Schaffen liebender Natur —
Die Liebe fühlt, die Liebe faßt es nur.

Otto.

Wie glücklich ſind wir! All mein Dürſten ſtillt
Das Labſal, das mir in dem Worte quillt:
Wir lieben uns! Wir fühlen Luſt und Schmerzen
Mit doppelten und mit vereinten Herzen.

Lucia.

Und nun ein Drittes noch!

Otto.

Ein ſtarkes, wahres!

Lucia.

Doch, wenn's das alte blieb, ein unzähmbares.
Ich ſeh' ihn noch, wie er, ein trotz'ger Knabe,
Sich eigenſinnig in ſich ſelbſt verſchließt,
Und jede Gunſt verſchmäht und jede Gabe,

Die dankbar froh ein sanftres Herz genießt —
Weil seine Wünsche, fern von Jugendspielen,
Schon früh nach ernstern, seltnen Gütern zielen.

Otto.

Ob er wohl noch des frohen Otto denkt,
Dem Walther's Bild noch stets vor Augen schwebt?

Lucia.

Was einmal sich in seine Brust gesenkt,
Ruht wie die Perle, die das Meer begräbt.

Otto.

Und wenn er durch die Schwester nun den Freund
Sich neu verbunden, sich verwandt empfindet —

Lucia.

Vielleicht, daß er dann zweifach sich uns eint —
Vielleicht, daß ihn ein drittes Band auch bindet!

Otto.

O könnt' er lieben!

Lucia.

Und wie könnt' er's nicht?
Er, mit dem kräft'gen, wunderbaren Herzen!

Otto.

Ach! jener liebt nur, dem in Wonneschmerzen
Das zarte Herz vor süßer Wehmuth bricht.

Lucia.

Ein schwaches Herz bleibt nicht am andern hangen.

Otto.

Ein starkes Herz gibt sich nicht gern gefangen.

Lucia.

Ob ſtark, ob ſchwach, zum Glühen und zum Lieben
Wird ein Herz wie das andere getrieben.
Das Herz, das erſt auf ſtrenge Kraft gepocht,
Wird nur zu bald! durch Treue unterjocht —
Und jenes weiche, erſt ſo zart empfindlich,
Es hat gewählt — nun iſt's unüberwindlich.
Denn ächte Liebe ſchwächt nicht, ſondern ſtärkt —
Doch ſieh! indem wir plaudern, unvermerkt
Hat Stern auf Stern im Blauen ſich entzündet:
Nun horche ſchweigend, was die Nacht verkündet!

Im Hochgebirge.

1.

Wo Föhren rauſchen, Buchen flüſtern,
Der Waldſtrom ernſt hinunterbrauſ't
An Blöcken, die den Paß verdüſtern,
Der Katarakt in Schäumen ſauſ't,
Wo nur der kühne Waidmann geht,
Nur Köhlers Hütte einſam ſteht,
Und über's Bild der Oede hin
Die Schatten düſtrer Wolken ziehn —
Da fühlſt du dich! nicht dich allein —
Es iſt ein ungetheiltes Seyn:
Natur in dir, dich in Natur,
Biſt du auf wunderſamer Spur.
Wie voll, wie ſprechend iſt es hier!
Es neiget ſich dein Gott zu dir —
Das Fremde, Aufgedrungne fällt,
Du biſt mit dir in deiner Welt.
Dieſes Bild, bewahr' es treu
In der Arche deines Innern:
Sollſt im Menſchengewühle
Dich geſtärkt daran erinnern.

Dumpf sauſ't es durch die Wälder,
Todt liegt die weite Flur —
Es weint auf Wieſ' und Felder
Die trauernde Natur.
Dein Lenz iſt auch vergangen —
Wer bringt ihn dir zurück?
Dich triebe das Verlangen,
Dich feſſelt das Geſchick.
Was ſoll da weiter werden?
Dasſelbe, was da war.
Das Daſeyn wird auf Erden
Dem Sterblichen nicht klar.

3.

Ob ſich auch der ahnungsvollen
Wolken Heer da drüben thürmt,
Ob die Donner näher rollen,
Hier empfind' ich mich beſchirmt.

Von der Föhren Grün umgittert,
Von dem Harzgedüft umwittert,
Schau' ich nieder auf das Thal,
Während hier der falbe Strahl
Kaum durch düſtre Nadeln zittert.

Stumm genießend zieht die Heerde
Noch am Fluß der Weide nach,
Landmann furcht die braune Erde
Noch mit hoffender Geberde,
Waidmann klatſcht die Echo wach.

Aber Schatten über Feldern
Künden ſchon von jenen Wäldern
Der Gewölke ſtillen Zug;
Hoher Fichten Aeſte knattern,
Und der Krähen Schwärme flattern
Tiefer mit geſchrecktem Flug;

Und des Waldſtroms Wellen rauſchen
Wie geängſtigt lauter auf,
Liſpeln, kehren wieder, lauſchen,
Und beſchleunigen den Lauf.

Laß die ganze Schöpfung fliehen,
Aber Menſch! beharre du;
Wie die Wetter nahen, ziehen,
Schaue mit Ergebung zu.

Manchmal ſenkt der Vater gnädig
Seines Auges Huld auf dich —
Fühlſt dich aller Feſſeln ledig —
Des Geſchlechtes Fluch entwich.

Sieh nur, wie die finstern Massen
Ihre Züge nordwärts lenken,
Deinen Bergen Freiheit lassen —
Den verehrten, stummen, weisen,
Wundersamen Schöpfungs-Greisen.

4.

Des Mittags Hitze war verglüht. Das Thal
Erquickte sich an abendlichen Düften;
Es wiegte sich der goldne Scheidestrahl
Auf Zweigen, lind bewegt von zarten Lüften.

So schlägt das Leben auf in Purpurflammen,
Des Ruhm's, der Liebe Perlen sprüht's um sich;
Und kaum genießest du, da schlägt um dich
Die alte Nacht das Faltenkleid zusammen.

5.

Das ist denn doch der schönste Punkt!—
Wo die Natur von allen Seiten,
Aus trauten Nähn, erhabnen Weiten,
Sich mit der Allmacht Gürtel schmückend,
Dem Menschen groß entgegenprunkt,
Als wollte sie dem Armen sagen:
Nun reime zu! Du bist geschlagen.

6.

„Dicht vom Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn."

Tieck.

Anders spricht es mir im Innern,
Von derselben Welt umgeben:
Stille Hoffnung, hold Erinnern
Lispeln mir: „Hier sollst du leben!

Sieh' nur, wie ein innres Werde
Grünend selbst dem Fels entquillt:
Weile gern auf freier Erde,
Deren Brust von Leben schwillt!"

Und so sag' ich's, wie ich's fühle:
Im erbärmlichen Gewühle,
Wo nur Schiefheit gilt und Schein,
Wird die Seele manchmal müde —

Unten — denkt sie — wäre Friede!
Aber hier, wo Segensfülle
Wuchert in erhabner Stille,
Hier erquickt es mich: zu seyn!

7.

Daß ein Gott dein Blatt berühre,
Bleibe baar des Wissens-Schwalles!
Nimm den Griffel und copire:
Die Natur enthält schon Alles.

Hatte mir es vorgenommen,
Aber anders war's gekommen;
Unter Riesen-Schöpfungsbildern
Da verging die Lust zu schildern.
Auf der Alpen Himmelszinnen
Will die Welt in Duft zerrinnen;
Tiefste Stille, schweigsam Walten —
Können Worte das gestalten?

8.

Die Wolken, deren stiller Gang
Dort der Gebirge Haupt befeuchtet,
Den untern Wellenrand entlang
Sind sie vom Abendgold beleuchtet;
Wenn oben schon ihr düster Grau
Sich scheidet aus krystall'nem Blau.
Sie schwimmen über dunkle Zinnen,
Die westlich unser Thal begränzen;
Die letzten Purpurstreifen glänzen —
Ein Scheideblick — sie sind von hinnen!

Nun liegt das Dorf in ſanfter Feier
Des Sonntags-Abends vor uns da;
Die Waldgebirge zeigt ein zarter Schleier
Dem Blicke ferner, dem Gemüthe nah.
Auf der beſtaubten Straße rollen
Die Wagen ihrer Nachtherberge zu;
Des Tages Klänge ſind verſchollen,
Der Abend will und ſpendet Ruh'!
Nur aufgeſtörter Hunde Bellen
Durch's dumpfe Brauſen von der Mühle,
Und heimgetriebner Kühe Schellen —
Ein holdes, trauliches Gemenge
Der ländlich heitern Abendklänge —
Bewegt ſich auf den linden Wellen
Der Balſam ſchwangern Aetherkühle
An mein geſchmeichelt Ohr herüber.
Jetzt wird das Blau im Oſten trüber,
Faſt violett; die erſten Sterne flimmern,
Und ein entferntes Schimmern
Läßt auf gewohnten, zart umwölkten Bahnen
Des Mondes liebe, leiſe Schritte ahnen;
Wie Nachtviolen prangt die ſtille Luft.
Der Wieſe holde, thauerquickte Kinder
Verſchwenden reicher ihren Schlummerduft;
Die heil'ge Nacht, die Tröſterin, ſie ruft —
Der Druck des Lebens ſcheint gelinder.

9.

Noch immer ruht der Geist dort oben!
Des Thales Reiz lockt ihn vergebens;
Da drunten schwillt die Fluth des Lebens,
Die Freiheit und das Glück sind droben;
Als Düfte lagern sie auf bunten
Heilsamen Alpenkräutern sich:
Sie labten, da du klommst, auch dich;
Für Nebel hältst du sie von unten.

10.

Ein schuldlos kräftiges Geschlecht
Von Urgebirgen eingeschlossen,
Der Fichten würdige Genossen,
Von Wahn und Buße ungeschwächt;

In weitzerstreuten braunen Hütten,
Von Felskolossen halb verdeckt,
Auf die von ew'gem Sturm geschreckt
Bergquellen ihre Perlen schütten;

Der Wurzeln rauh verschürzte Knoten,
Von feuchten Moosen dicht begrünt,
Wohin sich kaum der Mensch erkühnt —
Nur ihr, thauschwangre Himmelsboten!

Wohin, von ferne nur, der Rauch
Der Meiler, und der Mühle Takt
Sich mischen in des Aethers Hauch,
Und einsam groß die Klippe ragt;

Hier sind die dichterischen Zeilen
Ein bloßes Schlagwort dem Gedächtniß:
Du wirst mit süßem Schmerz dabei verweilen:
Es war! — das ist der Seligkeit Vermächtniß.

11.

Ich kam heraus, um schweigend zu genießen,
Doch mir gelingt das Schweigen nicht;
Wie soll ich das Gefühl verschließen,
Das durch des Busens Schranken bricht,
Wo Strom und Forst so mächtig spricht?
Ihr, die ihr mühsam schale Reime
Aus dem verdorrten Kiele preßt,
Und sie mit kühlen Witzes Leime
Zur Aezung frecher Gäste näßt —
Was gäbt ihr mir für die Empfindung,
Die jetzt, ein Waldstrom, in mir schwillt,
Und in der Rhythmen kühner Rundung
Aus übervoller Seele quillt?
Der Träume feenhafter Chor,
Die Fülle wechselnder Gestalten,
Der Hochgedanken ernstes Walten

Sie drängen fordernd ſich hervor;
Ich lauſche ſtaunend dem Entfalten —
Denn wer vermöchte ſie zu halten?
Was mir der Fels, die Welle klagen,
Dem Blatte muß ich's wiederſagen:
Ich ſorge wenig um das Wie —
Und dieſes Muß iſt Poeſie.

12.

Schönen Lebens-Frühlings Blüthe,
Angedenken aus den Bergen!
Ewig theuer dem Gemüthe,
Sollſt du dich der Welt verbergen;
Dennoch ſtrömſt du aus in Liedern,
Meinem Herzen zum Gewinn;
Hoffſt, ihr Klänge! kein Erwiedern —
Aber tönet immerhin!

13.

Sie tönten fort, die lieben Lieder,
Die Jugend brachten ſie nicht wieder —
Doch Dank ſey dem, der ſie beſcheert:
Erinnerung iſt auch was werth!

Aus dem Osten.

1. Dschelal-eddin-Rumi.

Was schlägt aus träumerischen Fernen
Wie Aeols-Klänge an dieß Ohr?
Was trägt zu wundervollen Sternen
Ein längst vereinsamt Herz empor?

Der Himmel glänzt, Planeten rauschen,
Man spürt die Pulse der Natur;
Die Geister meines Lebens lauschen,
Sie merken ihres Ursprungs Spur.

Es ist kein Träumen, ist kein Denken,
Ist kein Gefühl, das steigt und fällt —
Nennt es ein mystisches Versenken
In's liebevolle Herz der Welt.

Es birgt sich nicht den Schmerz, zu schwinden,
Der höchsten Liebe tief gewiß —
Gewiß, sie dann auch noch zu finden,
Wann schon des Daseyns Kleid zerriß.

2. Saadi.

Ueberwindest du auch Schmerzen,
Wähne nicht, es sey gethan!
Das Geschick, es findet Bahn
Zwischen Munterkeit und Scherzen
Hüte dich vor diesen!

Was dir eigen, auszumerzen,
Glaube mir, es wird mißlingen;
Eigne Schwungkraft muß verschmerzen,
Wer's versucht mit fremden Schwingen:
Hüte dich vor diesen!

Flackernder als glüh'nde Kerzen,
Lockender, vergänglicher —
Als das Weltmeer fluthender,
Tiefer noch sind Weiberherzen;
Hüte dich vor diesen!

Die Erfahrenen, die Dichter,
Predigen seit langen Jahren;
Doch die Welt folgt nur erpichter
Jenen, welche nichts erfahren;
Hüte, hüte dich vor diesen!

Hoffe, liebe, glaube, wage!
Sinne, dulde für und für!
Freue dich der zwanzig Tage —
Aber hüte dich vor dir!

3. Omar Chiam.

Lehre heischt man vom Gedicht,
Schmeichelei darneben;
Leider kann's nicht Unterricht,
Nicht Behagen geben.

Denn ein Lied ist so ein Ding,
Das nur für sich selbst lebt;
Schätze schätzt man nicht gering,
Wenn man sie erst selbst hebt.

Eins, in Gottes Namen, Freund!
Kann ich dir vertrauen:
Nichts belacht und nichts beweint,
Emsig um dich schauen!

Muthig vorwärts in's Geschick:
Wolken sind Geschicke!
Trenne sie mit klarem Blick:
Sey's auf Augenblicke!

Was einmal vorüber geht,
Bester Freund! das hält nicht;
Und wer keinen Spaß versteht,
Der versteht die Welt nicht.

4. Hafis.

Daß ich deine Schönheit liebe,
Irrthum hat man das genannt,
Und der zarteſte der Triebe
Ward zum Laſter hingebannt.

Irrthum! was iſt Irrthum? Nennen
Will ich euch die rechte Spur:
Irrthum iſt es, zu verkennen
Das Begehren der Natur.

Laſter! was iſt Laſter? Richtet
Auch hierüber die Natur?
Ja, ſie richtet; und ſie ſchlichtet:
Mangel iſt's an Liebe nur.

Fragt das Alter, fragt die Jugend,
Was denn Irrthum, Wahrheit ſey?
Seine Laſter, ihre Tugend
Sind ſo ziemlich einerlei.

5. Dschaim.

Jedem darfst du nicht, Dschaim,
Schmerzen klagen:
Klag' sie Jenen, die sie im
Herzen tragen.
Denn die Liebe nur versteht
Liebeszeichen;
Mein Ziel wird, wer mit mir geht,
Mit erreichen.

6. Ferhad.

Will den Stein zum Bildniß hauen,
Nimmer müde, für und für;
Einmal werd' ich sie doch schauen,
Einmal komm' ich doch zu ihr!

Weh! ich fühl's; ich fühl's mit Grauen —
Einmal werd' ich müssen ruhn:
Meinen Leichnam wird sie schauen
In dem Berge Bisutun.

Mag sie dann mit Thränen schauen,
Wie ich liebte! es genügt;
Und so laßt mich rastlos hauen,
Bis der Stein ihr Bildniß lügt.

7. Medschnun.

Laß mich nicht der Flamme wehren,
Wenn sie ewig mich umfließt,
Laß mich hastig, hastig zehren,
Wenn die Kost vergänglich ist!

Laß mich hüten, mich verehren,
Was ich nicht besiegen kann;
Ich verschwende im Entbehren,
Was mich tödtet, bet' ich an.

Kennet ihr der Wüste Schwüle —
Selig priesет ihr Medschnun!
In des Wahnsinns Schatten-Kühle,
Die ihn deckt, ist's gut zu ruhn!

8. Juffuf.

Neigung läßt sich nicht erzwingen,
Nicht gebieten läßt sie sich;
Als du zuzogst deine Schlingen,
Arme! da verlorst du mich.

Doch was höh're Mächte wollten,
Es geschah; was sorgtest du?
Jahr auf Jahre, sie verrollten —
Dieses Herz, es fiel dir zu.

Floß bis jetzt in Liebestrauer
Dein verweintes Leben hin —
Nun, so fühl's mit Wonneschauer:
Daß ich dein — auf ewig bin.

9. Iskender.

Schlummre du auf Purpurſitzen,
Schlummre tief und ſüß, Darah!
Träume, wähne zu beſitzen —
Wachſt du auf, iſt nichts mehr da.

Feinde ſind auf allen Seiten,
Feſt ſteht Niemand als der Held —
Denn ein ewiges Erſtreiten
Iſt das Leben in der Welt.

Ein Erſtreiten, ein Erjagen;
Frägſt du weſſen? frage nicht,
Bis die Pulſe leiſer ſchlagen,
Und des Auges Schimmer bricht.

10. Der Parse; des Morgens.

Ich grüße dich, du Wesen-Amme!
Bild deß, der seyn wird, ist und war;
Mein Opfer sey die reine Flamme,
Die reine Erde mein Altar.

So wend' ich betend mich nach Osten,
Dem Lichte dank' ich, was ich bin;
Vom Flammenurquell durft' ich kosten,
Ein Tropfen reicht für's Leben hin.

Und Pflanzen auch, die sein bedürfen,
Sie ranken sich zu mir heran:
Ich lasse sie am Tropfen schlürfen,
Sie sehn mit stillem Dank mich an.

Du aber, selig, wandelst weiter,
Theilst Jedem mit, was Jedem frommt;
Aus Sturmgewölken ewig heiter,
Du wandelst, bis der Abend kommt.

Er kommt! du sammelst deine Gluthen
Für deine andern Kinder ein, —
Und sendest, um uns zu ermuthen,
Uns Sterne durch die Nacht herein.

Vor allen ehren wir den Einen:
Den ernſten Deuter deiner Bahn;
Du ſcheideſt: er beginnt zu ſcheinen;
Er ſchwindet hin: du kömmſt heran.

Am Tage finden die Gefühle
Im Segen deiner Strahlen Ruh';
Sie wenden in der Nächte Kühle
Sich dem Geſtirn des Troſtes zu.

Vermittelnd zwiſchen Sonn' und Erden,
Dich Zoroaſter ſtellt es dar:
Es iſt wie du; laß mich es werden:
Ermuthend, leuchtend, heiter, klar.

Alſo betet ſtill der Parſe. Und der Moslim, ſtolz verachtend,
Geht vorüber. Jener aber lächelt liebvoll, ihn betrachtend.

11. Zendaveſta.

Seid geſegnet, Nachtgeſchlechter!
Eingeweihte, Lichtesſöhne,
Seid geſegnet! — Die mich gläubig
Einſt umgaben, die in meinem
Namen kühn ſich Brüder nannten,
Von den Völkern nicht geduldet,
Irren ſie verkannt auf Erden.
Meine Bücher aber ließ ich,
Schöpfungsgeiſt im Wortgebilde,
Ahnenden zur Sinnesdeutung,
Wirkenden zum Troſt zurück.
Auch das Tagsgeſtirn, es leuchtet,
Euch wie mir, Symbol des Höchſten —
Und der Stern des Aufgangs dämmert,
Licht vermittelnd, euch hernieder;
Erde, ſie bedarf der Reinheit,
Die gereinigte der Pflanzung;
Pflanzung, ſie bedarf der Sonne;
Sonne, ſie bedarf des Dienſtes:
Und ſo war's, ſo bleibt es ewig.
Dieſe Mahnung meines Geiſtes,
Des befreiten, gegenwärt'gen,
Ehret ſie! — Ertheile Jeder
Sich die Weihe ſelbſt, und ſchüre
Seines Altars heil'ge Flamme!

Mittelalter.

Lächle du der Väter Tagen,
Armes, klügelndes Geſchlecht!
Und mit ſchläfrigem Behagen
Horch' den eitlen Kinderſagen
Von dem Glauben, von dem Recht;
Von der Kraft, die ſich ergeben
Opfert für der Menſchheit Leben,
Von dem ächten Ritterſinn;
Von der Liebe, vom Entſagen,
Von der Treue, von dem Wagen;
Horche zu, und welke hin!

Sonnenblume.

Holde wunderbare Pflanze:
  Weibliches Gemüth!
Wie ſie, nur dem Herrn zum Kranze,
  Tauſendfach erblüht!
Aber, wird er auch erwarmen,
  Er, für den ſie reift, —
Er, nach dem mit tauſend Armen
  Welt und Schickſal greift?
„Wolle — ſiehst ſie — mir nicht wehren!
  Wandle deine Bahn.
Aber ſchau' mein Selbſtverzehren,
  Herr! mit Rührung an!“

Ermannung.

Wenn der letzten Sterne bleicher Schimmer
Deiner Jugend schwindend Bild erhellt,
Blickst du, schmerzlich scheidend, auf die Trümmer
Deiner schönen, früh zerstörten Welt:
Ach, wo seyd ihr liebgewerd'ne Träume?
Klagend schallt der Ruf durch öde Räume.

Unsres Herzens tiefsten, bangen Fragen
Wird Erwiedrung nicht, so lang' es schlägt, —
Der Verzweiflung lauten Jammerklagen
Bleibt die Schöpfung still und unbewegt;
Glück und Elend deckt derselbe Hügel —
Seine Blumen fächelt Zephyrs Flügel.

Traure nicht, nur Eine Thräne schenke
Dem, was dir doch keine wieder schafft!
Scheide männlich! neubelebt gedenke
Deiner Menschenwürde, deiner Kraft!
Senk' dein Aug' auf's Schicksal deiner Brüder, —
Und, von Muth durchblitzt, erheb' es wieder!

And're Pflichten gibt es, als beschauen,
Wie die Rose deines Glücks verblüht;
Sieh' nur, wie das Leiden, voll Vertrauen,
Rettung flehend in dein Auge sieht:
Da, da sind die Zwecke deines Lebens;
Dahin alle Kräfte deines Strebens!

II.

Resultate.

„Du hättest Vieles streichen sollen!“
Es sind Reliquien des Dichters.
Der in mir starb. Aus Pietät
Hab' ich nicht mehr zerstören wollen;
Es scheinen respectable Trümmer.
Hab' ich doch selbst den Maßstab nimmer,
Durch den man dies Gemeng' verflicht!
Hier ist's. — Besitzt ihn Einer, — sicht' er's!

Ich nähre mit verſchwieg'ner Luſt
Die liebſten Kinder meiner Bruſt:
Die ſüßen Schmerzgefühle;
Am Morgen ſammle ich ſie ein,
Sie werden mir willkommen ſeyn
Einſt in des Abends Kühle.

Jahre, Monden, Tage, Stunden,
Säen Keime, heilen Wunden;
Läßt man ſie nicht achtlos fürder eilen,
Säen ſie, und brauchen nicht zu heilen.

Was mich lohnt für ſtete Ueberwindung?
Was mich labt beim Tagwerk heißen Strebens?
Eine ſtille, ſelige Empfindung:
Von der Liebe, als dem Grund des Lebens.

„Iſt doch — rufen ſie vermeſſen —
Nichts im Werke, nichts gethan!"
Und das Große reift indeſſen
Still heran.
Es erſcheint nun; niemand ſieht es,
Niemand hört es im Geſchrei:
Mit beſcheidner Trauer zieht es
Still vorbei.

Das Denkerschlüsse nie ergründen,
Das höchste spricht nur Dichtkunst aus;
Nur hohes soll der Dichter künden,
Gemeines suche man zu Haus.

Ist nur am großen Mann was klein,
Gleich wähnt der Kleine groß zu sein.

Wie selig dünkt der kleine Mann sich,
Wenn er nicht zu verehren braucht!
Er sieht, daß auch der große Mann sich
Verirrt, genirt, und Tabak raucht;
Hans Krittler lacht, Hans Pöbel mit:
Nun sind sie frei, nun sind sie quitt!

In das Innre kämt ihr gern?
Keine Macht enthüllt den Kern;
Oedip aber ist nicht fern:
Bildung heißt der Führerstern.

Der größte Lehrer kann dich nicht umgestalten:
Er kann dich befrei'n; du mußt dich entfalten!

Uns in Leid und Wahn zu senken,
Ist ein Liedchen bald gemacht;
Aber sollen wir's bedenken,
Sey es selbst erst recht bedacht.

Entwickle tief und müdevoll das Gute,
Das hier und dort du anerkannt:
Man hat sich gähnend abgewandt.
Verfolg' es mit des Witzes Ruthe —
Da wird dem Pöbel wohl zu Muthe:
Du bist ein Mann! du hast Verstand!

Was man dir vorsagt, scheint dir klar;
Stell' einmal rein das Deine dar!
Nur was dir selbst entsprießt, ist wahr.

Laß sie preisen, laß sie schmähen!
Tröste dich mit diesem Wort:
Dichter, mag man sie verstehen
Oder nicht — sie wirken fort;
Wirken, wie der Sonne Strahlen,
Die, vom Fels zurückgewiesen,
Seine Wand mit Grün bemalen,
Glanz verleihen seinen Riesen,
Und auf scheue, offne Blüthen
Liebe, Kraft und Leben schütten.

Ihr schmäht beneidend meine Träume?
Wohl sind es wundersame Bäume:
Die Wurzeln dringen in der Erde Räume,
Die Blüthen schwanken an die Wolkensäume.

Wenn ich für mein tiefst Empfinden,
Phantasiren und Erdenken,
Wüßte Worte aufzutreiben —
Möchte sich manch Wunder finden!
Formen sind's, die mich beschränken:
Kann ich Ton und Duft beschreiben?

Seltsame Form
Wäre nicht Norm:
Aber ihr glaubt nicht,
Ist es geschraubt nicht!

Jetzt ist nur preislich:
Außerordentlich;
Drum bleib' du weislich
Ordentlich.
Denn ist erst alles
Außerordentlich,
So ist das Ordentliche
Das Außerordentlichste.

Jetzt machen alle Wichte
Solche kleine Gedichte;
Ist euch just diese Form genehm,
Nun gut! mir ist auch die bequem.

Je simpler oder teller,
Deste „bedeutungsvoller."

Was ihr vor allem heischt,
Hat jeder Dieb;
Wer euch am gröbsten täuscht,
Den habt ihr lieb.
Wenn ich habe, schenk' ich —
Eh' ich rede, denk' ich.

Der Blitz, er zischt voran —
Dann kommt der Donner nachgeklungen:
Zuerst sey es gethan —
Und hintendrein sey es gesungen.

Die Schildauer aber,
Die machen's so:
Sie bauen sich Stroh —
So kriegen sie Haber.

Sey stets beflissen
Zu wissen;
Mich macht nur, was ich weiß,
Nicht heiß.

Nicht das Gränzenlose, Unterbrochne
Frommt der Dichtung,
Frommt dem Leben:
Sondern ausgesprochne
Feste Richtung,
Treues Streben.

„Nicht mit Verskünsten prahl' er!
Freier! wahrer! genialer!"
Freilich sagt's der weise Richter;
Aber ist das Wort dem Dichter
Nicht, was Farbe ist dem Maler?

Ich bin nicht Demokrit, noch Heraklit:
Ich wirke, fühle, leide mit.

„Spielst deine Lebensrolle gut!"
Mir ist nicht wohl dabei zu Muth.

Bösewichte, dumme Wichte,
Gehören zur Naturgeschichte.

Wie lang' suchst du dein Ziel? erstreb's!
Das Leben liegt vor dir: erleb's!

Genieße deiner Kraft:
Man lebt nur, wenn man schafft.

Was frommt es, daß man rühmt und schilt?
Im Tiefsten merkt ein Jeder, was er gilt.

Wie doch die Menschen sich winden und wehren —
Um nur das Gute nicht zu verehren!

Troß gibt es nicht im Allgemeinen;
Ein Jeder ſuche ſich den ſeinen.

„Willſt du uns, Freund, zu Kindern machen?
Du ſagſt uns weltbekannte Sachen!“
Verzeiht! ich kennt' aus euren Werken,
Daß ihr daß alles wißt, nicht merken.

Weißt du noch, wie du die Nacht
Naſſen Auges durchgewacht?
Was dir da Bedürfniß war —
Reich' es nun dem Bruder dar!

Du ſchmachteſt nach der Freundin Blick
Als nach des Lebens höchſtem Glück?
Glaub' mir: ſo ſchaut dich Niemand an,
Wie Jener, dem du wohlgethan.

Wie um den dürren Stab — der Reben
Verhüllend Laub ſich zierlich rankt,
So ſchmückt ein ſchon entfärbtes Leben
Die Thräne, die dem Wohlthun dankt.

Ehrt die Idee,
Wie ſie auch heißt!
Wo ich ihn ſeh',
Acht' ich den Geiſt;

Er liebt oft wunderliches Necken,
Oft ſpielt er mit ſich ſelbſt Verſtecken.

Nicht ſtets gefragt! nicht ſtets geleſen!
Gedenke deß, was dein geweſen,
Und was noch zu erzeugen bleibt;
Aus deinem eigenen Blute treibt
Der Keim zu deinen eignen Thaten;
Du ſelbſt, kein Andrer kann dir rathen!

Und was ich dir und dir verdanke,
Hab' ich es je verkannt?
Du nahmſt mir die, du jene Schranke,
Bis ich mich froh erkannt;
Nun führ' ich frank und friſch die Waffe,
Befreie, ſelbſt befreit,
Und was ich je erkämpfe, ſchaffe:
Ihr habt dran Theil, euch iſt's geweiht.

Strebe nicht durch Modethorheit,
Durch Verzweiflungskokettiren,
Wizeln, formles Phantaſiren,
Zu beſtechen, zu verführen:
Wer mit offnem Sinn bedacht hat,
Was das Leben ihm gebracht hat,
Und es dann mit offnen Worten
Sendet aus des Herzens Pforten —
Er wird treffen, er wird rühren.

So manches weis't dir Wohlgestalt:
Du prüfst — es zeigt sich kein Gehalt:
Es ist nicht wahr, es ist nicht rein —
Wie mag es irgend fruchtbar seyn?

Es bringt euch der und der
Bald dieß, bald das;
Ihr fragt nur immer: Wer?
Und niemals: Was?

Nicht, wie man des Lebens Tage
Kümmerlich verläng're, frage!
Frage, wie man sie ertrage?

Egoisten scheltet ihr uns,
Die ihr stets euch selbst vermißt?
Ei, ein Jeder weiß am besten,
Was an seinem Ego ist.
Jeder ist ein Stück vom Ganzen;
Diesem sinnet nach, und wißt:
Daß nichts Höh'res lebt auf Erden,
Als ein wahrer Egoist.

Du hättest gern ein Traumgesicht,
Erschrecken aber möchtest nicht.

Das Uebel: Daseyn, ist's zu heilen?
Es ist so süß, sich mitzutheilen.

Allein das Schweigen lernt ſich auch.
Der grüne Zweig, getrennt vom Stamme,
Er ſtöhnt, er kniſtert in der Flamme, —
Zum Himmel ſteigt ein leerer Rauch.

Ein ſchönes Wort
Gilt hier und dort;
Ein gutes Wort
An jedem Ort;
Ein wahres Wort
Pflanzt ſich allmählich fort und fort.

Was Glaube iſt? Der Himmelsſtrahl,
Der mit beruhigendem Licht
Durch ſchwarze Schickſalsflöre bricht:
Das ſelbſterkämpfte Ideal.

Nur dem Starken wird's gelingen,
In der Weisheit Kreis zu dringen —
Endlich Schönheit zu erringen.

Schönheit iſt des Höchſten Gunſt;
Und ſein reinſter Cultus: Kunſt.

Schmäht nicht — ſtudirt die Leidenſchaft!
Sie iſt wie andre Kräfte Kraft.

Siehſt du, wo es dir gebricht?
Muthig ſtrebe! auf zum Licht!
Siehſt du, wo's der Welt gebricht?
Traure! aber zage nicht.

Prometheus! den du gabſt, den Strahl,
Wir haben, wir bewahren ihn.
Uns ward ein Theil von deinem Sinn,
Uns ward ein Theil von deiner Qual.

Wir predigen Behagen,
Und kennen's nicht erfragen.

Was du ſchmerzlich einſt erfahren,
Geht nun ſo als Wortſpiel drein;
Und die Frucht von bittern Jahren
Schließen, ach! vier Reime ein.

Lebenswärme, dir im Buſen,
Sollſt du fachen, ſollſt du binden,
Daß das wunderſame Feuer
Nicht vergebens ſich verprahle!
Daß es lieber, in ſich wachſend,
Dauernder den Boden wärme,
Dem, in leiſer Gluth erhalten,
Pflanzen, Blumen, Frucht' entſprießen!

Wenn auch die Harfe
Heilig klingt, — —
Wohin der scharfe
Nordsturm dringt,
Hört man die leisen
Klänge nicht,
Aus deren Weisen
Liebe spricht.

Kurz und gut? wär' schon recht!
Doch ihr macht's kurz und schlecht.

Kurze Verse macht man
Heut zu Tage;
Ueber kurze lacht man,
Lange sind zur Plage;
Heißt es: „Ihr Verständigen!"
O das ist charmant!
Heißt's: „Man muß sich bändigen!"
Das ist ennuyant!

Reimst vergebens!
Jedem graut,
Der in Lebens-
Tiefen schaut.

Nur das erkennt man recht, was man bespricht;
Wenn du's nicht sagen kannst, so weißt du's nicht.

Manches wiederum iſt eigen,
Und da heißt es: ſchweigen! ſchweigen!

Kann es eben drum nicht zeigen,
Wiederhole: ſchweigen! ſchweigen!

Mach' dir klare Augen eigen,
Alles wird ſich herrlich zeigen.

Such' immerfort Erneuerung,
So bleibt der Geiſt dir ewig jung.

Keiner geht zum Himmel ein,
Der nicht war auf Erden:
Weiſe will ein Jeder ſeyn,
Niemand will es werden.

Was des Dichters tiefſtes Streben?
Feſtzubannen im Entſchweben
Segensträume, Glücksmomente;
O wer's könnte!

Mit Stein und Stahl ſchlägt man ſich Licht,
Du, Helios! haſt Ruh' und Klarheit.
Im Streite findet ſich die Wahrheit;
Doch wer ſie hat, der ſtreitet nicht.

Du sammelst dir ein Büchlein
Voll wohl bedachter Sprüchlein;
Doch wenn die Stunde kommt —
Ob's dann dir Armen frommt?
Wo dumpf der Unbelehrte starrt,
Fällt dir wohl Manches ein —
Doch stets wird Geistesgegenwart
Der beste Trostspruch seyn.

Man wär' ja gerne mild und zart —
Liegt's doch in bess'rer Menschen Art!
Doch stellt die Welt sich trotzig gegenüber:
So schnalle denn den Harnisch über!

Das vortreffliche Vorhandne,
Jünger! macht es dich betroffen?
Vorwärts! das in dir Entstandne
Lehrt dich Kräfte, läßt dich hoffen.

Es gilt bei uns nicht „Er und Sie" —
Ein sächlich Ding ist das Genie.

Was still im Schoß verhüllten Grundes
Zur Lebensfrucht herangereift,
Wird, ach! vom schnellen Hauch des Mundes
Wie herbstlich Laub herabgestreift.

Frei woll'n wir seyn! Du, geb' uns an die Hand —
Sag an: was mag uns dann frommen? —
Befreit euch erst von eurem Unverstand;
Gebt Acht! das wird euch wunderbar bekommen.

Wo Treu' und Unschuld dich empfangen,
Da freilich! bleibst du gerne hangen,
Fürs Leben, liebend dran zu haften;
Doch frische Lippen, weiche Wangen,
Verführerische Lockenschlangen,
Ein feurig Auge voll Verlangen —
Sind auch sehr gute Eigenschaften.

* * *

Schon gut! wir haben's mitgemacht —
Allein es ist steckt nicht viel dahinter;
Von außen glitzert Frühlingspracht,
Von innen, leider! ist es Winter.
Doch ist es schwerlich zu ersparen —
Ihr müßt es eben auch erfahren;
So seyd denn gern, seyd schön getäuscht,
Und opfert, wie's das Leben heischt,
Den Kern von euren besten Jahren!

Drückt eigne Schuld — man möchte sich entledigen:
Da lernt man recht ex fundamento predigen.

Eure Hausmoral iſt eine
Excellente Wiſſenſchaft:
Gibt uns Stelzen, raubt uns Beine,
Leiht uns Krücken, ſtiehlt uns Kraft.

Die jungen Leute bewundern,
Was ſie nicht verſtehn;
Die alten Leute verachten,
Was ſie nicht verſtehn.

Die Alten aber, die ſind klug;
Sie ſagen: es iſt nicht reif genug!

Gebet Acht, wie Räuber ſchalten
Bei dem mörd'riſchen Geſchäfte;
Merket ſtaunend, welche Kräfte
Sie bethätigend entfalten!

Laßt uns auf gute Stunden lauern
Und ſtumm die ſchlimmen überdauern.

Erſticke nicht die ſchönſten Triebe
Für einen Wahnbegriff von Tugend!
Was wäre ſeliger als Jugend?
Was wäre heiliger als Liebe?
Vor keinem Donnerer gebebt!
Im Sommernachtstraum dieſes Lebens
Ringſt du nach Licht und Troſt vergebens:
Nur wer beglückt war, hat gelebt.

Was treibt ihr? was gebärdet ihr
Euch, jagend weit und breit?
In Ewigkeiten werdet ihr
Nicht anders, als ihr ſeyd.

Verſchiedne Worte trügen
Den heitern Denker nicht;
Ihm iſt die Pflicht Vergnügen,
Und das Vergnügen Pflicht.

Edles Hochgefühl der Trauer!
Sollſt den Menſchen nie verlaſſen;
Tiefer ahnungsvoller Schauer
Lehrt uns höh're Mächte faſſen.

Schaffen und Vernichten
Uebt des Mannes Kraft;
Braucht ſie menſchlich-heldenhaft:
Der ſie gab, wird richten.

Der Heiden Tugend iſt euch Knabenſpott?
Und Aerger euren Schriftgelehrten?
O ehrtet ihr doch euren Gott,
Wie jene ihre Götter ehrten!

Pflicht! ernſtes, großes Wort!
Du biſt des Streiters Hort:
Des Morgens, wenn er ſchafft,
Gibſt Liebe ihm und Kraft:

Legst ihn so weich, so gut,
Des Abends, wenn er ruht;
Strahlst ihm noch Stärke, heilig Licht!
Wenn schon sein Auge sterbend bricht.

Liebst du um Lohn? um Ehr'?
Gefühl der Liebe — gibt es mehr?
So kämpf' auch froh! hab' nichts davon!"
Ist Kämpfen nicht ein Gotteslohn?

„Nimm dich zusammen!" wackres Wort!
Sey du dein Hort!
Nur wer sich findet,
Der überwindet.
Trau' nicht dem Ost!
Bald haucht der Frost;
In Hasses Eis, in Liebesflammen,
Heißt es nur stets: Nimm dich zusammen!

„Unüberlegt!" ein rasches Wort!
Ich überlegte fort und fort
Der Ueberlegung zu;
Mit Wackeln kam ich nicht vom Ort:
Ein Schritt — nun hatt' ich Ruh'.

„Gleim, Hagedorn! Du gute Zeit!
Da sind wir jetzt ganz andre Leute!
Ja leider! waren jene Armen
Gesund nur, fühlend und gescheidt.

Dich Wieland auch, den edel frohen,
Den heiter-menſchlichen, den hohen,
Verachten längſt die Gründlich-Roben.

Noch unbegriffne Keime, Herder! ſtreuteſt du;
Die ſpäte Nachwelt reift erſt deinem Geiſte zu.

Selbſt dir — zu deiner Kämpfe Lohne —
Dir, Leſſing! mäkeln ſie an deiner Krone:
„Er hat wohl Manches eingelenkt,
Doch war er ſelbſt noch zu beſchränkt!“
Das heißt: vernünftig war's begonnen,
Und thöricht ward es fortgeſponnen.

Dich, Schiller, führt man wohl im Munde —
Allein wer gibt von deinem tiefſten Wollen Kunde?

Daß Goethe nie was Rechtes war,
Das iſt uns ohnehin ſchon klar.

Tief iſt blauen Himmels Sinn,
Selig, die ihn fanden!
Haben die Gewitter ihn
Niemals doch verſtanden!

Große Thaten, groß Geſchick,
Und ein großer Augenblick
Mag zum Staunen euch erheben:
Mich ein folgerechtes Leben.

„Wir wandeln auf Vulkanen!“
Ich hab' es auch gemerkt;
Doch auf den Schreckensbahnen
Fühl' ich mich erst gestärkt.
Wo Lavaströme flossen,
Dort wächs't der beste Wein —
Drum muthig, ihr Genossen!
Froh wird die Lese seyn.

Geduld, und nur Geduld, mein Lieber!
Die Jugendzeiten sind vorüber:
Du strebtest hoch; dir schien selbst Großes nichtig —
Es wird nun, leider! Kleines wichtig.
P. S. Das Kleine nicht verachtend, bleib' dem Großen
pflichtig!

Berufen wähnt sich Jeder
Zum Schwerte wie zur Feder;
O wüßtet ihr die Schmerzen
In der Berufnen Herzen —
Ihr bietet euch — wie gerne! —
Von den Berufnen ferne.

Die Klügelei, die feinste auch, bleibt trocken;
Laß nie den Strom des Fühlens in dir stocken!
Gleichgültigkeit nennst du Philosophie?
Wem alles gleich gilt, wen nicht Sympathie
So zur Natur wie zu der Menschheit fügt:
Nenn' ihn nicht Mensch! sein Bildniß lügt.

Athen und Rom! da wären deine Brüder?
's ſind alte abgeklungene Lieder!
Laß ſeyn! man thue, was man kann —
So bleib' ein braver deutſcher Mann!

Als der Mond die Berge ſäumte,
Trat zu mir Erinnerung:
„Weißt du, was der Jüngling träumte?
Träume fort, ſo bleibſt du jung!“

Wahlplatz iſt die Welt!
Sieger bleibt der Held —
Preis, wer herrlich fällt!
Sey denn ſo das raſche
Leben ſchön vergloммen!
Die, ſo nach uns kommen,
Lernen von der Aſche.

Wie's, ſich verzehrend, leuchtend, brennt!
Seht da unſer Element!

Kalt verläugnend die kommende Fülle
Haucht über Blumen der ſcharfe März:
Unter der rauhen, unfreundlichen Hülle
Schlägt ein liebendes, warmes Herz.

Wenn den reingeſtimmten Saiten
Nur ein ächter Ton entquillt. —

Und dein Geist, aus Nebelweiten
Weiß dem Herzen zu erbeuten
Auch nur Ein lebendig Bild:
Danke Gott! nicht ganz vergebens
Was das Schaumbild deines Lebens.

Nährt den edlen Götterfunken,
Rasche Flamme, dämpfet sie!
Weit von Menschen wandelt trunken —
Tretet nüchtern unter sie!

Als du das Große, dem du glühtest,
Was man als Meinung an dir lobte,
Ins Seyn zu rufen dich bemühtest,
Da war's, wo sich die Welt erprobte.

Ich mag's nicht deutlicher entfalten, —
Die Guten haben's längst erfahren:
Sie predigen seit tausend Jahren,
Man hört, man rühmt, — es bleibt beim Alten.

Verbirg, verbirg den tiefsten Glauben —
Du singst dein Lebenslied vor Tauben!
Der Künstler schafft. Die Welt, voll Sorgen,
Nimmt das Geschaffne hungrig auf,
Genießt, geht ihren lieben Lauf —
Und ewig bleibt die Kunst verborgen.

Der Philoſoph, aus nichtigen Subſtanzen
Braut ſich für Durſt ein witziges Gebräu' —
Trifft's auf, und ruft: Syſtem und Wiſſenſchaft!
Der Dichter, dem ſich, im Genuß verklärter Kraft
Aufſchließt der Geiſt des großen Ganzen:
Er nennt's ein Apperçü.

Es ſteht in hellem Prangen
Ein Brautbett purpurn überhangen. —
Ihr zittert vor Verlangen?
Doch ſeyd ihr auch gegangen
Durch Todesbangen,
Werth, die Braut zu umfangen? —
Da ſtehn ſie, Schamgluth auf den Wangen.

Mit meinen Früchten mag die Jetztwelt ſchalten;
Doch meine Wurzeln haften in der alten.

Lang' währt der Trieb; kurz iſt des Lebens Sinn;
Ein jeder Tag bringt Reſultate mit.
Dieß wohl bedenkend nimm das Büchlein hin,
Wir ſind dann über Maß und Menge quitt.

Du bateſt mich um Klarheit:
Da ſprach ich dir die Wahrheit.
Erſt ſchnittſt du ein Geſicht,
Und nun verſiehſt du's beſſer!
Zu helfen iſt dir nicht;

Ein kräftiges Gericht
Verlangt auch kräft'ge Eſſer.

„Goethe's Mährchen goutir' ich nicht!
Was ſoll es nur bedeuten?"
Ein Mährchen, Freund! verdamm' uns nicht!
Das behagt uns kindiſchen Leuten:
Wenn ſich im Tropfen das Tageslicht bricht,
Es gibt da verſchiedene Flimmer;
Und wenn der Bach mit den Büſchen ſpricht,
Man denkt dabei an was immer.

Was irgend von Beſchränkung
An Goethe war zu ſpüren,
Daß wußten mit Talent ſie
Herauszudeſtilliren;
Sie machten ſich's zu eigen,
Nun durften ſie ſich zeigen,
Mit vornehmem Behagen
Und wicht'ger Miene ſagen:
„Ihr Kleinen! Uns bedünket —"
Allein man merkt: es ſtinket.

„Du ſcheinſt uns ſelbſt zu goethiſiren!"
Konnt' ich durch liebevoll Studiren
Vom großen Mann was preſtiren,
So mag ich immer dankbar ſeyn;
Wirſt lang mit einem Freunde leben —

Gib Acht! es bleibt dir ſtets was kleben;
Ich ſchenk' euch, wie ich's habe, ein;
Möcht' es euch munden, möcht's euch ſtärken!
Wer Kenner iſt, wird bald bemerken:
Es iſt von meinem eignen Wein.

Soll Begriff'nes innig haften,
So erwärm' es erſt den Buſen;
Mnemoſynen's Schoß entblühte
Der Geſchwiſterchor der Muſen;
Zu der Mutter Weihehain
Führen nun die Töchter ein.

Wähnt ihr, das Wiſſen könne ſchaffen?
Verneint ihr die Begeiſterung?
Wollt Federn euch zuſammenraffen,
Und lachen ob des Adlers Schwung?
Muß uns die Zeit das Schönſte rauben —
Die göttlich bildende Gewalt?
Als noch dem wunderthät'gen Glauben
Die flücht'ge Woge ſich geballt,
Als noch organiſch deinem Innern
Entquoll das Leben, die Geſtalt, —
Wer möchte deß ſich nicht erinnern?
Und weſſen Kraft wird nimmer alt?
Vom Klang-geſchlag'nen heiſcht ihr Lieder?
O gebt ihm ſeine Thorheit wieder!

Man macht vielleicht die ſchönſten Poeſien,
Allein ein Dichter iſt man nicht,
So lange nicht ein Strom von Melodieen
Aus liebendem Gemüthe bricht,
Von ſelber ſich in weiche Rythmen bettet,
Und mit dem Zauber, der ſich um den Hörer flicht,
Des Sängers eigne Seele kettet.

Wie ſich unter Midas Händen
Jeder Stoff in Gold verwandelt,
Alſo muß des Sängers Leyer
Alles, was ſie je behandelt,
Runden, läutern und vollenden:
Wie er ſie betaſtet, ſey er
Ein Beleber, ein Befreier!

Der du azurne Tempel wölbſt,
Und Sterne ſchufſt, ſie zu erhellen, —
Eröffneſt uns des Friedens Quellen
In der Natur, und in uns ſelbſt:
Gewährſt uns, zwei Unendlichkeiten
Genießend, wachſend, durchzuſchreiten!

Ihn laſſet walten,
Der euch läßt walten!
Ihr ſollet wirken,
Sein iſt die Wirkung.

Das Eins wird All — ſich lieb-entzweiend,
In ewiger Verwandlung, ſeyend.

Erſt gab es Lieder ohne Sinn,
Nun hauſen Gans und Hegel drinn.

„Nun? was ſagſt du zu Syſtemen?
Welches wäre dir behaglich?“
Ich beſtaune Menſchenteufinn,
Wie er durch ſo manche Pförtlein
Sich ins große Uhrwerk einſchleicht,
Jeder bei dem Rad beginnend,
Welches ihm zunächſt ſich umtreibt:
So, daß ſelbſt, was widerſprechend
Erſt ſich ſtieht, durch Folg' aus Folgen
Sich harmoniſch löſ't und findet.

Geht's nicht ſo dem zugelaſſnen
Freien Willen? und den beiden
Weſenheiten, deren Eine
Doch die weſentliche bliebe?

Biſt Einmal in dieß Labyrinth getreten,
So magſt du nur um Eines beten:
Daß Gott dir den Verſtand erhalte!
Im Uebrigen bleibſt du der Alte.

Es wird, wie And're, dich verführen
Dieß anerzogne Meditiren;
Mußt nur den Boden nicht verlieren:
Da laſſen ſtets ſich Tritte ſpüren,
Um dich an's Licht zurückzuführen.

Die ihren Schulen folgen,
Gefallen ſich darum;
Verachten alle Kinder
Der Welt um ſich herum;
Denn dieſe ſind mit Freiheit
Und ſie nach Regeln dumm.

Ein Theil von dir iſt der Verſtand;
Und ſoll der Theil das Ganze faſſen?
Nennſt Mikrokosmos dich? ſo faſſe
Mit allen Kräften alle Kräfte!
Haſt ein Organ der That, der Liebe,
Der Ehrfurcht: bilde dran, und ſtaune!

Idee! dein Reich zu finden,
Ringt matt ſich der Verſtand:
„Es läßt ſich nicht ergründen —
Es iſt ein Fabelland!“

Nicht über Profanirung
Des Heiligen geklagt!
Das Wahre bleibt verheimlicht,
Wenn man es offen ſagt.

„Warum nur dir? und nicht uns auch?"
Es füllt ſich nur der offne Schlauch.

Warum euch's nicht zu Dienſten ſteht?
Es will ein Eiſen der Magnet.

Warum das ſcharfe Glas nicht tauge?
Du haſt noch kein verdorbnes Auge.

Hat man die Welt erſt bald erkannt,
Man wäre gern nicht bei Verſtand;
Hat man das Leben recht erkannt,
So dankt man Gott für den Verſtand.

Sey Spinne-weben-zart!
Das Leben macht dich hart.

Sey Leder-zäh! verdirb!
Das Leben macht dich mürb.

Kannſt du zum Mißgeſchicke lachen,
Kannſt ſüße Miene dazu machen, —
Vielleicht, daß wieder Glück ſich dir geſellt!
Von Thränen wendet ſich die Welt.

Du haſt nichts zu verlieren: pflüge wacker!
Verzweiflung iſt der beſte Acker.

Nichts hofftest du! — Und ſieh! wie ſchön gerathen
Die zornig hingeworf'nen Saaten!

„Ach, Freund! gib mir ein Wörtlein Troſt!
O mein Verluſt iſt unerſetzlich!"
Ja leider! er iſt unerſetzlich;
Ich weiß dir keinen beſſern Troſt.

Wenn ich weine
Um das Meine,
Denk' ich nur ans Allgemeine,
Und ich weine länger nicht.
Keiner weine
Um das Seine
Denn uns alle trifft das Eine
Unausbleibliche Gericht.

Jugendglaube! biſt die Leiter,
Die im Traume Jakob ſah;
Von der Erde in den Himmel
Deutend, leitend, ſteht ſie da;
Engel ſteigen auf und nieder,
Oben jetzt, jetzt wieder da;
Schade nur, daß jene Leiter
Jakob bloß im Traume ſah!

Vor lauter Liebe sich nicht Liebe gönnen,
Vor lauter Liebe hassen können:
Sie pflegen's Eifersucht zu nennen.

„Dieses Aergern, dieses Klagen —
Meinst du, daß es lieblich läßt?“
Freunde! da ich Wein gepreßt,
Blieb mir dieser herbe Rest —
Könnt es überschlagen!

Wenn die Saiten tönen,
Wird dieß dumpfe Stöhnen
Auszuschließen seyn;
Wo es hingerathen,
Zwischen Resultaten —
Geh' es auch mit drein!

Stets halte dir das Große vor!
Es läßt die Seinen nimmer sinken;
Ihr Herz erquickt ein Himmelschor
Und brüderliche Sterne winken;
Gerührt, auf Gräbern, zwischen Trümmern,
Sehn wir die ewigen Sterne schimmern.

Es ringt der Geist, den Menschen zu gestalten:
Freiheit und Maß bedingen sein Entfalten.

Du wolle mit dem Göttlichen nicht schalten:
Ehr' es in dir, und laß es walten!

Eins begründet,
Zwei zertrennt,
Drei verbindet,
Zahl bedeutet, Wort benennt.

Machen von des Samiers Chiffern
Räthselhafte Kunden Meldung,
So bedenkt: des Meisters Sinn,
Zu der Menschheit Hochgewinn,
Lieh den schwanken Zeichen Geltung;
Diese strebet zu entziffern!

Spürt Mysterien nicht nach!
Lebet fort! und allgemach
Wird euch, während eurem Wandern,
Mancher Einsicht Schatz gegönnt,
Den ihr, mit Bewußtseyn, Andern
Weder zeigen wollt noch könnt.

Wenn sich gute Menschen finden,
Werden sie sich bald erkennen,
Ohne eben viel zu worten;
Was sie thun, was sie empfinden,
Ist Mysterium zu nennen;
Gebt's auch vor an offnen Orten,
Offenbar ist's nie geworden.

Wer es je in ſich erfahren,
Wird's durch Handlung offenbaren;
Aechter Jünger wird's gewahren —
So ergeht es über Schaaren.

Wiſſende ſind immer einſam,
Kalt und tödtend iſt das Wort;
Schweigend hüten ſie gemeinſam
Ihren Nibelungen-Hort.

Myſtiſche Worte
Scheinen am Orte;
Strebet die Lüge
Wahr zu erglänzen,
Wahrlich! ſo trüge
Wahrheit Begehren,
— Wollt ihr's verwehren? —
Still ihre Gränzen
Mit Dunkel zu kränzen.

Das Götterzeichen,
Ob unbewußt,
Brennt unſrer Jedem
In tiefſter Bruſt;
Der Jüngling fühlt es,
Gluth im Geſicht:
Doch Luſt nicht fühlt es,
Und Sehnſucht nicht;

Sein Auge trübt ſich.
Die Thräne fällt —
Doch er ermannt ſich.
Schaut in die Welt,
Sieht, was Genoſſen
Durch Muth geſchafft:
Und blickt entſchloſſen
Auf ſeine Kraft.

Wer beachtet den, der offen
Rechtes wirkt und lehrt?
Hieroglyphen! und ſogleich hat
Jedes ſeiner Worte Werth;
Iſt es ſo mit euren Gäſten?
Nützt es denn zu ihrem Beſten!

Was wir uns erwarben?
Ehrenvolle Narben.

Wie ſollten ſie's über ſich gewinnen,
Ueber dein Weſen nachzuſinnen, —
Sie, die es kaum über ſich gewinnen,
Um ihrer ſelbſt willen nachzuſinnen?

Der Promethiden Schöpfungen, ſie ſchwinden,
Geiſt und Geſchick des Ur-Ahns bleibt;
Den Zwieſpalt wirſt du nie verwinden,
Geſchlecht, das ſtets auf Wogen treibt!

Am Kaukaſus, bebaucht von Eiſeslüften,
Den Geier, fletſchend, an der Bruſt,
Gepeitſcht von Fluth, umgähnt von Klüften,
Wird ſich der Halbgott ſein bewußt.

Verſchwendung bleibt
Ein Laſter edlerer Naturen;
Doch auf des Geizes Larve ſchreibt
Gemeinheit ihre eklen Spuren.

Das Loben iſt uns unbequem,
Das Schelten iſt ſo angenehm;
Und gibt es nicht ſo viel zu ſchelten?
Nicht wahr, Prophet, du läſſ'ſt es gelten?
Nisami: Im Namen Allahs rede ich:
Sich lobt, wer lobt; wer ſchilt, ſchilt ſich.

Iſt dir ſo und ſo zu Muthe,
Faſſe, Guter! dich, und dulde!
Was die Welt an dir verſchulde,
Kommt dir irgendwo zu gute.

Von den Dummen, von den Böſen,
Könnte man ſich noch erlöſen, —
Doch was ewig dich bekriegt,
Halb in dir, halb außen liegt,
Was nicht Liſt noch Kraft beſiegt —
Willſt du es dämoniſch nennen?
Gut! doch wird's nicht minder brennen.

Was Schlimm'res weiß ich nicht zu ſagen,
Als: Blühen, und nicht Früchte tragen!

Ei, ſo bleibt in eurem Gleiſe,
Bleibt darin in Gottes Namen!
Aber, die auf ihrer Reiſe
Weiter ſtets und weiter kamen,
Dieſe laßt mir ungehudelt,
Ehrt aus Fernen ihre Grüße!
Während ihr als Bäche ſprudelt,
Wandeln ſie als goldne Flüſſe.

Soll das Aechte, Große dauern,
Halt' es ſich zum Kampf bereit;
Aus den düſtern Winkeln lauern
Die Beſchränktheit und der Neid.

Fröhnt der letzte ſeinem Grimme,
Dünkt die erſte ſich geſcheidt;
Hohn erhebe nur die Stimme:
Beide ſind ſie gleich bereit.

Du wirſt, um Lehrer ſeyn zu dürfen,
Gar manches bittre Tränkchen ſchlürfen;
Und darfſt du's ſeyn wie irgend Einer,
Den alle Welt preiſ't, —
Was frommt es auch? glaubt dir doch Keiner,
Der nicht ſchon ſelbſt weiß!

Wird allen Sehern, wie Kaſſandern,
Des Gottes Liebeshuld zum Fluch, —
Verdenkt ihr's der Sibylle, die ihr Buch
Erzürnt ließ in die Flamme wandern?

Doch, hier endet, Klaggedichte!
Und was übrig iſt, es ſchlichte,
Es verſöhne ſich zu Haus:
Der Verdruß wird nicht zu nichte,
Und verdrießliche Gedichte
Nehmen ſich verdrießlich aus.

Sie mögen immer Jakchos Tempel ſchließen!
Verſagte Luſt beklagt der Beſſ're nicht;
Doch Zeus mißgönnte Sterblichen das Licht
Und trotz des Donners mußt' er's büßen;
Der Jüngling wünſcht ſich Freiheit zum Genießen,
Der Mann zur ernſten Uebung ſeiner Pflicht.

Ins Inn're träumeriſch gekehrt,
Verwirret dich entnervend Schauen,
Befällt dich ein geheimes Grauen:
Daß Leben ſelbſt am Leben zehrt.

Laß das Geſpenſt des Bangens ſchwinden!
Es iſt der Geiſt allein, der lebt;
Und, der jetzt nur in Feſſeln webt,
Er wird einſt glorreich überwinden.

Goethe! deinen Lebenspfaden
Wird zu folgen immer ſchwerer;
Mehr als tückiſche Tiraden,
Mehr als flache Hiebe, ſchaden
Dir die Affen und Verehrer.

Behaglich, äſthetiſch,
In leerer Betrachtung
Antiker Figuren,
Mit nobler Verachtung
Kühn-eigner Naturen,
Umſitzen den Theetiſch:
Das nennen ſie: Goethiſch.

Wie? der Menſchheit Intereſſen
Hätte das Gemüth vergeſſen,
Das ſich ihnen ganz geweiht?
War's (auf jedem Blatt zu leſen)
Nicht: „ich bin ein Menſch geweſen"
Zu bekennen ſtets bereit?
Und der Geiſt, deß Adlerſchwingen
Durch den Aether durften dringen,
War allein nicht recht geſcheidt?
Wer es glaubt, ich fürchte: deſſen
Sind ganz andre Intereſſen,
Als der reinen Menſchlichkeit!

Veröffentliche kühn dein Denken, Dichten!
Du kannst den Weltsentenzen doch nicht wehren:
Der Jüngling greift zum Buch, um es zu richten;
Der reife Mann, um dran sich zu belehren.

Dieß höchste Wort wird Gut' und Böse trennen:
„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Eine Kette von Eisen umzirkelt die Welt;
Und wenn's dir, gekettet zu seyn, nicht gefällt,
So werde du eisern, und schließe fortan
Als Ring dich den Gliedern, den eisernen, an!

Klagst du über Schicksalsdruck von außen;
Klag' nicht; lerne lieber dich befragen:
Hast du in dein Seyn verwebte Wünsche?
Diese sind dein Schicksal. Menschen sind wir,
Und bedürfen; sieh hier Aller Fatum.
Fasse das, und rasle mit der Kette!

„Man muß sich resigniren,"
Heißt nicht: man muß ins Blaue irren;
Es heißt: man muß das Ziel ins Auge fassen,
Und Andre thun und reden lassen.

Deines Schicksals trocknen Bissen
Wirst du herzhaft schlucken müssen;
Wirst, je länger du willst kauen,
Deste schwerer ihn verdauen.

Der Glaube iſt des Glaubens Preis —
Der Zweifel ſelbſt iſt ſein Beweis.

Was mich ſo tief bekümmert
An dieſer lieben Zeit?
Daß ſie das heil'ge Feuer
In ſich zurücke drängt;
Es glimmet und verglimmt —
So daß man Aſche findet,
Wo niemals Flamme war.

Dir zu bekennen, haſt du Muth:
Wer recht geſcheidt iſt, iſt auch gut;
Denn größern Vortheil gibt es nicht,
Als Uebung der erkannten Pflicht.

Ehrlich ſchaffen, ohne Säumniß,
Iſt das heiligſte Geheimniß;
Laß ſie ſchwatzen, laß ſie denken,
Laß ſie rechts- und linkshin ſchwenken:
Du mit aufgeſchloſſ'nem Sinn
Schreite rührig vor dich hin!

Willſt du, eignen Schmerz zu tragen,
Dir den Buſen kräftigen,
Lerne mit der Menſchheit Fragen
Edel dich beſchäftigen:
Wie die Seele ſich erweitert,
Wird dein Leben auch erheitert.

...niv. bibl.
München

Und nach redlicher Bemühung
Nimmſt du dir hierin die Lehre:
Alles dreht in dieſer Sphäre
Sich um Bildung, um Erziehung.

Mit „frank und freh!“ iſt nichts gethan;
Volksunterricht! da hebt es an.

Wenn die Beſſern aller Orten
Pflichtgemäß in ihren Kreiſen
Mit Betragen, Werken, Worten,
Wohlthun, fördern, unterweiſen —
Werden geiſtige Gewalten
Nach und nach ſich ſtill entfalten,
Und die Saaten werden reifen;
Doch hier iſt nicht vorzugreifen.

O der Alles-Beſſerwiſſer,
Superklugen Kannengießer!
Wenn zu Haus auch der Pantoffel
Ueber ſeinem Haupte droht —
Weiß doch niemand ſo wie Stoffel,
Was der Menſchheit thäte noth.

Es iſt ſo ſchön, aufs Wohl des Ganzen denken
Das Höchſte iſt's, wozu der Menſch gelangt; —
Es nähert höhern Mächten, die uns lenken,
Sich ſo der Geiſt, der dann mit Ehrfurcht dankt.

Allein wer je an ſich begann zu läutern,
Erfuhr auch, was das heißt! und wird er nun
Aufs Ganze das Erfahrene erweitern —
Wie wird er furchtſam leiſe Schritte thun!
Ach, wer es faßt, was Menſchen ſind und ſollen —
Wird er Aeonen-Werk in Tagen wollen?

Längſt iſt es klar, was der Geſammtheit fromme,
Der Menſchheit Zweck und Ziel iſt anerkannt:
In Schriften und Geſellſchaft wird's genannt —
Doch ob es je zu rechten Werken komme? —
Im Wort für Liebe, Recht und Licht entbrannt,
Zeigt ſich der Menſch durch That an Selbſtſucht feſtgebannt.

Wird großes Wort an kleine That verſchwendet,
So muß der Knäu'l ſtets dichter ſich verwirren:
Wann hofft ihr dann, daß ſich der Jammer endet?
Wann ſchließt ſich unſer Unglück, unſer Irren?

Natur, ſie lehrt, daß alles Leben
Entwicklung ewiger Kräfte ſey;
Laßt die Betrachtung euch erheben;
Ihr nennt euch Geiſter, rühmt euch frei;

Wohlan! entwickelt Kraft im Handeln,
Laßt etwas von dem Geiste sehn!
Und, soll es irgend vorwärts gehn —
Sucht euch vor allem zu verwandeln!

Keime sind gestreut:
Reifen wird die Zeit.

Diſtichen.

Blumen-, Frucht- und Dornſtücke mögt ihr die Diſtichen taufen;
Was einſt organiſch gedieh, lebet im Bilde noch fort.

Haſt du an die Erkenntniß ein Leben geſetzt und verloren,
Schaue nicht mehr zurück, denn ſo zerrinnt der Gewinnſt.

Immer wähnſt du zu ſteuern, und klüglich wähnſt du zu lenken —
Und doch treibt nur ein Wind, Beſter! dem Hafen dich zu.

Nicht Ein Wort, Ein Moment nicht löſ't des Lebens Geheimniß;
Lebt ihr tüchtig und ganz, löſ't ihr's in Einem fort auf.

Tauſend Rollen ſpielt man im Leben; man wählt ſie nicht ſelber.
Auch die Couliſſe wird nicht von dem Spieler beſorgt.

Vieles haſt du geſchienen, doch Eines biſt du geweſen:
Das, was du niemals ſchienſt, das, was du niemals begriffſt.

Willſt du das Eine in Allem, ſo wird dir Alles in Einem:
Willſt du das fremde Wohl, wird dir das eigne gewiß.

Nicht zur Sonne nur, ſterblicher Blick! ſonſt wirſt du erblinden:
Aus der beleuchteten Welt lächelt ſie milder dir zu.

Sucht ihr Gottähnlichkeit in eitel-träger Beſchauung?
Menſch erſt zu ſeyn, wär' ein Schritt; ach, und was koſtet er nicht!

Nicht auf vereinzelte That beſchränkte ſein Wirken der Gute:
Zwiſchen Entſchluß und That meldet die Parze ſich wohl.

Der nur freut ſich des Lebens, ihn ſchreckt nicht die eiſerne Schere,
Der in jedem Moment, ganz wie er konnte, gelebt.

Dir vergeb' ich: du kannteſt ſie nie, die Wonnen der Liebe;
Euch aber treffe der Fluch, die ihr ſie, wiſſend, mißgönnt!

Thatlos ſey der Mann! der Müſſiggang, ſo wie die Duldung,
Ziemen dem zartern Geſchlecht; lauſchet dem Wink der Natur!

Was bestimmt mir den Werth eines Buchs? ich beurtheile lernend
Nach dem Leben das Buch, nicht nach dem Buche die Welt.

Aechte Bildung ist Güte: denn wie du begreifest, so wirkst du;
Und als Laster gilt rohe Verkehrtheit mit Recht.

Daß wir die Welt nur sehn, wie sie die Netzhaut uns vortäuscht,
Merkt ein Jeder an sich, trübt ihm kein Mittel den Blick.

Was dem schuldlosen Kind unschuldig-kindisch erschienen,
Zeigt absichtlich und ernst sich dem verdrießlichen Mann.

Wenn euch schon nichts mehr pikant, schon nichts mehr verzweifelt genug ist,
Rinnet mir immer noch lieblich der Quell der Natur.

Ewig ist mir's gegönnt, zu schauen, zu denken, zu lernen;
Denn die Gegenwart währt eben so lang als der Mensch.

Folgt, ihr Lehrlinge! nur dem Cirkel mystischer Weisheit,
Ueberdenket stets, daß euch das Denken nicht frommt.

Was denn eigentlich unſres Säculums hemmend Princip ſey?
Krankheit iſt's: Aſthenie! kräftige ſich's! es gedeiht.

Was des Menſchen Feind, ſein hinderndes Element ſey?
Faulheit iſt's, „Abathymie"; ſagt's doch Chryſoſtomus ſchon!

„Was berechtigt dich nur, uns altklug ſo zu belehren?"
Daß ich Erſonnenes nicht, daß ich Erlebtes euch bot.

Euch iſt die Welt ein Steg, um in den Himmel zu kommen?
Aber ich merke doch nicht, daß ihr euch vorwärts bewegt.

O des Tantaliden-Geſchlechts, das, ſelbſt ſich beſtrafend,
Was ihm die Milde beut, Höh'res begehrend, verſchmäht

Nicht durch Spott beſiegſt du den Schmerz; auch nicht durch Zerſtreuung:
Aber beſchaue dich als einen Theil der Natur.

Daß wir nur Menſchen ſind, das beug' in Ergebung das Haupt uns:
Daß wir Menſchen ſind, richt' es uns herrlich empor!

Wenn du mich liebſt, ſo trage mich, wie ich bin, wie der Menſch iſt;
Denn im Menſchlichen liegt, daß wir uns lieben allein.

Als mit düſtrem Gebraus ein zerſtörender Geiſt durch die Welt ging,
Griff ich mit Muth den Accord, den mir der Schöpfer geſtimmt.

Das iſt am Dichter ſchön, daß er, im Innern von Allem
Stets außer Allem ſcheint, ſtets außer ſich, wenn er ſingt.

Nicht der Verſtand, die Phantaſie nicht ſchafft dich zum Dichter,
Nicht Gefühl, noch Begriff ſchaffet zum Menſchen dich um.

Bilde harmoniſch dich aus, zum Zwecke von innen nach außen:
Und du empfindeſt dich bald freudig als Menſch, als Poet.

Neigt des Ganzen ein Theil auf eine Seite hinüber,
Bleibet ein leerer Raum ihm gegenüber zurück.

Nur wenn das Einzelne ſich verhältnißmäßig geſtaltet,
Dienend und herrſchend nach Maß, rundet das Ganze ſich auch.

Alles das habt ihr ſchon häufig gehört und treffilich befunden.
Aber noch drängt ſich der Plebs ſo unharmoniſch wie je.

Einzig die Ehe, die wahrhafte nur, macht uns heimiſch auf Erden —
Erſt im Doppel-Verein fühlt ſich die Menſchheit als ganz.

Nicht in Worten, mein Freund, wolle ſuchen den Schlüſſel zu Worten;
Was dir das Leben nicht wies, ſchließen dir Verſe nicht auf.

Welche den Dichter verſtehn, die brauchen ihn eigentlich nicht mehr.
Und die ihn brauchten, verſtehn leider den Dichter noch nicht.

Und ſo entſchließt er ſich endlich, ſich in ſich ſelbſt zu verſchließen —
Nur für ein brüderlich Ohr tönt noch bisweilen ſein Lied.

Oder es regt in der Ferne manch ſchlummernden, herrlichen Laut an.
Der dann mit freundlichem Ruf lohnend den Sänger erquickt.

III.

Gelegenheitlich. Persönlich.

Ist's nicht eben immer deutlich,
Denkt: es ist gelegenheitlich;
Scheint es nüchtern, scheint's gewöhnlich,
Sagt: Je nun! es ist persönlich;
Wohlgemeinte Huldigungen —
Brauchen sie Entschuldigungen?

Den Manen Goethes.

März 1832.

Epimetheus.
So ſage mir denn an'
Elpore.
Und was denn? was?
Epimetheus.
Der liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.
Elpore.
Unmöglich's zu verſprechen ziemt mir wohl.
Epimetheus.
Und ſie wird wiederkommen?
Elpore.
Ja doch! ja!

Goethe.

Es gehn und kommen, täuſchen und erfüllen,
Verleihn und fliehn die wechſelfrohen Horen;
Sie ziehn ans Licht, was ſich verbarg im Stillen,
Und was nach Leben ringt, bleibt ungeboren.
Doch wie ſich auch in Nacht die Loose hüllen,
Dem Denkenden bleibt Eines unverloren:
Den Sinn für's Große — fliehn auch die Geſtalten —
Den großen Sinn vermag er feſtzuhalten.

Erhabner Schatten! weff' Geſänge ehrten
Genügend dich, da deine nicht mehr tönen?
Von wannen ſie entklungen, dahin kehrten
Sie nun zurück: zum Urquell alles Schönen;
Doch ſind ſie unſer! Was ſie freundlich lehrten:
Durch friſche That der Muſe Werk zu krönen, —
Es lebt uns ewig wirkſam im Gedächtniß,
Dein Sinn bleibt uns dein köſtlichſtes Vermächtniß.

Im ganzen Umkreis beut'ger Bildungsweiſe
Soll uns dein Bild ein Stern der Leitung glänzen;
Treu deinem Fürſten, froh in Freundeskreiſe,
Klar über jedes Strebens Zweck und Gränzen,
Streng mit Gefälligkeit, mit Frohſinn weiſe,
Umlaubt von der Camönen ſchönſten Kränzen,
Gelang es dir, den Herrlichen zu gleichen,
Die wir ſtets rühmen werden, nie erreichen.

So wandelteſt auch du die Klippenpfade,
Durch welche jeder, wie er kann, ſich windet;
Aufs Fundament, das dir der Gottheit Gnade
Verlieh, haſt du des Ruhmes Dom gegründet,
Ihn rüſtig aufgethürmt von Grad zu Grade,
Bis wo die Kuppel in Gewölken ſchwindet;
Nicht hat dich Einſpruch Einzelner beleidigt,
Du warſt ja durch dein Daſeyn ſchon vertheidigt.

Ein Keimen, Blühen, Reifen war dein Leben,
Die Frucht fiel ab am festgesetzten Tage;
Des Gartens unsichtbare Hüter weben
Um sie ein Netz, daß sie kein Wurm zernage,
Und Wunder sinnend, Deutung kündend, schweben
Zwei Genien an deinem Sarkophage;
Der eine hebt begeistert das Gefieder,
In stiller Rührung senkt's der and're nieder.

Was dieser sinnt, wir haben's mit betrachtet:
Ein Wunderdasein, nur durch Kunst vermittelt;
Nicht minder sey die Deutung uns beachtet,
Die jener kündet, der die Schwingen schüttelt;
Wenn auch ein schöner Schmerz uns jetzt umnachtet,
Er ruft uns zu: „Wohlauf! emporgerüttelt!
Dem sind kein würdig Todtenopfer Klagen,
Der lehrte Leid durch Thaten zu ertragen."

„Die Werke, die der Meister hinterlassen,
Sie sind die Urne, deren Marmorwände
Des Dichters Geist, nicht seinen Staub umfassen;
Mit scheuer Liebe nehmt sie in die Hände,
Um nimmer sie von Herz und Mund zu lassen,
Daß sich der Urne Seele zu euch wende;
Greift in das heilige Gefäß und streuet
Die Saat aus, die im Schooß der Zeit gedeihet!"

In diesem Sinne wenden wir uns wieder
Dem thät'gen Kreise zu, dem wir gehören;
Nicht Thränen wecken ihn, nicht Klagelieder. —
Sie würden nur den heil'gen Schlummer stören;
Es dämmert auf! die stille Nacht sinkt nieder,
Und unter fernher-zitternd leisen Chören
Verspricht ein ungewisser Schein Aurora's,
Was Er ersehnt: die Wiederkunft Pandora's.

An Karl Mayer.

1834.

Ein scharf begränztes Bild des Lebens,
Ein Bild der schaffenden Natur
Zu haschen auf verwischter Spur,
Zu bannen im Moment des Schwebens —
Was es in uns, ich weiß nicht wie,
Erregt in holder Melodie —
In zartes Wort zu übersetzen;
Wie? wäre das nicht Poesie?
Doch wissen's Wenige zu schätzen.

Wenn aber trüb' und immer trüber
Uns der Betrachtung Garn umflicht —
Und fernher klingt ein zart Gedicht
Den wohlbekannten Ton herüber,
Den Ton, der uns im Tiefsten lebt;
Dann fühlen wir uns hold umschwebt
Von Genien verklärter Klagen —
Und wie es in uns gährt und webt,
Wir möchten es dem Dichter sagen.

Für W.

Der Grieche ſtritt, und ſang, und fiel,
Sein Name ward dem Volk verkündet;
An einem hehren Götterſpiel
Ward kindlich eine Welt entzündet;
Das ſchöne Feuer iſt verlodert:
Die Wirkung iſt nun das Gericht;
Der Bau am Ganzen wird gefodert,
Entſagung iſt der Glieder Pflicht;
Die Zeit erſcheint — der Tempel ſchimmert —
Und niemand frägt: wer d'ran gezimmert. —

Und wären ſie erſt da, die Zeiten,
Du wollteſt gern vergeſſen ſeyn!
Allein ſie ſind noch ſehr im Weiten,
Des Meiſters harrt der todte Stein.
Gehadert wird; es war nicht Fabel
Das alte Wort vom Bau zu Babel;
Wird Menſch den Menſchen je verſtehn?
Wird man bekränzt den Weiſen ſehn?
Bedenk's! — Und lähmt es nicht dein Streben —
So opfre dein verwehmtes Leben!

An meinen Bruder.

1834.

Das der Götter Fuß betreten,
Dumpf erschüttert rings das Haus:
Es veröden würd'ge Stätten
Und der Wanderer weicht aus.

Doch im Hain der Eumeniden
Wird der alte Fluch entsühnt;
Um die Asche haucht es Frieden,
Daß es gährt und wieder grünt.

Das Verlorne wird zum Gute
Dem gereinigten Gemüth, —
Wenn dem schmerzentflammtem Muthe
Eig'nes Leben frisch entblüht!

Mit W. Meisters Lehrjahren.

1.

Mit jugendlichem Fehl-Verlangen
Tritt Wilhelm aus dem stillen Haus,
Und trägt sein Streben, Hoffen, Bangen
In die verworr'ne Welt hinaus.
Allein kaum hat sie ihn empfangen,
So sieht es schon ganz anders aus:
Und wo erst Flöt' und Harfe klangen,
Verhallt ein traurig Windgebraus.
Wer war nicht auch in diesem Falle?
Gesteht's: Wilhelme sind wir alle.

2.

Der edle Geist, wenn Hüll' auf Hülle
Von täuschenden Phantomen fällt,
Wird endlich seiner eignen Fülle
Gewahr, und baut sich seine Welt;
Der Klarheit folgt ein reiner Wille,
Dem Liebe schmeichelnd sich gesellt, —
Was sich gebildet in der Stille,
Wird dann ins Leben hingestellt:
Auf daß es würdig sich vollende,
Und wirksam sich nach außen wende.

Mit den Wanderjahren.

Kannst du mehr als Andre tragen,
So nur magst du Andern nützen;
Allem müssen wir entsagen,
Um es wahrhaft zu besitzen.
Aber selbst der Beste, Weise —
Wird ihn diese Zeit verstehen?
Schließ' er sich an edle Kreise!
Nur gemach! es wird schon gehen.

Gloſſe.

Wenn dir kein Geſtirn mehr ſcheinet
Wenn der letzte Strahl erblich,
Tröſte, Lida! tröſte dich;
Wiſſe: ſelbſt der Starke weinet.

Seine bitt're Thräne rinnt,
Ungeſehn, in ſtummen Nächten;
Welcher Sterbliche darf rechten,
Wann der finſtre Text beginnt?

Thor! wer ſich geſichert meinet
In der Welt, die ihn begräbt;
Nichtig, was da liebt und lebt,
Nichtig, was der Mond beſcheinet!

Tod, was ſich der Held gewinnt, —
Staub, womit die Kunſt ſich ſchmückte, —
Wahnſinn, was dein Herz entzückte, —
Thorheit, was die Weisheit ſinnt!

Lida! ſelbſt der Starke weinet,
Wann der finſtre Text beginnt;
Nichtig, was der Mond beſcheinet,
Thorheit, was die Weisheit ſinnt!

Nach der Aufführung

von

Götz von Berlichingen.

Anno 1830.

Götz.

Nach Ritt und Rast, und Trunk und Schlag,
Und Sonnenschein und Wettern, —
Ich schlief, so wohl man schlafen mag,
In acht verscharrten Brettern.

Es wühlt und hämmert, kratzt und pocht:
„Auf! weise dich den Damen!“ —
Bei Kauz-Geschrei und Grabesdocht
Ich komm', in Gottes Namen!

Den Deckel auf, die Scholle durch,
Mit rostbedeckten Schienen, --
Rasch, wie vor Raub-Beschützers Burg,
So steh' ich unter ihnen.

Ein Lattenwerk, ein Kindersaal,
Ein doppelt Hundert Lichter —
Ein seltsam Biwern, auch zumal
Seltsamere Gesichter.

Sie deuten, gaffen, lächeln auch,
Nun ja, ich laſſ' es gelten!
Hat alle Zeit doch eig'nen Brauch, —
Soll Ahn den Enkel ſchelten?

Und wahrlich! hat die junge Welt
Mich Alten baß verwundert:
Wie zierlich-klug, wie feinbeſtellt!
Ein treffliches Jahrhundert!

Geſteh's nur, Götz! ſie haben dich
Ganz eigentlich verfeinert!
So zärtlich-keck, ſo tugendlich!
So durch und durch verfeinert!

Allein es ſey dem wie es ſey,
Mich ſoll Sanct Görge ſtrafen!
Mir wird doch nicht recht wohl dabei —
Ich leg' mich wieder ſchlafen.

Spanische Komödie.

Ein Don A liebt Donna B
(In Trochä'n mit Assonanzen);
Dessen Page X liebt Jener
Dienerin Ypsilen (spaßhaft,
In Trochä'n mit gleichen Reimen); —
Ein Don C liebt Donna D dann
(Zur Abwechslung dienen Jamben);
Diese Donna D liebt, leider!
Heimlich oberwähnten A, —
So wie dessen edle B,
Ach, für C in Lieb' erglühet.
G, der Diener des Don C,
Liebt die Z, die Zofe unsrer
Donna D. Ypsilon liebt G,
Z liebt X; so geht es kreuzweis.
Haltet den Verstand beisammen,
Daß euch diese Knöpfe aufgehn!
Die geliebten Herrn erfahren
Ihres Schicksals zarten Knoten
Durch die treuen Dienerinnen
Ihrer respectiven Diener.
Nun wird Gegenliebe Pflicht
Für galante Ritterherzen.
Donna D erfährt die Wirkung
Ihres Brandes zu Don A,

Der geziemend ihn erwiedert;
So Don C, der, froh, geschmeichelt,
Donna B zurück-verehrt;
X, aus Trotz, verliebt in Z sich. —
In Hyßlon, weils denn seyn muß,
Sieht man G sofort entlodern.
Diese neugebornen Paare
Heirathen in Einer Scene;
Und, nachdem wir so befriedigt,
Fleht der Dichter um Verzeihung
Für das Stück, das er betitelt:
„Weiber machen, was sie wollen."

Zauberflöte.

Eine reiche Welt-Parabel
Tönt die mächtige Romanze
Dir, verklärt vom Märchenglanze,
Menschenlebens Wunderfabel.
Tröstend schallt die Zauberflöte
Durch des Unglücks Flammenröthe;
Höchster Weisheit heil'ge Hallen,
Ernster Liebe siegreich Wallen,
Die Beherrscherin der Nacht
Wie das Paar, das neckt und lacht —
Es sind ew'ge Lebens-Chiffern.
Melodien ist's gelungen,
Von der Kunst Magie durchdrungen,
Tiefe Räthsel zu entziffern.

Brücken-Inschrift.

„Alles ist nur Uebergang."
Merke tief die ernsten Worte!
Seyn ist Werden, Tod ist Pforte;
Aus der Stunde, von dem Orte,
Heute trotzig, morgen bang,
Treibt dich eingepflanzter Drang
Dunkle Wandelbahn entlang:
Du bist selbst nur Uebergang.

Gedenkbuch-Blätter.

1830.

Thoren, die auf Morgen bauen,
Arme, die nach rückwärts schauen,
Schwache, die das Heut bezwingt!
Allvergessend ruht der Weise,
Unabirrend, gleich dem Kreise,
Der sich in sich selbst verschlingt.
Wollen, was doch Alle müssen,
Im Verlodern noch genießen —
Dreimal selig, die das wissen!

1833.

Sie nennen's Frühling, wenn die Erde
Von Neuem über Gräbern lacht, —
Indeß, mit lauernder Geberde,
Verwesung ihre Saat bewacht;

Sie nennen's Hoffnung, wenn Gewürme
Die Ferse sich zum Schatten träumt, —
Bis es, vom wahnverehrten Schirme
Zertreten, sich vergebens bäumt.

Dein Herz verlernte längst das Hoffen, —
Du sahst den ewigen Abgrund offen,
Und auf der Stirne der Verwesung
Das Schauerzeichen der Erlösung!

3

1835.

Ich find' es lächerlich, zu sagen:
Die Zeit des Wirkens sey vorbei!
Mich dünket, daß in unsern Tagen
Die rechte Zeit zu wirken sey.

Im Alterthume stand der Denker
Vereinsamt, unbegriffen da —
War er nicht Held und Staatenlenker,
Was half's dem Edeln — daß er sah?

Wie anders waltet dieß Jahrhundert!
Was du gepflanzt am stillsten Ort,
— Wird gleich das Blühen nicht bewundert —
Es wuchert tausendfältig fort.

---

4. An Helena.

1834.

Es ließe sich viel Schönes sagen,
Viel Liebes, Wahres auch dazu —
Du kannst's bei X und U erfragen,
Des heit'ren Scheins genieße du!
Wenn's aber Nacht wird — frage dich:
Was dir dann Antwort gibt, bin ich.

1834.

Wenn sich's wie Novemberschleier
Vor der Seele Lenz dir legt,
Und des Lebens schale Leier
Klanglos dumpf ans Ohr dir schlägt:
Soll dieß Blatt dich an die leisen
Harmonien deines Innern,
Deren ahnungsvolle Weisen
Worte Gottes sind, erinnern.

IV.

Im Sinne des Alterthums.

Ihr, die Hehren, ewig Musterhaften!
Nehmt als Spende, was wir euch verdanken:
Unsres Lebens farbenreichste Blüte —
Das Gefühl, mit welchem wir euch ahnen.

Dichter-Verdruß.

Ich rath' euch Allen, die ihr verdrießlich ſeyd,
Wenn euch Apoll der Saiten Gewalt verlieh,
Wählt euch ein zornbezwingend Metrum,
Grollet und greint in gemeſſ'nem Rhythmus!

Denn in des Dichters herrlicher Seele wird
Der rohe Mißklang ſelber zum Silberton;
Und, wie die Flamme Schlacken ſondert,
Alſo bewährt im Gedicht das Erz ſich.

„Doch aber, ſprich mir, Schützling des Delphiers!
Wie mocht' es kommen, daß du verdrießlich wardſt?
Frägt denn das Lied nach Anerkennung?
Fließt nicht die Well' in das Meer begnügſam?"

Du rede weiſer! wird in die Welle nicht
Von Knabenhänden manchmal ein Stein gewälzt,
Daß ſich die Woge ziſchend bricht, und
Grollend und greinend den Fels begeifert?

Die Halbheit iſt, ich will es vertrauen dir,
Der Klotz, der mir die ſilberne Bahn verſperrt;
Ein Wurf von Knabenhänden, wähnt er
Kraft ſich genug, mir den Lauf zu dämmen!

Allein nicht wähn' er: Starrheit sey Ewigkeit!
Auch nicht: sie hemme flüssiger Kräfte Strom!
Es theilt sich links und rechts die Welle,
Findet sich wieder, und schwillt dem Meere zu;

Und wie sie rastlos wirksam den Block umspült,
Sieht man zerbröckeln, sieht man sich lösen ihn —
Allein die Welle rauscht und rauschet,
Weil sie die Götter mit Wolken nähren.

Fester Standpunkt.

Du hebst den Blick ins schweigende Blau empor?
Was hoffst du von des endlosen Aethers Raum?
Ich sage dir's: nicht dort ist der Mensch daheim!
Ihm gab ein Gott zur Mutter die Erde ja:
Da bau' er kindlich sich und genügsam an,
Und nicht verlang' er je nach dem Aether hin!
Denn nicht den Aether jemals erreicht er doch,
Der Erde Heimath aber verlör' er wohl. —
Und schwebte so, Dämonen ein nicht'ger Spott,
Zerfließend zwischen Himmel und Erde hin!

Beatus ille, qui procul —

Auch mich dünkt, Landmann! würdig und schön dein Loos;
Aus brauner Scholle furchest du Segen auf;
Den Deinen Segen, und den Städtern,
Die, deines Schweißes nicht achtend, schweigen;
Zwar schaust du fürchtend oft ins Gewölk empor,
Das, hagelschwanger, Fluch deinen Saaten droht. —
Doch nicht nur du, — die ganze Menschheit
Blickt zu Gewölken, die dräuend hangen.
Dir werde, Guter! endlich die Segnung auch:
Dereinst mit aufgehellterem Geistesblick,
Treu deiner Erde, die Natur als
Mensch zu betrachten und zu beherrschen!

Im ausgehauenen Forſte.

Vor dem Gebirge ſteigt der blaue Qualm auf,
Aexte klingen am Fuß uralter Fichten;
Auf den Rumpf enthaupteter Brüder ſtürzend,
Dröhnen ſie weithin;
Klagend durchwühlt der Sturm die lieben Kronen;
Abſchied rauſchen ſie ihm; er braust von dannen;
Und mit ihm verläßt der verjagte Geier
Krächzend die Heimath;
Heiliger Tempel der Natur! ſo falle
Denn auch du: weil der Menſch ſich Hütten bau'n will;
Urkraft ſchwinde! Heiterer wird's auf Erden,
Aber auch flacher.

Tages- und Nachtzeiten im Walde.

Morgen thauet
Iris-Perlen
Auf die Blätter,
Auf das Moos.
Das erwachte
Reh, es raschelt
Durch das Dickicht;
Aeste knattern,
Spechte hacken,
Und die frühe
Axt, sie eyfert,
Weithin schmetternd,
Grünes Leben
Dem Bedürfniß
Roher Menschheit;
Und die Dryas
Klagt's der Echo.

Blau durch's Gitter
Schaut der Himmel,
Es verweilet
Helios;
Pan, er schlummert,
Satyr mit ihm;
Hamadryas,

Ungefährdet,
Wiegt ſich ſelig
Auf den Zweigen,
Zwiſchen Schatten,
Zwiſchen Lichtern
Wonne-zitternd.

Durch die Wipfel
Geht ein Säuſeln
Ahnung-ſchaurig;
Röthlich nachtet's;
Fernher murret
Der Chronide;
Näher rollt es:
Schlag, und Licht nun!
Widerhall aus
Tauſend Klüften —
Und des Forſtes
Mutter-Eiche
Liegt zertrümmert.
Ernſte Pauſe —
Und ein mildes
Thränenopfer
Rauſchet ſanft als
Regen nieder.

Oben klärt ſich's:
Zwiſchen Wolken

Schickt Apollen
Schmerzlich lächelnd
Seine heil'gen
Letzten Strahlen —
Und der liebe
Stern des Abends,
Frischer glänzend,
Blickt Erinn'rung
In die Herzen.

Nun die andern
Auch, sie kommen,
Schwesterchöre,
Brüdersterne,
Miteinander
Schweigsam wandelnd,
Bangen Nächten
Holde Tröstung
Freundlich schimmernd —
Und Selene
Tröstet herzlich
Mit den Sternen:

„Liebe Menschheit!
Nächtlich träume,
Um am Tage
Froh zu wirken!"

Der moderne Kritikus an die Alten.

Herbei, herbei, gealterter Sängerchor!
Der große Kritikus neuer Zeit,
Zoilus ſelber ruft dich,
Ruft dich herauf! ruft dich herauf!

Ihr alten Schelme! ſteife Pedanten ihr,
Du unter andern, Freund Sophokles,
Wirf den Kothurn weg! jetzo
Geht man in Schuh'n! geht man in Schuh'n!

Es trifft auch dich nun, o Ariſtophanes!
Dir blieb der Geiſt der Zeit unerfaßt, —
Du, mein Homer, haſt leider
Keine Tendenz! keine Tendenz!

Nun kommt mein Urtheil; hört es: ihr langweilt mich, —
Und was mich langweilt, das tauget nichts;
Wollt ihr gefallen, hört, ſo
Werdet modern! werdet modern!

Blickt her, und lernet! ſeht meiner Jünger Schaar,
Die teuto-myſtiſch-romantiſchen!
Neuer als ganz neu ſind ſie!
Nehmet das Kreuz! folgt mir nach!

Hexameter.

Fragmentariſch.

Μετρον ἐπι πασιν ἀριστον.
Hyday.

Wie des Hexameters Maß, ſo fließe das Metrum des Lebens,
Ununterbrochen, melodiſch, dabei geſetzlich gemeſſen!
Dem olympiſchen Boten, geflügelten Seelenbeherrſcher
Aehnlich, wandelſt, Hexameter, du durch den endloſen Aether,
Und wie du, ſo drücke das Leben helleniſchen Sinn aus!

Wo nur der Himmel ſich wölbt, wo Blüten dem Boden entſprießen,
Ueberall fühlſt du dich mit allen Geſchaff'nen verflochten:
Wardſt du nicht Fleiſch aus Fleiſch? und wirſt du nicht Staub zu Staube?
Und ſo faßt auch dich, gewiß, verhüllt, unabirrend,
Was Planeten bewegt und des Schiffers zitternde Nadel;
Doch nicht bleibt es dem Seher der Erde, dem Menſchen, Geheimniß, —
Sondern nach außen als Theil der Natur ſich freudig erkennend,
Späht er zugleich im tiefſten Kern des Bewußtſeyns mit Ehrfurcht

Göttliche Spuren auf; denn, wie ſein Leib in der Scholle,
Wurzelt ſein Geiſt, ein Heliotrop, in himmliſchem Boden.
Nicht kann die Blume aus ſich den Stoff der Sonne gebären,
Aber zum Licht aufſtreben, das kann ſie, es iſt ihr Bedürfniß.
Und iſt Bedürfniß des Lichts, ſich blumenabwärts zu neigen.
Alſo vermählen ſie ſich. Nun gibt es Keime und Blüten.
Liebe nennet der Menſch ſein tiefſtes Bewußtſeyn und Weſen.
Alſo hat, wie uns dünkt, einſt der herrliche Feind des Kronion
Seine Menſchen gewollt, und ſeine Menſchen gebildet:
Daß ſie ſich freuen und wiſſen, und daß ſie wiſſen und leiden,
Daß ſie, Einer im Andern, ſich fühlen, ſich duldend erkennen,
Raſtlos wirkend und liebend, ſo lang' die Parz' ihnen ſpinnet,
Ernſthaft lächelnd über ihr Loos, nicht die Götter beneidend.

Thetis herrlicher Sohn! du erkannteſt, was Sterblichen bleibe;
Als dein göttliches Roß dir bald zu ſterben weisſagte,
Lächelteſt du, beſtiegeſt das Roß, und kämpfteſt, und ſtarbeſt!

Euch, ihr Grazien! denkt der Moderne ſich zierlich und ſchmächtig,
Kränklich, frivol, wie er ſelbſt; und doch, beim Hercules! wart ihr
Ueppiger Form und kräftiger Bildung, wie's Göttinnen anſteht!

Rufen die Götter dich ab, du ſagſt mit beruhigtem Buſen:
Nicht umſonſt ward gelebt! Zum Göttlichen bildend mich ſelber,
Hab' ich des Göttlichen Keime geſtreut in empfängliche Geiſter.

Laß ein Wort dir verkünden: ich hab's zu Dodona vernommen,
Deutlich ſcholl es zu mir durchs Geliſpel heiliger Eichen:
„Jünger! entbehre!" ſo hieß es, und ward von mir nicht begriffen;
Aber ich lebte ſo fort, und begriff es allmählich durch's Leben;
So überliefr' ich es dir, und du bewahr's im Gemüthe:
Willſt du erlangen, ſo lern' entſagen; es iſt ſo geordnet;
Nur wenn du ſelbſt dir verſagſt, gewähren unſterbliche Götter;
Sey es Bedürfniß des Leib's, ſey'n es herrliche Wünſche der Seele!
Drängt's dich zu reden, ſo ſchweig! verlockt dich der Schlummer, ſo wache!

Haſt du erſt dieſes, — Glück auf! dann biſt du wie Zeus Kronion,
Welcher in göttlicher Ruhe den Untergang erwartet,
Den, wie dir, ſo auch ihm, das ewige Schickſal beſtimmt hat.

Stille war's in der Bruſt, und tief und klar wie Kryſtallflut,
Und das Palladium des Friedens umhüllte bewachend
Rings der eiſerne Harniſch der Kraft. Und ſo wäre des Lebens
Strömung, grünendes Land und des Himmels lächelnde Sterne
Wiederſpiegelnd, ins Meer der ewigen Liebe gefloſſen,
Hätte nicht der Brüder verderbliches Irren — der theuren! —
Ueber den Glanz der Wogen dir wolkige Schatten gedämmert!
Denn der Menſch, vom Staube gehegt, bringt wenige Kräfte
Mit auf die Welt; doch es ward ihm das Göttergeſchenk, ſie durch Bildung
Ins Unendliche zu vermehren. Ein Feuer der Gottheit,
Abwärts ward es entrafft, und heimwärts glüht es nun wieder;
Nicht vergebens zuckt er in uns, der olympiſche Blitzſtrahl,
Nicht vergebens! kein Spott verachtenden Göttern — wir fühlen's —
Sind wir! Ein gnädig Auge mißt unſer Können und Wollen;

Unſer lückenhaft Seyn, ein höheres wird es ergänzen.
Ueberall in der ſchönen Natur erſpäht ja die Seele
Des vergleichenden Denkers den ſtillen, ewigen Fortgang, —
Und die Menſchheit? — ſprich es nicht aus! es klänge wie Läſt'rung!
Nein! auch unſ'rem Geſchlechte zeigt Klio mit deutendem Finger
Hehrer Verwandlungen Spur, — auch wir ſind im Ganzen begriffen.
Aber nicht, wie der Ueberbildete wähnt, durch Verfein'rung
Rücken wir vor ans Ziel; hier heißt's: mit Schweiß iſt zu düngen!
Nicht durch des Leders Glätte wird Roſt vom Schwerte geſchliffen, —
Spiegelnd geht es und furchtbar hervor aus der Schärfe der Feile.
Hier nun iſt es, wo tiefe Betrübniß den Denkenden anhaucht;
Tret' er hin vor den Haufen, von Scham und Feuer ergriffen,
Tret' er hin, und es donn' ihm der Zorn von begeiſterter Lippe, —
Tief aus des Herzens heiligem Born entſprudl' ihm der Liebe
Losgelaſſener Strom! — ſeht zu, wie der Pöbel ihn aufnimmt!
Gaffend ſtehen ſie da, und ſchauen ihn an, und begreifen
Nicht, was der Raſende will; er hat doch zu Hauſe zu eſſen!

Soll man hungern, um Enkeln ein ungewiß Gut zu bereiten?
Gaffend ſtehen ſie da, — und rüttelt er kräftiger, — weh ihm!
Schon ſind die Fäuſte geballt, ſchon ſieht er die Steine geboben,
Welche des Frechen harren, der's wagte, mit läſtigen Grillen
Ihre Muße zu ſtören. Er wendet ſich ſchmerzlich; was bleibt ihm? — —
Dieß iſt das furchtbare Schweigen, in welchem die brütende Welt liegt.
Stark bei eigenen Leiden, betrübt dich der Brüder Verirrung;
Das betrübt dich, daß du das Licht deiner Liebe verſchließen
Sollſt! verſchließ es in Rhythmen: da ſchimmr' es dem glühenden Sucher!

Blicket nieder auf uns, ihr ewig waltenden Götter!
Denn wir bedürfen eurer, wie ſehr! in kimmeriſchen Nächten,
In umdüſterten Tagen, wo dumpf hinleben die Menſchen.
Weidend wandeln ſie hin auf nahrungſproſſender Erde,
Gleich verſcheuchtertem Vieh, dem kein Blick nach oben gegönnt iſt;
Wenn dann irgend ein Zeichen herab von olympiſchen Kreiſen

Ihre Nebel durchblitzt, — da ergreift sie ein dummes Staunen,
Einen Augenblick nur; dann murrend grasen sie weiter.
Nehmt, ihr Götter! die Binde von ihren bedürftigen Augen,
Daß sie euch wieder schaun, und euren unendlichen Himmel,
Wo den Tag hindurch Helios wandelt, Selene die Nacht durch,
Mit dem goldenen Chor der liebeschimmernden Sterne!

Armes Geschöpf der Sterblichen! wo du dich fragend, bedürfend,
Schmerzlich flehend hinwendest, — es schauert, es nachtet, es schweigt dir!
Eine lethäische Fluth wirft den Menschen an's Ufer des Lebens, —
Eine andere kommt, und reißt ihn wieder hinunter.
Und nicht den schalen Moment, wo er hoffend die Augen um sich wirft,
Gönnt ihr ihm Freiheit zu athmen? Er soll nicht im Schwinden genießen?
Pflückt er sich eine Blüte doch rasch am schlüpfrigen Abgrund!
Reiß' ihn die Brandung mit ihr in die Nacht des Vergessens hinunter!

Sträube dich, wie du willst! verschmachte, schmeichle, verzweifle!
Wurm! das eiserne Rad geht schnarrend über dein Leben;

Niemand hört deinen Schrei. Auf Zweigen zwitſchern die Vögel,
Im Gebüſch preiſt ein liebendes Paar die Schönheit der Schöpfung.

Mann! erhebe die Stirn, erſchaffe dir Willen und Kräfte;
Fühle, was du vermagſt, wenn dich nagend Grübeln nicht hindert;
Einmal feſt ins Auge das Schreckbild gefaßt! dann zum Schwerte!
„Stirb den, Lieber! auch du: warum wehklagſt du vergebens?
Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging!“ —
Kämpfend falle! beweint dich die Welt, da nicken die Götter!

Agamemnon des Aeschylos.

Urweiser Zeit, Hochsinn-durchdrungen,
Entquoll ein schaurig-schönes Lied:
Wie ewig That der That entsprungen;
Daß eisern Schuld, in Schuld verschlungen,
Geschlechter in die Tiefe zieht.

Des Sterblichen geheimster Wille,
Das ist die mahnende Sibylle,
Die Fluch und Segen prophezeit;
Verborgen zeugend, wirkt er stille
Auf eine schwang're Ewigkeit.

Vernimm sie, Mensch! die höchste Lehre:
Sey gut! in frommer Brust verehre
Der Moiren schlummerlos Gericht;
Und Segen weissagt dir das hehre,
Das Fluchverkündende Gedicht.

Vor Kunstwerken.

Atlas.

Lieber Alter, bist mir werth!
Hart geschiebt dir's, dich zu bücken,
Trägst die Welt auf kräft'gem Rücken,
Unmuth grollt aus deinen Blicken;
Weißt dich dennoch drein zu schicken, —
Trägst sie wahrlich zum Entzücken!
Hoher, hast mich viel gelehrt!
Darum, Alter, sey verehrt;

Mediceische Venus.

Schöner bist du nicht, wenn Paris
Der Begehrenden begehrend
Den verdienten Apfel reicht;
Unbewußt und überrascht
Sproßt der Anmuth Blume reiner,
Wende, wie du magst, das Antlitz,
Kreuze, wie dich's dünkt, die Arme,
Strebe, Schönheit zu verbergen!
Im Verbergen wird sie schöner.

Niobe.

Als du im Glücke dich überhobst, da mochten
Zürnende Götter dir Rachepfeile senden;
Nun aber senket Apoll in stiller Rührung
Nieder den goldenen Bogen, ernst bewegt vom
Inneren Licht, das der Qual entblühet. Gibt es
Höheres doch nicht auf Erden, als die Schönheit,
Wie sie den Schmerz verklärt. Da wird sie göttlich.

Geſtalten.

1. Ajas.

Laßt euer liebvoll thöricht Schwätzen!
In meiner Raſerei war Glück;
Am Rachewein durft' ich mich letzen, —
Doch wehe! des Erwachten Blick,
Erſtarrt, beſchämt — bebt er zurück.

Wer Ruhm nicht kennt, fühlt keine Schmach;
Mich untergräbt ſie tiefſt im Innern;
Ich brüte hin, ich ſinne nach:
An Ajas möcht' ich mich erinnern!

Triumph! ich hab' ihn wieder. Sey gegrüßt
Mein Helden-Ich, das mir
Der Stunden bitterſte verſüßt!
Ich kenne dich, ich folge dir.

Was er verbrach, nur Ajas darf es ſühnen;
Ich faſſe das, und fühle mich erneut;
Mich labt ein kräftiges Erkühnen,
Ein Hauch aus beſſ'rer Zeit!

Der Traum des Daſeyns, dieſes Wahngebild —
Es ſchwinde hin! das war ja ſtets mein Schild
In wacker durchgekämpften Schlachten,
Dieß Knaben-Spielwerk zu verachten.

So geht denn hin, ihr Lieben! eilet, tragt —
Und harrt allnächtlich, bis es wieder tagt!
Mir aber ſoll es herrlich nachten;
Lebt wohl! es ſey genug geſagt.

2. Oedipus der König.

Es malt der Menſch des Hoffens Züge
Auf ſein aus Luft gebautes Haus —
Allein das Schickſal tilgt die Lüge
Mit einem Schwamm voll Thränen aus.

Die raſche That, das kluge Sinnen,
Eins wie das Andre führt zum Tod;
Entwurzelt ſehn' ich mich von hinnen,
Da dieſe Welt nur Träume bot.

Sie fahre hin! Mein Loos erhebt mich.
Sie ſinkt — nun bin ich wieder mein;
Ein ſchauernd Hochgefühl durchbebt mich;
Ich fühl's: ſo weihn die Götter ein.

Die kleinen Sterblichen, ſie klagen
Um ihrer Herrlichkeit Ruin —
Stumpf gehn ſie mir vorbei, und fragen:
Ob ich — wie ſie! — nicht glücklich bin?

Sie meſſen meine Rieſenſchmerzen
An ihres Mißglücks Elle ab —
Sie weinen wohl — die guten Herzen!
Ihr Schickſal einſt an meinem Grab.

Ich war mein eigenes Gericht.
Gehüllt in der Ergebung Falten
Erwart' ich, wie die Götter walten:
Sie mögen nahn — ich zaudre nicht.

3. Oedipus in Kolonos.

Als ich mich ſchonungslos gerichtet —
Da ſpürt' ich, wie der Fluch entwich:
Der Kampf im Buſen war geſchlichtet:
Ich ſchlug — und ich erkannte mich.

Die Ehrfurcht und die Liebe fand ich
An meiner neu-erquickten Bruſt;
Ein Greis, zum erſtenmal, empfand ich
Der Menſchheit einz'ge reine Luſt.

Nun ſey mein letztes Tagwerk: Segnen!
Mein Kind, mein Freund! habt Theil daran!
Wenn die Erinnen euch begegnen,
Gedenket mein! — Es iſt gethan.

4. Theſeus zu Oedipus.

Ich faſſe dich, du lieber Greis, —
Laß deine Unglückshand mich halten!
Du lebend Zeugniß von der Untern Walten,
Verfluchten Stamms entſühntes Reis.

Mein junges Herz ſchlägt dir entgegen,
Noch iſt es offen, wünſcht und liebt;
In Kämpfen hat ſich's ſchon geübt,
Nun lehrſt du's dulden, ſchafft ihm Segen.

Steh', wie mein Schwert herniederblitzt
Auf deine Haſſer, deine Spötter;
Ich weiß, den ſchützen alle Götter,
Der einen Dulder ſchützt.

Du biſt mir ihrer höchſten Gnade
Ein heilig Unterpfand:
Komm'! deinen Arm in meine Heldenhand!
So wandeln wir die Schattenpfade.

5. Apollonius.

Ein kühnes Wort entſprießt der Seele,
Zwar den Getrübten dünkt es trüb;
Doch den Geſchwiſtern nur zu lieb,
Nicht für die Nacht ſingt Philomele.

Im Dunkeln wandelte der Meiſter,
Im Abendlicht erhab'ner Zeiten —
Er rief der Helden ernſte Geiſter,
Man ſah ſie traurig ihn begleiten.

Die hohe Sendung zu erfüllen,
Einmal zu laben noch den Siechen,
Sieht man den letzten, weiſen Griechen
Sich in Myſterien verhüllen.

Aegyptens Weisheit und der Inden
Scheint er dem Volke zu verkünden;
Er kündet Würde, Tugend, Kraft —
Der Haufe horcht und ſtaunt und gafft.

Ihn faßt, ihn hält der Sykophant,
Und ſchleppt ihn roh vor Roms Tyrannen;
Der hört und ſchaut ihn unverwandt —
Und ſchickt ihn, tiefbewegt, von dannen.

Ihn rührt der Menſchen Hand nicht an,
Es ruhn auf ihm des Hades Schwingen;
Er muß das Lied der Weihe ſingen,
Heroenwelt! dein heil'ger Schwan.

Er ſang. Die ewigen Götter weinten,
Auf Hellas ſenkte ſich die Nacht;
Dämonen winkten ihm, und einten
Den müden Geiſt der Sterne Pracht.

Doch aus der Sphinx von Jüngerworten
Tönt noch ſein ernſter Ruf dir zu:
Auf! poche an der Vorwelt Pforten,
Ein Oedip deiner Zeit ſey du!

V.

Sonette.

In strenge Form sich fügsam einzuschränken,
Es wird dem Dichter niemals Schaden bringen;
Gewöhnt er erst sich an ein rhythmisch Denken,
So wird sein Lied wie ein durchdachtes klingen.

Die Sonette.

1.

Und wagt ihr euch, verwegne Klanggedichte,
Mit eurem ſchnellverhauchenden Geflüſter,
Zur Welt, die euch der herrlichſten Geſchwiſter
So viele nahm, — daß ſie auch euch vernichte?

Und kennt ihr auch die heut'gen Kunſtgerichte?
Den harten Sinn bedächt'ger Form-Verwüſter? —
Ihr ſenkt die Schwingen? euer Aug' wird düſter?
Wie? ſchon geblendet? kaum am Tageslichte?

Ihr fühlt zu ſpät jetzt eure Nichtigkeit!
In euch iſt nichts, was jene Rhadamante
Beſtäche! Leider fehlt euch das Pikante.

Tendenz, Effect, Satire, Wichtigkeit,
Qual, Grauen, Jammer, hoffnungsloſe Liebe, —
Ich wüßte wahrlich nicht, was euch noch bliebe!

2.

Wer will das Maß der höchsten Schickung meſſen?
Froſt tilgt die Früchte jahrelangen Schweißes,
Gram bricht ſo manches Herz, und niemand weiß es,
Und niemand fragt: warum? und niemand: weſſen?

Die Welt iſt voll getheilter Intereſſen,
Ein kalt Gemüth verdrängt ſo oft ein heißes,
Und ach! ein Kind ſtill-liebevollen Fleißes,
Ein zart Gedicht, — wie bald iſt es vergeſſen!

Und doch! der Sänger hört nicht auf zu ſingen,
Ein ſchönes Herz hört niemals auf zu lieben:
Ein Etwas iſt vom ält'ſten Lied geblieben,

Was nach Jahrtauſenden uns übermeiſtert:
Es iſt der Geiſt, der Form gibt allen Dingen,
Es iſt die Form der Dinge, die begeiſtert.

3.

Schön ſind und bunt-ergötzlich die Sonette,
In denen ſich Gefühle und Gedanken
Viermal, in rhythmiſch-anmuthvollen Schranken
Genau abſchließen wie das Feld im Brette;

Doch dieſer abgezirkelteren Glätte
Zieh' ich es vor, wenn ohne Zwang und Schwanken
Sich Blüth' und Blüthe an einander ranken,
Zur lieblichſten, ununterbrochnen Kette.

Mir ſcheint dieß freundliche Geſchenk der Muſen
Dazu beſcheert, um, während wir genießen,
Ein rein Gefühl, ein plötzlich angefachtes,

Ein zartes Lebensbild, ein wohldurchdachtes,
In dieß gerundete Gefäß zu ſchließen;
Vielleicht nimmt es ein Freund an ſeinen Buſen!

Gebirgsnatur.

1.

Natur! ſo oft genannt, und o ſo ſelten
Erkannt! „Und darf der Menſch dich auch erkennen?“
Ob er es darf? kaum wag' ich dich zu nennen
Vor ihnen, die den Seher Lügner ſchelten!

Die Gottheit ſpricht zur Menſchenwelt durch Welten!
Wo irgend Geyſer ſprüh'n, Vulcane brennen,
Vom Schnee der Anden bis zu den Ardennen,
Von Abyſſiniens Gluth bis zu den Polen,

Iſt jeder Kieſel Heiligthum und Bildniß. —
Glückſelig, wer das faßt und das empfindet!
Die Stürme koſen ihm, ihm lacht die Wildniß,

Und wenn ſein Staub dem Staube ſich verbindet,
Entblühn verwandte Pflanzen dem Gebeine,
Umhüllt es ein befreundetes Geſteine.

Glückelig, wer, im Schooß der Apenninen,
Am Fuß der Alpen oder Pyrenäen,
Ein einsam Thal bewohnt! Es senden Feen
Die Geister des Gebirgs aus, ihm zu dienen.

Aus Quellkryſtallen locken ihn Undinen,
In feuchten Klüften ſchwätzt er mit Pygmäen,
Und von den Höhn, wo Lüfte Troſtes weben,
Blickt er berubigt auf des Glücks Ruinen.

Wo keine Berge ſind, da hat das Auge
Kein Hochgebild, woran es feſt ſich ſauge,
Kein Echo hallt die Sehnſuchtsklage wieder;

Doch wo Cascaden, Schmerz betäubend, ſchäumen,
Da ſtimmt Fels, Wald und Strom in deine Lieder,
Und See und Bach und Wieſe hilft dir träumen.

Liebe.

1.

Sonette müſſen, ſeit Petrarca ſang,
Vom holden Mithrasdienſt der Liebe klingen;
Und könnte Jeder wie Petrarca ſingen,
Nie endete der wonnevollſte Klang.

Allein, wie manches Herz, im ſchönen Drang
Regt, ach, vergebens allzuzarte Schwingen;
Darf auch das Wort in jene Räume dringen,
In die ein liebendes Gemüth ſich ſchwang?

So weih' ich denn, ſtatt vieler, dieß Gedicht,
Mit frommer Scheu den Liebenden im Stillen,
Daß ſich die laute Welt an ſie erinnre;

Und doch! ich irre! ſie bedürfen's nicht,
Und ich vermag's nicht bei dem reinſten Willen, —
Denn nie zum Aeußern wird das wahrhaft Innre.

2.

Mich hat ein schreckenvoller Traum gepeinigt:
Ich sah dich zwischen eines Sarges Wänden,
Mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen,
Den schönen Leib, zu früh! dem Staub vereinigt.

Doch dieß Gesicht hat mein Erblühn beschleunigt!
Was keine Macht der Welt vermag zu wenden,
Ward mir zum Bild, mein Inn'res zu vollenden!
Ich fühle mich erschüttert und gereinigt.

Im Sturm der Nächte, in des Mittags Scheine, —
Hab' ich's vor mir, das Trauerbild im Schreine, —
Es hat mich eingeweiht zum Sohn der Schmerzen.

Mich dünkt, als ob mich nichts mehr rühren würde,
Denn jenen fürchterlichen Traum im Herzen,
Trag' ich, wie leicht! des Lebens schwerste Bürde.

Dichtkunſt.

1. Guarini.

Wenn furchtbar, wie Natur in Ungewittern,
Uns Dante's Lied dem Herrn entgegenſchreckt,
Wenn, durch Petrarca's Lieb' und Leid erweckt,
Uns Mitgefühle in den Augen zittern!

Wenn unter Schilderklang und Lanzenſplittern
Uns Taſſo mit dem Schild des Glaubens deckt,
Wenn uns muthwillig Arioſto neckt,
Jetzt zwiſchen Wolken, jetzt aus Blättergittern: —

So ſey'n dir, o Guarini! zarter Dichter,
Beſcheiden vierzehn Verſe hier geweiht!
In deiner Seele war die goldne Zeit;

Es glänzen Tizians Farben, Formen Guido's,
Lorrains Beſchattungen, Allegri's Lichter,
Im Frühlingslandſchaftsbilde Paſtor Fido's.

L. Worthader.

Den Streit um Namen ſoll ein Name ſchlichten?
Gäb's für die Kunſt ein einzig Element?
Ja, wenn ihr euer Lied romantiſch nennt,
Dann freilich fällt es euch nicht ſchwer zu richten.

Ein Aechtes gibt's im Leben wie im Dichten,
Das überall der laut're Sinn erkennt,
Dem ſeine Flamme ſtill entgegen brennt,
Und das ihn lehrt, Geſtalten ſchau'n und ſichten.

Doch weil ihr einmal Worte heiſcht und Zeichen,
Schlüg' ich zu „Zielandeutern" vor: die Alten;
Ihr dürftet ſie ſo bald noch nicht erreichen;

Und während ihr ſie forſcht mit treuem Blicke,
Ruft ihr wohl ſelbſt, vom Zauber feſtgehalten:
Romantiſcher iſt nichts als das Antike!

Canova.

1. Theseus und Eurybates.

Wenn sich die zarte Wunderkraft des Schönen
In gleichem Kampf mattringt, jetzt überwiegend
Den Trotz der Rohheit, jetzt ihm fast erliegend, —
Da schweigt die Kunst, es weinen die Camönen;

Doch wenn der Herrlichste von Hellas Söhnen,
In sichrer Hand die leichte Waffe wiegend,
Lieblich vernichtend, mit Behagen siegend,
Durch Heldenspiel des Freundes Fest zu krönen,

Den wilden Halbthierkönig überwindet:
Das ist ein Anblick, werth, zu ew'gem Leben
Versteinert durch Canova's weise Hände.

Enthüllt zu prangen, dorisch-ernst umgeben,
Daß sich die Menge oft und gern hinwende,
Bis sie das Große nach und nach empfindet.

2. Chriſtinens Monument.

Die Treue mit der Kraft, in Schmerz verſenkt,
Die Tugend ſelbſt, im freundlichen Geleit,
Wie ſie dem Loos der Freundin Urne weiht,
Die Milde, die ſo Greis als Kind bedenkt;

Und wo des Baues Schluß den Blick beſchränkt,
Umſchlungen vom Symbol der Ewigkeit,
Das hehre Bild, dem, zum Empfang bereit,
Glückſeligkeit die Palm' entgegenſchwenkt:

Erhabner Geiſt, der dieß Gebilde ſchuf!
Es tönt! es iſt verſteinerter Geſang,
Die Kunſt ergriff ihn, eh' er noch verklang.

Und wer es ſtill betrachtet und begreift,
Er weint, indeß ſein Innres leiſe reift;
Er geht hinweg, und ahnt der Kunſt Beruf.

Preis*) 1833.

Vidit veram lucem, non fuit unus e multis, et vixit et vignit.
Seneca, Epist.

So iſt auch dir das heil'ge Licht geworden!
Auch du erklangſt, vom Morgenſtrahl berührt,
Und haſt für dich die edle Gluth geſchürt,
Wenn gleich dein Volk erlag den rohen Horden.

Und ſo vereint in rührenden Accorden
Der tiefſte Wunſch, den jede Bruſt verführt,
Der ſtille Glaube, der zum Höchſten führt,
In Harmonie Oſt, Weſt, und Süd und Norden.

Es iſt ein reines inniges Genießen,
Dieß Frag- und Antwortklingen zu belauſchen,
Wie's unverſtanden durch die Lüfte ſchallt:

Und wie es jetzt nur leiſe wiederhallt,
So wird's, wir hoffen's! — in einander fließen,
Und Preis des Höchſten durch die Welten rauſchen.

*) Man ſehe v. Hammers Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens.

Schiller. 1834.

Der Schmerz, die theure, herbe Frucht des Lebens,
— Nicht um Beſitz des Pöbels trübe Thränen, —
Das Trauer-Echo jedem Menſchenſehnen;
Das dumpfe, unerbittliche Vergebens —

Das war die Wurzel deines hohen Strebens;
Ihr wußteſt du die Faſern zu entlehnen,
Die nun als Zweige ſich zum Himmel dehnen,
Prachtblüthen wiegend im Triumph des Schwebens:

Und alle Herzen, die wie du empfanden, —
Was ſie geliebt, was ſie geduldet hatten,
Sie legten's froh in jenes Baumes Schatten;

Da war's verherrlicht, denn es war verſtanden;
Dir aber war das Daſeyn ſo geläutert,
Und, als es ſchwand, zur Ewigkeit erweitert.

Dem künftigen Dichter.

Nach Goethe's Tode.

Er ſchied aus unſern nebeldüſtern Landen,
Den Hellas uns wohlwollend nachgeſendet:
Der Dichter, ſtark und mild, in ſich vollendet,
Geſchmäht, geprieſen, ſeltener verſtanden.

Und wie wir ſo uns ton-verwaiſ't empfanden,
Jedwedem Sang empfänglich zugewendet,
Wie dankten wir dem Gott, der Lieder ſpendet —
Wenn wir den Sänger, der uns labte, fanden!

Doch dieſer kranken Zeit verſchrobne Söhne,
Die nur den Witz im Wahnwitz „Dichtkunſt" nennen,
Ach, ihr beweinenswürdig Auge ſieht nicht

Das einzig Sehenswürdige: das Schöne;
Vor Goethe's Wort erſchloß ſich ihr Gemüth nicht
Und ihre Strafe ſey: dich zu verkennen.

Palingeneſien.

Der Dichter, ernſt betrachtend die Geſtalten
Der Vorwelt, lieſ't erſtaunt in ihrem Leben
Das Wort, das auch aus ſeinem ſich ergeben, —
Sieht gleichen Sinn wie gleiche Looſe ſchalten.

Und wieder: die in ihm ſich ſtill entfalten,
Den Früchten für ein treu beharrlich Streben,
Er will auch ihnen Form und Dauer geben:
Er greift zu Mythen, welche nie veralten;

In ihrer Kleider alt-ehrwürd'ge Falten
Verhüllt er ſeine heiligſten Gefühle,
Und ſendet ſie ins brauſende Gewühle.

Dieß iſt des Dichters, dieß des Künſtlers Walten:
Was er auch ſeinem Geiſt für Körper lieh,
So oft er ſchafft, iſt's Palingeneſie.

Epochen.

Am ſtillen Abend bei der Sterne Glänzen
Verlor mein Geiſt ſich in die ernſten Räume,
Die dunklen Wiegen jugendlicher Träume
Von Hoffnungsparadieſen, em'gen Lenzen;

Es fühlte ſich mein Sehnen ohne Gränzen;
Da nachtet' es; der Tag verließ die Säume
Der Wolken; Herbſtlaub ſchüttelten die Bäume,
Die Farbe ſchwand von allen meinen Kränzen.

Der Mond verhüllte ſich. Hier laßt mich ſchweigen!
Ich darf das Tödtend-ſchreckliche nicht zeigen. —
Doch, als, verkündet durch der Lerche Töne,

Der Morgenſtern den goldnen Oſt verklärte,
Fand ich mich wieder als ein Sohn der Erde,
Und als mein Ziel: das Wahre, Gute, Schöne.

Götz von Berlichingen.

Du wandelſt, liebverehrter Heldenſchatten,
Dein gutes, altes Vaterland zu finden,
Geſenkten Hauptes, zwiſchen hohen Linden,
Mit ſchweren Tritten über duft'ge Matten;

Du findeſt's nicht! Dahin iſt, was wir hatten;
Und was wir haben, ſeufzend ſehn wir's ſchwinden.
Kann großer Sinn ein müßig Volk verbinden,
In welchem Rohheit ſich und Schwäche gatten?

Treu bliebſt du ihm, deß Auge von dir ließ,
Weil ſchlechte Künſte, die ſie Dienſtpflicht nennen,
Ihm ſeines beſten Mannes Werth verhüllten.

Weh! daß ſich jene Worte nun erfüllten:
Weh dem Jahrhundert, das dich von ſich ließ!
Weh deinen Enkeln, welche dich verkennen!

Egmont.

So ſprachſt du wahr, Oranien? durften wieder
Die kleinlich immer-wachen Neidestücken
Ein offnes, arglos-großes Herz umſtricken?
Umſchwirrt ihr mich, ihr alten, böſen Lieder?

Schwirrt immer zu! ein Siegschor dröhnt euch nieder!
Nennt's Leichtſinn, Uebermuth! Mich zu beglücken
Reicht's herrlich aus. Hoch über Sklavenblicken
Trägt mich ein göttlich glänzendes Gefieder!

Horch! kriegeriſche Töne! ſie begleiten
Mit Trommelklang das Raſſeln dieſer Ketten,
Daß noch im Sterben mich Triumph umſchwebe!

Hinaus! und ihr, ſeht mich zum Tode ſchreiten:
Mir nach! und, euer Liebſtes zu erretten,
Fallt freudig, wie ich euch ein Beiſpiel gebe!

Goethe.

Noch Ein Gedicht! nur eine Beihespende
Dem — stets zu früh! — Geschiednen, unserm Größten,
Deß Leben ein Versuch war, uns zu trösten,
Doch keinen Trost ließ für sein eigen Ende;

Dem Herrlichen, deß starke, sanfte Hände
Den Knoten: Menschendaseyn, schonend lös'ten,
Deß tiefe Worte Kraft ins Zarte flößten,
Maß in die Kraft, daß sie sich nicht verschwende;

Dem weisen Anerkenner der Naturen,
Dem sorglich-treuen Kunst- und Welt-Erklärer,
Dem heitern Waller auf der Gottheit Spuren;

Dem Auferwecker unsrer Morgenröthe,
Dem Sohn der Alten, unsrem Vater, Lehrer,
Dem alldurchdrungnen Alldurchdringer Goethe!

VI.

Ghaſelen.

Trifft du auch Hellas und Islâm beiſammen,
Wirſt nicht den Dichter deßhalb verdammen. —
Blau oder roth, es ſind immer Flammen!

Prologus.

Gedanken an Gefühle reihn — wär's wahr, daß solches
Dichten sey?
Auch dünkt mich, daß der Reime Tanz noch Poesie mit
nichten sey;
Nur weiß ich, daß ich niemand weiß, der über Liebe,
Schönheit, Lenz,
Glückseligkeit und Poesie, gelehrt genug zu richten sey.

1.

Widmung an H.,

der in einem Ghasel das Ghasel besang.

Meiner Fahrt nach Osten Beute, das Ghasel,
Nimm, o Freund! und gütig deute das Ghasel!
Blöder Ohr vernahm des Orients Wohlklang nicht,
Spielwerk schalten selbst Gescheidte das Ghasel;
Deßhalb Dank dir, der du lehrest im Gewand
Des Ghaseles, was bedeute das Ghasel;
Wie der Erde Centrum, wie des Menschen Geist,
Eint, was Willkür roh zerstreute, das Ghasel;
Jetzt erklingt als Alpenglöcklein glücklich still,
Jetzt als Grabesschmerz-Geläute das Ghasel;
Stets doch tröstete die Trüben, wie ich sah,
Und die Heitern stets erfreute das Ghasel!
Segen dem, der es zuerst erschallen ließ, —
Segen dem, der es erneute, das Ghasel!
Laßt sie's schmähen, laßt sie's loben, immerhin,
Warme, wie auch kühle Leute, das Ghasel!
Tief vom Herzen, tief zu Herzen, frisch und froh,
Schalle morgen, schalle heute das Ghasel!

2.

Der Rhythmen Ocean mit friſcher Flut vermehr' ich.
Des Klanges aus Schiras Nachklang zu ſeyn, begehr' ich;
Belächelt ihr der Franken beiſern Ton, ich lob' es, —
Doch daß ihr dieſen Ton belächelt, das verwehr' ich;
Seit Allah mir gegönnt, dem Wunderſang zu lauſchen,
Wie fühlt ſich meine Seele frei! wie leicht entbehr' ich!
D'rum horcht mir! wie man Schmerz, der doch nur Luft iſt, hinhaucht,
Und dafür Lebens-Oſtluft in ſich ſchlürft, das lehr' ich;
Mit Timur nicht den Süd, die Welt nicht mit Iskender, —
Mich ſelber nur, wie du, o Schmetterling! verzehr' ich;
Suleika! dir zu lieb, ein ſchon verſtörtes Herz
Mit friſcher Liederglut entzünde ich, verheer' ich;
Die Welt ſchwatzt dieß und das, und nennt's dann: Ruhm und Schande;
Haſis! nur dein Geſchwätz belauſche ich, verehr' ich.

6.

Weßhalb wendet man das Ohr ab, wenn der Mollah ſpricht? warum?
Weßhalb horcht man nur ſo gern auf's täuſchende Gedicht? warum?
Wenn mich Fatme's Hand berührt, ſo überläuft mich's wonnevoll, —
Immer muß ich lächeln, blick' ich ihr in's Angeſicht, warum?
Billig rügt man Schmähung; aber Unſinnſchwätzer, die den Leuten
Bange machen, weßhalb zieht man ſie nicht vor Gericht? warum?
Ach! warum — ruft Fatme ſchmerzlich — drückt Suleika's Hand Juſſuf,
Da er doch an jedem Morgen Treue mir verſpricht? warum?
Sagt, ihr Schriftgelehrten! wie nur kommt es, daß derſelbe Vers
Mühſam aufgeputzt, mißfällt? und doch gefällt er ſchlicht; warum?
Vieles wüßt' ich noch zu fragen; Eines aber wüßt' ich gern:
Weßhalb irrt des Dichters Herz ſo lange, bis es bricht? warum?
Laßt euch nicht betrügen! euer Dichter, dünkt mich, iſt ein Schalk;
Wenn er alles das nicht wüßte, fragt' er ſicher nicht, warum?

4.

Nun Allah Rauch geopfert, und Lob gezollt der Pfeife!
Denn wer dem Oriente, der iſt auch hold der Pfeife;
Nur Naſenüberbildung und Weibsgeplauderluſt
Und hypochondriſch Zweifeln: ob's fromme? grollt der Pfeife;
Du, bauche Schmerz und Unmuth in blaue Wölkchen aus,
Vertrau' ihr, wenn die Welt dir, der Himmel ſchmollt, der Pfeife!
Ihr trefflichſten Gedanken! im Freundeskreis gereift,
Nicht dumpfer Schule Bronnen, — nein, ihr entquollt der Pfeife;
Wir danken traute Stunden, von kräft'ger Luſt durchwürzt,
In unſern Jugendlethe hinabgerollt, der Pfeife:
Auch euch, den Abgeſchloſſ'nen, gilt das Orakelwort,
Wenn ihr der Menſchheit Räthſel entziffern wollt, der Pfeife;
Euch aber, Verſe! zehre das Feuer kniſternd auf —
Als Opfer-Fidibuſſe, der ihr erſcholt, der Pfeife!

5.

Leichter dünkt mich's roh zu seyn,
Als mit Weisheit froh zu seyn;
Viele Verse pflegen eitig,
Andre lichterloh zu seyn —
Wieder andre nur ein seichter
Schwall von Ach und O zu seyn;
Wenn, Hafis! dein Bild mir vorschwebt,
Wünscht' ich wohl auch so zu seyn.
Aber was ich wünsche, scheint stets,
Ach, ich weiß nicht wo zu seyn!

6.

Weg vom Wissenswust, Ghasel!
Einen Klang der Lust, Ghasel!
Weiß nicht, was bei Philosophen
Du nur immer thust, Ghasel.
Manches scheint im West zu gaukeln,
Was im Boden fußt, Ghasel!
Singe nicht, uns zu belehren,
Singe, weil du mußt, Ghasel!
Tage kommen, böse, weise!
Tage, wo du ruhst, Ghasel!
Einen Klang noch, eh' du ausklingst
Recht aus voller Brust, Ghasel!

7.

Es flimmern die Sterne ſo lieblich,
Sie ſcheinen von ferne ſo lieblich!
Denk', Liebſte! wenn Mädchen dich ſchmählen:
Sie wären wohl gerne ſo lieblich!
Es ſchmecken von Datteln die Hüllen,
Von Mandeln die Kerne ſo lieblich;
Der Becher, die Flöte, dein Auge —
Wie dünkt mich die Terne ſo lieblich;
Vergeſſen, genießen und hoffen —
Das macht die Taverne ſo lieblich;
Der Oſt fragt Bülbül um die Reime:
Von wem er ſie lerne ſo lieblich?

8.

Da mein Herz im Frühling lachte, ſagt' ich:
Winter ſtraft den Uebermuth! ſey ſtille!
Als nun wirklich Winter wurde, ſagt' ich:
Weißt nun, wie die Kälte thut? ſey ſtille!
Biſt zu Eis geworden; aber, ſagt' ich:
Mußt nicht brechen; faſſe Muth! ſey ſtille!
Als ich ſo zu meinem Herzen ſagte:
Selig, wer da ſchweigt und ruht! ſey ſtille!
War es g'rade ſo, als ob ich ſagte
Zu der alten Meeresflut: ſey ſtille!

9.

Wie im Ghaſel nach jeder Zeile
Das Reimwort freundlich kommt zurück:
So kehrt in einſam-ernſter Weile
Erinn'rung freundlich uns zurück,
Und zählt an einem Blumenſeile
Uns der gepflückten Zahl zurück;
Kommt dann, daß er die Segnung theile,
Der lang' entbehrte Freund zurück,
Geſtehn wir uns: zu unſerm Heile
Kommt doch ſo manches noch zurück!
Allein die Zeit entrauſcht mit Eile,
Allein das Grab gibt nichts zurück!

10.

Deines Mundes Lippen ſind Rubinen;
Dürft' ich ewig nippen an Rubinen!
Deiner Worte Menge ſind Rubinen;
Seyn mein' Ohrgehänge denn Rubinen!
Unſre Flammenherzen ſind Rubinen:
Laß uns traulich ſcherzen mit Rubinen!
Fürſten unter Steinen ſind Rubinen;
Thränen, die wir weinen, ſind Rubinen;
Deinem Aug' entfließen die Rubinen:
Will ſie ihm entküſſen, die Rubinen!
Die den Sarg beſtimmern, die Rubinen,
Glaub': hinüber ſchimmern die Rubinen!

11.

Nimm mich hin, geliebtes Herz! ich bin dein eigen, wie ich bin;
Nicht der Welt, nur dir allein mag ich mich zeigen, wie ich bin;
Denn die Welt iſt ohne Seele, ohne Ehrfurcht iſt die Welt;
Aber dir, du meine Welt, darf ich mich neigen, wie ich bin;
Liebe iſt es, was ich liebe; ſagt mir, kann man ruhig ſtehn —
Fortgeriſſen, mitverſchlungen in den Reigen, wie ich bin?
Und ſo kämpf ich, und ſo ſteig' ich, und ſo hoff' ich froh und kühn,
Meines Hoffens Gipfel kämpfend zu erſteigen wie ich bin;
Lieb' ich fort, und kämpf' ich fort, ſo werden endlich, wenn Gott will,
Dieſe kalten Menſchen Achtung mir erzeigen, wie ich bin;
Doch, daß der Erkenntniß Tage ferne ſind, ich ſeh' es wohl:
Darum dünkt es mich jetzt beſſer, zu verſchweigen, wie ich bin.

12.

Vöglein, weil der Lenz die Rose küßte, lachen;
Blumen, weil die Sonne sie nicht grüßte, weinen;
Darf man oftmals, ohne daß man's büßte, lachen,
Kann mag wohl auch einmal aus Gelüste weinen;
Wenn ihr Ohr vernähme jenes wüste Lachen,
Würden selbst die Augen einer Büste weinen;
Heut sah man den Kaufmann an der Küste lachen,
Und man sieht ihn morgen in der Wüste weinen;
Ueber dieses Leben, trotz der Lüste Lachen,
Würd' ich, wenn es Liebe nicht versüßte, weinen;
Laßt uns, ob der Haß sich drohend rüste, lachen,
Laßt uns, sinkend an der Liebe Brüste, weinen!
Niemand wahrlich, würde, wenn er müßte, lachen,
Niemand würde, wenn er alles wüßte, weinen.

13.

Kaum hofft man goldne Tage ſich,
So wandeln ſie in Plage ſich;
Doch fröhlich ſchlägt des Dichters Herz,
Das ſchwächliche beklage ſich!
Wir hörten, was der Theure ſang:
Das Schlimmſte ſelbſt ertrage ſich;
Der Feige unterwerfe ſich,
Der Uebermüth'ge ſchlage ſich,
Es beuge ſich der Weiſere,
Der eitle Thor behage ſich!
Das arme Herz, es fühlt beengt,
Gepreßt in jeder Lage ſich,
Sich unverſtanden im Gewühl,
Vergeſſen beim Gelage ſich;
Ob's thöricht, ob's vernünftig pocht?
Es quält mit mancher Frage ſich;
Ich aber ſinge: ſüß am Bach,
Es träumt ſo ſüß am Hage ſich!
Wer recht der Welt genießen will,
Entſage ihr, entſage ſich;
Wie hört ſo ſchön von Menſchenglück
Die wunderſame Sage ſich!

14.

Bange, ſchmerzlich, in des Lebens Tagen
Hört man Jeden, doch vergebens fragen:
Ach, was ſoll man zu den dunklen Gründen
Alles Fallens und Erhebens ſagen?
Soll, wer Icarus Geſchick erfahren,
Doch noch Einen Flug des Strebens wagen?
Unſrer Brüder Einen hört' ich traurig
Mitten im Triumph des Schwebens klagen:
Geiſt des Sterblichen! du mußt das Herz mit
Allen Foltern ſeines Bebens tragen;
Aber du, o Herz! du wirſt nicht ewig,
Doch ſo lang du ſchlägſt, vergebens ſchlagen!

15

Opfre, Lied! mit neuer Wendung: der Natur;
Denn es gilt des Dichters Sendung der Natur:
Findet Menſchenwirkung Gnade vor dem Herrn,
So gedieh' ſie durch Verwendung der Natur;
Nur die Mitte deiner Thaten danke dir;
Den Beginn und die Vollendung der Natur;
Selbſt begabt, nur was der Brüder Schweiß erwarb,
Müßig ernten, iſt Verpfändung der Natur;
Aber Gaben, die dir Gott zum Heil verlieh,
Frech mißbrauchen, das iſt Schändung der Natur;
Lieb' und Dichtkunſt tragen beide nicht viel ein, —
Dieſes ſcheint mir doch Verſchwendung der Natur!
Und das weißt du, und das dankſt du, mein Gedicht!
Mit naturgemäßer Endung: der Natur!

16.

Manche ziehn nach fernen Städten, die man viel geprieſen, hin,
Andre ſuchen Thal und Waldung, und mich zieht's zu dieſen hin!
Zu den Büſchen, die des Kindes holden Schlaf umſäuſelten,
Zu den lieben Blumen, die es freundlich unterwieſen, hin;
In das Thal, wo Bach und Pflanze leiſer rauſchte, höher ſtieg,
Wo die Weſte duft-geſchwängert, friſcher, lauer bliesen hin!
Auf der Wandrung durch den Himmel zieht die Wolke ſonder Raſt,
Wunderbare Schatten bildend, über Wald und Wieſen hin!
Unvernehmbar geht der Oſtwind, küſſend über Veilchen jetzt,
Jetzt mit feierlichem Rauſchen durch des Waldes Rieſen hin;
Koſend rinnt des Baches Silber, von Forellen goldbeglänzt,
In dem bunten Bett von glatten, reingeſpülten Kieſen hin;
Flöße doch wie er mein Leben, Liebſte! nur von dir geſehn,
Fluren tränkend, ſanft umblüht, in jenen Paradieſen hin!

17

Mit Harfen, Flöten, Cithern gepriesen sey der Herr!
In Licht und in Gewittern, gepriesen sey der Herr!
Er läßt im Aug' des Menschen wie in der Rose Kelch
Des Thaues Perle zittern; gepriesen sey der Herr!
Er läßt die Sonne leuchten, jetzt in der Wüste Brand,
Jetzt mild aus Blättergittern; gepriesen sey der Herr!
Er läßt, wenn uns die Schauer der Mitternacht umwehn,
Uns Morgenlüfte wittern; gepriesen sey der Herr!
Er wirft ins Glas des Lebens den süßen Tropfen früh,
Und spät dann auch den bittern; gepriesen sey der Herr!
Des Lied's Beginn und Ende, die Sterne singen's mit:
Mit Harfen, Flöten, Cithern gepriesen sey der Herr!

18.

Auf! ſchwebe mein Gedicht! empor,
Entfeſſeltes, zum Licht empor;
Dich hielt in banger Erdnacht Grau'n
Ein göttliches Geſicht empor —
Nun tönſt du aus dem Angſtgetös
Mit heil'ger Zuverſicht empor;
Der Gute forſcht der Menſchheit Bahn,
Sein Auge findet nicht empor;
Ihn faßt der Starke, reißt ihn fort:
„Komm mit mir, Bruder! ficht empor!“
Hält nicht die ew'ge Muſe dort
Die Wage zum Gericht empor?
Das Aug' entwölkt! es blicke treu
Ja treu, auch wenn es bricht, empor!“

~~18.~~

Das Glas nun, Sali! hebe hoch,
Es ſchwillt das Blut der Rebe hoch;
Wer Gottheit noch im Buſen ſpürt,
Aurora winkt — er ſtrebe hoch!
Der Stern der Menſchheit leuchte hell,
Der Aar des Sieges ſchwebe hoch!
Der Glaube ſchwingt ſich und die Kraft,
Wie auch der Pöbel bebe, hoch;
Wer mit uns kämpft, ſein Schweiß iſt Thau, —
Ihm dieſes Glas: er lebe hoch!

~~19.~~

Durch die ernſte Stille fort
Tönt's wie der Sibylle Wort:
Sänger! nicht ein Schlummerlied
Zirpe, wie die Grille dort!
Himmelsblüten ſtreue hin,
Wo der Menſchheit Fülle dorrt!
Sprich ihr von der Sendung Sinn
In des Rhythmus Hülle fort;
Sag: Wenn dir der Dämon dräut,
Sey dir reiner Wille Hort!

21.

Soll man tragen?
Darf man wagen?
Das Ghasel wird
Kunde sagen:
Gieb ein Thema
Deinen Tagen;
Wirke rastlos
Mit Behagen!
Schallt der Schlachtruf,
Magst du schlagen,
Nicht den Bruder
Sollst du fragen;
Nur melodisch
Darfst du klagen;
Kannst genießen,
Mußt entsagen!

22.

Der Ruf erklang!
Nicht feig, nicht bang!
Wer schliefe noch
Am Bergeshang,
Seit Morgenroth
Die Fahne schwang?
Am Tage wirkt!
Die Nacht ist lang.
So werde denn
In Pflicht und Drang
Du, mein Ghasel,
Zum Schlachtgesang!

23.

Nach Hafis.

Höre! nach Wein und Rosen verlangt mich!
Um die Geschicke zu losen, verlangt mich;
Eine heil'ge Nacht, wie die Nacht Kadr,
Ganz mit dir zu verkosen, verlangt mich;
Zu verbergen den Schatz meiner Liebe
Vor den Neidern und Losen, verlangt mich;
Nach den Huri's und den himmlischen Köschken
Mehr, als nach Issa und Mosen verlangt mich;
Lieder zu singen wie du, mein Hafis!
Wenn Stürme der Wüste tosen, verlangt mich.

Epilogus.

In fremdem Kleid ſich zu bewegen,
Behagt; man kommt ſich klüger vor;
Doch kommt die Zeit es abzulegen,
Wird's klar: man iſt der alte Thor.
Ein jedes Land hat ſeine Lieder,
Ein jeder Glaub' ſein Paradies;
Im Oſten kommt kein Shakſpear wieder,
So wie im Weſten kein Hafis;
Doch wie beim alten Bau zu Babel
Sprachweiſe Volk von Volk entfernt,
So wird die Trennung tolerabel,
Wenn Eins das Andre kennen lernt:
Es guckt zuletzt aus Pelz und Turban
Und Frack derſelbe Menſch heraus,
Und freudig ſtaunend fühlt Herr Urban
Als Reis-Effendi ſich zu Haus.
Und ſo erfüllt ſich Goethe's Hoffen
Nach einer Welt-Literatur —
Der Platz iſt da — das Thor ſteht offen —
Wir ſchreiten mit — nun folget nur!

VII.

Erzählend.

„Alte Kinder, junge Kinder
Hören's immer gern.“ So ſcheint es;
Sagt: es war! man ſagt's geſchwinder,
Sagt: es iſt! und man verneint es.
Doch füllt nur Ein Sinn Gedichte
Von verſchiednen Form und Art:
Gegenwärtig iſt Geſchichte,
Und Geſchichte Gegenwart.

Die Prophetensendung.

Arabiſche Legende.

In Arabiens Felſenlande,
Fern von Karawanenwegen,
Auch vom regen Meeresſtrande
Tief landeinwärts abgelegen,
Iſt ein unwirthbares Thal.
In die ſchaurig kühlen Klüfte
Weben keine Blumendüfte,
Dringet kaum der Sonne Strahl.

In der Vorzeit Dämmertagen
Waltete dort, rauh von Sitten,
Das Geſchlecht der Themuditen
Mit raublustigem Behagen.
Dieſes Volk — ſo ſpricht die Sage,
Nichts bedenkend, nichts erſtrebend,
Dumpf und ſtarr am Heute klebend,
Lebte trübe, leere Tage.

Aber wie auf dünn bemoos'ten
Gipfeln, wo kein Frühling thaut,
Segnend doch der Strahl aus Oſten
Reifet manch gedeihlich Kraut:
So im herrlichen Saatch,
Einem Wüſtenſohn erblühte
Ein prophetiſches Gemüthe,
Gott zum Dienſt, Herr über ſich.

All verknüpfendes Geheimniß
War ihm göttlich klar geworden,
Und so trat er ohne Säumniß
Kündend vor die rohen Horden:
„Meine Brüder! ich erblicke
Einen Geist, der liebend waltet,
Liebend Welt und Zeit gestaltet, —
Liebe führt auch uns zum Glücke!

„„Ei, Salich! du Geisterblicker!
Soll'n wir deinem Geist uns beugen,
Muß der Geist auch uns sich zeigen!
Wunder thu' er, Zeichen schick' er!"“
Drauf der Seher; „Diese Steine
Sind ein Wunder! O, sie leben
Mehr als ihr! Mehr Zeichen geben
Nicht die Mächte, so ich meine."

Sprach's — und starrte selbst zurück;
Denn es öffnet sich die Pforte
Des Geklüfts, und Aller Blick
— Sichtbar Zeugniß seiner Worte! —
Sieht, mit mütterlichem Reigen
Ein Kameel ihr Junges säugen.
Staunend mit betäubtem Sinn
Gafft die stumme Menge hin.

Einer aber höhnte gellend,
Zog des Bogens Sehne straff,
Und den Pfeil von dannen schnellend:
„Das sind" — rief er — „seine Geister?
Nun, die finden ihren Meister!"
Das Geschoß des Spötters traf,
Und mit kläglicher Geberde
Stürzte das Kameel zur Erde.

Aber kaum war das geschehen,
So begann ein seltsam Beben,
Und das Beben ward zum Sausen,
Und wie mit des Blitzes Schnelle,
Unter ungeheurem Brausen,
Wild umleckt von grausen Flammen,
Bei des Zwielichts fahler Helle
Kracht die Felsenwand zusammen.

Alsdann folgt ein tiefes Schweigen,
Wie's dem Mund des Todes eigen, —
Nur manchmal in wilden Tönen
Des Kameeles Geisterstöhnen.
Wo noch eben Männer bebten,
Starrten jetzo Steingebilde, —
Mit dem Seher aber schwebten
Engel in des Herrn Gefilde.

Wenn noch jetzt, nach tausend Jahren,
Halb entblößte Pilgerschaaren
Kommen mit erlahmten Schritten
In die Schlucht der Themuditen,
Sieht man sie urplötzlich eilen,
Denn sie fürchten das Verweilen
An dem Ort, wo oft im Dunkeln
Bei des Glühwurms irrem Funkeln,

Durch die regungslose Luft
Ein Kameel leis' jammernd ruft,
Mit so wunderbarem Laut,
Daß dem Hörer innig graut. —
Nur der Mollah weilt gebückt,
Der in gläubiger Verehrung
Allah's ew'ge Selbstverklärung
Hier, wie überall erblickt.

Und der Scheich an seiner Seite
Schüttelt das erfahrne Haupt:
„Dichterwort, gern wird's geglaubt;
Sehe jeder, wie er's deute.
Liebe wirkt auch ohne Zeichen
Wunder, die den Thron des Höchsten,
Aber nie den Blick des Nächsten,
Des Verblendeten, erreichen!"

Romanze.

Schlünde donnern; hell dazwiſchen
Hörnerſchall; —
Von den Bergen dumpf herüber
Wiederhall.
Siegesklänge! ausgewittert
Hat die Schlacht;
Auf dem Leichenſchauplatz brütet
Stumm die Nacht.
Einer bückt ſich zu dem Tapfern,
Den er ſchlug,
Prüft beim Mondſtrahl des Geſichtes
Sterbezug;
Trübe Ahnung, ſchaurig Zucken:
„Weh! er iſt's!“
Dumpf herauf ſtöhnt's: deine Hand mir!
Ja, du biſt's! —
„Weh! ſo fielſt du Gottfrieds Waffen,
Eduard!“ —
Laß das, laß das! Freundſchaft ſchwindet,
Rache harrt.
Eins nur ſprich: wo weilt Liane?
Denkt ſie mein? —
„Stirb! der Tod, der dich umſchattet,
Nennt ſie ſein.“

Lieb' und Freundſchaft ſind vorüber —
Fahret wohl! —
Will noch ſtammeln, doch vom Wald her
Sauſ't es hohl,
Trägt das letzte Lebenslifpeln
Mit ſich fort, —
Stille wird es wie am letzten
Friedensport.
Gottfried ſchreitet ſchweigend durch das
Grauſe Feld,
Von des Mondes fahlem Spottlicht
Bleich erhellt.
„Trockne!“ ſpricht er zu der Thräne,
Die ihn näßt;
Und ſchon trocknet, froſt'gen Hauches
Sie der Weſt.

Mythen.

I.

Die Dioskuren.

Erhabnes Gleichgewicht iſt Göttertugend,
Was Menſchen adelt, wurzelt im Gefühle.
Des Geiſts Erhebung wie der Seele Neigung
Reißt Sterbliche zu ſchönen Wundern fort.
Die ſelbſt der Götter Herzen ſanft berühren,
Weil nur der Menſch ſie wirkt und wirken kann.
Des Helden Tod, der ernſten Pflicht Erfüllung,
Der Lieb' und Treue rührende Geſtalt —
Man ſieht ſie im Olymp, und ſelige Götter,
Das ewig heitre Gaſtmahl unterbrechend,
Sie nehmen Theil an dem verwandten Stamm,
Und Beifall nicken ſie dem Sohn des Staubes,
Wenn er des Staubes Erbtheil groß verwirft.

Uns melden beider Vorzeit Völkerſagen,
Wie Kaſtor auch, und Pollux, die Heroen,
Nach kühn vollführtem Argonautenzug,
Nach manchem Heldenkampf und blut'gem Sieg,
Von Eros Hauch ſich ſtill berührt empfanden.
Das unbekannte, mächtige Gefühl
Vertraut der Bruder gern dem Bruderherzen,
Und feſter ſchlingt's den brüderlichen Knoten.
Allein der Liebe zarter Kranz, er will
Wie jeder andre Kranz erſtritten ſein.

Pollux verſucht die oft erprobte Kraft
Am Nebenbuhler Ida's: ſie verſagt nicht;
Er ſieht ſein Blut den dunklen Boden färben,
Ihm ſelber hatte ſein Erzeuger Zeus
Ein unverwelklich Leben eingepflanzt —
Er ſah den Tod, ihm aber ward er nicht.
Auch Kaſtor hatte ſeines Feindes Bruſt
Mit ehr'nem Schaft durchbohrt; allein auch er,
— Denn ſterblich war ſein Leib — erlag den Wunden,
Und in den Hades ſchwand der edle Geiſt.

Da ſchwor der Bruder dem Geliebten Rache,
Und von des Schmerzes Uebermaß getrieben,
Sandt' er ihm Schatten von Erſchlagnen nach.
Allein ſie brachten ihm den Bruder nicht —
Und an der Unterwelt unnahbar'm Schweigen
Brach ſich zuletzt des Helden wilder Trotz.
Da wandt' er aufwärts den ſchmerzvollen Blick,
— Und eine Thräne drängte ſich ins Auge —:
Nimm Vater mir des Lebens eitles Gut,
Wenn ich's nicht brüderlich genießen darf!
Oder gewähre, daß ins Schattenreich
Den einen Tag ich walle, und den andern
Mit mir der Bruder ſich des Lichts erfreue!
So laß uns, zwiſchen Tod und Leben ſchwebend,
Die Ewigkeit mit unſrer Liebe füllen! —
Gewährend neigte ſich des Vaters Haupt:
Und Liebe gießet Licht ins Reich der Schatten,
Und zaubert Schatten an das Licht zurück.

II.

Klytia.

„Weh mir! in des Segens Fülle
Von des Gottes Liebesſtrahlen,
Eine Sterbliche, umwoben,
Muß ich mich unglücklich nennen!
Als ob mir von allen Töchtern
Dieſer glanz-umfloſſ'nen Erde,
Mir nur Helios lächle —! Weh mir!
Weh! er liebt Leukothoen."

So von Leidenſchaft umdüſtert,
Wie das Kind des Inachos von
Here's Bremſe, aufgeſtachelt,
Irrt die Arme zu der Feindin
Lieblos-raubem Vater; ſeiner
Tochter zart Verbrechen: Liebe, —
Sie enthüllt's dem finſtern Manne.
Und er ſchweigt; und voremp'ndend
Faßt ſchon Klytia — und zittert —
Seines Schweigens graute Sprache.
Sie verhüllt ſich; eilt nach Hauſe,
Eine Schreckensnacht durchweinend.

Als nun auf den Wink der Eos
Die Geſtirne dämmernd ſchwanden,

Und mit leisen Strahlenschritten
Phöbus von den Bergen nahte,
Mit des Silberbogens Rauschen
Seine liebe Welt erweckte,
Und mit stillem, goldnem Auge
Nach Leucothoën rings spähte, —
Sie nicht fand, — da ward das Nächtlich-
Ausgesponnene, Verübte,
Gräßlich offenbar. Der Vater
Hat das Kind in Erdengrüfte,
Das noch lebende, verschüttet.
Dahin reicht nicht Phöbos Auge,
Seine Macht nicht. Er verlor sie.
Da verhüllt' er seine Stirne
In Gewölk, und, abgewendet,
Senkt' er noch im Fliehen, schweigend,
Seines Götterauges Schimmer
Zwischen Thränen sanften Regens,
Die in Irispracht erglänzten,
Auf die Trauerscene nieder.
Wo sein Schmerzensblick gehaftet,
Sprießen aus geweihtem Staube
— Höchsten Opfers ewig Zeugniß —
Heil'ge Stauden, Weihrauch spendend.
Aber du, aus Liebe hassend,
Wehesinnend, wehduldend
Bild verworrnen Menschenstrebens:
Klytia! dein Loos bewein' ich.

Du verſtummteſt. Ewige Reue
Wühlte dumpf dir durch den Buſen.
Neunmal kam und ſchied Apollon,
Und er ſah dein jammernd Auge
Starr und trüb auf ihn gebeftet.
Tröſtend blickt der Gott dir nieder:
Seine Liebe hat vergeben;
Doch umſonſt: dein ſtarres Auge
Schmerzlich bleibt's auf ihn gebeftet.
Und ſo ſchwinden Tage, Monden,
Und der holde Leib verwandelt
An des All-Belebers Strahlen
Leiſe ſich in eine Blume,
Die das holde Strahlenantlitz
Ewig auf — zur Sonne wendet.

III.

Tithon.

Des holden Schäfers frühe Flöte
Klang Sehnſucht in das ſtille Thal —
Ihm lauſchte nur der Morgenröthe
Verſchwiegner, liebevoller Strahl;

Die ſchöne Göttin ſandt' ihn nieder,
Vom Reiz des Sterblichen gerührt;
Auf ſeinem purpurnen Gefieder
Ward Tithon in ihr Reich entführt.

Hier durfte der Beglückte wohnen
Im ſeligſten Genuß der Liebe:
Den Göttern gleich, wenn durch Aeonen
Sein Schickſal ohne Wandel bliebe!

Das war's, was, Göttin! dich betrübte:
Daß Hades auf den Schönen laure;
Du batſt Zeus, daß der Geliebte
Wie ſeine Göttin ewig daure.

Ach, was erflehteſt du, Aurore!
Für deinen Freund ein raſtlos Leben,
In das die Wandlungen der Hore
Des Alters graue Fäden weben?

Du wirſt ſie zu erweichen ſuchen —
Umſonſt! ſie nah'n mit ſtrengen Händen;
Der Arme muß dem Segen fluchen,
Er wünſcht das ſchale Loos zu enden!

Und ſo geſchah's. Die Jahre geben,
Die Jahre nehmen, wie ſie fliehn;
Das Alter naht; das matte Leben
Schleicht zwiſchen Seyn und Nichtſeyn hin.

Der Unglückſel'ge! nicht genießen,
Nicht ſchaffen kann er — er vergeht!
Nie ſoll die Jammerſcene ſchließen:
Das hat die Liebe ihm erfleht!

Zeus! ruft er, — nimm von mir das Schaumbild
Der höhnenden Unſterblichkeit!
Gieß' über meines Lebens Traumbild
Die Schale der Vergeſſenheit!

IV.

Bithon und Kleobis.

Bereit iſt alles. Weiße Roſen
Umblühn das Haupt der Prieſterin;
Sie wallt einher mit ſtillem Sinn,
Es ſtrömt die Menge zu mit Toſen;
In Luſt und Prangen
Wird Here's Opferfeſt begangen.

Seht hin! die Prieſterin beſteigt,
Die Herrliche, den Silberwagen,
Des weißen Kleides Falten ſchlagen
Sich groß um ſie, wie ſie ſich neigt;
Und weiß erglänzt
Der Jungfrau'n Kreis, der ſie umkränzt.

Der Hohen Auge ruht mit Wonne
Auf ihrer Söhne holdem Paar,
Die ſie beim Morgengruß der Sonne
Am Jahrstag dieſes Feſts gebar;
Und früh gelehrt,
Verehren, was ihr Volk verehrt.

Sie wuchſen ſo die lieben Knaben
Im Dienſt der Gottheit fröhlich auf;
Erwarben ohne Schmerz und Kauf

Reinheit und Kraft, die höchſten Gaben;
— — Doch, Freunde, ſeht,
Weßhalb der Zug noch ſtille ſteht?

„Die weißen Roſſe, die den Wagen,
Wie ſonſt, zum Tempel führen ſollten,
Als wir zum Dienſt ſie ſchmücken wollten,
Sie flohn — und ſind nicht zu erjagen —
Im Blitzesnu
Der nahrungsloſen Freiheit zu!“

Erſchrocken hört's die Prieſterin —
Schon iſt die Schaar zum Aufbruch fertig,
Die Göttin des Tributs gewärtig,
Und leicht erregt iſt Here's Sinn; —
Wer ſchaffet Rath?
Die Worte ſelten, oft die That.

Und ſieh! — die goldgelockten Söhne
Der hehren Frau, — mit gleicher Haſt,
Wie von der Gottheit Macht erfaßt
(Daß ächter Dienſt das Opfer kröne),
Sie ſtehn und bücken
Dem heil'gen Joche ihren Rücken.

So in erſtaunten Volkes Mitte
Führt die gelenke Zweigeſtalt,
Das Haar vom Silberzaum durchwallt,

Die Mutter, mit gemeſſ'nem Schritte
Und frohem Sinn,
Zum weitentlegnen Tempel hin.

Sie aber ſchweigt, entzückt im Stillen,
Und opfert nach der alten Sitte;
Dann weilt ſie in des Tempels Mitte,
Und flieht, empor gewandt zu Here,
Was ſie begehre,
Dieß Einemal ihr zu erfüllen:

„Nicht nach eitler Thoren Weiſe,
Göttin! flieht die Prieſterin;
Schickſalsrad rollt ew'ge Gleiſe,
Wandelvoll iſt Menſchenſinn.
Was uns unten wahrhaft frommt,
Ihr allein erkennt es droben;
Was ihr wirkt, ich werd' es loben,
Preiſen, was von euch uns kommt.
Dieß Gefühl im Buſen, flieh' ich,
Wolleſt meinen Kindern lohnen!
Sterbliche ſind deß nicht fähig, —
Lohnt ſich frommer Sinn mit Kronen?
Wolleſt ihnen unter allen
Loosen, die den Menſchen fallen,
Jenes gönnen, das ihr droben
Götter ſelbſt das beſte nennt, —
Welches Feinde nicht bedrohen,
Und der Menſch vielleicht nicht kennt!"

Noch weilt, noch betet ſie, die Hohe, Reine.
Da ſieht man ihre Söhne, ſich umarmend,
Wie von des Zaubers leiſer Hand getroffen,
Vielleicht ermattet von des Dienſtes Mühe,
An heil'ger Stätte unbeſorgt entſchlummern;
Ein ſanfter Friede ſchwebt auf ihren Lippen,
Auf ihren Stirnen ruht ein ſanfter Friede.
Man ſcheut ſich gern, den ſüßen Schlaf zu ſtören,
Und läßt ſie Haupt an Haupt, die Unſchuldvollen,
Auf dem geweihten Teppich lächelnd athmen,
Und kehret heim. Die Knaben aber kehrten
Nicht wieder heim.“ Sie ſtarben ſo im Schlafe.

V.

Chiron.

Kronos ehrwürdiger Sprößling, erzeugt in verborgener Liebe
Mit der lieblichen Tochter Asopos, an üppigen Ufern —
Wundersamer Bildung, dem Thierischen Göttliches einend,
Chiron! der du in einsamer Grotte, von Eichen umflüstert,
Große Gedanken sannest, zur Bildung göttlicher Helden,
Die dann, hinaus in die duldende Welt gesandt, deines
Sinnes
Herrliche Keime reiften, das Loos der Brüder verschönernd,
Bis sie selber, nach Müh' und Sieg in olympische Hallen
Aufgenommen, das Antlitz unsterblicher Götter schauten:
Bacchus selber verdankte dir die heitere Weisheit,
Die aus seligem Taumel erhab'ne Mysterien kündet;
Dir Herakles die göttliche Weisheit der Kraft, die den Hohen
Here's Zorn und die Stürme des Lebens ausharrend bekämpfen,
Und durch Schmerz und Flamme die Bahnen lehrte zum Vater;
Jason dir den wagenden Sinn, der Besieger Medeens;
Dir Asklepios die todverzögernde Kunde,
Die das zweideutige Gut des Lebens Sterblichen fristet;
Jeden entwickeltest du nach angeborenen Gaben,
Wissend, daß Jeden die Götter zu anderer Wirkung bestimmten;
Und so wurden sie Göttern ähnlich, weil Jeglicher ganz war.
Als der göttliche Sohn der Thetis die heilige Stille,
Die ihn zu rühmlichem Tod bereitete, ernster Betrachtung
Voll verließ, — du segnetest ihn und sagtest die Worte:

„Sohn der Thetis! Leb' wohl! dein harret Aſſarakos Land nun,
Welches der kalte Skamandros, der ſchlammichte Simois wäſſern.
Unerbittliche Parzen, ſie haben von dort dir die Rückkehr
Abgeſchnitten, und nimmer auf bläulichem Rücken des Meeres
Führt dich die Mutter zurück. Darum vergiß mir die Sorgen,
Goldenen Weins und lieblichen Saitenſpiels dich erfreuend.
Weithin ſcheuchend den nagenden Kummer durch ſüße Geſpräche."

VI.

Menippa und Metiocha.

Die Unſterblichen verleihen Gaben,
Manchen mancherlei, nach ihrer Weisheit;
Ihrer Gaben reichſte Fülle aber
Ward Orions Töchtern, die das Lied preiſ't.
Sie beſchenkte mit der Züge Anmuth,
Mit der Form des Wuchſes Aphrodite,
Pallas mit der Gabe ſtillen Fleißes,
Der die Palme jeder Kunſt erobert,
Und Urania, die höchſte Göttin,
Gab den Glücklichen die höchſte Gabe:
Mit den Menſchen menſchlich zu empfinden.
Durch der Götter unerforſchten Willen
Ward Aonien, der Holden Heimath,
Von der ſchrecklichſten der Eumeniden,
Von der Peſt mit unheilvollen, ſchwarzen,
Breiten Schwingen furchtbar überſchattet,
Und es fielen Menſchen, Dörfer, Städte.
Hin nach Delphi ſandten die Bedrängten,
Von dem Seher Troſt und Rath zu forſchen.
Und Apollon ſprach:
„Wir Götter zürnen.
Opfert uns zwei eurer Jungfraun, Lebt dann!“
Tief bekümmert kehrten heim die Boten,
Tief bekümmert hörte ſie das Volk an;

Welcher Vater wird die Tochter tödten,
Welche Mutter wird ihr Kind verlaſſen?
Niemand mochte ſich der That erkühnen.
Zu Oriens Töchtern, als ſie eben
In ſchuldlos-vertraulichen Geſprächen
Still bemüht, ein Prieſterkleid zu wirken,
In der häuslich-engen Kammer ſaßen,
Drang der Schmerz und Wehklang ihrer Brüder,
Drang auch des Orakels bittrer Ausſpruch.
Und ſie ſprangen auf von ihren Sitzen,
Sahn einander in die naſſen Augen,
Und ihr Arbeitszeug mit Haſt vernichtend,
Und den untern Göttern dreimal rufend,
Gleichen Sinnes und auf gleichen Antrieb,
Faßten ſie die Dolche ihres Vaters,
Und durchbohrten ſich die treuen Herzen.
Alſo ward Aonien gerettet. —
Aber als die Seelen beider Jungfrau'n
Sich dem Thron der untern Götter nahten,
Winkten Pluton und Perſephoneia:
Und die ſchattenhaften Hochgeſtalten,
Von den Dünſten tiefer Nacht getragen,
Hoben ſich empor, und immer höher,
Immer höher, immer lichtbegabter,
Bis ſie endlich an den Raum des Himmels,
Wo die ſchönen, goldnen Sterne glänzen,
Wo Oriens väterlich Geſtirn auch
Goldne Töchter ſanft anſchimmernd grüßte,

Mildes Licht ausströmend, hingelangten.
Und dort sind, dort wandeln sie noch immer.
Unsre Sprache nennet sie Kometen.
Sie erscheinen nun nach manchen Jahren,
Lichtumflossen der erstaunten Erde,
Selten, wie die ruhmeswerthen Thaten,
Die sie in der Sterne Kreis versetzten.

VII.

Eleuſinia.

1.

Schuldlos pflückteſt du, Perſephoneia,
Deiner Zukunft Worte: holde Blumen. —
Dich erſpäht des Orcus ſchrecklich Auge,
Und ſo trifft auch dich das Loos des Schönen. —
Trauernd wallt nun die erhabne Mutter,
Mit dem Schein, an Aetna's Gluth entzündet,
Was nicht Phöbus Blick ſchaut, zu erleuchten;
Das Verlorne bringt kein Gott ihr wieder.

2.

Die verhüllte Göttin, Eleus ſieht ſie.
Schmerz zum Schmerze ladend, beut der Gute
Ihr die gaſtlich-jammervolle Wohnung,
Wo ſein Sohn der Kämpfe letzten kämpfte.
Dankbar mitempfindend hauchte Ceres
Odem, welcher doch einſt wieder ſchwindet,
Jrd'ſchen Lebens in den kranken Buſen;
Höh'res Leben wünſchte ſie zu ſchenken,
Unvergängliches, wie's Götter leben,
Und ſie wirkte dran in ſtillen Nächten, —
Bis der irdiſch furcht-gelähmten Mutter
Frühes Zagen ihren Segen hemmte;
Und das große Werk — blieb Wunſch und Sehnſucht.

3.

Doch die Herrliche, ſie wollte ſegnen,
Und der Segen wandte ſich zur Erde.
Goldnen Weizens tauſendfache Gabe,
Triptolem! dir fiel ſie zu; und ernten
Darf der Menſch, was ſeine Hände ſä'ten.

4.

Hoffe, Göttin! nicht der Tochter Rettung:
Von des Todes Frucht hat ſie gekoſtet,
Dunklen Mächten bleibt ſie ewig eigen.
Doch ihr Antlitz iſt dir zugewendet,
Und, gebannt ins Reich der Nacht für immer,
Darf Sie doch bei dir des Lichts genießen.
So der Sterblichen geheimnißvolles
Zwei-Geſchlecht aus Erde und aus Aether.

5.

Samen, tief verſenkt im Schoß des Staubes,
Bindet Tod und Leben aneinander:
Ernſte Mühe grub ihn in die Erde,
Still entkeimt ihm die Geburt des Segens.
Preiſ't die Saaten! Bild und Urſprung ſind ſie
Von dem Streben, von dem Zweck der Menſchheit.

6.

Und ſo ſeyd ihr heiligen Symbole,
Seyd verehrt, wie eine größ're Vorwelt

Denkend euch verehrte, Alles Große,
Wahre, Schöne, was dem Leben Würde,
Was dem Edlen Muth verleiht, — ihr ſchließt es
Heilig ein, — und allbedeutend ſtreifen
Ernſte Töne durch die ſtumme Welt hin.
Ferne Brüderklänge, ſie erwiedern,
Chöre bilden ſich, und nie verſchwinden
Dieſe Harmonien von der Erde.

VIII.

Die Glücklichen.

1.

Umringt von Sardis wundervollen Schätzen,
Auf Asia's höchstem üppig-stolzen Thron,
Sprach Crösus, sich an fremdem Lob zu letzen,
Behaglich-kühn zu Hellas weisem Sohn:

„Man nennt mit Recht, o Solon! dich den Weisen, —
Blick' auf zu meinen Thron; ich frage dich:
Du sahst die weite Welt auf deinen Reisen;
Wen rühmst du der Beglückten Höchsten? sprich!" —

Und Solon sprach: „Es lebte zu Athen
Ein Mann, der Tellus hieß; ihm ward beschieden,
Zu schöner Zeit, durch Wohlfahrt und durch Frieden
Die liebe Vaterstadt beglückt zu sehn

Drei wackre Söhne wurden ihm geboren,
Sie haben rühmlich, so wie er, gestrebt;
Auch seine Enkel hat er noch erlebt,
Und nichts Geliebtes hat er je verloren.

Und als Athen begann den Heldenkrieg,
Da zog er aus, stritt, und erstritt den Sieg;
Und siegend ward es ihm gegönnt zu fallen.
Den rühm' ich dir den Glücklichsten von Allen." —

2.

Und Crösus drauf mit ernstrem Herrscherblick:
„Doch wen, nach deinem Landsmann, kluger Grieche,
Nennst du zum zweiten, der, gekrönt vom Glück,
Sich jenem Tellus billig wohl vergliche?“

So frägt er, denn er hat der Rede Sinn,
Bethört von eitler Selbstsucht, nicht verstanden.
„Zwei Jünglingen in der Argiver Landen
— Erwidert Solon — ward der Hochgewinn.

Der Mutter Wagen zogen einst die Brüder
Bei Here's Fest mit kindlichem Bemühn
Zum weit entleg'nen Tempel treulich hin,
Und sanken matt an dessen Stufen nieder.

Da wendete die Mutter sich zu Here,
Und flehte, daß ihr waltendes Gebot
Den Guten das Beglückendste gewähre!
Die Göttin gab's: die Söhne waren todt.

Noch lebt der Göttersprach in Hellas fort,
Und weise deutet ihn des Dichters Wort:
Ihr Geist und ihr Geschick sind nicht zu trennen —
Sie sind die wahrhaft Glücklichen zu nennen.“

3.

Da wendet sich des Fürsten Angesicht,
Und seine Stirne kräuselt sich in Falten:
„Wie?“ spricht er zu sich selbst — „den Knaben nicht,
Nicht jenem Bürger will er gleich mich halten?“

Und auf die Pracht, die ihn umblühte, deutend:
„So sind dir — rief er — diese Schätze nichts?
Nichts diese Strahlen, Glanz und Glück verbreitend,
Ein irdisch Bild des hehren Himmelslichts?“

Und Solon lächelte, und sprach: „Genieße,
Erhabner Fürst, der Fülle, die dir ward!
Genieße doppelt, wenn du gibst! Doch wisse:
Der Menschen Glück ist wie der Menschen Art.

Dem Geiste wird das Dauernde gegeben,
Vergänglich ist und täuschend die Gestalt;
Ein zartes Schattenbild ist dieses Leben,
Leicht löschbar auf des Todes Grund gemalt.

Nur reine Thaten sind die ewigen Farben —
Sie blühn erst auf, wenn längst die andern starben:
Drum wirke, daß dein Bild sich schön vollende —
Und keinen preise selig — vor dem Ende!

Der Spartenkönig.

„Nun, König! waffne dich mit Muth:
Es fiel der Sohn, auf den du hofftest!“
Weint ihr! denn eure Hoffnung fiel —
Es darf der Mann nicht hoffen.

„Nun, König! waffne dich mit Muth:
Der Frauen Zierde schied — die deine!“
Weint ihr! wer kannte sie als ich?
Es darf der Mann nicht weinen.

„Des Pöbels Stimme höhnet dich,
Die Thorheit prahlt, die Bosheit schmiedet —“
Reicht mir das Schwert! wie schont' ich gern!
Es darf der Mann nicht schonen.

„Die Bessern wenden sich von dir:
Der Zweifel hat sie dir entrissen!“
Sie wollten mein Vertrau'n erzwingen; —
Es muß der Mann allein seyn.

„Der Pfeil er traf; geliebter Herr!
Es wandte sich der Arzt verstummend —“
Er wende sich! Lebt, Kinder, wohl!
Es muß der Mann bereit seyn.

„Die Zeit hat dich verkannt, o Held!
Betrogne Nachwelt — wird sie's läutern?"
Verkenne sie! es ist der Mann
Sich selber Zeit und Nachwelt.

Todtenfeier.

Im Thale des Gerichts, im eng-umschloss'nen,
Wo um zerborstne sturmgepeitschte Felsen
Der schwarze Wald in Dämmerung sich hüllt,
Erglänzt aus düstrem Nebel eine Flamme.
Halb sichtbar, von des Feuers dunklem Roth,
Und von des Mondes blauem Glanz beleuchtet,
Ein Bild des Lebens-Zwielichts, stehn des Hains
Uralte Stämm' im ernsten Halbkreis da.
Am Eingang in das grüne Labyrinth —
Ein Opferaltar, kündend, daß hier Götter
Und Menschen wohnen. Aber nun ist's still.
Des Todes Ernst bezeichnet den Moment.
Zuweilen schwebt mit leisen Schritten langsam
Ein Schattenbild vorbei. Gedämpfte Stimmen,
Von Schluchzen unterbrochen, klingen still,
Ein feierlicher Klaggesang, herüber.
Auf reinlich-weißem Lager schläft der Todte,
Mit duft'gen Blüten, jungem Grün geschmückt,
Und scheint zu träumen. Friede webt um ihn.

O, hochbeglücktes Volk, das um den Tod
Der Liebe wie der Schönheit Kränze schlingt, —
Das vor der Nacht, in die kein Auge dringt,
Kein Zerrbild sieht, nur tröstend Abendroth.

Stets lauter, ernster schwillt nun der Gesang,
Von Saitenklang und Flötenschall verstärkt,
Braus't klagend auf im vollen Chor — und stirbt.
Nach ernster Pause hört man eine Stimme:
Das Leben jedes Guten auf Erden
Ist ein Ringen, ist ein Ermüden;
Des Ermatteten harret Ruhe:
Gebt der Erde den Staub zurück!
Von Fackelschein erglänzt nun rings der Hain;
Die Lebenden, sie nahn in dichten Schwärmen,
Am Bild des Tods sich für den Tag zu stärken.
Sie haben ihn gekannt, an seiner Seite
Gekämpft, an seinem Wandel sich erbaut.
Sein Freund trägt die Geschichte seines Lebens,
In ein versiegelt Buch verzeichnet, mit.
Er bricht es auf, er lies't. Die Brüder horchen,
Des Himmels Sterne, schweigend sehn sie nieder,
Das Rauschen in den Zweigen scheint verstummt,
Und nur des Gießbachs Brausen aus der Ferne
Scheint feierlich den Redner zu begleiten.
Ernst tönt das hohe Wort in stiller Nacht,
Es trifft mit Donnerkraft die edlen Seelen,
Um ewig drin zu haften. Und er schweigt.
Es schweigt der Hörer Schaar; es schweigt Natur,
Als übersänne sie ein Menschenleben.
„Tretet nun vor, Väter des Volks!
Was er getragen, was er erkämpft,
Ihr habt es vernommen. Richtet gerecht,
Richtet das Leben des Dulders nun."

Der Aelteste tritt vor, und richtet ernst:
„Was fordert ihr vom Sterblichen? Was kann
Er mehr, als wollen? Und ist Wollen selbst
Sein eignes Werk? Er liebte stets das Gute.
Hat er, was gut sey, stets gewußt? Er fühlte.
Hat seines Herzens Pochen nie geirrt?
Er träumte. Frommt' es ihm und euch? Er strebte
Nach Weisheit. Fand er sie? Er ward geliebt;
Er liebte. Täuschet Neigung nie? Er wirkte.
Wer zieht den Schleier weg, der Thaten deckt? —
Ihr hörtet die Geschichte seines Lebens:
Ein Mensch hat es gelebt, ein Mensch beschrieben;
Ein Mensch soll's richten. Nun, so hört mein Wort:
Schwer war der Kampf, den wir sein Leben nannten,
Und gnädig schaue Gott auf ihn und uns!"
Musik erklang. Ein banger, langer Schall —
Die Gruft ward aufgethan, und schloß sich stumm
Auf ewig über ihrem Opfer zu.
„Ein Räthsel" — so erscholl des Priesters Spruch,
„Ist unsre Wanderschaft. Die Parze webt,
Und: gut seyn ist das Beste, was sie spinnt."

Und als sie schon am fernen Hügel wallten,
Scholl noch der Jünglinge Gesang herüber:
Es webt das Geschick
Ein Geheimniß uns;

Wir pilgern im Dunkel.
Das herrlichſte Loos
Iſt: gut ſeyn.
Es gießet Licht auf die Pfade.
Und andere Stimmen hörte man erwidern:
Das Angedenken der Todten,
Wie eine Gottheit wohnt es
Im ſtillen Herzen;
Kraft dem Entſchließen gibt es,
Würde dem Handeln, dem Fühlen Tiefe,
Und der Freude veredelnden Ernſt.
Stumme, düſtre Vergänglichkeit!
Die du, neben dem Schooß der Natur,
Neben dem ewig gebärenden,
Deinen Abgrund geöffnet hältſt —
Lehr' uns weiſe genießen!
Thaten-zeugenden, feſten Ernſt,
Ernſt am Sarkophage geholt,
Nehmt ihn, nehmt ihn ins Leben mit!
Schlingt in duftiger Kränze Schmelz
Auch den einfachen Rosmarin:
Denkt der Todten und lebet!

VIII.

Dem Dichter.

An M.

Was ich dir für ewig schulde,
Wollen diese Blätter sagen. —
Du erkennst sie lächelnd wieder;
Stillen Zoll der Freundschaft hulde!
Könnt' ich deine Harfe schlagen,
Klängen würdigere Lieder!

Auf des Dichters Buch.

Heilig, Büchlein, bist du mir:
Treu Geleit du meines Lebens,
Zauberspiegel meines Strebens,
Stiller Freund ich danke dir.

Und dem edlen Geist, dem ernsten,
Der dich schuf, dem Unerkannten,
Mir im höchsten Sinn Verwandten —
Segen auf den freudefernsten,
Dunkeln, innern Lebenswegen!
Stärke in den harten Proben,
Ihm von innen Trost und Segen,
Trost und Segen ihm von oben!

Im Walde rauſchten Blätter,
Ans Fenſter ſchlug der Wind;
Du ſchlieſſt in Traumes-Armen,
Ein ſtilles, weiſes Kind;

Dem Jüngling rief das Leben,
Der Sommer war ſo ſchwül:
Es wehten Sorgeslüfte —
Da war es gut und kühl;

Und bläſt der Wind nun ſchärfer,
Und ſtebt der Wald entlaubt, —
Wir haben Schlummerpfühle
Für dein geliebtes Haupt.

So rauſcht des Erdgeiſt's Flüſtern
Dem müden Sänger zu:
Doch er: was weißt von Frieden,
Raſtloſe Erde, du?

Er weint. Die Götter öffnen
Ihm ihr geſtirntes Zelt,
Verſchließen dann die Pforte, —
Und draußen ſteht die Welt.

2.

Wie euch andern, Liebe!
So auch mir erging's:
In mir Maientriebe —
Doch December rings.

Lebenskeime trug ich, —
Wurden nicht Gestalt;
Liebend, schmerzlich, frug ich:
Alles stumm und kalt.

Ach! geliebt, geschaffen
Hättest du wie gern!
Stumpfsinn, Bosheit, Gaffen, —
Und so bliebst du fern.

Eises-Rinde legte
Sich ums warme Herz,
Schloß sich zu, und hegte
Drinnen Lust und Schmerz.

Sieh da kamen Lieder,
Schmeichelten so mild;
Und der Strom ward wieder,
Welt! dein wogend Bild.

Sie gähret im Marke die heilige Kraft,
Die, Keime gestaltend, Lebendiges schafft,
Sie fordert vom Lichte das: Werde!
Den göttlichen Strahl hält die Felsenwand ab,
Die Wiege des Keims wird dem Keime zum Grab —
Im Staube verkümmert die Erde.

Der Edle betrachtet's: das Mährchen der Welt!
Die Eiche dort hemmt nur; sie werde gefällt!
„Ich flehe; — das nennen sie Friede!"
Nun schweigt er; und Nacht ist's um ihn; und er spürt
Sein Haupt wie von göttlichen Händen berührt, —
Er neigt sich, — er schlummert, der Müde.

Zeus' Bote, der Traum, von Violen umlaubt,
Schwebt erdwärts. Er legt unter's würdige Haupt
Als Pfühl die erquickenden Lieder:
„Sie lispeln dir Worte der Seligkeit zu;
Geträumtes, erwacht aus der nächtlichen Ruh',
Du singst es — da lobt es dich wieder."

4.

Im rauhen Nord, im heißen Süden,
Von Meer, Gebirg und Strom geschieden,
Glüht wohl noch manches schöne Herz,
Das niemand kennt, in heil'gem Schmerz,
Wenn es der Menschheit Fesseln fühlt,
Und trostlos in den Banden wühlt;
Erstirbt noch manche dumpfe Klage,
Bleibt unerwidert manche Frage!

Du danke Gott! In Melodien
Strömst du dich aus; die holden ziehen
Die bang-bewegte Welt entlang,
Und wo es still war, wird Gesang.
Wir danken deines Liedes Schöne
Der Wunderkraft lebend'ger Töne, —
Und meiner Saite Rauschen wieder,
Es ist ein Mitklang deiner Lieder:
So schlingt sich's still mit Zauberbanden
Von Herz zu Herz, von Land zu Landen,
Bis einst — schon wankt des Kerkers Thor —
Versöhnter Menschheit Brüderchor
Aufjubelt zum Olymp empor!

* * *

Sich nur dort und da im Dunkeln
Kohlen glühen, Lichter funkeln:

Und es fließen stille Flammen
Nah und näher hell zusammen,
Züngeln flackernd auf zum Aether,
Zehren läuternd, blühen röther, —
Ein Moment — ein sachend Werde!
Und erleuchtet ist die Erde.

5.

Aus Eines Kernes Keim entsprossen,
Im Sande Einer Wüste wurzelnd,
Von Eines Glutwinds Hauch umathmet,
In Eines Aethers Bläue strebend,
Stehn fest zwei Palmen aneinander,
Aus hehren Blättern freundlich lispelnd,
Im Tiefgefühle gleichen Ursprungs
Sich eins im Andern ernst beschauend,
Am heißen Tag sich Kühlung säuselnd,
Dieselben Früchte treulich spendend.

* * *

Und der Pilger geht vorüber,
Grüßt die herrliche Erscheinung,
Deutet sie, im Geist gedenkend,
Wie, o Kunst! durch dein Vermitteln
Mensch des Menschen inne wird;
Und er ahnt mit froher Ehrfurcht
Eine tiefste schöne Einheit
Unsres Ursprungs, unsrer Zwecke,
Ahnt ein brüderliches Finden,
Eine höchste Geistergilde.

6.

Droben warst du, brachtest Klänge,
Zu erweitern unsre Enge, —
Auch den Abgrund sahst du offen,
Wo kein Licht ist und kein Hoffen, —
Brachtest auch von dorther Töne,
Die in schauervoller Schöne
Mich ergreifen, mich durchweben, —
Denn mir ward: sie zu verstehen.

Ekel macht es mir zu klagen,
Hör' ich von den Fratzenplagen,
Die sie als ihr Loos bekennen,
Und in Reimen „Schmerzen" nennen:
Doch wenn deine Saiten klingen,
Fühl' ich es mein Mark durchdringen,
Felsen von der Brust sich wälzen,
Und des Herzens Rinde schmelzen.

Selige Lüfte, süß-durchostet,
Hab' auch ich einmal gekostet, —
Hab' — nur dir mag ich's gestehen —
Auch den offnen Schlund gesehen,
Den die Sterblichen nicht ahnen —
Und hier schweig' ich! denn es sollen
Rhythmen, meiner Brust entquollen,
Nicht die Eumenide mahnen.

Oft, in ſchwermuthsvoller Stunde
Tröſtete mich dein Geſang, —
Kühlte meines Buſens Wunde,
Daß es aus dem tiefſten Grunde
Faſt wie: „glaube, hoffe!“ klang.

Und dann wieder deine Klage
Rührte, ſtärkte, heilte mich:
Du auch leideſt? Deine Tage
Trübt der Menſchheit Schmerzensfrage?
Und Behagen fordre ich?

Hätt' ich Thau für deine Blüten!
Hätt' ich Balſam für dein Herz!
Deine Blumen wollt' ich hüten, —
Liebe ſollte dir vergüten
Deinen großen, heil'gen Schmerz!

„Ja, sprich es dankbar aus, nicht achtend
Der eingeschrumpften Welt Verhöhnung:
Dir ward im Dunkel furchtbar nachtend,
Durch Kunst das Licht, und auch Versöhnung."

Und auch Versöhnung! — Es genüge,
Dein Leben würdig abzuschließen;
Frei von dem Druck, der dich gequält,
Gewahrst du: Schmerz und Tod war Lüge,
Siehst Formen rhythmisch wechselnd fließen,
Von ew'ger Liebe Glut beseelt, —
Und hörst der Geisterheimat Töne,
Ergebend an des Lichtes Söhne:

Seyd vereint und seyd gesegnet,
Ihr da unten! und erkennt:
Bild nur ist und Element,
Was euch Sterbliches begegnet,
So erfüllet eure Sendung:
Es zum Kunstwerk zu gestalten.
Laßt des Geistes Allmacht walten!
Strebt! und glaubet an Vollendung!

9. Mit Gedichten.

Andern hab' ich nichts zu ſagen:
Können Wahres nicht ertragen;

Selten, ſelber unter Brüdern,
Findet ſich ein rein Erwiedern;

Zwieſprach fördert unterm Steigen,
Auf der Alpe frommt das Schweigen;

Laß mich jenes ſel'ge Schauen
Dir, dem Dichter nur, vertrauen!

IX.

Sinn.

Und so schwand Jahr auf Jahr dahin.
Die dunklen Triebe sind geläutert,
Der liebe Kreis ins All erweitert,
Der Geist erhellt, das Herz erheitert. —
Nach Glück und Pein, als Hochgewinn
Bleibt uns: fürs Ewige der Sinn.

Wir müssen uns am Menschen halten,
Aus ihm kann Vieles sich entfalten,
Sprengt er die Ketten, so ihn binden.

J. Mayrhofer.

Zuversicht.

Der Jüngling, von der Vorwelt Kraft beschämt,
Flieht aus dem Spiel zu edleren Genüssen;
Harmonisch stimmt er sein Gemüth, und strömt
Es hoffend aus in lyrischen Ergüssen.

Er sendet sie der Welt: sie gafft, zergliedert,
Und weis't ihn ab; sie weiß nicht, was er will:
Die edle Frage, sie bleibt unerwiedert. —
Elegisch wird der Ton, dann wird er still.

Der ernste Mann entsagt noch nicht dem Hoffen. —
Vom Innern gebt der Menschheit Bildung aus:
Die Schöpfung ist unendlich reich an Stoffen;
Du, Geist des Menschen! bilde Welten draus!

Den Jüngeren.

Beglückte, die des Hoffens Regionen,
Der Jugend Land, das reiche, wunderbare,
Worin es ewig blüht und tagt, bewohnen!

In edlen Träumen dämmert euch das Wahre,
Aus märchenhaften Fernen winken Kronen,
Umwebt vom Schleier ahnungsvoller Jahre;

Da dringt hindurch! das habt ihr zu entwirren!
Das blumenschwangre Träumen, süße Ahnen,
Es ist nicht eitel! ist kein schmerzlich Irren;

Es ist, vom Innern aus, ein göttlich Mahnen:
Ob Rosen duften, oder Tauben girren, —
Stumm hinzuschreiten dornenvolle Bahnen.

Der Traum hilft aus; bis, nach der Jahre Walten,
Das schroffe Bild des Lebens sich uns ründet;
Bis in den Tiefen, die sich nun entfalten,

Der höchste der Begriffe sich begründet:
Begriff der Pflicht! ihn ewig festzuhalten,
Genügt der Liebe Glut, die euch entzündet.

Genügt des Glaubens Kraft, die euch begeiſtert!
Das ſind die Wurzeln unſres wahren Lebens;
Vom Staube — doch nicht ewig! — überkleiſtert;

Aus ihnen ſproßt die Palme unſres Strebens,
Der Zweig, deß ſich der Held am Ziel bemeiſtert!
Er winkt auch euch; — er winke nicht vergebens!

Schmiedelied.

(Paraphrastisch.)

Heil'ge Flamme, sey entzündet!
Glühst, den Thätigen verbündet,
In des Lebens Nacht hinein
Götter-Tagwerks Wiederschein;
Wärmst die Kalten, stärkst die Müden;
Schwingt den Hammer, um zu schmieden!
Schmieden nur gewähret Frieden.

Werd' es schwachen Thoren bange!
Deinen Söhnen glüht die Wange:
Selig, wer für dich entbrennt,
Heiligendes Element!
Kronen sind dem Schweiß beschieden:
Schwingt den Hammer, um zu schmieden
Schmieden nur gewähret Frieden.

Was wir bilden? was wir schaffen?
Waffen! Todbezwingers Waffen, —
Deren wohl der Geist bedarf,
Den das Loos ins Leben warf!
Darum, rastlos Prometheiden:
Schwingt den Hammer, um zu schmieden!
Schmieden nur gewähret Frieden.

Geſchichte.

Rollt ſie auf, die Weltgeſchichten,
Ehrt, was Barbarei zerſtob!
Ehrt, und überlaßt das Sichten
Grübelnden nach „wie? und ob?“

Wißt, ihr ſteht vor Clio's Tempel:
Glaube führt bei Göttern ein;
Jedes Bild wird euch Exempel,
Sinnbild jeder Name ſeyn.

Breitet nicht von Pol zu Pole
Ihr Gebild die Muſe aus?
Göttlich lehrende Symbole
Streut ſie in die Welt hinaus.

Selbſt der Wunderklang der Sage
Wiederhall' in eurer Bruſt!
Um das Herrliche die Klage
Wecke friſcher Thaten Luſt!

So, wie ewige Gedichte,
Wie das Wort in der Natur,
Sey dem Menſchen die Geſchichte
Weihe ſeiner Thaten nur!

Ethisch.

Im ſtillen Haine ſagten mir die Muſen:
Tritt in die Welt hinaus! den treuen Glauben
An das, was in dir lebt, im ſtarken Buſen;
Dein reines Wollen kann man dir nicht rauben,
Das ſtören nicht Sirenen noch Meduſen.
Darum, wenn die Entlarvten Rache ſchnauben,
Gedenke du — daß ſich dein Herz ermuthe: —
Unüberwindlich iſt allein der Gute.

Denn das Genießen wirft den Menſchen Ketten
Um Geiſt und Herz, und macht, daß ſie entſchlafen;
Wach ſind nur die, ſo ſich auf Thaten betten,
Sie nenne man die Guten, ſie die Braven;
Die der Genuß beherrſcht, ſind nicht zu retten:
Weil ſie nicht gut ſind, darum ſind ſie Sklaven;
An ihren Schwächen packt man ſie, die Thoren,
Man lockt, man ſtreichelt ſie, — ſie ſind verloren.

Doch er, der nie auf ſchmacherkauften Pfühlen
Gerühmter, ungethaner Werke ruhte,
Der, wie die Wogen Blatt auf Blatt hinſpülen
Vom Baum des Lebens, ſchaut mit feſtem Muthe,
Vertrauend ſeinen heiligſten Gefühlen;
Er iſt der Starke, denn er iſt der Gute;
Ihn labt die Pflicht. Auch er genießt. Doch wie?
Hier ſchweigt das Lied. Geh' hin und übe ſie!

Schüler.

Der Vorſatz iſt gefaßt! Was ich erkannt,
Wird ausgeübt; das Nichtige verbannt,
Das Rechte friſch gethan, mit jeder That
Wächſt die geübte Kraft, von Grad zu Grad;
Das Wirken freut, das Denken unterhält,
Das aus dem Keim Entwickelte gefällt,
Der Reiz des Irrthums tritt ſtets mehr zurück,
Und der begriffne Schmerz wird nun zum Glück.
Schon hab' ich dieß und jenes ſtill erlernt,
Das dumpfe Unerquickliche entfernt, —
Ein freundlich Haus wird bald gezimmert ſeyn:
Erkenne mich, o Herr! und tritt herein!

Meiſter.

Schon Manchem lag im Sinne ſolch' ein Haus;
Bau' immer zu! du bauſt es auch nicht aus.
Dem Herrn jedoch genügt ſchon, daß du bauſt,
Er kräftigt dich, indem du ihm vertrauſt:
Treu ſchaffe bis ans Ende deiner Sendung —
Und laß dann ſeinen Händen die Vollendung.

Auf.

Wähnest du, im Lande der Heroen
Pflücke man Dionens süße Frucht?
Ausgeschlossen hat sich von den Frohen,
Wer der höchsten Siege Palmen sucht.

Sein Olympia, er hat's im Busen,
Seine Wirkung bleibt, sein Ruhm verhallt.
Seinen Seufzer hören ernste Musen, —
Sie verkünden ihn — die Welt bleibt kalt.

Was den Edelsten das Leben kürzte,
War den Edelsten des Lebens Ziel;
Des Neokles Sohn, der Hohe, stürzte,
Aristides, der Gerechte, fiel.

Nun so hülle sich in starrend Eisen,
Wer berufen ist zur Heldenbahn:
Ernstes Denken wird die Richtschnur weisen,
Kräftig Wollen flamme kühn hinan!

Typen.

I.

1. Die Schmetterlinge.

Wie lieblich, wie fröhlich,
Im Glanze zu schweben
Hoch über der Dämm'rung,
Ein göttliches Leben!

Wir führen im Aether
Den seligen Lauf,
Da kommt nicht die Sorge,
Der Ernst nicht herauf;

Wir tanzen den Reihen
Im zitternden Licht,
Die Weisheit erreicht uns,
Die grämliche, nicht.

Wohl bricht sich die Woge,
Wohl donnert das Meer,
Wir hören die schlagende
Brandung nicht mehr.

Sie brande, die Woge,
Das Meer donn're fort!
In duftiger Höh' ist
Ein schweigsamer Ort;

Dort lockt die betrügliche
Welle dich nicht,
Dort läßt der vergnügliche
Wechsel dich nicht;

Es wechseln Vernünftige
Immer so gern;
Es sorgen für's Künftige
Thoren von fern!

Wir naschen aus Blüten
Den duftigen Raub;
Und hat denn die Welt
Etwas Beff'res als Staub?

Ein göttliches Leben!
Hoch über der Dämm'rung
Im Glanze zu schweben!
Wie lieblich, wie weise!

2. Die Sphinxe.

Uns umſchwirren, leiſen Fittigs,
Uns umſchlagen, lauten Schwunges,
Die Phalänen, wie die Aare;
Und die Zeit, ſie rauſcht vorüber.
Sterbliche in Wieg' und Särgen
Sehen wir vorüber tragen,
Und vernehmen Memnons Klagen
Schon ſeit tauſend aber tauſend
Flücht'gen Segnungen Aurorens;
Heſper auch, er blitzt und ſchwindet; —
Und wir ruhen, leere Augen
Auf den ſteten Wandel heftend,
Und wir laſſen es geſchehen,
Auf den Nil hinüberſchauend,
Daß die Zeit in ſtillen Tropfen
Ewig auf uns niederfallend,
Uns auch löſe, uns verwandle!

II.

3. Die Aloiden.

Uns fürchte der Donn'rer auf wolkigem Sitz —
Er ſchleudert vergebens den dräuenden Blitz:
Wie leicht er den Alten das Scepter entrafft,
Er ſcheue der Jugend entſchloſſene Kraft!

Wir Söhne der Nacht, die den Meeren gebeut,
Verwandte dem Sprößling ohnmächtiger Zeit,
Erglühend in Schönheit und Streben und Luſt,
Von Zuverſicht ſchwillt uns die gläubige Bruſt.

Wir werden ſie bauen die ſchwindlichte Bahn
Vom irdiſchen Dunkel zum Urlicht hinan;
Auf! Pelion noch über Oſſa gethürmt,
Dann kühn den erſchütterten Himmel erſtürmt!

Er droben, er zucke den zündenden Strahl —
Aufſiede das Meer, Qualm fülle das Thal!
Wenn Kraft ſich an Kraft ungebändigt zerſchellt,
Gebärt in Vernichtungen Welt ſich aus Welt.

4. Prometheus.

Wölbe, Himmel! deine tauſend Fernen
Meinem Auge vor, das ruhig blickt:
Jugendkräfte ringen nach den Sternen;
Mögen ſie doch ringen! werden's lernen,
Daß kein Lärm die greiſe Bahn verrückt.

Als ich abgewogen die Gewalten,
Sah man längſt mich ein Geſchlecht geſtalten,
Deſſen Schoß ich Keime anvertraut;
Dieſe Keime werden ſich entfalten,
Wenn des Schickſals Segen ſie betbaut.

Aber du in deinen Ungewittern
Labe dich, wenn unter Erderſchüttern
Sich an meinem Fels die Woge bricht:
Deine Zeit kommt auch! auch du wirſt zittern, —
Das Verhängniß übergeht dich nicht.

Seit Jahrtauſenden die Wunde offen,
Tropft mein Blut auf mürbe Felſen her;
Beb', Olympiſcher! Du wirſt getroffen:
Meine Menſchheit! Du ſollſt hoffen — hoffen —
Deinen Vater ſchau' — und duld' wie er!

Rath.

Was du verdirſt, samml' es in Eins,
Keime der Zukunft lege dazu!
Was du als wahr, herrlich und groß
Endlich erkannt, füge das bei!
Schließe den heimlich erworbenen Schatz
In das verſchwiegne Gefäß deiner Bruſt;
Da, wo der Welt flüchtiger Blick
Niemals verweilt, ruh' es beſchirmt:
Unbelauſcht oft, Geizigen gleich,
Schwelge dein Aug' in dem heiligen Schatz;
Wenn ſchon der Nacht Flügelſchlag rauſcht,
Donner die Welt, rollend, bedräu'n,
Wenn in Zerſtreuung Heil ſucht der Troß:
Sammle dich ſtill, zähle dir vor!

Stimmen vor der Schlacht.

Erste.

Schaut dort des Oſtens verkündende Schimmer,
Boten des Lichtes, dem Dunkel entſprüht:
Grüßt es und betet! Ihr ſchauet es nimmer,
Mittags beleuchtet es qualmende Trümmer —
Wißt ihr doch, was euren Leichen entblüht!

Zweite.

Von des Friedens ſchwüler Stille
Fühlte ſich die Bruſt gedrückt;
Sich der thatenſchwangre Wille
Seiner kühnen Bahn entrückt:
Aber, wie die Schwerter blinken,
Trommeln wirbeln, Banner winken,
Fühlt die Seele ſich befreit.
Schlachtgefühl iſt Seligkeit!

Dritte.

Wohl pocht' ich an der Freude Pforten,
Doch Antwort iſt mir nicht geworden,
Der Klang verhallte dumpf und hohl;
Da ſagt' ich: Friede, lebe wohl!
Und zürnend griff ich zu den Waffen,
Am Thor des Todes klopf' ich an:
Es dröhnt — die ſchwarzen Flügel klaffen —
Sie führt zum Ziel, die ernſte Bahn.

Vierte.

Fluch' uns, guter Pflanzer, nicht!
Was des Krieges Sense bricht,
Wird gesichert wieder grünen,
Und der Schwerter ernst Gericht
Wird auch deine Schmach entsühnen.

Fünfte.

Im Feindesblut laßt mich ihn kühlen
Des Herzens heil'gen Flammenzorn, —
Da werd' ich mich beruhigt fühlen,
Und meine wunde Brust umspülen
Dann Wogen aus des Friedens Born!

Alle.

Rauschet Fahnen! es wird Licht!
Ihr daheim — beweint uns nicht!
Unser Loos verfiel der Pflicht.

Zu Howards Andenken.

—quelque chose de plus qu'un grossier limon.
Salvandy.

Das hohe, ſegenreiche Wandeln
Der reinen, milden Menſchlichkeit,
Des ächten Wohlthuns heilig Handeln —
Es wird durchs Wort getrübt, entweiht.
Entblößten Hauptes ſtehen wir,
Und deuten ſchweigend hin nach dir;

Denn du vernahmſt des Elends Jammern,
Vernahmſt der Duldung ſtilles Ach!
Und ſpürteſt in des Leidens Kammern
Dem bittern Quell der Klagen nach;
Da ſcholl's: Kannſt du den Tod verachten?
Du halfſt und ſtarbſt; und wir betrachten.

Beata solitudo: sola beatitudo.

Beneidenswürdig preis' ich Jenen
In dieſer ſchalen Welt des Scheins,
Der dich gelernt, wenn auch durch Thränen,
Du ſtille Kunſt des Einſamſeyns!

Wo durch des Erdgetriebes Schluchten
Des Lebens Wogen ſich ergießen
Und zürnend in die Tiefe ſchießen,
Da wird ſein Inhalt Keinem kund:

Nur in den blütumkränzten Buchten,
Wo ſeine Wäſſer ſanfter fließen,
Da ſchaut man tief bis auf den Grund,
Und des Betrachters Bild umgaukelt
Ihn lieblich, von der Flut geſchaukelt.

Da ſpült des Alltaglebens Bürde
Ein holder Lethe gütig fort,
Und, Einſamkeit! dein Zauberwort
Verleiht dem Daſeyn wieder Würde.

Als du an trauter Waldesſtelle
Beim Murmeln der umbuſchten Quelle
Im Lenz des Lebens mir begegnet, —
Du boteſt die kryſtallne Welle —
Ich ſah hinein — der Blick ward helle;
Ich trank — da fühlt' ich mich geſegnet.

Und als ich dann im Weltgewühle,
Wohin mich bald das Loos verbannte,
Am Hauch', den deine Liebe ſandte,
Mit unbeſchreiblichem Gefühle
Der Freundin holde Näh' erkannte, —
Wie durft' ich da in Götterarmen
Vom Froſt der Bettelwelt erwarmen!

Da wandten ſich aus ewigen Sternen
Die Geiſter unſrer hohen Brüder
Zu meiner Sehnſucht groß hernieder, —
Ich durfte träumen, konnte lernen.

Die holden, griechiſchen Naturen
Beglückten läuternd das Gemüth;
Dann ward's von Roms Thatkraft durchglüht, —
Ich wandelte auf Freiheitsſpuren.

Denn in der Welt, wohin uns Dike warf,
Sind wir nur frei, ſo lang wir einſam ſind;
Doch Menſchen ſind wir, und der Menſch bedarf;
Sein Schickſal iſt der Noth und Willkür Kind.

Du aber, deſſen tiefbewegte Bruſt
Ein liebend Echo heiſcht für Qual und Luſt,
Der zur Entſchließung reifer Weisheit Rath,
Mitwirkung ſucht zur kühn gedachten That, —

Laß dir mich Eines ernst vertrauen:
Auf Jenen sollst du nimmer bauen,
Der nie mit sich alleine war,
Und nie allein zu seyn vermag;
Denn über diesen herrscht der Tag.
Der Einsame bedarf sein nicht,
In seinem stillen Siedlerlicht
Wird dem Glückseligen die Pflicht,
Und in ihr Welt und Himmel klar.

Und darum preis' ich einzig Jenen
In dieser schalen Welt des Scheins,
Der dich gelernt, wenn auch durch Tränen,
Du stille Kunst des Einsamseins!

Bewältigung.

Wenn von der Landſchaft deines Lebens
Des Glaubens heitre Farbe ſchwand,
Da, trotz des menſchlichen Erbebens,
Nimm du die Waffe kühn zur Hand:

Hat ſich des Geiſtes Adler, denkend,
Den Schwingen des Geſchicks entrafft,
Dann ruht er, ſeine Schwingen ſenkend,
Und ſagt ſich: Heilig iſt die Kraft.

Vom Gebirge.

1.

Geologiſch.

Im Gebirge fand mein Innres
Eine wunderſame Nahrung;
Ihm erſchloß ſich im Gebirge
Eine tiefe Offenbarung.

Doch verſchloſſen ſind Granite,
Und ſo lehren ſie zu ſchweigen;
Aber Jedem, der da ſiehet,
Wird das Göttliche ſich zeigen.

Nicht Hephäſtos, nicht Poſeidon
Sah ich todes-froh geſtalten;
O, ich fühlte einer ſtillen,
Milden Gottheit leiſes Walten;

Welches liſpelnd im Kryſtallborn,
Und im Strom der Bergſchlucht brauſend,
Liebend fortwirkt, wirkend fortliebt,
Von Jahrtauſend zu Jahrtauſend.

2.

Wie am Hochgebirg die Streifen
Nebels in einander fließen!
Wo ſie lagern — dorthin geht es!
Weicht! und laßt mich rein genießen.
Oder ballt ihr euch nur deßhalb,
Und verhüllt die ſchönen Weiten —
Um dem Nahenden Entzücken
Durchs Entſchleiern zu bereiten?
Nun, ſo ſey die Hand geprieſen,
Die, mit Nacht das Auge deckend,
Still indeß den Strahl bereitet,
Der es trifft, zur Wonne weckend!

3.

Wir wandelten durch hallende Ruinen,
Wo wir Vergangenheit uns näher fühlten, —
Wo Abendſtrahlen durch die Ritzen ſchienen,
Und freundlich mit dem Epheugitter ſpielten,
Das ſeit Jahrhunderten den morſchen Bogen
Mit neuem Leben liebevoll umzogen.

So wird einſt unſer Grab zur ſtillen Wiege
Für lichtanſtrebende, duftreiche Pflanzen —
Es wird, wo ich mit meinen Träumen liege,
Ein Abendſchwarm vergnügter Mücken tanzen,
Und einem ſpäten Wandrer tröſtend ſagen:
Sieh hier die Antwort auf des Unglücks Fragen! —

4.

Dumpf herüber pochen Hämmer,
Und die Sägemühle ziſcht;
Felſen, Schicht auf Schicht gelagert,
In der Tiefe Wogengiſcht;
Ferner Kühe einſam Läuten,
Blätter raſcheln hoch im Wald;
Wolkenſchatten fliehn und ſchreiten,
Und des Jägers Büchſe knallt.
Geier krächzen in den Lüften,
Flücht'ges Reh verbirgt ſich ſcheu;
Nordwind bläſ't aus grauen Klüften,
Ruft den trüben Herbſt herbei;
Armes Bergvolk, Reiſig ſammelnd,
Macht ſich Pfade durch den Forſt;
Bäche quellen, Leben ſtammelnd,
Wo des Berges Rinde borſt.
Wo der Wanderer hindurch eilt,
Weile du! da fühle, lerne!
Sage Keinem, was dir kund ward,
Doch bewahr' es für die Ferne:
Was die ernſten Berge ſprechen,
Troſt gewährt es in den Flächen.

5.

Mittag! Stunde hehrer Feier,
Wo er schläft, der ewige Pan;
Helios strahlt ohne Schleier,
Spiegelnd ruht der Ocean.

Zephyr schlummert; aufgesogen
Ist der letzte Tropfen Thau;
Leiser schwätzen Murmelwogen,
Friede schwebt auf Thal und Au;

Hoch am Berg, im Haselschatten
Sitzt der müßig-frohe Hirt,
Eingewiegt vom fernen, matten
Dorfgeläut', das herwärts irrt;

So der Dichter, der im Innern
Nichts beklagt, nichts forscht, nichts will;
Nennt's nicht Hoffnung, nicht Erinnern!
Selig ist er, und ist still.

In zartem Duftgewebe badet
Sich lächelnd die verjüngte Flur;
Und der durchwürzte Schatten ladet
Mich zum Genusse der Natur.

Hier mag ich wieder glauben, hoffen,
Ich gleiche dir, geliebtes Thal:
Uns hat des Sturmes Hand getroffen,
Nun grüßt uns auch der Sonne Strahl.

Es rauscht der Bach, die Zweige plaudern,
Die Fliege summt, die Käfer schwirren, —
Das Herz allein, es will noch zaudern —
Weil es ihm wohl wird, glaubt's zu irren.

Vom Schicksal bang gepreßt, verwirrt,
Muß es sich erst erweitern lernen
An euch, ihr blauen Riesenfernen,
Um die befreit das Auge irrt.

Und fällt der Blick zur grünen Erde,
Auf's Würmchen wird er hingelenkt,
Das dort mit ärmlicher Beschwerde,
Sich durch die zarten Halme drängt:

Iſt doch dem Halbgott wie dem Wurme
Das gleiche, ewige Loos beſchieden!
Bedenk' ich's nach vertobtem Sturme,
So ſtillt es mich mit ernſtem Frieden.

Ich finde meine Gottheit wieder,
Der Zweifel flieht, vom Weſt verhaucht,
Dann ſehn' ich mich zu euch ihr Brüder,
Weil meine Bruſt ein Echo braucht;

Zu dir zurück, geliebte Eine,
Die meine Prüfungsbahn verſchönt:
Das dumpfe Herz hieß ſich das deine. —
Nun iſt's dein werth: es iſt verſöhnt.

(mad. 306)

7.

Was kündet jener dumpfe Schall,
Der aus den föhrenſchwarzen Gründen
Mit ſtets erneutem Widerhall
Tobt in den rauhen Felſenſchlünden,
Als könnt er keinen Ausweg finden?
„Er kündet dir den Waſſerfall.
Gedrängt von gährenden Gewalten
Hat dort das junge Element
Den rieſigen Granit geſpalten,
Und unbeſorgt, was leide, hemme,
Zerbricht's den Fels, entwurzelt Stämme,
Indeß ſich Strahl vom Strahle trennt.
Da lernen ſie im tollen Wühlen
Erſt ihre Ohnmacht ſchmerzlich fühlen,
Die Brüderſtrahlen; ſie vereinen
Im Becken ſich, und, Hand in Hand,
Daß ſie als goldner Strom erſcheinen,
Erquicken ſie das durſt'ge Land.

8.

Welch ein tiefes, feierliches Schweigen!
Nur der Föhrenwaldung ernſtes Reigen
Vor der Ahnung eines nahen Sturms,
Und im Holz das Picken eines Wurms.

V 307 (nach 316) 309

Unbekümmert um der Erde Beben
Schleppt das arme Thier ſein dürftig Leben
Kniſternd zwiſchen Baſt und Rinde hin —
Seine Wiege iſt, ſein Grab darin.

Nun erkracht's, des Donners Schläge ſchallen,
Die von hundert Wänden widerhallen;
Nieder zuckt ein Blitz — die Flamme ſprüht —
Und der Stamm mitſammt dem Wurm verglüht.

Und der Menſch? ihn ging der Strahl vorüber,
Aber trüber wird's und immer trüber;
In ihm tönt's: Es kommt auch deine Zeit,
Sichres Opfer der Vergänglichkeit!

Sinnend bleibt er auf dem Gipfel ſitzen,
Das verſtörte Antlitz folgt den Blitzen —
Ach! das kummervolle ſieht nach Licht:
Es erſcheint — allein es weilet nicht.

Endlich hat das Wetter ſich verzogen,
Aus den Wolken tritt der liebe Bogen,
Der den Frieden kündet, zart heraus,
Immer ſchöner bildet er ſich aus.

Sohn des Staubes! eines Vaters Güte
Spricht zu dem gereinigten Gemüthe
Durch das wunderbare, holde Bild:
Wenn es nachtet, — Glaube ſey dein Schild!

Glaube, daß die herrlichſten der Kräfte
Nicht ein Wahn mit Wirkungsträumen äffte,
Daß des ächten Wohlthuns edle Saat
Segen reife nach des Höchſten Rath.

Dieſen höchſten, kräftigenden Glauben
Laß dir in des Todes Nacht nicht rauben;
Und verliſcht dein Stern auch — ſteure du
Der erkannten Richtung muthig zu!

2

So lebt nun wohl, ihr goldnen Zinner,
Die noch des Abends Strahl umwebt,
Indeß mit ſchwerer Bruſt von hinnen
Der heimberufne Wandrer ſtrebt.

Lebt wohl! und ragt der Erde Wächter,
Noch manch Jahrhundert kühn hinan,
Und lehret wechſelnde Geſchlechter:
Stark und beharrlich himmelan!

Psycharmos.

Könnt' ich euch den Frieden geben,
Der in meiner Seele iſt,
In den Aether euch erheben,
Der mich lind und klar umfließt!

Wo die Täuſchungen verſchwinden,
Sich das All beleuchtet zeigt,
Höh're Wünſche Boden finden,
Und der niedern Stimme ſchweigt.

Nennt es Farben, nennt es Töne,
Was durch alle Schöpfung quillt,
Und mit Abglanz reinſter Schöne
Die geſtimmte Seele füllt:

Göttlich iſt's! die höchſten Muſen
Brachten vom Olymp den Strahl,
Und entzündeten im Buſen
Liebreich uns das Ideal;

Auf der reinen Flamme ſchwingt ſich
Unſer Geiſt zu reinem Glück,
Hält es glühend feſt, und ſchlingt ſich
Seliger in ſich zurück.

Und da ruht er! ſpürt es rinnen
In den Adern der Natur,
Wie von Liebe; lauſchend innen
Folgt er ſtill der höchſten Spur.

Ihm wird klar, wie durch Verwandlung
Rings der Geiſt des Lebens ſchafft,
Und er fühlt in treuer Handlung
Die Beſtimmung ſeiner Kraft;

Fühlt, daß die Erinnys raſtet,
Wenn der Menſch ſich nur erkühnt;
Daß den Fluch, der auf uns laſtet,
Liebevolles Wirken ſühnt.

Schöner blüht ihm dann die Roſe,
Holder rauſcht der goldne Fluß,
Und mit traulicherm Gekoſe
Schmeichelt ihm der Weſte Kuß.

Hege das im ſtillen Herzen,
Wenn du matt den Arm ſchon ſenkſt,
Und mit edlen tiefen Schmerzen
An der Brüder Irrthum denkſt:

Biſt ja doch des treuen Strebens
Warmer Liebe dir bewußt!
Wirke fürder! nicht vergebens
Glüht der Gott in deiner Bruſt!

Pflichttod.

Du siehst den Falter, der im Feuer
Ein liebewillig Opfer starb;
Das Sterben war ihm allzu theuer,
Die Gluthen lockten rosenfarb.

Du siehst den Guten, der am Bette,
Wo jammernd Sohn und Tochter saß,
Besorgt wie er den Vater rette,
Sein Leben gern — wie oft! — vergaß.

Du siehst den Starken, siehst ihn fallen,
Sein Antlitz noch im Tode wild, —
Siehst Helden mit der Leiche wallen,
Die festen Herzen lusterfüllt;

Sie schauen freudig hin nach Osten,
Verheißend winkt der Morgenstern;
Laßt — rufen sie — uns Aether kosten!
Wer je gekostet, opfert gern.

Ihr Schmerzbeladenen! erfahrt es —
Die Welt begreift es ewig nicht:
Verzagt nicht! fasset und bewahrt es:
Aus Blut und Dunkelheit kommt Licht!

Weiser.

„Sage Jüngling, in dem grünen Kleide
Mit des Frühlings tröſtlichem Geſchmeide —
Sage, wo der Quell des Lebens fließt?
Heißt es doch, du habeſt ihn geſehen —
Ihn, aus dem, bei heitrer Oſtluft Wehen
Ewige Verjüngung ſich ergießt!“

Wohl, ich ſah ihn, und ich leite hin.
Gürte dich mit Stärke und Vertrauen —
Folge mir durch mitternächtlich Grauen —
Wandre gläubig, wandre! du wirſt ſchauen.
Faſſe tief der Wandrung ernſten Sinn:
In dem Land der Finſterniſſe quillt
Jener Born, der deine Sehnſucht ſtillt, —
Ueberm Moder ſchimmert dort ein Grün, —
Deine Blumen ſind's, die ewig blühn!
Haſt du's wohl begriffen? pilgre hin!

Und ich wandte meine Blicke
Einmal noch ans Licht zurücke —
Trat dann auf die finſtre Brücke,
Pilgerte die Nacht entlang:
Leiſe fühlt' ich mich geſunden,
Furcht und Hoffen war entſchwunden,
Linder bluteten die Wunden,
Und die Klage ward Geſang.

Metamorphoſe.

Gloganitz 1834.

Die Nebel, die das Thal verdüſtern,
Ziehn ſich zu jenen Felſenwänden:
Sie werden dort als Quellen flüſtern,
Und Segnung in die Thäler ſenden.

Wohin ich hier mein Auge richte,
Erblickt es der Verwandlung Spur:
Es malet ſich die Weltgeſchichte
In der Geſchichte der Natur.

Ich ſehe, was wir Willkür nennen,
Im ewigen Geſetz begriffen;
Der Menſch, die Welt, ſind nicht zu trennen;
Verwandlungen ſind Hieroglyphen
Von einer Schrift, die wir nicht kennen.
Der wähnt, den Zeitenſchritt zu zügeln,
Und ſchafft ihm unwillkürlich Flügeln, —
Und Jener, der ſein reiches Leben
Dem Ganzen gläubig hingegeben —
Als er begann, da ſchien die Erde
Zu jubeln einem neuen Werde,
Ein Hoffnungsſtrahl ſchien angefacht:
Doch war der Dämon bald erwacht,
Zertrümmerte die Schöpfung ſeiner Hände,
Und deckte ihn wie ſie mit Nacht.
Verzweiflung war des Edlen Ende.

Das iſt der alte Text. Hierüber
Iſt, was geſchieht, der Commentar;
Hier hilft kein Aengſtigen, mein Lieber!
Du biſt mit drinn, — ſo viel iſt klar.
Allein dir ward ein Aug' zu ſchauen
Die Schlange, die den Zirkel macht;
Zuvörderſt ihr nicht ganz zu trauen,
Dieß ſey bedacht;
Sodann, dich in den Platz zu ſchicken,
Der dir geziemt auf ihrem glatten Rücken,
Dich da wohl zu befeſtigen,
Die Nachbarwelt nicht zu beläſtigen.

Es iſt gethan. Nun gehſt du weiter,
Und läſſ'ſt das Ungeheuer liegen;
Mag es den Zaudernden betrügen!
Du biſt entſchloſſen, du biſt heiter.

Jetzt fällt dein Blick, geſtählt, geſammelt,
In wunderſame hehre Räume,
Entzückend-ernſt wie Jugendträume,
Die dir bisher die Schuppenhaut verrammelt.
Hier offenbart ſich eine Welt,
Wo es dir mehr und immer mehr gefällt,
Die nur der feſſelloſe Geiſt begreift,
Wie er in ſich allmählich wächſ't und reift, —
Der Damm zerbricht, das Leben fließt —
Du fühlſt nun, daß es ewig iſt.

Du lerneſt andre Kräfte kennen
Als jene, welche tödtend trennen. —
Beruhigt ſchauſt du auf die Schlange —
Es wird dir nicht mehr weh und bange.
Hier baue deine Liebe an,
In reinen, geiſtdurchdrungnen Thaten.
So viel kann dir der Bruder rathen,
Doch Jeder fängt's von vorne an.

Das Faß der Danaiden
Füllt nimmer ſich mit Frieden —
Herakles bittre Mühen
Beſchloß ein ewig Blühen.

Zuruf.

Brüder wendet euch nach Osten,
Duft zu kosten,
Der des Geistes Leben nährt!
Auf zum Licht!
Zaget nicht:
Streben nur ist Menschenwerth.
Kraft und Frieden
Auf die Müden
Gießt der heiligende Strahl;
Jede Bürde
Trägt Bewußtseyn höhrer Würde;
Ueber nachtgewohnte Werke
Siegt die Stärke,
Ueber Schmerz das Ideal.
Immer zu!
Sonder Ruh'
Webt das herrliche Gespinnst:
Kleider zu der Sonne Dienst;
Auf dem Altar legt sie nieder,
Es bekleiden sich die Brüder,
Und die Weihe faßt auch sie.
Da verschmelzen unsre Lieder:
Harmonie,
Lang entbehrte, kehret wieder.
Nah und näher
Ahnt der Seher

Die Erfüllung alter Träume;
Sieht die dumpfe Nacht gewichen,
Kraft und Wollen, Zeiten, Räume,
Schön verſchwiſtert, ausgeglichen.
Schlagt zuſammen
Heil'ge Flammen,
Die noch ſtill und einſam glühn:
Daß es werde!
Daß der Erde
Blumen des Olymps entblühn!
Zaget nicht!
Auf zum Licht!
Seyd ja doch aus ihm entſproſſen,
Seyd ja doch aus ihm genährt:
Zeigt euch, herrliche Genoſſen,
Eures ewigen Urſprungs werth!

Muth.

Nicht das allein ist Muth: ein Leben,
Das Todesgötter schon umweben,
Wo Schwerter blitzen, Lanzen ragen,
Noch kämpfend in die Schanze schlagen;
Ein höhrer Muth wird noch gefodert:
Die heil'ge Flamme höh'ren Lebens
Mit Opfern ird'schen Glücks zu nähren,
Zu sehn, wie sie allmählich sich verzehren, —
Und wenn das Feuer still verlodert,
Die Asche ruft: Es war vergebens!
Dann stumm-gefaßt, mit Ernst zu lächeln, —
Und sie von neuem anzufächeln.

Stimmung.

Gleichgesinnte magst du finden,
Und du fandest sie,
Aber bei der Horen Wandel
Gleichgestimmte nie.
Denn der Mensch, ein Sohn der Stunde,
Steht in ihrer Macht;
Diese Fessel zu zersprengen
Sey für dich bedacht:
Doch bei Brüdern harre billig,
Bis die Stunde kommt,
Die dem Streben reiner Liebe,
Reinen Wirkens frommt!

Höchſtes.

Ueber Flächen, über Klüften,
Ueber irdiſch Wohl und Weh,
Ueber Flammen, Wäſſern, Lüften
Spannt ein Himmel ſich: Idee.

Was ſich ſelbſtiſch-karg hienieden
In erdachte Gränzen ſchließt,
Sieh nur, wie es dort in Frieden
Selig in einander fließt.

Schranken fallen, Schatten ſchwinden,
Alles Einzelne verſchwebt —
Die Geopferten, ſie finden
Sich im Ganzen friſch belebt.

Ach, wie anders war es drunten,
Als es hier im Licht erſcheint!
Endlich haben wir's gefunden:
Alle haben's gut gemeint!

Epikur und Zeno reichen
Lächelnd ſich die Bruderhand, —
Sie erkennen ſich am Zeichen,
Worte waren Mißverſtand.

Segen iſt was, drunten tränkte;
Und der Falter ſagt zum Licht:
Als ich mich in dich verſenkte,
Flamme! da verging ich nicht.

Aus Peſtalozzi's Fabeln.

1.

Die erſtaunten Pöbelhorden
Drängten gaffend ſich an ihn:
„Biſt ein Farbenpinsler worden?
Schuhe flicken, Seile ziehn,
Wär' ein nützlicher Bemühn!"
Die ihr nun dem Freunde grollt —
Seht ihn vom Geſchick zerſchlagen!
Liebe hat er euch gezollt,
Wollte Bürden für euch tragen
Und in ſeiner Hoffnung Tagen
Selbſt ſein Leben für euch wagen, —
Doch ihr habt ihn nicht gewollt,
Hießt ihn zweifelnd ſich entfernen,
Habt ſein Daſeyn roh zertreten —
Und in tiefſten Jammers Röthen
Blieb ihm nichts als: malen lernen.

2.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken:
„Wenn ſie doch nur," ſprach's ärgerlich zum Vater —
„Den ſchönen, blauen Himmel nicht mehr trübten!"
Der Vater aber: „Kind! was haſt vom Blauen?
Die grauen Wolken ſegnen unſre Saaten, —
Die grauen Wolken ſind für uns der Himmel."

3.

Ich erwache zum Werk des Menſchen.
Marc. Aurel V. 1.

A. Sag': warum kräht nur der Hahn, bevor noch aus frühen Gewölken
Schon der Strahl uns bedräut, der uns am Tage verſengt?
B. Daß du noch Einen Moment als Menſch dich mögeſt empfinden,
Eh' dich zu thieriſcher Frohn treibt das Bedürfniß des Tags.

4.

Das Ufer ſagte zur Welle,
Weßhalb beſchädigſt du mich?
Die Welle ſagte: der Strom nur,
Zu meinem eignen Verderben, —
Er wirft mich mächtig an dich.

5.

„Dieſer Siechling wird bald ſterben!"
Nein er wird noch lange leben!
Alſo ſagte Vetter Asmus,
Und bewies des Satzes Wahrheit
Aus der Feſtigkeit der Knochen
Des lebendigen Gerippes.

6.

„Nur wenn ich den Stein zu Staube reibe,
Findet ſich das Gold in ſeinem Buſen,“ —
Alſo ſprach zum Sultan der Adept.
„Und das Gold, das du ihm ſo entquälſt —
Kaufſt du nicht dafür von neuem Steine?“
Alſo lautete des Sultans Antwort.

Hermes aber hörte ſie und ſagte:
„Nicht dein Goldgewinnen faſſ ich, noch dein
Steinekaufen; aber unter meinen
Händen wird ein jeder Stein zu Golde.
Es geſtaltet ſchonend ihn mein Meißel
Zu der Götter Bildniß und der Menſchen.“

7.

Die Erde ſtaunte zu den Bergen:
Wie konntet ihr auf mir entſtehn?
Die Berge ſagten, düſter lächelnd:
Durch die Verhärtung deiner ſelbſt.

8.

Es ſprach der Zwerg im Angeſicht des Rieſen:
„Berechtigt mich doch auch wie dieſen!“
Doch der: „das Recht laſſ ich auf ſich beruhen;
Kannſt du auch gehn in meinen Schuhen?“

9.

Wandrer ſchritten, fröhlich plaudernd,
Ueber Matten ſorglos weiter:
Plötzlich, an des Pfades Wendung
Stand die ernſte Felſenmaſſe
Drohend, ſchauerlich vor ihnen —
Und ſie ſahn ſich an und ſchwiegen.

Bald jedoch begann der Eine:
„Wär' ſie doch zur Parkverſchön'rung,
Und geſchmackvoll angelegt!“
Und ein Andrer drauf; „Ich weiß nicht,
Was man Schönes daran findet!“

Und ein Dritter: „Ihre Wildheit
Reget Schauer an im Buſen;
Sie von Tag zu Tag beſchauend
Könnte man zum Narren werden.
Laſſet uns von hinnen ziehen!“

Epochen.

Stimm' ſie mir an, die obſolete Klage
— Denn Jedem wiederholt ſich das Geſchick.
Der Kindheit unbewußte holde Tage
Bringt kein elegiſch Träumen dir zurück;
Des Lebens Urgeſchichte wird zur Sage,
Zum Mährchen wird des goldnen Alters Glück;
Iſt's doch der Menſchheit eben ſo ergangen!
Du wieſt — ein Menſch — kein beſſ'res Loos verlangen.

Die Knabenzeit, der Leidenſchaften Wiege,
Knüpft ſich mit mehren Fäden an dein Jetzt;
Im edlen Sinnbild froh geſpielter Kriege
Schienſt du dir an Eurotas Strand verſetzt;
Schon fühlteſt du den Kranz erträumter Siege
Dir auf das ſorgenfreie Haupt geſetzt —
Nun weißt du wohl: die Siege, wie die Schlachten,
Sie zeigten ſich ganz anders, als wir dachten.

Mit Schmerz erfährt's der Jüngling. Seine Bruſt,
Erglühend für das Große, für das Gute,
Des beſten, treuen Wollens ſich bewußt,
Umharniſcht ſich mit hoffnungsvollem Muthe. —
Und ſchmerzlich büßt ſie die erhabne Luſt
Mit ihres Herzens beſtem, warmem Blute,;
Weh! wenn zugleich, wie es entkräftend fließt —
Sich mit der Wunde auch der Buſen ſchließt.

Noch hält ihn das Gefühl der Liebe offen,
Das heilend ſich um alle Wunden legt;
Vom Strahl, der alle Rinden ſchmilzt, getroffen,
Fühlt ſich das halberſtarrte Herz bewegt,
Das, freundlich aufgethaut, erneutem Hoffen,
Erneuter Seligkeit entgegenſchlägt:
Genieß' es ſeines Glücks! bis Scheidethränen
Zerreißend enden alles Glück und Wähnen.

Kann ihm die Freundſchaft den Verluſt erſetzen?
Sie kann beruhigen, kann lindern, ſtärken;
Der Arme darf an Edler Wort ſich letzen,
Erheben an der Hochgeſinnten Werken, —
Theilnehmend horcht er traulichen Geſchwätzen,
Und läßt die Lücke ſeines Seyns nicht merken;
Hier gilt es Mann ſeyn! trotz der Menſchheit Schauern
Die Mitternacht des Lebens überdauern.

Dieß iſt das Thema im Zenith des Lebens,
Durch unermüdet Wirken nur zu löſen;
Beharre, trotz des angebornen Bebens,
Beharre, trotz den feindlichen Getöſen!
Nie ſage dir: am End' iſt's doch vergebens!
Du ruh'ſt, und biſt in der Gewalt des Böſen;
Du wirſt geprüft. Nun ſollſt du dich bewähren,
Im Tod' ſoll ſich das Ewige verklären.

So ging's Jahrhunderten, aus deren Gährung
Die neue Zeit ſich ernſt entfaltete.

Als schonungslos barbarische Verheerung
Mit edler Vorwelt Trümmern schaltete,
Indeß, zu höh'rer Lenkungen Verklärung,
Die neue Bildung sich gestaltete,
Durch Bruch des Einzelnen das Ganze gründend,
Dem Nachgeschlecht der Vorsicht Wege kündend.

So sieh' denn zu, daß auch aus deinen Trümmern,
Ein Tempel sich dem Ewigen erhebe!
Laß dich das Unersetzliche nicht kümmern,
Sieh' nicht dem Todten nach! erschaffe, lebe!
Soll in der Luft Pokal der Purpur schimmern,
So blute, ihrem Stamm entpflückt, die Rebe:
Sie blute! muß doch manche Ceder fallen,
Bis zu des Höchsten Ehre stehn die Hallen;

Die Hallen, die trotz Sturm und Ungewittern
Dem Gläubigen des Trostes Zeichen sind; —
Die Nacht bricht an, der Wälder Eichen zittern,
Ans Fenster schlagen Regenguß und Wind,
Der Donner rollt, vermorschte Stämme splittern —
In diesen Hallen schläft es sich gelind;
Es läßt sich in den gottgeweihten Räumen
Von reiner Menschheit, beff'rer Zukunft träumen!

Das Alter naht; es bleiben diese Träume,
Sie weichen nicht mit ihrem schönen Blick;

Sie ſchmücken noch der Abendwolken Säume,
Und täuſchen uns des Morgens Gluth zurück;
Nun denn! das letzte Glas des Lebens ſchäume!
Das letzte Wort des Lebens ſey Muſik:
Ein heil'ger Wille lebt! dich ihm ergebend
Haſt du gewirkt, und wirkeſt, ewig lebend!

Denn was geſä't ward irgendwo auf Erden,
Es ſprießet einſt zur Ernte ſchön empor;
Es wird geſegnet, wird vervielfacht werden,
Denn ſtets erneuend bringt es ſich hervor,
Mag ſich die Scholle noch ſo roh gebärden, —
Die Kraft, die in der Erde Tiefen gohr,
Sie ringt ſich ſiegreich an das Licht der Sonne,
Und grüßt den Tag mit jugendlicher Wonne.

In dieſem Glauben opfre deine Tage
Dem ernſten, dem begriffenen Geſchick;
Vergiß, was du verlorſt! die tiefe Klage
Dräng' ins Gefängniß deiner Bruſt zurück;
Der Kindheit Ruhe wurde dir zur Sage —
Des Alters höh're Ruhe ſey dein Glück!
Dich hellt das Ewige mit ſtillem Glanze —
Dein Leben ſchwindet dir ins große Ganze!

Ruhe.

Du, Ruhe, bist das höchste Gut:
Der Mensch erkämpft dich nur durch Muth,
Durch ernste Uebung bittrer Pflicht, —
Er hat dich, und sein Auge bricht.

Natur wie anders ist's bei dir!
Wie weilt der Friede ewig hier,
Wie senkt er seinen Hermesstab
Auf dich, du ewig offnes Grab!

Verwesung, wo mein Auge späht,
Und Leben, wo mein Athem weht;
Der Fels verwittert: sammtnes Moos
Ringt sich auf ihm zum Aether los;

In längst zerbröckeltes Gestein
Schlingt sich des Epheu's Grün hinein;
Und wo der See den Quell verschlang,
Furcht jetzt der Pflug das Thal entlang;

Beruhigt stirbt das Abendroth,
Und kaum weint Nacht den schönen Tod
Mit Thränen, die ihr Sterne nennt,
So glüht verjüngt das Firmament;

Ein glücklich Hüttchen ragte dort,
Der Bergstrom riß es mit sich fort!
Und an des Stroms verlass'nem Lauf —
Da baut man neue Hütten auf.

Und schaust du auf den Kirchhof nun,
Wo dieses Dorfes Ahnen ruhn:
Was zittert ums Gemäuer hin?
Wie schön auf Gräbern Blumen blühn!

Betrübt es dich? wie mag es nur?
Ein Friedensring ist die Natur:
Betrachtend, wie er ewig kreis't,
Erhebe sich des Menschen Geist:

An aller Wesen Lust und Schmerz
Vertröste sich des Menschen Herz —
Und schlage liebend sonder Ruh'
Dem Ocean der Gottheit zu.

Der Templer.

Mit gebrochnem Herzen, bange fragend
Euch unsichre Strahlen östlich tagend —
Halt ich dich gestürzter Schaft,
Sinnbild der gebrochnen Kraft!

Muß sich doch der Mensch in Lebensjammern
An die Trümmer edlern Daseyns klammern,
Und des Guten Thräne fällt
Auf den Leichnam seiner Welt!

Molay fand die Wege zur Verklärung —
Seiner Pflanzung Frucht blieb uns: Verehrung;
Das ist alles. Nogaret's
Giftstrauch trug — und trägt noch stets.

Lebet wohl! ihr Träume, daß es werde!
Schlummert friedlich, Keime in der Erde!
Schlummert ewig! denn am Licht
Duldet euch Siroccs nicht.

Darum liebt der Träumer sich die Wüste,
Tiefer Schlummer bleibt sein letzt Gelüste —
Grabt ihn unter Blumen ein!
Bei den Träumen möcht' er seyn!

Möchte lauschen, wie aus seinem Hügel
Gräser wachsen, die mit leisem Flügel
Der geliebte Ostwind kühlt,
Der so süß auf Gräbern spielt.

War vergebens seines Geists Bemühen,
Wird doch Leben seinem Staub entblühen,
Holde Blüthen sind wohl werth,
Daß ein Menschenleib sie nährt;

Holde Blüthen, die mit frommen Augen
Aus der Sonne Glanz und Wachsthum saugen,
Wenn der Mensch die seinen schließt,
Und in Selbstsucht blind genießt.

Mag sich so mein Staub verwandelnd läutern,
Bis der Pilger Pfade sich erheitern,
Bis der theure Stern erscheint,
Bis der Dulder nicht mehr weint.

Denn das weiß ich — werd ich's gleich nicht schauen —
Einmal werden Brüder wieder bauen,
Und der Templer morsch Gebein
Wird des Tempels Boden seyn.

Aber ihr, noch von des Lebens Schlangen
Wundgepreßt, in heißem Kampf umfangen,
Ringt als Männer freudig zu!
Schöner Tod ist Heldenruh'.

Wenn sie einst den Grundstein niedersenken,
Wird man unser wiederum gedenken, —
Unsrer Opfer ew'ger Werth
Wird betrauert, wird geehrt.

Unsre Namen wird man nicht erfragen —
Aber unser Leid hat Frucht getragen:
Aus der Asche Modergrün
Wird, ein Phönix, sie entblühn.

Weile, schönes Bild, mich zu ermuthen!
Denn noch fühl' ich tiefe Wunden bluten;
Nacht ist's. Jeder Tropfen fragt
Im Verrinnen: wann es tagt?

Und ich laß ihn fragen! — und versiegen.
Mir hab' ich die Antwort nie verschwiegen.
Treu der tief erkannten Pflicht,
Kämpfe, Bruder! hoffe nicht.

Dieses blut'ge Kreuz an meiner Seite
Ist mein Zeichen in dem schweren Streite —
Meines Hügels einz'ge Zier,
Sagt's: ein Templer ruhet hier.

Poesen.

Singet immer eures kleinen
Armen Lebens Hohngenuß!
Euer Lieben, euer Meinen,
Eurer Täuschungen Verdruß!

Des Geschlechtes Kraft und Weihe
Künde du, mein Hochgesang!
In den Schritt der Heldenreihe
Mische sich der Siegesklang;

Rührend tön' er: Unter Trümmern
Schläft der Väter heil'ge Kraft;
Ihre Schöpfungen verkümmern,
Denn der Enkel schwatzt und gafft; —

Höher schwell' er nun: die Klage
Lähmt des Adlers Götterschwung.
Auf! ermanne dich, und wage!
Wagend wirst du wieder jung.

Schütt' es aus in That und Liedern,
All das Leben deiner Brust —
Tausend Harrende erwiedern,
Tausend Herzen schwellt die Lust.

Jahr auf Jahr hab' ich gesungen —
Antwort suchte rings der Blick:
Lied auf Lied ist abgeklungen —
Doch kein Echo scholl zurück.

Nur des Sängers eigne Schmerzen
Sangt ihr, milde Rhythmen! ein, —
Treu bliebt ihr dem treuen Herzen,
Und es nennt euch doppelt sein.

Als der Stürme schaurig Wüthen
Brand in seine Pulse goß —
Zoget ihr die stillen Blüthen
Seines innern Himmels groß.

Habet Dank! es athmet wieder —
Doch es kam des Schweigens Zeit:
Ruht vergessen, liebe Lieder!
Unbegriffen, unentweiht!

Ergebung.

Ich habe nicht umsonst vertraut!
In schmerzlichen und frohen Jahren
Hab' ich den Tempel aufgebaut;
Und was ich Trübes auch erfahren,
Ich wußt' ihn rein mir zu bewahren,
Der Gottheit würdig, deren Bild
Mich ahnungsvoll seit je erfüllt;
Und so gelang mir's treu ergeben,
Nach kindlich-frommem, ernstem Streben,
Das kaum Gehoffte zu erleben:
Sie ziehen ein, die Götterschaaren!
Und wenn ich alles recht bedenke,
Hab' ich zu danken und zu schweigen;
Mir kam auf meinen besten Wegen
Des Höchsten Wunderhuld entgegen;
Was ich erstrebte, ward mein eigen,
Mir ward ein Warnendes, das lenke,
Und, was kein blödes Auge sah,
Mir stund es groß und herrlich nah;
Ich denke dessen, und ergeben
Leg' ich in Gottes Hand mein Leben.

Abſchluß.

Schön klingt im Lied des Dichters eigne Luſt.
Schön ſeine Qual, — ſein eigenſter Beſitz;
Er lehrt, der tiefern Einſicht ſich bewußt, —
Wir horchen gern — er lehrt mit Sinn und Witz:
Wir nehmen Theil an allem was er ſingt,
Weil ſein Gefühl das unſre wiederklingt.

Doch wenn des Dichters wie des Menſchen Geiſt
Mit klarem Blick zum Ganzen ſich erhebt, —
Und ſeinen Saiten, die kein Sturm zerreißt,
Nur ſelten mehr und ernſt ein Klang entſchwebt, —
Wer hört ihn da? wer folgt ihm bis dahin?
Da ſchweigt er nun, und ruht, und läßt ſie ziehn.

Die Harfe.

Treue Harfe! nie verdränge
Weltgetös dein heilig Rauſchen!
All mein Leben war ein Lauſchen
Auf die holden Zauberklänge,
Die zwar meine Hand erregte,
Doch ein Höh'rer in dich legte.

Warſt Geſpielin meiner Jugend,
Trieb und Lohn verſchwiegener Tugend,
Süßes Labſal in der Wüſte,
Schirm vor niedrigem Gelüſte,
Echo ſtill verhauchter Klage,
Nachhall wonnevoller Tage,
Zeuge ſchönſtem Freundesbunde,
Palmenluft in heißer Stunde,
Harter Kämpfe höchſter Kranz,
Freundin, ſo in Nacht als Glanz, —
Was du immer auch verſchönt,
Haſt doch nur dem Herrn getönt!

Dieſes Leben, ſeine Gabe,
Blieb dem Höchſten fromm geweiht,
Bleib auch du mein treu Geleit,
Liebe Harfe! bis zum Grabe:

Bis es weht aus kühler Gruft,
Bis, ein höher Lied zu lernen,
Zu geahnten, beſſern Sternen
Uns des Vaters Stimme ruft:
Rauſche dann noch einmal, ſinge
Seine Größe, — und verklinge!

Ueberſetztes.

Ja's dem Dichter nun gelungen
Zu verſtehn des Lebens Wort, —
Geht er ſingend auf die Reiſe,
Und er merkt nun: alle Zungen
Sagen es auf ihre Weiſe,
Freude macht es, nachzuſingen,
Volk und Volk ſich nah zu bringen.

Nach dem Polnischen.

Aus dem 16ten Jahrhundert.

1.

(Rei von Naglowice; der älteste Dichter dieser Sprache.)

Der Geiz ist wie des Felsgestrüppes Beeren,
Davon sich Krähen nur, nicht Menschen, nähren;
Der gerne gibt, gleicht Erbsen auf dem Wege,
Sie bieten sich, daß man sie sammeln möge;
Sind sie gepflückt, so wird das Stroh zertreten:
Ganz so geschieht's dem Geber, der in Nöthen.
Wohl Jenem, so das Maß hält zwischen Beiden —
Ihm spendet Lob die Welt, der Himmel Freuden.

2.

(A. Zbylitowski.)

Nicht auf Häuser geht mein Sinnen,
Noch, Gelehrtheit zu gewinnen,
Nicht auf Güter, rings umschirmte,
Noch auf Schlösser, hochgethürmte,
Nicht auf Rosse, goldgeschirrte,
Noch was sonst den Sinn beirrte:
Eins nur läßt sich nicht vererben,
Dieses möcht' ich mir erwerben:
Schön zu sterben.

Aus dem 17ten Jahrhundert.

3.

(A. G. 1671)

Wenn die Einen voll Gelehrtheit
Bücher über Bücher speisen,
Und die gänzliche Verkehrtheit
Aller Andern klar beweisen:

Alsdann bleib' ich nicht im Zimmer,
Weil ich nichts davon verstehe;
Besser, daß im Abendschimmer
Ich auf Wiesen mich ergehe.

Aus dem 18ten Jahrhundert.

4.

(Krasicki.)

Will das Geschick dein Mißgeschick vollenden —
Was thun? kalt zuschaun bei dem theuern Handel!
Beständig seyn, wenn sich die Sachen wenden,
Erwägen, daß Verlust seyn muß und Wandel.

Es altert so die Welt, wie wir veralten;
Der Wechsel ist alltäglich; frommt die Klage?
Nicht unser ist was wir für Schicksal halten;
Du weinst? empfinde, kräft'ge dich, und trage!

Denk' du: was Andern, iſt auch mir beſchieden;
Denk' du: der Andern Mißglück iſt nicht meines;
Wird dir ein beſſer Loos, bewahr's in Frieden;
Und dich bewahr' im Frieden, wird dir keines.

Du ſollſt zum Glauben dich vom Wahn erheben
Des Schmerzes frühe Thräne nicht erdrücken:
Das Lächeln iſt den Glücklichen vergeben,
Und Tugend bleibt in jeglichen Geſchicken.

5.

Eingang zu Kraſicki's Fabeln.

Ich war ein Jüngling, der in allem Maß gehalten —
Ich war ein Greis, und zog die Stirne nie in Falten —
Ich war ein reicher Mann, der alles Armen weihte —
Ich war ein Autor, der ſich fremden Ruhmes freute —
Ein Schuſter, der nicht trank, ein Schuldner, der bezahlte —
Ein Räuber, der nicht nahm, ein Stutzer, der nicht prahlte —
Ein Richter, der den Streit ſich zum Verluſt geſchlichtet —
Und endlich ein Poet, der nie ein Wort erdichtet.
„Was will die Fabel uns? das iſt ja ganz erwahrt."
Herr Leſer, mit Verlaub, das iſt die erſte Fabel.

6.

Die Vögel.

Zum Vater sprach der Sohn: Wie bist du nur so traurig?
Der Käfig ist von Gold: im Wald ist's öd und schaurig!
Der Vater, weinend, sprach: du bist in Gold geboren —
Du sahst die Freiheit nie; ich habe sie verloren!

Aus dem 19ten Jahrhunderte.

(Niemcewicz.)

7.

So hat ein ew'ger Gott den Rath bei sich beschlossen,
Und alles wird einst Staub, was je dem Staub entsprossen.
Man sieht auf dürrem Sand, wo müde Waller schleichen,
Verworrenes Gestein, den Rest von Königreichen.
Wo bist du, Babylon? du, Stolz der Wandrer, Theben?
Das dort hieß Ninive. Siehst du den Geier schweben?
Das Volk der Römer starb; und du, vor der es bebte,
Wo ist der Tag, da noch Karthago's Name lebte?
Und hier war einst Athen. Ein zweifelhafter Schimmer
Fällt auf ein weinend Aug' und auf zerstreute Trümmer.

8. Stätigkeit.

(B. Boguslawski.)

Nicht klug, wer bald an Dornen
Noch zögert hoffnungslose,
Je spitziger die Dornen,
So blühender die Rose.

Will dich der Schmerz erdrücken?
Zeig' dich ihm ebenbürtig,
Die sich im Unglück bücken,
Sind nicht des Glückes würdig.

Der Ruhm wohnt in den Höhen,
Und wer in schweren Dingen
Den Kampf nur mag bestehen,
Der wird den Ruhm erringen.

Französisch.

Romanzen.

1.

O süßes Angebinde der Natur,
O Liebe! Du Bedürfniß aller Herzen;
Das Glück verdoppeln, lindern Qual und Schmerzen,
Wie findet ihr hierin des Bösen Spur?

Nicht lieben! kann uns Gott mehr Elend schicken?
Mich dünkt: nicht lieben, ist des Teufels Pein;
Ja, lieben muß man, um beglückt zu seyn,
Und noch weit mehr um wieder zu beglücken.

2.

Was ich begehre, was ich wähle,
Bist immerdar nur Du;
Das höchste Kleinod meiner Seele —
Was wär' es sonst als Du?
Die Zeit beglänzt vom Sonnenscheine,
Wer schuf sie mir — als Du?
Und jetzt — die Thräne, die ich weine,
Wer trocknet sie — als Du?
Wer zog mich aus der Selbstsucht Grauen?
Geliebte — wer als Du?
Wer lehrte wieder, mich vertrauen?
Du lehrtest mich's — ja Du!

Sey du das holde Echo meiner Lieder:
Du, und nur immer Du, —
Mein letzter Klang des Lebens hall' es wieder:
Du, und nur Du!

Als du mich liebteſt, liebt' ich auch die Welt;
All' meine Tage ſchienen mir Ein Tag;
Du liebſt mich nicht — die Luſt iſt mir vergällt:
Weil all' mein Glück in deiner Liebe lag.

Als du mich liebteſt, floß ein Luſtgeſang
Von meiner Dichterlippe jeden Tag;
Du liebſt mich nicht — verſtummt iſt jeder Klang:
Weil meine Kunſt in deiner Liebe lag.

Als du mich liebteſt, o wie fühlt' ich ſchwer
Den Kummer der Bedrängten Tag für Tag!
Du liebſt mich nicht — ich fühl' ihn auch nicht mehr:
Weil mein Gefühl in deiner Liebe lag.

Englisch.

1.

Komm Tod, du schmerzlich-lieber,
Dem müden Freund zu gut,
Führ' ihn gelind hinüber,
Wo sein Liebe ruht!

Dort hüllen ewige Schatten,
Ottilie! uns ein:
Auf blumenlosen Matten
Träum' ich, auf ewig Dein.

2.

Seelenfriede! liebster Gast, komm' wieder,
Senke du dein heilendes Gefieder
Einmal noch auf diese wunde Brust;
Welttand war ja niemals meine Lust, —
Nicht verlangte mich's nach eitlen Freuden, —
Ihretwegen brauchst du nicht zu scheiden!

Dir hab' ich gepflanzt, um dich gerungen: —
Was mein Herz einst liebewarm umschlungen,
Dir hab' ich's geopfert, fromm vertrauend:
Und nun soll ich, nur im Fliehn dich schauend,
Deinen Ruf nur hören ferneher:
Lebewohl! wir sehn uns nimmermehr! — ? —

Perſiſch.

Aus dem Pend-nameh des Scheich Ferid-eddin Attar.

Fünf Dinge kürzen unſres Daſeyns Lauf;
Schreib' ſie auf des Gedenkens Täflein auf:

Eins iſt: zu darben als ein alter Mann;
Dann: lange Krankheit, lange Wandrung dann;

Viertens: der ſtäte Hinblick auf das Grab —
Er zieht dich leiſe vor der Zeit hinab;

Wird dir vor deinen Feinden jemals bang',
So hemmſt du deines Wirkens feſten Gang;

Gott ſollſt du fürchten, eitle Gegner nicht:
Glaub': der iſt ſicher, den der Herr verſicht.

Der Gärtner und die Nachtigall.

(Anthol. pers.)

Man erzählt, ein Landmann sey im Besitz eines Gartens gewesen, der an Anmuth Irems Garten übertraf. Der Hauch des Frühlings würzte seine Luft, deren Arom das Gehirn durchdrang und die Seele erfrischte.

Garten, gleich dem Garten deiner Jugend;
Garten, von Gewässern kühl erfrischt;
Wo dich Bülbül lockt zu heitrer Tugend,
Wo der Zephyr Müschk und Ambra mischt.

In einem Winkel dieses Edens war ein Rosenstrauch, grüner als die Staude der Glückseligkeit, höher als ein Zweig vom Baum der Fröhlichkeit. Jeden Morgen entblühte diesem Strauch eine holdgefärbte Rose; den Wangen ähnlich, die das Herz betrügen, anmuthig an Form und Antlitz, den Jasmin überduftend. Der Gärtner, von Liebe zu dieser schönsten Rose hingerissen sprach:

Weiß ich doch nicht, was die holde Rose
Vorhin sagte, die erbarmungslose;
Denn die kaum verstummten Nachtigallen
Lassen wieder ihre Klagen schallen.

Einst, da der Gärtner, nach seiner Gewohnheit, die Rose zu betrachten kam, sah er eine klagende Nachtigall

wie sie auf die Rose geflattert, ihr mit scharfem Schnabel das dichte, golddurchwobne Kleid zerriß.

Als Bülbül die Rose sah,
Ward Bülbül betrunken;
Alles Urtheils Faden ist
Ihrer Hand entsunken.

Da der Gärtner die Blume so zerrissen sah, zerriß er mit des Schmerzes Hand das Kleid der Geduld, und heftete den Lappen seiner Seele auf des Kummers Dorn, der seinen Busen wund stach. Des andern Morgens sah er das Nämliche; und die Flamme der Trennung von der Rose

fügte Brandmal stets zum Brandmal; —

am dritten Tag ward durch den Schnabel der Nachtigall

die Rose ganz enthlättert
Und nur die Dornen blieben.

Da sann das Gemüth des Gärtners Rache gegen die Nachtigall. Er lockte sie durch einen Köder in eine trügliche Schlinge, und schloß sie in die Haft des Kerkers. Da trauerte sie und redete wie der Papagei: „Warum, o Freund, hältst du mich gefangen? warum beschlossest du mein Leiden? wenn es geschah, um meinen Sang zu hören, — so ist ja mein Nest in deinem Garten; und des Morgens inmitten deiner Rosen die Wohnung meiner Lust. Hast du aber was anders im Sinne, so sprich — ich bitte dich — was willst du?“ Da sprach der Gärtner: „Wie? weißt du denn nicht, wie so ganz du mein Glück zerstört, — durch den Raub meiner geliebtesten Rose vernichtet hast?

Wohl iſt's billig, nach dem Recht der Vergeltung, daß du, fern von deiner Wohnung, fern von aller Ruhe und Luſt, in deines Kerkers Ecke ſchmachteſt, während ich, der ich den Schmerz der Trennung erfuhr, und die Qual des Verluſtes litt, in der Kammer der Wehmuth klage!"

„Klage Bülbül, wünſcheſt du gleich mir, dem Freund vereint zu ſeyn!
Wiſſ': es iſt Verliebter Schickſal, weinen und beweint zu ſeyn."

„Laß das!" ſagte Bülbül — „und bedenke: wenn ich, weil ich eine Roſe nur zerblätterte, meine Freiheit einbüßte, was harret dein, wenn du in mir eine Seele zerreißeſt?"

„Der die Flammen ſchied von Fluthen,
Scheidet Böſes auch vom Guten;
Gut wird Guter Loos ſich löſen,
Und das Böſe ſtraft den Böſen."

Das bewegte den Gärtner und er entließ die Nachtigall. Dieſe, wie ſie ſich befreit ſah, ſprach: „Da du mir wohlgethan, kann ich anders als Gutes mit Gutem lohnen? Wiſſe denn, daß unter der Palme, bei der du ſtehſt, ein mit Gold erfülltes Gefäß vergraben iſt. Nimm es und verwende es nach Bedarf!"

Der Mann wühlte den Ort auf, fand die Verheißung wahr, und: „O Nachtigall — ſprach er — wie kam es nur, daß du das im Schoß der Erde verhüllte Gold erblickteſt und doch die Schlinge über der Erde nicht?" Sie aber erwiederte:

„Weißt du nicht:

Wenn das Geschick sich aufmacht, geht die Weisheit;

und:

Was, gegen Schicksalswege, frommt die Weisheit?

Denn, wo durch göttliches Loos einmal etwas geordnet ist, da sinkt ein Schleier über das Auge der Klugheit, und weder Rath noch Urtheil helfen da heraus."

Aus Hafis.

„Deine Lieder, o Hafis!
Sind einſt in dem Paradieſe
Auf den Blättern des Jasmins
Und des Roſenſtrauchs geweſen."

Es flieht uns die Gelegenheit
Wie Vögel in den Wald vorüber:
Greif ſchnell, was ſchnell die Flücht'ge beut, —
Das Leben iſt ſo bald vorüber!

Freudenvogels Flügelſchlagen hör' ich;
Flötenklang der Liebesklagen hör' ich;
Bringt der Oſt nicht Duft von deinen Lippen?
Wunderſame Lebensſagen hör' ich.

Die Laſt der Liebe war zu groß,
Der Himmel konnte ſie nicht heben,
Und hat deßhalb dieß Loos
Mir Thörichtem gegeben.

In Lockenhyacinthen war dieſer Sinn verſtrickt,
In's weiche Netz verflochten ſchien ich mir ſelbſt entrückt.
„Hafis!" ſprach ſie — vom Haare zum Mund herabgebückt!
Nicht des Genuſſes Länge, die Süßigkeit beglückt!"

Auf! laſſet uns Weine von jeder Art bringen:
Der älteſte wird uns am beſten verjüngen;
Und bin ich erſt Trunkener Trunknen geſellt,
Enthüll' ich euch frei das Geheimniß der Welt.

Nachts, früh und Abends Wolken, nur Mittags etwas Sonne;
Ach! alle Luſt des Lebens wiegt ſeine Qual nicht auf.
Und ſiebentauſend Jahre voll taumelhafter Wonne
Für ſieben Tage Kummer, ſind ein zu theurer Kauf.

Was gebar mein trübes Leben? Gram und Schmerz.
Was hat Liebe mir gegeben? Gram und Schmerz.
Wer hat in der Nacht des Kampfes, wer im Sturm
Als Genoſſe mich umgeben? Gram und Schmerz!

Sieh! der Strom der Zeit ſchwemmt hin die Trümmer des Lebens;
Und den Fittig ſchüttelt ſinnend der Phönix des Lebens;
Ruhig, Hafis! ſieh zu, wie der mürriſche Träger des Lebens
Langſam zum Haus hinaus trägt das ſchwere Gepäck deines Lebens.

Sänger laß die Laute tönen!
Lautenſchall wird mich verſöhnen,
Ruhe kommt vielleicht dem Herzen,
Ruhe bei dem Klang der Schmerzen.

Oſt- und Weſthauch! ihr verſteht mich, und ſeyd lind;
Selig bin ich, ich vertraue nur dem Wind.

Wandelbar iſt das Lächeln der Roſe:
Das iſt's warum die Nachtigall klagt;
Ließ man den Menſchen die Wahl der Looſe?
Sieh nur die zitternde Thräne! ſie fragt.

Der du weineſt, höre dieß:
In des Rohres tiefſtem Herzen
Steckt der Zucker; Druck und Schmerzen
Quälen ſeine Kraft heraus,
Bilden ſie durch Trennung aus —
Und ſo wird er rein und ſüß.

Mir ward, gleich einem Papagei, ein Spiegel vorgehalten:
Das Wort des Ewigen vernahm mein Ohr, und meine Lippen lallten.

Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's

sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Zweiter Band.

Wien 1851.

Verlag von Carl Gerold.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Gedichte.

Zweiter Band.

(Den Nachlaß enthaltend.)

Inhalt.

Seite

I.

Den Gleichgesinnten 3
Die Sänger 5
Sangesmuth 6
Lösung 7
Im Gebirge 8
Heimatlich. 1823. 9
Am Fuße des Schneeberges. 1842. 10
Einem jungen Dichter 12
An G. 1824 13
Dichten 14
Arabesken (7). 15
Kophthisch. 19
Liebe 20
Abschied. 1830 21
An Hafis 22
Ein Spaziergang 24
Kronos. 27
Scheideworte 28
Nächtlich 29
Himmelsblicke. 30
Abendlied 31
Fenrir's Sang 32
Nachklang 33
Im Freien 36

	Seite
Traumluſt	38
Abendlich	40
Das alte Lied	41
Liedes-Friede	42
Dem Zerfallenen. An M. 1834	43
Nachruf. An M. 1837	44
Tugenden	45
Parodiſch. (B—d.)	46
Bild	47
See und Land	49
Dem Scheidenden	51
Natur. Die Trauernde	53
Die Heitere	54
Der Thätige	55
Dem Jäger	56
Lebensbild	58
Vom Strome	59
Der Entfernten. (An Helene)	60
Der Einſame	61
Spruch (zum Jahresanfang 1843)	63
Frühling	64
Abendbild	66
Im Winter	67
Poeſie	69
Lebens-Genius	70
Sylveſter 1841	71
Zu einem Kupferſtiche von Rahl	73
Zu einem andern (Zigeunerin)	74
Lebens-Dämon	75
Geſang der Wächter am Tempel	76
Weihopfer. Den Unbekannten	77
Geſicht. 15. März 1848	79
An Helene	82

Seite

Helenen zum Geburtstage, mit einem Kupferstiche nach G. Reni: der Glaube. 1833 84
Mit Goethe's Gedichten. An Sie. 86
An dieselbe. Mit Fr. Schlegel's Gedichten . . . —
Mit dem zweiten Bande desselben Buches —
Fragment. 1. 2 87

II.

Der Tempelbau 93
Memnon 97
Königs Geschick 100
Fatme. Romanzen. (3.) 104
Der Klausner 109
Bildungsstufen. (Philostr. sen. vit. Apoll. IV.) . . 111
Bellerophon 112

III.

Den Manen des Dichters. (M.) 121
Requiescat 123
An Grillparzer 124
Ein Wort Grillparzer's 127
Neküja. 5. Februar 1836 129
Procul este profani! 130
An P. 132
Demselben. 133
Abschiedsgruß an Oberösterreich. 1843 134
Einem Freunde 137
Musengaben. (Aus einem Gelegenheitsgedichte 1839) . 138
Eros und Charitas 143
Toaste. 1. Für Grillparzer. 1844 144
2. Für Oehlenschläger. 1844 146
3. Für Cornelius. 1844 147
4. Zum Mozartfeste. 5. Dezember 1841 . . 149
Albumblätter u. dgl. 151
Zahme Xenien. (An R. S. aus dem Jahre 1825). . 172

Seite

Maccaronisch 174
Tafelspruch. (Concordia.) 176

IV. Resultate.

Aus dem Osten 200
Goethe's Gegner 208
Ovid: remedia amoris 219
Lehrbrief 220

V. Bruchstücke aus dem mythischen Gedichte: Der entfesselte Prometheus 221

I.

Was lebt, sei's noch so eng bezirkt,
Muß seinen Lauf erfüllen:
So haben denn auch wir gewirkt,
Und wirken fort — im Stillen.

Den Gleichgesinnten.

„Mag noch ein Lied in dieser Zeit ertönen,
Die übertreibt all, was sie denkt und spricht?“*)
Das frägt der Sänger, der dem Echten, Schönen
Nur singt, — und welcher Gute frägt es nicht?
Er sieht die Welt bethört den Unsinn krönen
Mit Kränzen, welche Arglist lächelnd flicht;
Sieht Knaben spottend zu Gerichte sitzen —
Der Pöbel gafft, und jubelt schalen Witzen.

Und selbst die Bessern, Reinern, die so gerne
Verehren möchten, lieben und versteh'n —
Sie blicken zweifelnd auf die tausend Sterne,
Die blendend bunt sich durcheinander dreh'n;
Die Thorheit hat, daß man ihr trauen lerne,
Der Weisheit ihre Mienen abgeseh'n,
Spricht ihre Sprache, fügt den Trug zur Irrung
Und knüpft so unauflöslich die Verwirrung.

Doch nein! laßt Euch dies trübe Wort nicht leiten,
Ihr, denen Lust und Kraft die Adern schwellt:
Glaubt, unsre Zeit, sie ist wie alle Zeiten;
Wann herrschte je das Echte in der Welt?

*) Worte Grillparzer's.

Der Glaube nur kann ſchaffen und bereiten —
Nur was man für verloren gibt, das fällt. —
Täuſcht Euch und hofft! ſo wird das Lied gelingen —
Mag es nun wiederhallen — mag's verklingen!

Die Sänger.

Wir Alle, deren Glauben, Schmerz und Lieben,
Zum Lied verhaucht, die öde Welt durchhallt, —
Wir dienen, von des Schaffens Drang getrieben,
Dem Willen einer heiligen Gewalt:
Entwicklungen, die wir doch nie begreifen,
Muß unſ'rer Töne leiſes Wirken reifen.

Denn in des Sängers ſchwermuthvoller Klage
Erkennt ihr eigen Schickſal jede Bruſt;
Der Menſchheit ungelöſte Schmerzensfrage
Wird ihrer Größe, ſchaudernd, ſich bewußt;
Bewußtſein aber reift die heil'gen Saaten:
Denn ihm entfließen Lebensquellen: Thaten!

Bangesmuth.

Die rauhen Winde sind gezügelt
Die Landschaft leuchtet grün zurück, —
Und meine Seele wird beflügelt
Zu neuer Hoffnung, neuem Glück.

Was wär' ich ohne deine Gabe
Geliebte Muse! denk' ich's wohl?
Wie flößen ohne ihre Labe
Die Tage einsam, kummervoll!

Nun such' ich lang vermied'ne Plätze,
Und werfe kühn, mit Jugendmuth,
Als müßt's gelingen, meine Netze
Nach neuen Schätzen in die Fluth!

Lösung.

Es tobt ein unbegriffen Sehnen
In einer jeden Menschenbrust:
Jetzt macht sich's Raum in bittern Thränen,
Jetzt braust es hin in kühner Lust;

Hier schmiegt sich's an das Herz der Liebe,
Dort folgt's dem Lorbeer in die Schlacht,
Bald stürzt sich's wild ins Weltgetriebe,
Bald sucht es Einsamkeit und Nacht.

Es will des Lebens Räthsel lösen, —
Es strebt ins klare Element,
Wo sich das Gute von dem Bösen,
Vom Irrthum sich die Wahrheit trennt.

Doch auf der engen, trüben Erde
Frägt es umsonst von Ort zu Ort,
Ruft es umsonst sein zürnend: Werde! —
Der träge Ball rollt schweigsam fort.

Allein wozu die Welt verwandeln?
Verwandle Dich — ihr laß den Lauf!
Löst nicht im Lieben und im Handeln
Sich jedes Menschenräthsel auf?

Im Gebirge.

Vom See her weht es frischer,
Und singend knüpft der Fischer
Die braune Barke los;
Er fährt auf glatten Wegen, —
Es ruht des Guten Segen
In dunkler Wellen Schooß.

Von wannen hofft du deinen?
Es rauscht in tiefen Hainen
Der Sturm, wie zürnend, hin;
Entfärbte Blätter fallen,
Gebrochne Aeste hallen, —
Und trübe wird dein Sinn.

Da glitzert hinter Bäumen
Die Sonne — malt mit Säumen
Die Berge abendwärts, —
Und bei der Wellen Schäumen
Nährt sie mit neuen Träumen
Das oft betrog'ne Herz.

Heimatlich. 1823.

Aus den hellen Donauwellen
Lächelt mir ein treues Bild:
Kommt Ihr hergezogen, Wogen, —
Tief und klar und mild?

Bringt Ihr wieder, was die Lieder
Singen von der alten Zeit?
Oder sucht Ihr neue Treue,
Und das Einst im Heut?

Alte Schlösser ins Gewässer
Blicken, nicken bieder d'rein.
Was einst war bei gutem Muthe,
Warum soll's nicht sein?

Ja noch immer leuchten Schimmer
Alten Sinnes, alter Kraft;
Alles haben, — freut Euch, Gute! —
Stürme nicht entrafft.

Frohe Lieder schallen wieder
Wie in alter Zeit.
Auf den hellen Donauwellen
Kühn wie einst, auch heut!

Am Fuße des Schneeberges. 1842.

Seid gegrüßt, ihr grauen Freunde,
Die ich allzulang vermißt, —
Wolkenfrohe Felsgemeinde,
Sei mir wiederum gegrüßt!

Du auch alter, faltenvoller,
Mit dem ſchneebedeckten Haupt —
Haben dir die Allumroller
Deine Einſamkeit geraubt?

Seit wir uns zuletzt geſehen,
Gibt es eine andre Welt;
Schienen klirren, Zeichen wehen
Und des Führers Pfeife gellt.

Irrt es dich, das tolle Raſſeln?
Das Gewühl um dich herum?
Räder donnern, Funken praſſeln —
Alter Freund — und du bleibſt ſtumm?

Schau'ſt aus tiefem, blauem Himmel
Auf die Wiege wie auf's Grab,
Auf das treibende Gewimmel
Ernſt und mild, wie ſonſt, herab.

Haß wohl Recht! und laß sie treiben, —
Fühl' ich mich doch mit in dir!
Unsre Welt, sie kann nicht bleiben, —
Nun wohlan! so bleiben wir.

Bleiben, — nicht mit Trotzverachtung
Die das Streben frech verhöhnt —
Nein, mit lächelnder Betrachtung,
Die das Heut und Einst versöhnt.

Weiß der Keim im Erdenschooße,
Weiß er, was ihm selbst entblüht,
Der im Kleinen nicht das Große,
Nicht das All in Einem sieht?

Duldet denn, ihr ew'gen Berge,
Von des Himmels Thau besprüht —
Duldet das Geschlecht der Zwerge,
Das Euch um die Ferſen wühlt!

So im Wechseln, im Vergehen,
Bleibe Euer Bild uns Hort:
Stark und schweigend festzustehen —
Halten wir uns treu das Wort!

Einem jungen Dichter.

Dein Saitenspiel, mit Schmerz-Akkord,
Wehmuth und Selbstverkennen klingt es!
Freund! lähmend wirkt der Einsicht Wort —
Doch fühle: Musenhauch beschwingt es!

Zähl' dich, so lang du's ehrlich meinst,
Nur immer zu der Besten Orden;
So lang du dir im Werden scheinst,
Erscheinst du Andern als geworden.

Schau' immerhin, voll Ernst zum Ziele, —
Doch manchmal auch, zum Trost, zurück:
Ich weiß, mit manchem Frohgefühle
Lohnt dich der überraschte Blick.

Bedenke nur dein erstes Keimen, —
Was du seitdem aus dir gestaltet!
Der hat die Kraft, der damit schaltet —
Und wer darf von Vollendung träumen?

An G. 1824.

Gedenkſt du noch des Augenblick's,
Da, voll Empfindung unſ'res Glücks,
Wir ſtanden Arm in Arm?
Rings um uns duftete der Wald —
Bald lächelnd, naſſen Auges bald,
Ward uns das Herz ſo warm.

Wir ſah'n an unſ'rer Berge Grün
Die Donau ſtill vorüberziehn,
Die Luft war blau und rein.
Ich reichte herzlich dir die Hand:
„Wie ſchön iſt unſer Vaterland!
Hier darf man glücklich ſein."

Da ſenkteſt du den ernſten Blick,
Und ſagteſt: „Freund was nennſt du Glück?"
Der Forſt erbrauſte fern.
Wir aber ſchritten ſchweigend hin —
Und ſah'n ihn mild am Himmel glüh'n:
Den lieben Abendſtern.

Dichten.

Glaub' nicht, daß du durch eitel Sinnen
Ein echtes Dichterwerk erschafft;
Nicht wird's, in Eins verschmolzen, rinnen,
Was du mit Noth zusammenrafft.

Was Emsigkeit sich dumpf erklügelt,
Mit nichten schreibst du d'rauf: Gedicht;
Was toll sich selber überflügelt,
Gönnt dem den edlen Titel nicht!

Wenn du den Gott im Busen fühlst,
Die Flamme durch Besinnung kühlst —
Gib Acht, wie da sich Worte finden,
Sich, wie von selbst, zum Ganzen ründen,
Gefühle, Bilder, sich verbinden,
Den Hörer, so wie dich, entzünden!

Da fühlst du dich mit kräftigem Behagen
Vom froh beherrschten Element getragen —
Das Schöne, Wahre, fällt dir bei:
Bewältigt bist du, und bist frei.

* * *

Denn verschieden sind die Zeiten —
Merke wohl, was sie bedeuten!
Fühlst du, daß sich's Innen schlichte,
Heiß' die Freunde geh'n und dichte!

Arabesken.

1.

Laune herrscht im Reich der Muse:
Welt und Leben sind ihr Tand, —
Selbst das Schreckbild der Meduse
Wird zum Spiel in ihrer Hand.

Das Erhab'ne, das Groteske,
Die Geburt der Nacht, des Lichts,
Bildet sie zur Arabeske —
Löst sie in ein heit'res Nichts.

2.

Thurmes-Erker, Fahnenhalter,
Edelfräulein, Reiterschaar,
Kurz, das ganze Mittelalter
Stellt sich dir als Wunder dar.

Riefst es gar zu gern zurücke, —
Aber, was hinüberführt,
Ist nur eine Nebelbrücke,
Wie man leider! bald verspürt.

3

Glaubt mir, der versteht das Leben,
Der sich ins Asyl vergräbt,
Nur der innern Welt ergeben,
Den verschwieg'nen Büchern lebt.

Wie die Zeiten flieh'n und schwanken, —
Stets beruht des Menschen Wohl
Nur auf eigenen Gedanken
Und dem selbst-gepflanzten Kohl.

4

Freundlich Bild des stillen Friedens:
Wenn die Dämmerung sich neigt,
Die Genossin des Ermüdens,
Wenn des Tages Brausen schweigt,

Und die leise Hand des Schlummers
Auf dem trauten Kreise liegt,
Der sich, ledig jedes Kummers,
In beschied'nen Träumen wiegt!

5.

Blättersäuseln, Wellenschäume
Blütenduft, Orangenhain,
Saitenklänge, Liebesträume,
Abendgold und Wiederschein: —

Volle Herzen, wonneglühend,
Herrlicher Gefühle Tausch, —
Nektar, Flammenperlen sprühend, —
Wunderschöner Jugendrausch!

6

Satyr! Satyr! vor zwei Dingen
Sollst du mir gewarnet sein,
Die ein süß Verderben bringen:
Vor den Nymphen, vor dem Wein.

Von dem holden Gifte schenket
Dir die Schlaue emsig ein, —
Wenn dein Haupt sich taumelnd senket
Und du schwankst, — dann lacht sie dein!

Glücklich, wer im Drang des Strebens,
Von des Schönen Strahl beglänzt,
Den uralten Bruch des Lebens
Durch die heil'ge Kunst ergänzt:

Wer den Geist der Arabesken
Und das reine Wort versteht,
Das aus Herkulanum's Fresken
Frisch und groß herüberweht!

Sophthisch.

Sei liebevoll-thätig und tugendhaft-klug,
So bist du dir selbst und den Brüdern genug;
Man schaffet in ur-vorgezeichneten Kreisen,
Bewußtlos die Thoren, halb-wissend die Weisen:
Den Kopf wie das Herz und die Hände dazu,
Erschafft man sich Freiheit, am Ende sich Ruh';
Und bist du nur redlich beim Wahren geblieben,
Entschlossen im Handeln, beständig im Lieben,
Im Denken stets klar, im Empfinden gesund,
Mit Schlechten im Kampf, mit den Guten im Bund, —
So lebst du in jedem Moment — unbeirrt
Von jenem, der war, und von jenem, der wird.

Liebe.

Von tiefer Schwermuth war der Geist umfangen,
Ihn rührte nicht der Sterne gold'ne Pracht;
Das Herz, es schwieg, mich lockte kein Verlangen;
Die Sonne kam und schied, mir blieb es Nacht;
Ich sah der Menschen Sehnen, Ringen, Bangen
Verschlungen von des Augenblickes Macht.
Was war der Preis mühvoll durchstrebter Jahre?
Ein wenig Staub, und eine Todtenbahre.

Da quoll aus tiefster Brust ein neues Werde,
Dem dumpfen Ich erschloß sich mild ein Du —
Erleichtert schien der Pilgerschaft Beschwerde,
Die Freude fand sich wieder, — selbst die Ruh':
Es bleibt der Mensch ein Fremdling auf der Erde,
Schwillt nicht das Herz dem Herzen gläubig zu —
Nur wer das Ich dem Ganzen hingegeben,
Wird mit dem Ganzen, ewig wirkend, leben.

Abschied. 1830.

So leb' auch du wohl, liebster Wand'rer!
Den dunklen Loosen rüstig zu!
Du warst mir theuer wie kein And'rer —
Sie gingen Alle — geh' auch du! . . . .

Und wie du fort bist, scheint die Ferne
Nicht Ferne mehr, — nein, Heimat mir:
Dein Auge sieht dieselben Sterne,
Derselbe Himmel lächelt dir.

Und was noch über Stern und Himmel,
Weit über Stern und Himmel geht,
Das ist's: daß, mitten durch's Gewimmel
Des Stoff's, der Geist den Geist versteht.

Am Lebensfels ist eine Stelle,
Da quillt der Born der Kraft heraus;
Wen sie getränkt, die heil'ge Welle,
Er schreitet kühn durch Nacht und Graus.

Wir reichten dürstend uns die Schale —
Erkenntniß hieß der herbe Trank:
Ein unvermeidlich Ringen zahle
Der Quelle Göttern unsern Dank!

An Hafis.

Laßt Narr'n und Frömmler ſtreiten
Um Höll' und Paradies!
Wir ſelig Eingeweihten
Verehren dich Hafis!

Dich, wahrhaften Propheten
Der einzigen Magie;
Die Andern ſind Poeten,
Du ſelbſt biſt Poeſie.

Sie können nicht verſtehen,
Was uns an dir entzückt:
Wer ſpürt des Glückes Wehen,
War er nicht einſt beglückt?

Es haucht aus deinen Blättern
Herab auf unſ're Bahn,
Weht uns aus gold'nen Lettern
Wie ew'ge Jugend an.

Wer wagt's dich trüb zu ſchelten,
Du Chiſ'r am Quell des Lichts?
Du zauberſt Welt um Welten,
Und zauberſt ſie — aus Nichts.

Du ſingſt — und namenloſe
Gebild' umzieh'n das Herz,
Ein himmliſches Gekoſe
Entrückt uns edenwärts.

Du ſingſt — Begeiſterungen
Verſchlingen Raum und Zeit:
Und haſt du ausgeſungen,
Bleibt nur — die Seligkeit.

Das Leben, es belehr' uns!
Weh' dem, der Wahrheit heiſcht!
Dreimal geſegnet, wer uns,
Wie du, ſo ſchön getäuſcht!

Den wird kein Wahn bethören,
Kein Dämon ficht ihn an,
Wer dich, Haſis, noch hören,
Wer dich empfinden kann.

Der du uns Qual und Beben
In Himmelsluſt verklärſt:
So lang währt uns das Leben,
So lange du uns währſt!

Ein Spaziergang.

Ich wandle heiter auf dem Hügelrücken,
Und seh' im Thale Häuser, Menschen, Thiere,
Verkleinert, doch in scharf umriss'nen Zügen —
Ein lieblich hingeworf'nes Landschaftsbild.
Auf gegenüber hingelehnten Flächen,
Terrassenweis von Höh' zu Höhe leitend,
Stellt die Natur, die Kunst ihr Schönstes aus;
Das Auge überschaut die üpp'ge Fülle,
Verliert sich d'rin, und kann sich dennoch fassen.
Beleuchtung zaubert Wechsel über sie,
Da Wald und Wiese, Feld und Gartenschmuck,
Von flücht'ger Wolken Schatten jetzt bedeckt,
Jetzt hell, im Strahl des Morgenlichtes glüh'n.
Wohin er bricht, der Strahl, aus dunklen Massen,
Schließt lächelnd eine neue Welt sich auf.
Und höher, immer höher steigt mein Pfad;
Was erst ein Bild war, wird nun Landes-Karte;
Dorf reiht an Dorf sich, ferner Städte Thürme
Glitzern herüber, und des Thales Bach
Mischt sich dem Strome bei, der dort — und dort —
Wo er sich krümmt, noch hell herüberglänzt,
Indeß um mich her Stille herrscht und Ernst.

So winde sich das Leben freundlich hin,
Und ende still in holder Einsamkeit!
So blicke man aus ernster Höhe ruhig

Ins weite Land hinaus, das Rabe ſchauend,
Das Ferne ahnend, menſchlich eingegrenzt, —
Nicht eingeſchloſſen; froh der Gegenwart, —
Nicht ohne Zukunft!
Doch der Weg verliert ſich.
Die Bäche rauſchen ſtärker, lauter brauſt
Der Wind in ſchwarzer Tannen hohen Kronen,
Erquickend duftet's aus des Urwalds Friſche, —
Verirrter Kühe Glocken ſchallen noch,
Mit einer Mühle Räderſchlag vermiſcht,
Hörbar herauf — und immer ſtiller wird's.
Bis nur das ſcheue Echo noch allein
Des Wand'rers ſchwere Tritte wiederhallt,
Von Felſenwänden, deren graue Häupter
Jetzt ſich verbergend, jetzt herausgeſtreckt,
Wie Geiſter ſtumm auf ihn herniederblicken.

Nun faſſe dich! du biſt mit dir allein —
Allein mit ihr — der ewigen Natur.
Nun ſammle, was in dir iſt, an Organen,
Verwandle dich in eine eing'ge Frage!
Nun neigt ſie ſich zu dir, die Ewige, —
Sie möchte gern den Augenblick benützen,
Da dich nichts Fremdes, Eitles, Kleines ſtört.
Hörſt du, was ſie dir ſagt? was jene Gipfel
Dir ernſten Blicks in deine Seele ſchauen?
„Sie ſchweigen" — Schweigen! ja das iſt ihr Wort;
„Sie laſſen mich allein" — allein mit dir.

Verſtehſt du dieſe Antwort? lern' ſie faſſen —
Geh tief in dich hinein, — was du da findeſt,
Das einzig iſt's, was ſie dir ſagen wollte.
Haſt du's gefunden, ſo bewahr' es treu,
Laß es dir nicht im Thale drunten ſchwinden, —
Verliere dich nicht mehr!
Die Schatten wachſen,
Zurück in's Thal, vergiß die Alpe nicht:
So iſt die Welt, wie du ſie oben ſahſt.

Kronos.

Es verwandeln sich die Zeiten,
Es verschlingen sich die Räume,
Wechselnde Geschlechter gleiten
Mir vorüber — und ich träume;

Sitze da in meiner Höhle
Undurchdrungener Umnachtung,
Letze mir die greise Seele
Mit dem Balsam der Betrachtung.

Haben uns hinausgetrieben
Aus dem Himmel, den sie bauen, —
Unsre Welt ist uns geblieben,
Und so laßt uns die beschauen.

Da bereiten wir im Stillen
Neue Zeiten, neue Welten.
Unser Wort wird sich erfüllen,
Und wir werden wieder gelten.

Bis die heil'gen Saaten schwanken,
Müssen wir verborgen leben,
Nur von göttlichen Gedanken
Und Geheimnissen umgeben.

Scheideworte.

Scheiden gilt es! Scheiden ist das Leben. —
Abschied-nehmen oder Abschied-geben;
Misst man's ja doch nach der Flucht der Stunden. —
Sagen wir: „dies ist!" so ist's entschwunden.

Du, o Hoffnung, willst die Schmerzen lindern?
Kannst du denn dein eig'nes Scheiden hindern?
Das Gewesene mit Nacht bedecken?
Und das Glück aus seinem Grabe wecken?

Und so laßt mich denn zum Stabe greifen,
Im Verwelken fragen um das Reifen!
Gibt mir Nichts und Niemand das Geleite?
Nur die Wehmuth wandelt mir zur Seite.

Von des Waldes kleinen Virtuosen,
Von den leichtbeschwingten, heimatlosen,
Lernte sie, dem Freund, dem stummen, düstern,
In Gesängen Frieden zuzuflüstern.

Nächtlich.

Der Mond umfluthet und umflicht
Mit zauberiſchem Silberlicht
Das ſtille Thal, und flüſtert Ruh'
Dem oft getäuſchten Herzen zu.

Ihr gold'nen Sterne! ſeid ihr wahr?
Ihr leuchtet wohl ſo tröſtlich klar,
Und wirkt aus Strahlenglanz und webt,
Was über Raum und Gruft erhebt.

Doch Nacht umflort des Menſchen Geiſt:
Was aus den Pfaden, wo ihr kreiſt,
Als Ahnung ihm herüberwebt, —
Wer ſagt ihm, ob er's recht verſteht?

Himmelsblicke.

Wölbt euch grüne Blätterkronen,
Dämmert lispelnd über mir!
Um des Menschen Aug' zu schonen,
Wehrt den Glanz des Lichtes ihr.

Das, vervielfacht, oft gewendet,
Und von Zweigen hold gedämpft,
Hier den Strahl dir gerne spendet,
Den dein Ringen nie erkämpft.

Aufwärts, aufwärts, liebes Auge,
Wende deine Sehnsucht sich —
Und aus tausend Blicken sauge
Diese Seligkeit in dich!

Abendlied.

Des Lebens Morgenröthe,
Wie golden ging sie auf!
Der Hoffnung holde Flöte
Beflügelte den Lauf.
Aber ach! so manche Sterne
Sah'n wir allgemach verglüh'n, —
Und sie schwanden in die Ferne,
Still — unwiederbringlich hin.

Der holde Stern der Liebe,
Der Eine nur, — er stand;
O daß er bliebe! bliebe!
Wir riefen's — und er schwand.
Schmerz und Sehnsucht sind vergebens,
Nimmer kehrt er mir zurück,
Jener Silberblick des Lebens —
Und doch preis' ich mein Geschick.

Dies Herz, das einst gescheitert
Durch Einer Woge Schwall,
Faßt nun, vom Schmerz erweitert,
Das unermeß'ne All:
Mich begrüßen neue Sterne,
Und die traute Abendruh'
Flüstert mir aus blauer Ferne
Ihren stillen Segen zu.

Fenril's Sang.

Dumpf rauſcht das Schiff den Strom entlang;
Es bebt, das erſt ſo ſtill gerubt,
Des Mondes Bild auf dunkler Fluth,
Und höret flichend Fenrit's Sang:

Wir fragen, fragen dich Geſchick,
Euch, blaſſe Sterne! was iſt Glück?
Vom Grabe tönt die Antwort her:
„Ich ſuchte auch, und fand es ſchwer:

Ein Leben, raſtlos durchgeliebt,
Das, wie der Sonne Scheideblick
Beim Grau'n der Allverſchling'rin Nacht,
Noch Strahlen höh'ren Daſeins gibt.

So knüpft ſich's an die Ewigkeit.
Am übermooſten Hügel wirkt
Der Genius, der d'rüber wacht.
Der Nebel, der ihn halb verbirgt,

Der um des Edlen Aſche webt,
Iſt Weihrauch, den, vom Geiſt belebt,
Die trauernde Natur ihm ſtreut.“ —
Und Fenrit ſinnt — ſein Lied verſchwebt.

Nachklang.

Zeit der Jugend! Zeit des Strebens!
Alſo war dein Drang vergebens?

Strahlend ſchien auf ſtillen See'n
Mir der Stern des Himmels nah';
Endlich! rief ich — biſt du da?
Rief's; und bei der Weſte Weh'n
Sah ich meine Wogen zieh'n.
Und des Sternes Bild vergeh'n:
Wie der Täuſchung bunte Flimmer,
Aufgelöſt in eitle Schimmer
Schwankt der Strahl des Aethers hin!

Fliehend greift die Zeit in unſ're Werke:
Rühme nicht der Menſch ſich ſeiner Stärke,
Wähn' er Dauer ſeinen Antheil nicht!
Daß der Ball der Zeit ſich vorwärts wälze,
Seiner Hand Gebilde mit verſchmelze —
Darf er zürnen? — Bilden war ja Pflicht!

Einmal nur in dieſes Lebens Eile
Oeffnet uns das Schickſal ſeine Bahn:
Zu beginnen — was nicht mit uns weile!
Einem höhern Zwecke unterthan,

Rauscht die That in's Fluthenmeer der Geister.
Sind die Quellen ihres Stromes Meister?

O so sink' ich still in deine Hände,
Ew'ges Schicksal! — Ich begann — du ende!
War gleich meine Hoffnung nur ein Traum, —
Eitel war sie doch nicht! denn im Hoffen
Sieht der Mensch der Heimat Auen offen, —
Bilder sind des Geistes schöner Raum;
Ideale sind sein Flug zum Wahren,
Deuten auf des Höchsten Möglichkeit,
Sollen, was er kann, ihm offenbaren:
Was er wirke, offenbart die Zeit.

Und so seh' ich denn in großen Träumen
Weithin in des Werdens stillen Räumen
Meiner Seele liebe Kinder ziehn:
Ernste Geister fassen sie, und leiten
Die Erstaunten durch Unendlichkeiten —
Hier zu folgen reicht mein Blick nicht hin.
Sage nicht: es werden And're ernten,
Wo du ausgesät! was du gestrebt
Werden sie? wohl dir — du hast gelebt! —
Selig sind, die das begreifen lernten.

Ruhig wird es auf den See'n,
Stiller wird der Weste Web'n;
Aus der Tiefe rein und mild,

Wieder, wie ich's einſt geſeh'n,
Lächelt meines Sternes Bild.

Und ſo warſt du nicht vergebens,
Zeit der Jugend! Zeit des Lebens!

Im Freien.

Wie man so schlendert über Feld
Nach wohlgethanen Werken,
Schaut man im Großen an die Welt,
Sich wiederum zu stärken.

Da kehrt so Manches in den Sinn
Längst Ueberlebtes wieder, —
Man lallt es wandernd vor sich hin,
Und so entstehen Lieder.

Gott grüß euch, Boten lieber Zeit!
Die sich herüberstahlen;
Ein Hauch aus der Vergangenheit
Muß tausend Heute zahlen.

Wir Menschen sind nun einmal so, —
Du kannst es seh'n und lesen:
Wie viele sind und werden froh?
Doch Jeder ist's gewesen.

Gewesen, als des Irrthums Hand
Mit holder Nacht ihn deckte, —
Gewesen, als des Glückes Tand
Vom Schlaf zum Traum ihn weckte!

„Geweſen" iſt die Ueberſchrift
Auf unſ'res Glückes Pforte;
Wen das Geſchick verweilend trifft,
Es treibt ihn ſtreng vom Orte.

Es treibt ihn von der Stunde fort,
Ihn von der Ruhe Schatten, —
Es zeigt ihm auf ein leeres Dort —
Und ſpottet dann des Matten.

Er aber wendet ach! den Blick,
Indeß die Füße ſtreben,
Zurück, und wiederum zurück,
Und ſtärkt ſich ſo für's Leben.

Traumlust.

Aus des Lebens eitler Oede
Flücht' ich mich zu dir, o Traum!
Deiner Fluthen Zauberschaum
Löst und bändigt alles Spröde.

Was die Wirklichkeit versagt,
Du gewährst es, Allbefreier!
Daß die Hand der Anmuth Schleier
Kühner zu enthüllen wagt.

In dem Balsam deines Schattens,
Heil'ge Nacht, sinkt man der Lust
Ohne Zagen an die Brust,
Ohne Strafe des Ermattens.

Und der innige Genuß,
Frei von hemmenden Gedanken,
Kennt nicht eitler Satzung Schranken,
Weiß nichts von des Lebens „Muß."

Jede Sehnsucht wird gestillt,
Und, von Genien umgaukelt,
Wird das Herz, ein Kind, geschaukelt,
Und mit Seligkeit erfüllt.

Laßt uns kraftdurchdrungen handeln,
Und indeß der Feige klagt,
Was das Leben uns versagt,
In ein Traumgebild verwandeln!

Abendlich.

Abendsonnen-Strahlen zittern
Geld auf stille Wiesen hin,
Säuselnd spricht aus Blätter-Gittern
Ahnung zu des Menschen Sinn.

Hoffnung, ach! ist zu vermessen,
Ahnung schwebt mit zartem Schwung,
Hoffnung ist nur — ein Vergessen,
Ahnung ist — Erinnerung.

Hoffnung ist nur ein Vergessen:
Das geschieht — was stets geschah;
Ahnen ist ein Fühlen; — wessen?
Was du fühlst, es war schon da.

War schon da, in deines Innern
Tiefster Tiefe, halb bewußt:
Alles, Alles ist Erinnern
In des Menschen tiefer Brust.

Das alte Lied.

Der Jüngling träumt am Waldesbang,
Ihm lispeln Lüfte Gruß,
Es theilen seinen Sehnsuchtsdrang
Die Wolken und der Fluß.

Dann wird dem Armen selig bang,
Ihn locken Blick und Kuß;
Verrauschend, — einen Seufzer lang, —
Beglückt ihn der Genuß.

Doch plötzlich gellt ein and'rer Klang:
Ihn packt das bitt're Muß;
Es schleppt ihn Berg und Thal entlang —
Und müde folgt der Fuß.

Da ruht er nun am Waldesbang,
Und hört der Lüfte Gruß:
„Wir singen ewigen Gesang
Von Schicksals altem Schluß;

Ihn wandelt ach! nicht Sturm und Drang,
Nicht Thräne noch Verdruß, —
Wie du, o Mensch! ziehn ihren Gang
Die Wolken und der Fluß."

Liedes-Friede.

Dich drückt und preßt der leere Schwall —
Der alte Schmerz wird wach;
Du ſingſt, — und ſieh! des Liedes Schall
Beſchwichtigt dich gemach.

Dir brauſ't der dumpfe Waſſerfall
Die inn'ren Stürme nach;
Sie weichen, — ſieh! das große All
Es hat, was dir gebrach.

Und Friede wird's! der Wiederhall
Stirbt in ein ſüßes Ach!
Gelinder klagt die Nachtigall,
Und leiſer rauſcht der Bach.

Dem Verfallenen.

An M. 1834.

Hier, wo Thau im Moose flimmert,
Denk' ich dein, und, tief bekümmert,
Weint ein Guter über dich:
Deine Kraft, sie ist zertrümmert,
Deine Stunde, sie verstrich!

Nicht mehr liebend, nicht mehr wählend,
Keine Schöpfung mehr beseelend,
Mit des Tantalus Gewinn,
Schleppst du zwischen Drang und Elend
Ein verpfuschtes Dasein hin.

Aber sieh den Fels! Zersplittert,
Bis ins tiefste Herz durchzittert
Vom vernichtenden Orkan:
Aus dem Bruch, wo er verwittert,
Lächeln uns Violen an.

Nachruf.

An M. 1837.

Betracht' ich dies Geschlecht, das, blöde,
Nur in das dumme Selbst versunken,
Vom Weine des Genusses trunken,
Hintaumelt in der ew'gen Oede, —

Da möcht' ich lieber in den Räumen,
Den stillen, wo du schlummerst, liegen,
Mich fest an Mutter Erde schmiegen,
Und unsre alten Träume träumen.

Allein der Mensch, den Blick nach oben,
Gedenke seiner ersten Sendung:
„Erst kühne Fahrt, und dann Vollendung!"
Das ist ein Wort, das wir uns loben.

Das wollen wir vor Augen haben, —
Und ringen bis wir müde werden:
Dann waren wir genug auf Erden,
Dann sollen sie die Gruft uns graben.

Tugenden.

Glaube wär' ein Himmelsring,
Wenn ihn nicht die Zeit zerriebe;
Hoffnung wär' ein schönes Ding,
Wenn sie nicht auf Wellen schriebe;
Beide schätz' ich nicht gering, —
Doch ich bleibe bei der Liebe; —
Wenn nur sie bei mir auch bliebe.

NB. Wenn sie nicht die Zeit zerriebe?
Wenn sie nicht auf Wellen schriebe?

Schlußwort:

Glaube! hoffe! Armer, übe
Dich an Schatten! blick' in's Trübe!
Gegenwart hat nur die Liebe; —
Wir verharren bei der Liebe.

Paradiesch. (W—d.)

Kannst du das Eine nicht erringen, —
Im Ganzen mag dirs doch gelingen:
Ist auch nicht dieſe Blume dein —
Du darfſt doch mit im Garten ſein!
Nach Kleinem dränget dich die Seele?
Daß ſie dem Großen nur nicht fehle!
Du leideſt heut'? ich ſage dir:
Ein beſſ'res Morgen kommt dafür.
Was ſind auch Stunden, Tage eben?
Aus Jahren, Freund! beſteht das Leben;
Wie Viele ſind, die das vergeſſen:
Man muß es nicht nach Tagen meſſen!

Bild.

Es jagt auf der Wiese,
Am ſchlängelnden Bach,
Der fröhliche Knabe
Dem Schmetterling nach.

Der Knabe wird müde,
Der Schmetterling auch;
Der raſtet nun unter —
Der hoch auf dem Strauch.

Und bald eilt der Knabe
Von Neuem zum Fang:
So geht es die luſtigen
Stunden entlang.

Doch endlich — der Schmetterling
Hat es verſeh'n —
Der Knabe erhaſcht ihn —
Nun iſt es geſcheh'n!

„Wie herrlich! wie lieblich
Das farbige Spiel!"
Deß freut ſich der Knabe,
Bedenkt ſich nicht viel;

Und zupft an den Schwingen,
Die ihn ſo entzückt, —
Und bald iſt die köſtlichſte
Freude zerpflückt.

Er ſieht ſie zerfallen, —
So war's nicht gemeint!
Und ſetzt ſich an's Ufer,
Und klaget und weint.

Wer kennt nicht den Knaben —
Und kennt das Geſchick?
O käme der Schmetterling
Jemals zurück!

See und Land.

Wenn o See! die Lüfte ſchmeichelnd
Dir den glatten Buſen küſſen,
Und die Wogen, Frieden heuchelnd,
Fröhlich baumeln, ruhig fließen, —
O wer traute da nicht gern
Dioskuren! eurem Stern!

Von der blauen Fluth getragen,
Gleitet ſchnell die Barke hin;
Schiffers Luſt iſt friſches Wagen,
Und die Hoffnung ſein Gewinn:
Feſtland, grüne, blühe zu!
Wonne gibſt nur — Woge du!

Was brauſet aus der Ferne?
Was birgt das Licht am Thurm?
Verlöſcht ſind unſ're Sterne —
Weh' uns, — das iſt der Sturm.

Beflügelt, gute Götter,
Des Schiffes ſcheuen Lauf, —
Nimm, Land, beim Zorn der Wetter,
Den Führerloſen auf!

Dank dem Gott, der mich gerettet
Der auf's Lager, frisch beblümt,
Den Verzweifelnden gebettet,
Wo sich sanft das Bächlein krümmt;

Wo, zum freundlichen Willkommen,
Aus dem schattenreichen Wald,
Der mich schützend aufgenommen,
Mir der Vöglein Gruß erschallt.

Und es dünkt, in Haines Mitte,
Schiffers Loos mich nicht mehr gut:
Ach, der Kahn ist seine Hütte,
Und sein Acker ist die Fluth.

Bei dem Säuseln der Platanen
Träum' ich nun in stiller Lust,
Und ein wunderbares Ahnen
Füllt mit Ruhe meine Brust.

Wer am Morgen dich verachtet,
Heil'ges Festland, — ihm vergib! —
Wenn es dämmert, wenn es nachtet,
Hat der Mensch die Erde lieb.

Dem Scheidenden.

Du scheidest, Freund! vom Vaterlande,
Vom lieben, mütterlichen Herd?
Zerreißest früh verschlung'ne Bande,
Suchst in der Fremde Lust und Werth?

Wohl schickt der Himmel tausend Schimmer,
Die Erde tausend Blumen aus:
Doch in der Fremde wird zum Flimmer,
Was Sonne war im Vaterhaus.

Trug dich das Meer auf falschen Fluthen,
Betrog'ner! durch die falsche Welt —
So denkst du endlich wohl der Guten,
Die hier ein schmales Ländchen hält.

Kehrst dann, nach langem Irrthum, wieder
Mit diesem einz'gen Preis zurück, —
Und deine neu errung'nen Brüder
Umarmen dich mit feuchtem Blick.

Bis dahin nimm dies Blatt zum Pfande,
Das, ach, sich leicht verwehen läßt,
Und knüpf' es mit der Freundschaft Bande
Um deine treue Seele fest.

Faßt doch die Freundschaft beff're Herzen
Mit unaussprechlicher Gewalt,
Mehrt jede Lust, trägt alle Schmerzen,
War mit uns jung, wird mit uns alt —

Und weiß, wenn schon auf matten Schwingen
Des Lebens Nord mit Schauern droht,
Am Grabe noch uns zu verjüngen:
Sie deutet auf ein Morgenroth.

Natur.

Die Trauernde.

Seid schmerzlich mir gegrüßt, ihr dunklen Nelken!
Ein Bild des Menschen, blüht ihr, um zu welken;
Ihr Tulpen, glüht, als stille Todeskerzen,
Ernst leuchtend zur Betrachtung meiner Schmerzen;
Vom Sturm gepeitscht, versengt vom heißen Strahl,
Aechzt jener Busch, ein Echo meiner Qual;
Ach! und der Springquell büßt den kurzen Traum,
An's Licht zu jubeln, — und zerstäubt in Schaum.
Bald wird der Vöglein wunde Brust verschwieg'ner,
Bald findet selbst der Schmetterling, der Lügner,
Dem gern der falsche Lenz sein Buhlen gönnte,
Kein Blümchen mehr, das er verlassen könnte.
Du weinest, Rose, weil du dich entfärbst?
Weit bitt'rer droht der Winter, denn der Herbst:
Dem letzten Seufzer folgt ein ewig Schweigen —
Denn alles Leben ist dem Tode eigen:
Die weite Welt, was ist sie, als ein Sarg,
In dem — für ewig! — Gott das Glück verbarg?

Die Heitere.

Tulpen glühen, Nelken sprießen,
Vögel zwitschern, Winde fächeln,
Und des Teiches Wellen lächeln;
Sanft umbuschte Bäche fließen
Ueber reich beblümte Triften, —
Und der Zephir sagt's den Düften,
Und der Duft den fernen Lüften:
Allem Leben ziemt Genießen!
Weit hinweg von dumpfen Grüften
Zu der Hoffnung Paradiesen
Ist des Menschen Blick gewiesen;
Glücklich hier, und selig dort —
Hält ihm Welt und Sehnsucht Wort.

Der Thätige.

Ich ſetze meinen Wanderſtab
Beharrlich auf die Erde,
Sie ſei nun Wiege oder Grab. —
Im Stabe liegt das Werde.

Im Stabe, den des Mannes Kraft
Als ernſte Waffe ſchwinget,
Mit dem er ſich zur Klippe rafft,
Und in die Tiefe dringet;

Und ſenkt er ihn vertrauend ein,
So muß er grünend ſprießen;
Und ſchlägt er gläubig auf den Stein,
So muß die Quelle fließen.

Dem Jäger.

Kommſt du mit ſchmerzlicher Waffe gezogen,
Zu bedräuen das arme Wild?
Hat dich das Leben ſo bitter betrogen' —
Oder der Luſt verfälſchtes Bild?

Auf den Zweigen, in den Büſchen,
In dem Dickicht, auf der Flur,
Freut der Fülle ſich, der friſchen,
Alle liebende Natur.

Und der Menſch mit dem fühlenden Herzen,
Das in Pulſen der Liebe ſchlägt,
Führte den Pfeil, der die tödtenden Schmerzen
In das ſchuldloſe Leben trägt?

Den die Liebe hat geboren,
Er allein nur liebte nicht?
Ach des armen blinden Thoren,
Der erjagt, was ihm gebricht!

Rauher, Dämongetrieb'ner! verhülle
Du das tödtlich blitzende Schwert!
Kehre zurück zur häuslichen Stille,
Und zurück an den heimiſchen Herd.

Sieh, ſchon lächelt dir entgegen
Der befriedigende Blick:
Denn die Ruhe iſt der Segen
Und die Liebe iſt das Glück.

Lebensbild.

Die Blume ſteht an ſtiller Bucht,
Und ſieht ihr Bild auf Wellen ſchweben.
Und bei der Wellen ſtäter Flucht
Seufzt ſie geheim: o wär' ich Frucht! —
Denn Sehnſucht iſt das Blütenleben.

Vom ſchwülen Strahl gezeitigt, nickt
Die Frucht am andern Ufer drüben,
Und ſeufzt, zur Erde tief gebückt,
Indem des Wand'rers Hand ſie pflückt:
O wär' ich Blume doch geblieben!

Der Menſch weilt ſinnend an der Bucht,
Und überſchaut den Strom des Lebens;
Er weiß: der Winter kommt, dann ſucht
Sein Blick die Blüte wie die Frucht
Auf der beſchneiten Flur vergebens!

Nachwort.

Fügt euch, ihr guten Schöpfungsringe,
Der Kette freudig und gelind, —
Bedenkt: es gibt auch Schmetterlinge, —
Die ja befreite Blüten ſind!

Vom Strome.

Der Strom, der erſt durch Felſenwände
Sich leidenſchaftlich hingewühlt,
Sieh, wie er nun ein grün Gelände
Mit ſanftem Wellenſchlag beſpült!

Und wirft der Wind auch manche Blüte
Vom Ufer in die feuchte Bahn,
Die, ob in holder Scham ſie glühte,
Mit ihm nun treibt zum Ocean.

Der wilde Sturm iſt doch gezügelt:
Ein Blümchen iſt dem Strom ſo werth,
Das ſich in ſeiner Klarheit ſpiegelt,
Nach ſeinen Wogen nicht begehrt.

Er ſieht es zwar am Ufer ſchwanken,
Er fühlt ein träumeriſches Glück
Und ſpiegelt — könnt' er anders danken? —
Gerührt das holde Bild zurück.

Der Entfernten.

An Helene.

Als gestern eng und immer enger
Ein braun Gewölke, düster groß,
Um unsre Gegend, bang und bänger,
Die schauerlichen Kreise schloß.

Da dacht' ich bei dem Nachtgewimmel,
In tiefster Seele ruhig, dein:
Dir glänzt wohl jetzt ein heit'rer Himmel, —
Und trauern mag ich gern allein.

Und wieder lacht und blüht es heute,
Das Grün ist frisch, der Aether rein:
Da wünsch' ich dich an meine Seite,
Du sollst, wie ich, beseligt sein.

Mit mir? Genügt es nicht zu wissen,
Daß du es bist? auch einsam, bist?
Dich störe nimmer im Genießen
Die Sehnsucht, welche Selbstsucht ist.

Mein Herz geht mit auf deinen Wegen,
Dein Bild erquickt mich im Gewühl:
Umhauche dich als Gruß und Segen
Dies stille, herzliche Gefühl!

Der Einſame.

Du wähneſt, daß dein ſchmerzlichſtes Empfinden
Der Freund, der dir am Buſen ruht, verſteht?
O lern' den Trieb nach Mitgefühl verwinden,
Eh' dir die Luft dein heiligſtes verweht!
Im tiefſten Herzen ruh' es dir befeſtigt —
Nie ſei die dumpfe Welt damit beläſtigt!

Denn unſers Innern unverſtand'ne Leiden,
Sie ſind des Lebens einz'ger wahrer Schatz,
Weh' den Unſeligen, die ihn vergeuden!
Die Bruſt voll Schmerz iſt ein geweihter Platz:
Leerſt du ſie aus, ſo füllen Erdenträume
Mit ſchaler Pein die götterleeren Räume.

Und will gerechter Grimm dein Herz zerſpalten,
Empört ſie dich, die feile Lügenbrut,
Dann mußt den Zorn du feſt verſchloſſen halten,
Und ſagen: O wie ſeid ihr ſchön und gut!
Da heißt's: Hört dieſen, der als Kenner ſpricht!
Und jener ſchmäht uns? Er verſteht uns nicht!

Du aber flüchteſt zu den reinen Lettern,
Die, wie Natur, unfühlend, dich vertroſten;
Und wie du dich vertrauſt den ſtillen Blättern,
Da fühlſt du, wie ſich Qual und Unmuth löſ'ten,

Wie die geſchwellten Wogen breiter fließen,
Der Zorn Ermannung wird, der Schmerz Genießen.

Verweile hier, aus dieſem klaren Himmel
Schreckt dich kein Wahn bethörter Selbſtſucht auf;
Der Leidenſchaften ſchwankendes Gewimmel,
Es wagt ſich in den Aether nicht herauf.
Du lebſt mit allem Herrlichen gemeinſam —
Der Welt erſcheinſt du kalt und todt und einſam.

Spruch

(Zum Jahresanfang 1843.)

Laßt uns frisch und froh beginnen,
Was auch werde — Etwas sei!
Wär' auch Wagen nicht Gewinnen —
Macht es doch die Seele frei!

Stunden kommen und verrinnen,
Jede schließt und bringt ein Jahr;
Stets gethan! es schafft kein Sinnen
Je zurück, was einmal war!

Und was wird — es eilt von hinnen!
Ewig bleibt nur der Moment;
Was der Mensch vollenden nennt —
Ist doch auch nur ein Beginnen!

Frühling.

Frühling, singt ihr, kleine Sänger,
Weil die Veilchen wieder blühn?
Die Gebüsche eng und enger
Mit Belaubung sich umzieh'n?

Schön und fröhlich ist die Erde,
Und erwünscht, was sie verheißt:
Doch dem Raum nur gilt ihr Werde,
Und die Zeit gehört dem Geist.

Frühling — nehmt es Euch zu Herzen —
Frühling ist's, wenn ernst-geweiht
Nach der Selbsterkenntniß Schmerzen
Sich der inn're Mensch erneut;

Frühling, wenn von Euren Seelen
Schmilzt der Selbstsucht starres Eis,
Wenn der Wille frei zu wählen
Und der Mund zu reden weiß;

Frühling, wenn Euch vor dem Wahren
Nicht im feigen Busen graut,
Wenn Ihr kühn in seinen klaren,
Ewig gleichen Spiegel schaut;

Frühling ist's, wenn tief im Innern
Des Bewußtseins Tag erwacht,
Wenn wir muthig uns erinnern,
Was uns werth zu leben macht;

Wenn, von tiefer Scham getroffen,
Man erkennt, was man geschafft, —
Und an Glauben und an Hoffen
Stählt die ungenützte Kraft.

Frühling ist's, wenn deine Pflanze
Liebe! auf zum Lichte sprießt,
Und, im Opfer für das Ganze,
Sich der Menschheit Wunde schließt.

Frühling wird es einmal werden, —
Wenn, auf uns'rer Gräber Grün,
Für die Guten hier auf Erden
Schon des Himmels Blumen blühn!

Abendbild.

Mit gedämpften Tönen malen
Die verlor'nen, letzten Strahlen
Scheidend noch den Saum der Au;
Dann verbleichen selbſt die fahlen, —
Und die Welt erliſcht in Grau! —

Grau, die Miſchung aller Farben,
Wenn die einzelnen erſtarben!
Welkt nicht ſo des Lebens Blau, —
Was wir hofften und erwarben,
Auch in ein verſchwomm'nes Grau?

Im Winter.

Schnee deckt nun das verstummte Land,
Die Bäche hüllt des Eises Rinde,
Scharf weben fesſellose Winde,
Entsendet von des Nordpols Rand.

Jetzt fühle innig deiner Klause
Geheimen, unschätzbaren Werth, —
Und preise dich, daß ein „zu Hause"
Die Götter freundlich dir bescheert!

Du kannst an trauter Glut dich wärmen,
Und schließest dich behaglich ein;
Dann laß die Phantasien schwärmen, —
Was sie dir bringen, ist ja dein!

Und während draußen über Bäume
Sich die krystall'ne Rinde gießt,
Verliere dich in's Land der Träume,
Wo ewig Blüt' auf Blüte sprießt.

Das Land, wo Hoffen und Erinnern
Sich einen zur Unendlichkeit,
Das Land, das heilig ruht im Innern,
Und wahrer ist als Wirklichkeit.

Denn herrlich iſt des Geiſtes Leben
Und ſiegreich des Gedankens Macht:
Im Innern Glut, bei äußerm Beben,
Im Innern Licht, bei äußrer Nacht!

Poeſie.

Aus der Felſenluft quillt ein Waldborn,
Rauſcht als Bach hin, ſchwillt zum Strom an
Mächtig brauſend — fort in's Weltmeer.
So die Dichtkunſt:

Stillen Urſprungs perlt ſie erdwärts,
Rieſelt ſtill nun, tönt jetzt prachtvoll,
Ruhig mündend in das Weltmeer
Ernſter Wirkung.

Lebens-Genius.

Durch verworr'ne Nebelkreiſe
Labyrinthiſch hingebannt
Schlingt ſich eine dunkle Reiſe —
„Menſchenleben" zubenannt.

Weisheit, mit dem leiſen Tritte,
Tappt ſich wohl ein Weilchen fort;
Pflicht, mit ruhig feſtem Schritte,
Wallt getroſt von Ort zu Ort.

Aber mühſam bis zum Grabe
Sieht man ſie im Nebel ziehn;
Nur ein holder Flügelknabe:
„Leichtſinn" ſchwebt darüber hin.

Und es loben den Begleiter
Muhme Weisheit, Baſe Pflicht;
Schau'n ſie ihn, ſo ſind ſie heiter,
Lächeln ſanft — und zürnen nicht.

Sylveſter 1841.

Sylveſter ſaß in ſeiner Klauſe, —
Wer kennt den Wunderlichen nicht?
Er wendet rückwärts ſtets das krauſe,
Vorwärts das heit're Angeſicht.

So ſaß er ſinnend in der Mitte
Von Einſamkeit und Weltgebraus,
Und blickte ernſt in ſeine Hütte,
Und blickte froh aus ihr hinaus.

Der Schnee nur glänzt, der mondbeſäumte,
Denn Winter war's und Mitternacht,
Und alles ſchlief und alles träumte,
Sylveſter nur hält ewig Wacht.

Und ruhig ſchifften gold'ne Sterne
Am wogenloſen Himmelsmeer —
Doch ſieh! was wallt aus jener Ferne
Für eine Karavane her?

Die Wünſche ſind's, die Pläne, Träume,
Sie pilgern wimmelnd Schaar auf Schaar,
Von nah und weit, durch Zeit und Räume:
„O Freund Sylveſter ſag' uns wahr!"

Da ſchüttelt mürriſch er die Locken,
Und deutet vorwärts und zurück:
„Ihr ſeht die Parze mit dem Rocken,
Und ſucht noch immerfort das Glück?“

„Was plagt Ihr Jahr für Jahr Sylveſtern?
Sag' ſich ein Jeder ſelber wahr!
Glaubt! alle Tage ſind wie geſtern —
Ein bischen trüb, ein bischen klar.

Beſcheidet Euch, — wird Euch beſchieden
Leid oder Luſt, Tag oder Nacht,
Hoch oder tief, Streit oder Frieden,
Sie ſind nicht, wenn Ihr ſie nicht macht!

Laßt mich in Ruhe, liebe Kinder,
So werdet Ihr in Ruhe ſein!
Wer ſchafft, ſtatt ſucht, der iſt der Finder;
In Euch ſind Schätze, greift hinein!“

Und ruhig wendet er das krauſe,
Das zeitgefurchte Angeſicht
Zurück in ſeine ſchmale Klauſe,
Und kehrt ſich an die Wünſche nicht.

Die Schaaren aber flattern weiter,
Wie ſonſt nach allen Seiten hin, —
Sein and're Antlitz lächelt heiter,
Und ſieht ſie ſtill vorüberzieh'n.

Zu einem Kupferstiche von Mahl

(nach Bauermann).

1.

Wie Morgens, wenn die Nebel abwärts wallen,
Im Forst des Landmanns Axt und Säge schallen:
So sei auch uns der Tag durch That begrüßt,
Und durch der Liebe Hauch, wie ihm, versüßt!

2.

Morgen wird's, die Nebel fließen,
Und das Beil im Bergwald schallt:
Nur der Wand'rer kann's genießen,
Nur der Künstler gibt Gestalt.

3.

Natur, dein ewig junges Walten,
Licht, Luft und Duft und Dämmerung:
Wer wagt's, den Zauber festzuhalten?
Die Kunst und die Erinnerung.

Zu einem andern (Zigeunerin).

Wer glaubt dir, alte Waldſibylle?
Das Weib mit hoffendem Vertrauen;
Das Mädchen, furchtſam abgewandt,
Reicht zögernd, — aber reicht die Hand.
Das Kind nur darf dich ruhig ſchauen
In ſeiner Unſchuld heil'gem Bann, —
Das Kind und der erprobte Mann.
Sein Schickſalsſpruch iſt ihm ſein Wille,
Sein Loos ein Machtwort ſeiner Kraft:
Nicht was ihm wird — was er erſchafft.

Lebens-Dämon.

Folg' immerhin der Stimme, die dir ſchmeichelt,
Schließ' nur dein Ohr dem Tadel, der dich warnt!
Ergreif die Buhle, die dir Liebe heuchelt,
Indeß mit inn'rem Hohn ſie dich umgarnt;
Freu dich der Gleichen, die ſich dir vereinen,
Und — rettungslos verfalle dem Gemeinen!

Das iſt der dunkle Punkt in jedem Leben,
Der uns beſchämend an die Erde mahnt;
Er wächſt und wächſt, wird ihm erſt Raum gegeben,
Und Nacht iſt's um dich, eh' du es geahnt;
Verloren iſt dein Paradies! — dann weine —
Umſonſt! unfühlend iſt ja das Gemeine.

Denn nicht die Zeit erſtickt des Schönen Keime,
Und das Geſchick nicht ſchlägt des Guten Saat,
Nicht arge Liſt, nicht düſtren Wahnes Träume
Verlöſchen des Gedankens ew'ge That;
Dem Sieg des Herrlichen trotzt nur das Eine
Mit höhnender Geberde — das Gemeine.

Es beſtet ſich, ein fürchterlicher Schatten,
Wenn du im Lichte gehſt, an deinen Schritt;
Du aber ſollſt nicht auf dem Pfad ermatten,
Zög' das Geſpenſt auch bis zum Grabe mit; —
Dann wende leuchtend deinen Blick, den reinen,
Auf ewig von dem Niedern, dem Gemeinen.

Geſang der Wächter am Tempel.

Wenn des Sturmes Raben ſchrecket,
Und die ſternenloſe Nacht
Eine Welt voll Gräbern decket,
Halten wir am Tempel Wacht:
Umwandeln den heiligen Altar und hüten —
Hüten die unverwelklichen Blüten,
Hüten der Flamme verborgene Pracht.

Sie erſchlugen uns den Meiſter,
Der ſie göttlich angefacht, —
Doch es bargen treue Geiſter
Still das Licht in tiefen Schacht:
Da ſehn wir es leuchten und wärmen — und hüten —
Hüten die unverwelklichen Blüten,
Hüten der Flamme verborgene Pracht.

Brüder! ſie mit ſtillem Wirken
Zu erhalten, ſeid bedacht!
Von Bezirken zu Bezirken
Schwindet dann gemach die Nacht:
Bis ſie ſchwindet, — müſſen wir hüten —
Hüten die unverwelklichen Blüten,
Hüten der Flamme verborgene Pracht.

Schöpfer.

Den Unbekannten.

Unſ're Zeit, die Erbin reich'rer Welten,
Nennt ſich eine Zeit der Monumente —
Grab auf Gräber baut ſie, und es gelten
Namen nur, die ſie vom Menſchen trennte.

Sei es auch; ſich ehrt man, Beſſ'res ehrend;
Aber Bilder bleichen, Worte ſchwinden,
Und das Beſte, Wort und Bild verklärend,
Iſt durch Monumente nicht zu künden.

Ja, das Beſte! Selig, wer's erfahren,
Selig, wer es rein, es tief empfunden!
Keine Sprache kann es offenbaren,
Und kein Zeichen wird dafür gefunden.

Nicht den Geiſt des Denkers faſſen Schriften,
Nicht die wahre That nennt die Geſchichte, —
Der Gefühle Schätze — ruh'n in Grüften,
Nur die Ahnung bleibet dem Gedichte.

Ehrenſäulen, Jubelfeſte weiht Ihr
Jenen, die des Wiſſens Wort Euch brachten, —
Aber Ihr vergeſſenen, wo ſeid Ihr, —
Grüber Jener, die's im Stillen dachten?

Dachten, was von Wenigen verſtanden,
Starb im Schooß der Zeit, der engbezirkten;
Und wo zeigt man Euch, in allen Landen, —
Gräber Jener, die im Stillen **wirkten**?

Wirkten — ohne Dank! ein Höh'res wagend
Als die Helden, die um Kränze ſtritten:
O wo ſeid Ihr, ruf' ich ſchmerzlich fragend, —
Gräber Jener, die im Stillen **litten**?

Litten — und ſie durften's Keinem klagen!
Denn die Welt begriff nicht ihre Schmerzen,
Und ſie mußten ſtumm hinüber tragen
Ihre Qual mit den gebroch'nen Herzen.

Dieſe Gräber ſei'r ich im Gedichte.
Wenn die Horen langſam abwärts lenken:
Höh're Geiſter ſitzen zu Gerichte,
Und verſtehen dieſes Angedenken.

Geſicht.

18. März 1848.

Da ſteht ſie nun, im morgenrothen Lichte
Verklärt, vor uns, die wir ſo bang erſehnt;
Wir trennen kaum die Wahrheit vom Gedichte —
Das Auge blinzelt noch, von Schmerz betränt, —
Schließt ſich, geblendet von dem Glanz der Neuheit —
Blickt wieder hin — und — ja, ſie iſt's — die Freiheit!

„Erkennt Ihr mich? nun wohl! ſo ſeid geſegnet, —
Erkennt Ihr mich, dann bin' ich Euch erkannt;
Was, ſtrebend und erfüllend, ſich begegnet,
Das iſt, in ſeinem Urſprung, ſich verwandt;
So nehmt mich denn, beglückt, in Eure Mitte —
Doch hört und thut, um was ich, ſegnend, bitte:

Seid einig! keine Selbſtigkeit zerſplitt're
Den ſtolzen Bund, in den Ihr Euch verwebt;
Der äuß're Feind, der inn're Feind erzitt're
Dem Pulſe, der Euch gleichen Schlag's belebt;
So ſchreitet, Hand in Hand, zum großen Werke —
Denn in der Einheit, Brüder! liegt die Stärke.

Dann: glaubt und achtet! Weg des Mißtrau'ns Waffe!
Sie war der Knechtſchaft nothgedrung'ner Schutz;
Glaubt, daß Vertrau'n Vertrauen ſich erſchaffe, —
Euch ſelber achtend, biete: Lügnern Trutz;

Laßt Euch die Wurzel Eures Stamm's nicht rauben:
Denn Liebe, Brüder! blüht nur aus dem Glauben.

Lernt Euch *verläugnen*! Nur im Selbſt-Entſagen
Des Einzelnen gewinnt das Ganze Kraft;
Es gilt, den größten Freiheitskampf zu wagen,
Den Kampf mit Eurer eig'nen Leidenſchaft;
„Pflicht" heißt das Loſungswort, das Euch ermuthe, —
In ihr, durch ſie nur, Brüder! ſiegt das Gute.

Und iſt Euch ſo das Herrliche gelungen,
Habt Ihr ihn aufgeführt den kühnen Bau, —
So denkt, daß Ihr nur erſt die Form errungen, —
Und werdet nicht, als wär's Vollendung, lau:
Nur Blütenkeime ſind ja die Geſtalten —
Es muß der *Geiſt* aus ihnen ſich entfalten!

Ihm harr' ich ewig ſehnſuchtsvoll entgegen,
In ihm erſt fühl' ich ſelbſt mich wahrhaft frei;
Schon hör' ich ihn die Schwingen ſchüttelnd regen,
Und fühle ſchauernd, daß er nahe ſei;
Vernehmt, vernehmt ſein wundervolles Rauſchen —
Laßt alle Nerven Eures Weſens lauſchen!

Denn langſam iſt ſein Weg, ſein Flug iſt leiſe,
Maß ſeine Bahn, und Harmonie ſein Hort;
In immer weit're, immer höh're Kreiſe
Schwingt er ſich fort, und ewig wachſend, fort, —

Bis einſt, im Licht, dem jeder Nebel ſchwindet,
Im heil'gen Licht er ſeine Ruhe findet.

Ich hab' Euch dieſes Seherwort verkündet,
Auf daß Ihr Euren Stern erkennen ſollt, —
Auf daß Ihr feſt den reinen Tempel gründet,
Den Ihr den Himmliſchen vollenden wollt;
Auf daß dem Strahl, auf den ich fernhin deute,
In ihm ein Friedensaltar ſich bereite!

In dieſer Hoffnung ſollt Ihr fürder ſchaffen,
Für Licht und Recht, für Ordnung und Geſetz;
Die ich Euch nannte, haltet feſt, die Waffen,
Verſchmäht des Wahn's, der Lüge feil Geſchwätz;
Und habt mein Wort: bleibt Ihr auf dieſen Wegen,
So bleib' auch ich bei Euch, — ſo bleibt mein Segen!"

An Helene.

Was And're dir zu ſagen haben,
Es drücke mannigfach ſich aus,
Ein Jeder bringe würd'ge Gaben,
Mit edlem Danke wähle d'raus!
Was ich vertrau'n kann — iſt dein eigen,
Am Beſten ſagt es ſich durch Schweigen.

Dir zeigt' ich ſie, die ew'gen Bilder,
Wornach die Seele rieſig ſtrebt. —
Du haſt das reinſte Glück in milder
Vergeſſenheit mit mir durchlebt:
Das Alpenglück! — Bedenk' es ſtill!
Das ſei dein Stern, wenn's nachten will!

Und du! vertrauend, ohne Hehle,
Gröffnetest mir, kindlich-groß,
Das Götterbild der beſten Seele,
Des reinſten Innern Wunderſchooß;
Ich danke dir. Der Wonneblick
War meines Lebens Stolz und Glück.

Laß ſie ſich bläh'n, die ſtumpfe Menge,
Im Wahnbehagen ihres Nichts!
Komm, aus des Pöbels Qualgedränge,
In's Delphi unſers innern Lichts!
Verhülle dich! — denn, wenn du weinſt,
Was wiſſen Jene, was du meinſt?

Doch weine nicht! Biſt ja in's Leben
Durch Schmerz und Freude eingeweiht!
Olympo's Aar ſoll dich umſchweben,
Er decke dich mit Göttlichkeit! —
Gedenke mein — und bleib' dein eigen!
Worte ſind Lügen! laß mich ſchweigen.

Helenen zum Geburtstage

mit einem Kupferſtiche nach G. Reni: der Glaube.

1833.

Das Sinnbild höchſter Frauentugend:
Des Glaubens, — nimm es gern von mir!
Der Glaube, Theure! ſich're dir
Des Geiſtes ewig blüh'nde Jugend!
Die Hoffnung, wie die treue Liebe,
Sie ſind des Glaubens zarte Kinder;
Ach wenn des Glaubens Aetherbau zerſtiebe,
Man hoffte nicht, man liebte minder!

Die Welt glaubt auch; das heißt: ſie läßt ſich trügen;
Uns kann das Wort, das dunkle, nicht genügen;
Wir glauben das, was keine Worte ſagen,
Was in umwölkten Trauertagen
Durch des Geſchickes Flöre bricht, —
Das heilige, das inn're Licht,
Vom göttlichen den Widerſtrahl:
Das Ideal, —
Und ehren's fromm im ſtillen Buſen,
Das Weihgeſchenk der höchſten Muſen.
Wir glauben: Eins an's And're, Jedes an ſich ſelbſt;
Und ewig, wie du Raum! der du das All umwölbſt,
Durchtobt von tauſend Ungewittern,
Bleibt die Idee, — und nichts kann ſie erſchüttern.

Dies Hochgefühl, du magſt's erneuern
An dieſem Tag, mir einzig theuern,
Da du uns ward'ſt! Doch, ganz gegeben
Wardſt du erſt mir wie dir, als höh'res Leben
Sich ernſt in deiner holden Bruſt entzündet;
Da ward der Bund, der göttliche, gegründet,
Der für die Ewigkeit verbündet.

Ja, ſo iſt's! das Licht von oben
Strahlt auf jegliches Geſchlecht;
An dem Strahl muß ſich's erproben,
Ob ein Menſchenbund gerecht.
Eitle Wünſche, ſchnöd' Begehren,
Werden ſich in ſich verzehren;
Neigung, ſie geſellt zuſammen,
Hochſinn reinigt dann die Flammen; —
Lauſcht! ob Odem Gottes wehe —
Dieſes iſt die wahre Ehe.

Mit Göthe's Gedichten.

An Sie.

Das Geheimniß unſrer Liebe
Iſt dem Dichter nur bewußt;
Und wenn alles uns vertriebe,
Flüchten wir an ſeine Bruſt.

An dieſelbe.

Mit Fr. Schlegel's Gedichten.

Der Dichter, der die Frauen ehrt,
Iſt einzig ihrer Liebe werth;
So ſei auch, was er ſingt und lehrt,
Geliebte, herzlich dir beſchert.

Mit dem zweiten Band deſſelben Buches.

Im Bild erkennt der Gute ſich.
Woblan, in Roland fühl' ich mich;
Denn, war er ſanft: das war auch ich;
Und war er ſtark: das bin auch ich;
Er ſtarb getroſt; ſo ſterb' auch ich:
Er für den Himmel, ich für dich.

Fragment.

1.

Ein frommer Jüngling träumte, daß im Schlafe
Ein himmlisch holder, glanzumfloss'ner Engel
Sich auf sein Angesicht herunterneige —
Und einen Kuß auf seine Lippen drücke.
Und als der Jüngling, gottentzückt, erwachte,
Da schwebte noch der Kuß auf seinen Lippen. —
Und nie, so lang dies schöne Leben währte,
Verließ ihn jene himmlische Berührung.
Nie ward es einem ird'schen Mund gestattet,
Den gottgeweihten Lippen sich zu nähern,
Und nie, so lang dies reine Leben währte,
Ist über sie ein unrein Wort gegangen.

2.

Im Aufruhr war die Erde und die Hölle,
Und nur des Himmels ew'ge Feste schwieg.
Nur zwischen ihm und dem Geschrei der Welt,
Der Menschheit weitem, ungeheurem Jammer,
Schien ein Gewölbe scheidend ausgespannt,
Durch das kein Blick und keine Klage drang.
Und all der wüste Lärm, das laute Winseln —
Erweckten aus Jahrtausend langem Schlafe
Den Genius des menschlichen Geschlechts.

Befremdet blickt' er auf. Hat ihm die Zeit
Vielleicht die gold'nen Schwingen kühn gelöst,
Die Wahn und Thorheit ihm so lange banden?
Er spreizt sie frisch zu neuem Fluge aus,
Und steigt und schwebt empor, um, Erd-entrückt,
Des Götterschauspiels glücklich zu genießen.
Als er nun aber hoch hernieder schaut,
Und, in der heil'gen Seele tief entsetzt,
Des Frevels schauervolle Thaten sieht,
Befällt ihn eine tiefe, große Trauer,
Und eine Thräne sinkt zur Welt hernieder.
Er aber hebt sich höher, himmelwärts,
Um vor den Thron des Ewigen, Verhüllten,
Hinanzuschweben und mit Schmerz zu fragen:
Wie doch das Wort des großen Räthsels laute?
Von Welt zu Welten schwebt er, hoch und höher,
Den Ewigen, Verhüllten suchend, angstvoll. —
Und endlos steigend, frägt er stets: wo ist Er?
Und, während er so schwebt durch alle Welten,
Aeonenlang, währt stets der alte Jammer
Auf der verlass'nen Erde fort, und mordet.
Und endlich sagt ein Leuchten durch den Aether,
Das seinen Glanz durch alles Wesen gießt,
Dem Genius, daß er dem Throne naht.
Vom Throne geht der Glanz aus, der das Antlitz
Des Genius, das trauernde, beleuchtet.
Nun tritt er bebend hin auf gold'nen Wolken
Vor den Verhüllten, — und sein Mund spricht zitternd

Die große, lang-verhalt'ne Frage aus —
Anbetend harrt er, knieend, auf die Antwort.
Und wie am ersten Schöpfungstage, heilig,
Durch aller Wesen glanzumströmte Räume
Herrscht eine Stille und ein tiefes Schweigen.

II.

Wer mit am Werk der Menschheit baut,
Und in des Seelenlebens Tiefen
Mit unbewölktem Auge schaut, —
Gäb' es für ihn noch Hieroglyphen?

Sprechen wir gleich in Parabeln —
Wähne Keiner, daß wir fabeln!

Der Tempelbau.

Dem Siegelringe Salomon's gehorchten
Still emſ'ger Genien verborg'ne Schaaren;
Beherrſchte Geiſter förderten in's Leben,
Was, gotterfüllt, der Geiſt des Herrſchers dachte.
Sie wirkten in geheimnißvollen Nächten,
Sie ſchafften ungeſeh'n und unermüdet
An ſeinem Lebenswerk: dem Tempelbaue.
So mühſam ward der Bau ſelbſt Geiſteskräften.
Wie Stein auf Stein aus luft'gen Händen gleitet,
Scheint ſtets die Zahl der mangelnden zu wachſen; —
Wie Stein zu Stein den Grund ſtets feſter ebnet,
Scheint fern dem Blick die Kuppel zu entfliehen.
Da ſchüttelten unwillig ſie die Häupter,
Da ſah man auf noch halb behau'nen Blöcken
Verdroſſen die Ermüdeten entſchlummern.

Als der Meiſter nun des Sterbens Stunde
Dem geprüften Herzen nahen fühlte,
Trieb es ihn des Abends zu dem Baue;
Und er wandelte hinaus und ſchaute,
Und der Geiſter Läſſigkeit gewahrend,
Wendet er das milde Greiſenantlitz

Strafend und ermuthigend zu ihnen,
Streckt er wie zum Segen aus die Hände:
„Wollet — ſpricht er — nur ſo lang ich lebe,
Lieben Jünger, noch am Werk verharren!
Wollet eines müden Herzens ſchonen,
Das doch gar zu gern ſich täuſchen möchte
Mit dem Troſt: dein Glaube war nicht eitel!
Laßt mich Eures Wirkens Freude haben —
Nur ſo lang mich Euer Aug' noch ſchaut!"
Sprach's, und ſie gelobten's. Und ſie bauten.

Abwärts, wo die Palmen Kühlung ſäuſeln,
Wandte ſich der König nun, und heimlich
Betet er im Tiefſten ſeiner Seele:
„Laß, o Herr, die Stunde meines Scheidens
Ein Geheimniß bleiben vor den Meinen!"
Und im Innern ſpürt er die Gewährung.

Von den Palmen wieder zu dem Baue
Wendet ſich der König, Fried' im Antlitz,
Grüßte herzlich Alle, die da bauten. —
Und geſtützt auf ſeines Stabes Krümmung
Schien er ernſt das Bauen zu betrachten.

Aber noch war nicht die Nacht gekommen,
So erfüllte ſich ſein Fleh'n und Schickſal:
Leiſ' vom Hauche Gabriel's umathmet,
Schwang die große Seele ſich hinüber;

Doch die würdige Geſtalt, ſie weilte. —
Und geſtützt auf ſeines Stabes Krümmung
Schien er ernſt das Bauen zu betrachten.

Die Geſellen wähnten ihn am Leben,
Und ſie förderten getreu die Arbeit,
Morgen ward es, und ward wieder Abend, —
Und ſie ſtärkten ſich an ſeinem Anblick,
Schlummerlos am großen Werke ſchaffend;
Und geſtützt auf ſeines Stabes Krümmung
Schien er ernſt das Bauen zu betrachten.

Und ſo glühte manch' ein friſcher Morgen,
Und ſo dämmerte manch' ſtiller Abend;
Mond auf Monde war ein Jahr verglommen,
Und ſie fördertrn getreu die Arbeit,
Stärkung aus des Wunders Anblick holend;
Denn geſtützt auf ſeines Stabes Krümmung,
Schien er ernſt das Bauen zu betrachten.

Sieht, da nahet eines Morgens Einer,
Neue Wunder ſtaunend zu berichten;
Während ſie in ſtillen Nächten bauten,
Schlummerlos am großen Werke ſchaffend,
Hat ein Wurm genagt am Stab des Königs;
Heute ward des Wurmes Werk vollendet,
Und der Stab des Meiſters war gebrochen,
Und der hehre Körper lag im Staube.

Aber, während noch der Mann berichtet,
Tönen von der Kuppel Feierlieder,
Hallt ein Hymnus von der hohen Wölbung
Von den Geistern, die von dannen zogen,
Und den Menschen nun die Segnung ließen,
Gottes Walten selig zu erkennen,
Denn der Tempel war indeß vollendet.

Memnon.

Inmitten Einsamkeiten, voll von Grauen
Der Wüsteneï'n,
Mögt ihr ein wundersam' Gebilde schauen,
Halb Gott, halb Stein.

Da steht der Sohn des Licht's, sein Herz umschließet
Ein rauh' Metall, —
Die Strömung der Vergänglichkeit umfließet
Ihn, wie das All.

Sein trauernd Auge haftet an den Trümmern,
Die ringe um ihn
Des Tages lächelndes Geschlecht nicht kümmern;
Sie modern hin.

Und er ist einsam, jener Reste Einer
Ist ja auch Er;
Die Runen seiner Schrift versteht nun Keiner,
Ach, Keiner mehr!

Daß Heliopolis einst hier gestanden,
Es war ein Traum,
Einst Herrscher — nun in unlösbaren Banden
Verbunden kaum!

Denn Dasein iſt das wahrhaft nicht zu nennen:
In dumpfer Pein
Das Leere zu betrachten — zu erkennen:
Du biſt allein.

Allein! Er iſt's, wenn, ihm vorüberjagend,
Dem Wilden graut,
Und iſt's, wenn in ſein Antlitz, bange fragend,
Die Lotos ſchaut.

Wenn über ihm die Stürme ſich begrüßen,
Er hört es nicht;
Er hört es nicht, wie ſich zu ſeinen Füßen
Die Welle bricht.

Vergebens rauſcht die Sphinx mit dunklen Flügeln;
Im ew'gen Fluß
Zu ſchau'n des Aethers ruhiges Beſpiegeln,
Iſt ſein Genuß.

Sein erſtes Leben ward zu früh vollendet,
Sein zweites iſt:
Daß er, dem Lichte gläubig zugewendet,
Sich ſelbſt vergißt.

Er ruht, und ſchaut die fluthende Bewegung
Um ihn herum.
Es künden tauſend Stimmen inn're Regung —
Doch er bleibt ſtumm.

Nur wenn die mütterliche Morgenröthe
Ihm dämmern will;
Da regt ſich zitternd ſeines Innern Flöte,
Und tönet ſtill.

Und grüßen die verehrten Strahlen ſcheidend
Den lieben Sohn,
Erwiedert er, im tiefſten Buſen leidend,
Den Klageton.

Dann frägt ſein Schweigen, ob das Heer der Sterne
Den Schmerz verſteht,
Den Laut, der bald in ſcholoſer Ferne
Verklingt, verweht.

Und ob die Welt ihn hörte im Gedränge,
Sich ihm verſchloß,
Ihr ſendet Memnon doch die ernſten Klänge,
Es iſt ſein Loos.

Königs Geſchick.

Ein Abend breitete ſich über Memphis,
Und ſchien ein großes Schickſal zu betrauern:
Die wunderreiche Stadt, ſie war gefallen.

Es war am zehnten Tag nach der Erob'rung,
Ein fahles Zwielicht ließ mit düſtrer Helle
In ödgeword'ne Tempelräume ſchau'n,
Wo roher Sieger ſchwelgeriſcher Jubel
In der Beſiegten Jammer ſich verlor,
Und ſtumme Götterbilder einſam ſtanden.

Da ließ Kambyſes, der Eroberer,
Den König der Egypter, Pſammenitus,
Hinführen vor das Thor der alten Stadt;
Den Ueberwund'nen tief zu kränken, ſann er;
Umtrauert von Genoſſen ſeines Unglücks,
Genoſſen ſeiner Größe noch vor Kurzem,
— Sonſt nah' dem Throne, jetzt in ſcheuer Ferne —
Saß hier gehüllt in ſeines Purpurs Falten,
Auf nacktem Steine, ſinnend groß, der Herrſcher.
Ihm war der Jugend Blume längſt verblüht,
Doch nur ſechs Monden lang hat ſeine Hand
Den Scepter gottgeweihter Macht gehalten:
Ernſt überſann er die verhüllte Schickung:
Die Großes werden läßt, um es zu brechen.

Kambyſes aber ließ des König's Tochter,
Die herrliche, an Weisheit und Geſtalt,
In grobe, graue Knechtgewande ſchlagen
Und, im Geleit von jener Großen Töchtern,
In gleiches, ſchimpfliches Gewand gehüllten
Hinführen vor das Thor der alten Stadt.
Als nun die Jungfrau'n mit geſenkten Augen
Vorüberwallten, weinend, bei den Vätern,
Da fühlten dieſe tief der Kinder Schmach,
Antworteten mit Thränen ihren Thränen,
Und lautes Klagen ſcholl im weiten Kreiſe:
Der König aber wendete den Blick,
Und ſtumm ließ er ſein Kind vorüberzieh'n.

Kambyſes ließ hierauf des Herrſchers Sohn,
Dem dunkles Haar auf kräft'ge Schultern rollte,
Den blühenden, in ſchwere Feſſeln ſchlagen,
Und, im Geleit von jener Großen Söhnen,
Um deren Nacken ſchimpflich Stricke hingen,
Indeß die Ketten an den Ferſen klirrten,
Hinführen vor das Thor der alten Stadt,
Zum ſchmählichſten — zum Tod durch Henkershand.
Als nun die Jünglinge die feuchten Augen
Von ihrer Väter liebem Antlitz wandten,
Da ſcholl des Jammers ungemeß'ne Klage:
Der König aber beugte nur das Haupt,
Und ſtumm ließ er den Sohn vorüberzieh'n.
Und als nun diese Bilder des Geſchickes

Noch vor des Greises inn'rem Auge schwebten,
Da nahte diesem auch ein greiser Mann,
Und beugt sich tief, und fleht um eine Gabe;
Und Psammenitus hebt das ernste Haupt,
Schaut in des Alten Auge, und erkennt ihn.
Es hatte dieser Mann in schönen Tagen,
Ein fröhlicher Genoß der Tafelrunde,
Aus seines Königs Becher stolz getrunken, —
Und als ein Bettler stand er jetzt vor ihm.
Da hörte man den Herrscher von Egypten
Mit einem Laut, der Aller Mark erschüttert,
Des alten Freundes theuren Namen rufen —
Und sah ihn, überwältigt, sich verhüllen.

Als dem Kambyses dessen Kunde ward,
Da schüttelte befremdet er das Haupt,
Und sandte seinen Herold an die Stätte
Und ließ ihn zu dem weisen König sagen:
„Dein Herr Kambyses frägt dich, Psammenitus,
Der Du so ungemess'nem Leid verstummtest,
Weshalb du eines Bettlers Loos beweinst?"

Der König aber, das Gesicht verhüllend,
Betrachtet sich den abgesandten Boten,
Mit einem Blick voll Wehmuth und voll Größe,
Daß der beschämt den seinen niederschlägt;
Und, ihm die Rechte auf die Schulter legend, —
„Das Schicksal — spricht er — eines Bettelnden

Iſt wohl der Thränen werth. Und dieſe Thräne,
Vom Auge ſeines Königs, ſeines Freundes,
Zahlt ihm und Allen ihres Königs Schuld.
Das Schikſal eines Königs aber, Freund,
Beweint nicht, wer ein wahrer König iſt.
Geh hin zu deinem Herrn. Er lebe glücklich!"

Und als er es geſagt, umhüllt er wieder
In dunklem Purpur ſtumm das würd'ge Haupt.

Palme.

Romanzen.

1.

Ueber Ptolemais Trümmer,
Ueber der Gefall'nen Schaar,
Blicket, mit gewohntem Schimmer,
Ernſt der Mond, und ruhig-klar.
Aber ſieh! in Schuttes Mitte
Spuren thät'ger Menſchenhand, —
Blumen ſchmücken einer Hütte
Fahl-beglänzte, nied're Wand.

Und das Pförtchen, leiſe, leiſe,
Thut ſich auf, und traurig mild,
In der Trümmer düſt're Kreiſe
Tritt die Schöne, ſtreng verhüllt;
Läßt die Laute ſanft erklingen:
„O du holde Sommerluft,
Könnteſt du ihm Kunde bringen
Von dem Herzen, das ihn ruft!

Alles, alles will ich miſſen,
Was mir Vaters Gram entzieht;
Darf ich doch das Eine wiſſen:
Daß mir Liebe ſelig blüht!“ —

Schreitet dann mit bangem Lauschen —
Kniſternd ballt im Schutt ihr Tritt:
Horch! ein fernes — näh'res Rauſchen, —
Ja, er iſt's, der liebe Schritt!

„„Engel, der auf Gräbern trauert,
— Flüſtert er — nimm meinen Gruß!
Weh, daß ich, vom Tod umſchauert,
Dich mein Leben ſuchen muß!
Willſt du Holde denn verkümmern?
Zieht dich nicht der Liebe Band?
Folg', o folg' aus dieſen Trümmern
In der Chriſten heit'res Land!"" —

„Nimmer von dem Vater weichen
Werd' ich, deſſen großes Herz
Meiner ſieben Brüder Leichen
Tief beklagt in ſtummem Schmerz.
Endet einſt ſein edles Trauern,
Wird ihm die erſehnte Rub':
Führe dann aus dieſen Mauern
Mich dem ſchönen Leben zu!" —

2.

Monde kamen, Monde ſchieden,
Neu begrünt ſich Hain und Flur:
In des Gärtchens ernſtem Frieden
Eine neue Todtenſpur.
An des Vaters friſchem Hügel
Weint die Tochter, tiefbewegt,
Während ihre Schauerflügel
Ernſte Ahnung um ſie ſchlägt.

Doch ſie läßt die dunklen Schwingen
Ruhig hinzieh'n über'm Haupt, —
Denn ſie hofft ein Wiederbringen:
Fatme liebt, und Fatme glaubt.
Wehe, wehe, daß den Glauben
Jede Seele opfern muß!
Jahre kommen, Jahre rauben
Auch den heiligſten Genuß.

Was der Lenz erweckt zum Blühen,
Wird der kalte Herbſt verweh'n:
Mögen Herzen heiß erglühen!
Werden ſie ſich je verſteh'n?
Täglich ſieht man Fatme lauſchen,
Wandelnd mit verhalt'nem Tritt:
Aber ach! kein fernes Rauſchen, —
Aber ach! kein lieber Schritt!

Monde kamen, Monde schieden,
Herbstlich webt's durch Hain und Flur;
Hain und Flur, sie fühlen Frieden,
Jammer fühlet Fatme nur.
Denn man sieht sie täglich lauschen
Wandelnd mit verhalt'nem Tritt:
Aber ach! kein fernes Rauschen, —
Aber ach! kein lieber Schritt!

Und sie fühlt nach langem Späben,
Fühlt, was sie zu denken scheut, —
Fühlts, und kann es nicht verstehen,
Bis sich Tag auf Tag erneut.
Und sie faßt sich. Ewig scheiden
Sieht sie ihres Lebens Hort;
Aber still, gewohnt zu leiden,
Wirkt sie leise duldend fort.

Nur im stillen Palmenkreise,
Wo sein Aug' ihr einst gelacht,
Da vertraut sie, leise, leise,
Ihren Schmerz der stummen Nacht;
Legt ihn traulich auf die Schwingen
Herbstlich ungestümer Luft,
Läßt die Laute sanft erklingen
Ueber all' der Ihren Gruft:

3.

„Rauhe Winde, die jetzt wehen,
Scheuchten einst ihn nicht zurück!
Dich besiegte, Sturm! sein Flehen,
Dich durchspähte, Nacht! sein Blick.
Wehe! mit gebroch'nem Herzen
Irr' ich auf verlass'ner Flur,
Nur ein Sinnbild meiner Schmerzen
Seh ich, ach! in der Natur.

Schimmert, kalte, klare Sterne,
Fühlt wie Er, mein Inn'res nicht!
Wallt, wie Er, in ew'ger Ferne,
Wenn mein Herz hier unten bricht.
Wie sein Blick in euch mir leuchtet,
Zeigt, wenn seinem Pfad ihr scheint,
In dem Thau, der ihn befeuchtet,
Thränen, die ich ihm geweint!

Wer hat je das Glück errungen,
Das die Sehnsucht ihm verhieß?
Meine Freude ist verklungen —
Bleibt ihr Nachhall doch so süß!
Daß o Herz dir Liebe werde,
Hoffe nie! Doch liebe du!
Decke mich, geliebte Erde,
Wie die theuren Brüder zu!"

Der Klausner.

In Waldesnacht, von Buchenstämmen
Und Föhrengittern dicht umschränkt,
Ruht, wo den Waldstrom Felsen dämmen,
Der Klausner, tief in sich versenkt.

Das Schloß, vom Abend dort beschimmert,
War seiner Väter Eigenthum;
Das schöne Erbe liegt zertrümmert,
Und d'runter schläft sein Glück, sein Ruhm.

Eichhörnchen, flüchtig rauschend, klettern,
Und Spechte hämmern um sein Ohr,
Und zwischen dicht verschlung'nen Blättern
Neugierig guckt das Reh hervor.

Indeß der Weste lindes Fächeln
Dem Würdigen das Antlitz kühlt.
Und Wehmuth, aufgelöst in Lächeln,
Um die verschwieg'nen Lippen spielt.

„Wie hier an meines Kleides Saume
Die Scabiose zitternd blüht,
So blühtest einst im Jugendtraume
Auch du, betrogenes Gemüth!

Wie jene Wolke ſchwand die Liebe,
Die Freundſchaft floh, wie dieſer Bach —
Dann folgten, als ob nichts mehr bliebe,
Der Glaube und die Hoffnung nach.

Doch hier, entfernt von Menſchenwegen,
Blick' ich beruhigter zurück:
Geiſt! du erſchaffſt den wahren Segen,
Natur! du gibſt das wahre Glück."

Und wie der Abend immer trüber
Die müde Welt umſpinnt mit Ruh',
Schwebt ihm des Lebens Traum vorüber,
Und führt ihm beſſ're Träume zu.

Und werden auch die Träume trügen?
Ihm will, wenn Irdiſches zerſtiebt,
Auf ſeinem Grab' das Wort genügen:
„Ihm ſei verzieh'n: er hat geliebt!"

Wer weilt nicht gern in dem Gefühle
Deß, was er lebte, was er litt?
Ach in dem traurigen Gewühle
Iſt jedes Herz ein Eremit.

Bildungsſtufen.

(Philostr. soo. vit. Apoll. IV.)

Als Apollonius, von Ganges Ufern
Heimkehrend, wieder Sparta's Flur betrat, —
Als da, mit twriſchem Purpur angethan,
Bartlos, geſalbten Haupts, Lykurgos Söhne
Lächelnd in ihm die alte Zeit beſtaunten, —
Da wandt' er zürnend Blick und Schritt von dannen.
Als drauf ſein Fuß, des Menſchenſuchens müde,
Die Halle zu Olympia betrat,
Sein Aug' entzückt auf Phidias Wunder ruhte, - -
Da kam ein mächtig wunderbar' Gefühl
Von Göttlichkeit und Menſchheit über ihn,
Und, vor dem Werk des hohen Bruders betend —
„Zeus! — rief er — ſei gegrüßt! ſelbſt dem Geſchlechte
Theilſt du dich mit; ſo groß iſt deine Güte!"

Bellerophon.

Ein Jüngling, ſchön und edel von Geberde,
Trat hin, ein Flehender, vor Prötus Thron;
Den trauervollen Blick geſenkt zur Erde:
„Vernimm! — ſprach er — ich bin Bellerophon.

„Du glanzumgeben, in des Glückes Schooße,
Siehſt ihn gebeugt, den Sproß des Siſyphus,
Weil er — o bitterſtes der Menſchenloose! —
Weil er ſein Vaterland, ſein theures, fliehen muß.

Nicht forſche, was ich ſchwer daheim verſchuldet,
Verſchleiert bleibe meines Lebens Sinn;
Wenn Ihr, nach heil'gem Gaſtrecht mich geduldet,
Bewährt ſich's wohl, ob ich ein Würd'ger bin."

Er ſchweigt; und Prötus rauherem Gemüthe
Behagt des Jünglings kurz gebund'ne Art;
„Bleib!" ſpricht er, ohne Freundlichkeit und Güte,
Und murmelt was von „Gaſtrecht" in den Bart.

Allein, wie ſich der Jüngling dankend wendet,
Trifft ſeinen Blick ein zärtlicherer Blick:
Antea iſt's, die ſchöne, die ihn ſendet,
Sie traf ſein Reiz, es rührt ſie ſein Geſchick.

Die Neigung wächſt, und lehrt ſie bald vergeſſen,
Daß ſie dem Herrſcher ihre Hand gelobt;
Sie wird des Sturmes Raub, der ungemeſſen
Mit ſüßer Macht in ihrem Innern tobt.

Bellerophon gewahrt alsbald die Wunde,
Die er dem unbewehrten Herzen ſchlug,
Und offenbart in traulich-ſtiller Stunde,
Was ihm im Buſen waltet, ohne Trug:

„Fern ſei's von mir, das Gaſtrecht zu verletzen,
Und bannte mich mein Fluch von Pol zu Pol!
Getreu zu ſein den heiligen Geſetzen,
Hat Raum genug die Erde. Lebe wohl!“

Antea hört das Wort zuerſt mit Schmerzen,
Schweigt dann, verhüllt beſchämt ſich das Geſicht;
Zuletzt kocht Rache auf in ihrem Herzen, —
Sie gibt dem König läſternden Bericht:

„Mich dir zu rauben, wollt' er tollkühn wagen!
Den Knaben lüſtet's nach des Helden Preis!“
Und wie ſie's ſpricht, fühlt ſie ein inn're Zagen,
Daß ſie vor Angſt ſich kaum zu faſſen weiß.

Da nahm der König, ohne müß'ges Weilen,
Den Griffel in die kräft'ge Hand, und ſchrieb:
„Sei mir gegrüßt! Den Bringer dieſer Zeilen
Treffe dein Zorn, iſt dir die Tochter lieb!

Ihn richte du nach Eures Reich's Geſetzen:
Sie zu entehren ſann der Böſewicht.
Fern ſei's von mir, das Gaſtrecht zu verletzen, —
Er falle, doch durch ſeinen Gaſtfreund nicht."

Hierauf dem ſchwer verkannten Jüngling naht er,
Blickt ſcharf ihn an, und ſpricht: „Bellerophon!
Bring' dies Anteas königlichem Vater;
Dir wird von ihr dann der verdiente Lohn."

Und der, ſchon ſelbſt bereit, von hier zu ſcheiden,
Eilt fröhlich hin, wohin man ihn berief.
Jobates ſieht ihn, nimmt ihn auf mit Freuden, —
Ein offen Antlitz iſt der beſte Brief.

Doch, als ſie nun das heit're Mahl beendet,
Und der Monarch, im einſamen Gemach,
Den Brief, den Prötus zürnend ihm geſendet,
Mit Neigung für Bellerophon erbrach:

O wie ergreift ihn Trauer und Entſetzen! —
Doch, er beruft den Jüngling, ſchnell gefaßt:
„Fern ſei's von mir, das Gaſtrecht zu verletzen!
Du wardſt mein Gaſt, und wardſt mein lieber Gaſt!

Lies dieſen Brief! du ſiehſt, ich ſoll dich tödten;
Ich thu' es nicht, doch g'nüg' ich Prötus Wort:
Eh' morgen ſich Aurora's Pfade röthen,
Trittſt du hinaus auf jenen Hügel dort;

Dort zeigt ſich täglich uns in blauen Lüften
Ein Schreckgebild, mit dem es Keiner wagt,
Das, uns heraufgeſandt aus Orkus Grüften,
Dämoniſch-grauſig in die Wolken ragt.

Chimära heißt es! mit des Adlers Schwingen,
Dem Leib der Schlange und dem Haupt des Leu'n,
Sieht man's die Stadt umziehn in weiten Ringen,
Und dunkle Flammen in die Lüfte ſpei'n.

Auf! wag's mit ihm! der iſt allein der Brave,
Der trotz der Menſchheit Schauern ſich erkühnt;
Erliegſt du ihm, ſo ward dir deine Strafe, —
Beſiegſt du es, — biſt du, wie wir, entſühnt."

Er geht, und läßt Bellerophon alleine
In ſtiller Nacht; ach, ohne Rath und Licht! —
Da tritt, umglänzt von ſanft bewegtem Scheine,
Apollon vor den Jüngling hin, und ſpricht:

„Getroſt, mein Guter, wer für Rechtthun leidet,
Iſt allen Göttern, mir vor allen, werth;
Verlaß dein Lager! vor den Thoren weidet,
Für dich gezäumt, mein himmliſch Flügelpferd.

Schwing' dich beherzt auf ſeinen weichen Rücken,
Und fühle dich umſchwebt von meinem Geiſt!
Chimära ſchwindet den befreiten Blicken
Leicht, wie mein Strahl ein früh Gewölk zerreißt.

Es flieht der Spuck zur Nacht, die ihn gesendet.
Auf immerdar! Du bändigst das Geschick,
Und hast du, Freund, dein Tagewerk vollendet,
Dann sende mir den Pegasus zurück!"

Wie luftgebor'ne Lyratöne, klinget
Des Gottes Wort noch in des Jünglings Brust,
Als schon die Menge durch die Thore dringet; —
Es lockt nach Niegeseh'nem sie die Lust. —

Sie sah'n es nicht, unfaßbar Menschensinnen,
Begab das Wunder sich in Aethers Raum;
Nur sah man jenes Luftgebild zerrinnen, —
Und die Chimär war ein schwerer Traum.

Doch nicht gelüstet es, zur Erde wieder
Herab zu sinken dem Bellerophon;
Ihm klangen ferne wundervolle Lieder,
Er dünkte sich nicht mehr des Staubes Sohn.

Dem Gott das Pferd allein zurückzusenden,
Gefiel ihm nicht. „Auf! — rief er — göttlich Thier!
Laß uns den Flug, den herrlichen, vollenden, —
Auf zum Olymp! und trage mich mit dir!"

Apollon hört' es, lächelte und grollte
Dem Sterblichen, der sich der Kraft vermaß,
Der, männlich-kühn vollbringend, was er sollte, —
Was er vermochte, allzukühn vergaß:

„Kurzsichtiger! noch bist du schlimm berathen!
Es reicht ein tugendhafter Menschensinn
Und Muth genug zu euern Heldenthaten,
Den Pegasus zu lenken noch nicht hin."

Und eine flücht'ge Bremse sandt' er nieder,
Sie stach das Roß, es bäumte sich, schlug um,
Flog, lastbefreit, zu gold'nen Krippen wieder. —
Der Reiter lag im Staub, — betäubt und stumm.

Dann kehrt er an Jobates treue Seite
Zurück, wo man den Ernsten froh empfing,
Wo man dem Retter Dankaltäre weihte,
Wo Alt und Jung an seinem Munde hing.

Doch schwieg er weislich vom Olymp, und lebte,
Ein wack'rer Mann, und übte seine Pflicht, —
Und seines Werth's Erinnerung umschwebte
Des Helden Grab, wie sanftes Abendlicht.

III.

Den Manen des Dichters.

(M.)

„Des Baues Sinn müßt ihr ergründen,
Euch innig der Vergangenheit verbünden,
Und an dem Strahl der Zukunft euch entzünden!“

Du riefst's, von Wenigen begriffen,
Den Kühnen zu, die, trotz der Selbstsucht Riffen,
Nach einem Kolchis beff'rer Zukunft schiffen.

Allein, wer hörte deine Töne?
Der eitlen Gegenwart bethörte Söhne,
Was kümmert sie das Wahre und das Schöne?

Der reine Klang, er rief vergebens —
Und Lethe's Strom, die Mündung alles Strebens,
Bedeckt die große Wunde deines Lebens.

Nun schläfst du Müder! Deinen Hügel
Umfächelt der ersehnten Ruhe Flügel,
Und Niemand bricht mehr deines Schweigens Siegel.

Ich aber denke dein; und gerne
Möcht' ich dich grüßen aus der dunklen Ferne:
Wir zogen Beide ja nach Einem Sterne!

Spricht doch zu uns, trotz der Vernichtung,
Trotz ew'ger Grüfte Gähnen, deine Dichtung,
Und deutet uns des Geiſtes freie Richtung!

So ſoll denn Dichtung die Geweihten,
Die hoffend noch durchs dunkle Leben ſchreiten,
Mit tröſtlichen Verheißungen begleiten; —

Den Glauben beſſ'rer Seelen künden,
Die Treugeblieb'nen inniger verbünden,
Und ſie zum Lichte reiner That entzünden!

Univ. Bibl.
München

Requiescat.

Die Selbſtſucht und die Schwäche, ſtets gemeinſam,
Verkünden allem Würdigen ſein Loos;
Sich ſelber nennen alle Zeiten groß,
Das Große war zu allen Zeiten einſam.

Du warſt es auch! zu tief haſt du's gefühlt, —
Haſt deines Strebens Fluch in dich verſchloſſen,
Bis ſich der Liebe über dich ergoſſen,
Und Qual und Bangen von dir weggeſpült!

An Grillparzer.

. . . . . Sumo superbiam
Quaesitam meritis.

Der Denker, dem, aus der Erinn'rung Lichte,
Auf Gegenwart und Zukunft Klarheit quillt,
Gestaltet sich zum Sinnbild die Geschichte,
Und was da wird, erklärt sich ihm im Bild;
Das wiederholt sich in der Kunst, im Leben,
Und stets begibt sich, was sich stets begeben.

Und so auch in der Dichtkunst heil'gen Landen
Bewegt sich eine buntgemischte Schaar,
Die, wie sie heut sich tummelt, stets vorhanden,
Nur mannigfach verhüllt, verkleidet war;
Von allen Pfaden, die sie irrend zieht,
Sind's zwei, die man zumeist sie wandeln sieht.

Die Einen seht ihr nur am Rande nippen
Und müßig ernten, was die Kraft gesä't,
Ohnmächtig stieht das Wort von ihren Lippen,
Das wie der Hauch, der es gebar, verweht:
Man kennt das leichte Volk der Dilettanten,
Die nie die Kunst, den Künstler nie erkannten.

Die Andern, nicht wie Menschensöhne fühlend,
Hört Ihr erklären, was sie nicht versteh'n,
Seht sie, in unfruchtbaren Tiefen wühlend,
In schrankenlosen Weiten sich ergeh'n —

Und vor der Jagd nach Gründen und nach Zielen
Entflieht die Muſe mit den heitern Spielen.

Und über Beiden ruhig ſteht der Meiſter,
Mißt ſeinen Kreis und füllt ihn würdig aus;
So wirkt er mit im Chor der Weltengeiſter,
Im Kleinſten groß, in's Ewige hinaus:
Als ihrer Einen dürfen wir dich grüßen,
Und durchs Erkennen wahrhaft dein genießen.

Inmitten eines ſchwankenden Gewimmels
Beharrſt du feſt im ruhigen Genuß
Des ſelbſtgebauten, ſelbſtbegrenzten Himmels,
Wie jener Goldſchmied einſt zu Epheſus,
Der, ob ſie draußen neue Götter künden,
Sich ſtill begnügt — Dianens Kleid zu ründen.

Denn ſie, die, thöricht, mehr als alles wollen,
Indeß ihr Müh'n zuletzt ein Nichts erzwingt,
Sie ahnen nicht, die Ahnung-übervollen,
Daß und wodurch das Große ſich bedingt;
Sie ſchwelgen in ohnmächtigen Gedanken,
Du prüfſt die Rieſenkraft, — und fühleſt Schranken.

Ihm aber, der dies Wort aus dem Gewühle
Dir zugeſandt, wo er ſich einſam fühlt,
Ihm weckt dein Weſen heilige Gefühle —
Wie, wenn in Wüſten, wo nur Nahom gilt,

Zwei Parſen, rein geſinnte, ſich begegnen,
Und ſich im Namen ihres Glaubens ſegnen.

So laß mich ſegnend denn, zum Troſt der Guten
Ausſprechen, was du, längſt, und innig, weißt;
Nicht dich, nur die noch zweifeln, ſoll's ermuthen:
Es ringt die Welt vergebens mit dem Geiſt,
Das Schale blendet nur mit flücht'gem Schimmer!
Das Echte ſiegt zuletzt, und ſiegt für immer.

Ein Wort Grillparzer's. *)

„Nicht ſcheinen, ſondern ſein!“ Du ſprachſt es aus,
Das beſte Wort in beſtgewählter Stunde;
Dich irrte nicht der Freude Feſtgebraus,
Nicht Jubelruf, nicht Lob aus Aller Munde;
In's Inn're traf dein ſtiller, feſter Blick,
Dein Inn're ſtrahlte rein aus ihm zurück.

„Weh dem, der lügt!“ Als Lehre nicht allein,
Auch als Gedicht haſt Wahrheit du gegeben;
Zwar labt des Dichters Sinn ſich auch an Schein,
Auch Wahn iſt Glück und auch der „Traum ein Leben“ —
Doch aller Schein iſt eines Sein's Geſtalt,
Und wahr und ewig bleibt nur der Gehalt.

Wie zu Athen einſt bei des Sängers Wort:
„Wer der Gerechte ſein will, und nicht ſcheinen“
Die Blicke Aller nach des Rechtes Hort
Sich unwillkürlich wendeten, dem Einen:
So wenden dir die unſern jetzt ſich zu —
Denn was du ſuchſt — weil du es ſuchſt — biſt du.

*) G. brachte bei einer Feier ſeines Geburtsfeſtes (wo ſtets mancher hohle Schall mit einklingt) den Toaſt: „Denen, welche Freunde des Vaterlandes und der Dichtkunſt nicht ſcheinen, ſondern ſind.“

Der nur iſt wahr, der Wahrheit hören will,
Der nicht das Wort nur, der auch den Gedanken
In ſeinen Rechten ehrt, geheim und ſtill;
Wie das Geſtirn, um welches Wolken ſchwanken,
Hoch über uns, doch ewig glänzt und rein,
Will er und wird — „nicht ſcheinen, ſondern ſein!“

(Meküja.)

5. Februar 1836.

Auch du! so duldet denn die Erde nicht,
Daß sich das Göttliche auf ihr vollende?
Sie wirft ihm Ketten um; vergebens bricht
Des Geistes Urgewalt des Kerkers Wände
Und frägt erzürnt das ewig heit're Licht:
Warum es seinen Strahl hernieder sende?
Wir hören statt der Antwort, die ihr wird,
Die eigne Fessel nur, die uns umklirrt.

Du warst, gewalt'ger Geist! dir deiner Kraft,
Dir deiner höhern Sendung tief bewußt;
Der Aar des Wortes, kühn emporgerafft,
Entrauschte, Gottheit witternd, deiner Brust, —
Weh! da umschlang es dich dämonenhaft,
Hinab, zum Abgrund reißt Entsetzens-Lust —
Wir sah'n das grauenvolle Phänomen, —
Wir sinnen erst, wir können's nicht versteh'n.

Es ziehn zwei unbegriffene Gewalten
Den Menschen, jetzt zur Tiefe, jetzt empor.
Da gilt es sich an's Menschliche zu halten!
Wohl Jenem, der sich selber nie verlor!
Er läßt die droben, läßt die unten schalten,
Und fördert eine Welt aus sich hervor —
Und hofft mit unverwüstlichem Vertrauen:
Zerfällt auch die — es bleibt ja Stoff zum Bauen!

Procul este profani!

„Hört mich an! die Thür verrammelt!
Weise bin ich, weiß nicht wie,
Wenn ein Publikum sich sammelt"
Daran kennt man das Genie.

„Die Kritik ist meine Stärke,
Ihr Gesetz heißt: Fantasie:
Spielwerk sind mir Eure Werke —"
Also spricht nur das Genie.

„Einst war's Mode, was zu machen,
Eine fade Mode, die!
Das Gemachte auszulachen — "
Ei das nenn' ich mir Genie!

„Bilder jagen und verzweifeln,
Ist die wahre Poesie;
Den Geschmack zu allen Teufeln!"
Hört o hört mir das Genie!

„Ernst bescherzen, Scherz verdrehen,
Dieses nennt man Ironie,
Wer nichts denkt, wird mich verstehen!"
Und das wäre nicht Genie?

„Ich begann einſt, allzuſchüchtern,
Als Naturphiloſophie,
Doch der Wahnſinn war zu nüchtern —“
Derbern fordert das Genie.

„Will die Gegenwart ergreifen,
Mit bonmots befrucht' ich ſie;
Korn wird draus den Enkeln reifen!“
So verheißt uns das Genie.

„Eh' iſt Dummheit! wir, die Freien,
Wiſſen nichts von Er und Sie;
Sitt' und Pflicht ſind Narreteien“
Nun, das wäre doch Genie!

„Seht, ſchon nabt der neue Morgen,
Denn der Hahn kräht: Kikriki!
Kannſt du kräh'n, biſt du geborgen
Denn das Kräh'n macht zum Genie!“
Probatum est.

An M.

In grauer Zeit erging des Schickſals Spruch:
Die Seligkeit des Lichtes zu verkünden,
Wenn Eos Strahlen, Memnon, dich entzünden —
Und nicht verſtanden werden, ſei dein Fluch!

Dein Innres ſei in rauhes Erz verſchloſſen,
Und künde ſich nur ſelten, ernſt erklingend,
Bis Einer kommt, der, dir in's Tiefſte dringend,
Es ahnt, und deutet ſinnenden Genoſſen.

Dann wird, wie Andre ſich durch dich befreien,
Auch dir die Stunde der Erlöſung kommen;
Erkenntniß wird dieß dunkle Leben weihen,
Und dem Empfänger, wie dem Bringer frommen.

Demſelben.

Die redlich Meinenden ſind ſelten,
Noch ſelt'ner Jene, die ſie hören;
Man muß das dumme Volk bethören,
Soll man als ſein Apoſtel gelten.

Wohl Jenem, der mit echtem Muthe
Der Selbſtſucht eitlem Rath' entſagte;
Das lohnt dem Freund, der treulich wagte,
Und kommt doch endlich ihm zu gute.

Nicht immer ſchmeicheln laue Weſte, —
Und — peitſcht der Nord des Lebens Fluth,
Dann frägt ſich's: welcher Rath iſt gut? —
Der bitterſte — das iſt der beſte.

Ich weiß nur Einen Rath zu bringen,
Soll Menſchenwerk und Sein gelingen,
Nur Einen Rath in allen Dingen:
Sich zu erkennen, zu bezwingen.

Abſchiedsgruß an Oberöſterreich.

1843.

So rauſche denn, auf ſcheu empörten Wellen
Dumpf dröhnend hin, du dampfbeſchwingtes Schiff!
Verdunkle, finſtrer Qualm, die ſilberhellen
Gewölke! decke Fluth das ſchwarze Riff!

Bekränzte Felſen, Wälder, Klöſter, Schlöſſer,
Taumelt gejagt in wilder Haſt vorbei!
Sing immerhin, auf wirbelndem Gewäſſer
Dein Zauberlied, der Donau Lorelei!

Ihr übertäubt ſie nicht die ſanften Töne,
Die uns nur hörbar, dort herüberzieh'n,
Wo, friſch wie einſt, in lang entbehrter Schöne,
Land ob der Enns, uns deine Blumen blüh'n.

Und Ihr verwirrt ſie nicht, die holden Bilder,
Die ſich dem Buſen heilend eingedrückt,
Als immer größer uns Natur und milder
Der ach! ſo kleinen — großen Welt entrückt.

Ein freundlich Städtchen in der Fluth geſpiegelt,
Am Strand, am Marktplatz, heitrer Lebensſinn,
Von außen grün umwaldet und umhügelt,
Und liebevolle, treue Menſchen drin;

Und dann ein vielburchpfadet freier Garten,
Jetzt Wald und Strom, jetzt Haus und Hof und Feld,
Dort fernrer Berge duftig blaue Warten,
Hier Landmanns reiches Habe, wohlbestellt;

Und dann ein See, der König doch von allen,
Ihn schirmt der Fels, ihn schmückt das sammtne Grün —
Der Morgen dämmert, zarte Nebel wallen,
Sie schweben, flattern, suchen sich und fliehn;

Und fürder dann, wo Gipfel sich an Gipfel,
Und See an See, und Wald an Wiese schließt,
Wo, übertönt vom Rauschen ernster Wipfel,
Der grüne Strom den weißen Schaum ergießt;

Urwelt von Schnee auf braun umzackten Feldern,
Von wannen hell der Sennin Ruf erschallt,
Einsamer Kühe Läuten in den Wäldern,
Der Wässer Sturz, der irrend wiederhallt, —

Wer hat sie je vernommen — und verstanden,
Die Sprache, die in solchen Lauten spricht,
Und fühlte nicht, wie sie mit süßen Banden
Die Seele still und unlösbar umflicht?

Drum kein Leb'wohl dem Schönen und dem Lieben,
Das lebt und webt in dem gesel'ten Raum;
Wir sind einander ja nicht fremd geblieben,
Und was gelebt ward, war kein eitler Traum.

Kein Traum iſt, was des Menſchen Bruſt durchlodert,
Das Herz wird reich, Beſitz wird jedes Glück,
Und wird es richtend jemals abgefodert, —
Vertraut! es kommt Euch irgendwie zurück!

Drum kein Leb'wohl dem Lieben und dem Schönen,
Soll je die Luft von Menſchenlippen weh'n —
Und muß zum Scheidegruß das Lied ertönen —
Nein! kein Leb'wohl! ein frohes Wiederſeh'n!

Einem Freunde.

Suave mari magno . . . .
Lucret. II.

Jetzt, da sich des Mittags Schwüle,
Sich der Brandung Zorn gelegt,
Da des Abends milde Kühle
Mir das Herz umbalsamt, — fühle,
Welche Hoffnung mich bewegt.

Sieh' mein Schiff, es ist gescheitert,
Gräber birgt der kahle Strand;
Doch mir ward die Brust erweitert,
Und ich sage tief erheitert:
Schön und heilig ist das Land!

Eine Hütte gilt's zu zimmern,
Eine Hütte thut uns Noth;
Hilf sie bau'n aus lieben Trümmern —
Von den Wänden soll es schimmern,
Was Neptun an Schätzen bot.

Ueberfluthet sei'n die Spuren
Unsr'er dunklen Wogenbahn,
Und auf frisch begrünten Fluren
Zünden wir den Dioskuren
Ein verborg'nes Opfer an.

Muſengaben.

(Aus einem Gelegenheitsgedichte 1839.)

Urania.

Als noch der Kindheit friſche Blüthenblätter
Euch Unſchuldvolle träumeriſch umlaubt,
Schon damals ſandten liebevolle Götter
Mich aus, zu leuchten Eurem Haupt;
Da ſahst Ihr mich; und was Ihr Guten ſpäter
In Strebens Drang gehofft, geliebt, geglaubt —
Ich, liſpelt, Euch's als Ahnung aus den Fernen,
Was Wahrheit iſt, und Leben auf den Sternen.

Klio.

Wer einmal ſich den Pfad fand zu den Sternen,
Beruhigt ſchau' er vorwärts, wie zurück!
Er geht die Wege, die ſich nie verlernen.
Die Muſe folgt ihm mit entzücktem Blick:
Denn ernſt und ſtreng geht Klio zu Gerichte,
Doch ewig iſt der Ausſpruch der Geſchichte.

Kalliope.

Wo des Ruhmes Töne ſchallen,
Schwillt dies Herz empor und lauſcht:
Zeiten ſchwinden, Looſe fallen,
Und der Urne Umſchwung rauſcht, —
Aber ewig hör' ich's hallen,
Dichters Wort und acht' es hoch:
„Von den ird'ſchen Gütern allen
Bleibt der Ruhm das Höchſte doch!"

Trauernd sitz' ich oft und einsam,
Wenn mein Geist der Zeit gedenkt,
Als noch Muth und Kraft gemeinsam
Das Geschick der Welt gelenkt.
Damals vor den Liedern allen
Ward dem Heldensang gelauscht, —
Zeiten schwinden, Loose fallen,
Und der Urne Umschrung rauscht.

And're Zeiten, and're Triebe —
Doch, wie sonst Heroenkraft,
Kränzt die Dichtkunst, kränzt die Liebe
Jetzt den Sieg der Wissenschaft.
Mag der wilde Klang verhallen!
Meine Palme gilt ja noch:
„Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm das Höchste doch!"

Polyhymnia.

Wo man bezweifelt und beweis't,
Da ist mein Heiligthum, —
Doch wo Erfindung spricht und Geist,
Ist Polyhymnia stumm.

(Wendet sich.)

Doch seht, wer drängt mit Hast sich dort herein?

Thalia (sich vordrängend.)

Der Heitern will der Vortritt hier gebühren —

Melpomene (ihr folgend).

Der Ernst will nicht zurückgewiesen sein.

Thalia.

Man sieht mich gern an aller Menschen Thüren.

Melpomene.

Gern oder ungern — stehl' ich mich hinein.

Thalia.

Nun gut! du magst versuchen, sie zu rühren —

Melpomene.

Nun gut! umgaukle sie mit heit'rem Schein —

Thalia (ihr die Hand reichend).

Wenn Ernst und Scherz geschwisterlich sich einen,
Da sieht man das Vollendete erscheinen.

Melpomene.

Euch irre nicht der Dolch an meiner Seite,
Die Waffe, sie verletzt nicht blos — sie schützt.
Was wär' dies Leben, wenn es Ernst nicht weihte?
Der Schmerz, der durchgekämpfte, stählt und nützt;
Er gibt dem Menschen treulich das Geleite,
Und ist das Heiligste, was er besitzt:
Denn im krystall'nen Himmelsglanz der Thränen
Verklärt sich der Verlust, so wie das Sehnen.

Nah't immerzu, ihr fröhlichen Kamönen,
Nah't immerzu, mit Sang und Tanz und Spiel!
Lauscht immerhin, ihr Glücklichen, den Tönen,
Mich überlaßt der Stille, dem Gefühl;
Ich kann zur Freude nimmer mich gewöhnen,
Ich scheide aus dem lärmenden Gewühl,
Um Euch, wenn's nachtet, wieder zu begegnen
Und mit der Todesweihe dann zu segnen.

Terpsichore.

Scheide sie immer, vergessen der Schmerzen!
Zweck der Lebendigen ist ja das Leben:
Mögen mit Tanz und geselligen Scherzen
Heitere Genien lind es umschweben.

Euterpe.

(Lied.)

Wenn die Saiten klingen,
Stiehlt sich holde Lust
Auf des Wohllauts Schwingen
In die Menschenbrust:

Mit Entzückenschauer
Füllest du, Musik:
Schmerz wird milde Trauer,
Wonne wird das Glück.

Erato.

Wie nehm' ich an der schönen Feier
Mit meinem späten Liede Theil?
Apoll gab mir die gold'ne Leier,
Ich rühre sie mit Eros Pfeil.
Wenn's Euch im Herzen heimlich flüstert,
Ihr ahnt nicht, wer Euch angeregt?
Lieb' ist mit Dichtung eng verschwistert, —
Die Muse weiß, was Euch bewegt.

Alle.

Ur. Des Geistes ahnungsvolles Sehnen,
Klio. Sein ernstes selbstbewußtes Streben,

Kall. Mit Ruhmespalmen zu bekrönen,
Polyh. Durch Schmuck des Wortes zu erheben,
Thal. Durch Witz und Scherz ihn zu erfreuen,
Melp. Und würdig ihn durch Ernst zu weihen,
Terps. Dazu der Sinne heit're Lust,
Eutery. Des Innern Wiederhall in Tönen,
Erato. Der Liebe Glück in stiller Brust, —
Alle. Das sind die Gaben der Kamönen:
Allein den Willen, recht zu leben,
Den muß der Mensch sich selber geben.

Eros und Charitas.

Wenn man, statt mit todten Lettern,
Wie Natur mit Blumen-Blättern
Alles Daseins Deutung schriebe —
Gäb's ein einzig Wörtlein: Liebe.

In des Lebens Knospenzeit
Spricht mit traulichem Gekose
Dieses Wort der Freudigkeit
Eros Lieblingskind: die Rose.

Wenn der Ernst des Lebens reift,
Naht im Liliengeschmeide
Charitas; ihr Wort begreift,
Nun, wer Trost bedarf im Leide.

Charitas und Eros, Beide,
Sie zum Schmerz und er zur Freude,
Rosen hier und Lilien dort,
Sprechen nur das Eine Wort:

Liebe! und wer spräch' und schriebe
Je mit Lauten und mit Lettern,
Wie Natur mit Blumenblättern:
Schön und rein das Wörtlein Liebe?

Toast.

1.

(Für Grillparzer.)

1844.

Da wir nun eben guter Dinge,
Und Eins im Rechten sind, erlaubt,
Daß ich denn auch mein Gläschen bringe!
Heut gilt's ein Lob, an das man glaubt;
Heut gilt's ein Lob nach meinem Herzen,
Und froh, den Fröhlichen vereint,
Bring' ich es, unter Lust und Scherzen,
Dem Einen, der's stets echt gemeint.

Dem Einen, der, bei allem Wechsel,
Treu blieb der eig'nen, großen Art,
Der, selbst bei uns'rem Reimgedrechsel,
Den Sinn für Poesie bewahrt;
Der, keiner Einzelgilde zünftig,
Nicht klarer scheinen will als klar,
Vernünftiger nicht, als vernünftig,
Und wahrer nicht — als eben wahr!

Ihm, dessen Kunstgebilde leben,
Dem sich das Wort zum Körper ballt,
Der, wo wir Andern schwatzend streben,
In's Dasein zaubert die Gestalt;

Der, haſſend jede Uebertreibung,
Das Maß erkennt und ehrt und übt, —
Doch, wozu weiter die Beſchreibung?
Dem Einen, den ihr alle liebt!

Ihm ſei es herzlich angeklungen,
Ich weiß gewiß, er nimmt's nicht krumm:
„Sie haben mehr mich angeſungen —“
So hör' ich ihn — „es ſei denn drum!“
Sprichts und gedenkt beim Gold des Weines,
So oft der Tag ihm wiederkehrt —
(Recht oft, recht oft noch!) des Vereines,
Der, ehrend, heut' ſich ſelber ehrt!

(Nachſchrift, als Er. ſich mündliche Vorträge verbat.)

„Gewißheit war auch hier nur Schein,
Und es kam anders, als ich dachte:
Du willſt nicht angeſungen ſein!

Auch gut! Der Toaſt, den ich — nicht brachte,
Er iſt darum nicht minder dein:
Die Wahrheit lag ja nicht im Wein!

2.

(Für Oehlenschläger.)

1811

„Klassisch und Romantisch“ klang es
Einst als Losung in's Gefecht;
Deutsch erklangs; dein Herz durchdrang es,
Und das Leben gab dir Recht, —
Als, zu Bragas Hand geworden,
Du das Jugendbanner schwangst,
Und, des Nordens Sohn, dem Norden
Seine eig'nen Götter sangst.

Doch wie nun? um jene Kämpfe
Handelt es sich nimmermehr;
Statt Gefühlen brachten Dämpfe
Einen neuen Weltverkehr.
Aus der Kunst entfloh das Leben,
Aus dem Leben flieht die Kunst,
Stiller Götter leises Schweben
Fühlt man nicht in Qualm und Dunst.

Dem Begriff soll sich bequemen,
Wie das Herz, so das Gedicht;
Lorbern werden zu Tantièmen,
Auch Apoll verweis't „auf Sicht;“
Und ein kritisches Gewimmel
Schwirrt umher und summt und sticht, —

Kunſt — wo iſt dein heit'rer Himmel?
Unſer Beſter — regt ſich nicht.

Sei gegrüßt aus deinem Norden,
Der du frohe Zeichen bringſt.
Der du kräftig Mann geworden,
Noch das Jugendbanner ſchwingſt!
Doppelt Heil dir! deß ſich freuen
Hoffnung und Erinnerung!
Wer der Alte bleibt im Neuen,
Der allein iſt ewig jung.

3.

(Für Cornelius.)

1844.

So bringt denn der gemüthliche Phäake
Am Iſter auch dir: Heil Cornelius!
Iſt ihm Genuß am meiſten nach Geſchmacke,
Ward er ihm Kunſt — ſo werd' ihm Kunſt Genuß!
Auf dieſem Weg begreift ſie ſich am ſchnellſten,
Und glänzt ſo, recht beſchaut, wohl auch am hellſten!

Der Farbe Reiz, des Lichtes Wechſelſpiele,
Entzückten uns — und ſättigten gemach;
Wir ſind nicht froh, und ſcheinen uns am Ziele,
Wir ſehnen uns, und wiſſen nicht wornach;

Da zeigteſt du den Hort, zur Zeit des Schwankens,
Und lehreſt uns die Rechte des Gedankens.

Und lehreſt aber auch, ihn nicht blos denken,
Und ſchafft ihn zum Genuß um durch die Form;
Das Schrankenloſe faßbar zu umſchränken,
Ergriff dein Geiſt des Schönen ew'ge Norm,
Und, ſtatt der Kunſt, ſich in die Zeit zu ſchicken,
Zwingt er die Zeit, zur Kunſt hinaufzublicken.

Denn ewig iſt die Kunſt, in ſich begründet,
Die reine Menſchheit iſt ihr Vaterland.
Verſöhnung iſt das Wort, das ſie verkündet,
Die Sprache der Empfindung iſt ihr Band;
Man ſieht den Meiſter es mit ſich'rer Rechten
Und ſanfter Macht um alle Völker flechten.

Iſt einem Deutſchen ſolch' ein Sieg gelungen,
So ſoll der Deutſche d'rum geprieſen ſein;
Doch Eins ſei ehrfurchtsvoll mit angeklungen —
Ich weiß, da ſtimmt Cornelius mit ein:
Hoch, dreimal hoch die Griechen, hoch die Alten!
An ihrem Sinne treulich feſtgehalten!

Zum Mozartsfeste.

5. Dezember 1841.

Was will das Wort in seiner Ohnmacht hier?
Hier, vor der Allmacht Geist-durchdrung'ner Töne?
Vergebt, nicht das undeutbar Große, Schöne —
Des Künstlers Werth zu deuten wagen wir.

Ein Echtes gibt's in Wissen, Kunst und Leben,
In dem der Menschheit Athem freundlich webt;
Das kund thut des Gemüthes leises Beben —
Und wie's vom Herzen kommt, zum Herzen geht.

Und wieder gibt's dämonische Gewalten,
Sie locken heimlich, reißen stürmisch mit,
Des Genius gesetzlos kühnes Schalten,
Es ist der Genius, der es vertritt.

Hinab schwebt Helios die gold'nen Bahnen,
Und läßt der Erde scheidend ihren Sohn:
„Zurück, Verweg'ner," tönt sein ernstes Mahnen —
„Wer folgen will, er wird zum Phaeton!"

Doch sie, die liebewarme Musen weihten,
Im Herzen treu der Menschheit reines Bild,
Erschaffen ein Gesetz, das ewig gilt,
Und bleiben so das Vorbild aller Zeiten.

Sie zeigen uns die einzig rechten Bahnen,
Und laden freundlich, sie zu wandeln, ein;
Sie lassen uns die eig'nen Kräfte ahnen,
Sie sind zu groß, um mehr als groß zu sein.

Drei haltet hoch, die diesen Kranz erwarben:
Homer, den alten Zögling der Camönen!
Den Dichter (so nur hieß er Hellas Söhnen)
Und Rafael, der Seele lieb den Farben,
Und Mozart, der sie ausgeströmt in Tönen!
Hoch, dreimal hoch, die Lieblinge des Schönen!

Album-Blätter.

Ein Album iſt der Menſchen inn'res Leben,
Das aufbewahrt in Gottes Händen bleibt:
Ein leeres Blatt wird Jeglichem gegeben,
Und Jeder iſt nur, was er darauf ſchreibt.

Fällt mein Blick in dieſe Kreiſe
Geiſtiger Genoſſenſchaft,
So erkenne ich und preiſe
Frohbewegt des Wortes Kraft.
Das allmählig, leiſe, leiſe
Eine ſtille Welt ſich ſchafft.

Fragend blick' ich zu der Dichtkunſt Göttern,
Was verhängt ſei über Deutſchlands Flur?
Nach ſo manchen hübſchen Frühlingswettern —
Doch von reifen Früchten keine Spur?
Bildet ſich vielleicht aus Album-Blättern
Eine herbſtliche Literatur?

Mag ſie doch! Es läßt ſich herrlich wohnen
Unter unſ'rer Väter breitem Dach;
Nennt uns Immermann gleich Epigonen,
Folgen uns doch wieder And're nach:
Mögen die dann zuſeh'n, wo ſie thronen,
Wenn der Sturm die alte Hütte brach!

„Gleichem Streben
Treu verbündet" —
Das begründet
Unſer Leben.
Keine Ferne
Kann uns trennen:
Wir erkennen
Uns am Sterne.

Wenn Vögelſang aus Büſchen freundlich dringt,
Der Morgen dämmert hinter bleichen Sternen, —
Dann ſei der Freunde Bild in dir verjüngt:
Durch ſolche Boten grüßen dich die Fernen.

Ich möchte nicht, daß du das Spiel verlernſt,
Die holde Thorheit je von dir entfernſt:
Verbleibe ſie dein Scherz, wie ich dein Ernſt!

(Im April 1837.)

Wie nun aus tiefſter Liebesregung
Die hold-verjüngte Erde bebt:
So fühle ſich in die Bewegung
Auch der erneute Menſch verwebt.

Doch ſoll er ſeines Geiſtes Blüten,
Nicht wie die ſpielende Natur
Die übrigen, vergeudend ſchütten
Auf die betret'ne, braune Flur;

Kein frevelhafter Leichtſinn greife
In ſeine Krone vor der Zeit —
Und in verſchwieg'ner Stille reife
Die ernſte Frucht der Ewigkeit!

1838.

Von holden Blüten mancherlei,
Liebt ſich mein Herz beſonders zwei,
Aus deren ſchöner Einigung
Ein freundlich' Gleichniß zu mir ſpricht:
Kornblumen und Vergißmeinnicht, —
Als Hoffnung und Erinnerung!

Männer knüpft die That zu ernſter Innung —
Frauen das Gemüth und die Geſinnung.

Unſchätzbar iſt, was du mir ſchenkſt:
Daß du in Wald- und Wieſengründen,
Wo Welt und Menſchen uns verſchwinden,
Doch Guter! mein gedenkſt.
Ach, in der Menge ſelbſt allein,
Mit unausſprechlichen Gefühlen
Im Kampf, die mir im Buſen wühlen, —
Gedenk ich dein.

Zarte Neigung wird ſich inne
Durch Gedanken und Gefühl;

Aeußerlich beglückt der Sinne
Vielberedtes, holdes Spiel,
Tief im Buſen quillt es heiß —
Ausgeſprochen ſtockt's zu Eis:
Braucht denn Liebe ſchwarz auf weiß?

Kurz war unſer froh' Begegnen, —
War ein Finden und ein Trennen:
Doch die Gottheit wird es ſegnen:
Denn es war auch ein Erkennen.

Echte Treue ſpricht in Werken,
So wie Gott und die Natur,
Wo nur Lieb' und Schmerz ſie merken,
Birgt ſie ſcheu die zarte Spur —
Daß wir dann mit Staunen leſen:
Seht nur! hier iſt ſie geweſen.

Uns wand im heit'ren Jugendglanz
Die Freundſchaft ihren Blüthenkranz,
Verwebt mit Immergrün, durchſchlungen
Von lieblichen Erinnerungen:

So laß uns, was der Morgen bot,
Bewahren bis zum Abendroth;
Aus zarten Blumen werden Sterne, —
Sie leuchten ewig in die Ferne.

Des Schickſals wilde Fluten toſen,
Im Buſen lauſcht der grimmſte Feind;
Wer hat aus uns um flücht'ge Roſen
Der Erdenfreude nicht geweint?

Glückſelig, wem ein Gott gegeben,
Daß Dichtkunſt ſeinen Pfad erhellt,
Die, was ſich fern und fremd im Leben,
Vereint in ihrer ſchönen Welt;

Die Alle, ſo ihr gläubig nahten,
Mit ſanfter Friedensluft umweht,
Und in den Schoß der Zeit die Saaten
Der Freiheit und der Liebe ſä't!

Die Jahre, ſchwerer Pflicht geweiht,
Sie bringen uns ſtatt Freude Leid:
Aus fremdem Drangſal eig'ne Schmerzen;
Das Lieblichſte, was ſie uns ſchenken,
Bleibt ſtets: in einem holden Herzen
Ein freundlich ſtilles Angedenken.

Vom Oſten goß das Licht ſich auf die Erde,
Woran der Süd den Strahl der Kunſt entflammte,
Im Weſten rief der neuen Bildung Werde
Die alte Kraft auf, die dem Nord entſtammte:
Daß ſich der Menſchheit großes Wort vollende. —
Reicht euch, ihr Völker, brüderlich die Hände!

Wir wiſſen's nicht, iſt's ein Erinnern,
Iſt es ein Hoffen, —
Wodurch der Menſch im tiefſten Innern
Vom Strahl der Dichtung wird getroffen.
Wenn Nachtgewölk ſich um ihn legt
Und Sturm, von dunkler Macht erregt,
Das Bild, das er im Tiefſten hegt,
Das ewig feſtgewähnte, mitbewegt, —
Da naht ihr ſchmeichelnd, gold'ne Lieder,
Ihr bringt es wieder, —
Und, wie ein Himmel, ſenkt ſich's auf ihn nieder.

Die Vorwelt ſcheint ein Ocean,
Aus welchem hehre Inſeln tauchen. —
Von ihren heil'gen Ufern hauchen
Uns ahnungsvolle Düfte an:
So ragen ihre Auserkor'nen
Weit ob der Schaar der Mitgebor'nen;
Die Zeit bezwang dies Element:
Sie hat nun Geiſt dem Geiſt verbündet;
So ward ein feſtes Land gegründet,
Das keiner Woge Trotz mehr trennt, —
In deſſen Furchen Keime gähren,
Die, aufgeblüht, die Welt verklären.

Glücklich, wer nicht ganz vergebens,
Von des Schönen Strahl beglänzt,
Den uralten Bruch des Lebens
Durch das Spiel der Kunſt ergänzt.

Selig, wer, wenn ihm des Lebens
Hand das bitt're Gift kredenzt,
Mit der Palme ernſten Strebens
Opfernd ſeine Schale kränzt!

Für die Hoffnung und den Glauben
Seß' ich: Wiſſenſchaft und Kunſt —
Die des Himmels Zorn und Gunſt
Uns nicht geben kann noch rauben;
Und ſo bliebe
Von den Dreien nur: die Liebe,
Liebe, deren ſüße Kraft
Uns die Welt zum Himmel ſchafft.

In das Album eines Landſchaftsmalers.

(P. Palm aus Schweden.)

Mir gefällt des Lebens Landſchaft,
Wenn durch heit're Thäler hin
Blumen bunt und Bäume grün
Im Gefühle der Verwandtſchaft
Mit des Himmels Sonne blüh'n;

Wenn Gebirge, tücht'gen Thaten,
Seen, ſtillen Träumen gleich,
Felſen raub und Wellen weich,
Wechſeln mit den gold'nen Saaten
An Beſitz und Hoffnung reich;

Wenn in ungemeſſ'ner Ferne,
Wie in Welt- und Zeitgeſchick,
Sich verliert der müde Blick, —
Und dann wieder doppelt gerne
Kehrt zum Vordergrund zurück;

Wo ein Bild beglückter Liebe,
Als Staffage eingewebt,
Erſt das Ganze ſchmückt und hebt:
Denn — ſelbſt die Natur, was bliebe
Sie, von Liebe nicht belebt!

Leben, die flüchtige Sibylle,
Streut im Vorbeifliehn Blätter aus;
Es ließt sie nur der klare Wille —
Wer höret ihn im Weltgebraus?

Wollen muß man; das ist es eben,
Was die Prophetin in Räthsel vergräbt:
Der allein versteht das Leben,
Der es nicht ausspricht, — der es lebt.

1829.

O möchtest du es nie erfahren,
Was Freundschaft dem Gemüth gewährt!
Weil man es leider! nur in Jahren,
Da man nicht glücklich ist, erfährt.

„Was Oestreich wünscht" — was wünscht es denn?
Wer darf's, statt seiner, sagen?
Doch was der Oesterreicher wünscht, —
Das wüßt' ich wohl: Behagen.

Das hat er, in und außer sich,
Braucht nirgends anzufragen,
Am wenigsten bei Nachbar'n, die —
In seinem Namen klagen.

Und was er braucht? er spürt's wohl auch,
Spürt's auch an heit'ren Tagen

Auch ohne All-Philoſophie,
Auch ohne leeren Magen.

(Zu B . . . d. Porr.)

„Unvorſichtig" ſind die Kinder,
„Muthig" iſt des Mannes Wort,
„Unwahr" iſt der Pfad der Feigheit,
„Schweigen" oft der Wahrheit Hort.

Leicht verirrt der Menſchheit Schritt ſich —
Wo den rechten Weg ſie fand,
Führte ſie die ernſte Wahrheit
An der Vorſicht weiſer Hand.

(An denſelben.)

Des deutſchen Luſtſpiels Kranz ſei dein!
Du halfſt, aus ihm, wie ſich's gebührt,
Die einſt beliebten Groben zu verbannen,
Doch von dem Loos der Trefflichen gerührt,
Führſt du die Bühnen-Ex-Tyrannen
Dafür in's Leben ſelber ein.

(Zu das Album der Concordia.)

Concordia! ein ſchönes Wort:
Mit Einem Herzen fühlen,
Mit Einem Sinn zum Lethe fort —
Was quält — hinüberſpülen!

Und Eintracht! ein noch ſchöner' Wort:
Nach Einem Ziele trachten —
In Eines treuen Strebens Hort
Sich finden, lieben, achten!

Wohl Euch, daß hier, am heit'ren Ort,
Sich Beides froh begegnet:
Der deutſche Sinn, das röm'ſche Wort,
Durch jede Kunſt geſegnet.

(Den Hyper-Idealiſten.)

Träumt immerhin ein Eden euch im Leeren,
Blind für die Sonne, die der Erde glänzt!
Sprecht dem die Liebe ab, der in die Sphären
Des Menſchlichen ſich innig eingegränzt!
Ich kann nur den aus tiefſter Bruſt verehren,
Den Wahrheit mit dem friſchen Zweige kränzt;
Ihn, der ſich ſelber treu und klar geblieben,
Dem das **Verſtehen iſt das wahre Lieben.**

(In ein Vereins-Album, von Frauen ausgegangen.)

Der Künſtler gibt, bewußtlos wie die Welle,
Die Welt, in der er ſich bewegt, zurück.
Ein düſtres Bild entſteigt an düſtrer Stelle
Der Tiefe, vor dem einſam ſcheuen Blick;
Lebendig glänzt das Wort und friſch und helle,
Ward ſeinem Bildner froben Umgangs Glück;
Der Menſchheit Pflanze wurzelt im Gemüthe,
Doch nur Geſelligkeit reift ſie zur Blüte.

Es liebt der Deutſche, ſtill in ſich gekehrt,
Des Innern ernſte Wunder zu beſchauen;
Der heit're Franke fühlt des Aeußern Werth,
Ihm gilt die Welt, der zarte Sinn der Frauen.
Warum nicht Beides einen? Lernt und lehrt, —
Benützt die Erde, ſtatt auf Luft zu bauen,
Und weiht das Werk der Welt, die Euch umrankt, —
Und dankt ſie Euch — bedenkt, wem Ihr es dankt.

1821.

Heil'ge Kraft, du lebſt noch,
Adler Zeus, du ſchwebſt noch
Ueber deiner Welt;
Muth! der Würfel fällt.
Heldengeiſter lauſchen
Dem bekannten Rauſchen, —
Liebem Waffenklang;
Kommen aus dem Grabe,
Geh'n mit Feldherrnſtabe
Schaar für Schaar entlang;
Daß ſtatt Sklaventrauer
Alter Freiheit Schauer
Hella's Mark durchdringt.
Segen Euren Waffen!
Europa's Völker gaffen —
Und die Wage klingt.

Laßt Euch ein Wörtlein ſagen,
Ein Wörtlein ſtets zur Zeit,
Es galt zu Noahs Tagen,
Es gilt vor allem heut;
Ja, ganz beſonders heute,
Zur Zeit der Wortewuth, —
Und heißt, ihr lieben Leute:
Sprecht wenig, aber gut.

Die Schönſte zu erobern,
Wie leicht iſt's, und wie ſchwer!
Es tanzt die Schaar von Lobern
Vergebens um ſie her.
Sie ſieht ſie lächelnd flattern,
Sie winkt Dir — faſſe Muth!
Laß jene Laffen ſchnattern, —
Sprich wenig, aber gut.

Und mit der Gunſt der Großen
Iſt's wie mit Frauengunſt;
Nur allzuleicht verſtoßen
Die Einfalt wie die Kunſt.
Nicht unbedacht im Worte,
Nicht ängſtlich auf der Hut,
Bleib' treu der Wahrheit Horte:
Sprich wenig, aber gut.

Selbſt Ihr, verehrte Damen —
Doch halt! mir ſinkt der Muth;
Ziemt's Weisheit auszukramen
Dem, der da lehrt, nicht thut?
Es könnte ſich ereignen,
Wär' er nicht wohlbeſchuht, —
Man jagt ihn mit dem eignen:
Sprich wenig, aber gut.

An A.

(Nach einem Geſpräche über die Geſinnung des Dichters.)

Die echte Kunſt — verſteh' mich recht —
Frägt nicht nach gut, frägt nicht nach ſchlecht.
Sie fühlt mit allen, und iſt nur
In allem wahr, wie die Natur.

Ein Abgrund iſt ja das Gemüth,
In den nur Gottes Auge ſieht;
Und ſag': wie ſtellſt Du Schlimmes dar —
Wenn Dir nie ſchlimm zu Muthe war?

Doch tröſte Dich! Das Gegentheil,
Gilt es nicht auch zu unſerm Heil?
Wie ſtellte der das Gute dar —
Der niemals gut im Innern war?

Einer berühmten Sängerin.

(Album-Blatt für Frau v. Haſſelt-Barth.)

Tiefſter Schmerz und höchſte Luſt —
Wird im Wort ſich erſt bewußt.

Und das Wort verfliegt, verhallt,
Gibt ihm Rhythmus nicht Geſtalt.

Doch der Rhythmus iſt nur Klang —
Leben ſchafft ihm erſt Geſang.

Und das iſt des Sanges Werth,
Daß ihn Meiſters Kunſt verklärt.

Vierfach iſt der Kranz vereint. —
Und du fragſt noch, wen er meint?

1840.

(Zwei Damen, welche ſich in Muſik und Zeichnen theilen.)

Die Kunſt der Farben und die Kunſt der Töne,
Sie ſieh'n ſich nicht, ſie führen keinen Streit;
Sie ſuchen Beide, Arm in Arm, das Schöne,
Sie dienen Beide der Geſelligkeit.

Betrachtung mag den Einſamen erquicken,
Geſellſchaft bleibt der Künſte Vaterland;
Hier walten ſie veredelnd und beglückend
Mit Zauberkraft aus zarter Frauen Hand.

Wenn jene beiden erſt den Umgang weihen,
Wirkt dieſer bildend doch zurück auf ſie;
Und Ein Geſetz, es lebt in allen dreien, —
Das Höchſte, ewig Eine: Harmonie.

Wer ſpricht es aus, das Wort des Lebens?
Wem ward ſein tief Geheimniß kund?
Es ringt des Mannes Kraft vergebens
Sich an des Abgrunds Pforte wund:

Und ſieh! der Frauen zart Gemüthe
Pflückt, ſpielend an der Tiefe Rand,
Das Räthſel ab, wie eine Blüthe, —
Denn alles löſt der Liebe Hand.

1831. Aland.

Der Abend ſenkt ſich ſchweigſam auf die Flur;
Und wie der Heerde Klang, der Grille Zirpen
Allmälig aus der Landſchaft ſich verliert,
So wird dafür im Hauſe meines Innern
Die traute Stimme der Erinn'rung laut.
Da mahnt es mich an Stunden froher Luſt,
An Freundes-Arm im Stadtgewühl durchlacht, —
Doch wie die Sonne tief und tiefer ſinkt,
Steigt ahnungsvoll in mir die Frage auf:
Ob wir noch in dem Dämmerlicht des Morgens,
Ob in der Mittagsſtunden ſchwüler Hitze, —
Ob wir im Abendſchein uns wiederfinden?

Die Veilchen und die Roſen,
Die haben's freilich gut!
Der Fels mit dürren Mooſen,
Was weiß er, wie das Koſen
Der treuen Mutterliebe thut?

Und bricht in morſche Theilchen
Der Sturm den Felſen kühn. —
Die Roſen und die Veilchen,
Sie bücken ſich ein Weilchen —
Und ſieh, der Sturm fährt d'rüber hin!

Wie dankt der Fels Euch Blüten,
Daß Ihr ihn freundlich ſchmückt!
Er möcht' Euch's gern vergüten —
Doch ach, was kann er bieten,
Als — Schatten, wenn die Sonne drückt?

An G.

(mit den Lebensblättern.)

Der Dichter ſchafft ſich Wahrheit, baut ſich Welten,
Wir Andern irren, weil wir ſuchend ſtreben;
Wenn ich nur Halbes gebe, laß' es gelten:
„Gelöſ'te Theile ſind's von meinem Leben."

An Ed. Br.

(mit Xen.)

Wenn du das Büchlein nicht verſchmähſt, —
Die Welt mag rühmen oder ſchelten!
Es läßt nur dich als Richter gelten,
Weil du allein es ganz verſtehſt.

An Baufd.

(mit Xen.)

Nimm abgeriſſ'ne Sätze eben
Als unbenützte Stoffe an:
„Ein Jeder findet nur im Leben,
Was er ins Leben bringen kann."

An einen Gegner.

(mit Xen.)

Wenn man nicht Recht, das Rechte nur will haben,
So müſſen Widerſprüche ſich begegnen, —
Und Zeiten, die verſöhnen und begraben,
Sie werden ſtill gelegte Saaten ſegnen.

Variante.

Wünſchen Zwei blos Recht zu haben,
Werden ſie ſich nie verbinden;
Wollen ſie das Rechte haben,
Werden ſie ſich ſicher finden,
Sei das unſerer Begegnung
Herzlich ausgeſproch'ne Segnung!

Wandern wir nach Einem Sterne,
Sei es auf verſchied'nen Wegen! —
Kommen wir aus jeder Ferne
Endlich dennoch uns entgegen:
Ein vollendetes Erkennen —
Um ſich nimmermehr zu trennen!

(Erwiederung.)

Malen, Dichten, Denken, Heilen
Nenn' es immer ein Verdienſt!
Es durch Anerkennung theilen,
Wird zum doppelten Gewinnſt;
Doch das Höchſte, unvergleichbar,
Und der herrlichſte Gewinn,
Bleibet, Jeglichem erreichbar:
Reines Herz und heller Sinn!
Nimm den Dank für deine Gabe —
Als den beſten, den ich habe.

(Mit der Diät. d. G. an G.)

Ruhe ſchafft nur die Erkenntniß,
Und im Willen liegt das Heil.
Kommen ſo ſich durch Verſtändniß
Arzt und Leidender entgegen,
Findet Jeder ſeinen Theil:
Jener Dank, und dieſer Segen!

(Mit der Diätet d. Seele den Dresdnern.)

Zwei kleine Verſe ſchließen
Die ganze Lehre ein:
„Entſag' — um zu genießen,
Vergiß dich — um zu ſein!"

(In's Album eines Kunſtkenners.)

Form iſt der Einung Element.
Was Geiſt und Stoff zum Scheine trennen,
Verbindet ſie durch ew'ge Normen;
Und wer die Künſte liebt und kennt,
Die man bedeutſam „bildend" nennt,
Wird in des Lebens alten Formen
Das echt Gebildete erkennen.

(Mit Mayrhofer's Nachlaſſe dem Mitſichter.)

Empfange, was du mitgedichtet
Doch treu auch mit-empfunden haſt.
Das Lied gehört dem, der's erfaßt,
So gut wie dem, der es gedichtet.

(Mit demſelben an G.)

Dies Büchlein, treuen Fühlens Zoll,
Es darf vor dir erſcheinen;
Was dem Gemüthe rein entquoll,
Wird nie der Geiſt verneinen!

(An S.)

„Genuß" blos von Genießen?
Warum nicht von Genoſſen?
Was iſt Genuß allein?

Zahme Xenien.

(An A. S. aus dem J. 1825.)

Heute führte der Freund mich, der glühende, hin zu der Schönen,
Aber ich Kenner fand bald ſie zu kurz und zu ſchmal.

„Ei des Spottenden! läßt die Liebe ſich alſo bemeſſen,
Daß ſie nach Schuh und Zoll rege das ſchwellende Herz?“

Als ich zuerſt (wohl aus Neid) die zu kurze Freundin getadelt,
Folgte der prüfende Freund bald dem erfahr'neren Blick.

Denn er wählte nun ſie, die alle Dimenſionen
In die Läng' und die Quer' auf das Vollkommenſte füllt.

Hat am magern Idyll ſich Damon hungrig gegeſſen,
Fällt der begehrende Hans über die Fleiſchtöpfe her.

„Seid nicht ſo grob, ihr Xenien! hat es doch wahrlich den Anſchein,
Daß es ein Gräuel Euch ſei, wenn ein Vortrefflicher liebt!“

Ei wie wär's uns ein Gräu'l — vorausgeſetzt, daß er fortſetzt?
Doch, wenn's beim Anſatz bleibt, bilden den Gegenſatz wir.

Immer werd' er getäuſcht, und immer ſoll er enttäuſcht ſein!
Wiſſend, daß er ſich täuſcht, täuſcht er ſich gerne ſodann.

Trübt ja doch kein Inſekt ein Glas voll klaren Getränkes —
Doch ein geſchloſſenes Aug' öffnet dem Reize ſich ſchnell.

Und nun ſtill und genug! der Freund erkennt das Verhältniß;
Wär' ihm ein jedes ſo klar, würd' es ihm trefflich gedeih'n!

Maccaroniſch.

Es ruft der Menſch ſein die, cur hic
Dem Schickſal zu. — Was ſchallt zurück?
Die Kugel Welt geht um und um,
Sic eunt fata hominum —
Mit ihr dreht ſich dein Loos um —
O stercus pretiosum!

Du frägſt mich über Wohl und Weh?
Hier iſt das ganze A. B. C.:
A. Sustine et abstine,
B. Tibi ipse gaude,
Und C. Valere aude!

Da haſt du noch ein Sprüchtein
Aus meinem Wanderbüchlein:
Willſt du zur ew'gen Glorie —
Aut vincere, aut mori:
Verſchanze deine castra —
Per aspera ad astra!
Nie heiß' es: ſchau' um! — dreh' um! —
Nur g'rad aus — sequi deum!

Auf dieſe Sprüche ſollt ihr
Mit nichten ſchreiben: finxit:
Das rechte Zeichen wollt ihr?
Schreibt: in tormentis pinxit.

Belehrung iſt Erſparung,
D'rum credite experto.
Nur freilich bleibt Erfahrung
Vox clamans in deserto.

Tafelſpruch.

(Concordia.)

Geiſteskraft vor allem preiſ't —
Daß ſich nichts ihr meſſe!
Doch zuerſt bedarf der Geiſt —
Daß der Körper eſſe!

Zweitens: daß er ſich das Blut
Brav durch Wein verbeſſ're;
Thut der pure dir nicht gut,
Immerhin, ſo wäſſ're!

Drittens: daß man durch die Welt
Mit Genoſſen wand're.
Schließ' dich an — denn was dir fehlt,
Hat vielleicht der And're.

Gläſerklang und Wanderbrauch
Will noch nichts bedeuten,
Naht nicht viertens: Tonkunſt auch,
Um ſie zu begleiten.

Und der frohen Stunde Glück
Wünſcht man feſtzuhalten,
Da braucht's fünftens: Malers Blick —
Um es zu geſtalten.

Und zuletzt, am Freudeport
Scheint was zu gebrechen,
Kommt nicht sechstens: Dichters Wort —
All das auszusprechen.

Und nun noch das Siebente —
Doch ich darf's nicht nennen:
Nur als treu Verbundene
Sollt Ihr es erkennen!

IV.

Resultate,

II.

Ein Jeder geht mit sich zu Rathe,
Und gebe, was sich ihm ergeben.
Das Mädchen aus der Fremde: Leben,
Bringt Blüten diesen, Früchte jenen.
Dem Weisheit, dem Genuß, dem Thränen.
Mir bringt es nichts, als — Resultate.

Wollt Ihr lernen? Kommt herbei!
Wißt Ihr's beßer? Gut, es sei!

Jeder Augenblick des Lebens
Iſt ein Blättchen der Sibylle:
Tiefſinn grübelt d'ran vergebens,
Leichtſinn jubelt d'rüber hin
Wer verſteht es? Klarer Sinn
Und ein reiner, treuer Wille.

„Was soll am Ende resultiren
Aus allen deinen Resultaten?“

Ich kann es selber nicht errathen,
Geduldig laß' ich mich vexiren,
Und such', in Krankgefühl und Schwächen,
Nur stets mein Wesen auszusprechen.

Mühsam ist es, aus dem tauben
Körnig Erz herauszuklauben;
Ist dir so wie mir zu Muthe?
Nun, du hast die Wünschelruthe!

Statt in schrankenlose Weiten
Deinen irren Flug zu lenken,
Laß dich, Strebender! bedeuten:
Dich aufs Deine zu beschränken,
In dich selbst dich zu versenken.

Klagt Ihr über Druck von Außen?
Druck von Innen klaget an!
Dem dankt, der von Selbstbeschränkung,
Thoren! Euch befreien kann.

Das Licht in deinem Busen,
Das hüte, hüte du!
In heilig ernster Ruh'
Bewahren dir's die Musen;
Doch schlag' auch Mavor's Rechte
Den Frevler, der es tilgen möchte:
Das Götterlicht in deinem Busen.

Die Losung heißt: Erkenn' und wage!
Daß Mannessinn der Selbstsucht Trug,
Der Jünglingsträume Glanz entsage,
Und liebend wirke, ist genug.

Ein Dienst zu Nacht ist unser Leben,
Genuß ist fauler Wächter Traum;
Vor keinem Hirngespinnste beben, —
So leicht es klingt, kann's Einer kaum!

Zwei Kräfte sind es, die mich halten,
Wenn Blatt auf Blatt vom Zweige fällt:
Natur! dein schöpferisches Walten,
Und deines, freie Geisterwelt!

Er ward dein Pfund dir zugemessen,
Vermehr's, wo möglich, hundertmal:
Verwende treu die Interessen,
Verschließe tief das Kapital.

Ich schuf: da ward mir klar —
Daß das Genießen war.

Herb ist Weisheit, süß ist Thorheit,
Frohe, irrt nur immer zu!
Weg die Thräne,
Die das matte Aug' befeuchtet!
Sieh, wie froh die Sonne leuchtet —
Ihres Schein's genieße du!
Hoffe! — wähne! —
Deine Weisheit, deine Thorheit
Deckt derselbe Hügel zu.

„Willst dich denn ewig vergebens plagen?
Merkst du, daß sie dein lachen, nicht?"
Müde bin ich, so gut wie Einer,
Mich zum Reden brächte Keiner —
Wär' es nicht unsre verfluchte Pflicht:
Immer und immer das Wahre zu sagen,
Immer wieder — bis an's Ende,
Wenn es auch Keiner, Keiner verstände!

Die Wissenschaften und die Sagen,
Der Kunst Bemüh'n, der Welt Geschichten,
Was sind sie als verhüllte Fragen?
Aus nachtumschloss'ner Quelle fließt
Der Strom des Heiligen, des Bösen;
Ein Räthsel aus Genuß und Klagen

Gibt jeder Dichter aufzulöſen —
Weil jeder ſelbſt ein Räthſel iſt.

Wenn nur der Mittelsmann der Liebe
Nicht immerdar gefährlich bliebe!
Man wähnt, ſchickt man durch ihn ſich Küſſe,
Daß man ſie wirklich *geben* müſſe:
Schon gut! der Liebſte war gemeint —
Allein den Kuß erhält der Freund.

Der Zukunft nicht im Solde,
Schmerz-verwahrt,
Bedenke dir die holde
Gegenwart.
Lebendiges Entzücken
Iſt kein Trug:
Und wär's! — Dich zu beglücken
Iſt's genug.

Im Moment der höchſten Freuden,
Im Moment der tiefſten Qual,
Im Moment, gewebt aus beiden, —
Wie ſind Worte da ſo ſchaal!

Todt erſcheint die Welt dem Todten:
Sie hat keine Seele! heißt es;
Dem Lebend'gen ſcheint ſie Echo
Für das Leben ſeines Geiſtes.

Wie das Drama sich verschlinge,
Sich entwickle, schaut er zu;
In dem Wandelgang der Dinge
Findet der Betrachter Ruh'!

Willst mit der Welt im Frieden leben?
Da heißt's zuvörderst: sich aufgeben.

Was ist der wahre Grund denn nun,
Daß der Segen von uns entwich?
Die Menschen haben zu viel zu thun, —
Sie kommen nicht zu sich.

Bequeme dich dem alten,
Dem unerforschten Walten!
Du hast gethan, was du nicht solltest,
Was du vielleicht nicht einmal wolltest:
Es ist gethan, nun heißt es: leiden!
Samen und Frucht, wer trennt die beiden?

Glücklicher, der du den Wäldern,
Dunklen Felsen, grünen Feldern,
Frisch dich in die Arme warfst,
Und in blütenvollen Räumen
Dich der Freiheit gold'nen Träumen
Schrankenlos ergeben darfst!
Waldluft kos't dem Traumgefühle;
In dem städtischen Gewühle,

In dem Treiben, dumpf und schaal —
Ach, wird selbst der Traum zur Qual!

Laßt Freunde! uns einander schonen!
Berufen wir nicht der Dämonen
Zu wohl bekannte düst're Schaar!
Wild schütteln sie die Schlangenhäupter, —
Ihr wirrer Blick macht nur betäubter —
Uns frommt es, hell zu sein und klar
Ja, klar und hell! vergeßt es nie,
In Leben, Lieb' und Poesie.

Wo irgend Herzen sich versteben,
Wo Seele sich zu Seele neigt,
Da wird die Welt Gespenster seben, —
Weil ihr der Geister Stimme schweigt.

Das Schönste muß Geheimniß bleiben!
Nie blüht den Menschen die Erkenntniß:
Es ist ihr ganzes Erdentreiben
Ein einz'ges, großes Mißverständniß.

Kennt Ihr den hehren Wunderbaum?
Er wurzelt in Vergangenheit,
Indeß in seines Schattens Raum
Der Zukunft heil'ge Frucht gedeiht.

Der Wunderbaum heißt: Gegenwart;
An seinem frischen Stamme haltet
Euch gläubig fest; und schaut und harrt:
Was seiner Krone sich entfaltet!

Verkläre deinen Lebenstheil
Durch Wahrheit, Sittlichkeit und Dichtung.
Du findest doch sonst nirgends Heil,
Als in der idealen Richtung.

Du pochst vergebens an der Pforte;
Wozu dem Tauben leise Worte?
Wer könnte das Mysterium verrathen,
Das nur in Dasein liegt, in Thaten?
Auch du kannst dessen inne werden,
Nur nicht durch alberne Geberden:
Laß Thun und Denken innigst sich verbinden,
Dann sei gewiß: du wirst den Schlüssel finden.

Ich kann mein Heil nicht in Stücken finden:
Mir muß sich alles zum Ganzen ründen.

Wenn ich auch, von Euch verwundet, blute,
Doch erkenn' ich auch an Euch das Gute.

Hoffe, strebend, deinen Frieden!
Jedem ist sein Maß beschieden.

Jedem ſchwebt ſein Urbild vor;
Wer geſtrebt zu ſich empor,
Und das Fremde treu gemieden,
Findet ſeinen wahren Frieden.

Der Geiſt, will er erſcheinen, will er wirken,
Muß ſich durch Raum und Zeit bedingen laſſen.
Des weiſen Dichters reifſtes Lebenswerk,
Es wirkt nicht gleich, es wirkt nicht überall.
Geruhig harr' es, bis ſich eine Mündung
Für ſeiner Quellen friſche Segnung auftut!

Dir zu weinen
Mag ſie ſcheinen —
Aber nieſen will ſie nur;
Eitle Dünſte!
Solche Künſte
Treibt oft ſelber die Natur.

Den lobt mir, der mit Thränen kargt,
Erheuernd And're, ſelbſt erſtarkt —
Nicht ihn, der auf dem Markt
Mit ſeinem Jammer quarkt.

„Liebend ziehen, haſſend fliehen"
Iſt ein Urgeſetz der Welt;
Haſſend ziehen, liebend fliehen —
Lehrt der Geiſt, der ſie erhält.

Was Tausende vor tausend Jahren,
Erdeuteten aus Schmerz und Wahn,
Du mußt es alles durchefahren —
Der Enkel fängt's von vorne an.
Ein Jeder macht dieselbe Reise
Und ewig dreh'n sich Kreis' um Kreise.
Warum sich Erd' und Himmel drehen?
Das frag auf einem lichteren Planeten!

Jugend ist ein schönes Ding;
Aber Sehnsucht wird mich nie gefährden
Nach den Pfaden, die ich ging;
Möchte denn der Schmetterling
Jemals wieder Raupe werden?

Zum Aberwitze mußt du lachen,
Stets freundliche Gesichter machen —
„Du bist der braveste Herr von Haus!"
Geht endlich die Geduld dir aus,
Und runzelst du die Brauen,
„Ei pfui doch! du hast Launen!"

„Wie du nur heut verdrießlich bist!"
Bedenk', daß du mich durch dein Auge küßt.

Zeigt mir Jemand Sympathie,
Schnell und tief erwiedr' ich sie:
Hegt wer Antipathie

Gegen mich. — er hege sie!
Sie erwiedern kann ich nie.

Schwärmerei! man sagt's und dünkt sich
So beruhigt-groß dabei;
Aber glaubt: Kein Adler schwingt sich
Lichtwärts ohne Schwärmerei.
Und kein Sprechen und kein Streben,
Nur ein schaurig' Einerlei,
Keine Freude, ja kein Leben
Gäb' es ohne Schwärmerei.

Hast du einst geweint, gebebt, —
Magst auch einmal rub'n!
Was sie reden, was sie thun,
Hast du oft genug erlebt.

Sei des Genusses dir bewußt,
Und doch ertödte nicht die Lust.

Es bestrebt sich Der und Der:
Laß sie sich bestreben!
Nachzumachen ist nicht schwer —
Schwer ist: nachzuleben.

Alles dreht im Kreise
Nach der eig'nen Weise;
Wer von uns versteht's?

Nach vollbrachter Reise
Sagt mit Ernst der Weise:
Ja im Kreise geht's!

Fühlst zum Himmel dich gehoben —
Und der Schwärmer gönnt dir's nicht?
Laß ihn grübeln! herrlich oben
Trägt dich klares Aetherlicht:
Fühlst dir Haupt und Herz so rein, —
Götter nicken gnädig d'rein:
Freude muß doch göttlich sein!

„Athen und Rom! das wären deine Brüder?
's sind alte, abgeklung'ne Lieder,
Plutarch ist eben nur ein Buch;
Kultur trinkt Thee und kleidet sich in Tuch."

Saget das den stolzen Einen:
Eure Zeit ist aus! vereinen
Muß sich nun den Vielen, Kleinen,
Wer da wirken will, wer scheinen.

Und war's nicht immer so?
Hat nicht zu allen Stunden
Der Mann den Mann gefunden?
So werde, treu verbunden,
Der eig'nen Richtung froh!

Kehrst vom Berg zur Stadt zurück,
Trüb wird der gebund'ne Blick:
Nur im Freien fühlt das Auge,
Nur am Großen, was es tauge.

Aufgeregt von Leidenschaft,
Selbst von Wogen hingerafft,
Willst du, singend, Stürme schlichten?
Was man fühlt, kann man es dichten?

Grübelei, sie bietet schwere Kost:
Ideal gewährt den rechten Trost.

Ein Berg, ein Thal, ein Leichenschmaus:
Es gleicht sich endlich alles aus.

Für Euch: das Unverständliche,
Für mich: das Unabwendliche,
Im Ganzen: das Unendliche.

Des Schicksals Wind pfeift nicht so scharf —
Uns schützt der Hoffnung ewig off'ne Kammer;
Die Menschenwelt erzeugt den tiefsten Jammer:
Daß man nicht wahr, nicht gut sein *darf*.

„Was predigst du uns da Moral?
Daß man sich ewig ennuyire?"
Hast sie parat? ich gratulire!
Ich kaufte sie durch bitt're Qual.

Wie der Epheu fester seine Ranken
Stets um morsche Säulen klammert:
So erfaßt der Mensch mit den Gedanken
Inniger, was er bejammert.

Ich hab' — mit Dank muß ich's gewahren —
Drei Seligkeiten rein erfahren:
Des Geistes schaffendes Bewegen,
Der Schöpfung lebenquellend Regen,
Und wahrer Ehe stillen Segen.

Der Himmel, erst noch licht und blau,
Verlischt in liebeleerem Grau:
Da schmücke du das Nachtgezelt
Mit Farben deiner innern Welt!

Wohl dem, um dessen Lebensgang
Noch in der Jugend Morgenglanz
Ein herrliches Gefühl den Kranz
Nie welkender Erinn'rung schlang.

Sich aus Schicksals Banden loszuringen,
Strebt der Mensch mit frevler Ungeduld:
Da erringt der Thörichte — die Schuld, —
Und verknüpft, verewigt seine Schlingen.

Im ſanften, heil'gen Morgenroth
Siehſt du nur bleicher Sterne Tod:
Geduld, bis Thau von Blumen ſchmilzt!
Geburt iſt, was für Tod du hieltſt.

Sahſt du, Einem Zweig entſtammt,
Je zwei Früchte gleich gerundet?
Je zwei Flammen, gleich entzündet,
Die gleich lang empor geflammt?
Und beſtändig, wähnſt du, bliebe
In zwei Herzen Menſchenliebe?

Wenn dir die Welt ihr blütenloſes, nacktes,
Umbrandetes Geklipp entgegenwendet, —
Wer hört im öden Sturm des Kataraktes
Den Ton der Liebe, den dein Lied verſendet?

Glückliche, ſie mag vernichten
Ungeahnten Jammers Strahl;
Leidende zu Grund zu richten,
Braucht es langer, langer Qual.

Jede neue Pein im Herzen
Weckt im Herzen neue Kraft, —
Bis das volle Maß der Schmerzen
Dem erſchöpften Rube ſchafft.

„Das Höchste darf der Mensch nicht nennen,
Soll er es lieben, es erkennen.“

Das Höchste, kann man es erkennen?
Das Wort des Lebens, kann man's nennen?

Symbolisch tausendfach genannt,
Bleibt stets das Höchste unerkannt.

Wenn sich zwei Ich in dir bestreiten,
Und Qual zerwühlet dein Gebein, —
Bedenke dies: Es kommen Zeiten,
Da wirst du Eins und ruhig sein.

„Wer Andern eine Grube gräbt“ —
Dies Wort mag trefflich sein;
Doch: wer sie aus der Grube hebt,
Auch der fällt meist hinein.

Bleibt der Geist sich treu und klar,
So verrauschet nur, ihr Stunden,
So verklinge Jahr auf Jahr!
Was vergeh'n kann, sei entschwunden. —
Aber was das Herz empfunden,
Wahr empfunden,
Bleibet ewig, bleibet wahr.

So viel scheint klar: daß wir in den Schranken,
Wodurch wir wir sind, bleiben müssen;
Denkt ihr mit übermenschlichen Gedanken,
So spielt ihr, fürcht' ich, mit tauben Nüssen.

Verschwende, Sommer, immer zu!
Zu bald, zu bald nur scheidest du;
Und, der du, sammelnd, ihn beerbst,
Bedenke, früchtereicher Herbst:
Was unter Winters Decke ruht,
Es kommt dem Frühling doch zu gut!

Es schwebt des Menschen Geist an einem Faden,
Der Faden reicht zum Ewigen hinan.
Emporzuklettern ist ihm nicht vergönnt, —
Nur aufzuschau'n — zu wissen, daß er schwebt!

„Erkennen, Wirken und Genießen!"
Du siehst die gold'nen Quellen fließen; —
Du lechzest — und du darfst nur nippen;
Und tausend Fragen schweben auf den Lippen,
Die bang verschmachtend sich auf ewig schließen.

Auf, sammle dich in dir, und richte
Dich gegen Welt und Tod, — und sei!
In dir ist Paradies und Wüste,
Nur in dir selber bist du frei.

Einſam, auch mitten im Gewimmel,
Zu Zwei'n, auch einſam mit dir ſelbſt,
Beſchirmt vom ewig heitern Himmel,
Den du dir ſelber gläubig wölbſt.

Wirſt du, wenn Zeit und Räume fließen,
Wenn Wort und Bild und Ton verweh'n,
Erkennen, wirken und genießen,
Und alle Wandlungen beſteh'n

Eines mit dem Andern —
Lebt es ſich ſo hin:
Scheiden, kämpfen, wandern
Schloß erſt auf den Sinn.

Mein war, was ich dachte,
And'rer, was geſchah;
Erſt die Ferne brachte
Mir die Liebe nah.

Und ſo ſoll es weiter
Auch gehalten ſein:
Aus dir ſelber heiter,
In dir klar und rein!

Wie herrlich iſt des Dichters Gabe,
Der, in des Innern Welt verſenkt,
Mit Moſis und mit Hermes Stabe
Den Fels belebt, die Seelen lenkt,
Und mild noch aus dem ſtummen Grabe
Ein Wort des Troſt's herüberweht!

Und glücklich auch die beſſ're Seele,
Die dieſes leiſe Wort verſteht,
Die, ob die ſchaale Welt ſie quäle, —
Sich treu an Treugeſinnte ſchließt,
Und Zeit und Welt und Qual vergißt!

In Dichters Namen froh geſegnet,
Die ſich in ſeinem Geiſt begegnet!

Hänschen muß dieſelbe Bahn,
Wie Jeanet vollenden:
Als Geſoppter fängt er an,
Um als Schelm zu enden.

Was du nie dir träumen ließeſt,
Dichtkunſt zeigt es deinem Blick;
Doppelt, wenn du es genießeſt,
Macht ſie, ſpiegelnd, dir dein Glück;
Und, wenn du es je vermiſſeſt,
Strahlt ſie es verklärt zurück.

Versuch' es, And're zu versteh'n —
Wirst bald auch dich verstanden seh'n!

Ruhm, Geld, Beliebtheit suchet ihr?
Folgt Jedem, Liebste, nur nicht mir!

„Recht" ist in dieser lieben Welt:
Was, wer's nicht hat, zuletzt behält.

„Bald heißt's: sich opfern; bald: sich finden;
Was ist das Wahre nun davon?"
Hier eben liegt des Lebens Räthsel;
Und kannst du beides nicht verbinden,
So ford're nicht der Lösung Lohn!

Aus dem Hyllen.

Wieder Morgen ist's! Die Welt hofft wieder:
Wieder naht die Sonn' auf gold'nen Pfaden:
Angebunden an den Sonnenfaden
Schwebt zum Lichte meine Seele wieder.

Des Hahnes Ruf genügt dem Morgen;
Nacht ruft dem Schlaf! — Mehr braucht es nicht.
Des Himmels Rad rollt still verborgen,
Und schweigend hält er sein Gericht.

Mir ruht des Höchsten heilig Bild
Im Herzen und beseligt mich;
Das tiefste Sehnen ist gestillt:
Warum nur klag' und seufze ich?

Wo ist ein Herz, das nicht zu frischem Scherz
Des Dichters kühner Sang entrückte? Wo?
Allein wo ist ein ächtes Sängerherz,
Das nicht der Menschheit Jammer drückte? Wo?

Weißt du, was der stillen Rose,
Mit so wundersamen Schall,
Klagt die kleine, freudenlose,
Sehnsuchtsvolle Nachtigall?

„Selig, wer im Drang des Lebens
Einen weiß, der ihn erstebt!
Weh' ihm — singt sie — der vergebens
Klaget, was die Luft verweht!"

Laß dich des Liebe-Lebens Gluten,
Die dich verzehren, nicht entmuthen:
Wie sich im Brand das Gold bewährt,
Wirst du geläutert, wirst verklärt;
Thu' auf der Schlacke Wucht Verzicht,
Und leb' im Feuer, leb' im Licht!

Im Sturm, im Sonnenschein,
Suleika, denk' ich dein;
Schließt mich der Hügel ein —
Gedenke mein!

Eh' der Sonne Wandelthron,
Eh' der Sterne Gold geweſen,
Iſt ein göttlich Auge ſchon
Deiner Zukunft hold geweſen:
Möchteſt du es tief bedenken —
Dich in's Ewige verſenken!

Weiter als dies Haus des Staubes
Reicht der Liebe Wunderbaum,
Unter'm Säuſeln ſeines Laubes
Finden alle Herzen Raum.

Durch der Blätter Zwischenräume
Schaut der Himmel blau herein:
Und auf uns're schönsten Träume
Wirft er seinen Wiederschein.

„Ostwärts, ostwärts will ich wandern —
Hin, wo Palmenlüfte weh'n,
Weil die Einen, weil die Andern
Meine Sprache nicht versteh'n!"

Freund! das Loos der Wunderbüste
In Egypten, kennst du nicht?
Eine Stimme in der Wüste
Ist im Osten, ist im Westen,
Unter Palmen, in Palästen, —
Wer der Wahrheit Sprache spricht.

Dem gepreßten Herzen klinget
Mancher tröstende Akkord!
Aber wahren Frieden bringet
Nur ein einz'ges, strenges Wort.

Pflicht, geübt mit festem Herzen,
Bleibt allein Euch ewig treu;
Sie allein heilt alle Schmerzen,
Sie allein macht Menschen frei.

Kraft und Weisheit, Licht und Friede
Blüh'n aus ernst geübter Pflicht —
Horcht! denn in dem stillen Liede
Kündet sich das Weltgericht.

Vertraue der Liebe, sie nimmt alles, aber sie gibt alles.
Fenelon.

Echte Liebe darf nicht zagen,
Darf nicht bitten, darf nicht fragen;
Hat man einmal sich verstanden,
Kommt man niemehr sich abhanden;
Ja, auf Liebe darfst du bauen;
Denn sie ist ja das Vertrauen.

Soll sich das Leben dir enthüllen, —
Fang ernst bei deinem Innern an:
Stets sagt sich Jeder selbst im Stillen,
Was ihm kein And'rer sagen kann.

Lebst du mit den Lebenden,
Findest du die Deinen;
Nur den Gegenstrebenden
Wird die Welt verneinen.

Menschlichem Gemüth verschwistert
Weist das Kräutlein sich: Tabak —
Erst wenn es in Gluten knistert,
Zeigt es Duft und Wohlgeschmack.

Uns gefällt.
Saure Pflichten
Dieſer Welt
Zu verrichten.
Mancher glaubt ſich
Aber groß,
Schwatzt und ſchraubt ſich
Davon los.
Die Geſetze
Nennt er ſchlecht,
Ein Geſchwätze
Sitt' und Recht.
Daß wir lieben,
Nimmt er krumm,
Was geſchrieben,
Iſt zu dumm;
Der Beſitz iſt
Vorurtheil, —
Nur ſein Witz iſt
Völkerheil.
Einen kenn' ich
Solchen Wicht,
Dieſen nenn' ich
Aber nicht.

„Philoſophiſch und moraliſch
Muß ein deutſcher Dichter wirken;
Die Chineſen wie die Türken
Mach' er gründlich idealiſch!
Dann der Kirch' und Religion
Nebſt den Staats-Verwaltungszwecken,
Wie das Kind den Pock- und Flecken,
Zahl' Tribut der Muſenſohn!
So in herrlichem Vereine
Geb'n Poeme und Dekrete,
Epopöen und Gebete,
Trauerſpiele, Kaſſaſcheine,
Und die Dichter, die Kalmäuſer,
Die ſich durchaus nicht geniren,
Muß man künftig transportiren
In verſchied'ne Arbeitshäuſer."

Reich an Thorheit biſt du, Jugend,
Und im Reichthum überſelig!
Thorheit ſelbſt iſt deine Tugend —
Wünſche, Täuſchungen — unzählig!

Und, du reichſt mit vollen Händen
All' das Glauben, Hoffen, Lieben, —
Ueberſelig im Verſchwenden,
Bis dir ſelbſt nichts mehr geblieben!

Glauben, Hoffen — und ſo ferner, —
Wer erſtattet das dem Alten?
Jüngling wiſſ' es, — und ſo lern' er
Mit der Thorheit hauszuhalten!

Aus dem Schleicher wird ein Reicher,
Wie ſich's täglich ſehen läßt;
Aus dem Schreier wird ein Schleicher,
Nur die Schweigenden ſind feſt.

Es wälzt der Bach ſich ſchäumend fort,
Und treibt der Mühle Räder dort,
Der Waldſtrom brauſt dazwiſchen;
Faſt ſcheint es wie ein Wettgeſang,
Wo ſich des Krieges wilder Drang
Und des Gewerkes ſtiller Gang
Im gleichen Takte miſchen.
So brauſe Strom und klapp're Mühle!
Im Gange zu der Zeiten Ziele
Sind beides doch nur Wellenſpiele.

Das Ideale iſt gegeben,
Und auch die Wirklichkeit daneben.
Was uns mit Körpermacht beſchränkt,
Es läßt ſich einmal nicht bezwingen,
Ihr mögt es malen, dichten, ſingen;
Was frei die Seele ahnt und denkt,
Man ſing' es, dicht' es oder mal' es,
Es bleibt doch ſtets ein Ideales.

D'rum, dächt' ich, quäle man ſich nicht.
Und laſſe, mit zufriedenem Geſicht —
Dem Leben Eins — das And're dem Gedicht!

Groß war dein Ziel; du haſt es nicht erſtrebt?
Was trauerſt du? du haſt gelebt.
Das Große wollen, — das iſt Leben. —
Laß Götter nehmen, laß ſie geben!

Goethe's Gegner.

Wenn wir: „Ich bin ein Mensch gewesen"
Dies ſchönſte Wort des Dichters, leſen:
Da ſchlägt das Herz uns; es empfindet
Stolz und bewegt, was ihn und uns verbindet.

Wenn uns des Kenners Winke zeigen,
Wo er — er war ein Menſch — geirrt, —
Die wahre Achtung wird nur ſteigen,
Weil ſie kein falſcher Glanz verwirrt.

Wenn Kleine, die, wo Großes iſt, nicht fehlen,
Dich über ſein Gefühl mit Zweifeln quälen, —
Nimm ſeine Werke friſch zu Handen,
Und ſieh' — ob ſie ihn auch verſtanden.

Und zweifelſt du, wenn du geleſen,
Ob auch dies Herz ein menſchliches geweſen, —
Vergib! dann zweifl' ich faſt —
Ob du ein ſolches Herz begreifſt. — und haſt.

Greift aber mit bedachtem Hohne,
Mit roher, pöbelhafter Hand,
Hans Dünkel an des Sängers Krone —
So ſtrafe ihn das Vaterland.

Beklagenswerthes Volk! so schmachte
Denn ewig, weil du's willst, in fremden Ketten!
Der Fremde selber will dich retten,
Er hört, er singt nun endlich deine Lieder, —
Vergebens! selbst trittst du sie nieder, —
Damit er ja nur — sie? — nein! dich verachte!

Wenn der Meister noch so klar ist,
Trüben ihn die Schüler-Laffen;
Aber äffischer, fürwahr! ist
Kein Geschlecht, als Goethe's Affen.

„Die Anmaßung sitzt auf dem Thron;
Kritik wird täglich schlimmer!"
Sie haben selbst den Schaden davon,
Sie werden immer dümmer.

Ein Buch pflegt Rezensenten
Nur Fechterplatz zu sein:
Daß sie daraus lernen könnten,
Fällt ihnen gar nicht ein.

Ich laß' euch schon eure Ehren und Titel!
Das Eine bedenkt mir nur:
Die ganze Literatur
Ist nur Mittel.

Wir hätten nun, dünkt mich, der schönen Geschichten
Von Roland und Merlin genug aufgespeichert!
Wie wär's, wir versuchten's einmal mit Gedichten,
Durch die unser Inneres sich bereichert?

„Nicht soll uns das Gedicht belehren;
Zu fühlen geb' es, — nicht zu denken!"
Da seid ihr auf der rechten Spur!
Wollt ihr's des Menschen Geist verwehren,
In's All sich liebend zu versenken?
Belehrt nicht dichtend auch Natur?
Ich sag' euch: alles ist Gehalt:
Den Unterschied macht die Gestalt.

Der Jugend Geist und Phantasie,
Wie ihre Welt, ist Theorie;
Das Leben macht erst praktisch:
Und so ergeht's der Poesie, —
Sie wird — weißt du doch selbst nicht wie —
Tagtäglich mehr didaktisch.

„Welche Schreibart! bei meiner Ehre:
Kein Deutscher malt solche Charaktere!"
Bin nur begierig, was d'raus wird, —
Was sich heraus-charakterisirt!

Vor Zeiten waren Bücher nur
Belehrungen von Kluggewordnen;

Nun aber iſt Literatur
Ein Treiben, ſo wie alle andern.
Dies Chaos mag der Teufel ordnen.
Am beſten bleibt es: auszuwandern
In vorige und Folgezeiten,
In ſtiller Klauſe aufzupaſſen, —
Und Thoren, ſo wie auch Geſcheidten
Die Spielerei zu überlaſſen!

Einſt predigten die Weiſeſten.
Und jetzt ſind ſie die Leiſeſten.

(Muſenalmanache.)

Mögen ſie doch Reime drechſeln,
An der Donau, an der Elbe;
Zwar die Gegenſtände wechſeln,
Doch der Unſinn bleibt derſelbe.

Denn es will der liebe Deutſche,
Daß man wie der Perſerkönig
Fluthen feſſ'le, Waſſer peitſche;
„Alles" iſt ihm viel zu wenig!

„Hör' doch einmal deine Richter!
Haſt du denn noch nicht gelernt,
Daß den Groll der wahre Dichter,
Den Verdruß von ſich entfernt?"

Ei ihr Herrn! mich will bedünken,
Seltſam haltet ihr Gericht:
Eſſig gebt ihr ihm zu trinken,
Und verlangt ein ſüß' Geſicht?

Laßt mich euch was Beſſres rathen:
Gebt ihm, ſeiner Achtung werth,
Stoff zu frohern Reſultaten —
Und ihr habt, was ihr begehrt!

In der Jugend iſt man lyriſch,
Und man lallt bis zur Ermattung:
Wird man ſpäterhin ſatyriſch, —
Welcher Gute würd' es nie? —
Heißt es: das iſt keine Gattung,
Das iſt keine Poeſie!

Sie wollen anders ſein als recht,
Beſſer als gut — und werden ſchlecht —
Im Herzen warm, im Kopfe hell —
So bleibſt du ſtets originell.

Statt ihn blind zu veneriren,
Statt ihn, überklar, zu kritiſiren, —
Wär' es beſſer: Goethe zu ſtudiren.

(G. L. und Konſorten.)

Erſt ſpielten ſie Titanen;
Es ließ ſo gut, zu ſagen:
„Du dumme, faule Erde,
Die albernen Geſetzen
Gehorcht, — uns lebe du!“
Nun ſpielen ſie die Müden;
Es läßt ſo gut, zu ſagen:
„Mein Haar, von Sorgen grau,
Mein Herz, noch immer glühend, —“
So ſpielt denn immer zu.

1837.

(M. Meyr 1838.)

So verſteht ihr denn der Dichtung
Quell' und Mündung ewig nie?
Weder die noch jene Richtung —
Poeſie iſt Poeſie.

Sagen, was das Herz uns heißt, —
Stille, reine Wahrheit ſagen
In den Tagen ſeichter Lüge, —
Rühmlich bleibt's. Doch ob's genüge?
In der Bildung feinen Tagen
Wünſchten wir auch etwas Geiſt, —
Möchten gern vom Produziren
Auch ein wenig profitiren.

Ich will euch das Geheimſte lehren, —
Sprecht es nicht aus, und faßt es rein:
Dem Dichter darf nichts heilig ſein,
Soll er das Heilige verklären.

„Iſt der Pfad doch gar zu ſchmal!
Sprich, was dienet hier zur Leitung?“
Dies: wir fordern zwar *Bedeutung*,
Doch wir fordern nicht *Moral*.

Jede Form iſt recht und gut —
Wenn ſie nur auf *ſich* beruht.

Großes, Rückert, iſt dir ſchön gelungen, —
Nur ſind, was ſo Mancher überſchätzt,
Deine Weisheit und Begeiſterungen
Leider, meiſtens *überſetzt*.

Sehet hin! der Mann der Träume,
Schlummerſelig, tändelt froh
Mit dem Leichnam ſeiner Reime,
Deren Seele längſt entfloh.

Schimpft mir nur, ihr Guten, nicht,
Gar zu ſehr den armen Heine!
Freilich bleibt der loſe Wicht
Problematiſch, — doch ich meine:

Nicht was Er, — was durch ihn ſpricht,
Ueberhört der Kenner nicht.

So verwechſeln wir denn immer
Gut, nicht dichteriſch geſinnt —
Meinung und Gedichte wieder?
Heine's zahmſte, frömmſte Lieder
Sind nicht beſſer, ſind nicht ſchlimmer,
Als es die verruchten ſind.

Platons leichte, laxe Periode
War doch Wahrheit, war Natur:
In der Hymne, in der Ode
Seh' ich den Lateiner nur.

Hört nun, wie mein Urtheil ſchließt:
Bleibe Jeder, wie er iſt
...d verſuche, ſchaffend, ſeine Gaben,
Daß wir was zu kritiſiren haben.

(Epigramm.)

Weh, wer dem Scherzen Richtamt übertrug!
Dem Niedrigen iſt Keiner hoch genug.

(Mein Buch: „Zur Diätetik der Seele.")

Mein Büchlein will mich ſelbſt beſchämen:
Ich ſpiele da den Tugendhaften,
Und lehre Leidenſchaften zähmen;
Am Tiſche läßt ſich trefflich lehren —

Allein — verſtand ich's je, zu wehren
Den lieben, ſüßen Leidenſchaften?

Ich lehre da der Selbſtbetrachtung,
Der düſter-ſtimmenden, Gefahren;
Und wußt' ich ſelbſt vor der Umnachtung
Von Innen aus mich zu bewahren?

* * *

N. N. „Entſchuldigung magſt du dir ſparen!
Gut lehrt man, was man ſelbſt erfahren."

Vernimm das Wort, wenn du die Welt verklagſt:
„Du ſollſt nicht wollen, wo du nichts vermagſt."

Ich wünſche, meiner Kunſt zu Ehren,
Ihr gern Gewißheit zuzuſchreiben;
Denn Würde würde ihr ſchon bleiben,
Wenn nur die Künſtler würdig wären.

Hündchen, wachſam wie du biſt,
Wenn dein Herr ſein Ohr verſchließt —
Frommt ihm da dein Bellen?
Und wem nicht zu rathen iſt,
Dem iſt nicht zu helfen.

Daß ihr Thoren doch vergebens
Mit den Söhnen beſſern Strebens,
Mit dem Guten ſelber ringt!
Kronos, der die Senſe ſchwingt,

Glaubt mir! wird nicht immer ſchweigen,
Und die richtende Geſchichte
Wird mit grauenvollem Lichte
Eure Geiſterarmuth zeigen!

Ihr liefert Stoff zur Abſtraktion
Für ein äſthetiſch Lexikon:
Wenn der Verſtand den Weg verlor —
Das heißt: Humor;
Witzig ſein, ſelbſt nicht wiſſend wie —
Iſt: Ironie.

Wenn aus deutſcher Dichter Blättern,
Aus geſchmackvoll ſchwarzen Lettern
Wieder Witz und Frohſinn lächelt —
Iſt es mir, wie wenn nach Wettern
Lauer Weſt die Stirn umfächelt.

Gedichte ſind nicht Lügen;
Wahr iſt der Dichter, — was das Leben nie iſt:
Wie ſoll auch Proſa da genügen,
Wo das Verhältniß ſelber Poeſie iſt?

Ein Jeder bleibe ſeiner Gilde zünftig,
Und laſſe die des Andern rein!
Weisheit will Wahres, Kunſt will Schein, —
Und — wäre Dichtkunſt unvernünftig,
So ſoll der Dichter unvernünftig ſein.

Vor Zeiten war Literatur
Die Frucht von langem, weisem Wandel;
Nun aber iſt ſie leider nur
Ein Klatſchgetrödel, Unſinnhandel:
Das freut die Weiber, freut die Knaben —
So mögen ſie die Waare haben!

Was ſagſt du zu dem Schmählibell?
Wahrhaftig! tief Erbarmen
Erfaßt mich um den Armen,
Der, ſich im Kothe krümmend, ſchlürft
Vom Koth, und uns damit bewirft.

Ovid: remedia amoris.

Eines haſt du vergeſſen, o geiſtdurchdrungener Dichter:
Kraft zu wecken und Stolz, heilſam in männlicher Bruſt.

Euch, ihr Gedanken, im Werden zu haſchen, erfreuet den Dichter:
Ihr Gewordenen ſeid alles, nur nicht Poeſie.

Dich Herakles, dich Atlas, Euch hab' ich täglich vor Augen:
Wirkend, duldeſt du, Held; duldend, Titan, wirkſt auch du;
Dich Japetid und den göttlichen Bruder, vom Schickſal gebunden,
Löſet der kräftige Menſch aus der unendlichen Qual:
Und nun raſtet der Thätige, ſeht nur, gelehnt auf die Keule;
Wie das Gelingen ihn freut! wie ihn die Mühſal erquickt!

„Wahr aber ſchwer zu befolgen." So hör' ich bei jeglichem Rathe;
Was man von ſelbſt trifft, bedarf's, Beſter, noch dazu des Rathes?

„Todesgedanken erhellen das Leben." — Ja wohl, wie die Flamme
Nächtlichen Brandes das Haus früher erhellt, — dann ergreift.

Lehrbrief.

Jeglicher Augenblick ist ein entscheidender — jeglicher Wandel,
Welchen dein Leben erfährt, ist eine Prüfung, o Mensch!
Fest auf die Schritte geheftet, die du im Verborgenen schreitest,
Blicket ein Auge nach dir, wandelt ein Lichtstrahl mit dir.
Fühle die göttliche Gegenwart! und fühle den Dämon,
Der um dein Leben geheim — schlau mit dem Genius ringt.
Fühl' ihn, doch achte sein nicht! Auf's Ganze dein Auge gewendet,
Wandle mit Frohsinn den Pfad, schreite mit Großheit zum Ziel.
Düst're Schatten des Lebens, — mit Kunst ins Gemälde verschmelzen!
Jeden Gedanken des Grau'ns, — kühn bis an's Ende gedacht!
Mit Geduld, ja Behagen, gethan, was der Augenblick fordert, —
Ruhigen Trotz für die Welt — Stille im Innern bewahrt!
Wisse: das Leben ist Pflicht. Dies Wissen sei dir dein Lehrbrief.
Lächle noch Einmal zurück! — Muth! — und nun wand're hinaus!

„Großes! dich sah ich verkannt, und Schönes, ich sah dich gelästert;
Wahres! wer forschet dich aus?" .... Da ergriff mich unendliche Wehmuth,
Und erschloß mir den Sinn des in sich vollendeten Guten.

V.

Bruchstücke

aus

dem mythischen Gedichte:

Der entfesselte Prometheus.

1828 (concip.)

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es, —
Was zu geben ist, die wissen's droben.

Rechte That, aus klarem Wollen fließend, —
Sie vermählt die Erde mit dem Himmel.

Prolog.

Ich heiße Sage; bin der Wahrheit älteste
Geſtalt; bekannt den Zeiten und den Völkern rings,
So viel' der Erde wechſelnd Rund umwandelten,
Der Menſchheit ew'ge Sehnſucht ſprech' ich bildernd aus,
Gewährung ihr verheißend. Wie ich heute nun
In meiner Traumgewande älteſtem zu euch
Herniederſteige, wendet ſich wohl euer Blick
Von dieſen Falten, dieſem ernſten Schleier ab.
Auch ich, wie euch mein Auge ſinnend überblickt,
Dem lächelnden Geſchlecht entfremdet fühl' ich mich; —
Gedenkend jener Götterſöhne, deren Herz
Zuerſt dem großen Sinne meiner Worte ſchlug.
Mich rief aus der Jahrtauſende Umnachtungen
Des Dichters Liebe, heiſchend meines Schleiers Saum,
An hoher Vorwelt Pforte pochend, an den Tag.
Ihn lieb' ich wieder, neigt' ihm mein ergrautes Haupt,
Und flüſtert' ein geheimnißvolles Wort ihm zu.
Ur-dunkle Räthſel gaben Götter Welten auf,
Der Menſchen dunkles Daſein iſt nur Eins davon.
Ob es der Dichter träumend löſe, ſeh' er zu!
Hat meiner alten Seher heller Sinn doch auch
Sich zum Erblinden d'ran verſucht! Sei's denn, wie's ſei!
Der Friede bleibt der Dichtung auserkor'nes Kind. —
Und, wendend mich in meine liebe Nacht zurück,
Den Frieden, die Verſöhnung, ſcheidend künd' ich euch.

Kaukaſus.

Mittag.

Prometheus (angeſchmiedet, ſchlummernd).
Schlummer (über ihn geneigt).

Leiſ' entfalt' ich meine bunten Schwingen,
Herber Todesqual dich wiedergebend;
Denn nur kurze Labung gönnt das Schickſal,
Dem mein Bruder Tod und ich gehorchen,
Dir, wie deinen Menſchen! Ungern ſcheidend
Ruht mein Auge dämmernd noch auf deinem,
Hoher Dulder! Dein Geſchick beweinend.
Täglich, wenn ich, mit vergüßten Sternen,
Das Geſchlecht der Sterblichen verlaſſe,
Naht der Adler rauſchend deinem Buſen,
Und erneuert deine ew'ge Wunde.
Aber wenn des Jammers dunkle Stunde
Nun vorüber iſt, wenn hoch vom Aether
Helios den Schläfer Pan beleuchtet,
Und der Menſchen thätiges Gewimmel —
Nah' ich mich mit unhörbarem Schwunge
Dieſer ſtillen Küſte, — dich zu laben
Eine ſchöne, allzukurze Stunde;
Senke meine Körner auf dich nieder,
Und den Traum, den du am liebſten träumeſt:
Deinen Traum von einer neuen Erde.
Von der Stirn muß ich dir nun ihn hauchen,
Bis die Stunde wiederkehrt. Sie kehrt ja

Morgen wieder, morgen, lieber Dulder!
Lebe wohl und harr' auf morgen!
(entſchwebend.)
Morgen!

Prometheus (erwachend).
Noch nicht! o weile, dieſem todesmüden Geiſt.
Mein Lebenstraum! — Doch alle Träume flieh'n;
Sie flieh'n.
Und der Beſinnung Schreckensantlitz ſtarrt dich an.
Der Kreislauf ewiger Betrachtung, das Gebild
In ſich gerollter Schlange, geiſtvergiftender,
Erneut ſich dem Erwachenden, kehrt ſtets und ſtets
Zurück, — und ſchauernd wiederhol' ich mich mir ſelbſt.
Die Sage, von euch Völkern ſangweis abgerollt,
Von dem, der mit der ew'gen Todeswunde nimmer ſtirbt,
Sie lügt nicht; denn die Sage bin ich ſelbſt — biſt du,
O meine Menſchheit! deinen Jammer duld' ich vor:
Wie ſich in dir die ew'ge Sehnſucht, ewig aufgezehrt
Von ew'ger Täuſchung aus des Herzens wundem Born
Von Neuem Nahrung ſaugend, ewig neu erzeugt:
So füttr' ich mit dem Blute dieſes Rieſenleibs,
Mit raſtlos neuentquellendem, Zeus Flügelhund,
Den grauen, ſeit Jahrtauſenden des Morgens Gruß
Mit ſchauervollem Schwingenſchlag verkündenden,
Geſenkten Fittigs naht er; in die Seite mir
Schlägt er der Krallen Krümmung, nährt das tück'ſche Herz
Mit ſtummer Gier an meinem hangend; ſättigt ſich —
Dann krächzt er laut, ſchlägt luſtig ſeine Flügel, taucht

Den trägen Schweif in meine Wunde, und schwebt auf.
Und täglich, wenn das östliche Gebirg der Strahl
Des heil'gen Lichtes säumt, erscheint er wiederum.
Dann legt, nach unaussprechbar bitt'rer Folterzeit,
Der holde Schlummer seine Wange an die meine, —
Und kaum hat seines Kusses Wonne mich berührt,
So seh' ich schon den Schatten wieder fernher grau'n,
Den über dieses Leben Dies Adler wirft.
So nähren wir einander; ich mit Herzblut ihn,
Er mich mit Jammer. Fesseln, diamantene,
Sie wehren diesem Arme, ihn zu bändigen.
An meinem Leibe klebet seit Jahrhunderten
Geronnen schwarzen Blutes gräßlich Martermaal,
Und thauet, von des Mittags schwüler Glut gelöst,
In bangen Tropfen rastlos auf den Fels herab!
Blau wird der Aether, grün umkleidet sich der Stein,
Und Saft quillt in der Zweige Mark, Lust kündend sproßt
Die heil'ge Rebe; Ranken senken traubenschwer
Sich brauner Erde ahnend zu, die Saaten nährt; —
Und wieder legt des Eises Rinde träumerisch
Sich um der Berge tiefverschloss'nes Herz herum;
Geflügelter Genossen meiner Einsamkeit
Geschreckte Schwärme flüchten milden Zonen zu; —
So wird es Lenz und Winter, wieder Frühling so,
Und mich umkreiset theilnahmloser Horen Schritt,
Nie ruhender, den ungern ewig Ruhenden!
Im Anbeginn war Drangsal, Drangsal ist noch heut —
Noch thau'n Gewölke täglich Thränen über mich.

Des Meeres Wellengelächter höhnt mich immer noch.
Doch aber hat nicht mürbe mich der Sturm geveitſcht,
Denn meiner Prüfung Hälfte hat Erinnerung
Durch kräftigenden Aethers Balſam mir verſüßt:
Die and're Hälfte aber, die auch enden wird,
Durchleb' ich ſtill, vom Sehergeiſte, der mir ward,
Mit ernſtdurchwebter Heiterkeit die Bruſt geſchwellt.
Der Gott, — ich ſeh's, — bewältigt durch der Liebe Kraft,
Neigt einſt das zornentwölkte Haupt zur Welt herab,
Von wo der Sehnſucht Auge ihm entgegenſchaut, —
Wenn ihm, der eig'nen Göttlichkeit bewußt, mein Sohn,
Der Menſch, das höchſte Opfer bringt: die reine That.
Dann aus der Kämpfe ſchmerzlich liebeſchwang'rem Schooß
Steigt glorreich eine neue Friedenswelt empor.

Ich aber halte, Mutter Erde, treu wie du
In feſter Bruſt begraben tief des Räthſels Wort,
Bis urbeſtimmter Löſungsſtunde ſich's entringt.
Das Schweigen iſt des Leidenkelches Hefe nur!
Da horch! trifft nicht mein grau'ngewohntes Ohr fernher
Ein Schall, wie Waſſerſtürze brauſend felsherab?
Als ob geſchaarter Rieſen Sturmſchritt dies Gekluft,
Geſtein zu Steine rollend, wild erkletterte!
Und nah und näher! neblig wälzt ſich ſchon von dort,
Wie Dämm'rung, ein verworren Knäu'lgebild herauf!
Sie ſind's! und ihrer Irrfahrt Ziel erkennen ſie,
Erkenn' ich!

Titanenschaar.)

Einer aus ihr:

Ihr Brüder, — eure Schritte haltet an!
Wen seh' ich dort an zackigem Geklipp,
Die Riesenarme mächtig ausgespannt,
Als strebt' er, eine Welt an's Herz zu drücken,
Doch weh! vom eig'nen, dunklen Blut gefärbt,
Dem Strahle Helios entgegenstarren?
Seht hin! Er ist's, den uns're Seele sucht, —
Er ist's, Prometheus, der die Menschen liebte,
Schaut, wie er leidet! — weh dem Donnerer!

Gesang der Titanen.

Wir grüßen dich, Bruder! dich grüßet die Welt,
Die wir stürmenden Schrittes umwandelten rings,
Seit uns Zeus entließ mit unwilliger Hand
Aus den uralten Höhlen, die wir zürnend bewohnt; —
Der Eine vom West, der Andre vom Ost,
Wir gingen einander zu suchen.

Wir umwandelten rings der Erde Gebäu,
Und besahen der Menschen verworr'nes Geschlecht,
Von den Göttern vergessen, nicht der Götter gedenk,
Zwischen Hoffnung und Furcht, wie die Woge sie treibt,
Hingaukelnd mit thörichtem Kindersinn,
Des lenkenden Vaters bedürftig.

Deß erbarmte sich unser göttlich Herz,
Wir verstanden ihr Flehn, auch unausgedrückt;

Und es regte ſich uns der verhaltene Zorn,
Der dem Donnerer gilt, und der Willkür gilt,
Die, ihm ſchmeichelnd um's Kinn, ſeinen Scepter regiert,
Da beſchloſſen wir — Dich zu löſen.

Wir zogen aus von dem ſonnigen Süd,
An das purpurſandige Küſtengeländ'
Des Erythra-Meers, am Gewäſſer dahin,
Das Aethiopia nährt und ſein frommes Geſchlecht,
Auf beheerdeter Trift, mit Segen beſpült
Von den erzgleich blitzenden Wellen;

Wo Hyperion gern, welcher alles ſchaut,
Den herrlichen Leib und das Feuergeſpann
Sich im laulichten Bad der ſüß duftenden Flut
Vor dem Schlummer erneut: wir ſchritten zuletzt
Durch des Phaſis Furth, der Europa trennt
Von Aſia, die Zwillingsgeſchwiſter.

Und ſo ſieh uns nun hier, mit den Flammen im Blick,
Die dem Dräuer dort oben Vergeltung dräu'n:
Wir verhießen ſie längſt, wir erfüllen ihm's nun —
Die Rache, die lauernde, Hand in Hand
Mit des Schickſals ſtiller Unlösbarkeit,
Sie kreiſen ſchon lang um den Alten.

Wir ſchauen die Beiden, in ſchwarzem Gewand,
Sie weiſen uns ſtumm die Gewölke hinan:

Da oben, da blitzt unſ'rer Kämpfe Preis.
Noch einmal Gebirg über Berge gethürmt,
Noch einmal den alten, den eiſernen Trotz, —
Und die Feſſeln, ſie müſſen zerſpringen.

(**Prometheus** ſchweigt.)

Wie Bruder? du ſchweigſt? und du ſchüttelſt das Haupt?
Hat der Hammer der Qual dir zerſchlagen die Kraft,
Die unnahbare einſt? Wir beweinen dich denn!
Und was können wir mehr? Wir vollführen's allein!
Bleib' du immer im Traum der Betrachtung verſenkt,
Bis die fallenden Feſſeln dich wecken!

Prometheus.

Noch haltet Mitgeborne! hört des Bruders Wort,
Des Vorbedenkers, — nicht vergebens ſo benannt.
Mein Schweigen iſt mit Gutem ſchwanger, und mein Wort
Des Guten Kind. In ſtummen Einſamkeiten ſprach
Natur ihr ſchwerverſtand'nes Heiligſtes zu mir:
Sie bildet Göttlich-denkenden ein Gleichniß vor,
Und offenbart ſich ewig; hätte man nur Acht!
Hier umbelauſcht zu lauſchen, ward mir Muße g'nug.
Doch klag' ich nicht, weil Klage Mißverſtändniß iſt.
Euch aber ſag' ich: Eure Zeit iſt aus; die Zeit,
Die ihr noch halten möchtet! Jener Ketten Wucht,
Die ihr nie brechen werdet, ſchmilzt ein Morgenthau
Dem Tag von oben. Ringt mit Nebeln nicht!

(Geſpräch.)

Prometheus.

— — — Das wiederhol' ich euch: die Zeit,
Bedürftig gährender Gewalten, iſt nicht mehr.
Das Feuer, das geliebte, wandelt ſelbſt die Art:
Geheimer Glut entſproßte einſt das Werdende,
Das ſtill Geword'ne blühet freudig jetzt dem Licht.
Auf leiſer Wage ſchwebe Kraft und Widerſtand,
Ein ewig Gleichgewicht! Die Götter neigen ſich,
Vergöttlicht ſchwebt das Göttliche zu ihnen auf,
Und aus der ſchönen Einheit keimt die neue Welt.
— — — — — — — — — —
So rath' ich euch denn, wieder auf der Menſchen Flur,
Der harrenden, zu wenden den verirrten Tritt.
Die Götter laßt auf ihren gold'nen Thronen rub'n, —
Bedarf euch meiner Sterblichen Geſchlecht doch ſo!
Braucht's doch vereinter Kräfte, die Geburt des Lichts,
Des geiſtig zarten, ſpärlich einſam flackernden,
Zu ſchirmen vor der Stürme Rohheit! Das beſorgt, —
Da waltet! bis befreiter Klarheit milde Kraft
Durch's heit're All der Liebe Segnung ſanft ergießt!
— — — — — — — — — —
Mir wolle, Brüder! eure Freundſchaft nicht vom Mund
Das Siegel löſen, welches Haß nicht, Qual nicht brach.
Der Prüfung Kern iſt: Schweigen. Dies nur ſprech' ich aus:
Die Zeit wird kommen, ja ſie naht vernehmbar ſchon,
Da der Kronide, ſeiner Wolken Purpurſaum
Verlaſſend, ſelbſt der ſtillen Oede, wo ich dulde, naht,

Und wendend den bewegten Blick von meinem Bild,
Aussprechen wird: „Prometheus! nun bedarf ich dein,
Der Liebe, des Verständnisses bedarf ich nun.“ —
Ihm werden diese Lippen dann der Sühnung Wort
Enträthseln, — nur dem Gotte, keinem Andern je.
Euch g'nüge dieß; entwandelt nun gedämpften Schritt's
Zur schmerzdurchfurchten, hoffnungübersäten Welt.
In meinem Vaternamen segnet sie, — und das Gefühl,
Das euch beim Anblick meiner Ruhe überweht,
Verbreitet tröstend über sie! Es ist mein Gruß,
Es ist ihr Heil! — — — — — —

Gesang der Titanen.

Wohl denn! wir ziehen
Ueber die Erde,
Bringen dem guten,
Irren Geschlechte
Segnung vom Vater,
Segnung des Lichts.

Blicket nach Osten!
Wie sich dem Schooße
Dort des Gewoges
Eos enthunden,
Labende Strahlen
Ringsum versendend, —
Streuen wir weithin
Blüten des Lichts.

Wenn der Gewitter
Dräuendes Rollen
Sternloſe Nächte
Schaurig durchwandelt,
Hüten in ſtillen,
Einſamen Tempeln
Wir die geheiligte
Pflanze des Lichts.

Hegen ſie ſorglich,
Bergen ſie liebend,
Fachen ſie nährend,
Bis ſich die Nächte
Fröhlich erhellen,
Bis uns des Morgens
Stern, unſer Zeichen,
Kündet vom blauen
Aether die feſtliche
Stunde des Lichts.

Dreifach bethätigt
Wurden die Geiſter:
Wohlthun iſt göttlich,
Menſchlich iſt fromm ſein,
Rächen und ſtrafen —
Pflicht der Dämonen:
Laſſet uns wohlthun!

(Im Abziehen.)

Laſſet uns ziehen
Ueber die Erde! —
Unter der Menſchen
Gute Geſchlechter
Laſſet uns ziehen,
Weit uns zerſtreuend, —
Künder des Lichts!

Prometheus (allein).

Zieht hin! Die rechte Weihe, Gute! habt ihr nun, —
Mich aber wend' ich, holde Echo, wiederum
Zu dir, geliebte Freundin, felsbewohnende,
Die meiner Klagen ſelt'nen, ſchauervollen Laut
Allein erwiederte! Bald endet nun, ich fühl's,
Die traurige Genoſſenſchaft, die uns verband. —
Bald? Schwebt nicht dort der grauſe Schatten wieder her?
Um meine Seele nachtet's! Weh!

(Der Adler ſchwebt.)

Stimme von fern:

Apollon du,
Des Bogens Gottheit, lenke ſicher meinen Pfeil!

(Der Adler ſtürzt getroffen ins Meer.)

Prometheus.

Die Zeit iſt da! Geſegnet, was mein Blick geſeh'n!

Herakles (vortretend).

Dich, Vater, ſah der meine lang im Stillen an,
Und ſaugte deines Anſchau'ns Größe dürſtend ein;

Dir zu begegnen wagt' er nicht, bis dieſer Pfeil,
Der bebend an der Sehne lag, ſein Werk vollbracht.
Nun darf ich ſagen: Vater!

Prometheus.

Nenn' mich Vater nicht,
Du, des verhaßten Vaters lieber Sohn! — Der Menſch
Im Dulden wie im Kämpfen ringt zum Gotte ſich
Empor, und darf ſich Göttern Bruder fühlen. Sprich:
Von wannen lenkteſt du den Heldenfuß hieher?

Herakles.

Ich kam vom wundervollen Indien,
Wo zarten Menſchen Schätze rothen Gold's
Und prunkenden Geſteins, glanzblitzenden,
Und weiſer Denkart größ'ren Schatz ein Gott
Verlieh'n, und üppigen Pflanzen ſtäte Glut.
Anklimmend rieſiger Gebirge Haupt,
Und wieder ſtürzend in der Schluchten Grau'n,
Von wo die Stürme rauſchen in die Welt,
Wand ſich in vielverſchlung'nen Krümmungen
Die grauſe Bahn, den Wand'rer mit dem Schein
Des Ausgangs täuſchend. Fälle donnern rings,
Schlünde, . . . die Lebenspfade kennſt du ja!
Zuletzt erſchien mir ein gelobtes Land:
Gewürzhaft ſüßer Duft drang mir entgegen
Von tauſend Kräutern, die Geneſung bringen, —
Ein dumpfes Toſen quellender Gewäſſer
Schlug an mein Ohr und wiegte mich in Träume:
Denn ſchon dem Knaben lehrte man die Zeichen; —

Bis mir der große Anblick des Gebirgs,
Deſſ' zweigezackter Gipfel weithin trotzt,
Verkündete, das Ziel ſei nicht mehr fern.
Von Riff zu Riff klomm nun der wunde Fuß
Kryſtall'ne, brauſende Gewäſſer durch. —
Das Aug' blieb feſt auf jenen Fels geheftet.
Da rauſcht es über mir — ein Schatten zieht
Der Sonne ſtill vorbei, und himmelher
Sah ich den Boten des Kronion ſchweben.
Sein brauner Fittig ſchlug die ſchwüle Luft,
Sein Auge ſandt' er ſcharf und wild umher.
Im Flug' verweilend. Es entdeckte mir
Die düſt're Stätte deiner Qual. Ich klomm
Und klomm — und übereilt' ihn ungeſeh'n.
Dich aber ſah' ich nun, und, tief bewegt,
Spürt' ich die Pulſe meines Herzens ſtocken.
War's doch des Lebens größter Augenblick!
Hier aber hieß es: handeln! und die Sonne
Beleuchtete des Vogels dunkles Haupt —
Für einen Augenblick, — da ſchwirrt mein Pfeil —
Ein wildes Krächzen — und er ſchwankt herab,
Und ſchwarze Strömung färbt Poſeidons Woge, —
Du aber, Göttlicher! biſt frei. — — — —

(Nach einer Scene.)

Themis (als Asträa).

(Schluß des Ganzen.)

Aus den heiligen Genüſſen meines Himmels riefen mich
Fromme Wünſche, reine Thaten, götterlabende, herab.
Friedenstöne hör' ich klingen durch die Lyra der Natur,
Wie ſie, in des Geiſtes Stille, wenn die Leidenſchaft entſchläft,
Auch der Menſch vernimmt, der leiſe auf den Sang im Innern horcht. —
Denn der Menſch, er iſt beſtimmt, des Weltalls reines Maß zu ſein.
Da erfährt er, daß die Liebe auch des Todes Mutter iſt,
Daß ſie ſchuf, daß ſie verwandelt, daß ſie läutert und verſöhnt;
Daß ihr Feind das Mährchen „Leben" für die dumpfe Welt erfand:
Selbſtſucht hat ihr's vorgeſungen, träge Ohnmacht lallt es nach.
Denn ein tiefer Schlaf mit wüſten Träumen lagerte ſich ſchwer,
Menſchheit und Natur! von Anbeginn auf euer banges Herz:
Aus dem Schlaf euch loszuringen — deßhalb einzig ſeid ihr nur!
Und es ringt ſich los mit Thränen; jegliche Geburt iſt Schmerz.

Aus dem Schmerz der alten webet ihr Gewand die neue Zeit,
Bildet ſich die neue Erde, die der Traum des Guten ſah —
Denn wer rein iſt, iſt ein Seher, und was dieſer träumt, iſt wahr.
Und ſo kehr' ich, liebe Menſchen! wiederum zu euch zurück,
Meinen alten Friedensbogen ſpannend um die ſchöne Welt.
Drang und Sehnſucht war vergebens; nur des Helden friſche That,
Rein, dem Dulder zugewendet, ſühnte glorreich alten Fluch.
Mag Titanenkraft vernichten, ſchaffen kann ſie ewig nicht:
Das nur gibt der Götter Gnade, was der Menſch erkennend will.
Aus den Saaten eurer Herzen künd' ich euch, ihr Glücklichen!
Das Erblüh'n der neuen Erde und des neuen Himmels an:
Nehmt in eures Buſens Tiefe mich, die Gottheit, ſelig auf!

Im Verlage von Carl Gerold & Sohn

ist ferner zu haben:

Preise in Conventions-Münze.

Ahrens, H., die organische Staatslehre auf philosophisch-anthropologischer Grundlage. Erster Band. Enthaltend: die philos. Grundlage u. d. allgem. Staatslehre. Auch u. d. T.: Die Philosophie des Rechts. 2 fl. 30 kr.

Bauernfeld, Großjährig. Lustspiel in zwei Aufzügen mit dem Nachspiele: Ein neuer Mensch. 1 fl.

Feuchtersleben, Ernst Freih. v., zur Diätetik der Seele. Taschenformat. Achte Aufl. 1851. kart. 1 fl.

— — Zur Diätetik der Seele. Siebente vermehrte Aufl. (Miniatur-Ausgabe). 16. 1851. geb. mit Goldverzierung und Goldschnitt. 2 fl.

Gärtner, Wilh., Andreas Hofer, Trauerspiel in fünf Abtheilungen. 2. Auflage. kl. 8. br. 50 kr.

— — Simson. Tragödie in fünf Handlungen. gr. 8. brosch. Mit des Verf. Bildniß. 1 fl. 30 kr.

Hammer-Purgstall, Khlesl's, des Kardinals, Direktors des geheimen Kabinets Kaisers Mathias, Leben. Mit der Sammlung von Khlesl's Briefen, Staatsschreiben, Vorträgen, Gutachten, Dekreten, Patenten, Denkzetteln und andern Urkunden. In vier Bänden. Mit einem Facsimile Khlesl's. Band 1—3 geh. 15 fl.

Hebbel, Friedrich. Herodes und Mariamne. Eine Tragödie in 5 Akten. 8. 1850. br. 2 fl.

Honigberger, Joh. Martin, Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-Erlebnisse, nebst naturhistorisch-medizinischen Erfahrungen, einigen hundert erprobten Arzneimitteln und einer neuen Heilart, dem Medial-Systeme. Mit vierzig lithographirten Tafeln: Porträte, Pflanzenabbildungen, sonstige Natur- und Kunstproducte, Facsimile, Landkarte und Ansicht der Citadelle von Labor, endlich als Anhang ein medicinisches Wörterbuch in mehreren europäischen und orientalischen Sprachen. gr. 8. 1851. br. 6 fl.

Klesheim, Ant. Freih. v., 's Schwarzblatl aus'n Weanerwald. Gedichte in der österreichischen Volksmundart. 1. Band. 3. vermehrte Aufl. gr. 16. 2. Band. 2. verm. Aufl. 3. Band. In lithograph. Umschlag. Jeder Band à 1 fl. 20 kr.

Meynert, Hermann, neueste Geographie und Staatskunde des Kaiserthums Oesterrich nach der gegenwärtig. Verfassung und nunmehrigen politisch-gerichtlichen Eintheilung; nebst einer Geschichtsskizze sowohl der Monarchie überhaupt, als jedes einzelnen Kronlandes. Mit Benützung ämtlicher Nachweisungen, handschriftl. Mittheilungen und den besten Hilfsquellen bearbeitet. In 4 Lief. gr. 8. 1851. geh. à 45 kr.

Rothkirch und **Panthen**, Leonh. Graf v., Gedichte. gr. 12. br. 2 fl.

Ernſt Frhrn. von Feuchtersleben's

ſämmtliche Werke.

Mit Ausſchluß der rein mediziniſchen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Dritter Band.

Wien 1851.

Verlag von Carl Gerold.

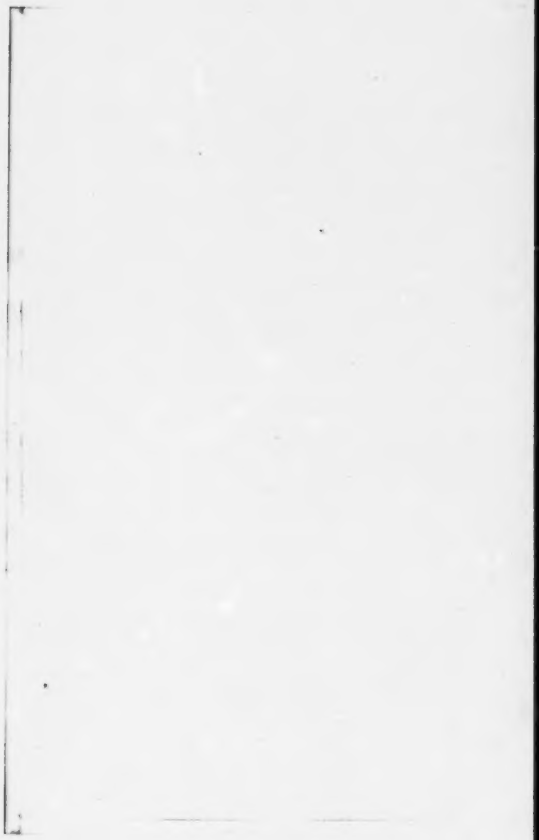
A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München

Lebensblätter.

Meinem

geliebten Bruder Eduard.



Wenn es — wie Helene (S. 1) ſagt, — eine Indiskretion iſt, Verhandlungen wie die folgenden drucken zu laſſen, ſo iſt es eben ſo gut eine, das Gefühl inniger brüderlicher Liebe vor der Welt zu bekennen. Ich begehe hiemit beide, — in der Ueberzeugung, daß es nicht eher auf dieſem Planeten tagen werde, als bis jeder die Indiskretion begeht, ſeine beſſeren Gefühle und Erkenntniſſe ohne Nebenrückſichten öffentlich auszuſprechen.

Möge die Welt dazu ſagen, was ihr beliebt!

I.

Die Freunde.

Eine trauliche Gemeinde,
Lieber Leser! finden Du,
Weil wir treu dem Rechten leben,
Darum nennen wir uns: Freunde,
Bringe uns ein gleiches Streben —
Und wir zählen Dich dazu

Und was bietet Ihr davon — meinte Heinrich — wenn wir, ſtatt daß unſere Reden und Gegenreden ſich nun mit dem Hauche, der ſie belebt, verflüchtigen, ſtatt daß die Ergebniſſe dieſes lebendigen Verkehr's nur dem geiſtigen Egoismus unſeres kleinen Kreiſes zu Gute kommen, — wenn wir das, was ſich in uns mit Beſtimmtheit geſtaltet, Jeder nach dem Abdrucke in ſeinem Innern, aufzeichneten, einander vorlegten, und was dann die Übrigen davon brauchbar fänden, ſammelten und veröffentlichten?

Helene ſchüttelte den Kopf. Die Serapionsbrüder, die dialogiſch-didaktiſchen Novellen à la Tieck, die poetiſch raiſonnirenden Geſpräche à la Fr. Schlegel ſind längſt nicht mehr Mode. Da werdet Ihr wenig Glück machen. Habt Ihr mir nicht ohnehin ſchon die zweideutige Ehre angethan — vielleicht um damit einen Verſuch auf meine Gutmüthigkeit zu machen — unſer Geſpräch über Bulwer und Walter Scott drucken zu laſſen, und mich dabei namentlich redend einzuführen, daß ich mir nun wirklich wie eine jener äſthetiſchen Romanfiguren vorkomme? und was hat Euch die Indiskretion eingetragen?

Friederike lächelte Beifall.

Mode! Mode! ſagte ärgerlich der Aelteſte, der Naturforſcher — Mode iſt es geworden, was Einem in den Sinn kommt, hinzuſchreiben, und den eigenen Namen

darunter! Geträumt und erklügelt, gehört und gelesen, unter Einem Schilde, ohne verbindenden Charakter, weil man keinen hat, ohne verbindende Form, weil man keiner fähig ist, unter Titeln, die nichts und alles sagen, — je gestalt- und gehaltloser, desto piquanter, desto amüsanter! Um deßhalb möchte ich dem guten Heinrich fast beistimmen, und lieber, auf die Gefahr hin, Nachahmer bedenklicher Muster zu scheinen, seinen Plan ausführen, um nur einmal etwas zu thun, was gegen die Mode ist; und gegen diese Mode! lieber die abgebrauchteste, pedantischeste, lieber eine halbe Form als keine! Übrigens bin ich nicht Heinrichs Meinung: daß ein gesprochen Wort verhalle; es wirkt eben, weil es lebendig ist, meist sicherer als ein geschriebenes, geschweige ein gedrucktes; wie ich denn auch, wenn ich um mich blicke, mehr Geist in der Conversation als in Büchern finde, und die Mehrzahl wahrhaft ausgezeichneter Menschen unter Denjenigen kennen lernte, die nie etwas drucken ließen.

Der einsylbige Jüngling, der Noten zu den Noten eines Andern über einen Klassiker herausgegeben, stimmte für die Drucklegung, mit einem Citate aus einem Schriftsteller vor Erfindung der Buchdruckerkunst, das ich vergessen habe.

Ich meinerseits wußte nichts einzuwenden; so wenig als mir ein Grund für das Gegentheil eingefallen wäre, — und so hatte sich denn eine Mehrzahl gebildet, welcher die Damen, die vielleicht dadurch zum zweitenmale bewiesen, daß sie die Klügeren waren, nachgaben. Ich ward vorläufig zum Secretär ernannt, welches Amt ich denn, wie man sieht, mit einiger Unbescheidenheit führe.

Wenn nur — ſetzte Helene fort — Theodor da wäre, der doch von uns Allen der Geſetzteſte iſt, und der, wenn er einmal in den Zug kommt —

Was freilich ſelten genug geſchieht! murmelte Julius dazwiſchen.

— noch am meiſten wie ein gedrucktes Buch zu reden verſteht! Schade, daß er ſich ſo in die Einſamkeit vergräbt!

Der Menſch lebt vom Menſchen, — fügte Friederike hinzu, — Abſonderung kommt vom Hochmuthe, oder führt zum Hochmuthe; ſagt, was ihr wollt!

Nur das Vorrecht der Reſignation achten Sie mir — wendete der Aelteſte ein — die, von allen Seiten in ſich zurückgedrängt, ſich im Innerſten ſammelt, um ſich gelegentlich in ſtiller, geiſtiger Wirkſamkeit wieder auszubreiten.

Das ſind Aphorismen; die können wir ſchon drucken laſſen! ſagte der Einſilbige.

Julius verſprach Theodor's Mitwirkung auch aus ſeiner Klauſe, durch flüchtige Blätter.

Wir wären alſo — ſprach ich in meiner neuen Eigenſchaft — über die Sache einig; aber nun eben die Form? Die für ſo wichtig erachtete Form! Geben wir ein Journal heraus? oder Hefte? zwangloſe? gezwungene?

In dieſem Falle — meinte der Einſilbige, der, je mehr es auf Literatur losging, deſto mehrſilbiger wurde — wäre der Titel zu bedenken. Es gibt bereits Blätter auf alle Zeitabſchnitte, die Mondviertel etwa ausgenommen;

— und die Feiertage; fiel Friederike ein.

Die kommen — sagte Helene — zu selten und zu unregelmäßig.

Und von Tageszeiten die Dämmerung — fügte der Aelteste hinzu. Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht sind versorgt, und in der That würde ein Dämmerungsblatt symbolisch unsere deutsche Literatur ganz gut repräsentiren, die, zwischen Schlaf und Wachen, in halbem Traume, die Farben der übrigen Tageszeiten — ich meine der übrigen Literaturen — zu einem Etwas verschmilzt, das zwischen nichts und Allem eine ganz eigene geheimnißvolle Stellung einnimmt!

Ernsthaft! ermahnte Helene, und schlug vor, auf den ersten Gedanken, gegen den sie anfangs stimmte, zurückzukommen. Wenn's denn schon geschrieben sein soll, so sei es in jener freien, gebildeten Form, wie Tieck's Phantasus und jene andern erwähnten Bücher! Das ist für Deutsche noch Grazie und Lebendigkeit genug! Wenn Ihr's vermöchtet, so würde ich sagen: schreibt wie Diderot, dem Euer Lessing allein die Wage hätte halten können, wenn er in Paris, statt in Wolfenbüttel geschrieben hätte.

Gut denn! sagte Heinrich; laßt uns so frei und unbefangen verfahren wie möglich; geben wir uns wie wir sind, nicht vornehmer, nicht geringer, — nur mit Bemerkungen über uns selbst begleitet. In der Hauptsache sind wir ja Eins, und dürfen uns, nach mehrjähriger Läuterung immerhin als Eine Stimme betrachten, die treulich fortruft, — und riefe sie auch in der Wüste!

Das sei das Motto! sagte der Einsilbige.

Und der Titel? fragte ich, die Feder in der Hand.

Der unſchuldigſte, einfachſte! deutſche! bat Friederike. Schreib': Lebensblätter! diktirte der Aelteſte. Das ſoll uns ſelbſt zur Richtſchnur dienen. Vom Leben ſollen unſere Blätter ausgehen, und ſo werden ſie wieder in's Leben eingreifen. Das Leben beſteht aus Fragmenten, iſt ſelbſt ein Fragment, — und ſo wird man uns das Fragmentariſche abgeriſſener Mittheilungen zu Gute halten!

Ich ſchrieb, und dachte im Stillen darüber nach, wie viel doch der Jüngling ſich von ſich ſelbſt verheißt, und mit wie Wenigem der Mann zuletzt die Welt und ſich zu befriedigen genöthigt iſt. Möge auch das Wenige nicht ganz vergebens ſein!

Aber nun, wenn wir uns geben ſollen, wie wir ſind, — unterbrach mich Julius in meinen Gedanken — muß der Leſer auch einige Vorſtellung von unſerer Perſönlichkeit haben. Wir ſind ihm eine Schilderung ſchuldig. Denn die Perſönlichkeit erklärt Alles. Das philoſophiſche Syſtem des größten und abſtracteſten Denkers iſt ſo nothwendig mit ſeinem Charakter in Zuſammenhang, als das Talent manches Dichters mit ſeiner Charakterloſigkeit; und wenn man ſagt: man ſoll Schriftſteller ja nicht perſönlich kennen, um ſich ihrer Werke zu freuen, ſo gilt das nur für Leſer, denen die Täuſchung lieber als die Wahrheit iſt. Ein braver Menſch, der in dem, was er ſchreibt, ſo ehrlich iſt, als in dem, was er thut, hat keine billige Beurtheilung zu ſcheuen: Alſo — geſchildert! aber wer übernimmt es für uns?

Das iſt das Geſchäft des Secretär's! erſcholl es einſtimmig.

Weil sie's denn nicht anders wollen, so seien sie, wie sie da um mich herumsitzen, aus dem Stegreife porträtirt. Sie mögen die Kürze entschuldigen, und mit der Kürze das Unrecht, das ich ihnen thue! denn ich bin der entgegengesetzten Ansicht als Julius, und denke, daß sich ein Charakter für den Leser, der Sinn und Aufmerksamkeit hat, am besten in dem schildert, was er hervorbringt; und übrigens, — ich habe es mit dem Leser zu thun, und ihm sind die Charaktere meiner Freunde schwerlich so wichtig, als meinen Freunden selbst! Um also die Sache kurz abzuthun, und, uti decet, von den Damen anzufangen:

Die Frau vom Hause, die sich eben, weil sie bemerkt, daß ich auf sie hinübersehe, abwendet, lächelt, und die Theekanne ergreift, die freundliche, verständiggemüthliche Helene, muß sich schon gefallen lassen, neben Friederiken, der Verlobten Heinrich's, die Rolle der ältern Leonore neben der jüngern zu übernehmen. Es ist nun einmal bei den Dichtern, und, wie es scheint, selbst im Leben, so hergebracht, daß von zwei Frauencharakteren immer der eine schalkhaft, der andere schmachtend ausfällt; — und am Ende, müssen nicht alle Grazien des Lebens sich zuletzt einer heitern und einer ernsten beigesellen? Seien auch die Farben noch so verschieden, hell oder dunkel sind sie doch! Andromache und Helena, Julia und Rosalinde, Porzia und Jessika, Recha und Daja, Elisabeth und Ebeli, Marie Beaumarchais und Sophie Guilbert, — blond und schwarz, — es war immer derselbe große Gattungstypus, von Ossian bis auf Bauernfeld — und uns! und so bleibe es.

Die sinnende Friederike, die mir ruhig zusieht, während ich dies schreibe, bedarf nun keiner weiteren Schilderung, die sie doch kaum anerkennen würde, weil die zarte duftige Schönheit des Innern ein Gebilde ist, das selbst den leisen Hauch des Wortes nicht verträgt, ohne verletzt zu werden

Aber da fällt mir eben ein, daß ich Beide vielleicht am besten, gewiß für mich am bequemsten, durch sich selbst schildere; indem ich nämlich ein Fragment aus einem Briefe abschreibe, welchen Friederike einst über ihre Freundin, an ihre Schwester schrieb, bei welcher Helene in einer romantischen Gegend, zwischen Bergen und Seen Tage verlebte, die sie nie vergessen wird, — in deren Erinnerung sie fast mit der Freundin den Charakter tauscht, und zur Schwärmerin wird.

„Von Adam — schreibt Friederike — stellen wir uns vor, daß er gleich als erwachsener Mann zur Welt gekommen sei, — mit Kindersinn, ohne Kultur, — doch als Mensch fertig, ja vollkommener als ein anderer. Wenn Du Dir, liebe Lucie, die Eva eben so dächtest, so hättest Du so ziemlich — Helenen. Harmonisch und reich von der Natur begabt, ohne durch schlechte oder gute Erziehung gelitten zu haben, ungeübt, aber auch ungetrübt durch die Chancen des Weltlebens, ist sie, in häuslicher Stille, zu einer innern Cultur gediehen, die in ihrer Art vielleicht einzig ist. Ein, bis zur Höhe des Kunstsinnes herangebildetes enfant gâté de la nature, — wie ich mir eine Tochter des antiken Griechenlands dächte, die man plötzlich in unsre Societät verpflanzte. Für alle die Rücksichten,

Selbstverläugnungen, Zartheiten und Malicen, welche aus unsern künstlichen Zuständen entspringen, hat sie keinen Sinn; man muß durchaus wahr sein, um ihr klar zu werden. Darum geben auch alle Delicatessen und alle Picoterien an ihr vorüber, so wie von ihr nichts von beiden zu erwarten ist; höchstens hält sie was dafür, was es nicht ist. Aus diesem Naturstande scheint mir auch schon hervorzugehen: daß man sich sein nicht entäußern kann, weil man sich desselben nur halb bewußt ist. Das muß uns Andre billig machen. Helene lauscht nicht auf unsere Winke, sie gibt auch uns keine zu belauschen; man kann ihr nichts merken lassen, — man muß ihr Alles *sagen*. Dazu ihre gesunde Lebhaftigkeit, die ihr das Empfinden als letzte Instanz, und das Betrachten als krank, erscheinen läßt! Ihr wird daher auch die Selbstbeherrschung schwer, — weil sie im Innersten empfindet, daß ihr Selbst gesund ist und gut; daß sie es eher walten lassen sollte, als zu beherrschen braucht. Vielleicht ist sie einmal unbillig gegen Andre, weil sie die Mühe verdrießt, die man anwenden muß, uns zu enthülsen, da sie sich doch ganz gibt, wie sie ist. Liebe, liebe Lucie, behandle sie nach diesem Maßstabe, wenn ich ihn verständlich genug gegeben habe, — und erfreue dich der schönsten Perle menschlichen, weiblichen Werthes!"

„Du kannst Dir denken, was Helene *mir* ist! mir, an welcher Welt und Nächste, Natur und Schicksal, nur das Talent: leidend zu betrachten, erzogen! wie ich in diesem Büchlein der Natur dürstend blätt're, seitdem ich die Lettern verstehen gelernt! ich suche *mich* an ihr zu verler-

nen, — und dieser Versuch ist mein einziges Glück. Nein nein, auch dies Glück nicht! — denn der Versuch mißlingt.“

So weit der Brief Friederikens, die meinen Verrath nicht ahnt, und, in Sinnen verloren, stille und emsig eine Gabe der Freundschaft bereitet.

Heinrich, der ihr über die Schultern auf den Stickrahmen sieht, an dem sie beschäftigt ist, würde zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, wenn er nicht in seiner Philosophie zu sehr Poet, im Leben zu sehr Beides wäre. Vielleicht gibt sich das mit der Zeit; sein Schicksal erklärt seinen Charakter; der frühe Verlust seiner Aeltern, seine schwächliche Gesundheit, eine unpraktische Stellung im Leben, mehrfaches Mißlingen, und nun seine Leidenschaft für Friederike, die für ihn auf keine Weise taugt, weil er nur zu sehr für sie taugt, — das sind so die Elemente seines Zustandes. Er meint, ich verstehe ihn nicht — aber was hier geschrieben ist, bleibe, — bis er es nach Jahren, wenn ihm Gott ein Amt und Kinder gegeben, und damit sein Auge für die Welt aufgethan hat, wieder liest.

Der junge Proselyt, den er sich gebildet, Fritz, der in dem Gespräche über Scott nnd Bulwer mitsprach, ist nicht unter uns. Er scheint mißrathen; die elegischen Empfindungen, in denen er sich gefallen, hatten, da ihnen weder Erlebnisse zu Grunde lagen, noch ein Charakter, der sie zu thätigen Resultaten ausarbeiten konnte, sich in ein müßiges und hohles Schwärmen verloren, welches allmälich in jene nichtige, den eignen, freilich eben so nichtigen, Schmerz ironisirende Blasirtheit überging, mit wel-

cher er nun eben so, wie mit seinen Glacéehandschuhen, in den Salons kokettirt.

Wie die innerlich gesunde Helene zu Friederiken, so bildet der frische Julius zu dem armen Heinrich einen Gegensatz, der ganz zu seinem Vortheile ausfiele, wenn Julius nicht zu sehr an der Oberfläche der Erscheinungen haften bliebe. Allein ich hoffe, dieses Behagen am Aeußern, diese Uebereinstimmung mit den Urtheilen der Mehrzahl, deutet nur die Vielseitigkeit und Objektivität seines Wesens an, und aus der leichten Schale wird sich in Theodor's Umgange, zu dem ihn ein Instinkt seiner höheren Natur zu ziehen scheint, ein tüchtiger Kern herauswickeln. Man kann von ihm sagen, was Montesquieu von Voltaire gesagt hat: „Er hat mehr als irgend Einer den Verstand, den Jedermann hat."

Anders ist es mit unserm Aeltesten, dem Naturforscher, der, von weiten Reisen zurückgekehrt, das intellektuelle Centrum unsers kleinen Kreises ausmacht. Wir schreiben ihm einen Verstand zu, den nicht Jedermann hat, — nämlich einen eigenen. Was er spricht, hat das Gepräge eigener Erfahrung oder eigenen Denkens. Da hierüber freilich das Urtheil dem Leser überlassen werden muß, so sage ich nichts weiter.

Eben so wenig spreche ich von Theodor, der, in seiner ländlichen Abgeschiedenheit, wie ich ihn kenne, wenn er unser Treiben erfährt, schwerlich damit zufrieden sein wird, und kaum etwas anderes einsenden möchte, als eine Strafpredigt über das Schriftstellern.

Der kopfhängerische, einsilbige, junge Mensch, den

man ſtatt meiner hätte zum Sekretär wählen ſollen, iſt bereits hinlänglich geſchildert.

Und nun hätte ich eigentlich nur noch von mir ein Wörtchen zu ſagen; aber hier kommen mir glücklicherweiſe zwei Dinge zu ſtatten: erſtens, daß Niemand, auch der Klügſte nicht (und ich bilde mir doch ſo gut wie Du, lieber Leſer, ein, klug genug zu ſein), über ſich hinaus, auf ſich herab ſehen kann; und zweitens, daß es ſich in guter Geſellſchaft gar nicht ſchickt, von ſich ſelbſt zu ſprechen. Um aber doch meines Amtes gehörig zu walten, ſo ſei denn hiermit geſtanden, daß ich mir vorzugsweiſe Eine gute Eigenſchaft zutraue: nämlich guten Humor genug, die Thorheiten der Andern nicht zu belachen, ſondern, mit meiner eigenen verglichen, ganz reſpektabel zu finden, deine Anmaßung und Abſprecherei, lieber Leſer, die nur daraus entſpringt, daß Du nichts zu thun haſt, geduldig zu ertragen, und —

nein! nicht Geduld genug, fortzufahren. Meine Schuldigkeit iſt gethan, wenn gleich leichtfertig genug, — meine Feder ſtumpft ſich ab, der Thee iſt eingeſchenkt.

Du kennſt uns nun; haſt Du Luſt zu bleiben, ſo bleib! reinen Wein können wir Dir verſprechen. Mundet er Dir nicht, — je nun, si vales, bene est, nos valemus!

Die Freunde waren nach acht Tagen wieder verſammelt; ich hatte unſern Aelteſten gebeten, den Anfang zu machen, denn die Damen, wenn ſie gleich mit vollem Rechte ſich zu den Geiſtreichen zählen dürfen, weigern ſich ſtand-

haft, die Feder zur Hand zu nehmen, wodurch sich unsere Hochachtung gegen sie nicht im Geringsten vermindert. Sie behalten sich vor, von uns zu lernen und uns zu belächeln, wogegen ich kein Mittel weiß, als — dasselbe zu thun. Ich hatte ferner dem Freunde gleich auch ein Thema vorgeschlagen. Er sollte, was sich, ohnehin meist auf seine Anregung, über deutsche Literatur, wie sie ist, und was ihr noth thut, unter uns allmälich festgestellt hatte, in ein Ganzes fassen, und gleichsam als Urkunde unserer Denkart und Bestrebungen niederlegen.

Dieser Vorschlag, erwiederte er — kommt mir, obwohl ich ihn nicht buchstäblich erfüllen kann, ganz gelegen. Einen Aufsatz, worin ich Manches, was mich an den gegenwärtigen Literaturzuständen zu Rath und Rüge anregt, wenn gleich nur fragmentarisch ausgesprochen, habe ich bereits einem andern Kreise mitgetheilt, und dort, wo man sich viel auf einen hohen, philosophischen Standpunkt wußte, heftigen Widerspruch gefunden. Diesen Aufsatz will ich Euch mittheilen, und Eure Ansichten einvernehmen. Ist es doch verzeihlich, sich mit seinem Credo dorthin zu wenden, wo man hoffen darf, mit freundlicher Parteilichkeit beurtheilt zu werden; ja, was bleibt uns, als, uns fortwährend zu wiederholen, uns anzuschließen, an einander auszubilden, und so unser geistiges Dasein zu bestätigen? Sind auch unsere Lebensblätter so zerstreut und unbeachtet, wie die sibyllinischen, — laßt uns bedacht sein, daß es sibyllinische seien!

Allen Respect vor der Literatur! sagte Helene, — aber sagt mir: was wollt Ihr denn eigentlich bewirken?

Eine vernünftigere Denkart, als ſie herrſchend iſt, meinte Heinrich.

Ob das — fragte die Fragerin wieder — auf dieſem Wege geht? ich dächte, eine ſolche Denkart, wie Ihr auszuphiloſophiren im Sinne habt, müßte nicht ein Ziel, ſondern ein Anfang des Strebens ſein; müßte die Baſis ſein, auf welcher productive Talente etwas aufbauen ſollten! ich erwartete mir von Euch Muſter ſtatt Vorſchriften, und freute mich ſchon auf Erzählungen und Dramen! Bücher wie das, das Ihr aus Eurem Materiale zuſammendenken werdet, ſollten gar nicht intereſſant, nicht nöthig ſein; gebildet ſei der Leſer, — der Schriftſteller bringe etwas Lebendiges, Geſchaffenes! ich denke, der beſſere Geſchmack findet ſich mit den beſſern Producten.

Der Freund ſcheint dagegen nicht viel Einwendung bereit gehabt zu haben; denn er räuſperte ſich, und las:

Blicke in die Gegenwart und Zukunft der deutſchen Literatur.

. . . . . Pauci laeta arva tenemus,
Donec longa dies perfecto temporis orbe,
Concretam exemit labem . . . . . .
Aen. VI. 744.

Mitten im Rauſchen und Rollen der treibenden Gegenwart tritt wohl dann und wann ein Moment ein, in welchem Einer und der Andere der Mitfortgeriſſenen, von einer mahnenden Stimme im Innern bewegt, ſich verweilend umſieht, einem warnenden oder deutenden Tone entgegen lauſcht, einen tieferen Blick in die bewegende

Seele des Getriebes, wohl auch einen an das zweifelhafte Ziel hinwerfen möchte. Für einen solchen Moment, für einen solchen Wanderer, sind die folgenden Blätter bestimmt.

Sie handeln von Literatur, — einer Sache, mit deren Namen tausend Menschen tausenderlei Interessen, aber schwerlich Viele einen bestimmten Begriff verbinden. Sei es darum! ich bemerke hier nur gleich beim Eingange, daß ich mein Hauptaugenmerk auf Poesie und deren Kritik richte. Sie ist die eigentliche Lebensäußerung des Geistes einer Nation; in ihr repräsentiren sich alle ihre Richtungen, — welche in allen übrigen Regionen in's Detail zu verfolgen, die uns hier gesteckten Gränzen weit überschritte, und doch zu keinen andern Ergebnissen führen würde, als den, welche sich uns hier, in der umfassendsten Form des geistigen Lebens bieten werden.

Auch kann ich nur rhapsodisch verfahren, und das, was mir am dringendsten scheint, aus dem Zusammenhange eines Ganzen herausreißen, welches mir wohl als solches vorschwebt, dessen Entwickelung aber gleichfalls über den hier gegebenen Zweck und Raum hinausgriffe. Es sind also nur Winke, was man hier findet. Daß sie meist warnend ausfallen, daran bin nicht ich, — daran ist die Sache Schuld. Dem Tadeln, wie ich fürchte, bis zum Tadelnswürdigen abgeneigt, wäre es meinen Wünschen gemäß, wenn ich rühmen und anerkennen dürfte. Man hat sich nun freilich eine bequeme Manier erfunden, aller lästigen Predigten und Censuren ledig zu werden. „Er tadelt uns? Je nun, er gehört zur alten Schule, zu den Malcontenten!" — Mögen sie denn immerhin den treuherzigen, gut-

müthigen Führer von sich weisen, der es nun einmal nicht ertragen kann, sie auf Felsenkanten wandeln und in Sümpfen waten zu sehen; — auf die Gefahr hin, von den Träumern Träumer gescholten zu werden, wagt er's, ihnen zu helfen!

Wenn ich den Zustand unserer modernen poetischen Literatur großentheils als einen pathologischen bezeichne, so ist ja Niemand getadelt. Ich fühle mich so gut leidend als die Andern; und es handelt sich eben darum, über unser Leiden klar zu werden, damit sich ein Weg zur Heilung offenbare.

Zuvörderst ein paar Worte im Allgemeinen. Man erkennt, was Andere leisten, und möchte sich selbst vorgreifen. Das ist Eines der Zeichen unserer Zeit: Hast, ohne Reife. Fast alle Schriftstellerei ist heut zu Tage, wenn man auf ihre Motive reflektirt, Schwäche oder Egoismus. Schwäche ist es, wenn sich der Ohnmächtige durch das Gewahrwerden des Großen, des Gewaltigen, zur kindischen, lallenden Reproduction genöthigt, — Schwäche, wenn sich der seufzende Lyriker nicht nur zum Singen, sondern auch zum Druckenlassen, von einem Dämon unwiderstehlich getrieben fühlt; Egoismus ist es, wenn man vergißt, für wen, ja daß man für Jemanden schreibt und dichtet, — wenn man nur das eigne, innere Bedürfniß (vom äußern schweigen wir ganz) im Auge hat. Fast Niemand aber denkt jetzt mehr, wenn er schreibt, an den Zweck des Werkes, sondern Jeder nur an seinen. Wirken möchte Jeder, aber Niemand will etwas bewirken; dagegen liest auch Niemand, um etwas zu lernen, — kaum um zu ge-

nießen; und selbst in's Theater tritt man gewaffnet mit der Brille der Kritik. Mit Recht sagt unser Dichter: „Die Lesewelt ist jetzt so zerstreut, abgestumpft und selbst-thätig, daß man mehr, als je, an die Nachwelt denken muß." — Seit er starb, ist es nicht besser geworden; nun sind die Irrlichter erst zahlreich; nun wähnen sie Planeten vorstellen zu können.

Das gilt denn vorzugsweise von der Dichtkunst, in welche Alles pfuscht, weil an ihr, im Verhältniß zu allen übrigen Künsten am wenigsten Technik, am wenigsten Handwerk ist; weil ihr Werkzeug: Sprache und Schrift, nicht erst, wie der Meißel, die Kelle, der Pinsel, der Fiedelbogen, in reifern Jahren geübt und tüchtig gehandhabt, nicht erst mühsam handgerecht gemacht werden muß. Wer mit unserer Zeit genauer bekannt ist, gestehe, ob es nicht Leute gibt, die im Grunde bloß, weil sie lesen und schreiben können, sofort die Dichtkunst zu ihrem Fache wählen? Und unter ihren Formen ist es wieder die Lyrik, welche am wenigsten Compositionsvermögen, am wenigsten Bewußtsein bedarf. Um ihr Gnadenbrot flehen alle armen, bedrängten Seelen. Nun ist aber jede der drei poetischen Grundformen eine Pflanze, ein organisches Gewächs, und verlangt einen eigenen Boden: die epische ein werdendes Volk, die dramatische ein gewordenes, — die lyrische einen einsamen Menschen, oder einen Zustand der Vereinzelung. Was uns nun angemessen sei, mögen Kenner unserer Zustände entscheiden; mögen entscheiden, ob vielleicht nicht umgekehrt das Sich-Auflösen unserer Poesie in Lyrik auf die Art unseres Zustandes zurückdeute?

Blicke ich aber auf die Beſchaffenheit dieſes, wie der übrigen Zweige unſerer Dichtkunſt, ſo glaube ich mancherlei Urſachen wahrzunehmen, die ihr Erblühen, ihr Früchtetragen für jetzt beeinträchtigen.

Für's Erſte, glaube ich, hat, wie unſerm Schiller die Kantiſche, ſo auch unſern ſpätern Dichtern, unſere berühmte Philoſophie überhaupt, geſchadet. Wie Er, am Ende ſeiner Laufbahn, werden auch wir, wenn wir zum Ueberblick der unſern jemals gelangen, alle unſere Weisheit gerne für einen praktiſchen Griff hergeben wollen. Hierin iſt das ſüdliche Deutſchland, beſonders Oeſterreich, glücklicher als das nördliche, von welchem es häufig, um des empiriſchen Standpunktes willen, auf dem es noch ſtehe, bemitleidet wird. Von der Empirie geht die Kultur aus, und zur Empirie kehrt ſie wieder zurück. Aus der Unſchuld, wie ſie in's weltliche Leben tritt, entfaltet ſich allmälich der Zwieſpalt der Erkenntniß, — aber aus dieſem geht eine zweite geläuterte Unſchuld: die ächte Tugend hervor. So iſt es auch in der Kunſt: und es iſt kaum zuviel gehofft, wenn wir, inſofern überhaupt eine Wiedergeburt der deutſchen Dichtkunſt bevorſteht, dieſe von Oeſterreich aus verheißen. Hier war es, wo Leſſing's und des unſchätzbaren, im übrigen Deutſchland verkannten Wieland's geſunde, fröhliche Pflanzungen in der Joſephin'ſchen Epoche, für die Dauer Wurzel ſchlugen; hier gilt der klare Menſchenſinn, hier iſt Volksgefühl für poetiſches Leben und lebendige Poeſie. Als noch das ganze übrige Deutſchland vom Traume der Schlegel-Novalis'ſchen Hyper-Romantik gefeſſelt lag, und tiefſarten Unſinn phantaſirte, da war es

eine einfach klare, ruhige Stimme aus unserm Vaterlande, (die des verständigen J. Schrevvogel, genannt West, in seinem trefflichen „Sonntagsblatte") welche allein das Kind, wenn auch etwas laut, beim rechten Namen nannte, den nun jeder Knabe nachspricht, — welche allein besonnen ertönte, und freilich, wie der Besonnene immer, damals verachtend überhört wurde: die aber mit prophetischem Muthe Alles das aussprach, was die Folge nur zu sehr bestätigt und besiegelt hat. Sei ihr in diesen Zeilen der Dank gezollt und die Pietät erwiesen, auf welche sie schon seit Langem so gerechten Anspruch hat!

Die Meinung, daß uns die Poesie unmittelbar besser und weiser machen soll, die Tendenz-Jagd, eine Frucht jener Philosophiesucht, können wir auch noch immer nicht los werden; trotz dem, daß unser Kant uns schon weitläufig bewiesen, daß Kunst Kunst, und Moral Moral sei. Moral ist es nun freilich nicht immer, was unsere Dichter an Mann zu bringen gedenken, — aber Tendenzen sind es doch! und von allen, außer der poetischen, gilt, wenn von Poesie die Rede ist, dasselbe. Aber sei es auch Moral, — die doch immer noch von edlerem Sinne zeugt, — gut! so bleibt unser Grundsatz dennoch fest. Der letzte Zweck liegt in den Händen der Vorsehung; den nächsten haben wir im Auge zu behalten. Gewiß ist es das sittliche Ideal, zu dem die ganze Menschheit, mit all' ihren Bestrebungen, wissend oder unbewußt, tendirt; gewiß ist es, daß Dichter viel sicherer sittlich wirken, als Philosophen. Wie wenige Menschen sind fähig, nach Maximen zu handeln! dagegen erschafft die Poesie reine, große, bedeutende

Stimmungen in uns, erweitert unser Gefühl und ergreift nicht nur den intellektuellen, sondern den ganzen Menschen. Aber damit sie das leiste, sei sie eben auch ganz Poesie, — nicht halb Wissenschaft oder Religion. Sie komme vom ganzen Menschen, und jedes ihrer Gebilde sei mit Knochen, Fleisch und Blut begabt, damit es lebe und wieder belebe.

Der Grundfehler unsrer bessern Dichter ist: daß sie zu viel, daß sie Alles, ja, wenn es anginge, mehr als Alles, wollen. Ein Drama, ein Roman, eine Novelle, ja ein Gedicht soll eine ganze Lebensansicht aussprechen, soll Himmel und Erde, Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche, und ich weiß nicht was sonst noch, in sich fassen, — und so entstehen jene Monstra, die Alles sind, nur keine Gedichte; die nichts sind, weil sie mehr als Etwas vorstellen wollen. Der Schuster weiß, wie viel Leder er zu einem paar Stiefel braucht, — der Dichter weiß sich von seinen Zwecken und Mitteln keine Rechenschaft abzulegen. Er folgt einer unbestimmten unfruchtbaren Begeisterung, jagt dem unendlichen Leeren nach, und vergißt Grillparzers goldenes Wort:

„Was ungeheuer ist, ist d'rum nicht groß:
Ein Mögliches ragt über alle Weiten,
Das Wirkliche zeigt sich im Raume bloß."

Nur derjenige Dichter wird die Palme erringen, der sich liebend in seinen Stoff versenkt, sich auf ihn begränzt, und ihn in der, nur diesem Stoffe zukommenden, bestimmten Form ausgebiert. Aber das haben wir fast verlernt.

Noch einmal: Weisheit und Poesie ist zweierlei. Man muß sich, wie schon der alte Horaz begriff, jener manchmal begeben können, wenn man den Lorbeer dieser pflücken will. Das Allgemeine erweitert unsre Begriffe, das Besondere, Individuelle, trifft unser Herz. Und mit diesem hat es der Dichter zu thun. Mit ruhiger Klarheit werden wir wohl überzeugen, aber nicht bewegen; es ist die Empfindung, ja die Leidenschaft, also die Beschränktheit unseres Wesens, welche wieder Empfindung hervorruft. Findet Jemand an der Weisheit mehr Gefallen, gut! wer befiehlt ihm denn Dichter zu sein? will er es aber sein, so lasse er die Philosophie dort, wo sie hingehört. — Wenn unsere Poeten ihren eigenen Vortheil besser verstünden, so würden sie auch einsehen: daß ihnen das Allgemeine Jeder nachmachen kann, das Besondere aber keiner, — weil Jeder sein eigenes erlebt. Und so ist es denn auch, — sie singen Alle Einen Schmerz und Eine Lust; man wird sie bald nicht mehr auseinander kennen. „Sobald man anfängt, Alles in Allem zu sehen," — sagt Lichtenberg, „wird man gemeiniglich dunkel im Ausdruck; man fängt an, mit Engelszungen zu reden."

Zuviel Weisheit wird Thorheit, allzutief wird flach. Les extrêmes se touchent. Das tiefsinnig ausfehende Brüten der Einen ist nur eine andere Larve von der Leichtfertigkeit der Andern. Beides ist flach und nichtig. Beides entspringt aus dem mangelnden Sinne für ächte, lebendige, gesunde Poesie, welche Geist und Körper hat. Beides ist Erstorbenheit, blasirtes Wesen; nur auf der einen Seite mit der Miene des Lächelns, auf der andern mit der des Wei-

nens; aber dort eben so weit entfernt von einer gründlichen, das Ernste umspielenden Heiterkeit, als hier von einem heitern, für's Leben erfolgreichen Ernst.

Eine andere Fertigkeit, in der wir vor andern Nationen glänzen, hat uns in ihrer Art nicht weniger geschadet, als das Philosophiren. Ich meine das Uebersetzen. Wir haben, durch dies Chamäleontalent, von den größten Genien aller Völker nicht dasjenige, was sie groß machte, das Menschliche, sondern das, was an ihnen Beschränkung war, das Griechische, Römische, Englische, Spanische, Französische u. s. f. gelernt, — und lallen in allen Zungen, als ob die Poesie eine andere Art der Geographie wäre. Die Nachbrecherei der Voßischen, wie der Singsang und Klingklang der Schlegel'schen Verse waren Früchte aus diesen Gärten, — und kaum begannen sie abzufallen, als an allen Enden westöstliche Ghaselen und Kassidet hervorsproßten.

Haben wir's doch mit unsern eigenen Autoren nicht anders gemacht. Es sind eben so viele Sekten von — ianern entstanden, als Jene Irrthümer oder doch Einseitigkeiten darboten. Das Große an ihnen, ihr Eigenstes, ließen wir ihnen, — ihre Eigenheiten haben wir zu den unsern zu machen gesucht: Kantische Terminologie, Wielandische Leichtfertigkeit, Goethesche Vornehmheit, Schillerisches Pathos, Jean Paulische Bizarrerie, Börnesche Grobheit, — nicht Kant's Tiefe, Wieland's Anmuth, Goethe's Objectivität, Schiller's Wärme, Jean Paul's Humor, Börne's Schärfe. Und so galt es denn immer wieder: wenn tüch-

tige Menschen irren, wie gern irrt da die Menge mit! wenn sie im Reihen wandeln, da läßt man sie allein.

Wir verstehen sie nicht, weil wir uns selbst, weil wir das Leben nicht verstehen. Wir verstehen beides nicht, weil wir nie in uns selbst einkehren, weil wir unser Inneres nie am Leben messen. Aber wer hat auch Zeit zu solchen Beschäftigungen? Der Ueberfluß an Lectüre macht, daß wir zu wenig leben, und zu wenig lesen (multa, non multum). An einem Meisterwerke wie z. B.: „die Kritik der Urtheilskraft," kann man seine eigenen Fortschritte messen, wenn man es, nach längern oder kürzern Zwischenräumen wieder zur Hand nimmt. Aber nur das Erlebte macht fortschreiten, das Erlesene allein nimmer. Und wer, der im literarischen Kurse bleiben will, der sich mit dem Wogen und Branden der Journalistik im Niveau erhalten soll, liest jetzt das beste Buch zweimal? wer kann es?

Und so hat denn auch heut zu Tage fast Niemand mehr eigene Gedanken; wo kämen sie auch auf, in dieser üppigen Treibhausvegetation? man bedient sich fertiger, mit dem Stempel des Herkommens ausgeprägter Gedanken und Worte, bei welchen man sich gar nichts, oder im besten Falle, etwas Confuses denkt. Tauchen einmal irgendwo, in einem Winkel Deutschlands, ächte, frische Gedanken auf, wie Sprößlinge unserer alten Eichen, so sieht man ihnen befremdet in's Gesicht, — man erkennt sie nicht, denn die literarische Convenienz hat keinen Maßstab für sie. Man hascht allenfalls nach einer oberflächlichen Aehnlichkeit im Schnitte des Gewandes, und mit einem bald fertigen Epitheton: „Schillerisch, Goethisch, Tieksch, Heineisch," werden sie in die Nacht der Vergessenheit zurückgeworfen.

Wenn ich alle die Mängel, an denen wir leiden, und von denen ich die auffallendſten zu bezeichnen verſuchte, in Einen Ausdruck zuſammenfaſſen müßte, ſo würde ich ſagen: das Grundübel iſt der Dilettantismus. —

Wir Alle, mehr oder weniger, dilettiren, ſtatt gehörig zu produciren, oder gehörig zu genießen.

Es darf nur wieder ein wahrhaft productives Talent ſich ausbilden und ſeine Schöpfungen vor uns hinſtellen; das iſt es, was wir brauchen, — mehr als mein und Anderer Geſchwätz! Das Lebendige wirkt immer und unfehlbar. Nur darum ſehen unſere Buch-Dichter vornehm auf's Theater herab, weil ſie fühlen, daß zum lebendigen Ergreifen einer verſammelten Menge mehr gehört, als ſie zu leiſten fähig ſind, und weil unſere Theaterdichter verlernt haben, anders als für Druckpapier zu dichten. Doch, nach dem, was Grillparzer in einem mit Kennerſchaft geſchriebenen Aufſatze, über den Verfall unſerer dramatiſchen Literatur geäußert, (Blätter für Kritik, zur öſterr. Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde, 1. Jahrgang, Nr. 1.) bleibt für mich nichts übrig, als auf dieſen Aufſatz hinzudeuten.

Genug! wir harren auf ein ſchöpferiſches Talent. Iſt ein ſolches nur einmal da, ſo kann es auch der Wirkung, des Beifalls gewiß ſein. Welcher Menſch hätte die Empfindung abgethan? dem raiſonnirenden Schriftſteller wird es ſchwerer: er hat es mit mannigfachen Bildungsſtufen, mit verſchiedenen Anſichten zu thun. Das Wiſſen trennt die Menſchen, die Kunſt vereinigt ſie. Das ſchaffende Genie erregt durch ſeine Werke ſelbſt jene productive Fähigkeit des Genießenden, kraft welcher er dieſelben auffaßt, die

darinliegenden Intentionen erkennt und fortführt, und so das Werk, welches, als Product eines Individuum's, immer etwas Unvollendetes ist, durch Hinzuthun aus seinem Innern eigentlich completirt. So erhebt der wahre Dichter den Leser und Zuschauer zu sich, und läßt ihn gleichsam mit an seinem Werke dichten.

Das wäre dann eigentlich das rechte Verhältniß zwischen den Werken und dem Publikum; allein die neuere Zeit hat ein anderes erfunden, welches sie Kritik nennt. Und so laßt uns auch dieses in den Kreis unsrer Betrachtungen ziehen. Hier drängt die neueste Aera eine Bemerkung auf, die kaum dem flüchtigsten Beobachter entgehen kann.

Wir sind in einem unfruchtbaren Schwanken zwischen Autoritäts-Despotismus und Anarchie. Jener ist so übel, als diese. Der Schwache hält sich an Autorität; er fühlt sich durch sie gesichert, beruhigt, ergänzt, und nach Außen geschützt. — Denn er braucht nur immer die Löwenhaut vorzuhalten, um — den Esel dahinter zu verbergen. Dagegen der Kräftigere, jede Schranke verachtend, legt die Elle seines Ich an die Welt, und mißt diese nach jener. Mag er immerhin mit Leben, Kunst und Wissen gebaren nach dem Pfunde, das ihm verliehen ward; die bittere und süße Frucht, die seiner Saat erwächst, muß endlich doch Er selbst verdauen! aber uns Andere lasse er säen nach unserer Weise, wie wir ihn nach der seinen.

Es sollen in der Literatur, wie im socialen Leben, immer mehr und allgemeiner die Gesetze einer billigen und vernünftigen Convenienz gelten, welche Alle benützt und fordert, indem sie den Einzelnen begränzt und zurückhält.

In die Denkweise Anderer, deren Gehirn ja auch nach Menschenart organisirt ist, bescheiden und mit Antheil einzugehen, das Tüchtige jeder Art anzuerkennen, und dabei auf eigenem Wege rastlos fort und immer fortzuschreiten — das ist human; das sei denn auch national, das sei deutsch. Und, wenn nicht Alles trügt, so fängt man wirklich täglich mehr an, diese Wahrheit zu begreifen. Es hat sich doch, der Mode gegenüber, bereits eine bessere Meinung gebildet, die nicht immer Minorität bleiben wird! —

Die Autorität darf nicht durch Verneinung, sie muß durch Fortschritte beseitigt werden. Um irgend ein Höheres, sei es eine Idee, ein Character, oder was immer, zu durchdringen, wird unabweislich Begeisterung erfordert. Wer für Shakespeare nie begeistert war, hat ihn auch nie verstanden. Hat man das Große einmal durchdrungen, so wird sich, im Fortschreiten, schon auch das Relative des erreichten Standpunktes zeigen. Denn, welches Menschliche wäre unbedingt? So durchdringt sich ein Mensch, ein Volk, ein Zeitalter, mit einer Idee, assimilirt sie, streift dann die Schlangenhaut ab, und reift, mit dem Blute der Vergangenheit genährt, neuen Verwandlungen entgegen. Das ist die Metamorphose der Bildung, das ist die Erziehung des Menschengeschlechtes.

Aber diese Ansicht der Sache darf nicht mißverstanden, nicht gemißhandelt werden, um alle Autorität, und in ihr alle Verehrung, wegzuklügeln. Alles ist Fortschritt, und kein Einzelner kann, als solcher, für alle Folgezeit gelten, weil keiner aus seiner Zeit, in die er organisch verwachsen war, herauskam. Aber diese Bedingtheit trifft

nur das Wie, die Form; das Was, der eigentliche Gehalt der Dinge und Menschen, ist außer aller Zeit. Denken wir im Wesentlichen etwas Anderes, oder gründlicher, als Aristoteles? wagen wir es, dichtend, mit Sophokles in die Schranken zu treten? und doch haben die Herren vor zweitausend Jahren gelebt! — Diejenigen, welche gar so schnell mit dem: „außer der Zeit!" fertig sind, haben wenig Sinn für das, was über der Zeit ist. Hoffen nicht alle Tüchtigen auf die Nachwelt? — und wie soll die Nachwelt anerkennen, wenn die Mitwelt das Neue stets für das Neueste wegwirft? — Ich höre auch die Bessern, die nicht immer nach dem Neuesten haschen, stets von der Zeit und ihrem Leben hegeln und phantasiren, und muß den Kopf schütteln, wenn ich die Zeit betrachte. Was Lessing und Herder gedacht haben, — so sagen sie, — das leben wir nun. Wollte Gott, es wäre so! Die Worte, welche jene großen Männer ausgeprägt und in Umlauf gesetzt, die hört man freilich überall herumklingeln; aber man sieht nicht, daß es die Leute in der Hauptsache anders machten, als ehedem. Immer war die Menge verworren, immer waren Einzelne klar. Diese Einzelnen halten sich dann untereinander für die Zeit, und schreiben dieser Dinge zu, von welchen sie nie geträumt hat.

Aber alles bisher Berührte betrifft Irrthümer; ich wollte, es wäre von nichts Schlimmerem zu reden. Leider ist es anders, — und ich will mit hastigen Federzügen über dies fatale Kapitel hinwegeilen. Die Kritik hat, so viel ich bemerken konnte, dreierlei schlechte Wege, deren sie sich bedient, um das Gute und Bedeutende zu unterdrü-

ken: 1) Gänzliches Stillschweigen. Diese Art ist die bosbafteſte, denn ſie gebt auf Vernichtung aus, und die Bosheit wird nicht bemerkt; aber ſie ſchadet wenig, denn das Aechte macht ſich doch über kurz oder lang ſelbſt Raum. 2) Das Verdreben, Unterſchieben falſcher Abſichten u. dgl., kurz die falſche Darſtellung; dieſe muß, wie die erſte, die Läuterung durch die Zeit erwarten. 3) Das, ſcheinbar billige, Zuſammenſtellen mit dem Mittelmäßigen; vielleicht die ſchädlichſte von allen, weil ſie den Anſchein von Gerechtigkeit bat, und von der näheren Unterſuchung abhält.

Gegen ſolche Künſte bat der gute Schriftſteller, wie der redliche Beurtheiler, den beſten Troſt, indem er, gleich dem Prediger in der Wüſte, ſpricht: „Wenn ihr mich nicht hört und achtet, ſo habt nur ihr den Schaden davon!“

Das aber mag ſich die Kritik als Grundprincip geſagt ſein laſſen, und ich ſchwätze, indem ich es ſage, ihr wichtigſtes Geheimniß aus der Schule: daß nichts ſo ſcharfſichtig macht, nichts ſo tief und gründlich, als: die Liebe.

Unſere Kritik hat die Liebe, die ſich gern und innig in's Einzelne verſenkt, längſt abgethan; ſie thut, mehr oberflächlich als — wie ſie wähnt — großartig, dem Einzelnen Unrecht, indem ſie das Ganze im Auge zu haben ſcheint. In der deutſchen Literatur aber gilt Heſiod's Wort: Daß die Hälfte mehr ſei, als das Ganze. Wenn man früher auf's Ganze zu wenig reflektirte, die Literaturgeſchichte zu einer Sammlung kritiſcher Biographien machte, und den Wald vor lauter Bäumen nicht ſah, ſo begeht man jetzt den Fehler, alles in Maſſen recenſiren zu wol-

len, und die Bäume vor lauter Wald nicht zu ſehen. Man ſpricht von Romantikern; wie verſchieden ſind ſie! ſcheint es nicht, als ob nur allein Tieck's Werke verſchiedene Verfaſſer hätten? man ſpricht von Goethianern; wie noch verſchiedener ſind ſie! vereinen ſich nicht unter dieſem Zeichen die heterogenſten Naturen und Zwecke? Es iſt eine viel zu große Forderung, die nur Leichtſinn und Ueberdruß erzeugen konnten: man ſolle Maſſen beurtheilen; es iſt ſchon eine ungeheure Aufgabe ſich mit der Totalität auch nur eines einzigen, tiefen und bedeutenden Menſchen abzufinden — eine Aufgabe, welche Niemand löſt, — als die Liebe.

Die Anſicht von einer Weltliteratur und Allem, was ſich daran knüpft, theilend, möchten wir doch nicht zu vornehm auf jene ſtillen, mit dem Höchſten begabten Geiſter herabblicken, die, in ihrem Lebens- und Bildungskreiſe das Symbol univerſeller Entwicklungen gewahrend, in ſich das Leben des Ganzen durchleben und gemeiniglich aus ihrer heiligen Einſamkeit Geburten zu Tage fördern, deren Geſundheit jene ungeſtörte Reife bekundet, welche das Getöſe einer bewegten Außenwelt nur ſelten geſtattet. Das war von jeher die Geneſis des Großen auf Erden; unſcheinbar trat es in die Welt, — rauhe Jahrhunderte ließen es ſtumpf an ſich vorübergehen; — laßt das unſere gerechter ſein!

Verneinen darf und kann man eigentlich gar Niemanden; man muß Jeden zu erklären ſuchen. Und das iſt die wahre Kritik. Gehn wir dieſen Weg, und unſere beſten Schriftſteller werden nicht mehr, wie es geſagt ward,

fürder sagen dürfen: „Die lieben Deutschen glauben nur Geist zu haben, wenn sie paradox, d. h. ungerecht sind.“

Wenn ich nicht irre, so schreibt sich diese Paradoxienwuth noch aus einer verschollenen Epoche unserer Literatur her. Wir sind jener Genieſucht, die wir an unsern Vätern so eitel belächeln, noch keineswegs los. Wir lassen gar Manches an Solchen gelten, die wir für Koryphäen halten, und nennen es Eigenheit, Genialität u. dgl., was nichts als Mangel an Bildung ist. Sie sind oft nicht „räthselhaft,“ sondern „albern.“ In einem Aufsatze ward unlängst einem „Zerfallenen“ sogar sein Abscheu vor der bildenden Kunst als merkwürdiger Charakterzug gedeutet. Ich aber sage: er hat sie nicht „verabscheut,“ sondern nicht verstanden. Man muß etwas lernen, — davon dispensirt kein Genie.

Es gehört zu dem, bei der Betrachtung unserer Poesie erwähnten Uebergreifen der Metaphysik in die Dichtkunst, (vielleicht eine Rache für das Übergreifen der Dichtkunst in die Metaphysik, wovon wir kurz vorher so viel gelitten?) daß man bei der Kritik poetischer Produkte meist den Fehler begeht, sich an das, was man die Tendenz nennt, zu halten. — *Was* einem Dichter das Leben bringt, — das lassen wir ihn überlegen und verarbeiten; *wie* er es *uns* bringe, das geht *uns* an; darüber, und nur darüber, haben wir ein Urtheil; und es ist zu seinem Besten, wenn wir ihm die Wirkung eröffnen, die sein Werk auf uns macht.

Drei Worte sind es besonders — aber nicht inhaltschwer — die jetzt in der Aesthetik von Munde zu Munde

geben; womit sich Jene, der Himmel weiß was, wissen, die nichts wissen: Idee, Humor, Ironie. Nun aber ist, was sie sich bei „Idee" denken, eine Vorstellung, Humor eine heitre Eigenschaft, Ironie eine Redefigur. Aus diesen drei Dingen, die in den alten, dummen Zeiten eben nichts Besonderes waren, wurde seit der Aurora der Romantik eine neue Welt gebaut, — und so lange diese Worte noch wie hohle Nüsse, in unsern Kritiken klappern, ist an eßbare Kerne nicht zu denken. Über dem Jagen nach Idee und Tendenz kommt den Dichtern dasjenige abhanden, was eigentlich von ihnen gefordert werden sollte, und was vielleicht manche Beurtheiler, ohne sich selbst klar zu sein, unter jenen Phrasen verstehen: der Gehalt. Diesen aber gibt nur das Leben und die Bildung. Jenes aber verträumen, diese verachten solche Dichter, denen die Ausgeburten ihres Müssigganges für Inspirationen gelten.

Auch die Bilder- und Tropensprache, in der sich so viele dieser Poeten gefallen, und die sie gewiß bis zur Virtuosität getrieben haben, — ist sie nicht eine Rückkehr zur Barbarei, über welche uns unsere Lessinge und Wielande hinausgehoben zu haben wähnten? — Ist nicht die einfachste Schilderung der Natur schöner als die Entweihung derselben, indem man sie mit der kleinlichen Technik des Menschen, mit seinen oft eben so kleinlichen Gefühlen parallelisirt? Wahrlich, man wird kaum übertreiben, wenn man sagt, daß der Mehrzahl unserer Dichter dasjenige fehlt, was man in einer von ihnen verachteten Zeit den Geschmack genannt hat.

Soviel von der Poesie und deren Kritik.

Werfen wir einen Blick auf jene große und merkwürdige Confusion, welche man deutsche Philosophie nennt, so bieten sich einige tröstliche Aussichten. Hegel hat das Spiel der Begriffe so weit getrieben, daß man hoffen durfte, es werde nachgerade eine Ermüdung darin eintreten. Und in der That scheinen neuere Denker wieder mehr zur menschlich-praktischen Richtung, zur Sprache der Natur und Vernunft zurückzukehren; es ist ohnehin hier nur von den Wenigen die Rede, die überhaupt noch Lust haben, sich mit der alten Schlange: Spekulation einzulassen, und ihren tausendmal wiederholten, stets in sich selbst zurückgeschlungenen Windungen noch einmal zu folgen. Werke, welche eine gothische Dialektik und Scholastik zu erneuern streben, erscheinen seltener, und werden nicht gelesen, oder nicht beachtet.

Das Philosophem gibt nur die Formel. Den Gehalt dazu muß Jeglicher aus der Tiefe seines innern Lebens bringen. Alle Philosophieen sind nur Entfaltungen des unserm Geiste eingebornen Denkgesetzes, und offenbaren nur dieses, auf mannichfache Weise, — führen auf den verschiedensten Wegen in das eine Rom. Dieses Resultat scheinen wir aus so vielen denkwürdigen Versuchen endlich gewonnen zu haben.

Zwei Wege sehe ich, welche alle denkbaren Formeln in sich schließen: Einer vom Umkreise zum Mittelpunkte, von den Zweigen zur Wurzel, von den Denkphänomenen zum Denkgesetze, vom Besondern zum Allgemeinen, von Außen nach Innen, vom Concreten zur Abstraction, von den Dingen zu Gott; der analytische. Der Andere, wel-

cher dem Prinzipe des Daseins die Reihen der Erscheinungen unterordnet, und, in umgekehrter Richtung, gleichsam die Rechnungsprobe des ersten ausmacht; der synthetische, der, vom Mittelpunkte aus, den Umkreis erfüllend, mit dem vorigen zusammen erst die ganze Philosophie konstituirt, aber dergestalt, daß der erste dem zweiten geschichtlich vorangeht, und von diesem vorausgesetzt, oder stillschweigend mit eingeschlossen wird. Der erste ist Idealismus, insofern er die Dinge auf Begriffe zu bringen strebt; der zweite ist Realismus im höchsten Sinne, welcher die Dinge in ihrem Wesen auffaßt; jener endigt mit einem Postulate, dieser beginnt mit einem Ergebnisse; dort unterscheidet sich der Geist von der Welt (Dualismus), hier versöhnt er sie mit sich, (Einheitslehre). Der Unterrichtete wird ohne Schwierigkeit die ihm bekannten Dogmen unter dieses angedeutete Schema bringen. Es sind nur zwei Richtungen, aber Eine Philosophie. Nun brüstete sich zwar eine dritte *soi-disante* Philosophie, über beide hinauszugehn, das Unmittelbare zu vermitteln, nichts unerklärt, nichts unbewiesen zu lassen, und mit dem Denken über das Denken hinauszugreifen. Ihr gilt kein Satz des Widerspruches, — und so können wir auch nichts gegen sie sagen, als daß wir sie für eine in Deutschland endemische Geisteskrankheit halten, die denn doch, wie wir früher bemerkten, sich dem Stadium der Reconvalescenz zu nähern scheint. Als ein fröhliches Symptom der Besserung begrüßen wir die neue Ausgabe des herrlichen Kant, in zehn Bänden (von Hartenstein, — Leipzig, Modes und Baumann, 1838), denn zu Kant zurückkehren, heißt den rechten Weg wiederfinden.

Die philoſophiſche Polemik ſcheint, wenn ſie ſich auch nicht ganz verliert, doch nicht mehr viel Antheil zu erregen. Und was iſt denn auch am Ende alles Hin- und Herreden dieſer Art, als ein ewiges Sichſelbſtwiederholen individueller Vorſtellungsarten, die ohne ſich je zu durchdringen, in infinitum parallel neben einander hinlaufen?

So läßt man glücklicherweiſe auch in der Naturforſchung immer mehr vom Erklären, und hält ſich an die Phänomene. Was iſt auch alles Erklären anders, als ein Ueberſetzen aus der Sprache der Natur in die Sprache des menſchlichen Verſtandes? warum will man es auch überall erzwingen? kann man es? die Natur ſpricht eben auf ihre Weiſe, — unendlich; der Verſtand auf ſeine, — endlich. Wenn man ein Phänomen, eine Action, im völligen Zuſammenhange auffaßt und ausſpricht, ſo hat man es ſattſam erklärt. Wer mehr will, will Verwirrung. So nähern wir uns hierin, zu unſerm Vortheile, andern Nationen, zumal den Engländern, deren Behandlung der Naturwiſſenſchaften ſich von jeher durch Realismus, Unmittelbarkeit, reine Auffaſſung und Feſthaltung des jeweiligen Zwecks, Nüchternheit in den Folgerungen und praktiſche, zumal tabellariſche Durchführung empfahl.

„Unſere Zeit" — ſagte Börne — „iſt der Wiſſenſchaft nicht günſtig. Man hat ſo viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht ans Sehen kommt." — Nur wenn wir uns an die Dinge, und nicht an die Formeln halten, — wenn wir die angedeuteten Pfade gehen, wird dieſer Ausdruck aufhören treffend zu ſein.

In der Geſchichte haben viele unſerer Schriftſteller

die unpraktiſche Art, ſich Alles maſſenhaft, ohne Detail, von großen, einzelnen Kräften und Ideen bewegt, vorzuſtellen, was nur im Kleinen, durch Multiplikation und die wunderſamſte Proportionsrechnung in einen Wahrſcheinlichkeits-Calcül zu bringen iſt; ſie glauben an plötzliche, durch ethiſch-intellektuelle Einwirkungen ins Leben tretende Evolutionen, — ſie benutzen das Gegebene nicht zu praktiſchen, ſondern zu hypothetiſchen Reſultaten. Hypothetiſch bleibt alles Ideale, weil es nur in der Sehnſucht wurzelt, welche uns, Kinder des Tages, an die Zukunft hinweiſt.

Andre verlieren ſich in Minutien, in den hiſtoriſchen Mikrologismus, der Kreuzer um Gulden kauft. Darf ich hier, wo nicht der Ort iſt, dieſe Dinge weitläufiger zu verhandeln, eine prägnante Stelle des prophetiſchen Hippel für mich ſprechen laſſen?

„Voltaire iſt der ehrlichſte Geſchichtsſchreiber; denn er dichtete ſo unverholen und dreiſt, daß jeder wußte, woran er war. — Die aber, ſo ſich ängſtlich den Kopf zerbrechen, Facta zu deſtiliren und bis ins Kleinſte zu conſtatiren und zu beweiſen, mögen wiſſen: daß Niemand weiß, was im Menſchen iſt, als der Geiſt in ihm.“ — Aber dieſes bedeutungsvolle Wort ſoll uns nicht hindern, hier dem würdigen Schloſſer unſere Verehrung zu bezeigen, der eben ſo unterrichtet im Einzelnen als klar über's Ganze, eben ſo umfaſſend als exact, eben ſo unpartheiiſch als pragmatiſch, — und wahr in jedem Zuge iſt. Möchte die deutſche Geſchichtſchreibung auf ſolchen Pfaden fortſchreiten!

Nach allen diesen Betrachtungen, nach manchem düsteren Seitenblicke, darf ich wohl zu dem eigentlichen Zwecke dieser Zeilen zurückkehren: ermunternd und fördernd auf die Strebenden einzuwirken. Und so wende ich mich an Euch, denen es noch Ernst ist mit Kunst und Wissen, in diesem nichtigen Getriebe; laßt Euch die Majorität nicht irren! Laokoons Herrlichkeit ist nur für einen Winkelmann gut! aber ist das Vortreffliche da, damit es bewundert, beschrieen werde? kann das Große je vom Kleinen erfaßt, das Tiefe vom Flachen ergründet werden? wäre das Große dann noch groß? wäre das Tiefe sonst tief? muß nicht, wenn das Weltganze kein Unsinn ist, auch selbst das stille einsam schaffende Gemüth, wenn's auch von der Gegenwart verkannt wird, auf Ewigkeiten fortwirken? Was wirkt allmächtiger als die Gottheit selbst? — und was wird weniger erkannt? — Laßt Euch solche Betrachtungen kräftigen, und wisset, daß auch Eure Zeit kommen wird. Auch trifft es sich ja zuweilen, daß selbst das wahrhaft Gute Beifall, ja rauschenden Beifall erlebt; freilich nicht weil es gut ist, sondern weil es gerade mit der Stimmung des Augenblicks, mit waltenden Interessen des Tages und Ortes zusammentrifft, Fälle, wovon gewiß Jedem Beispiele vorschweben. So bleibt es denn am gerathensten, wie jener brave Goldschmidt zu Ephesus, unbekümmert, welche Götter draußen auf dem Markte verkündet werden, fleißig am Saume des göttlichen Gewandes fortzuarbeiten.

Ist es auch mit der vox populi nicht weit her, so seid gewiß, daß sich leise und allmälich eine vox mundi bildet, die das Schlechte über kurz oder lang zum Schwei-

gen verwirft, und das Gute aus seinem Verstecke hervorruft! Und in der That, wer sich nicht absichtlich verschließt vor den Zeichen der Zukunft in der Gegenwart, kann nur vertrauen und erwarten. Ich sehe mit innerlicher Satisfaction, wie sich in allen Fächern das Rechte allmälich und allgemeiner geltend macht. Zuerst kommen die Formen, dann der Inhalt; welcher, wenn sie einmal da und anerkannt sind, unvermerkt in sie ergossen wird und sie mit Leben ausfüllt. Da hilft kein Sträuben, kein Ignoriren, kein Läugnen der Einzelnen, der Communitäten, der Moden; — es geht naturgesetzlich zu, eisern, mit gelinder Unwiderstehlichkeit, wie es Winter und Frühling wird, — zum Troste der Glaubenden, der Klaren. Schon spürt man jetzt fast allenthalben, in Kunst, Wissenschaft und Lebensverkehr, das Aechte, — auch wenn man es noch nicht überall erkennt. Der Aufmerksame kann es täglich gewahr werden; und so laßt uns denn, im Angesichte der ersten Sprößlinge, fröhlich fortpflanzen.

Ich habe absichtlich in diesen Blättern Niemanden genannt; der Kenner wird Belege zu Lob oder Tadel leicht ausfindig machen, — dem Nichtkenner soll keine Persönlichkeit Anlaß geben, den Kitzel der Medisance zu nähren. Freilich schrieb vorlängst Einer meiner Herren Recensenten: „mit allgemeinen Grundsätzen sei es nicht gethan, — man müsse die Schelme bezeichnen, — man müsse persönlichen Muth (!) zeigen!“ — und belehrte mich dadurch, was eigentlich diese Zeit wünscht; aber laßt mich hoffen, daß es auch andere Leser gibt, welche den persönlichen Muth am Raufbold, und die Einsicht am Schriftsteller zu schätzen wissen. Und für diese Leser wünsche ich geschrieben zu haben.

Allein es gibt, im Gegensatze, unter den Bessern, eine Art zu denken, welche dem Gedeihen des Guten eben so hinderlich ist, als die Klatschsucht der Sektirer, — ein edles Vorurtheil, welches zu beseitigen völlig hier der Ort ist. Die Meisten nämlich beherrscht ein falscher Begriff von Unpartheilichkeit, — als wenn das Gute überall, ja auch nur häufig wäre! — als wenn man das Wahre ekletisch, wie der Dieb seinen Schatz, aus hundert Taschen zusammenklauben könnte! als wenn sich das Schöne, wie eine Mixtur, aus allerlei Schönheiten zusammensetzen ließe! Nein, das Wahre ist Eins und einfach, — nicht Alles und Jedes kann das Rechte sein, zweien Herren kann man nicht dienen, — und ein Wahres, welches nicht Dein Wahres ist, ist kein Wahres! Laß Dich nicht durch das mißverstandene Wort vom „Mittelweg" verführen! Der Mittelweg führt nirgends hin, — am wenigsten zum Wahren, Guten, Schönen. Statt der falschen Parole: „Neutralität" schlage ich die bessere: „Consequenz" vor. Jeder bleibe sich treu, und schließe richtig fort, — so muß sich zuletzt Allen, dort wo sie sich begegnen, das Eine, Rechte, ergeben! — Duldung ist die Blüthe der Humanität, die auch in der Literatur die schönsten Früchte bringen wird; kann aber auch die Unduldsamkeit auf sie Anspruch machen? — Gewiß nicht! Wenn das Schlechte nicht bestritten, das Falsche nicht widerlegt wird, so wird dem Lichte nie der Sieg über die Finsterniß werden, — so ist das Leben der Menschheit ein Schattenspiel!

In diesem Sinne haben denn auch wir das Recht, ja die Pflicht, unser Credo auszusprechen, zu versuchen, ob

wir nicht die Minorität zur Majorität machen könnten. Einen ſolchen Verſuch ſtellen dieſe Zeilen vor. Die Partei, zu der wir uns zählen, wird der Unterrichtete, auch ohne Benennung leicht erkennen; die Billigkeit der Einen, der Widerſpruch der Andern, die ſich etwa auch ohne Benennung getroffen fühlen, wird hierüber keinen Zweifel laſſen. Und ſo ſoll es ſein! Wer es mit Allen hält, hält es mit Keinem; und ſind wir die kleinſte Zahl, ſo laßt uns thatkräftig zuſammen ſein, und Mehrere um uns zu ſammeln ſtreben! Alles macht Proſelyten; denn was irgend im All ein ſelbſtſtändig Leben lebt, das will in ſich verwandeln, — und die Guten allein ſollen es nicht wollen? nicht dürfen? Der iſt nicht gut, der nicht auch Andere gut haben will. Was er nicht vorfindet, er ſucht es zu bilden, zu erſchaffen. Es bedarf keines Kampfes. Das Wahre, wenn es ruhig fort wiederholt wird, gewinnt magiſche Kräfte. Unſre Waffe ſei die Erſcheinung unſres innern Seyn's! Dieſen Demantſchild wollen wir dem Pfeilgewitter der Lüge entgegenhalten, — gewiß, daß ihre Burgen zuſammenfallen, wenn wir, wie Joſua's Krieger vor Jericho, ohne Schwertſchlag, das Heiligthum in unſerer Mitte, mit ernſtem Geſange ſie umwallen.

Amen! ſagte Julius, dem das Praktiſche und Helle dieſer Anſichten ganz nach dem Herzen war; Amen! wiederholte der Einſilbige. Helene meinte, der Richter ſei hie und da noch zu mild geweſen, und freute ſich, daß es auf ihren Aufruf zur Production hinauskomme. Friederike

ſah auf Heinrich hinüber; denn nur dieſer war ſtumm geblieben. Hatte er ſich etwa irgend getroffen gefühlt?

Mir ſcheint doch eigentlich — ſagte er — Humor nichts ſo Oberflächliches; mir ſcheint er die Form der höchſten Bildung. Dieſe tiefe, innige Durchdringung von Ernſt und Witz, von Lachen und Weinen, dieſes freie, glorreiche Walten des entfeſſelten Genius über den unendlichen Stoff, — iſt es nicht der Ausdruck der höchſten Kraft? das bedeutendſte Symbol des Lebens?

Gewiß! — antwortete der Naturforſcher, — wenn es ſo iſt. Aber je ſchöner die Sache, deſto häßlicher der Mißbrauch; je mehr etwas bloß Vorrecht des Genie's, oder doch des Individuum's iſt, deſto unverzeihlicher das geiſtloſe Nachäffen. Der Humor muß aus dem Charakter des Menſchen oder der Nation hervorgehen; der gemachte iſt unausſtehlich. Der Humor der Franzoſen iſt geiſtreich und kalt, der Britten zart und gefühlvoll, der Spanier und Italiener burlesk; der unſere ſei bedeutungsvoll und gemüthlich, wie der Hippel's, ſo will ich ihn gerne gelten laſſen, — wofern er nur wahr und beſcheiden iſt!

Und die Idee — fuhr Heinrich halbbefriedigt fort — was iſt Leben, Kunſt und Wiſſen, wenn nicht von ihr durchdrungen? ich möchte nicht leben, wenn ich ihr nicht lebte!

Von Dir habe ich auch nicht geſchrieben — war die Antwort. Du rühmſt Dich nicht, die Idee zu haben; ſie hat vielmehr Dich; ſie läßt nicht mit ſich gebaren, ſie waltet über den von ihr Ergriffenen, und wird nicht von ihm, wie von Jenen, die ich meinte, den hohlen Werken der Einbildung von außen hinzugefügt, um ihnen eine ſo-

genannte „Tendenz" zu verleihen, da sich doch einem Gedichte nichts Besseres nachsagen läßt, als daß es keine Tendenz habe!

Heinrich schüttelte den Kopf. Ihr habt mir überhaupt — sagte er — eine zu gelehrte, zu absichtliche, zu persönliche Ansicht von der Poesie. Euch ist sie wie ein Handwerk, oder, wenn's hoch kommt, wie eine Wissenschaft, die ihre Gesetze und Gränzen hat, worin es der Einzelne, der Gelernte weiter bringen kann; mir ist sie Hauch des göttlichen Odem's, der die Völker durchweht, daß sie unbewußt singen und sagen von der Idee, die sie nicht fassen, die nur sich selbst in den Akkorden ihrer Laute verkündet. Hier oder irgend ist die Quelle der Poesie!

Wie lange — sprach der Aeltere — streitet man schon über das Primat zwischen der Poesie des Volkes und der Poesie der Kultur! Die Einen wollen in aller Dichtung nur Blüte der Bildung, die Andern nur ein Gewächs der Natur sehen. Warum soll sie nicht beides sein? Beide Elemente haben stets neben einander gewaltet, und stören einander nicht. Die Karikatur des Einen ist Pedanterie, die des Andern Bänkelsängerei. Man bleibe, was man ist, man gebe, was man hat; und wie es albern ist, wenn der Ungebildete seine Gefühle durch gelehrte Phrasen aufputzen will, so ist es lächerlich, wenn der Gebildete, gegen seine Gewohnheit, sich in den Volkston zwingen, und naiv sein will. Die Volkspoesie gehe wirklich und einzig vom Volke aus, ohne sich mit jener Poesie zu vermengen, welche die Blüte des gebildeten Lebens ist, — eines verfeinerten Zu-

ſtandes, der gewiß mehr Urſache noch hat, ſich zu poetiſiren, als der andere, der vom Hauſe aus poetiſch iſt!

Nach der Meinung, die Sie mit Recht tadeln — ſagte der Einſilbige — wäre Horaz kein Dichter geweſen!

Den laſſen ſie — ſprach Julius lächelnd — auch nicht für einen gelten! Uebrigens, — damit ich doch auch mein Scherflein theoretiſire, — ſcheinen mir gerade die Alten ein merkwürdiges Beiſpiel von der Vereinigung der beiden erwähnten Standpunkte. Sie ſind eben ſo natürlich als gebildet. Der Dichter ſcheint mir überhaupt die Aufgabe zu haben: das Abſtracte und Concrete innig verſchmolzen darzuſtellen; das Factum als Symbol, das iſt: in ſo fern deſſen Urſache und Folge ſchon darin ausgeſprochen iſt; Begriff und Objekt, Gattung und Individuum, Weſen und Form, — auf einen Griff! Es iſt die höchſte Stufe menſchlicher Geiſtesbethätigung, Umfang und Gehalt, Breite und Tiefe, gleicherweiſe umfaſſend, erfüllend! Als Abwege erſcheinen mir: reiner Begriff, bloßes Factum, und das Schwankende zwiſchen beiden. Es leben die Alten!

Er theoretiſirt ſelten, — ſagte Helene, — aber deſto ärger.

Daß man ſich — fuhr der Naturforſcher fort — über Theoreme herumſtreite, iſt ganz unnütz. Schreibe ich etwas Theoretiſches über Literatur, Kunſt u. dgl., ſo ſage ich damit, was ſich mir bis heute ergeben; und will nicht, daß man es beurtheile, daß man es gut oder ſchlecht finde, — ſondern daß man zuſehe, ob man etwas davon für ſich brauchen könne! Blos dazu iſt alle Theorie; wen ſie nicht fördert, noch nicht oder nicht mehr, den

gebt sie nichts an, der lasse sie liegen! Dich aber Heinrich — setzte er nach einer Pause hinzu — weil Du praktisch oft genug Dein Talent bewährst, möchte ich wohl auffordern, uns nächstens etwas von den Theorien mitzutheilen, zu denen Du Dich bekennst, welche Dich in Deinem Hervorbringen fördern; und wenn ich bitten darf, so bleibe hübsch im Einzelnen, im Kleinen, — halte Dich fern vom Allgemeinen!

Und Heinrich blieb im Kleinen, und theilte uns nach acht Tagen seine Gedanken mit, über eine kleine vereinzelte Dichtungsform, über:

Die Novelle.

Diderot.

„Es wäre anmaßend, die Zeit verändern zu wollen; aber die Zeiten rechtfertigen nicht den verdorbenen Geschmack, — sie erklären ihn nur.
Chateaubriand.

„Nur Novellen! Nur Novellen!“ Das ist das „panem et circenses“ des modernen Publikums; und warum nicht auch der Redaktionen? — Zeitschriften sollen die Zeit aussprechen; und worin spricht sich eine Zeit vernehmlicher aus, als in dem, was sie begehrt? Wenn sich daher Zeitschriften zur Aufgabe setzen, den Wunsch des Publikums nach Novellen zu befriedigen, und bei dieser Gelegenheit die Dichter in dieser Gattung zu üben, so bleibt nichts übrig, als ihnen ein segnendes Glückauf! zuzurufen.

Nun iſt es aber uns Deutſchen eigen, nichts genießen zu können, was wir nicht, wenigſtens nebenher, bedenken; ja, das Bedenken der Genüſſe iſt uns eigentlich der Genuß der Genüſſe. So haben wir mit einer Metaphyſik der Sitten begonnen, haben es bis zu einer Metaphyſik der Poeſien (1800) und der Speiſen (Rumohr) gebracht, und was wäre nun an einer Metaphyſik der Novelle Gewagtes? Aber nein, nicht der Republik des Plato ſollen dieſe Zeilen ähnlich werden, ſie ſollen kein Ideal, zur Verzweiflung der Redakteure und der Mitarbeiter, hinſtellen; ſie ſollen nur wie Ariſtoteles, dem vortrefflichſten Vorhandenen etwas praktiſch Förderliches abzugewinnen ſuchen. Leicht iſt es, Geſetze zu geben, Syſteme zu bauen; Geſetze aus dem Wirklichen herauszuleſen iſt ſchwer.

Möchten wir — ſage ich mit unſerm Aelteſten — auf dem empiriſchen Standpunkte beharren! Möchte dieſer Tadel immer über uns auszuſprechen ſein! denn die Empirie iſt das Alpha, — ſie iſt aber auch das Omega. Von der Anſchauung beginnt das Kind, im Labirinth der Begriffe irrt der Jüngling herum, und zur Anſchauung kehrt der gewitzigte Mann zurück.

„Die Novelle", ſagte Göthe zu Eckermann, „iſt eine unerhörte, ſich ereignete Begebenheit." — Warum denn unerhört? das liegt weder in der Etymologie des Namens, noch in den urſprünglichen Beiſpielen. In jener liegt kein anderer Begriff, als der einer Neuigkeit; und mit dieſer Vorſtellung kommen die älteſten Beiſpiele, der Italiäner, auf welche wir doch zurückgehen müſſen, überein. Eine Neuigkeit muß anziehend ſein, ſonſt lohnt es nicht der

Mühe, sie zu erzählen; aber sie darf nicht mährchenhaft sein, sonst glaubt Niemand, daß sie sich ereignet hat. Und in diesem Kreise halten sich in der That die besten der älteren Novellen, die des Boccaccio. Sie sind meist nichts anders, als interessante Combinationen seltener Lebensverhältnisse; gewöhnlich heiterer Art, so daß sie als ausgeführtere oder in einander verschlungene Anekdoten erscheinen. Umfaßt nun diese Art Alles, was wir Modernen, was wir Deutsche, von einer Novelle wünschen, — was wir von ihr fordern? Wir verlangen mehr; wir verlangen, was wir von aller Poesie verlangen, ja von allen menschlichen Werken: Gehalt. Jedes Ereigniß des wirklichen Lebens selbst soll uns nur dann etwas gelten, wenn es uns etwas bedeutet; und das Ereigniß, das der Dichter bringt, sollte nichts bedeuten dürfen? Gewiß, wir haben Recht mit dem Wesen unserer Forderung; sehn wir nur zu, daß wir uns mit ihrer Form nicht täuschen! Wir brüsten uns, über den ehrlichen Boccaccio hinaus zu sein; daß uns der Alte nur nicht zuletzt doch ein Schnippchen schlägt! „Jede Geschichte, jede Dichtung", schrieb die ödipische Rahel, „trägt einen Text in sich; einen Kern, um den sie herumwächst." Wohl! ohne diesen Kern ist sie eine hohle Nuß; aber daß der Kern in ihr verhüllt stecke, nicht nackt und den Bissen der Würmer Preis gegeben, — darin liegt das Wesen der Poesie. Der Philosoph sucht den Sinn des Lebens zu enträthseln, — der Dichter strebt ihn zu verhüllen. Klinge das immerhin paradox! alle Darstellung ist Verhüllung des Geistes in einen Körper; und alle Poesie ist Darstellung, von der Tragödie bis zur Novelle. Eine Erzählung, deren In-

halt man in einen moralischen, psychologischen, politischen, oder was immer für einen Satz concentriren kann, der etwa als Schlußsegen ausgesprochen wird, ja, dessen Werth darin besteht, daß man dieß kann, mag vortrefflich gemeint sein, aber poetisch ist sie nicht. Die deutschen Kunstrichter nennen einen solchen Satz: eine Idee, — und wissen sich viel damit. Die wahre Idee einer Geschichte aber ist: Die Geschichte.

Tieck war es vorzüglich, der die Novelle in neuesten Tagen in Deutschland besonders in Aufnahme brachte. Der Ruhm ihres deutschen Nährvaters mag ihm bleiben; „der Geheimnißvolle", „die Verlobung", „die Gemälde", „Dichterleben", sind Muster der Gattung und werden es immer sein. Indem der ächt deutsche, geistesdurchdrungene Dichter die eingreifendsten Interessen des Lebens der Zeit, des Glaubens, ja des Wissens und der Poesie selbst, in lebendig sich entwickelnden Charakteren und Begebenheiten, symbolisch zu behandeln wußte, erhob er die Novelle auf den Standpunkt, den wir oben bezeichneten; ob er nicht auch zuerst den Abweg, den wir daneben gewahrten, betrat — ob seine Novellen nicht manchmal nur ein in sich verknüpfter, auf einen Mittelpunkt bezogener Dialog mannigfach abgestufter Paare sind?

Göthe hat wohl seine erwähnte, übertriebene Definition nur zu Gunsten jenes seltsamen, vielfach und bedeutend ausgeschmückten, aber seelenlosen Geschöpfes ausgesprochen, das er seine „Novelle" nennt. Es läßt sich von ihr eben nichts anders sagen, als daß die Begebenheit, die sie berichtet, unerhört ist. Die Dito-Novelle in

den Wahlverwandtschaften ist mehr als Spiegelbild in Bezug zum Ganzen, als für sich bedeutend. Zum Glücke finden sich in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten und in den Wanderjahren Novellen genug, die so anziehend niedlich sind, als es Boccaccio's Zeit, und so bedeutend, als es die unsere verlangen mochte; so daß, wenn die Phrenologen, wie für Alles, auch für die Novelle ein eigenes Organ statuiren sollten, dem umfangreichsten Kopfe auch dieses nicht abzusprechen sein wird.

Um so mehr ist es zu bedauern, daß er seinerseits das außerordentliche Talent Heinrich Kleist's, wie es mir scheint, nicht genug würdigte, von dem es mich drängt, hier einige Worte zu sagen. Abgestoßen, wahrscheinlich von dieses Dichters unglücklicher Richtung, bemerkte Göthe nicht deutlich, daß kein Mensch zu erzählen verstand wie dieser. Ruhig, ja kalt, wie Actenstücke eines Processes kunstreich aneinander gereiht, sich auseinander entfaltend und erklärend, spinnen sich Kleist's Erzählungen vor unseren Augen ab; kurz, bestimmt, unabänderlich, mit eiserner Folgerichtigkeit, wie das Schicksal, schreitet er von tausend Ahnungen umgeben, vorwärts; keine Reflexion unterbricht seine nüchternen Silben, und doch fühlen wir, daß zentnerschwere Betrachtungen in jeder liegen; mit keinem Laute menschlicher Empfindung verräth er ein Herz, das an dem, was er berichtet, theilnimmt, und doch macht er, daß unser Haar sich sträubt, daß unsere Eingeweide sich in uns zu wenden scheinen; alles lebt in seinen Bildern bis auf den kleinsten Zug herab; nirgends Mangel, nirgends Ueberfluß; das ungeheure Räthsel des Lebens rollt sich. Schlag

auf Schlag wie ein unendliches Gewitter vor uns ab. — Licht und Nacht wechseln und verschlingen sich, bis mit dem letzten ferne verhallenden Donner der Tag zurückkehrt, und uns der Rührung, dem Staunen, dem Entzücken überläßt. Noch hat Niemand eine Geschichte so erzählt, wie der „Kohlhaas" erzählt ist, — und wer das Wunder dieses Erzählens nur empfindet, dem ist der Geist der Novelle aufgegangen.

Wenn dieser merkwürdige Dichter sich titanisch schmerzlich darin gefällt, den Bau der Welt bei seinen Spitzen anzufassen, und daran zu rütteln, bis selbst der Grundstein wankt, wenn das Hochtragische, das den Einzelnen, wie ganze Völker, ja das menschliche Geschlecht überwältigt und zu vernichten scheint, aus seinen kühnen, kargen Umrissen, wie eine große Ahnung uns furchtbar anschaut: so weiß der männliche verständige Kruse, indem er das Nächste mit freundlicher Klarheit beleuchtet, uns aufmerksam zu machen, welche Probleme auch in den Zuständen und Verhältnissen liegen, die uns täglich umgeben, die wir, weil sie gewissermaßen zu uns selbst gehören, meist so wenig bemerken als uns selbst. Er versteht uns gelind zu interessiren, indem er uns praktisch fördert.

Wie Kleist das Große, das Ungeheure nackt hinstellt, so überkleidet Kruse das Kleine; und was jener durch Umrisse bewirkt, erreicht dieser durch Farben; so daß dort die dramatische und hier die epische Manier durchwaltet. Ich weiß nicht, ob man Novellen, wie „die nordische Freundschaft", „das gesetzwidrige Geheimniß", gehörig und allgemein genug zu schätzen gewußt hat.

Mehr oder weniger den von Tieck gebahnten Pfad einschlagend, mit mehr oder weniger Innerlichkeit oder Objectivität, haben Immermann, Posgaru, L. Robert, L. Schefer, die geheimnißreichen Tiefen des Gemüthes in Körper und Flächen zu bannen versucht; sie haben bei der Geschichte des innern Menschen angefragt, und ihre Orakel in Geschichten verkündet. Jede solche Bestrebung unserer reichen, deutschen Dichterwelt ihrem Werthe nach zu bezeichnen, wäre die Aufgabe eines Geschichtschreibers der Novellistik, was ich hier nicht sein will. Ich habe auch durch die Erwähnung einiger deutschen Schriftsteller nicht kritisch über ihr Verdienst, über ihren Rang entscheiden wollen; ich habe vielmehr nur deßhalb diese Wenigen gewählt, nur deßhalb diese Wenigen weil sie mir hinzureichen scheinen, um diese Dichtart zu repräsentiren, — um als Folie zu dienen, auf welcher eine theoretische Skizze kein Nebelbild mehr scheint. In die Mitte deutender Betrachtungen sollte ein Lebendiges, ein Körperliches gesetzt werden, das keinem von uns fremd, manchem lieb, wie ein wahres Eigenthum des Herzens, ist. So stellt sich der ächte Kunstfreund an den Marmor, an die Leinwand hin, um Leben am Leben zu entzünden, und mag kein Wort verlieren, wo der Gegenstand fehlt. Denn alles Reden ist eitel, das um sich selber schwankt, und die Betrachtung ist ein Ausdruck, der dürft, sobald man ihn vom mütterlichen Boden der Wirklichkeit losreißt.

Ueberblicken wir nun prüfend das Vorzügliche, was in diesem Bezirke geleistet worden ist, so finden wir, daß das Wesen der Novelle Eins mit dem des modernen Epos:

des Romanes, iſt, und daß nichts als die Kürze ſie von dieſem unterſcheidet. So ganz äußerlich dieſe Beſtimmung auf den erſten Blick auch ſcheine, ſo wird der praktiſche Kenner doch bald einſehen, wie viel darin enthalten iſt, wenn wir die Novelle als einen kurzen Roman definiren. Denn, wie die Form überhaupt das Bedingende in allen poetiſchen Gattungen iſt, ſo liegt auch hier in der Beſchränkung des Umfanges mehr als Ein Geſetz.

Es wird ſogleich deutlich, daß die Wahl einen Stoff treffen muß, der ſeiner Natur nach keine Breite verlangt, ſonſt wird die Novelle ein verkürzter, d. i. ein nicht hinlänglich ausgeführter Roman, welches ganz etwas andres iſt, als ein kurzer. Der Roman hat immer etwas Biographiſches; er entwickelt, er erzieht den Charakter eines Menſchen durch eine Reihe von Begebenheiten; die Novelle entfaltet ihn durch eine Kataſtrophe; die Kataſtrophe des Dramas iſt gewaltſam, die des Romanes fortlaufend, oder wenigſtens erſt nach wiederholten Schlägen entſcheidend; die der Novelle hält die Mitte, und löſt allmählig den einfachen Knoten. Hieraus ergibt ſich wohl auch, daß die Novelle nicht gut Epiſoden leidet, damit das Intereſſe für die Haupthandlung geſpart werden kann. Ein einziges retardirendes Moment bei Einer That reicht in den meiſten Fällen hin. Kriminalgeſchichten eignen ſich deßhalb ſo beſonders für dieſe Behandlung, und ſind von den angeführten Meiſtern zu den gelungenſten ihrer Arbeiten benützt worden. Die angegebenen Eigenſchaften ſind freilich alle negativ, allein negativ ſind alle Geſetze, — poſitiv iſt nur der ſchaffende Geiſt, und dieſem muß freilich in allen Din-

gen, also auch in den Künsten des Dichters, das Beste überlassen bleiben. Daß im Kleinen immer schwerer zu wirken ist, als im Großen, daß das Begränzte die Meisterschaft bewährt, und das Unbegränzte nur die Sehnsucht verlockt, zeigt sich auch hier wieder. Bulwer hat Fülle genug, um bändereiche Romane mit dem Reichthume seiner Hoffnungen für die Menschheit auszuschmücken: aber nicht Künstlerschaft genug, um mit concentrirter Kraft im Raume einer kleinen Erzählung siegreich zu bestehen. Selbst der reelle, lebenstüchtige Scott leistet hier nicht, was ihm mit verschwenderisch gegebenen Mitteln des historischen Romanes so leicht wird.

Schon die Wahl oder Erfindung der Fabel erfordert einen mehr als technischen Blick. Es müssen Verhältnisse aufgegriffen werden, die in einem kleinen Umfange ihre Wichtigkeit offenbaren. Dazu muß man Sinn für den Sinn des Lebens haben, und es nicht nach der Elle messen. Unser Decennium dürstet nach Gräuel, Mord, Blutschande, Schaffot u. s. w. und Wenige wissen es, wie tragisch das ist, was sich oft im Gewühle des Salons, was sich täglich in der beschränkten Stube binnen wenigen Stunden knüpft und löst! das Verständniß des Tages ist unsern Dichtern, zumal den jüngern noch lange nicht aufgegangen. Wir sind nicht ernst genug. Mit welchem, man muß wohl sagen, knabenhaften Leichtsinn behandeln moderne Poeten die inhaltschwersten, die ungeheuersten Verhältnisse, die man, wie die Alten den Namen der Eumeniden, kaum auszusprechen wagen sollte! Man erkennt an dem was Einer erzählt, alsbald was er erlebte, das, was er aus dem

Erlebten zu machen gewußt hatte. Das in so vielen Werken Göthe's (Werther, Götz, Wahlverwandtschaften, Clavigo, Stella) wiederkommende Verhältniß einer zweifältigen Neigung des Herzens ist für den, der über des Dichters Leben denken wollte, nicht ohne Bedeutung. Aber eben das Erlebte ist die schwache Seite von uns Deutschen Dichtern. Man halte sich an die Reflexionen: — um die der deutschen Schriftsteller zu verstehen, braucht man meist nur gelesen, gedacht und geträumt zu haben; um die der Engländer und Franzosen zu goutiren, muß man gelebt haben. Ja wir gehen so weit, daß wir, wie Novalis an Göthe, gerade dasjenige an unsern Dichtern tadeln, was ihnen Erfahrung und klarer Lebenssinn dictirt hat. Wir sprechen hier vom Phänomene, — die Gründe mag sich der Politiker entwickeln. Einer liegt übrigens auch in der schönsten Eigenschaft unserer Nation: in ihrer vorwaltenden Intelligenz, die stets nach dem Allgemeinen, nach dem Unendlichen strebt. Um etwas zu produciren, was auf ein organisches Einzelleben Anspruch machen soll, muß man sich resigniren; man muß den Muth haben, den höchsten Standpunkt — die vue d'oiseau — zu verlassen, und sich, der Kunst zu lieb, aller Weisheit zu begeben. Das Wort muß vom Himmel steigen, um Fleisch zu werden. Ohne das Leben praktisch verarbeitet zu haben, ist das unmöglich. Die meisten jungen Poeten verwechseln den Sinn für Poesie mit der poetischen Kraft. Sie wähnen sich Dichter, weil sie begeistert sind, und glauben hervorbringen zu können, weil sie Hervorgebrachtes entzückt. Nun ist zwar das Gefühl für Poesie wirklich auch Poesie, und zwar die zarteste; aber keine productive.

Die neueste Schule — wenn man ein frisches, keckes, sich seines Wollens nur im Verneinen bewußtes Streben Schule nennen soll — scheint ähnliche Forderungen an Realität, wie wir sie eben stellten, im Herzen zu tragen: Börne, Heine, Wienbarg, Laube, versuchten es in diesem Sinne sogar mit kühnen, skizzirten Lebensbildern, die sie Novellen nannten. Nur, wie es in unserm lieben Vaterlande nun einmal geht, muß man, wie man die Hand umdreht, vor Extremen warnen. Singen und sagen, was und wie es uns in den Mund kommt, — und das „individuelle Poesie" nennen, damit ist es auch noch nicht gethan; nicht einmal in der Lyrik, viel weniger in der ruhigen, nüchternen Novelle. „Charakter! Leben! Individuum!" Gut! das war auch im Jahre 1776 das Feldgeschrei: das haben wir nie verläugnen wollen: aber ist ein gebildeter Charakter kein Charakter? das Individuelle ist das Lebenselement der Poesie. Aber das Ideale ist ihre Religion. Es muß das Individuelle heiligen. Jenes ist Leib, dieses Seele. Göthe war es, der jenes Feldgeschrei erhob; darin lallen wir ihn nach, — aber daß er, bei reiferer Bildung, zum Begriffe des Stiles gelangte, davon wissen wir nichts; darin ahmen wir ihm nicht nach *). Stilisiren

*) Um jeder Mißdeutung, die den Parteiungen dieser Tage so schnell zur Hand ist, vorzubeugen, erlaubt sich der Secretär hier einen Commentar. Unter Stil versteht Heinrich keineswegs die Schreibart — worin gerade die oben erwähnten Schriftsteller sich auszeichnen — sondern: diejenige Höhe des Autors, vermöge welcher er den realen Stoff zur idealen Form zu gestalten vermag. Er hat, wie mir scheint, nicht

aber heißt: den Charakter zur Schönheit, das Individuum zum Gattungssymbole erheben. Fragt den bildenden Künstler, ob er ohne Stil leben will? In aller Kunst aber gilt nur ein Gesetz. Und soll ich nun das Letzte, das Höchste aussprechen, das sich der Novellist bedenken und berahren mag, so sage ich, daß mir die Aufgabe für ihn wie für jeden Dichter, insofern er Idealität anstreben soll, scheint: „einen an sich möglichen, aber den Bedingungen des je-

---

unglücklich durch Uebertragung der Begriffe aus der bildenden Kunst, die mit der dichtenden Ein Gesetz bekennt, einem bisher sehr schwankenden Ausdrucke Bestimmtheit zu geben gesucht. Der Künstler unterscheidet drei Stufen seiner Bildung; auf der ersten waltet der Gegenstand vor: Naturtreue, — auf der zweiten das Subject: Manier (im guten Sinne), — auf der dritten werden beide Eines: Stil. — Stil ist das Letzte, Höchste, wozu die schaffende Kraft gelangt, — ist die Vollendung selbst. Wer wagt es, sie sich zuzuschreiben? Die geistreichsten unserer jetzigen Dichter scheinen das errungen zu haben, was er als Manier bezeichnet, — und das ist wahrlich kein Tadel! Wohl dem, der zur Befreiung seines innersten Wesens gelangt ist, daß er es walten und herrschen lassen darf! — Daß wir übrigens auch das Bisherige nur von der Novelle sagen, sollte wohl keiner Wiederholung bedürfen. Wir verkennen jene Kräfte nicht, in welchen sich eben jetzt das innigste Leben regt, — das punctum saliens dessen, was geboren werden soll.

Mir ist es angenehm, in diesem Punkte Heinrich vertreten zu können; in manchen andern wage ich es nicht. Unser Aeltester wird ihn schon zu fassen wissen.

Anmerk. d. Secretärs.

tigen Weltlebens nach, unmöglichen Zustand, als verhanden darzustellen."

Ich fühle, daß es Zeit ist zu schließen, wenn ich nicht mystisch scheinen, oder den Strebenden durch ideale Forderungen abschrecken soll. Denn, so lange man noch die eigentliche Einsicht nicht hat, wie ein Werk sein soll, — so lange man die Schwere dichterischer Pflichten nicht empfindet, und vollendete Werke auch nur mit jener gemüthlichen Begeisterung auffaßt, die sie in Jedem hervorbringen, — nicht mit dem prüfenden Bewußtsein, — so lange fühlt man in sich Muth zu ähnlichen Wirkungen, und der Muth schafft bisweilen das Gelingen; das klare Wissen aber macht demüthig und lähmt. Nur in den herrlichsten Talenten mag sich beides zum Triumphe der Kunst, zur edelsten Erscheinung, vereinigen.

Da nun unser Vaterland an solchen Begabten keineswegs arm ist, so rufen wir wie am Eingange dieser Zeilen, auch hier wieder, ihrem treu verbundenen Streben ein segnendes Glück auf!

Der Aelteste war billiger, als ich es in der Anmerkung prophezeit hatte. Für Heinrich praktisch genug! sagte er, diesem auf die Schulter klopfend — wenn auch die und da der Dämen spukt und dafür bist Du ein Poet. — und wehe diesem, wenn's vor lauter Tageslicht da nicht mehr spukt!

Mit den Modernsten — meinte Julius — bist Du übrigens in einem seltsamen Verhältnisse feindlicher Uebereinstimmung, oder einiger Zwietracht.

Der Naturforscher schien sogar Heinrich's Partei zu ergreifen. Die jugendlichen Talente — sagte er — scheinen an einem gemeinsamen Irrthume zu leiden. Sie wollen's besser als gut machen; sie rennen am Ziele vorbei, und werden, wenn sie die Ermüdung zum Stehen zwingt, mit lächelndem Staunen ihre Täuschung gewahren. Alles soll neu, alles unerhört sein, piquant und petillant. Das Wahre aber ist nun einmal alt, das Unerhörte selten wahr, das piquante zerstört sich endlich selbst, das Petillante hinterläßt Ennui, — nur die Natur behält ewig ihren Reiz, nur der Gehalt übt eine sichere, eine dauernde Wirkung aus; freilich erst dann, wenn der Lärm vorüber ist! Also Geduld, Heinrich! Geduld, ihr Heinriche alle, ihr schönen, thatlustigen Talente! alles Prahlen — merkt mir das — deutet auf Schwäche; der Beweis innerer Kraft und Klarheit ist Ruhe und Mäßigung!

Sie prophezeien — nahm Friederike das Wort — fast etwas rückwärts! Der talentvollste jener Chorageten ist den Weg schon gegangen, den Sie ihm verkünden, — und die Uebrigen scheinen, jeder auf seine Weise, beschwichtigt. — Es ist eben eine Prophezeiung auf heut und ewig! sagte der Naturforscher; die Jugend bleibt ewig jung, und diese Erscheinungen, wie sie, unter andern Formen schon da waren, werden, unter andern Formen, sich noch oft genug wiederholen!

Mir — sprach Julius — kommt die jetzige, deutsche Literatur vor, wie eine Tafelgesellschaft, der man zu viel auf Einmal vorgesetzt hat. Der Eine kaut noch an Goethe, der Zweite würgt an Herder, der Dritte hat den

Mund voll Jean Paul, der Vierte bringt den Kant nicht hinunter, der Fünfte iſt von Schiller berauſcht, Manche wälzen Tieck und Hoffmann zwiſchen den Zähnen herum, oder Andere ſehen ſich gar noch nach den verſchwundenen Hölty's und Salis um. Zeit gelaſſen! Zeit gelaſſen! das muß ſich Alles erſt ſetzen, bis man's verdauen kann. Es braucht noch eine Weile, — wenn's je Nahrung und geſundes Blut geben ſoll!

Ich will euch auch noch was ſagen — fügte Helene hinzu — wenn's gleich von mir anmaßlich ausſieht. Euch wackern, deutſchen Schriftſtellern iſt, ſtatt des Studirzimmers oder Kränzchen's — nehmt mir's nicht übel! — die Converſation mit Frauen zu rathen. Wenn es wahr iſt, daß die franzöſiſche Literatur Manches vor der euren voraus hat, ſo rührt dieſes Manche gewiß von der Geltung unſeres Geſchlechtes in Frankreich her. Sei es, daß ihr euch herablaſſen müßt, wenn ihr in eueren Schriften auch an uns ein wenig denkt, ich müßte ſehr irren, wenn das kleine Opfer euch nicht anderwärts zu Guten käme. Ihr werdet in dieſer Herablaſſung klarer, angenehmer, lebhafter, intereſſanter ſchreiben. Wo lernt man am ſicherſten Geſchmack? und — darf ich es ſagen — was fehlt euch mehr als dieſer? Und alle dieſe Eigenſchaften ſcheinen mir der Gründlichkeit und Tiefe nichts zu nehmen, ſie vielmehr gerne zu begleiten. Habe ich Recht?

Kant, welchem man Gründlichkeit kaum abſprechen wird — fiel der Einſtlbige ein — verſichert, daß man die Darſtellung von den Alten oder jenen Männern unter den

Neuen lernen müſſe, die Umgang mit der feinen Welt gehabt, ohne welchen man nicht populär ſein könne.

Wenn Kant und Du ſo ſprechen, da iſt nun freilich nichts gegen die Sache einzuwenden, ſprach lächelnd Julius.

Damit brachen ſie auf, und die Sitzung war für diesmal geſchloſſen.

Eine leichte Unpäßlichkeit Friederikens, während welcher Helene nicht von ihrem Bette wich, verſchob die nächſte Zuſammenkunft. Die Patientin war ſchon wieder bei einer Arbeit beſchäftigt, welcher die Freundinn aſſiſtirte, als ich eintrat. Sie ſprachen eben lebhaft von einer unſerer Bekannten; Helene ſchien ihre Partie zu nehmen.

Gewiß! — ſagte Friederike — vom Hauſe aus iſt ſie vortrefflich, und ſie ſelbſt thut das Ihre, es zu bleiben; aber wen ließe die Welt rein?

So glaubſt du der Mediſance?

Verſteh' mich recht! ich meine nicht Nachreden; ich meine das eigne Innere.

Du denkſt, daß man in der Welt nicht leben könne, ohne eine gewiſſe ſittliche Toleranz anzunehmen?

Sagen wir lieber Laxität!

Ich geb' es dir zu, und bin wieder gegen dieſe tolerant. Hat nicht Paulus ſelbſt etwas Aehnliches geſagt? Wahrhaftig! Der Dichter hat gut auf den Titel ſeines Werkes zu ſetzen: Weh dem der lügt! Der Genius des Lebens führt ihm die Feder, während er ſchreibt, und — eh' er ſich's verſieht, enthält ſein Werk die Lehre: daß

wir nie, weder an uns noch an Andern, das Unkraut mit Stumpf und Stiel ausrotten werden.

„Glück 'auf, wächst nur der Weitzen etwa drüber!" Gut citirt! fiel ich ein, indem ich mich hier in's Gespräch mischte. Uebrigens, wenn Louise ihren reichen, hellen Verstand mehr walten lassen wollte, würde sie, denk' ich, die Medisance und sich selbst weniger zu fürchten haben.

Nun fielen Beide über mich her. Mit eurem Verstande! Verstand! als ob der Verstand Alles wäre! als ob Louise keinen Verstand hätte! o über die verständigen Frauenzimmer!

Die sind mir nicht so ganz schrecklich — sagte ich verdutzt — als sie in dieser Ausrufung erscheinen. Man ist nur meist gewohnt, Verstand in dem umgekehrten Verhältnisse zum Gefühle anzunehmen und darum kommt er bei den schönen Seelen so außer Credit. Aber ich finde die Gefühle Derer inniger, dauernder, ja wärmer, die nicht bloß dem Affekte hingegeben sind.

Ja, aber hat denn Louise keinen Verstand? ist sie nicht sogar geistreich? reflektirt sie nicht über alles, wie eine zweite Rahel?

Ich sagte schon, daß sie einen reichen Verstand habe. Aber wozu verwendet sie ihn? wie Sie ganz richtig sagen, um über Alles zu reflektiren, — und worüber am meisten? über ihre Empfindungen. Ich möchte ihr Denken eine Gefühls-Reflexion nennen, die ihr dazu dient, die Leidenschaften, die sie hat, zu zergliedern, — aber nicht diese Leidenschaften weniger zu haben.

Eben wollte ich dieſe Zergliederung weiter zergliedern, als — Louiſe eintrat.

Das Geſpräch gerieth in's Stocken; Louiſe merkt einige Unheimlichkeit; aber der Dämon des Dialogs weiß ſich zu helfen. Er ſchob einen Vierten unter; dieſer Vierte war der abweſende Freund Heinrich's, — und nun erging über dieſen, wie früher über Louiſe, ein weitläufiges Gericht.

Er gefällt nicht mehr! ſagte Helene; ſchwatzt er doch über Alles, ſpricht höher hochdeutſch als möglich, weiß das Schlimmſte vom Neueſten, ſpielt Whiſt, ſcheut den Tabakrauch, und iſt nun obendrein ein Dichter!

Du biſt zu ſtreng — unterbrach ſie Louiſe. Fritz unterſcheidet ſich noch immer zu ſeinem Vortheile vor den Laffen des Tages; und kann ein junger Mann umhin, die Farbe ſeiner Umgebung anzunehmen? Iſt ſie doch nur der Oberfläche angehaucht, und der Ernſt des Lebens, die Kraft der Liebe werden ſie verwiſchen, und die Folie des innern Werthes wird hervorſchimmern!

Ernſt des Lebens! ſpottete Helene: als ob es für ſolche Püppchen einen gebe! Kraft der Liebe! gute Louiſe, ich weiß nicht, wie Du nur ſo reden kannſt. Was ſie Liebe nennen, das nur fehlt noch, um ſolche Knaben für ewig um die Ahnung zu bringen, daß ſie ein Selbſt haben, — ein Selbſt, zu beſſeren Gefühlen ihnen verlieben! und wahre Liebe. — Du kannſt mich nicht zum Beſten haben wollen, daß ich glauben könne, er ſei ihrer fähig? ihrer werth?

Und doch! meinte Louiſe. Noch einmal: Du biſt zu ſtreng. Der Baroneſſe liebevolles, zartes Gemüth mit

ihrer anmuthigen, leichten, heitern Bildung verbunden, — solltest Du nicht erfahren haben, was Frauenanmuth aus dem Rohesten zu machen vermag?

Aus dem Rohen, ja! sagte Helene mit Entschiedenheit, — aber aus dem Verbildeten: nichts.

Laß uns hoffen — fügte Friederike hinzu — daß er es noch nicht ist!

Helene schüttelte den Kopf, das Gespräch kam auf andere Dinge, — und, wenn ich mir schon Vorwürfe mache, daß die Mittheilung seines bisherigen Verlaufs die Grenzen meines Sekretariats überschritt, so gehörte der weitere schon gar nicht vor mein Forum, — und vor Deines, lieber Leser.

Ich wünschte also bald guten Abend, und sagte im Nachhausegehn zu mir selbst, indem ich an Louisen's Worte dachte:

Die Frauen können doch nie die herrliche Gnade des Himmels genug anerkennen, die ihnen in ihrer Anmuth geworden ist! Bildend, beherrschend, versöhnend und verschönernd, wirkt sie Wunder; sie ist die Würde des Weibes, wie Kraft und Charakter die Anmuth des Mannes sind; und wo sich beide finden und vermählen, da wird die Erde zum Paradiese!

Diese galant-sentimentale Stimmung des Sekretärs kehrte wieder, als der nächste Abend dämmerte. Sie veranlaßte einen wiederholten Besuch bei Friederiken. Diesmal war Heinrich da, und vries eben mit dem Entzücken des ersten Eindrucks ein Buch, das er gelesen, und der

Reconvaleſcirenden gebracht hatte. Es war Emil Souveſtre's Riche et pauvre.

In einer Kritik über Delaveret's Terre et Ciel — ſagte er — hatte Souveſtre bereits ſein Bekenntniß und ſeine Hoffnungen in Bezug auf die Richtungen der neueſten franzöſiſchen Literatur ausgeſprochen, und uns dadurch Zutrauen für ſich eingeflößt. „Man hat ſich," ſagte er damals, „des Laſters und der Paradoxie ſo häufig bedient, daß man wohl zur Weisheit und Sittlichkeit zurückkommen muß, wäre es auch nur, um den Gemeinplatz zu vermeiden." — Vortrefflich! und von einem ſo glücklichen Rückſchritte zeigt ſein eigenes Buch. Es iſt wirkſam, ohne abgeſchmackt, wahr, ohne gemein zu ſein.

Ein Sohn armer Eltern und ein Sohn reicher, in Einer Anſtalt erzogen, entwickeln ſich ihren Verhältniſſen gemäß, und, indem ſie das Schickſal fortwährend in Berührung bringt, zeigt ſich der Conflict zwiſchen Armuth und Reichthum in mannigfachen Zuſtänden des Lebens, und führt endlich zu einer tragiſchen Kataſtrophe. Das iſt beiläufig die Aufgabe, die ſich Souveſtre geſetzt, deren Reichthum und Bedeutung er verſtanden und lebendig zu entfalten gewußt hat. Nur denke man hier nicht an ein philoſophiſches Thema von Reich und Arm überhaupt, und Alles, was daran hängt und darin liegt. Es iſt eine beſtimmte, abgeſonderte Geſchichte, wie ſie der Dichter bedarf, wie ſie der Dichter gibt. Der Contraſt zwiſchen Reich und Arm iſt hier nicht einmal im Allgemeinen aufgeſtellt, und man kann aus dieſer Erzählung ohne Ungerechtigkeit nichts Allgemeines folgern. Der Arme iſt durch

eine ihm als Wohlthat zugekommene bessere Erziehung aus der Sphäre gerissen, welche ihm die Vorsehung als Bestimmung zugewiesen; es ist also nicht von einem Armen, sondern von einem über seinen Kreis hinausstrebenden Armen die Rede. Wäre es Souvestre's Absicht gewesen, einen Gegensatz festzuhalten, so hätte er sie verfehlt, indem sein Buch mit dem letzten Resultate in der Charakterausbildung des Armen schließt, und uns über jene des Reichen in Zweifel läßt. Aber es war seine Absicht nicht; seine Absicht war, ein dichterisches Ganze voll individuellem Leben und Bedeutung zu erschaffen, — und er hat sie erreicht. Sein Roman besteht nur aus sechs wichtigen Figuren: dem Armen, dem Reichen, der Geliebten Beider, der Mutter des Armen, seinem Freunde und einem Advokaten. Diese Wenigen sind so völlig Individuen, greifen so nothwendig in einander, symboliſiren so bedeutend menschliche Grundcharaktere, daß uns aus der großen Einfachheit die Fülle geistiger Bezüge überrascht. Anton, der Repräsentant der Armen, wird als ein von der Natur verhängnißvoll begabtes Wesen dargestellt; weder ein gewöhnlicher Mensch, noch ein Genie, ist er Etwas, das zwischen beiden schwebt; eine zur unrechten Zeit gekommene, edle Schöpfung, der, um sich rein zu entfalten, nur der Zufall einer bessern Geburt fehlte; voll löblicher Eigenschaften, ohne das Ensemble, das ihnen Anmuth gibt, kräftig im Geiste, aber schwerfällig, tief ohne Methode und Leichtigkeit, edel in den Empfindungen mit einer fast wilden Heftigkeit, erbittert durch das Bewußtsein seines Gehaltes und seiner Unbeholfenheit, ärgerlich gegen das Glück der

Verdienſtloſen, ja, man darf wohl ſagen, um ihn als Gattungsbild in ſeinem Princip zu bezeichnen: ungerecht aus dem innern Bedürfniß idealer Gerechtigkeit. Vortrefflich hat der Dichter dieſem Charakter, von dem man wohl ſagen kann, daß er ihn mit Liebe, ja mit einer gewiſſen Subjectivität gemalt habe, Nebenzüge hinzugefügt, die einer ſolchen Totalität völlig gemäß ſind. Dahin gehört Anton's Liebe für die Genüſſe der Natur, für die deutſche Dichtkunſt, wobei unter unſern Dichtern Werner herausgehoben wird, ſeine Vorliebe für's Schreiben, für den Monolog, im Gegenſatze zum Geſpräche, zum Dialog, ſein Abſcheu vor dem gemeinen geſellſchaftlichen Treiben. Ihm gegenüber glänzt Arthur, der Repräſentant der Söhne reicher Aeltern, ſchön, zart, modiſch, ohne gehäſſige Uebertreibung geſchildert, ein Widerſchein der Art und Sitte vornehmer Welt, gehätſchelt, getragen, geliebt, beneidet, — elegant, etwas oberflächlich, unaufmerkſam auf die Zuſtände Anderer, dem Augenblicke gehorchend, gutmüthig ohne ſittliche Kraft, verſtändig ohne Tiefe, leichtſinnig, wankelmüthig, zuletzt ſelbſt laſterhaft. — Alles mit Grazie. Dieſe beiden Charaktere ſind in die fruchtbarſten Situationen verſetzt, und endlich, inſofern ſie Lebensanſichten darſtellen, durch einen praktiſchen, klar denkenden und geſund fühlenden Vermittler, wozu ſehr paſſend ein Arzt gewählt wird, ausgeſöhnt oder wenigſtens in ihre Grenzen zurückgewieſen. Die Fabel iſt einfach und ergreifend; Alles entwickelt ſich aus innern Gründen, und alle Effekte ſind pſychologiſcher Art; da iſt nichts von Geſpenſtern, Mord, und Todtſchlag, Blutſchande, und wie die modernen Reizmittel

alle heißen, zu vernehmen. Die Motive, deren sich der Dichter bedient, sind alle aus der Natur, aus dem echten Leben genommen, wie sie täglich da sind, und täglich übersehen werden; schlechte Witterung verstimmt Anton's Mutter, aus der Verstimmung wird Zorn, und aus dem Zorn Anlaß zu traurigen Ereignissen; ein tiefes, körperliches Leiden bedingt ihre Empfindlichkeit. Entstehen hier Begebenheiten aus Stimmungen, so entstehen wieder Stimmungen aus Begebenheiten, wie Anton's Liebe zu Louisen, die in einer glücklichen Stimmung keimt, deren Wurzel wieder in einer verbesserten Lage zu suchen ist. So bewegt sich Alles in einem nothwendigen Kreise; nichts ist dem Zufalle überlassen, nichts ist überflüssig. Jede Scene, von der ersten bis zur letzten, folgt aus dem Gegebenen, und ist, wie in einem wohlcomponirten Drama, an sich interessant und bedeutend, und ein Symbol des Ganzen im Kleinen. Die verständige Naivetät, mit welcher die menschlichen Zustände angeschaut werden, die Billigkeit (nicht Leichtfertigkeit) in der beurtheilenden Darstellung der Charaktere, zeigen uns den hohen poetischen und sittlichen Standpunkt, auf welchem Souvestre steht. Seine Reflexionen sind höchst prägnant und durchaus praktisch, mögen sie nun gesellschaftliche, oder, wie es meistens der Fall ist, psychologische Verhältnisse behandeln. Es ist wieder das Urthema aller menschlichen Discussionen, welches hier ein geistreicher Mann nach seiner Weise abspielt: der Zwiespalt zwischen dem Idealen und Reellen. Hier fühlen wir uns wieder an den Verfasser des „Alonso" gemahnt; nur daß dieser die Entscheidung mehr zu Gunsten der Idee, Souvestre mehr

zum Vortheile der Wirklichkeit abgibt. Er ſtellt das Schlechte ohne Haß dar, und das Beſte ohne Lobpreiſung; das Letzte indirekt, und in untrennbarer Verbindung mit dem Unvollkommenen, dem Menſchlichen, mit der Härte, den Kanten des Individuums; er iſt ſo „gut und böſe, wie die Natur," wie der wahre Dichter, und rührt nur um ſo wahrer, wirkt um ſo gründlicher. Seine Auffaſſung des Menſchlichen iſt ſo fein und treffend, daß ich nicht zweifle: jeder aufrichtige und denkende Leſer wird ſich irgendwo getroffen fühlen. Iſt doch Ein wahrhaft Erlebtes der Schlüſſel für hundert Erlebniſſe! Wenn Ihr meine Schilderung überdenkt, ſo werdet Ihr eher glauben, es ſei von dem Werk eines Deutſchen als eines Franzoſen die Rede. Und in der That, wir finden uns in Souveſtre wieder, und zwar in unſrer ältern löblichen Geſtalt. Die Solidität, Tiefe, Innerlichkeit, Gründlichkeit und gemüthliche Wärme, deren wir uns ſonſt rühmen durften, ſind hier mit der Lebensfriſche und dem Intereſſanten vermählt, welches unſre Nachbarn ihren Produkten zu verleihen wiſſen. Die Art des Dichters iſt durchaus poetiſch, und doch ganz gegen das ſogenannte Romantiſche gerichtet; er ſucht nicht, wie Don Quixotte, die Poeſie im gemeinen Leben, ſondern er macht dieſes zur Poeſie, indem er es in ſeinem tiefen Gehalte erfaßt. Die Schilderungen des innern Lebens ſind bei ihm ſo treu, daß man ſie mit den niederländiſchen Gemälden des äußern vergleichen könnte. Statt einer herkömmlichen, ſentimentalen Liebesgeſchichte, entwickelt er naturgemäß bald ſinnliche, bald pſychologiſche Vorgänge, und man könnte den Franzoſen höchſtens dar-

aus vermuthen, daß die entsetzliche Katastrophe bis auf die letzte Linie des Erträglichen gesteigert, und mit dem minutiösesten pathologischen Detail ausgemalt wird.

Genug! ich schied von der Lectüre des anziehenden Buches mit der befriedigenden Einsicht: daß, wenn das Lesen auch zu nichts frommte, es doch den Nutzen brächte, uns in tausend Zungen zu sagen, daß das Leben dem sinnenden Menschen überall dieselben großen, wichtigen, entscheidenden Ergebnisse bringe, an der Seine wie an der Donau. Wenn ich aber irgend ein schönes, fruchtbares Resultat hervorheben müßte, das vielleicht die ganze Sinnesart des Dichters charakterisirt, so wäre es folgendes: „Die Vorurtheile sind Schranken, die man nur im Interesse der Pflicht, und nicht in dem der Leidenschaften übersteigen muß." (II.)

Friederike klaschte in die Hände. Parla come un libro stampato! das war ja eine ordentliche Recension, — sagte sie.

Eine ordentliche! sagte ich; wollte Gott, sie wären alle so!

Mir fällt aber im Ernste — sagte der Recensent — bei diesem Anlaß ein, daß zu den Beschäftigungen und Aufgaben unserer Gesellschaft auch die gehören sollte, von Zeit zu Zeit über das Gelesene zu berichten, Meinungen darüber auszutauschen, und so unsern innern Fond, und gelegentlich auch das Archiv unserer Aufsätze zu bereichern.

Ich fürchte — sprach ich achselzuckend — der künftige Leser wird Euch wenig Dank für diese Mühe wissen.

So mag er überschlagen — erwiederte Heinrich verdrießlich — was nicht in seinen Kram taugt! Ich sehe

nicht ein, warum uns das Beſſere, das unſere Zeit ohnehin ſpärlich bringt, gleichgültig ſein ſoll; warum wir am minder Guten nicht unſre beſſere Einſicht üben ſollen! Bücher ſind auch menſchliche Charaktere; erfreulicher als die lebenden, weil ſie abſtracte, von den Schlacken des Lebens befreite, ſind. Und der Leſer, wenn ich ihm rathen ſoll, thäte beſſer, ſich in den jetzigen Dämmerungen auf ſein Diogeneslämpchen nicht zu verlaſſen, und einen Führer nicht von ſich zu weiſen, der ſich bei Tage in der Gegend umgeſehen hat, und es wenigſtens ehrlich meint!

Darf ich auch was rathen? fragte Friederike. Wenn der junge Arzt, den Ihr den Einſiedigen nennt, unſerm kleinen Kreiſe irgend wahrhaft förderlich ſein ſoll, — außer mit ſeiner Kunſt, die ich ſo eben erprobte, die wir aber doch lieber nicht nöthig haben, ſo iſt es durch die Anſtalt, welche Heinrich eben in's Leben zu rufen gedenkt. Gewohnt, mit Büchern mehr als mit Lebenden zu verkehren, weiß er über jene beſſer Beſcheid; er drückt ſich ſchriftlich beſſer aus als mündlich, verbindet Redlichkeit mit Einſicht, und wird, wenn wir ihm auf ſolche Art Gelegenheit geben, theils ſich ſelbſt klarer werden, theils uns zeigen, daß mehr in ihm verborgen lag, als wir vermutheten, und daß wir alle Urſache haben, uns ſeiner Mitwirkung zu erfreuen.

Ei, ei! — ſagte Heinrich lächelnd — man ſieht, daß er Friederiken's Arzt geworden iſt!

Beim Vorſchlage aber, den ich den Uebrigen mittheilte, verblieb es. Die Freunde, welche wußten, daß der ernſthafte junge Mann Allem erſt Intereſſe abgewann, wenn es ihm als eine Art von Pflicht erſchien, ſtellten ihm

das Verdienſtliche ſeiner Aufgabe vor, und fanden für gut, ihm, unter Verwendung eines beſondern Zweckes, ſelbſt das Werk zu bezeichnen, über welches er ſich ausſprechen ſollte.

Eben waren Rückert's morgenländiſche Sagen, — nicht lange vorher deſſen „Lehrgedicht" erſchienen. Ueber das Letzte baten ſie um ſeine Meinung.

Wir waren wieder wie gewöhnlich verſammelt; in unſerer Mitte ſaß der Einſiedige, und las, in aller dazu gehöriger Form:

„Die Weisheit des Brahmanen."

Ein Lehrgedicht in Bruchſtücken, von Friedrich Rückert. Leipzig, bei Weidmann. 1. Bändchen, 1836. 2. und 3. Bändchen, 1837. 8.

„Gut Ding braucht Weile: auch die geiſtige Wirkſamkeit iſt nach Außen zu durch Zeit und Raum bedingt." — Dieß Wort eines Erfahrenen bewährt ſich auch an Rückert wieder, der erſt nach langem, beharrlichen, vielfältigen Streben eine entſchiedene, eine allgemeine Anerkennung erlebt. Aber ſeltſam! Zur Zeit ſeiner eigentlichen Blüthe ward ſie ihm nicht; ſie wird ihm, ſeit der friſche Reif abgeſtreift, und der Dichter ſelbſt zum Gegenſtande poetiſcher Betrachtung geworden iſt. Es iſt dieſes Selbſtüberleben eine bei faſt allen bedeutenden deutſchen Dichtern ſo auffallend vorkommende Erſcheinung, daß es wohl der Mühe lohnt, nach ihrem Grunde zu fragen. Wir

bemerken sie zumeist bei solchen Dichtern, die sich besonders in der Form, und zwar in einer recht besondern, der allgemein menschlichen fernen, gefielen. Man denke an Fouqué, die Schlegel, Arnim, Hoffmann, in seiner Art, Graf Platen u. A. Nun ist es eben die Form, welche altert und altern macht, und der Geist, der ewig jung erhält. Wechselt der Dichter immer das Costume, so kann es kaum fehlen, daß die Aufmerksamkeit, die er daran wendet, seinem Innern entzogen wird: er überlebt sich. Erneut er sich im Geiste, bleibt aber starr an einer eigensinnig gewählten Form kleben, so wird das Publikum sein inneres Fortleben nicht gewahr, — und er überlebt sich in der Meinung der Welt. Beides, wiewohl es sich zu widersprechen scheint, gedenken wir an Rückert nachzuweisen. Das Heil des Dichters aber besteht darin: dem Geiste zu geben, was des Geistes, dem Körper, was des Körpers ist.

Es ist fast keine Form, in welcher Rückert nicht geglänzt, keine Zeit, kein Volk, welches er nicht repräsentirt hätte, — so daß seine Gedichte, wenn man sie im Ganzen, wie sie nun vorliegen, überschaut, eine wahre historisch-geographisch-poetische Musterkarte darstellen. Die südliche Lust am melodischen Tanze der Reime und Gefühle hat in so vielen Sonetten, Terzinen, Stanzen, Madrigals und Ritornellen, die geistdurchdrungene Pracht des Orients in den unvergleichlichen Nachbildungen aus Hafis und Dschelaleddin, der gemüthliche deutsche Ernst in unzähligen, gnomischen Fulgurationen, die antike Reinheit und Zartheit in elegischen Distichen, das Mittelalter in

kindlich märchenhaften allegorischen Dichtungen, eine ewig denkwürdige Epoche in den berühmten, geharnischten Sonetten, Echo, ja Apotheose gefunden. Aber, wie entschieden sich auch des Dichters Meisterschaft in diesem Wechsel der Formen bewährt, — der Kenner bemerkt bald, daß eine gewisse eintönige Manier, wie eine Lasur, über sie alle hinwaltet, — ein schuldloses Behagen am Getändel das bald mit Reimen, bald mit Worten, bald mit Bildern, bald mit Empfindungen und Gedanken, wie mit Spielmarken verfährt, und sich an den wunderlichen Resultaten ihrer mannigfachen Combination ergötzt. Je entschiedener nun das Talent ist, solche Combinationen zu erfinden und auszuführen, desto größer wird die Gefahr, daß endlich die eigentliche Seele, der innerste Gehalt der poetischen Verkörperungen unvermerkt verfliege, und der getäuschte Poet wie im Traume mit ausgeknackten Nüssen ein nichtiges Spiel fortsetze. Er scheint dann, schlummernd, die Nahrung immer wiederzukäuen, die er sich, wachend selbst bereitet hatte, und es kommt ein nur geschichtlich zu begreifendes Gemenge von Kraft und Schwäche, Geist und Irrthum, Poesie und Reimerei, Feuer und Wasser, zum Vorschein.

Ein solches Phänomen, welches nur mit Rücksicht auf den ganzen Dichter mit Billigkeit, also mit dem wahren Verständniß aufgefaßt werden kann, bietet uns das vorliegende, neueste Erzeugniß unseres Dichters. Es heißt „Lehrgedicht," verdient aber durchaus nicht den Namen eines Gedichtes, welcher die Forderung der Ganzheit in sich schließt; sondern den einer Sammlung an Gehalt und

Ausdruck verſchiedener, gereimter Betrachtungen, welchen zwar durch den allgemeinen, äußerlichen Bezug auf die Denkart des „Brahmanen" und durch die innere Folgerichtigkeit der Denkart des deutſchen Dichters, eine gemeinſame Folie, durch Gleichheit des Ausdruckes und Metrums eine Art von Colorit gegeben wird, welche aber, durch keine innere Nothwendigkeit zu einem Organismus geſtaltet, ohne Anfang, Mitte, und Abſchluß, pro libitu in infinitum fortgeführt werden können; wie es denn auch der letzte Vers des dritten Bändchens zu verheißen ſcheint:

Freu' dich, noch manchen Herbſt ſollſt du mich wiederſeh'n,
Und Lieder, dieſen gleich, auf deiner Flur entſteh'n.

Betrachtet man nun den Inhalt dieſer poetiſch-aphoriſtiſchen Confeſſionen (das wäre beiläufig der bezeichnendſte Titel) genauer, ſo ergibt ſich ein eigenthümliches Amalgam aus der Weisheit eines Brahmanen vom Ganges und eines Profeſſors aus Erlangen. Doch herrſcht dieſer vor, er gibt mehr den Stoff, und jener die Geſtalten. Ja, fühlte man ſich ſonſt oft ſtörend genöthigt, bei den anmuthigſten Gefühlen und Gedanken Rückert's auszurufen: Schade, daß ihr bloß überſetzt ſeid! ſo darf man wohl ſagen, daß gerade in dieſem Werke, welches ſich beſcheiden für eine Verpflanzung exotiſcher Weisheit gibt, die ganze Lebens- und Weltanſicht Rückert's ſich am klarſten und vollſtändigſten ausſpricht. In dieſem Sinne iſt es überaus ſchätzbar. Eine Weltanſicht muß immerhin original genannt und reſpectirt werden, ſobald ein Individuelles in ihr zu gewahren iſt, wodurch heterogene Elemente verbunden und

getragen werden. Eklektiker ſind ja Alle, die man gebildet nennt.

So kann man denn auch hier alle Weinberge und Jahrgänge, welche zur Tafel beitragen, herausſchmecken und der Kenner gedenkt mit Vergnügen der vortrefflichen Schulen, durch welche er ſo gut wie der Dichter gegangen iſt. Hafis, Calderon, Spinoza, Schelling, Jakob Böhme, am deutlichſten aber Goethe, ſchimmern wie leitende Sterne durch. Im Ganzen aber erfreuen wir uns an der verſöhnenden Geſinnung eines gemüthlich-beſchaulichen, heiter mit ſich abſchließenden Mannes, der, bei der Reife, zu welcher er durch anhaltendes, emſiges Denken und Sinnen gelangt iſt, das Glück hat, eine wahrhaft kindliche Unſchuld in ſich zu bewahren. Dieſes Glück verdankt er dem ſchönſten, dem dichteriſchen Talente: Alles in ſich rein aufzunehmen, in der beruhigten Seele abzuſpiegeln, und auf ſtiller Oberfläche die wechſelnden Ereigniſſe des Firmaments in ein leiſes, fröhliches Wellenſpiel zu verwandeln. So fehlt denn auch in dieſen Blättern kein Gegenſtand des Himmels und der Erde, der großen und der menſchlichen Welt, dem nicht ein Wort, ein Bild, ein poetiſches Gedenken würde. Ein Album, worin ſich alle Dinge zeichnen, liegt vor uns aufgeſchlagen. Theologie, Ontologie, die Sitten- und Rechts- ja (III. Bd. S. 7), die Goethe'ſche Farbenlehre, die Intereſſen des Staats-, Familien- und innern Lebens; ja die der Poeſie, Literatur und Grammatik finden ihre Stätte. Ein ſolcher Codex, ein ſolches Vermächtniß, muß den Freunden des Dichters von unſchätzbarem Werthe ſein, muß, da es von einem

Reinen und Würdigen kommt, das Vaterland, die Welt lebhaft intereſſiren; doch kann es kaum fehlen, daß ein ſolches Intereſſe in unſerer vielgeſpaltenen, vielbewegten Zeit durch die einſiedleriſche Selbſtbegrenzung des Dichters, durch ſeine Neigung zu dialektiſchen Grübeleien, grammatiſchen Mikrologien, überhaupt zum Abſtruſen, geſchwächt werde. Soll übrigens ein Lehrgedicht ganz ſein, was es ſein ſoll, ſo muß es mehr lehren als darſtellen; der Leſende muß ſich lebendig angeregt, praktiſch gefördert fühlen; hier wird mehr das Innere des Dichters ſelbſt auseinander gelegt, zu eigener Beſchauung und Befriedigung. Nun gibt es zweierlei poetiſche Naturen: eine mehr nach Innen gewendete, die Welt in ſich ſpiegelnde, eine mehr nach Außen gekehrte, in die Welt eingreifende. Ich glaube, gegen den Anſchein, daß die letztere mehr zum Didaktiſchen geeignet iſt. Jene mag rein darſtellen, dieſe wird kräftiger einwirken, weil ſie der Welt angehört, nicht ſich von ihr abſondert. Im Ganzen aber wird dem Dichter eine große, freie, praktiſche Anſchauung des Lebens gedeihlicher ſein, als eine einſame, metaphyſiſche. — Auch halte ich dem vorliegenden Gedichte das gewählte Versmaß, den eintönigen, pedantiſchen Alexandriner, für hinderlich, wodurch man an die Reimſprüche des guten Angelus Sileſius erinnert wird; wozu dann noch die, aus dem Bewußtſein einer gewiſſen Virtuoſität entſpringenden, unerträglichen Wortſpielereien kommen. Welcher Menſch von Geſchmack mag Verſe hören, wie

Die Zwei iſt Zweifel, Zwiſt, iſt Zwieſpalt, Zwietracht, Zwitter.
Die Zwei iſt Zwillingsfrucht am Zweige ſüß und bitter;

Wenn Zwietracht Eintracht wird, und Eintracht das Zwiealte.
Dann wird der Schaden heil am alten Weltzwiespalte.
(I. 19.)

oder:

In jeder Halbheit wohnt ein Trieb zur Uebertreibung;
Bei Uebertreibung bleibt nicht aus die Unterbleibung.
(I. 21.)

Ist das Poesie? Sich selber darf der Dichter sagen:

Zu bobeln ist der Plumpe, ein Dummer ist zu witzigen,
Doch nichts zu machen mehr ist aus dem Uebersitzigen.
(I. 49.)

Ein Klingklang, wie:

Er sprach's; da war der Tod mit Wagen und mit Rossen,
Mit Schlacht und Macht und Pracht in Nacht und Nichts zerflossen. (I. 115.)

Plattheiten, wie:

Oft weicht ihr Uebelduft nur übelduft'gen Pflanzen,
Als wie vor Rauchtabak nicht halten Stand die Wanzen.
(I. 191.)

Persönlichkeiten, wie:

Was, fragt ein Leser, der nach Versen Hunger litt,
Schreibt Rückert nichts? weil Korv ihm keine Federn schnitt.
(I. 198.)

sollten den Brahmanen nicht zugemuthet werden.

Im zweiten Bändchen (S. 180) heißt es:

Nur Sprachenkunde führt zur Weltverständigung:
D'rum sinne spät und früh auf Sprachenbändigung.

Das ist aber Sprachmißhandlung:

Im innerlichen Streit mit sich befangen ewig.
Die ganze Lebenszeit bleibt es hindurch beidlebig.
Wird auch die Menschheit so in alle Ewigkeit
Hier bleiben unerlöst von der Beidlebigkeit?
(III. 133.)

Auf der ersten Seite des zweiten Bändchens heißt es:

Wer werden will ein Mann, soll nicht am Knaben haften;

sind aber solche Tändeleien nicht knabenhaft?

Wenn diese Auswüchse weggeglättet werden, wird die Pflanze Rückert'scher Poesie nur gewisser den schönen Platz im deutschen Dichterhaine einnehmen, den ihr eine wohlgemeinte und wohlgeschriebene neue Broschüre: „Die poetischen Richtungen unserer Zeit; von Melch. Mayer, Erlangen 1838" vor allen andern Blumen der letztern Epoche anweist. Gewiß, Rückert steht gerade deßhalb reiner und edler da, als so mancher geniale, reichbegabte, jüngere Dichter, weil er in die Richtungen dieser jüngern nicht immer eingeht; denn Eines bleibt fest und wahr: die echte und eigentliche Richtung der Poesie ist: die poetische.

Die Freunde waren einstimmig der Ueberzeugung des Referenten; sein Aufsatz hatte Alle interessirt, ja (ich kann wohl aus der Schule schwätzen) überrascht, wenn gleich sein Vortrag an einer unangenehmen Monotonie leidet. Julius freute sich, daß ein Ernsthafter Manches ausgesprochen, was man, als Er es sagte, für leichtfertige Witzelei erklärt hatte; der Aelteste meinte, heitre Ironie

sei die gelindeste Gerechtigkeit; Helene bezog das auf's Leben, wo es dem jungen Arzte noch oft zu statten kam; ich schrieb Alles das zu Protokolle; Friederike freute sich im Stillen, daß der Client ihre freundliche Prophezeiung gerechtfertigt hatte, und Heinrich sagte:

Niemand kann vielleicht besser dazu taugen, das eben Vorgelesene zu bekräftigen, als ich, — da ich eben die morgenländischen Sagen desselben Dichters lese. Das Meiste, was der Doktor vom Lehrgedichte sagte, paßt auch auf dieses Buch.

Man nimmt es in unsern Tagen, wie mit so vielen Dingen, auch mit der Poesie viel zu leicht; Kunst und Wissenschaft, sonst in ihrem eigenen Gesetze unangetastet, werden genöthigt ihnen zu dienen; der Geist der Geschwindigkeit, des Wechsels, hat sich alles übrigen Geistes bemächtigt, und das Beispiel einiger genialen Individualitäten, von denen man wie von der Jugend sagen kann, daß ihre Fehler sie sehr gut kleiden, verführt die geringern Talente, deren Heil nur in einer sorgsamen Ausbildung und Selbstüberwindung zu finden wäre. Eine aus der Geschichte gegriffene, traurige Katastrophe in Scenen gesetzt ist noch keine Tragödie; eine Verknüpfung komischer Situationen aus dem gewöhnlichen Leben kein Lustspiel; eine Reihe interessanter Begebenheiten kein Roman; eine in schöne oder schlechte Verse gebrachte Empfindung oder Reflexion kein Gedicht. Als Schiller den Ring des Polykrates, Goethe den Gott und die Bajadere dichteten, da hatten sie vorher lange gesucht und reiflich bedacht, welcher Stoff prägnant und enge genug sei, um ein erzählen-

des Gedicht zu gestalten, und welche Behandlung, diesen Stoff in seiner eigenthümlichen Fülle zu entwickeln, geeignet ist. Nicht jedes Ereigniß kann der Dichter zu einer poetischen Erzählung brauchen; es muß einen tiefen Gehalt in einer lebendigen Form verhüllen. Kann man das von den meisten dieser orientalischen Gedichte sagen? Mich dünkt, von den wenigsten. Sieben Bücher persischer Sagen! schon diese Aufschrift erschreckt Jeden, der mit solchen Aufgaben vertraut ist, und läßt ihn besorgen, der berühmte Verfasser möchte dem anregenden Selbstgefühle productiver Leichtigkeit zu sehr nachgegeben haben. Jene großen Dichter, die ich eben nannte, waren froh, wenn sie, nach langem Forschen, Einen Stoff gefunden hatten, der den erwähnten Bedingnissen entsprach; sie hinterließen auch verhältnißmäßig wenige poetische Erzählungen, — und hier bringt deren ein Dichter, der ohnehin fruchtbarer ist, als billig, gleich sieben Bücher! Sollte man nicht denken, seine Absicht sei, alle Ueberlieferungen, die man nur aus dem Osten hat, von A bis Z in Reime zu bringen? Doch, dem sei wie ihm wolle, man muß sich ans Geleistete halten. Man wird auch bald günstiger gestimmt, wenn man sich des Reichthums und der Bedeutsamkeit orientalischer Sagen erinnert, wogegen das Abendland freilich nichts Gleiches aufzuweisen hat. Allein je weiter man in der Lectüre dieser Bände vordringt, desto mehr überzeugt man sich, daß Rückert in der Wahl nicht immer glücklich war, daß er den eigentlichen Werth und Sinn seiner Stoffe nicht immer erkannt, die Perle in diesen Muscheln nicht gefunden habe. Oft ist es nur ein Epigramm, oft ein

Gefühl, eine Betrachtung, ein ernster oder komischer Zug, den er durch paraphrastische Behandlung, zur Geschichte, zum Gedichte auszustrecken strebt; oft wird den eigensten, unverwüstlichen Motiven des Orients, wie wir es bei den Alexandrinern des Brahmanen erlebt haben, etwas unverkennbar Süddeutsches unpassend untergelegt. Wohl darf, ja soll das innerste, persönliche Leben des Dichters in den gewählten Typen nur ein Symbol seiner selbst finden, aber die Seele und der Körper müssen sich zu einem neuen, lebendigen Individuum vermählen, welches sich selbständig vom Gemüthe des Dichters ablöst. Soll ich durch ein Beispiel aussprechen, was ich meine; so erlaube ich mir auf das im Taschenbuche „Huldigung der Frauen" (Jahrgang 1833) abgedruckte Gedicht „Isfendiar" von Fr. v. Schober hinzuweisen, welches um so mehr hierher paßt, als es auch in einem, ich weiß nicht ob vom Dichter erfundenen oder vorgefundenen orientalischen Gewande auftritt. Hier ist eine große, tiefe Empfindung in einem einfachen, erschütternden durchaus individuellen Ereigniß symbolisirt. Doch kehren wir zu unserem Buche zurück.

Es fängt in der That mit Adam an, behandelt zuerst biblische Geschichten und islamitische Mythen, geht dann chronologisch auf die arabischen Stämme und persischen Sagen, dann auf die Zeiten der frühern Chalifen über, schließt mit denen der spätern und der weltlichen Herrscher und bringt in einem Anhange noch sogenannte vermischte Erzählungen nach. Die kleinste Abtheilung enthält eilf, die größte vier und vierzig Gedichte! Man sieht, daß nach dem Rathe des Theaterdirectors im Faust, für „Masse"

geſorgt iſt; und, wo das poetiſche Intereſſe nicht ausreicht, ſoll ſich das hiſtoriſche ſtatt ſeiner einſchleichen. Wenn es allein waltet, iſt es ſo wichtig als das dichteriſche; wenn ſie aber neben einander regieren wollen, da fühlt man, wie ſchwer es iſt, zweien Herren zu dienen. Je weiter die Stoffe in die dunkle Mythenzeit zurückgreifen, deſto ernſter und religiöſer iſt ihr Gehalt; er wird immer weltlicher und heiterer, je näher uns die Epochen rücken. Die bibliſchen und arabiſchen Stoffe haben meiſt einen ſittlichen, oft einen tragiſchen Zug, die perſiſchen enthalten größtentheils praktiſche Lebensreſultate, oft in einer humoriſtiſchen und baroken Form, und dieſe letztern ſind es, die, nach meinem Gefühle, dem Dichter am beſten gelingen. Hier ſcheint ſich die ſüddeutſche Gemüthlichkeit, der geſunde Verſtand und die gute Laune mit der Geſchicklichkeit, wunderliche Verſe und Reime hervorzubringen, glücklich zu verbinden, während eine gewiſſe poetiſche Sattheit und Bequemlichkeit dem Geſtalten durchgreifender, großer Empfindungen im Wege ſteht. So finde ich das Gedicht „der Krämer von Ispahan" als beſonders gelungen zu bezeichnen. Es iſt eben ſo bedeutend, als concis, heiter und wirkſam vorgetragen. Solche erfreuliche Beiſpiele finden ſich in Mehrzahl, beſonders wo es ſich um den kurzen Vortrag einer paraboliſchen Anekdote, eines guten Einfalls (die Schafſchur) handelt. Damit man aber, was wir anfangs zu tadeln fanden, nicht für übertrieben halte, bedenke man ſich folgende Geſchichten. Unter dem Titel „der ſtumme Tauſchhandel" wird in bizarren Reimen erzählt, daß in Afrika ein Goldland ſei, wohin die Karavanen

Eisen, Salz u. dgl. brächten. Dafür erhielten sie von den dasigen Schwarzen Gold. Allein der Handel gehe zur Nacht vor. Jede Partei, ohne die andere zu sehen, lege das Ihrige an eine bestimmte Stelle, und hole sich dort das dafür Eingetauschte. Das ist der Inhalt des Gedichtes. Im selben Bande erfahren wir, daß auf einem Berge Dschestka, „wo der Weg vorübergeht", ein Baum stehe, auf welchem ein Vogel sitzt. Mehr nicht. Ebenda gibt eine Mutter ihrem Knaben den Rath, den Zahn, der ihm ausgefallen, an die Sonne hinzuwerfen; er werde dann lauter hübsche Zähne bekommen. Langmüthige Leser mögen sich mehrere Proben der Art aus dem Buche holen. Bei der angenehmen Behandlung scherzhafter, naiver Gegenstände fühlt man sich manchmal an die Anfangsversuche Gellert's, Gleim's, Hagedorn's erinnert; und wahrlich man ist geneigt, den neuesten Dichtern die Präcision, Klarheit und Munterkeit dieser oft Belächelten zu wünschen.

Sieh da! sagte der Aelteste — eine Recension aus dem Stegreife; wir haben nun zwei statt Einer.

O! das versteht Heinrich; — sagte Friederike — hat er mir doch neulich eine Ode über einen französischen Roman zum Besten gegeben!

Aber ich versteh's nicht — meinte der verständige Arzt; ich fühle, daß es mir sogar mit dem Vorlesen nicht recht gehn will, und ich werde Euch bitten, daß ihr mir gestattet, künftig meine Bekenntnisse über Bücher bloß schriftlich in unser Archiv niederzulegen.

Es ward geſtattet; die Recenſionen wurden von mir theils in den Verſammlungen geleſen, theils herumgeſendet, und ich mache mir das Referat und Dir lieber Leſer das Ueberſchlagen bequemer, wenn ich ſie aus dem Archiv copiren laſſe, und nach der Ordnung einſchalte, was ich hier ſogleich thue.

Hans Holbein der jüngere, in ſeinem Verhältniſſe zum deutſchen Formſchnittweſen.

Von C. Fr von Rumohr, Leipzig; Anſtalt fur Kunſt und Literatur (A. Weigel). 1836, 127 S. gr. 8.

„Die Wichtigkeit iſt in unſerem Leben meiſt ſo prekär, daß faſt nur ein wichtiges Geſicht dazu gehört, um das Geringſte wichtig zu machen". Dieſe Worte aus dem Briefe eines geiſtreichen Freundes drängen ſich mir bei ſo vielen Anläſſen des geſellſchaftlichen Treibens wiederholt auf, daß ich ſie für erprobt zu halten keinen Anſtand nehme. Wie ſie aber, da ſie ſich mehr auf's Leben als auf die Literatur beziehen, an den Eingang dieſer Zeilen gerathen ſind, davon habe ich dem Leſer Rechenſchaft abzulegen.

Wenn irgend Einer der modernen Kunſt-Schriftſteller, welche ſeit den unfruchtbaren Theoremen der Brüder Schlegel uns mit äſthetiſcher Verſteinerung oder Verhölzung zu bedroben ſchienen, zu einem friſchen, lebendigen, fortzeugenden Aufſtreben erneute, froh begrüßte Hoffnung gab, ſo war es Rumohr. Er hat in ſeinen italieniſchen Forſchungen — man darf wohl, der Conſequenz und Entſchieden-

heit nach, sagen, zuerst — uns von der hohlen Larve phantastischer Idealität an die warme, körperliche und seelenvolle Schönheit der lebendigen Natur gewiesen, er hat einer prägnanteren, praktischen Ansicht Bahn gemacht. Und noch fährt er fort, durch die extensive Fülle seiner Kenntnisse und die minutiösen Bemühungen seiner Forschlust uns zu bereichern, zu belehren; wenn nur dabei jene, wie es scheint aus dem Mäcenatenthume, aus der anerkannten Kennerschaft hervorgegangene, vielleicht Goethisch sein sollende, noble und dabei gelehrte Schulmeistermiene, jene breite, uns die besten Mittheilungen verleidende Pedanterie und selbstgefällige Herablassungssucht zu vermeiden gewesen wäre! Eigenschaften, welche die spätern Erzeugnisse des Herrn von Rumohr immer mehr zur Schau tragen, — welche auch an vorliegender Schrift zuvörderst in's Auge springen, und die angeführten Worte meines Freundes in mir heraufcitirten.

Je mehr an eine solche pedantische Paraphrasirung des Kleinen und Unwichtigen wirklich Geist und Wissenschaft gewendet ist: um desto lächerlicher erscheint diese Manier, um desto mehr wächst unser Bedauern, und so wird man es mir nicht verargen, diese Angelegenheit hier besprochen zu haben. Sie ist nicht so unbedeutend, als es Manchem scheinen möchte; das Flitterwesen, der leere, pathetische Pomp ist das erste pathognomische Zeichen einer sich auflösenden Zeit, für welche nur im einfach-kräftigen Auffassen und Festhalten des Wesentlichen, in der Rückkehr zur Natur und Wahrheit Heil und Rettung zu erwarten ist. Wer den ersten Paragraph unseres Werkchens läse, würde eher

vermuthen, es ſei um die Weltgeſchichte zu thun, als — ums Holzſchneiden. Das nimmt übrigens der anerkennenswerthen Sachkenntniß und emſigen Intention, womit der Gegenſtand behandelt iſt, nichts; es deutet vielmehr dieſe Vorzüge an, und ein freundlicher Defenſor möchte wohl ſagen, dieſe ernſthafte Umſtändlichkeit und breite Grandezza ſei gerade die rechte Farbe für die Beleuchtung eines ſo altväterlichen Stoffes, einer in ähnlichem Sinne getriebenen detailſeligen Technik. Suchen wir uns alſo im Kurzen die Reſultate der ganzen Arbeit zu Nutze zu machen.

In alter Zeit haben die Maler und andere Künſtler von eigenthümlichem Geiſte gelegentlich ſowohl eigene als fremde Erfindungen mit Kunſt und Sorgfalt in Holz geſchnitten. (Wird erſt hiſtoriſch, ſodann techniſch bewieſen.) — Hans Lützelburger, genannt Frank, ein Techniker von ſehr untergeordneter Bildung (S. 14) uſurpirt mit Unrecht den nicht unwichtigſten Theil des Holbeiniſchen Werkes. Ihm als Künſtler (wenn auch nur als nachahmendem) eine ſo hohe Stelle einzuräumen, wie Maßmann ihm beſtimmt (ſ. von Aufleß Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters, 1833. October und December, S. 306) verbietet das Anſehen eben der Arbeit, welche ſeine höhere Kunſtentwicklung allein bewähren könnte, wenn es geſchehen wäre. Die Urkunde, auf welcher die Meinung beruht, daß Lützelburger beide Folgen der Todesbilder nach Holbein geſchnitten habe, beweiſt ganz im Gegentheile, daß vielmehr an deren mechaniſch beſchaffter Kopie als Künſtler und Herausgeber er auf irgend eine Weiſe Antheil habe, und wird man nach den Umſtänden nicht annehmen wollen,

daß er hier nur sich selbst kopirt habe (S. 23 — Resultat umsichtiger, mit Geist in's Detail gehender Untersuchungen).

Da nun, weder jenes allgemeine Vorurtheil gegen die Ausführung von Formschnitten durch geistreiche, kunstvolle Meister, noch des Lützelburger Anspruch an die Todesbilder mehr im Wege stehen, so sucht v. Rumohr nur seine Ueberzeugung, daß Holbein sowohl überhaupt den Formschnitt ausgeübt, als besonders an der Ausführung beider Folgen jener Bilder Theil genommen, positiv zu begründen (S. 24).

Seine Gründe sind: 1. Wir besitzen Holbein's vollen Namen, auch eine von ihm selbst anerkannte Abkürzung, auf verschiedenen Holzschnitten theils seiner frühesten, theils auch spätesten Zeit. 2. Wir haben für eine Reihe nicht bezeichneter, unfertig dem Künstler aus den Händen gekommener Werke das Zeugniß eines Zeitgenossen, eines persönlichen Freundes und Verehrers, des Nikolaus Borbonius (Bourbon). 3. Alle diese Werke, vom frühesten bis zum spätesten, bilden, wenn wir manifeste Ergänzungen u. dgl. davon absondern, ein zusammenhängendes Ganze, zeigen eine organische Entwicklung desselben Talents. 4. Sie haben in ihren feinsten Zügen nicht ihres Gleichen im gesammten Formschnittwesen aller Nationen. Im Technischen erreicht, ja übertroffen, bleibt Holbein im Künstlerischen Meister — Alles dieß wird von Rumohr, wie sich von selbst versteht, mit Sachkenntniß und liebevoller Umständlichkeit aus und durchgeführt. Wir aber haben uns an die für den Theilnehmenden an der Kunstgeschichte im Allgemeinen bedeutenden Ergebnisse gehalten, die hier-

mit ausgesprochen sind. — Nun folgt eine complete Literatur und specielle Kritik der Holbeinischen Formschnittwerke: dann sind, als Beilagen, documentirende Briefe von Melchior Lorch, v. W. Schorn, von Nikolaus Bourbon, — eine Uebersicht der Formschnittwerke Holbein's, seiner Schüler und Nachahmer, eine Beschreibung dreier Zeichnungen Holbein's mit dem Zeichen HL, und, zum Siegel und Schlußstein, gesammelte Zeugnisse für Original-Holzschnitte abgedruckt.

Nachdem nun die Verdienste einer so emsigen Arbeit den Freunden der Kunstgeschichte dargelegt sind, wird es weniger tadelsüchtig aussehen, wenn ich zu der am Anfange dieser Zeilen expectorirten Rüge zurückkehre, und dem Beispiele des Verfassers folgend, das Gesagte mit Belegen bekräftige. Im Laufe des Lesens fallen nämlich einige Wendungen auf, welche dazu beitragen, der Schreibart jenes officielle und pedantische Kolorit zu geben, an dem wir uns ein Aergerniß genommen. Dahin gehört: 1. der unnöthige, affectirte Gebrauch von Fremdwörtern und minder gebräuchlichen deutschen Ausdrücken statt der üblichen; als: auszubanden, statt einzubändigen (S. 3), beschafft, statt ausgeführt (s. oben), manifest, statt offenbar (s. oben), u. dgl. mehr. 2. die Wendung: „und" mit einem nachfolgenden Verbum im Anfange einer Periode, ja eines ganzen Abschnittes, — die bis zum Ekelhaften wiederkehrt; als Beispiel diene der Vorbericht, der nur zwei Seiten einnimmt, und wo diese Grimasse viermal wiederholt wird: „Fehlte es mir an Gelegenheit, diese Untersuchung weiter zu führen; und kam deren Gegenstand mir allmälich aus dem

Gesichte .... Und mag ich denn so manchem schönen Blatte eine bessere Aufbewahrung u. s. w. gesichert haben; — und lasse ich gerne mich belehren, u. s. f. Und bin ich um so weniger veranlaßt u. s. w." — S. 38 fängt gar ein §. so an: „Und stehet folgendes u. s. w. damit in Verbindung . . ." So geht es durch's Ganze *). 3. Die bedingenden und ausweichenden, sich krümmenden Angst- und Leerheits-Partikeln, denen schon Goethe einmal aufgepaßt, als: „denn freilich, gleichsam, so zu sagen, doch eigentlich u. dgl. „4. Geschraubte oder bei unwichtigem Gegenstande pathetische Wortversetzung und Ziererei; z. B. „Wer denn wüßte nicht, daß ein neues Werkzeug auch einer sonst geübten Hand nicht sogleich sich anschmiegt?" (S. 25) — „Und habe ich nur deßhalb schon hier Einiges vorgreiflich angemerkt, um in Erinnerung zu bringen u. s. f." (S. 38). Welche Pantoffel-Absätze! — So übel und armselig es den Recensenten kleidet, da, wo die Sache lebendig spricht sich bei Silben zähnestochernd aufzuhalten, so sehr wird es ihm Pflicht, wo der Ausdruck nicht Unbehülflichkeit, sondern wahres Symbol der Unart ist, die mit einer gewissen Anmaßung auftritt, oder der Pedanterie, die sich wichtig machen will, diese Uebel anzuzeigen, und bei aller Anerkennung wahren Verdienstes, das damit verbunden sein kann, mit ihrem rechten Namen zu nennen.

*) Der unerbittliche Recensent scheint auch unser Buch nicht schonen zu wollen. — das ja gleichfalls mit „Und" anfängt. Anmerk. d. Secretärs.

Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus.

Leipzig. Verlag von W. Engelmann. 1837. 95 S. 8.

Ein geübter und anerkannter Historiker unternimmt es, sich und der Welt von den Gesetzen, nach welchen die Geschichtschreibung verfahren soll, Rechenschaft zu geben. Dagegen ist nun gar nichts einzuwenden, so lange dieses esoterische Thema discursiv unter den Priestern der Klio verhandelt wird; wenn nur nicht jedes lebendige Denken, das ein Strom erquickenden Wassers sein soll, dem Deutschen sofort zu dem Eise einer besondern Wissenschaft erstarrte, — das, in die Wüste, die man Literatur nennt, hinausgeworfen, nur den Eremiten zur unfruchtbaren Beschauung dient, während es die Pilger am Fortschreiten hemmt!

Die Kunst des Historikers ist, wie jede andere, eben eine Kunst, und keine Wissenschaft, wozu die Deutschen sogar die Kritik machen wollen. Sie hat Gesetze, wie Alles Gesetze hat, aber Gesetze, deren Bedingungen erst durch den speciellen Stoff und den Gehalt, der im Geiste des Schriftstellers liegt, diesem klar werden; Gesetze, die sich durch keine Ein- und Untereintheilung, durch kein Schema auflauern und fangen lassen; die im Allgemeinen mit wenigen Worten ausgedrückt sind, im Besondern, wie jeder praktische Handgriff, sich kaum je aussprechen lassen, wenigstens nur wieder für Zunftgenossen. Ob es diese Gesetze sind, welche G. entwickelt, wollen wir dann sehen. Vorerst hielt ich's für Zeit- und Vaterland-gemäß,

dieß Generelle vorauszuschicken; denn, wenn diese Wege nicht verlassen werden, so erleben wir zunächst auch eine Geographik, Physiologik, Natur-Historik, Philosophik und Statistik. Dieser Gegenstand scheint unbedeutend und das Büchlein, worüber ich spreche, ist klein; aber der Verfasser ist bedeutend, und wo er irrt, irrt ganz Deutschland — ich will gerecht sein und sagen: Norddeutschland — mit ihm; und so laßt mich denn in der Kritik so österreichisch naiv sein, wirklich zu lesen und zu prüfen, was ein geistreicher Schriftsteller öffentlich zu sagen der Mühe werth findet.

Zuerst fragt er S. 9 u. f. warum denn sich nur die Poetik der Existenz anmaße, und Historik nicht gebildet werden solle? Hier liegt nun die Antwort so nahe, daß ihr selbst G. (S. 12) nicht ausweichen kann; hätte er sie muthiger, entschiedener und ganzer ausgesprochen, so hätte er sich und uns viel unnützes Reden erspart. In der Dichtkunst ist eben die Form Alles: die poetische Behandlung irgend eines Stoffes, — das ist die Poesie; im Dichter liegt sie, und wenn er sie dem Objecte nicht verleiht, so ist sie nicht vorhanden. Wie er nun dabei zu Werke geht, das möchte sich, wenn auch nicht deciren, doch beobachten lassen. Nicht so mit der Geschichte. Was geschehen ist, ist geschehen; es soll nicht behandelt, sondern aufgefaßt werden; nicht im Historiker liegt der Gehalt, sondern in der Sache; und mag man immerhin sagen, auch der Geschichtschreiber müsse seinen Stoff beherrschen, wie der Poet, so widerspreche ich, und rühme mir jenen, den sein Stoff beherrscht, — über den der Geist der Zeit,

jenes Mannes gekommen iſt, welche er ſchildert. Darum iſt der Poet ein Poet (Einer der ſchafft), der Hiſtoriker ein Hiſtoriker (Einer der weiß).

Doch genug davon.

G. ſucht ſeiner Aufgabe dadurch näher zu rücken, daß er die Geſchichte der Geſchichte in's Auge faßt. Gewiß der rechte Weg zum Ziele. Genealogie, das Aufbewahren wichtiger Namen, iſt der Urſprung der Hiſtorie. Chronik ihre erſte Geſtalt, der ſinnlichen Stufe der Menſchheit gemäß, wo die Gegenwart das Regiment führt. Auf der nächſten Stufe wird die Vergangenheit verſtändig unterſucht und die ſubjective Betrachtungsweiſe erſchafft das Memoir. Aus dieſem entwickelt ſich durch wachſende Einſicht in die Cauſalitätsverhältniſſe der Theile die pragmatiſche Geſchichtſchreibung, welche zum Begriff eines Ganzen in der Menſchheit gelangt, und in dieſem höchſten Begriffe alles Einzelne zu begreifen ſtrebt. Bis hierher nun folge ich dem Verfaſſer mit Luſt an ſeiner klaren und bündigen Deduction; hier aber geſelle ich mich zu Jenen, die er zum Glücke nicht mit verächtlichen Titeln belehnt (S. 44), — und bleibe ſtehen. Was über dieſen dritten Grad iſt, mögen ſich die Ikare loben, denen das Wachs ihrer Flügel am Verſtande zu trocken bleibt, und die es lieber an der Sonne der Poeſie und ſoi-disante Philoſophie ſchmelzen ſähen! Gervinus fliegt mit: wir wollen ihm zuſehen.

Zuvörderſt ſcheint er zur Geſchichtſchreibung (S. 53.) ein poetiſches und ein philoſophiſches Element zu poſtuliren. Wir, ſeit Leſſing gewohnt, jeden Kreis der Thätigkeit ſtreng von jedem andern zu ſondern, ſind mit dem hiſtori-

schen Elemente, für den Historiker zufrieden; ja wir erkennen hier nur wiederum jenes verworrene Ueberschbinausgreifen, in welchem wir das Unheil der neueren deutschen Kulturschulen sehen. Den Philosophen wurde vorgeworfen, daß sie bloß die Vernunft walten ließen, — als hätte bei der Philosophie noch etwas andres mitzusprechen; als verlangte man vom Arithmetiker, daß er die Regel de Tri mit Thränen der Rührung vortrage; und nun soll die Geschichte mit Gewalt poetisch, — versteht sich nebenbei die Dichtkunst historisch, — sein. Was wollt ihr damit? „Einheit bezwecken" — antwortet G. (S. 53) Ich aber sage: Einheit soll, wo sie nicht wäre, wohl vom Dichter, nicht aber vom Wahrheitsforscher (und das soll der Historiker „sein) bezweckt werden. Begnüge sich dieser, zu sehen und darzustellen, was ist! Und müßte er verzweifelnd eingestehen, daß keine Einheit sei, — so gestehe er es ein! Das ist seine Aufgabe. Eine aus den Lüften, d. i. aus der Poesie oder Metaphysik geholte, und in die Historie eingesenkte, sogenannte Idee ist für den Ehrlich-suchenden — nichts. Aber sorgt nicht! die Einheit ist da, und braucht nicht phantasirt zu werden; sie hat sich längst den von G. halb-verachteten, pragmatischen Geschichtsschreibern geoffenbart: in dem Gange der Versehung mit der Bildung der Völker — in der Erziehung des menschlichen Geschlechtes. Wenn G. (Seite 63) sagt: „Wenn noch Männer wie Herder und Kant in der Geschichte immer ein Ziel, einen idealen Höhenpunkt, vollkommene Vereinigung in der Menschengattung, vollkommenen Zustand der Gesellschaft u. dgl. (!) suchen, so kann

man ſagen, daß ſie das Alphabet und Einmaleins aller Geſchichtslehre nicht inne gehabt haben". Wenn G. das ſagt, muß man da nicht fragen, wer vom A B C der Geſchichte nichts weiß: Kant und Herder — oder G? Er, der den ſchönſten Triumph des geiſtigen Heldenmuthes deutſcher Denker für Wahn erklärt, der den ſchwer errungenen Lorbeer vor den Augen des Vaterlandes, das ſich Alles gefallen läßt, ihnen vor die Füße wirft? Und das größte Reſultat, das uns ihr Beſtreben gebracht, wäre eitler Dunſt? Genug, genug, wenn wir kritiſchen Gleichmuth behalten ſollen!

Erfreuen wir uns lieber an dem vielen Vortrefflichen, was G. uns über die Auffaſſung der verſchiedenen Epochen ſagt, in welchen eine Idee in der Welt wirkſam geworden iſt: der Eintritt des Chriſtenthumes, des Mittelalters u. ſ. f. wobei wir doch immer nicht vergeſſen dürfen, daß eben im Ereigniſſe ſich die Idee manifeſtirt, und daß es der Hiſtoriker mit der Manifeſtation bis in ihr kleinſtes Detail zu thun hat. Blicken wir nicht zu vornehm auf die Hiſtoriker der Nationalitäten, wie Hammer-Purgſtall, herab; denn eben ſie legen die Eckſteine des Baues! nennen wir keine Epoche der Geſchichte „dienend" (S. 78) und wählen wir uns nicht den hiſtoriſchen Stoff (S. 76); Alles iſt dem echten Geſchichtsforſcher, der ein Naturforſcher iſt, gleich wichtig und nothwendig. Nachdem nun G., wobei ich gerne zuſtimme, Schloſſern (S. 82) die Palme deutſcher Geſchichtſchreibung zuſpricht, ſchließt er mit dem Bilde des echten, auserwählten Hiſtorikers, wie er ſein ſoll. Er malt dieſes Bild vortrefflich aus, und wir empfehlen die geiſt- und lebenvolle Schilderung mit genialen Nebenzügen

(von S. 80 bis zu Ende) jedem Leſer; nur, daß gewiß Keiner, der ſie zu Herzen nimmt, je wird Geſchichte ſchreiben wollen, denn die Forderungen, welche der Verfaſſer an den Hiſtoriker macht, gleichen ſo ziemlich denen, die man in mediciniſchen Propedeutiken an den Arzt macht; er fordert nicht mehr und nicht weniger als Alles.

Wenn man nun, mit regſtem Wunſche ſich zu belehren, das Ganze geleſen, — möchte man nicht mit Schiller alle Theorie für Eine praktiſche Regel hingeben?

Ueber den Goethe'ſchen Briefwechſel.

Von G. G. Gervinus. Leipzig. W. Engelmann. 1836. 185 S. 8.

Die Behandlung dieſes Werkchens zeigt von vieler Routine, und wenn Gervinus ſich dagegen verwahrt (S. 7), daß man es einen Abriß deutſcher Literaturgeſchichte nenne, ſo iſt das nur Beſcheidenheit; man kann es in der That ſo nennen; der Stoff iſt glücklich vertheilt, entwickelt, verbunden; man lieſt mit Bequemlichkeit die erzählende Kritik fort, und macht ſich bei dem kleineren Werkchen auch weniger aus der faſt abſatzloſen Continuirlichkeit des Textes, deren Verbild in der National-Literaturgeſchichte unſer Auge ſo mit Sehnſucht und Ermattung gequält hat. So viel vom Wie; das Was wird ſchwerer abzuthun, ſein. Da nun aber das Urtheilen über Urtheile immer eine eigene Sache beibt, ſo will ich Blatt vor Blatt vorüberwandeln, und nur immer da mit einer Frage ſtehen bleiben, wo ein Stein des Anſtoßes liegt; antworten mag der Leſer ſelbſt.

„Die neueren Briefwechsel ... lassen zu in solche Sybären des Privatlebens hineinblicken, die der Oeffentlichkeit am besten entzogen bleiben" (S. 2). Warum entzogen? gewinnt die innere Geschichte der Literatur nicht dabei? oder verlieren wahrhaft große Menschen, wenn man sie ganz kennt? oder ist es Schade um die, welche dadurch verlieren? was ist mehr werth: Wahrheit oder eine hergebrachte Namenspietät? —

„Die Sucht, den Autoren hinter die Gardine zu blicken, konnte nur die Folge von dem Bestreben des Autors sein, den Schriftsteller hinter dem Menschen oder diesen hinter jenem zu verstecken" (S. 3). Was thut denn Gervinus? wenn man das Buch unbefangen durchgeht, ist nicht darin etwas von einer chronique scandaleuse? Schriftsteller und Mensch — ist nicht, dieß Verhältniß zu ergründen, das Alpha des echten Kritikers? — „Die Lust zu ausführlicher Briefstellerei kam Goethen erst mit der Abnahme seiner productiven Kraft, und zugleich mit der Neigung, sich und sein Treiben dem Publikum mehr und mehr zu entrücken" (S. 4). Hat Goethe nicht gerade zu der Zeit, da seine productive Kraft abnahm, sich vorzüglich damit beschäftigt, dem Publikum über sich selbst Rechenschaft abzulegen, so daß er, wie Niemand, sein eigener Commentator wurde? — Ist Wieland, „der gute Mann" (S. 15), „der alte Hofmeister" (S. 18), „der sich darin gefiel, ein Mittelding zwischen Horaz und Sokrates zu spielen?" (S. 18; warum, nicht zu sein?), mit jener Ehrfurcht behandelt, die uns Jüngern, diesem schönen, großen, liebenswürdigen Geiste gegenüber ziemt? Ist es wahr, daß wir Merk klarer charakterisiren können,

als es Goethe vermochte (S. 24), der ihn persönlich kannte, und ein Goethe war? Sind die Grobheiten, die er reichlich an Goethe austheilte (S. 25), Weisheit und ein tiefer Blick? wenn Goethe sich in seinem stillen Wirken, in der Ausbildung seines eigensten Wesens, dadurch, daß Merk sagte, Alles, was er geschrieben, sei D—, im Vergleich mit dem, was er sein könnte, hätte hindern lassen, würden wir ihm's danken? — „Nach so vielen Klägern wollen wir endlich (!) auch den Delinquenten hören" (S. 26). Das ist Goethe. Als Delinquent tritt er also in einem Buche auf, aus dem wir über ihn zu lernen gekommen sind! ist das würdig? — Wer sagt, daß ihm Lavater innerlich so entfernt gewesen sei, wie äußerlich? (S. 26). Machen Confessionen Menschen? — ist die Schilderung, wie sich Goethe in's Hofleben und in Dinge stürzte, denen er nicht gewachsen war (S. 29), geschichtlich? mit dem sichern und hoffentlich klaren Begriffe, den wir an Goethe kennen, vereinbar? „es muß Einer kein Mensch sein oder keine Menschen kennen, wer ihm dieß unversöhnlich nachtragen wollte (S. 29) — riecht das nicht nach der Pharisäermanier? oder nach der, mit welcher Kaffeefreundinnen einander Gutes nachreden? Wir überschätzen eben auch Knebel nicht; aber kann man sagen, daß er „eine ärmliche Figur" (S. 35) gespielt habe? — darf man sagen, daß ihn „Zerstreuung, Zertheilung, Unstätigkeit, Unzufriedenheit mit und Unklarheit über sich selbst beherrschten" (S. 36)? — Konnte Goethen die Anerkennung von Wieland's schönem Naturell Ernst sein" (S. 37), konnte sie bloß? war sie's nicht? sind solche Seitenblicke auf den

Charakter und die Offenheit großer Männer, wo das quilibet praesupponitur bonus etc. des Juristen bei Seite gesetzt wird, Literaturgeschichte? und wo steckt „der Schelm und Schalk" in der Recension der Vossischen Gedichte? (S. 37) Wird es nicht allen billig Denkenden ergehen, wie dem „treuen Heinrich," dessen Ehrfurcht vor dem Großen (S. 38) so lächerlich gemacht wird? wirkt die Bewunderung menschlicher Hoheit nur auf „unselbstständige Menschen?" (S. 38) besteht die Selbstständigkeit darin, daß man dem Guten und Rechten keinen Einfluß auf sich gestattet? — Wieland's „Bescheidung wäre oft Schwäche, seine Bescheidenheit Mittelmäßigkeit, und Mäßigkeit Halbheit gewesen?" (S. 39) — Wirkte die italienische Reise auf Goethe bloß „isolirend, das poetische Schaffen eher beschränkend" ein, wie S. 51 u. f. erzählt wird? schüchterten die Weltbegebenheiten ihn ein? (S. 52). ist das der rechte Ausdruck? warf er sich „mit einem merkwürdigen Hasse" gegen die gegenwärtige Geschichte, und „ging nur noch aus Gewöhnung an Poesie?" (S. 52) „der Künstler steht außer dem Leben und der Wirklichkeit; ... Goethe hatte diese Eigenschaften so sehr" ... (S. 53); wirklich? Menschen wie Goethe sind „mehr als Meisterstücke der Natur zu bestaunen, denn als Resultate ihres eigenen Bildungsvermögens zu schätzen" (S. 56); wie steht's da mit dem „sich's sauer werden lassen" welches der eigentliche Charakter-Ausdruck seines Wesens war? oder glaubt man wirklich noch das alte Märchen von der Fee, welche die letzten und höchsten Resultate menschlichen Strebens ihren Schützlingen im Schlafe eingibt? — Es ist treffend und schön, was (S. 62) von der

periodischen Schriftstellerei gesagt wird; aber ist es so im weitesten Sinne wahr? muß man das Wirken in die Zeit durch ihre Organe ganz aufgeben? — ist die Unterscheidung W. Meisters (S. 71) in einen epischen und einen didactischen Theil scharf? kann man die Darstellung des Schauspielwesens episch, die des Lebens didactisch nennen? hat man dieses Buch begriffen, wenn man die Lösung „dunkel und ungenügend" (S. 71) findet? muß man Goethe's eigene, hingeworfene Aeußerung vom „realistischen Tic" (S. 73) glauben, und materiell fassen und deuten? steckt nichts anders dahinter? wird nicht jeder tiefere Mensch, der es versucht hat, sein Inneres der lieben Welt herzlich zu offenbaren, am Ende sich zu jener ernsten, derben Maxime bekennen, die hier als Tic erscheint? — Sind die Forderungen Schiller's an den Faust (S. 77) von denen Goethe's verschieden? sind sie unerfüllt geblieben? war der Rath, den Schiller Goethen gab, sich als vollendetes Ganzes zu betrachten, und fortan nur noch verschiedene Arten des Ausdruckes zu suchen (S. 79), ein guter? auf wessen Seite war hier das Streben, auf wessen Seite die egoistische Befriedigung? — Sind es „eitle Reflexionen" (S. 81), sind es Widersprüche, wenn Goethe einerseits den Wolfischen Studien über Homer's Vielheit ihre gelehrte Geltung läßt, uns Lebende andererseits ermahnt, uns fortwährend an Homer's lebendige Einheit zu halten, die einmal da ist, und dem Innern des Ganzen nimmer geraubt werden kann? was können wir anders thun, wenn ein Gelehrter kommt, und uns beweist, an der Iphigenia hätten fünf gearbeitet? es wäre nicht möglich? bei Gelehrten ist Alles möglich. — Mit einem

parturiunt montes wäre der Werth des Fragmentes Achilleis (S. 82) abgefertigt? des Gedichtes, von dem Goethe nie sprach, ohne einen „Eindruck von heiterm Feuer und aufblühendem Leben zu hinterlassen, den Schiller nie vergessen konnte?" (S. 66) sollte man eine solche Ansicht über dieß Gedicht für möglich halten? aber — sagt ich nicht eben, daß bei Gelehrten Alles möglich sei? — „Wenn die Gedichte des Mittelalters, die Nibelungen, Gudrun u. s. von einem Manne u. s. w. in ihrem Verhältnisse zu Geschichte und Epos schon wären eingeführt gewesen, dieß hätte Einem der beiden Männer (Goethe od. Schiller) zu ganz andern Einsichten verhelfen können!" (S. 84). Muß man hier nicht lächeln? — hat das mißliche Verhältniß eines modernen Dichters zur Nation in Bezug auf die Möglichkeit klassischer Dichtkunst nicht schon längst Goethe selbst (Bd. 45, S. 127) trefflich auseinandergesetzt, und übertriebene, unbillige Forderungen als üble Laune bezeichnet?—

Goethes Dichtungen schwanken zwischen Antikem und Romantischem (S. 90)? — Ihm wäre nöthig gewesen, „die Menschen in größern Verhältnissen handelnd zu betrachten" (S. 91)? — „das Interesse für das Ganze durfte ihm nicht abgehen, falls er in den höchsten Gattungen der Poesie etwas wahrhaft Großes hätte erschaffen sollen" (S. 92); jenes ging ihm also ab? und dieses hat er nicht erschaffen? — „seine sclavischesten Verehrer läugnen nicht, daß er die Bewunderung der Welt mehr verdient haben würde (!) wenn er seine poetischen Gaben auf imposante Stoffe (!) allein hätte verwenden wollen" (S. 92) So? — „die Physiker schieben Goethe als Dilettanten zurück" — billigt

es Gervinus? — „und, wem die handelnde Natur des Menschen etwas gilt, wehrt ihn wie einen Dilettanten ab" (S. 94).

„Was willst Du, daß von Deiner Gesinnung
Man Dir nach in's Ewige sendet?
— Er gehörte zu keiner Innung, —
Blieb Liebhaber bis an's Ende.
Goethe.

„Auf diesen Punkt werden sich alle verständigen und unverständigen Ausstellungen, die man an Goethe macht, reduciren" (S. 94). Ist das nicht naiv? — „daß Epos und episches Drama die höchsten Gattungen der alten und neuen Dichtung sind, daß er an diese nur gestreift hat, das muß man bei aller Bewunderung bedauern" (S. 94). Kann diesen Satz die größte Flüchtigkeit entschuldigen? soll überhaupt Flüchtigkeit irgend ein Entschuldigungsgrund sein dürfen? man sehe genauer an: daß Epos u. s. w. die höchsten Gattungen der Dichtung sind — das muß man bedauern! — ? — „zugeben" hat der Verfasser schreiben wollen, — aber das Publicum frägt, was man geschrieben hat; und, abgesehen von dieser Nachlässigkeit, — „episches Drama," hölzernes Eisen, gestriges Heut, — die höchste Gattung? und Goethe hätte wirklich an dieses Ideal gestreift? — versteht irgend Jemand die Geschichte von dem „ganzen Halben und halben Ganzen," welche Gervinus S. 95 erzählt? — Spott verdient Goethe? (S. 97) — weil er das handelnde Leben verachtet (!) hat? (S. 97) — was ist das für eine Gefahr, die Schillern bevorstand, — nationaler Poesie nationale Zwecke unterzulegen? (S. 106) hat eine natio-

nale Poesie andere? — Ob die Distinctionen S. 111 von allen Lesern so „haarscharf" werden gefunden werden, wie sie Gervinus selbst nennt? er will sagen: Der Eine weiß, was er will, und kann's nicht machen, der Andere kann was machen, weiß aber nicht, was zu machen wäre; — ist das neu? tief? — Nimmt Gervinus den rechten Standpunkt ein, wenn er zwischen Goethe und Schiller, während er ihre Discussionen, die wir bereits aus dem Briefwechsel kennen, wiederholt, — den Schiedsrichter macht und sagt: hier hat's Dieser, hier der Andere getroffen? (S. 124) — Gibt es wirklich keine Objecte, die man in Goethe's Sinne (S. 137) symbolisch nennen kann? keine solchen Fälle, die als charakteristische Repräsentanten von vielen Anderen dastehen? jeder Gegenstand fiele in diesen Bereich? — ist die Schilderung von Goethe's Alter (v. S. 145 — 150) treu? liebevoll? einsichtig? schicklich — das Auffangen des „Räuspern's und Spucken's" (S. 146) zur Sache gehörig und zur „historischen Würde?" — was ist denn das: „instinktmäßige Weisheit der Masse" (S. 148) — wovon Goethe nie einen Begriff gehabt haben soll? haben wir einen davon? — ist es wahr, daß sich „der alte Mann in seiner Heftigkeit nicht seiner eigenen Jugend erinnerte?" (S. 148) — er, der von sich sagte: „Kaum hast du die Fehler der Jugend begangen, so mußt du die Fehler des Alters begeben!" (Bd. 3, S. 246) und: „Fürwahr! sie wären unerträglich, wär' ich nicht auch unerträglich gewesen!" (ibid. S. 248) und: „Ihr ließt verrückten Werther schalten, — so lernt nun, wie das Alter verrückt ist!" (Bd. 4, S. 311). — Ist das Verhältniß zwischen Goethe und Zelter ganz so lächerlich und

erbärmlich wie es S. 152 u. f. dargestellt wird? ist das Bettinens zu Goethe nichts als „die Spitze der Abgötterei, die mit Goethe getrieben ward? (S. 153) und was werden Freunde dieses Briefwechsels dazu sagen, daß unser Verfasser in Bettina das Mittelalter findet, und versichert (S. 161), „dieses Buch könne jedem umsichtigen Forscher hierüber ganz merkwürdige Aufschlüsse geben, und es sei ihm selbst eine überraschende Befriedigung, an dieser lebendigen Offenbarung zu erfahren, daß er in seinen Forschungen über romantische Literatur nicht ganz unglücklich war;"? — ist es wahr, daß man die fernere Geschichte der Briefstellerin wissen müßte, um über die ganze Erscheinung ein abgeschlossenes Urtheil zu geben (S. 181)? war, was Goethe von Beethoven sagt, schon wieder „Schalkheit?" (S. 180) konntest du, armer Goethe! das Tiefste deines Busens nicht äußern, ohne für einen Lügner zu gelten? — kann man Bettina krank nennen? (S. 181) unweiblich? (ibid.), ihre tiefen Wahrnehmungen Verirrung? (ibid.) — Und schließlich: wenn wir das Buch nun weglegen: was haben wir gelernt?

So hätten wir uns denn durch das Ganze mühsam genug hindurchgefragt, und brauchen die Antwort nicht aufs Papier zu setzen. Kann sein, daß sie bei manchem Leser nicht so ganz zum Nachtheile des Buches ausfiel, wie bei mir; der Zweck des Fragens ist auch dann erreicht. Denn es war uns nicht um Tadel und Widerspruch zu thun, sondern um Deutlichkeit; wir fragten, um die endlose Weitläufigkeit zu vermeiden, die aus Ansichten über Ansichten entsteht; und deßhalb, weil wir einen Schriftsteller nicht mit

kurzem Tadel abfertigen wollen, den zu schätzen, zu lieben, zu rühmen, wir so viel Veranlassung gefunden haben *).

Gedichte von J. P. Eckermann.

Leipzig. F. A. Brockhaus. 1838. 290 Seiten. 8.

Man geht schwerlich mit einem besonders günstigen Vorurtheile an die Lectüre dieses Buches. Wessen ganzes Gemüth, mit allem seinen Vermögen, in dem Bestreben sich verlor, ein andres, großes Selbst rein aufzufassen und abzuspiegeln, — sollte Er genug Er selbst geblieben sein, um zu schaffen, und Andre durch seine Schöpfung zu überwältigen? — Warum nicht, wenn es sich auch in der Poesie um reine Auffassung und Abspiegelung handelt? Es wird ihm wenigstens da gelingen, wo es sich darum handelt. Und so ist es mit Eckermann.

Still und bescheiden in einem selbstbegränzten, gemüthlichen Kreise waltend, den Gefühlen herzlicher Neigung, der Darstellung engerer, friedlicher, bald mehr geselliger, bald ländlich-einsamer Zustände, festlichen Anlässen, geach-

*) Ich hätte dem Einsilbigen so viele Schärfe nicht zugetraut! Mag er seine Fragen selbst verantworten! übrigens drängten sich bei ihrer Lesung auch mir so manche auf. Goethe war ein Mensch, es ist wahr — und wer ist es nicht — ; aber wohin soll es mit uns Deutschen kommen, und wie sollen die Fremden unsere großen Männer achten, wenn sie sehen, wie wir mit ihnen umgehen!?

Anmerk. d. Sekretärs.

teten Persönlichkeiten, auch höhern, doch immer der Betrachtung des Nächsten entwachsenen Ergebnissen, gewidmet, geben diese Gedichte das anmuthige Bild einer liebenswürdigen, gesunden, naiven, in sich rein ausgebildeten, mit sich selbst wohlbekannten Persönlichkeit. Man ist befriedigt, was man nicht täglich zu hören bekommt, die Sprache der Wahrheit, der Natur, vernommen zu haben, — man sieht sich, wie wenn man aus der Stille eines heitern Wäldchens wieder in die laute Gesellschaft tritt, mit einem fast ängstlichen Gefühle in der Gegenwart um, — und kann schwerlich umhin, sich, nebst manchem individuellen Gewinnste, vorzüglich zwei dem Allgemeinen förderliche Resultate einzugestehen und auszusprechen:

Erstens, — daß es denn doch Niemanden schade, und dem weniger entschiedenen Talente (freilich, wer schreibt sich das zu?) am gedeiblichsten sei, sich an das Wort und die Werke eines verstandenen Meisters zu halten, — sich unterzuordnen. Eine Welt aus sich, wie eine schaffende Monade, herauszuspinnen, das wuchernde Netz nach allen Seiten hin, über alle Blüthen, Früchte und Gefilde der lebendigen Welt auszubreiten, und, statt diese zu genießen, statt Leid und Lust jedes Wesens mitzuleben, mitzuverstehen, lieber Alles mit dem traurigen, dünnen Grau zu umziehen, — ist freilich bequemer und imponirt eine Zeit lang der umsponnenen Welt; nur Schade, daß beim ersten Morgenwind das Gewebe dennoch reißt, — und, statt der geträumten schöpferischen Urkraft, eine dürftige, kleine Spinne sich im Mittelpunkt zeigt.

Zweitens: daß doch alles Heil der Poesie in der Wahr-

heit liegt, mit der man sich selbst behandelt, und sich unbestechene Rechenschaft über das ablegt, wodurch man in sich selbst gefördert, wodurch man, der übrigen Welt gegenüber, bedeutend genug geworden sein möchte, um sich ihr darzustellen. Man muß nicht sich selbst mit den Idealen verwechseln, die man im Innern trägt. Früher als mit dem Leben wird der Jüngling mit den Büchern bekannt; seine tiefsten, schönsten Gefühle verdankt er zuerst den Dichtern; es regt ihn an, ihnen zu gleichen, — er besingt seine Gefühle selbst, und so wird denn die Poesie zum Inhalte dieser Poesie. Hiemit ist so ziemlich die Gestalt der jüngsten Lyrik im Allgemeinsten gezeichnet, welche, nicht in Bezug auf Worte und Formen, sondern auf das Wesen selbst, eine Combination von Reminiscenzen darstellt. Da nun die Bildung eines jeden Menschen den beschriebenen Weg geht, so gibt es fast so viele Dichter als Gebildete. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn nur nicht Jeder drucken ließe. Man wird bald sagen können, daß wir in Deutschland eine Unzahl Dichter haben, und zwar Wenige, die man schlecht nennen könnte, — aber noch Wenigere, die man gut nennen darf. Sie sind eben Alle auf der gleichen Stufe; keiner wartet, bis ihm das Leben etwas gebracht hat, das der Mühe lohnte, es der Welt wiederzubringen. Was treibt sie Alle? berufen sie sich auf den innern Drang? Es gibt keinen Drang: drucken zu lassen. Viele sind berufen, aber wenige auserwählt. Wenn sie Geduld hätten, es wäre nur ihr eigener Vortheil; sie brächten ganz andere Sachen zum Vorschein, und gewännen am Ende eine dauernde

Palme. Zum Leipziger Musenalmanach für's künftige Jahr sollen, wie man hört, über neunhundert Dichter (?) Beiträge eingesandt haben! das Publicum gewöhnt sich, bei dem jetzigen Zustande dieser Dinge, an's Mittelmäßige; und, tritt wieder einmal etwas Aechtes, Gesundes und Eigenes an's Licht, so weiß es Niemand anzufassen; es sieht dem nicht ähnlich, was sie Alle singen und sagen, — man hat keinen Maßstab dafür. Dazu kommt, daß reminiscirte, unerlebte Gefühle immer pathetischer und grandioser sich ausnehmen, als erlebte; daß man sich in fremden Gewändern vornehmer erscheint, als in eigenen; daß man sich den Helden glaubt, den man singt, — wie denn das Beispiel in unsern Tagen vorliegt: daß es Dichter gibt, welche sich's zur Aufgabe machen, in sich selbst eine von einem andern Dichter dargestellte Persönlichkeit gleichsam zu wiederholen und beständig fortzuführen. Perser, Normann, Grieche, — es ist ja gleichgiltig! Man kann in allen diesen Formen gute und schlechte Gedichte machen. Man ist noch nicht Sigurd, wenn man Aslauga singt, — nicht Pindar, wenn man aleäische Maaße drechselt.

Doch, statt immerwährender Klagen, wollen wir lieber zu unserm Dichter zurückkehren, der uns dazu veranlaßte, eben weil sie auf ihn nicht anwendbar sind. Ja, es mag sein, daß gerade ein polemisches Gefühl — wie sich stets die Contraste gegenseitig erhöhen, — sich mit in den Antheil mischte, mit welchem wir ihn lasen, und den Beifall erhöhte, welchen wir ihm ohnehin nicht versagen können. Während Jene Alles scheinen wollen, und noch etwas mehr, — scheint er Wenig, aber dieses Wenige ist er ganz; und

wer ein wirkliches Veilchen einem gemalten Cactus vorzieht, mag sich an dessen Dufte mit uns erquicken.

Besonders gefällig sind jene Lieder, in welchen sich eine heitere Laune mit zarter Herzlichkeit freundlich vermählt, z. B. das Hochzeitlied S. 57, die Schäferin S. 60 u. dgl. Erscheinen die elegischen Gedichte weniger eigenthümlich, und die betrachtenden (wie S. 219 u. f.) öfters nicht bedeutend genug, so ist das Verständige, Feine und Angemessene in den Gelegenheitsgedichten, und vor Allem die Treue und seltene Innigkeit der Auffassung in den beschreibenden desto mehr zu rühmen. In's Detail ist hier nicht einzugehen; genug, wenn wir die Erscheinung im Ganzen in die rechte Perspective zum Bilde der jetzigen Poesie in Deutschland gesetzt haben. Stellt diese eine etwas eintönige, wildromantische, sterile Gebirgslandschaft vor, so kann man Eckermann's Gedichte ganz gut als eine ländliche Staffage betrachten, wodurch sie belebt wird.

Aber besser kann man seinen Standpunkt und sein Verhältniß zur Mehrzahl der jetzigen Dichter kaum bezeichnen, als er es selbst — wohl ohne Bewußtsein dieser Beziehung — in dem Gedichte „das Aechte und die Leute" S. 88, thut. Ein Schreiner — erzählt er da — habe ein Kästlein, ohne Prunk und Schein, aber aus gutem Holze, nach einem klugen Riß, mit so viel Sorgfalt und Kunst gefertigt, daß er in seinem Sinne wohl hoffen durfte, es werde die tüchtige Arbeit für sich selber sprechen und ihm Kunden schaffen. Allein — die Leute gingen vorbei und sahen gar nicht hin. Da habe er verdrießlich das nächste, schlechte Holz aus dem Winkel ge-

holt, ohne Riß und Plan schnell was zusammengehobelt und gesägt, die Lücken mit einem Kitt ausgeflickt, und den ganzen Quark mit glänzendem Lack angestrichen, und vor's Haus gestellt. Und sieh da! die Leute hätten sich versammelt, ihm seine Waare abgekauft, und er sei bis heut zu Tag ein berühmter Schreiner geblieben.

„Literarische Zustände und Zeitgenossen."

In Schilderungen aus Carl Böttiger's handschriftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von C. W. Böttiger. Erstes Bändchen (gr. 8. 283 S.). Leipzig bei F. A. Brockhaus, 1838.

Wir sehen gegenwärtig statt der Literatur eine Literatur der Literatur entstehen. Briefe berühmter, und auch unberühmter Schriftsteller werden gesammelt und herausgegeben; wer irgend mit ihnen in persönliche Berührung kam, beeifert sich, das Interesse des Publicums und des Verlegers durch Notizen über ihre Verhältnisse und Eigenheiten zu befriedigen, — und auch dieser Schildernde findet bald wieder Jemanden, der ihn schildert; und so geht's in infinitum. Bald wird diese Art Literatur auf die letzten Willensverfügungen Einfluß nehmen; — denn in Kurzem wird Niemand mehr unbedeutend genug sein, dessen Nachlaß vor der Veröffentlichung sicher wäre. Kritiken sind keine Kritiken mehr; sie gelten als selbstständige Werke, über welche man Kritiken, ja ganze Bücher schreibt, welche wieder kritisirt werden. Besonders hat man es auf ge-

"Alle literarische Kreise und Coterien abgesehen, deren kleine Welt man in die große zu verbreiten gedenkt; und vor andern ist es jenes deutsche Athen, oder, wie es Goethe nannte „deutsch Bethlehem," welches, wie begreiflich, diesem literarischen Kleinhandel unversiegbare Quellen eröffnet.

Aus diesem letzterwähnten Kreise ist denn auch das vorliegende Buch hervorgegangen. Böttiger gehörte allerdings unter die schätzenswerthen Theilnehmer an den Bestrebungen der weimarischen Kunstfreunde; seine mannigfachen und gründlichen Kenntnisse hatten ihn Schiller'n, seine Neigung zum Alterthume Goethe'n und Meyer'n empfohlen; zu Wieland zog ihn eine gewisse Verwandtschaft; für Herder'n hegte er die tiefste Achtung. Seine „Sabina, oder: Morgenscenen im Putzgemache einer Römerinn" bleibt ein sehr verdienstliches Werk, in welchem sich die größte Gelehrsamkeit mit einer Anmuth und Leichtigkeit vereinigt, wie man sie höchstens noch an dem unvergleichlichen Wieland findet. Und so war Böttiger der Mann, dessen Mittheilungen über seine Lebens- und Strebensgenossen gewiß vor Andern Theilnahme verdienten, — und man muß die Pietät des Sohnes nur loben, wenn sie sich mit der Einsicht verbindet, daß (Vorwort S. 8) „Resignation im Mittheilen auch eine Tugend ist." Schade nur, daß diese Resignation doch nicht strenge genug war — und daß es dem Vater gefiel, bei seinen geheimen häuslichen Notaten mehr auf die äußerlichen als auf die innern, geistigen Verhältnisse und Zustände seiner berühmten Freunde Rücksicht zu nehmen! Goethe, Herder, Schiller, Wieland

interessiren uns ja eben nur um dessentwillen, was an ihnen Goethe, Herder, Schiller und Wieland war.

Was sie mit uns andern armen Enkeln Adams gemein hatten — das mag, wie es mit ihnen starb, auch mit ihnen begraben sein! in das, was an ihnen ewig lebt, mische es sich nicht! das alte Wort: de mortuis nil nisi bene, ist nicht für Schmeichler ersonnen; es hat einen tiefen Grund, — und sollte nur heißen: de mortuis bonis nil nisi bene. Denn am Guten ist nur das Gute Er selbst; und so ist's mit dem Großen. Was Herder im Schlafrocke that, das ist nicht Herder; was er schrieb, das ist Er. Das Große gehört ihm, das Kleine seiner Zeit, seinem Hause; durch jenes war er Mensch und Individuum, durch dieses Weimaraner. Darum sage auch Niemand: durch Details über große Männer werde unsre Kenntniß berichtigt und gefördert; nichts wird berichtigt, — eben weil sie das nicht waren, was uns jenes Detail vorlügt. Auch gehört ein großer, ein tiefer Blick dazu, um große Männer aufzufassen; der Gemeine sieht überall nur das Gemeine. Es ist nicht genug, mit Goethen in Einem Zimmer zu wohnen, um ihn zu schildern; man lasse einen Goethe über ihn urtheilen — und es wird etwas ganz Anderes zum Vorschein kommen. Endlich — sieht auch nur das Wohlwollen richtig, — das Mißwollen lügt, und unsere klare Vorstellung wird durch Klätschereien nur getrübt. Es freue sich also Keiner im Stillen, und sage zu sich: jene berühmten Leute, — waren sie im Grunde anders als Du und Hinz und Peter? Ja, sie waren anders, — denn sie waren nicht so, wie sie der Biograph, sie waren so, wie

sie ihr Verdienst um uns darstellt. — Ich sollte für diese Abschweifung, nach Autorensitte, um Vergebung bitten; aber ich kann mich nicht dazu überwinden, — sie scheint mir am rechten Orte und zur rechten Zeit*).

Zuerst werden uns hier unter der Aufschrift „Weimarsches Genieswesen," theils schon bekannte, theils neue Anekdoten aus den siebenziger Jahren aufgetischt, deren Hauptfiguren Lenz, Klinger (gewiß nicht mit Billigkeit und Einsicht beurtheilt), Kaufmann, Friedrich Schulz (wie kommt dieser unter die Genie's?), Schiller, Lerse, Merk und Goethe sind. Man liest diese Skizzen nicht ohne Interesse; aber man greife sich nur in den Busen, und gestehe sich, daß es der schlechtere Theil von unserm Selbst, die Schadenfreude, die wohl kein Sterblicher ganz los wird, ist, welche jenes Interesse bedingt. Man gestehe sich, in Bezug auf das oben Gesagte, daß es zum Verständnisse einer genialen Natur wenig beitrage, zu wissen, ob sie sich mit rohem Fleische genährt (S. 14), ob sie sich in Kleidung und Wäsche vernachläßigt (S. 17), ja, ob sie vor Unreinlichkeit wie ein Wiedehopf roch (ibid.), oder gar so weit ging, sich unter dem Ausdrucke „schießen" fremdes Eigenthum zuzuwenden! (S. 24) derlei Erzählungen pflegt man im Deutschen mit einem Namen zu bezeichnen, der ganz anders klingt als „Charakterschilderungen." — Weit anziehender ist die zweite Abtheilung: „über den Weimarischen

*) Hier scheint sich ja der Einsilbige in dem, was er bei Gervinus (Goethe's Briefwechsel) sagte, zu widersprechen!
Anmerk. des Sekretärs.

Gelehrtenverein von 1791," in welcher, wiewohl in einer ziemlich vernachläßigten Schreibart, Verhandlungen jener Gesellschaft in ihren Ergebnissen dargestellt werden, Goethe's Versuche mit dem Farbenprisma, historische Urkunden, welche Voigt vorlegte, Bartsch's Vorlesung über Petrefacten, Moritzen's über den Stil, Herder's über Unsterblichkeit, Böttiger's Abhandlung über die im Alterthume zu findenden Spuren von der Sitte roher Völker, sich zu bemalen und zu tättowiren, Buchholz's chemische Experimente, Voigt's Erläuterung der preußischen Legislation, Bertuch's Bericht von den chinesischen Pigmenten, Hufeland's Ansichten über Lebenskraft, Meyer's Aufstellung eines Gemäldes, Kästner's psychologische Bemerkungen, — dieß sind die wichtigeren der verhandelten Gegenstände; und ihre Aufzählung gibt einen Begriff von der vielseitigen Thätigkeit des Vereins. — Die nun folgenden Tagebuchfragmente sind meist nach den Namen Derer geordnet, zu deren Charakteristik sie dienen sollen. Was von Goethe erzählt wird, dürfte schwerlich dazu beitragen, die Kenntniß, die wir bisher schon von ihm haben, zu vergrößern oder zu berichtigen. Sehr treffend sind Goethe's hier aufbewahrte Bemerkungen über Iffland's Schauspiele (S. 97). Er schreibt ihnen zwei Hauptfehler zu: daß alle sittliche Besserung in ihnen von außen herein, nicht von innen heraus gewirkt werde, und daß bei Iffland Kultur immer nur die Quelle der Verderblichkeit ist, und er sie zur Natur in einen falschen Contrast setzt. — Der Abschnitt über Herder thut wohl, weil er mit Liebe und Ehrfurcht geschrieben ist, und Anlaß gibt, einen wirklich großen Mann von Neuem

zu bewundern, deſſen Charakter ſonſt manche abſtoßende Härte bietet. — Deſto unwilliger wird man darüber, auch hier wieder den herrlichen Schiller mit jener vornehmen Herablaſſung behandelt zu ſehen, welche eine Zeitlang Mode war, durch welche man Goethe zu ehren wähnte, und welche nun Gottlob Niemanden mehr in den Sinn kommt*). Das Vaterland hat über ſeine großen Männer ſich zu orientiren gelernt, und Schiller wird ſo gut in Deutſchland als Molière in Frankreich gelten, wenn auch, nach Schlegel's Orakel, keiner von Beiden ein Dichter iſt. — Das Unterrichtendſte und Angenehmſte in unſerm Buche bleibt das Kapitel über Wieland. Dieſer, auch in Folge der romantiſchen Aeſthetik, zu Anfange unſeres Jahrhunderts bei weitem zu wenig geſchätzte und anerkannte geiſt- und anmuthvolle Schriftſteller ſtand Böttigern im Leben am nächſten, und war auch ſeiner Beurtheilung am zugänglichſten. Der letzte Theil des Buches betrifft Bertuch, und iſt, ſo wie Bertuch nur einen Sprößling Wieland's darſtellt, nur als Anhang des vorigen Kapitels zu betrachten.

So bietet denn auch dieſes Buch für den, der ſich ans Fruchtbare und Rechte zu halten, und das Unfruchtbare auszuſcheiden weiß, des Belehrenden gar Mancherlei dar.

*) ? Anmerk. d. Sekretärs.

„Hermes und Sophrosyne."

Von M. Enk. Wien, gedruckt und im Verlage bei C. Gerold. 1838. 282 S. kl. 8.

Man hat ein befriedigendes, ein wohlthuendes Gefühl, wenn man die Productionen unseres Enk im Allgemeinen denjenigen gegenüber stellt, an welchen die Gegenwart das meiste Behagen findet. Es ist, wenn auch nicht im Grade, doch der Art nach, dieselbe Befriedigung, welche man über die Stellung des trefflichen West (Schreivogel) zur damals herrschenden Hyperromantik empfand. Wie damals der gesunde Verstand und die gute Laune der Uebervernunft und Phantasterei, so steht hier der gesunde Verstand und das sittliche Wollen dem Leichtsinn, Aberwitz und Egoismus entgegen, die sich allenthalben geltend machen wollen; und es scheint in der That, als dürfe sich Oesterreich glücklich preisen, in den Wirren literarischer Anarchie, das Asyl des lautern Menschensinnes, vielleicht die Wiege einer neuen, bessern, productiven Aera zu seyn.

Daß diesem allgemeinen, frohen Gefühle nicht jede einzelne Hervorbringung auch immer im Besondern völlig entsprechen werde, läßt sich im Voraus vermuthen. Und so enthält das vorliegende Buch neben manchem Guten und Bedeutenden auch manches Leichte und Schwache. Gefühle und Gedanken lobenswerther Natur, und mannigfachen Inhalts, inneres und äußeres Leben, Moral, Gesellschaft und Literatur betreffend, jetzt nach Art eines Tagebuchs aphoristisch zusammengestellt, jetzt in eine Erzäh-

lung eingekleidet, jetzt in Form von Briefen ausgesprochen, füllen einen Band, auf dessen Titelblatt „Hermes und Sophrosyne" steht, um auszudrücken, daß das industrielle Trachten, im Gegensatze zu dem reinen, geistigen, einen Hauptgegenstand von des Verfassers Betrachtungen ausmacht. Diese Betrachtungen sind würdig, schön, klar ausgesprochen, reif und zeitgemäß, haben manchmal auch eine tiefere Bedeutung, und werden gewiß nicht verfehlen, auf Leser, die in der Entfaltungsperiode ihres innern Lebens sind, anregend und förderlich zu wirken. Der Geist des Buches also ist aller Ehren werth; aber der Körper könnte hie und da mehr Körper sein. Wenn jemand bloße Aphorismen hinstellt, so können wir nichts dagegen einwenden; aber wenn er eine Gestalt zeichnet, so muß es auch eine sein, und er muß es sich ein wenig sauer werden lassen. Es ist dann nicht genug, zwischen die Reflexionen, damit sie einen Schein von Leiblichkeit bekommen, manchmal „lieber Othmar" zu setzen, oder sich einen nicht widersprechenden, gehaltlosen „Simplicius" zu imaginiren, und Briefe an ihn zu schreiben. So ist denn auch die vorkommende Erzählung „Herbert" ohne hinreichende Motivirung der Ereignisse, ohne individuelle Charakteristik, — also auch gegen die Absicht des Dichters — ohne Wirkung. Ich bin überzeugt, daß die darin ausgesprochenen Wahrheiten, ohne jene beigegebenen Ereignisse weit sicherer und eindringlicher belehren und rühren würden. Die Gedanken und Ansichten des Verfassers sind gewiß tüchtig genug, um unserer Mitwelt zu frommen, aber die poetischen Anforderungen dieser Mitwelt sind sehr gesteigert; und es ist nur zu

fürchten, daß sie das Gute verkennt, das ihr formlos gebracht wird; wie sie den Biedermann verkennt, der mit ungeschickten Bücklingen in den Salon tritt.

Ueber das Innere des Buches seien noch einige Worte erlaubt. Man kann sagen, daß Enk's Geschäft hier ein supplirendes, ein completirendes ist. Er führt aus, — oft bejahend, oft verneinend, manchmal bezweifelnd, — was andere Schriftsteller hie und da angeregt, ohne es zum Ende auszuspinnen. Sie thaten es wohl in der Absicht, damit man selbst weiter denke. Man sieht daraus, welches Publicum der Verfasser vor Augen hat.

Was seine Denkart überhaupt betrifft, so ist sie bekannt und anerkannt genug, als daß wir darüber weitläufiger zu sein bedürften. Er verfolgt in allen Angelegenheiten des Lebens und Wissens eine sittliche Richtung und eine gewisse edlere Popularität. Dabei verläßt er den Mittelweg nicht, und fürchtet alle Extreme. Hieran schließt sich denn ganz angemessen eine Abneigung gegen das Kühne und Paradoxe, welches der Verfasser überall in das Tägliche und Klare gleichsam zu übersetzen sucht. Meistens aber sind einseitige, paradoxe Aussprüche tiefer und bedeutender als correcte, weil sie unentwickelte Keime enthalten, und zur Entfaltung, zur Skepsis, zur Bildung anregen. So erlaube ich mir in Bezug auf eine Stelle S. 120 die Bemerkung: daß Nothwendigkeit nicht Zufall, sondern gerade das Gegentheil sei; und daß eben eine sittliche Weltordnung ohne Nothwendigkeit sich nicht denken läßt.

Doch — Metaphyſik vom Leibe, wenn wir bei geſundem Urtheile bleiben ſollen!*)

Stelzhamer's Lieder in der ob der enniſchen Mundart.

Wien, Rohrmann, 1837.

„Bin i lang ſchan davan.
Kumm' i ſchwerli mehr her:
Awer jetzt nim i's an.
Wer mär anthuet an Ehr."
(Schluß.)

Es iſt eine eigene Sache mit Gedichten dieſer Art. Sie kommen nicht aus dem Volke, denn ein Gebildeter hat ſie mit Bewußtſein hervorgebracht; man kann nicht ſagen,

*) Nie hat ſich ein Sekretär in einer ſchlimmern Lage befunden, als ich, indem ich dieſe Recenſion mit grauſamer Selbſtverläugnung in's Archiv eintragen mußte. Wer hätte das dem Einfältigen zugetraut! das iſt ja die leibhaftige Schilderung des Buches, das aus unſern Verhandlungen entſtehet, und das Du, lieber Leſer, vor Dir haſt! Ich tröſte mich freilich damit, daß wir wirkliche, lebendige Perſonen ſind, und kein Simplicius unter uns (denn der Schalk im Einfältigen hat ſich nun verrathen!); aber es kommt eben darauf an, daß dieſe Perſonen dem Leſer auch lebendig werden, — und das iſt gerade die Sache des Sekretärs! Je nun, was kann ich thun, als genau aufzeichnen, was ſie Alles ſagen und leſen, — und möglichſt Wenig von Meinem hinzuthun!

Anmerk. d. Sekretärs.

daß sie für das Volk sind, denn sie gewähren nur dem Gebildeten das rechte Behagen und Verständniß, dem das Leben des Volkes, das sie repräsentiren, gegenständlich geworden ist. Sie stellen eben dar, wie das Drama darstellt; in so ferne sie aber der Lyrik, d. i. der subjectiven Seite der Poesie, angehören, kann es nicht fehlen, daß Gesinnung und Gemüth des Dichters selbst sich in ihnen abspiegeln, wenn sie nicht bloße Tändelei bleiben sollen. Es scheint sich also hier, mehr als in irgend einer andern Gattung, das Subjective mit dem Objectiven poetisch verbinden zu müssen; eine Aufgabe, der wohl nur das entschiedene Talent gewachsen sein möchte; eine Aufgabe, die wir in diesem Bändchen, das uns viele Freude macht, auf's lieblichste gelöst finden. Hebel, der Vater oder doch Heros der Dialekt-Poesie, steht völlig auf der subjectiven Seite; man sieht deutlich, daß er zur Absicht hat, das Volk zu bilden, zu belehren, wozu ihm der Dialekt nur das Vehikel ist. Der Gehalt seiner Dichtungen ist völlig sein Eigenthum; und man scheint das mehr und minder klar gefühlt zu haben, da man es hie und da versuchte, den Geist dieser Gedichte durch Rück-Uebersetzung in reines Deutsch darzustellen; was denn auch bei manchen derselben gelingt, — ja bei den ernsthaftesten, z. B. „der Wächter, in der Mitternacht, auf einem Grabe" u. dgl., in dem Grade gelingt, daß man wohl einsieht, der Werth dieser Gedichte liege gar nicht im Volksthümlichen. Grübel, der Nürnberger, steht mehr auf der objectiven Seite: es ist das Philister- und Gesellenleben, dessen leibhaftes Conterfei uns aus seinen Reimen anspricht: er, der Dichter, entwischt uns da-

bei gänzlich. Um nicht sieben Recensionen in Einer zu schreiben, wollen wir nur gleich auf Lindermeyer, den eigentlichen Vorgänger Stelzhamer's übergehen. Es bemerkt sich bald, daß auch dieser, in seiner Art außerordentliche Volkspoet in dem Sinne wie Grübel verfährt. Nur daß bei ihm kaum die Liebe, mit welcher dieser sittlich seine Welt auszuschmücken bestrebt ist, wahrnehmbar wird. Lindermeyer gibt seinen Mann, wie er ihn findet: findet er ihn gemein, ja schmutzig, so wird, an solchen Stellen, sein Gedicht wie Satyre erscheinen, und an das Zeitalter Blumauer's erinnern, in welchem es geboren ward. Wie verhält sich nun zu diesen Allen unser Dichter?

Er gestaltet sich in der Persönlichkeit des „Franz von Piesenham" (sein Geburtsort) ein Individuum, bestimmt und lebendig, aus Dichtung und Wahrheit mit poetischem Verstande aufgebaut, welches das Ganze dieser Dichtung trägt und vereinigt. Es erscheint nämlich dieser Franz in einem charakteristischen, auch im Volksdialekte geschriebenen „Vorwort" zugleich als der Dichter selbst und als die von ihm geschilderte, das Volk repräsentirende Person, und diesem Standpunkte bleibt das ganze Büchlein treu. Es gelingt ihm so, uns bald durch die echten Empfindungen seines Herzens, bald durch die dazwischenlaufenden nationellen Züge, zu gewinnen und zu ergötzen, zugleich subjectiv und objectiv zu sein, und die oben ausgesprochene Aufgabe mit liebenswürdiger Virtuosität zu lösen. Von dem Ganzen dieses originellen und echt poetischen Charakters einen Begriff zu geben, fällt schwer. Das ist eben das Geschäft und der eigentliche Gehalt des Buches. Beiläufig denke man

sich, im besten Sinne, ein Muttersöhnchen, die liebe Welt mit hellen freundlichen Bauern-Augen anschauend, gutmüthig, kindlich bis zum Kindischen, etwas täppisch, ungeschickt, im Charakter der Flegeljahre und in dem einer poetischen Natur, fröhlich bis zum Leichtsinnigen, das Rechte, wie es ihm anerzogen ward, in den Gefühlen der Religiosität und Ehrlichkeit festhaltend, warmer, schöner Empfindungen fähig, ja gewohnt, die sich mit sinnlicher Naivität ohne sentimentale Lüge aussprechen, gesunden, klaren Verstand, der wohl auf das Thun und Treiben der Leute merkt, und in der Form des Mutterwitzes, oft hinter der schelmischen Maske von Blödigkeit, das kluge Auge merken läßt, ein recht eigentlich dichterisches Naturell, wechselnd wie der Augenblick und die Natur, brav, treu, innig, keck, schlau und übermüthig, zur heitern Selbst-Ironie geneigt, — das Alles denke man sich organisch verbunden, — und man hat — nein! man hat nicht, was man durchaus aus den Liedern selbst herauslesen, herausfühlen muß. Daß es eben Lieder sind, ist ein zweiter, diese Sammlung vor mancher andern bezeichnender Charakter. Lindermeyer arbeitet durchaus Gedichte aus; und eben darin besteht seine Stärke, besonders in kleinen dramatischen Compositionen, mit dem spröden Mittel eines uncultivirten Dialekts dem Zwecke gebildeter Kunstgesetze zu genügen. Unser Dichter, nie den Standpunkt eines aus dem Volke herausfingenden „Liadl-Dichtas" vergessend, bringt singbare Lieder; ja meistens nach Melodien singbar, welche in jenem herrlichen Ländchen wirklich gang und gebe sind, geliebt und gesungen werden. Daraus bewährt sich denn auch als völlig angemessen, was man etwa ungerech-

terweiſe an den Gedichten rügen möchte: daß nämlich einige Formen des Metrums für das Ganze hinreichen, und der Dichter ſich nicht in künſtlich abwechſelnden Verſuchen rhythmiſch producirt hat. An Lindermeyer's Produkten wird ſich der Kenner erfreuen, und der Städter wird manchen Anlaß daraus nehmen, den Landmann zu belächeln, ja zu belachen; dieſe Lieder dürfen hoffen, den Kenner zu befriedigen und in Mund und Herzen des Volkes ſelbſt wiederzuklingen, deſſen Inneres ſie mit rührender Wahrheit der Welt offenbaren.

Den Dialekt ſelbſt, der an und für ſich breit, etwas roh, und mehr zum Ausdrucke eines derben gemüthlichen Humors, als ernſterer Gefühle tauglich ſcheint, behandelt Stelzhamer mit Meiſterſchaft. Das kindiſche „ſodl, dadl u. dgl. iſt immer höchſt wirkſam rechten Orts verwendet; und ſehr glücklich ſpielt er mit erfundenen oder wirklichen Onomatopöen, wobei man oft aufhören möchte zu leſen, und lieber gleich fortſingen.

„'s Blomaiſerl pfigazt
Und 's Raethmandl ſtigazt
In da Leithen zo ſchen:
Und da buiten in Häuſerl
Da wiſpelt mei Zeiſerl
Sei Z'ſtilzilzen." (S. 24.)

(Das Lied, worin die letztern Verſe vorkommen, „'s Lümperl" iſt eins der vortrefflichſten, und eben ſo charakteriſtiſch wie die folgende Strophe):

„Bin a ſchmeidiga Bue,
Kann mi windn und beig'n,
I kann brav ſein, nix nuz ſein,
Kann betben und leig'n." (S. 127.)

Liebe zu Gott, zur Natur, zur Heimat, zur Mutter, zum Liebchen, zum Landesherrn, zum Tanz, Sang, Spiel, zu lustiger Genossenschaft, vor Allem zu sich, — das ist so der Lebenskreis unseres Franz; es ist auch der Lebenskreis seines Völkchens, von welchem kaum ein Element abgehen wird, im Guten oder Schlimmen. Daß manches Lied weniger Bedeutung hat, daß sich manches wiederholt, daß durch Ueberreflexion manchmal (wie in dem letzten „Giegl" des trefflichen Gedichts „'n Aehal seine Lehrn") die Illusion leidet, sind etwaige Notizen zu künftiger Vervollkommnung. Die naiv-komischen „drei Brüeda", das edle, kindlich-humane Gedicht „d' Stern", das charaktervolle „da Spiellump" der gründlich-frohe Gesang „beim Dengeln" — und wie viele dieser Lieder noch, sind einzig in ihrer Art, und geben uns neuerdings Gelegenheit, uns mit dankbarer Erinnerung dem lieben Oesterreich ob der Enns zuzuwenden, das uns, nach so vielen dichterischen Gaben, nun auch noch in Stelzhamer's Liedern die eigentliche Blüthe seiner Nationalität entgegenreicht! —

„Gedichte von Johann Senn."

Innsbruck. In der Wagner'schen Buchhandlung. 1838.

Es kommt in der Poesie nicht sowohl darauf an, daß man empfinde und denke, als daß man dem Empfundenen und Gedachten Gestalt zu verleihen fähig sei. Weder im Stoffe noch im Gehalte, sondern in der Behandlung liegt die Kunst. Die Tiefe des Gehaltes macht den Philosophen,

Univ. Bibl. München

der Reiz des Stoffes gibt das Intereſſante, das Lebendige der Verkörperung allein bezeichnet den Dichter. Dieſe einfachen, aber entſchiedenen und noch bei weitem nicht überall ſattſam erkannten Wahrheiten muß man beſonders vor Augen haben, wenn man beurtheilen ſoll. Denn es kann ſich treffen, daß man mit Geſinnungen und Erkenntniſſen, welche irgendwo poetiſch ausgeſprochen ſind, die tiefſte, ja entzückendſte Sympathie in ſich fühle, und doch genöthigt wäre, deren Darſtellung zu verneinen; ſo wie es im Gegenſatze Pflicht des Beurtheilers bleibt, auch da, wo er ſich mit der Denkweiſe eines Dichters in Widerſpruch ſieht, ja wenn er ſie verabſcheuen müßte, das eigentlich poetiſche Verdienſt anzuerkennen und zu preiſen.

Ein bedeutender Menſch, deſſen Naturell tief, deſſen Erlebniſſe mannigfach, oder wichtig, deſſen Reſultate fruchtbar ſind, kann immerhin fordern, daß wir an ihm Theil nehmen, daß wir die Pfade, die er gegangen, in der Erinnerung mit ihm wieder durchwandeln, daß wir die Fäden, die ſich durch ſein Inneres kreuzend ſchlingen, verfolgen, und daß wir ſomit in Bezug auf ihn ſo Manches intereſſant und bedeutſam finden, was uns von einem Andern, und außer dieſem lebendigen Zuſammenhange, eben nicht anziehen würde. Aber um dieſe Forderung billigerweiſe machen zu dürfen, muß er uns entweder von vorne herein geſchichtlich wichtig und bekannt ſein, wie z. B. wenn Schubart, Theodor Körner, wenn der viel gereiſte Chamiſſo, ihre reichen Lebensernten für uns aufthaten, oder er muß durch die Bedeutung deſſen, was er bringt, in dem Buche ſelbſt, das er uns vorlegt, ſich legitimiren, und jenen warmen An-

theil im Ganzen in uns zu erregen wissen, der uns dann auch das Einzelne suchen und lieben lehrt. Daß sich die weite Welt um die Leiden und Freuden, um die Gedanken und Gefühle eines Einzelnen überhaupt kümmere, wenn er sie, etwa zu eigener Beruhigung, in Gedichten ausströmt, verlange Keiner! Und mit Recht. Haben sie doch, wenn er's recht bedenkt, auch für ihn selbst keinen bleibenden Werth, wofern sie nicht für sein Gedächtniß wahrhaft organische Blüthen, d. i. lebendig vollkommene Gestalten, für seinen Geist nahrhafte Früchte getrieben und gezeitigt haben!

Die Poesie ist allerdings etwas Mystisches, und läßt sich ohne Mystik nicht denken. Der Prozeß im schaffenden Geiste, durch den ihre Gebilde zu Stande kommen, hat etwas Geheimnißvolles an sich, — was Jeder weiß, der erfahren hat, daß zum Produciren der beste Wille bei der deutlichsten Einsicht nicht ausreicht; die Schöpfungen der Dichtkunst selbst sind geheimnißvoll. — Das, was wir ins Reine und Helle gebracht zu haben wähnen, wieder zu verwirren, das Alltägliche in ein Wunder, und das ganze Dasein in ein großes Mysterium zu verhüllen und zu verwandeln, so viel ist vom Guten, aber was mehr ist, ist vom Uebeln. Die Poesie — ist geheimnißvoll, aber sie thut nicht geheimnißvoll; ihr Hervorbringen ist halb dunkel, aber ihr Streben klar; der ächte Dichter weiß, was er will, und sucht es weder vor sich noch vor Andern zu verbergen; ja er flieht das Mystische, welches sich ihm nur, während er dem Tage, der Sonne, seinem Helios zueilt, ungerufen und dämonisch an die Fersen hängt.

Zu allen diesen Betrachtungen veranlassen die vorlie-

genden Gedichte. Sie stammen, wie man leicht bemerkt, von einem bedeutenden Manne her, — der es sich aber nicht nur nicht angelegen sein läßt, uns über sein Wesen, durch ein vollständiges Bild desselben, aufzuklären, sondern es sogar vorzieht, sich noch mehr zu verhüllen, und indem er aus einem zusammengefalteten Mantel nur manchmal die Augen hervorblicken läßt, uns ein gründliches Urtheil über ihn unmöglich zu machen. Die Empfindungen, die er ausspricht, die Gedanken, die er mittheilt, sind meistens tief, oft großartig, stets anregend und bedeutungsvoll, — aber nur selten werden sie zur lebendigen Gestalt. Ueberall blickt ein Erlebtes durch, — aber es ist selten so in's Allgemeine durchgearbeitet, daß es auch Andere als den Dichter und seinen Freund lebhaft beschäftigen, daß es auch Andern als ihnen frommen könnte; und wenn der Verfasser mit Wahrheit von seinen Liedern (Vorwort S. 3.) sagen darf:

Ich habe sie gelebt, und nicht gedichtet, —

so bleibt es doch eben bei Gedichten immerhin wünschenswerth, daß sie auch gedichtet seien. Dasjenige, was an diesen Gedichten einseitig und unvollkommen erscheint, wird man einer geistigen Einsamkeit, in welcher ihr Verfasser vielleicht lebt, zuschreiben müssen. Jedenfalls sind sie sein Eigenthum, — und wir sehen ihn frei von dem Einflusse früherer oder gar der gegenwärtigen poetischen Moden, rein und selbstständig, eigene Bahnen wandeln.

So weit die Recensionen, deren endliches Ende Niemanden angenehmer sein kann, als mir, dem Sekretär. Was wir Andern, während der Mittheilungen, darüber verhandelt hatten, damit, lieber Leser, verschone ich Dich. Aber über Dich selbst Dir eine Bemerkung mitzutheilen, dazu fühle ich mich verpflichtet, und in diesem Augenblick eben aufgelegt. Höre also: Die Ungeduld, mit welcher —

Was sind doch menschliche Augenblicke und Entschließungen! ich kann die Bemerkung, die mir auf der Federspitze schwebt, nicht niederschreiben, — und nun hängt vielleicht das ganze Schicksal meines Buches von dieser Unterlassung ab. Warum ich nicht kann? weil eben Julius eintritt. Was er nur für eine frohbetrübte Miene macht! und was ist das für ein Blatt, das du mir entgegen hältst?

Lies selbst, Sekretär! und sieh in diesen Zeilen Deine Divinationsgabe.

Es ist Theodors Schrift!

Ich komme von ihm. Einige Tage, die ich in seiner Eremitage mit ihm zubrachte, waren mir ein herrlicher Genuß. Beim Abschied hoffte ich ihn zu Mittheilungen für unsern Cirkel zu bewegen. Das Blatt, das Du in Händen hältst, war Alles, was ich von ihm erlangen konnte. Gib das den Freunden! sagte er mit seinem Dir bekannten, elegischen Ton — es ist testamentarisch. Sie sollen nichts weiter von mir verlangen. Was nützt Euer Hin- und Wiederreden? Suche Jeder seinen Weg selbst, und *gehe*, wenn er ihn gefunden hat, statt zögernd über den Weg zu philosophiren!

Ich höre ihn. Und weißt Du, was das Blatt enthält? Theodor dichtet wieder — wie es heißt — in seiner Einsamkeit.

Unterwegs las ich es. Erinnerst Du dich, Sekretär, was Du am Eingange unseres Archivs, wo Du uns schildertest, von Theodor sagtest?

Nichts, so viel ich weiß. Ich meinte, daß er uns schwerlich etwas Anderes einsenden werde, als etwa eine Strafpredigt über das Schriftstellern.

Und eben dadurch hast Du Deine Divinationsgabe bewährt.

Ist es eine solche?

Nicht von seiner Hand, — nur von seiner Hand einbegleitet. Du weißt, daß er vor Jahren in mittelbarer Verbindung mit jenem Meyern war, dem Verfasser des historisch-philosophischen Romans „Dya-na-sore oder die Wanderer" der zu seiner Zeit so viel Aufsehen in gewissen Kreisen erregte, mir übrigens von jeher zu vag und pathetisch war.

Ich erinnere mich.

Er bewahrte einen Brief von Meyern's Hand, der nach seiner Meinung — große Wahrheiten, nach meiner — hypochondrische Grillen enthält.

Und diesen Brief —

Hast du in der Hand.

Was steht denn darin?

Eine Strafpredigt über das Schriftstellern.

Und diese —

Sollst Du uns in der nächsten Versammlung vorlesen.

Es geschah. Als sich Alle über einen zu erwartenden Brief des abwesenden Freundes freuten, den wir sämmtlich lieben, obwohl er ein sanfter Timon ist, ließ nur Helene einige freundlich-strenge Worte gegen ihn los, die ich, mit oder ohne eigene Bestimmung, sofort zu referiren genöthigt bin.

Daß doch Jeder glaubt, — rief sie — Niemand verstehe ihn! ich sage Euch: besser als man sich selbst versteht, versteht Einen Jeder. Man fordert viel zu viel von den Menschen. Leistet man ihnen das, was man von ihnen will? Selbst denken, nach dem Gedanken handeln, — bedenkt man, was das heißt? welche Höhe das voraussetzt? Es ist leicht gesagt, — in Büchern und auf dem Theater, — aber glaubt Ihr, daß es unter Hunderten Einer vermag? Warum treffen beschränktere Menschen in ihrem Urtheile über Menschen und Dinge meist eher das Rechte als geniale? Weil diese Welt etwas Mittelmäßiges hat, und man sie am Besten erräth, wenn man immer dies vermuthet, — und weder zu viel sieht, noch hofft! Das Leben als Aufgabe, als Pflicht nehmen, — nichts von ihm, Alles von sich fordern — so erträgt sich's, so gibt es selbst manchmal guten Humor. Das scheint mir die Summe aller Philosophie. Felsen und Bäume mit Elegien zu langweilen — dabei kommt nichts heraus.

Seien wir billig! sagte der Naturforscher — gibt es doch Menschen, die der Kummer groß gezogen hat, und denen eine andere Nahrung gar nicht bekömmt! Selbst das Gefühl verhaltenen Unwillens, edler Indignation über die allgemeinen Verkehrtheiten, ist so förderlich, als angestrengte Verzweiflung es immer ist —

Wenn es thätig wird! schloß Helene, — und der Aelteste nickte mit dem Kopfe.

Ich nehme mir nur Eine Lehre aus Theodors Schicksal — sagte Julius lächelnd: Lebt man in der Coterie, so hat man Alles zu bestehen, was darin unvermeidlich ist; schließt man sich aus, — so schmähen sie. Und nun Sekretär, lies!

Ich las:

Ein Brief Meyern's.

Indem ich Euch den nachfolgenden, meines Wissens noch nirgends bekannt gemachten, merkwürdigen Brief vorlege, thue ich es, theils Euch, theils mir selbst zu Danke: Euch, in so fern Euch das Vermächtniß eines bedeutenden Geistes werth sein muß, — mir selbst, in so fern ich hier die tiefste Meinung meiner Seele bestätigt finde, welche ich selbst auszusprechen kaum den Muth gehabt hätte, — nun aber, unter dem Schilde eines geachteten Namens, kühner hinausstellen darf. Noch sei es mir erlaubt, zur richtigen Auffassung meines Documentes etwas beizubringen.

Es erscheinen von Zeit zu Zeit in den Gefilden der Literatur einzelne Wanderer, die man nie zuvor gesehen, die Niemand eingeführt oder begleitet, die meistens sich auch selbst nicht nennen, und denen alle Abzeichen der zur Zeit herrschenden, literarischen Zünfte und Gilden mangeln. Ohne Anspruch auf die Aufnahme in diese handwerksmäßigen Corporationen zu machen, ja wohl auch ohne die Fähigkeit und Routine, die dazu eignen, zu besitzen, von reiner Liebe

für die Sache des Wahren und Rechten beseelt, wenden sich diese Einsamen an jenes kleinere aber würdige Publicum, das nicht gelehrt genug ist, um an allem Literarischen, aber gebildet genug, um an allem Menschlichen Theil zu nehmen. — An dieses wenden sie sich, nicht um Beifall zu erlangen, sondern um die Angelegenheiten ihres Geistes zu fördern; und erscheinen so als eigentliche Dilettanten im höhern Sinne. Ich glaube sie hinlänglich bezeichnet zu haben, um von Aufmerksamen und Kundigen verstanden zu sein; und, ohne den eigentlichen Literatoren vom Fache irgend zu nahe zu treten, möchte ich die höchsten und reinsten Wirkungen in der Welt der Buchstaben diesen Dilettanten zuschreiben. In gewissen Epochen, welche sich durch allgemeineres und tieferes Streben überhaupt auszeichnen, kommen solche Schriftsteller häufiger zum Vorscheine: eine solche Epoche war für Deutschland das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts; und statt aller bedeutenden Erscheinungen der beschriebenen Art, von denen gar manche zu nennen wären, führe ich nur den Verfasser von Dya-na-sore an; einem Buche, das, in der soi-disante Literatur fast verschollen, und wirklich, als Roman, ja überhaupt als poetisches Ganze von sehr geringem, ja im Grunde von gar keinem Werthe ist, — das aber die höchsten, menschlichen Ueberzeugungen ausspricht, und dadurch dem Verfasser, der Officier in der österreichischen Armee war, unsere reinste Achtung gewinnt. Ja, es hat dieses Buch sogar mehr in seine Zeit gewirkt, als so manches berühmter gewordene, — wie denn alle Wirkung einzig durch die Neuheit und Kraft des Geistes bedingt wird: so daß nichts Hohles und

Schlechtes ſich ſchmeicheln mag, über den getäuſchten Augenblick hinaus bleibend zu wirken, während alles Echte eines endlichen dauernden Triumphes gewiß ſein darf. Ein Gefühl ſolcher Anerkennung ward Mevern ſchon, da er lebte, gewährt: es ergingen häufige, ſchriftliche Dankſagungen „im Namen der Menſchheit" an ihn; und eine dieſer anonymen Adreſſen war es, der wir den mitzutheilenden Antwort-Brief danken. Wenn es wahr iſt, was ſich mir im Innerſten als wahr aufdringt: daß das Uebel, an welchem wir kranken, in dem zu allgemeinen und unbedingten literariſchen Treiben liegt, in der Wuth Aller, zu ſchreiben und recenſirt zu werden, — wobei der Zweck des Schreibens ganz aus den Augen verloren, und die Schreiberei endlich ſelbſt zum Zwecke wird, ja ſchon geworden iſt, — (armſeliger Zweck!) — wenn das Wahrheit iſt, ſo iſt das Schreiben, das ich mittheile, ein echtes Wort des Lebens zu einer thatenloſen Zeit.

Doch es iſt Zeit, mit dem Bevorworten einzuhalten, damit dieſes nicht mehr Raum einnehme, als das Bevorwortete ſelbſt. Dieſes lautet ſo:

„Wenn ein Werk, das aus der Beſchäftigung einer beſſern Lebensperiode hervorging, nicht ohne fremden Antheil bleibt, ſo muß ich es blos dem Jugendgeiſte zuſchreiben, der darinnen herrſcht; dem Jugendgeiſte, der in einer Welt, wie er ſie ſchafft, mit Heftigkeit denkt und ſie auch mit gleicher Wärme anerkannt zu ſehen hofft. Jene ſchöne Zeit iſt unter mancher rauhen Erfahrung vorüber; manche Hoffnung iſt dahin. Mit Erſtaunen begegne ich daher jeder Stimme, die mit mir eine gleiche Wahrheit bekennt. Die

Vorliebe, die man für seine eigenen Gesinnungen hegt, macht: daß Uebereinstimmung Anderer uns der letzte, frohe, unvergängliche Gewinn auf dem abwärts geneigten Wege des Lebens ist; daß wir jeden ehren, und mit frohem Gefühle betrachten, welcher der nämlichen Gottheit mit uns huldigt.

Das einzige Gute, was ich an meinen Arbeiten erkenne, ist: daß ich ohne wirkliche Ueberzeugung und ohne Liebe für die Sache nie etwas niederschrieb; aber darin liegt auch die Ursache, daß ich früher träge geworden bin. Einige mißrathene Versuche, mich thätig zu machen, haben mir die nicht sehr schmeichelhafte Ueberzeugung über mich selbst gegeben, daß ich mehr an der Zeit vorübergehe, als in sie eindringe.

Ich sage dieß, weil ich in allen Denen, die mich zu kennen wünschen, keine bessere Idee von mir zu sehen verlange, als ich selbst von mir hege. — das heißt: ein Wesen zu sein, das sich selbst schon längst überlebt hat.

Ueberhaupt möchte ich, so viel an mir ist, bei jeder Gelegenheit ein Vorurtheil vertilgen, das den Werth geschriebener Werke auf ihren Verfasser ausdehnt. Ein glücklicher Feldzug, eine glücklich geendete Brücke über einen Bergstrom, zeigen mir den Mann als das, was er zu unternehmen und auszuführen vermochte. Aber ein Buch, eine Idee entspringt aus der andern: unwillkürlich vermehren sie sich zu einer Welt eigner Schöpfung, wo nichts uns unterbricht, nichts entgegenkämpft, — wo Schlußgerechtigkeit das einzige Gesetz ist, dem man folgen muß. Es sind also Augenblicke, in denen der Mechanismus un-

serer Denkkraft durch sich selbst ohne Unterbrechung wirkt: der Mensch ist da nicht er selbst, sein Wesen steht still, sein Verstand bewegt sich nach eigenen Gesetzen, das Gedächtniß reicht die Mittel.

Ein einziger thätiger Tag im Leben eines Feldherrn, Baumeisters, Großkaufmanns, fordert eine höhere Anstrengung aller Kräfte, Ausdauer allen Muths, aller Besonnenheit, — verbunden mit höchst gespannter Denkkraft, als das Leben des größten Gelehrten, der nichts weiter ist, — und fast glaub' ich, Schreiben sei das Merkzeichen, mit dem die Natur von jedem hohen Anspruche ausschließt.

Ich finde mich auf dieser Welt unnütz, und bin, so lang es mir nicht gelingt, mich anders zu sehen, mir selbst nur ein sehr unbedeutendes Geschöpf. Ich liebe alte und neue Lectüre, um in entfernten Menschen und in fremden Bildern mich gegen die Unbedeutenheiten meiner selbst und meiner Zeit zu verschließen; und finde, daß, wenn ich immer schreiben, und nicht in dauernden Handlungen fortleben sollte, ich nie dahin kommen würde, mir Selbstachtung zu erzeugen."

Wir können nicht läugnen, daß wir uns nach Lesung des seltsamen Briefes etwas dupirt fühlten. Es entstand eine Pause; das Gespräch wurde lauer, und würde ganz erkaltet sein, wenn es sich nicht durch Louisens Besuch auf gleichgültigere Gegenstände, auf Ueberschwemmung, Criminal-Processe und Kriege gewendet hätte, und schließ-

lich durch ein heiteres Souper, für welches Helene geſorgt hatte, völlig zur Fröhlichkeit, die ſie uns zur Pflicht machte, zurückgekehrt wäre.

Wir blieben bis lange in die Nacht bei einander, brachten manchen Toaſt aus — auch Deinen, guter Leſer! und ſchieden in der gemüthlichſten Stimmung.

Es lebe die Geſellſchaft! rief Julius im Nachhauſegeh'n zu mir, indem er meinen Arm ergriff.

Und der Einſame! — fügte ich leiſer hinzu.

II.

Drei Tage
aus dem Leben des Einsamen.

Der Eine nur genießt,
Was ist, —
Dem lieblich ist und klar,
Was war,
Und den nicht reizt noch irrt,
Was wird.

Erſter Tag.

Poetiſches Still-Leben.

Die Seligkeit, die dich erfüllt,
Was will ſie nur im Weltgedränge?
Verſteht es wohl die zarten Klänge
Der Liebe, die im Dichter quillt?

Wie befremdet war Theodor, als er nach Jahren ein ländliches Zimmer wieder betrat, in welchem er als Knabe glückliche Zeiten verträumt hatte! Es war ſeiner Erinnerung in der Zwiſchenzeit immer als ein Saal vorgeſchwebt, und wie enge, wie niedrig erſchien es ihm nun! Ein ſeltſames Gefühl ergriff ihn, und, als Dichter, gewohnt, Allem, was ihm die Wirklichkeit brachte, ideale Folien unterzulegen, ſagte er zu ſich ſelbſt: Fürwahr! der Menſch iſt für mehr als für die enge Gegenwart geſchaffen; er reift höheren Verhältniſſen zu, — und dieſe dunkle Erde, die ihm, ſo lang er auf ihr ein unmündiges Daſein verträumt, unermeßlich erſcheint, muß ihm einſt werden, was mir jetzt dieſer Kinderſaal iſt.

Aber nicht lange gab er ſo ernſten Betrachtungen Raum. Er erkundigte ſich bei der freundlichen Wirthin, die ihn unter tauſend Fragen in's Zimmer geführt hatte, ob ihn nicht Jemand bereits hier erwarte; und als er vernahm, daß ſein Jugendfreund Julius, mit welchem er ver-

abredet hatte, von hier aus einen weitern Ausflug in's Gebirge zu machen, aus der Residenz noch nicht angekommen sei, warf er sich in einen Sorgenstuhl, und überließ es seiner Wirthin, seine Sorgen, sein Harren und seine Müdigkeit durch einige Erfrischungen zu beschwichtigen, die sie anbot. Hatten es die Helden seines Homer doch auch so gehalten! nur weniger heroisch und etwas behaglicher als sie, stopfte der unsre eine Pfeife, und dachte, während des Rauchens werde sich schon finden, wie die nächste Stunde zu empfangen sei. Die Wirthin verließ ihn, und er war, was Dichter so gerne sind, — einsam.

Und doch, — was ist das einsame Meditiren gegen das fruchtbare Glück lebendiger Mittheilung? durch sie wird das echte Gold aus dem Menschen gefördert, und die Schlacke der beschränkten Einseitigkeit fällt ab. Aber die Blasen der lieblichen Phänomene platzen, und das wunderbare Farbenspiel verklingt. Könnte man das Leben geistdurchdrungener Gespräche auf's Papier zaubern, — wie viel mehr wären die Bücher werth! —

So sehr auch Theodor die Einsamkeit liebte, ward ihm doch das Warten endlich zu lang. Eine heitere Stille waltete draußen im Garten vor dem Fenster, und das Laub der Zweige, die sich bis in das offene Zimmer wagten, schien dem Stubensitzer einen freundlichen Vorwurf zu machen. Er verstand ihn, — und wenige Minuten darauf finden wir unsern Freund im Garten wieder. Da bläs't er bläuliche Rauchsäulen in die laue Sommerluft; doch verschmäht er keineswegs die Düfte der Reseden und Rosen, die ihm aus den netten Blumenbeeten entgegenströ-

men. Er unterbricht von Zeit zu Zeit das Rauchen, um die holden Gerüche reiner einwirken zu laſſen. Im Vorüberwandeln durch Obſtgehege pflückt er noch einige verſpätete Kirſchen ab; man ſei Dichter ſo ſehr man wolle, das Nützliche macht ſich immer auch neben dem Schönen geltend. Und ſo lenkt der emſige Wirth das Auge unſeres Theodor auf ſich, wie er, an der entgegengeſetzten Hecke des Gartens, eben bei ſeinen Bienen verweilt: Er hat ihnen ein Gebäude von vier Stockwerken errichtet; da ſummt und ſurrt es in der kleinen Welt! Geſtern war ſchlechtes Wetter, und ſo haben die Bienen heute vollauf zu thun. Der Wirth zieht die hölzernen Schieber weg, und läßt den Gaſt durch's Glas in die Werkſtätten blicken. Mit Liebe verbreitet er ſich über ſeine Colonien, die ihm Segen bringen, und über die Methode, die er in ihrer Behandlung befolgt. Dem Dichter nöthigt das arbeitſame Still-Leben innigen Antheil ab; aber noch innigeren die Gruppe unfern davon im Schatten eines großen Hollundergebüſches. Dort iſt in einem Kinderwägelchen das Jüngſte des Wirthes eingeſchlafen, die ältere Schweſter hat ſorgſam ein leichtes Tuch über daſſelbe geſpannt, um die Inſecten abzuwehren, und ſich darneben mit ihrer Strickerei hingelagert; der Bruder ſtreichelt ſeinen Liebling, ein ſchlankes, zahmes Reh. Theodor ſtand eine Zeitlang im Anſchau'n dieſes freundlichen Gemäldes vertieft; dann drängte es ihn plötzlich, wie eine Mahnung an ſein eigentliches Element, in die Einſamkeit zurück. Er grüßt den Wirth, und bald darauf ſitzt er in einer nahe gelegenen Laube, am Rande eines Buchenwäldchens, welches ein wei-

tes Ackergelände einsäumt, traulich umschattet und umflüstert, seinen Träumen hingegeben. Ein Bächlein lispelt aus der Tiefe des Dickichts, Vögel zwitschern im Gezweig, und manchmal rauscht es im Gebüsch, denn die Gegend ist reich an kleinem Wilde.

Theodor versank in Betrachtungen, oder eigentlicher in ein selbst-bewußtes Gefühl der Gegenwart. Die Welt erschien ihm gut und schön, und die erfrischte Natur, wie sie nach dem gestrigen Regen in der Pflanzenwelt ein neues Leben weckte, regte auch in ihm den entschlummerten Trieb, zu schaffen, zu blühen. Er ergriff die Bleifeder, und schrieb:

Die rauhen Winde sind gezügelt,
Die Landschaft leuchtet grün zurück, —
Und meine Seele wird beflügelt
Zu neuer Hoffnung, neuem Glück.

Was wär' ich ohne deine Gabe,
Geliebte Muse? denk' ich wohl?
Wie flößen ohne ihre Labe
Die Tage einsam, kummervoll!

Nun such' ich lang' vermied'ne Plätze,
Und werfe kühn mit Jugendmuth,
Als müßt's gelingen, meine Netze
Nach neuen Schätzen in die Flut!

Diese Strophen las er sich laut vor.

„Es ist ja gelungen!" unterbrach ihn eine wohlbekannte, fröhlich kräftige Stimme. Es war die des erwar-

teten Freundes Julius, den man, als er nach dem Angekommenen fragte, heraufgewiesen hatte.

„Wie Du hörst, — leider nicht!“ war die ehrliche Antwort des Dichters.

„Es iſt ſchon gut, daß Du nur wenigſtens wieder fleißig biſt!“ ſagte Julius.

„Wenn man ſagt: ein fleißiger Dichter,“ antwortete Theodor, „ſo meint man damit einen faulen Menſchen. Und in dieſem Sinne mag ich's gelten laſſen.“

„Seit wann haſt Du Dir das Scherzen angewöhnt? das war ja ſonſt Deine Sache gar nicht, Theodor?“

„Seit ich weiß, daß ein gründlicher Witz das Beſte iſt, was man über eine Sache überhaupt ſagen kann.“

„Aber mit Witzen lockt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor!“

„Alſo ſchätzeſt Du nur das, wodurch man Hunde hinter'm Ofen hervorlockt? Glaube mir übrigens, Julius, — dem Leichtſinne liegt faſt immer mehr zu Grunde, als dem Ernſte.“

Julius ſetzte ſich neben den Freund, und ſtopfte ſich auch eine Pfeife. „Womit biſt Du jetzt,“ fragte er, „poetiſch beſchäftigt?“

„Mit einem größern Gedichte, welches, wie ich ſehe, ſehr contemplativ ausfällt.“

„Dieſe Richtung wirft man Dir vor.“

Theodor zuckte die Achſeln.

„Aber Gedanken, Reflexionen,“ meinte Julius, „ſollen doch nicht Inhalt der Poeſie ſein! Man ſpricht ſie ja in Proſa nur beſtimmter, reiner und freier aus.“

„Meine Ansicht, Julius, ist: es gibt Gedanken des Philosophen und Gedanken des Dichters. Jene kann kein rhythmischer oder bildender Aufputz je zu Gedichten machen, — diese bedürfen keines Aufputzes, sie sind Gedichte von Haus aus; sie wollen nur rein ausgesprochen, nur, wie Anadyomene, entschleiert sein, um zu entzücken. Jene sind wahre Gedanken, diese sind schöne Gedanken, und der eigentliche Inhalt der Poesie; ohne sie möcht' ich eben so gern ein Taglöhner sein als ein Dichter! denn sage selbst, was ist denn am Ende am ganzen Leben wichtig, als sein Gehalt? Und dieser soll für den Dichter eine verbotene Frucht sein?" —

„Aber — geräth man auf dem beschaulichen Wege nicht in Gefahr, die Lebensansicht eines Einsiedlers anzunehmen?"

„Weißt Du mir eine bessere? willst Du, daß der Dichter die Leidenschaften des Marktes theile, oder daß er, aus seiner stillen, klaren Höhe, aus einem reinern Aether, der sie nicht verbirgt, aber läutert, wie von einem Gipfel, auf sie herabblicke?"

„Aber ist Klarheit, Abgeschlossenheit Poesie? Ist nicht des Dichters Aufgabe eben das Verhüllen? ist es nicht sein Trachten, das helle, nüchterne Leben in ein schönes Geheimniß zu verwandeln? und ist einem solchen Streben nicht vielmehr der Zustand der Dämmerung, des Zwiespaltes angemessen, — der ja im Grunde der eigentlich menschliche Zustand ist?"

„Lieber Freund!" sagte Theodor lächelnd, „es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wach-

sen. Laßt uns immer nach dem Lichte streben! laßt uns immerhin von Göttlichkeit träumen! können wir je aus unserer Haut heraus? So lange wir Menschen und Individuen sind, wird es, leider! an einer hinlänglichen Dosis Schatten nicht fehlen, um poetisch zu bleiben."

„Ich fürchte nur, Du verfällst auf solchen Wegen in die Stimmung, in welcher Dein Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens war, in der er nichts Lebendiges mehr producirte!"

„Wenn er mein Goethe war, — gut, so wollt' ich, er wäre der Eurige gewesen! mit dem Hervorbringen, da ist es so eine Sache; das hängt nicht von Ansichten, sondern von Kräften ab. Allein das gehört auf ein and'res Blatt. Aber Goethe! Goethe! Lieber Julius! auch ich bin von der Unendlichkeit des geistigen Fortschreitens tief überzeugt; so tief wie Einer, und bin weit entfernt, Goethe für das Ende der Literatur, auch nur der deutschen Literatur oder Poesie zu halten. Aber wer mich glauben machen will, daß er über den Kreis dieses Geistes hinaus ist, muß mir erst beweisen, daß er ihn auch ausgemessen hat; wer weiter gekommen sein will, muß vor der Hand eben so weit gekommen sein. Davon erwarte ich was zu bemerken, ehe ich der jüngsten Literatur Beifall zuklatsche. Es ist nur zum Lachen. Sie müssen am Ende doch Alle Einen Weg! — und hätten sich den Umweg, — ersparen können, wenn sie, weniger dünkelhaft, hätten sehen wollen, wo schon Jemand gegangen ist. Goethe sei meinethalben der größte oder kleinste Poet oder Nicht-Poet, Talent oder Genie — ich weiß nur, daß er das Rechte

hat, — das, was die Besten von den Neuen auch suchen und — ihn vorübergehen. Es ist die alte Geschichte: jeder will die Welt von vorne anfangen, denn jedem beginnt sie mit seinem Ich, — jeder will sie an's Ende führen, und keiner mag sich begnügen, an einem Hause mitzubauen, das wir Alle zusammen doch nie vollenden. Es ist wahr, uns Aeltern, die wir Goethen erlebt haben, ist ein großer Vortheil zu Gute gekommen; die Nachgebornen müssen ihn lernen, wie man eine todte Sprache lernt; und das ist freilich was Anderes."

„Das ist es eben," fiel Julius ein, „Du mußt zugeben, daß Goethe für uns Jüngere veraltete, erstarrte; daß die junge Poesie die Sprache der Wahrheit, der Natur, der Individualität, die schon erstorben schien, wieder in's Leben eingeführt hat!"

„Schade nur," unterbrach ihn Theodor, „daß es meist auch die Sprache der Leidenschaft ist! In diesem Worte hast Du mein ganzes Credo von der modernen Dichtkunst. Statt, weiß Gott in welchen Tiefen den Grund zu ihrer Gestalt zu suchen, finde ich ihn darin, daß jetzt fast lauter Jünglinge dichten, lauter Jünglinge recensiren; vor dreißig Jahren thaten das alles Männer; daher die Frische der jetzigen Poesie, daher auch ihre Mängel. Dem Gesetze der Organismen kann sich nichts im Weltall entziehen. Das Unbestimmte begeistert! ich habe es an mir erlebt: da meine Gedanken noch keinen Körper hatten, da floß mir die Fülle der Worte zu; — als mein Inneres Gestalt und Tiefe gewann, da stockte der schöne Strom."

„Aber dieſer Strom," fiel Julius wieder ein, „iſt er nicht eben Poeſie? iſt nicht das Urlebendige, das Perſönliche, Individuelle, ihr eigentlichſtes Element?"

„Es handelt ſich nur darum," ſagte Theodor ernſthaft, „ob man ſich dem Spiele der Wellen, ſo lange ſie noch kindiſch ſprudeln, hingibt, oder ob man den vollen Strom endlich hervorrufen, lenken und beherrſchen lernt. Halte es wie Du magſt!" fuhr er heiterer fort, „alle Wege führen nach Rom. Wenn Andere zuerſt ihr Subject ungezügelt ſchalten ließen, und erſt allmählig zur Anerkennung des Fremden gelangten, ohne doch die errungene Selbſtheit aufzuopfern, ſo bin ich frühzeitig, meiner Jugendkraft mißtrauend, großen Muſtern gefolgt, vorzüglich Goethen; und habe geſtrebt, an ihnen mein Eigenſtes zu bilden, bis es an Bedeutung und Geſtalt werth ſein mochte, ſich geltend machen zu dürfen. Wer will mir das verübeln? laſſe ich doch Euch eure Weiſe, und wünſche, daß Ihr damit weiter kommt als ich! nur weiß ich, daß mir der Erfolg bis auf dieſen Augenblick noch immer Recht gegeben; und ſo ſchau' ich Euch ruhig aus meiner Höhle zu, und darf zu mir ſagen: Fahrt immer zu! weiß ich doch, wo Ihr landen und ſtranden werdet! — Aber bei dem bleibt es, was ich geſagt: wenn man über die mitunter jämmerlichen Zuſtände der jetzigen Literatur nachdenkt, ſo gewahrt man das Grundübel darin: daß die Literatur, welche eigentlich die Welt bilden ſoll, jetzt in den Händen des ungebildeten Theiles der Welt iſt. Ich meinerſeits würde den Vorſchlag thun, daß man Nieman-

dem gestatte, etwas durch den Druck zu veröffentlichen, bevor er das dreißigste Jahr seines Lebens erreicht hat."

„Und das Genie —?"

„Mag hervorbringen, wann immer es will oder muß, — aber mit dem Druckenlassen kann es so gut warten als unser Einer. Dadurch würde auch der Ueberschwemmung an literarischen Producten Einhalt gethan, in welcher das einzelne Gute allmählich zu verschwinden scheint."

„Du sprichst ja wie ein ablaufendes Jahrhundert! aber hast Du nicht selbst das freundlichste Verhältniß zu Deinen ältern Sachen?"

„Mein Verhältniß? je nun, meine Sachen erscheinen mir oft, wenn ich sie nach langen Zwischenräumen wieder lese, thöricht genug; manchmal wieder ganz fremd und doch zugleich verwandt, — so, daß ich ausrufen möchte, da hat er wohl Recht, der arme Schelm! — Eins laß' mich Dir sagen, Freund! mit dem Beifall der Welt bleibe mir vom Halse! — der Beifall der Welt, wie jede außerordentliche Wirkung, folgt nur dem Uebermäßigen, das aus einer Art Wahnsinnes entspringt; das ganz Vernünftige, wie soll es Theilnahme erregen, da es die Leidenschaft ausschließt? man merke hieraus, welchen Pfad man einzuschlagen habe, um den Applaus der Mitlebenden zu erlangen!

„Meinst Du das satyrisch oder im Ernste? im Guten oder Schlimmen?"

„Ich meine gar nichts, Lieber! ich bestrebe mich nur die Sachen rein auszusprechen, — unbekümmert, ob Lust oder Leid dabei herauskommt. Und kommt Dir denn, was ich sage, so paradox vor? haben denn irgendwann und ir-

gendwo ſchon die Guten und Weiſen die Majorität gebildet? pflegte nicht ſchon vor zweitauſend Jahren der alte Phokion zu ſagen: Wenn mir die Menge zujauchzt, frage ich mich beſchämt, worin ich etwa gefehlt haben möchte? — Doch, — ſagte Theodor, indem er aufſtand, — laß uns lieber des herrlichen Abends genießen, ſtatt uns mit literariſchen Grillen zu plagen Horch, wie die lieblicheren, die lebendigen, auf dem Acker hier unten zirpen!"

„Geſteh's nur immer!" ſetzte Julius hinzu, indem er ſeine Pfeife ausklopfte, „von Allem, was Dein iſt, ſind Dir doch Deine Grillen das liebſte!"

Sie gingen vor die Laube hinaus. Theodor ließ ſeinen Blick mit einem wehmüthigen Behagen auf der vereinſamten Gegend ruhen. Dann ſchlang er ſeine Rechte um des Freundes Nacken, und, auf das friedliche Dörfchen im Thale hinweiſend, deſſen Kirchthurm im Glanz der Abendſonne ſchimmerte, ſagte er bewegt:

„Hier, treuer Freund, ſteigt die Geſtalt meines ganzen, meines eigenthümlichen Glückes vor mir auf. Hier ward ich in's Leben eingeweiht; in freundlichen Bildern ſchwebte es hier meiner kindlichen Seele vor, und ich glaube, daß der frühe Umgang mit der ländlichen Natur meinem Innern ſeine urſprüngliche Richtung und Form gab, und alle ſpätern Entwicklungen bedingte. An jenem Waldbache ſtand ich als Knabe, und ſah dem oft unterbrochenen Laufe der Zweige nach, die ich hineingeworfen, ſah meine eigene, kindiſche Geſtalt ſich in den Wellen ſpiegelnd verziehen und gaukeln; aus dem Rauſchen dieſer Föhren ſprach eine unbekannte, liebevolle Mutter zu mir, deſſen irdiſche geſtorben war, ehe

ich sie Mutter nennen konnte; an dem Hügel dort las ich die Sagen der Vorzeit, erkletterte, das Buch in der Hand, mit den Ziegen um die Wette, seine Ruine, und wähnte vor dem zertrümmerten Burgaufgang die Rittersfrau sitzen zu sehen. Auf dem zerstreuten Gestein, nach manchen Irrgängen in Wäldern und Schluchten, rastend, wenn das Läuten der Dorfglocke oder das Dreschen aus den Scheunen heraufscholl, genoß ich eines Glückes, dessen Erinnerung das einzige ist, was ich jetzt noch Glück nennen darf. Wahrlich, wenn etwas an mir gut ist, so hab' ich es den Bergen zu verdanken. Das frühe Landleben hat in Deutschland beiläufig denselben glücklichen Einfluß, wie in Italien die Umgebung mit Kunstwerken, es macht innerlich gesund, und läutert, vereinfacht und vergrößert die Gesinnung."

„Gewiß!" sagte Julius, „die ersten Eindrücke sind bestimmend für's ganze Leben. Der innerste Mensch bleibt am Ende, trotz aller Bildung und Verwandlung, doch immer derselbe. Wer fühlte das nicht, wenn er im Mannesalter einen tiefen und aufrichtigen Blick in seine Vergangenheit wirft?"

„Und was wir im reifen Alter zu Stande bringen", setzte Theodor hinzu, „was ist es, als eine Hütte, aus den Trümmern unsers Jugendpallastes gebaut? wir hängen den Schmuck, der uns noch blieb, um unsere Blöße; ja selbst im Reiche der Erkenntniß, auf dessen Herrschaft sich das Alter so viel zu Gute thut, was ist alle unsere Ausbildung, als der Egoismus, der sich nur immer mehr selbst verstehen lernt?"

„Laß uns nicht ungerecht sein!" beschwichtigte Julius:

„das Leben, während es uns begleitet, ruft aus der Nähe und Ferne so Manches herbei, wofür wir demselbem ewig verpflichtet sein werden; was uns die eigene Kraft nie erschaffen, das in sich geschlossene Selbst nie geboten hätte; es bringt, nebst Vielem, auch Freunde, in deren Gemeinschaft wir uns erneut, verdoppelt fühlen, ja über uns selbst hinaus erweitern lernen. — Und so — laß' mich Dir's, ohne Redensart, als reinen Ausdruck wahrer, tiefer Empfindung sagen — so möcht' ich Dir nur immer danken, weil Dein ganzes Wesen für mich eine Wohlthat ist."

„So nimm denn, Guter!" sprach Theodor bewegt, indem er dem Freunde herzlich die Hand drückte, „nimm von mir diesen Segen eines Ungesegneten! Ja, es ist auch mein Segen. Denn darin besteht mein schönstes Gefühl: zu wissen, was ich Vielen im Leben gewesen bin; so wie darin alle meine Gaben bestehen: daß ich weiß, wie es Jedem ist."

Er schwieg, und Julius schwieg ebenfalls; Dieser hatte noch so Vieles auf dem Herzen zu haben geglaubt, und es fand sich nun nichts. Ihm war wohl. Wenn man einen Freund, einen wahrhaft Theilnehmenden in der Nähe weiß, so schweigt oft das Bedürfniß der Mittheilung, als wär' es durch das Bewußtsein dieser Nähe schon befriedigt; kaum ist der Freund fort, so drängt es uns, mit ihm zu reden. Ist er da, so umgibt uns die beruhigende Atmosphäre des Beisammenseins. Dieß war die Empfindung, welche Julius hatte. Theodor schwieg aus andern Gründen. Es gibt Momente, in denen man sich frägt: Was hat man im Grunde den Menschen zu sagen? oder wie könnte man das Tiefste, das Beste, was uns in Busen lebt, aussprechen? Und was

man davon sagen möchte und könnte, mag es doch Keiner hören! Zwiegespräch neben einander, ohne daß die Reden sich liebend durchdringen, was soll es? Im höchsten, im ruhigen Augenblicke fühlt man alles Sprechen ungenügend. Auf dem Gipfel angelangt, schweigt man. Und so schwieg Theodor.

Inzwischen war die Sonne hinter den dunkeln Bergen hinabgesunken. Eine schaurige Kühle wehte, das Zirpen der Grillen schwieg; kein Laut ließ sich mehr auf den Fluren vernehmen, und ein melancholischer Friede hatte sich über die stille Landschaft ausgebreitet.

„Sieh!" sagte Julius, „die Sonne ist drunten. Dort drüben sind schon einzelne Fenster beleuchtet. Laß uns diesem traulichen Plätzchen gute Nacht! sagen."

Arm in Arm, ohne das Schweigen zu brechen, schritten die Freunde ihrer gastlichen Wohnung zu; wo den heitern, sorgenlosen Julius bald der willkommene Schlaf in freundliche Träume wiegte.

Dem Aelteren ward es nicht so gut. Es hatten sich erst mancherlei erregte Geister in ihm zur Ruhe zu legen. Sie zu beschwichtigen, mußte das gewohnte Mittel helfen. Er legte ein Blatt vor sich hin, und schrieb:

Der Mond umflutet und umlicht
Mit zauberischem Silberlicht
Das stille Thal, und flüstert Ruh'
Dem oft getäuschten Herzen zu.

Ihr goldnen Sterne! seid ihr wahr?
Ihr leuchtet wohl so tröstlich klar
Und wirkt aus Strahlenglanz und webt,
Was über Raum und Gruft erhebt.

Doch, Nacht umflort des Menschen Geist:
Was aus den Pfaden, wo ihr kreist,
Als Ahnung ihm herüberwebt, —
Wer sagt ihm, ob er's recht versteht?

Fröhlicher als er zu Bette gegangen, erwachte Theodor. Durch das geöffnete Fenster drang die frische Morgenluft in's Zimmer, von Aromen des Gartens durchwürzt. Wie selig sog er sie in sich! wie erfreute er sich der nächsten, waldigen Umgebungen, und der herrlichen Fernsicht, wo sich ein breiter, silberner Strom zwischen blauen Bergen verlor. In der Stube war es still. Julius schlief noch. Im Garten aber und draußen auf den Bergen schien der Geist des Lebens wieder zu erwachen, und in tausend lieblichen Mahnungen an die Seele des Menschen zu dringen. Die stillen Gipfel tauchten allmählig mit goldenen Säumen aus leichten, zerfließenden Nebelstreifen hervor, zwitschernde Vögel brachten ihren Morgengruß und erwärmende Strahlen sogen den blitzenden Thau von feuchten Gräsern und Blumen, auf welchen sich schon thätige Bienchen wiegten. Wie gestern spielte es säuselnd in denselben Ranken am Fenster, die damals unsern Freund in's Freie gelockt hatten; hin und wieder verkündeten einzelne Geräusche das frühe Erwachen ländlicher Betriebsamkeit, und ein fern herüber

wehender Gesang zeitlich aufgebrochener Wallfahrer gesellte sich zu allen diesen Stimmen der Natur, die in die Weite, zur Wanderung, zum Streben riefen.

Ich will die Gefühle nicht aussprechen, welche jetzt Theodors Inneres erhebend bewegten. Wie beim Eintritt in dieses Zimmer die Vergangenheit, so faßte jetzt die Zukunft an seine Seele. Denn er war gewohnt, Alles im Leben, ja das Leben selbst, symbolisch zu betrachten. Man sah ihn oft bei wichtigen Anlässen unbewegt, und von unscheinbaren Kleinigkeiten seltsam berührt und ergriffen; denn es war nicht die Sache, was ihn bewegte, sondern ihre Bedeutung. Sie ist es ja, die, so wie dem Stillleben des Malers, auch dem des Dichters eigentlich seinen Werth verleiht.

Zweiter Tag.

Die Gebirgsreise.

Blaue Berge, grüne Matten,
Rasche Bäche, Waldesschatten,
Nähern sich dem trunk'nen Blick.
Ach, daß sie vorübereilen!
Rufen hingewor'ne Zeilen
Das Entschwundene zurück?

Die schönste Jahreszeit hatte sich in ihrer ganzen Herrlichkeit entfaltet. Die Gewitter der vorigen Tage waren gegen die Strom-Ebene hinabgezogen, und die Contouren der waldigen Gebirge schnitten sich scharf aus dem Azur des geklärten Himmels heraus. Eine milde, balsamische Wärme erquickte die neugeborne Vegetation, und der Gesang der früh aufgebrochenen Wallfahrer verlor sich hinter den reich bebauten Hügeln.

Die beiden Freunde schritten rüstig vorwärts. Das Regenwetter hatte in den Furchen der kleinen Bergstraße Tausende von weißen Schmetterlingen hingestreut, welche an der noch feuchten Scholle klebten, wie eine heit're lebendige Saat. Von dem Strahle der Sonne erregt, rissen sie sich, während die Wanderer an ihnen vorüberkamen, in Massen los, flatterten auf, und so wandelten Diese, umgaukelt von Schaaren lieblicher Gebilde, durch die freundlichen Thäler hin.

Sie sprachen wenig, und gaben sich dem stillen Genusse des letzten Abklingens verschwebender Morgenträume hin, das den empfindenden Menschen eine Weile nach dem Erwachen noch, durch eine müßige Beschäftigung zu dem Werke des Tages vorbereitet. Noch waren ihre Gefühle in angenehmer Unbestimmtheit, und harrten der Einwirkung des Kommenden. Theodor, mehr gewohnt, sich zu resigniren, und die selbst-vorgezeichneten Gränzen seiner Thätigkeit in entschiedenen Richtungen auszufüllen, hatte sich einmal vorgesetzt, die Zügel fallen zu lassen, und sich dem heilsamen Blau der Luft und dem wiederherstellenden Grün der Berge hinzugeben. Er bedurfte dessen; denn wo ein ernstes Wirken sich Bahn bricht, da wandeln auch die bedenklichen Sorgen mit. So hatte er sich denn, im gemüthlich heitern Julius, den Genossen für diese Tage gesellt, der, gewohnt, sich dem Augenblick zu überlassen, nun, vermittelnd zwischen dem in sich versenkten Geiste und der sich üppig aufschließenden Natur, immer dem Freunde einige Schritte voraus, fröhlich hinschritt. Beide ergänzten einander, und welche Verschiedenheit auch ihr Naturell aussprechen mochte, in der Ehrfurcht und Liebe zur Natur begegneten sich Beide. Sie hatten diese Gebirgsreise im Sinne eines solchen Cultus unternommen. Nichts belebt so das Leben, als Reisen in schöner Gegend, nichts bringt den Menschen so dem Menschen nah, — und, ich weiß nicht, wer es gesagt hat, daß man mit Jedem, den man lieben will, eine Reise entwerfen sollte.

„Langsamer! langsamer, Freund!“ rief Theodor lächelnd dem Vorauseilenden zu — „wer am Morgen läuft, wird am Abend hinken!“

„Liebster, vergib! — war die Antwort — aber Du hast Etwas von der thörichten Weisheit Till Eulenspiegels, der beim Sonnenschein immer an Regen, und beim Regen an Sonnenschein dachte; ich halte mich zur weisern Thorheit: beim Sonnenschein an den Sonnenschein, und beim Regen — wieder an den Sonnenschein zu denken!"

Dem sei nun wie ihm wolle, für diesmal bewährte sich Theodor's Warnung, — denn es ging bald steil bergan, und Julius hatte Ursache, seine verschwendeten Schritte zu bereuen. Theodor fühlte sich wohler und heimischer, je höher es hinanging. Steile Wiesen zogen sich zwischen hochstämmigen Wäldern hinan, die Spuren des Fleißes kräftiger Bergbewohner waren allenthalben sichtbar; an einem Abhange, so gäh, daß dem Hinüberblickenden schwindelte, sammelte ein Weib Futter für ihr Vieh; der Wind sauf'te kräftiger durch die finsteren Tannen hin, und stimmte zu dem Ernste in Theodors Gemüth. Ebene und Thal genügen mehr dem sinnlichen Bedürfniß des Menschen; er pflückt und genießt, — nichts steht ihm entgegen; Berge mehr dem Bedürfnisse seines Geistes; er muß dem kargen Boden seinen Ertrag abringen, und mißt dabei sich selbst an den Höhen, die unerschütterlich in die Wolken ragen. Die Natur, indem sie dem Menschen dort, wo sie die Pflanzenwelt stiefmütterlich behandelt, die größte Fülle innerer Kraft verleiht, scheint uns die Lehre geben zu wollen: daß sie an den Früchten seiner Mühsal mehr Wohlgefallen habe, als an denen seines Bodens. Inzwischen stieg die Sonne höher, beleuchtete hie und da zerstreute

braune Hütten, die an Felsen umher klebten, und erschwerte das Klimmen. Bald verloren sich auch die letzten Spuren menschlicher Betriebsamkeit; keine Furche bezeichnete mehr den Weg der bildenden Pflugschaar, keine Einzäunung mehr den Besitz, und selbst die Bezirke des rauheren Waidmanns verloren sich in traurig wuchernde Krummholz. Der Schall der Schritte tönte durch unübersehbare Einsamkeiten, die Schöpfung schien zu verstummen, und über einen Bergrücken, auf dessen moosigem Gesteine nur tiefblaue Gentianen blühten, gelangten die Freunde zum Gipfel.

Welches Gefühl! Wer noch nie auf Alpenhöhen gestanden ist, wer noch nie auf wolkentrunknen Gipfeln, wo es den Menschen schwindelt, himmlische Berührung empfunden hat, der wird nie die Sehnsucht der Bergbewohner begreifen, welche sie aus den schaalen Flächen ewig mit schmerzlich frohem Drange auf ihre heimatlichen Gebirge zurückzieht. Die Kleingläubigen drunten in ihren Ebenen, die da armselig zwischen dumpfen Behausungen kriechen, und von dem kümmerlichen Betrieb, den sie ängstlich fördern, in das Gewirre kalter Berechnungen verflochten, den Glauben eingebüßt haben, — laß sie schmähen! sie sind genug bestraft, denn sie kennen das Gefühl der Seligkeit nicht. Unsere Freunde empfanden es in seiner Fülle. Entfesselt schweifte ihr Blick über die Tiefe, aus der sie heraufgeklettert waren, und wo man noch die letzten sparsam ausgestreuten urbaren Stellen unterschied, über Mittelgebirge, die sich wie Wellen des Meeres im Sturme, über einander thürmten, über Thäler, die sich in mannig-

fachen Richtungen, von Silberfäden durchschlängelt, um die Berge zogen, in die jenseitige Fläche des Landes, wo Dörfer und Städte wie dunkle Punkte ausgesä't schienen, bis er sich in den unmerklichen Umrissen der blauen Bergkette, deren Saum die Ebene drüben begränzt, ahnungsvoll verlor.

„Lieber!“ rief Julius, indem er begeistert die Hand des ruhigeren Freundes ergriff, — wie selig fühle ich mich hier! Wie klein und ärmlich erscheint jede Sorge, die mich unten drückte! Wie ein Erlöster strecke ich die Arme, an denen kurz zuvor noch die Fessel des Lebens klirrte, zum Himmel empor, der mir hier näher ist! Mein Wesen ist ausgefüllt, und ich wünsche nichts mehr, als — alle meine Lieben beglückt zu sehen. Hier gehört die Welt mir; jene Alpenblume gefällt mir, — sie scheint mir herrlicher als die Schätze der Stadt, — und ich strecke die Hand darnach aus. Hier bin ich nicht nur, — ich lebe. Sieh! dort liegt, am Ufer des Stromes, der sich schimmernd von Abend nach Morgen windet, unser Gestern, die Stadt, der wir entflohen, und hier, zwischen hohen Waldhöhen, dämmert, wie ein beleuchteter Nebelstreif, der See, auf dem wir noch heute schiffen werden, aus der umschleierten Tiefe. Das Vergangene schwindet hinter mir, die Gegenwart fasse ich nicht, aber Zukunft, Zukunft fühle ich, vernehme ich, wie sie ihre rauschenden Schwingen kreisend um uns bewegt! Ja, Zukunft ist es, was die Natur dem Menschen, der ihre Sprache versteht, durch den Morgen, durch die Alpen, deutungsvoll an die Seele legt!“

Auch Theodor empfand, — vielleicht wärmer, als der

beredte Freund. Er drückte herzlich die ihm gebotene Hand, und schwieg. Sein Geist, der Pflicht des Augenblickes zugewendet, pflegte am Busen der Erinnerung Labsal für das ermüdende Leben zu suchen; in die träumerischen Bezirke, die der Jüngling mit Hoffnung ausfüllt, sich zu verlieren, hatte er verlernt. Der Erfahrene genießt die Aussicht von einem Gipfel schweigend. Die im Thale können seinen Zuruf nicht hören, — die am Fuße des Berges wenigstens nicht verstehen, — und diese wären umsonst ängstlich aufgeregt; die ihm noch nachklimmen, will er nicht irren, ihnen die Lust an ihren selbst erreichten, allmählig wachsenden Fernsichten nicht verderben; denen, die mit ihm droben stehen, — hat er nichts zu sagen. Und ließe sich überhaupt dieser Standpunkt aussprechen? schweigt da nicht selbst Natur, daß das Rauschen der Zweige, das Rieseln der Wässer, und das Gezwitscher der Vögel nicht bis hinauf schallt? Die Sonne stand schon ziemlich hoch, und es war Zeit zu scheiden. Julius sprach es traurig aus: „Ach warum — sagte er — scheidet alles Schöne von uns, oder wir von Allem!"

„Freund!" erwiederte Theodor mißbilligend, „Scheiden ist ein bedeutungsvolles Wort, das uns nicht an unsere Schwäche, sondern an unsere Kraft zu mahnen hat. Nur den Schwachen bringt es Verzweiflung, dem Starken bedeutet es Prüfung und Uebergang. Wie oft ist ein solcher Moment ein entscheidender Lichtblick der Zukunft, wie oft ist Trennung die Blüthe des Ewigen; hoffen wir's vom Schlusse des Lebens anders? — Der Mann vergräbt die Asche des Verlornen in die Tiefe seiner

Bruſt und ſo wird ihm der Verluſt erſt zum wahren, zum heiligen Beſitz"

Mit dieſen Worten ergriff er den Zögernden, — und die Unendlichkeit vor ihren Blicken war verſchwunden.

Noch herrſchte auf den Höhen eine ſchauerliche Stille. Nur ein Geier krächzte durch die Oede. Tiefer ſenkte ſich der Pfad. Ein Bergrücken nach dem andern ſchwand. Nachhall verlorner Töne und ferne Rauchwolken drangen manchmal herauf, vermiſcht mit leiſen, entfernten Lauten des Windes und der Vögel; aber alles das verſchwand bald wieder, denn die Rückſeite des Berges war ſchroff und unbebaut, und ſenkte ſich in eine felſige Schlucht. Quellen entrieſelten zu den Füßen der Wanderer. Der Weg ſchien ſich, jäh abſtürzend, und manchmal naß, oft zwiſchen Moos und Klippen zu verlieren. So ging es, unter einſam ragenden Fichten, in immer ſtillere Nacht. Es war eine Gegend, wie ſie unfern von Waſſerfällen zu ſein pflegen, und ein dumpfes Getöſe verkündete in der That, daß einer nahe war. Ein finſtrer Hain öffnete ſich, und die Freunde ſtanden vor einem herrlichen Katarakte. Das Sauſen des Waldes war für die Wanderer beim Eintritt in dies Heiligthum verſtummt. Ein, von den letzten Regenſtrömen genährter Waldbach goß ſeine ſchäumenden Waſſermaſſen auf ein felſiges Becken, wo ſie ſich ſammelten, und in einzelnen, glänzenden Fäden, wie fließendes Silber, über's graue Geſtein in die Tiefe wallten. Unten auf dem Mooſe verbreitete der zerſtäubte, in feinen Regen aufgelöſte Perlenſchauer im Sonnenſchein über die üppigen Farrenkräuter eine belebende Friſche. Schlanke

Lerchenzweige aus verwittertem Gestein herüberhängend, strebten vergebens in den aufgeregten Fluthen sich zu spiegeln; einzelne Felsblöcke, vom Element unterwühlt, und zwischen das zerschmetterte Gestrüppe gerissen, lagen zerstreut umher, und eine röthlichte Wand, von der Sonne nur durch schmale Ritzen magisch beleuchtet, schloß den Hintergrund. Die Wanderer standen ergriffen von der gewaltigen Sprache der Natur, während das Donnern, in abgesetzten Stößen, je länger sie verweilten, immer mehr zu wachsen schien. Die Scene paßte zur vorhergegangenen. Die großartigen Gefühle, auf dem Gipfel des Gebirges angeregt, steigerten sich. Die Klarheit der Reflexion ging unter in dem Brausen und Gähren der Empfindung, die das Gemüth mit Einer allwaltenden großen Kraft ausfüllt, in der sich nichts Vereinzeltes mehr unterscheiden läßt. Verächtlich ist die Unmännlichkeit, die sich dadurch weise dünkt, daß sie jeden gewaltigen Eindruck abwehrt, daß sie mit der Entbehrung des Schönsten und Herrlichsten den kümmerlichen Schein einer zweideutigen Ruhe erkauft. Es ist groß, Lust und Schmerz zu besiegen; es ist klein und thierisch, lust- und schmerzlos zu sein.

* * *

Es ist Mittag. Wir finden unsre Freunde, im Glanze der Sonne, auf dem Spiegel jenes See's wieder, den sie vom Berge aus begrüßt hatten. Da sitzen sie im Hintertheile eines kleinen Kahnes; vor ihnen der Schiffer, dessen kraftvoll geführtes Ruder, im Takte geschlagen, die Wellen

zu gleichförmigem Rauſchen bewegt, während dem Fahrzeuge ein langer, beweglicher Schimmer nachzieht. So gleiten ſie ruhig über die ſtille, blaugrüne Fläche hin, die ihre Sehnſucht wie ihre Verluſt: zu bedecken ſcheint. Das Brauſen des Waſſerfalles dringt nicht hieher, und mit ihm ſind die tobenden Gefühle, die es aus dem Schlummer rief, beſchwichtigt. Eine tiefe Ruhe herrſcht über die ganze Natur, und theilt ſich aus ihr dem Gemüthe der Freunde mit, die in das Gefühl der Gegenwart verſenkt, — genießen. Ja, wie der Werth der Gegenwart, ſo wird von den Meiſten auch die Schönheit des Mittags nicht gehörig gewürdigt und empfunden. Die Alten, die reinen, mit der Natur in vertraulichem Verſtändniſſe lebenden Alten, begriffen das beſſer, da ſie die Stunde vergötterten, wenn Pan ſchläft, und ein leiſer Zauber die ganze Natur umſpinnt, deren Pulsſchlag eine Pauſe zu machen ſcheint, um im tiefſten Kerne alle Kräfte zu ſammeln, und mit dem Balſam des Lebens zu durchdringen. So ſammelt die Gegenwart die abgefallenen Früchte der Vergangenheit, in denen ſchon die Keime des Werdenden verhüllt liegen, und umwickelt und umwärmt ſie mit mütterlicher Liebe. Die Jünglinge, ganz dieſer Einwirkung hingegeben, zergliedern ihre Gründe und Bezüge nicht. Julius taucht ſeine Hand manchmal ſpielend in die Fluthen, und Theodor ſieht den Wolken nach, die als ſchwimmende Schatten über's leuchtende Gewäſſer hinziehen. Von Zeit zu Zeit bleibt der Kahn ſtehn, und ſchwebt, geſchaukelt von der ſchwellenden Fluth, einige Augenblicke über der Tiefe. Dann weht wieder ein erfriſchender Anhauch von der reich begrünten Landzunge herüber, deren blühende

Bäume sich in der glatten Fläche spiegeln, bewegt die schwüle, zitternde Luft, und es geht rüstiger vorwärts. Fische schießen pfeilschnell auseinander, wenn der Kahn über sie hinstreift, und sammeln sich hinter ihm wieder. Ueppig bebaute Gelände, mit Dörfern, Gärten und Kapellen bekränzt, fliehen wechselnd vorüber; ein Geläute am Ufer, und Stimmen, welche der Wind manchmal herüberträgt, verkünden, daß die Wallfahrer vom Morgen denselben Weg zurückgelegt, und bald zeigt sich auch das rothe Fähnlein, und der Zug, der ihm betend nachwallt. Ein zarter Nebelduft verschleiert die ernste Bucht im Hintergrunde des See's, und läßt die blanken Schneewände und hellgrünen Matten des fernen Hochgebirges heiter durchglänzen, — und über das ganze, freundliche Schauspiel wölbt sich das tiefe, ruhevolle Blau eines wolkenlosen Himmels.

Die echte Gegenwart gewährt einen Genuß, der nicht bloß in der Erinnerung nachklingt, sondern, immer neu hervorgerufen, eine ewige Gegenwart erschafft. So klang denn auch in unsern Reisenden die heitre Mittagstimmung noch immer nach, als sie von dem Städtchen, wo sie ein ländliches Mal eingenommen hatten, mit langsamen Schritten dem Dorfe zuwanderten, das sie zu ihrer Nachtherberge bestimmt hatten. Die Anstrengung des Klimmens und die darauf folgenden großen Scenen hatten sie am Morgen schweigsam gemacht; jetzt nahte sich die vertrauliche Geselligkeit, die holde Tochter des Abends, ihren Pfaden, und regte sie zu freundlichen Gesprächen an. Es war der Werth der Vergangenheit, was sie besprachen, und, wie die Genüsse dieses Tages, so ließen sie die Tage voriger Ge-

müſſe vor der Seele vorübergleiten, und erquicken ſich am Erlebten. Sie hatten nun Früchte einzuſammeln, weil ſie früher geblüht hatten. Ach, wir Andern tragen jetzt ſo ſelten Früchte, — weil unſre Blüthen zerknickt worden ſind. Uns bleibt nur die Hoffnung treu, „ſie, die überall Mittel findet, ſich zu täuſchen“ — aber jenen Glücklicheren bleibt auch die Erinnerung treu, welche das Schöne feſthält und verewigt, das wirklich war. Und was wäre ſchöner und dabei wahrer, als die Freude, die uns Mutter Natur gewährt? An das bedeutſame Liſpeln des Waldbaches, an die bewegten grünen Lichter der Zweige, die Dich überdeckten, an das beredte Schweigen des Mittags auf dem See, an das Brauſen des ſelten betretenen Waldes, an das unergründliche, lächelnde Wellenbeet der umſchatteten Bucht, an den umflorten Gipfel der Alpe, — daran erinnere Dich in der öden Fläche, dahin rette Dich aus dem Geklingel der Schellen, das Dir zwiſchen Deinen Mauern um die Ohren gellt! Unter Geſprächen ähnlichen Inhalts ſchritten die Beiden fort, und während ſie ſchritten, ſank die Sonne immer tiefer und goldener auf die Zinnen der Gebirge; und, wie ſich unſere Betrachtung eben in trüberen Ernſt zu verlieren drohte, ſo mochte es auch Theodorn ergehn, der ſichtlich ernſter geſtimmt ward. Der Menſch, ein Sohn der Zeit und des Raumes, unterliegt den Einwirkungen der Situation. Der Augenblick beherrſcht den Augenblick; und aus Augenblicken iſt das Leben zuſammengeſetzt. Dieſe Minute preßt uns Thränen aus, und die folgende lacht über ſie. Wohl dem, dem in jedem flüchtigen Augenblicke der vergangene und künftige gegenwärtig iſt!

So täuschen und enttäuschen wir uns stets, bis wir uns endlich der größten Täuschung, des Lebens selbst, enttäuschen. Wenn solche Gefühle, wie dunkle Ahnungen, uns anwandeln, wenn die Marken unserer Gedanken sich verwischen, und Sehnsucht und Wehmuth in Einen großen Schatten zusammenfließen, — dann wird es Abend in unserem Gemüthe, und wir sehnen uns nach Ruhe, wie Theodor und Julius. * *

„Du wirst ernster," — sagte dieser, der es selbst geworden war. „Gib Dich nicht weichen Gefühlen hin, Du, der Du sie mir immer verweisest. Soll ich Dir Deine eigenen, schönen Ermannungs-Maximen wiederholen? —"

Lieber! — antwortete Theodor — glaube mir — was mich ergreift, ist nicht die Wehmuth, die ich an Andern tadle. Ich darf es wohl sagen: die kleinen Schmerzen, an welchen die engen Herzen der Meisten verbluten, die Leiden des physischen und sittlichen Egoismus, haben mir nichts an; meine Trauer geht tiefer und weiter, — in's Große, in's Ganze. Ich beklage keinen Verlust, ich beklage den Zustand der Welt, der es unthunlich macht, das Reinste und Schönste durchzuführen, wozu doch alle Mittel gegeben sind; ich beklage mit dem Dichter: „daß dem Menschen nicht nur das Unmögliche, sondern auch so vieles Mögliche versagt ist," daß die Natur, die Liebe, die Wahrheit, unverstanden von Herzen bleiben, die für sie gemacht sind, die sich aber selbst mit einem ewigen Banne belegen; daß die Menschen, die Alle im Innersten dasselbe wollen und bedürfen, sich ewig nicht verstehen; sie, die einander zu erlösen die Macht hätten, deren stille Seufzer einander um

Erlösung anflehen, — und die, stets enger und unlösbarer, die Fesseln über sich zusammenziehen. Wird sie denn nie kommen, die Zeit des Verständnisses? Julius! diesen Schmerz empfindet nur, wer die übrigen abgethan. Wie Viele singen und sagen vom Zwiespalt zwischen Ideal und Leben, und denken sich dabei das Phantastische, das, wie billig, von der Natur und dem Leben zurückgewiesen wird. Aber der Klare und Kräftige weiß, was er fordern dürfe; es ist kein Kopfhängen des Grillenfängers, — es ist die heilige Sehnsucht und Kraft der Seligkeit, die sich zugleich machtvoll hervorgerufen und in ihrer Quelle vergiftet fühlt.

Da bleibt nichts übrig, als: heiter bei jenen kleinen, ruhig bei diesem großen Leiden, mit verhaltenem Trotz zu dulden; das nenne ich die Aufgabe des Lebens. —

„Gesteh' Theodor! auch Du träumest manchmal; nach deiner Weise, wie Jeder nach der seinen. So träumest Du jetzt; und zuletzt ist das schrecklichste Uebel doch nur Einbildung!"

— Und diese Einbildung das schrecklichste Uebel; so könnte ich antworten. Aber nein! laß mir meinen Schmerz und ich will mit ihm zufrieden sein, ich will ihn preisen. Diese Trauer höherer Art ist das Samenkorn des Himmels in uns: der Schmerz einer innern Geburt. Wie oft hab' ich zu mir gesagt: Scheue dich nicht, auch in diesen, und diesen Abgrund zu schauen, — opf're auch dieses, und sollte dein Herz brechen! es gilt ja das Höchste: die Wahrheit! und diese vergütet mit der Linken, was sie mit der Rechten raubt; Leiden um ihretwillen gelitten, werden zu Wonnen. Und so ist es auch geworden. — Das Einzelne muß sterben,

damit die Liebe das Ganze erfassen könne; so geht es Menschen und Völkern. — Und darum lieb' ich meinen Schmerz, denn er hat mir die große Lehre gegeben, die ich früher, vielleicht etwas zu hart, aussprach: daß die Aufgabe des Lebens — thätige Resignation sei.

„Du hast Dir vielleicht eine härtere gestellt, als sie ein Anderer bedarf, — und ich will Dir nichts einreden. Denn was Einer zum Zwecke seines Lebens macht, das scheint mir ihn zu bezeichnen. Wornach Einer ringt, darnach ist sein Charakter."

Gewiß! wie man in den Abbildungen die Heiligen an den Zeichen ihres Märtyrthums erkennt, so spricht nichts so sehr das Wesen eines Menschen aus, — nichts darf er so sehr sein eigen nennen, als den Schmerz, mit welchem abzuschließen gerade seine Lebensprüfung geworden ist. Wir sind verschieden, je nachdem unsre Leiden verschieden sind. Man könnte statt: wie geht's? Jeden fragen: was quält Dich? und eine aufrichtige Antwort würde sein Wesen aufschließen. —

„Du trägst Deine Stimmung auf mich über; oder ist es der Abend, der mich ernster macht? Wie die Gegend um uns stiller wird, das Detail der Gegenstände sich verliert, Ahnung an die Stelle des Bestimmten tritt, der Mond über jener schwarzen Waldhöhe heraufgleitet, scheint mir die Natur selbst Deine Klagen mit anzustimmen, und jene Berge, in Abendflor gehüllt, erscheinen mir wie eine versteinerte Wehmuth."

Bester Julius! ich habe so eben selbst der Trauer eine Lobrede gehalten, aber laß mich Dir gestehen, daß mir

nichts mehr zuwider ist, als wenn der Mensch seine erbärmlichen Gefühle der ewigen, ungeheuern Natur aufbindet. Mag der Schmerz von dem wir sprachen, der edelste sein, — die Natur fühlt ihn nicht, aus deren Schooße auf unsern Gräbern Blumen blüh'n. Das finde ich an den Dichtern so klein, daß sie, seit Ossian, was Rechtes zu thun meinen, wenn sie Felsen und Strömen ihre Sprache, die Sprache ihrer Schmerzen leih'n. Wenn schon Poeten sich an die Natur machen wollen, so mögen sie sie denn abschreiben, schlicht und einfach wie sie ist, — ohne Deutung, ohne Moral. Das macht auf die, welche sie gesehen haben, eine ganz andre Wirkung als Alles, was Ihr dazufügen könnt! „Die Natur ist ein stilles Evangelium" — hat Gurer Einer gesagt; Ihr werdet es nicht aussprechen; — preist Euch glücklich, wenn durch die dunkle, todte, graue Verpallisadirung von Lettern und Interpunctationen, auch nur ein leiser Hauch jener Stimmung, in der Ihr wart, als Ihr schriebt, auf den Leser übergeht, ein Lebens-Atom, wie sie die Natur zu Millionen in allen Gräsern ausstreut! es ist das Höchste, was ein Schriftsteller erreichen kann. In diesem Sinne will ich die Scenen des heutigen Tages einfach aufschreiben, wenn wir angelangt sind. Möchte ein solcher Hauch mein Blatt durchweben! —

Während Theodor dies sagte, flüchtete ein aufgescheuchtes Reh in's Gebüsch, das den Saum des Wäldchens kränzte, an dessen Ausgange sich, zwischen reich bepflanzten und beackerten Hügeln, das Dörfchen zeigte, wohin sie sich wenden sollten. Der Friedhof mit seinen Kreuzen und Steinen lag im Mondglanze vor ihnen; die Abendglocke rief

die Ermüdeten zusammen, und ein freundlicher Stern schimmerte über dem Hause, das sie gastlich aufzunehmen bestimmt war.

„Wenn auch alle Tage unserer kurzen Wanderung so wenig enthalten sollten, was unsre Freunde im Gewühle der Stadt interessiren könnte, wie der heutige, — meinte Julius — so gibt es doch, für uns, Stoff genug daran zur Erinnerung für den Sylvesterabend des Jahres."

Für den, — erwiederte Theodor — der gewohnt ist, seine Tage zu bedenken, ist jeder Abend ein Sylvesterabend.

Dritter Tag.

Theodor's Sylvesterandacht*).

Rentre en toi même, et tu reconnaîtras que le bonheur ne naît pas des succès obtenus, mais des devoirs accomplis.

Salvandy.

Theodor stand nachdenklich vor einem Bilde, das ein einfaches Zimmer seines ländlichen Aufenthaltes, den er auch im Winter nicht verließ, mehr belebte als schmückte Es stellte ihn selbst vor, und er hatte es selbst gemalt zur Erinnerung seiner Reise nach Italien, welche den bedeutsamsten Abschnitt seines Lebens und seiner Bildung ausmachte. Er betrachtete jene Reise als die Epoche seiner Wiedergeburt, denn es war ihm damals, in einer großen und heiteren Welt, der Blick für's Leben im Gan-

*) Der Titel dieser Zeilen erinnert absichtlich an Lichtenberg's vortrefflichen Aufsatz: Amintor's Morgenandacht (siehe dessen verm. Schriften, 5. Band), den wir hiedurch den Lesern zu wiederholter Lectüre empfehlen. Was schadet es denn, auch, wenn wir wieder einmal, der Neuheit wegen, etwas lesen, das im vorigen Jahrhunderte geschrieben wurde? Will man das Gegenwärtige als ein Seitenstück zu jenem Aufsatze gelten lassen, so werden wir uns sehr geschmeichelt fühlen.

zen aufgegangen. Er glaubte erfahren zu haben, daß in unserm Zeitalter jeder gebildete Mensch eine solche Periode erlebe, in welcher sein Geist mündig wird, und, indem er selbst zu einer bestimmten Gestalt gelangt, sich einen eigenen Maaßstab bildet, mit welchem er von nun an die Dinge und sich selber mißt. Mit Tornister und Wanderstab, von einem treuen Pudel begleitet, der ihm fragend in's Auge sieht, auf einem gähen, zerklüfteten Vorsprung des Karstes stehend, wie er, zum ersten Male zu seinen Füßen den Spiegel des Meeres mit zahllosen Schiffen, und die freundliche Hafenstadt Triest ausgebreitet sieht, während im Hintergrunde ein dunkles Gewitter sich in die Berge wälzt, die er verlassen; — so hatte er sich auf jenem Bilde dargestellt. Sich nun, in seiner inhaltvollsten Vergangenheit, aus einem Bilde von seiner eigenen Hand, selbst zu betrachten, man muß gestehen, es war die beste Situation zu einem Monologe.

Da Theodor nicht leidenschaftlich genug ist, um laut zu denken, so würde es uns schwer fallen, dem Leser von den Monologen, die nun wirklich folgten, Rechenschaft abzulegen, — aber, vertraut mit unseres Freundes geheimsten Gedanken, wie wir zu sein glauben, wissen wir doch, was in ihm vorging, und wenden uns an diejenigen Leser, welche allenfalls Liebhaber von stillen Gedanken sind. Es war noch dazu der Sylvestertag, dessen Abend eben heranrückte. Nun brachte zwar Theodor diesen, wie billig, im jovialen Kreise trauter Lebensgenossen zu; denn nicht eremitische Abschließung, nicht müßige oder nutzlos quälende Selbstzergliederung sollte den bedeutenden Uebergangs-

moment bezeichnen, sondern kräftig-frohes Zusammensein ähnlich Strebender sollte, ein Sinnbild des geistigen Lebens im Ganzen und Großen, zu frischer Thätigkeit ermunternd, unter Sang und Jubel die erste der kommenden Horen begrüßen, die neue Periode des Wirkens einleiten. Der ernste, ja etwas feierliche Grundton, der sich unabweislich, wenn gleich unausgesprochen, beim Schlage der letzten Mitternachtstunde des abklingenden Jahres, mitten im Frohsinn des Gelages, trotz des Anstoßens der Punschgläser, in eines Jeden Innerm vernehmen ließ, war gerade hinreichend, dem kleinen Feste jene Folie des Ernstes zu verleihen, ohne welche das ganze menschliche Leben nichts werth, und selbst die Heiterkeit nicht wahrhaft heiter ist. Aber ehe sich die Freunde bei ihm versammelten, überließ er sich der Bedeutung des Augenblicks, und sammelte sich in sich selbst. Indem er den tiefen Werth der Freude gehörig zu schätzen wußte, verstand er es auch, ihn durch den selbstgeschaffenen Gegensatz des Ernstes zu erhöhen; und mitten im Treiben des lustig rauschenden Lebens hielt er oft gerührt inne, und hieß mit dem Lächeln der Wehmuth, selbst den Schmerz, den dunklen Boten der Gottheit, willkommen. So gelangte er dahin, sich, zwar nicht glücklich, aber doch selig zu fühlen. Denn Glück ist geschichtlich, und muß uns gegeben werden, aber Seligkeit ist keine Gabe, sondern eine Eigenschaft, welche man bilden und entwickeln kann.

Da nun Theodors Sylvesterandacht, dieser Denkart zu Folge, von der herkömmlichen in etwas verschieden war, und, statt des poetischen Katzenjammers um das unwieder-

ruflich entschwundene Jahr, und des moralischen über alle die Möglichkeiten, die am Wolkenhorizonte des kommenden droben, sich an dem Erstrebten und an dem zu Erstrebenden kräftigte, so fanden wir darin einen Grund, sie mitzutheilen. Vielleicht — dachten wir, — klingt der Accord aus Theodors Seele in irgend einer andern an, — ich hätte dann den Dank davon.

Vor dem Bilde erneuerte er zuvörderst seine alte Übung sich geschichtlich aufzufassen. „Sich geschichtlich werden" bedeutete ihm die höchste Stufe möglicher Selbsterkenntniß. Der Mensch ist sich nämlich keineswegs zu allen Stunden gleich, vielmehr, je weniger er beschränkt und arm am Geiste ist, desto deutlicher tritt der, ihm wie dem ganzen Geschlechte eingeborne Zwiespalt heraus; desto auffallender wird das, was die ungerechte Menge „Inconsequenz und Widerspruch" nennt, an ihm zum Vorschein kommen: Es ist leicht, Ordnung zu halten, wenn man wenig besitzt. In dem reichen Wechselspiele einer sich durchkreuzenden Fülle allseitigen geistigen Waltens und Webens muß dem einseitigen Betrachter gar Manches als Widerspruch erscheinen.

Erscheint ihm nicht das Leben so? und spiegelt es sich in der erweiterten Seele nicht völlig ab? Wer nun eine solche Gesammtübersicht über sich selbst erlangt hatte, daß er alle seine Lebensgestalten, seine Epochen und Momente mit Einem großen Blicke gewahr zu werden, und, durch Gegeneinanderhaltung, unter Eine lebendige, ihm selbst gegenständliche, Einheit zu fassen, fähig ward, daß daraus „eine Ansicht vom Ganzen seines Ich" hervorging,

— wer diesen Ueberblick in jedem beliebigen Zustande des auf und nieder wogenden Lebens in sich zu erneuern im Stande war, wer auf diese Weise eine Handhabe bereitet hatte, bei der er sein Leben anfassen konnte, — von dem sagte Theodor: „Er ist sich geschichtlich geworden", — und es war sein tiefstes Streben, dieses Talent in sich auszubilden. Der Sylvesterabend und sein Geburtstag waren die Anlässe, die ihn regelmäßig zu dieser Selbstprüfung anregten. Denn immerwährendes, rastloses Fortstreben, unermüdete Selbsterneuerung, — das war die Parole seines Lebens, die er sich am Abende jedes Tages, wie jedes Jahres, wiederholte. Die Mythe vom blinden Orion, der sehend ward, blos, weil er, dem Orakelspruch gehorchend, rubelos der Sonne entgegenwandelte, ward seine Lebensfabel.

„Aufmerken, — pflegte er sich zu sagen, — aufmerken, — das ist Alles. Wer nur so viel von sich erlangt hat, ununterbrochen aufzumerken, den Geist in die Gegenstände zu versenken, und sich Rechenschaft abzulegen, dem thut sich allgemach das Herz des Menschen, diese siebenfach versiegelte Botschaft, ja Himmel und Erde, und Alles, was darin ist, auf. Die Fragen, die ein Mensch an's Leben thut, bezeichnen mir seinen Werth; was er für Antworten erhält und ausspricht, ist nicht sein Verdienst oder seine Schuld; das ist Glück oder Unglück, — nicht Er. Recht fragen können, ist die ganze menschliche Weisheit; auch am rechten Orte nicht fragen, zur rechten Stunde aufhören zu fragen. Ist nicht der Mensch selbst irgendwo eine Frage genannt worden?

Und doch sind dem Kundigen auch die Antworten wichtig, denn sie deuten auf die Fragen zurück. Gewöhnliche Fragende, wenn sie die gelesenen Blätter vom Buche ihres Lebens aufschlagen, erhalten meist als Ergebniß: den dunklen Begriff eines Schicksals. Nicht so Theodor. Ihm schimmerte, wie er jetzt seinem Bilde gegenüberstand, aus der Tiefe des Ganzen ein feines Gewebe von Erkenntnissen und Verirrungen, von Schuld und Wirken hervor, welches völlig zu entwirren, ihm den sichersten Leitfaden für das noch zu durchwandelnde Labyrinth seiner Zukunft zu bieten schien. Aus tausend aufgedrungenen Erfahrungen hatte sich in ihm eine Stimmung gebildet, die, gleich weit entfernt vom dumpfen Spleen, als vom raisonnirenden Leichtsinn, noch am Meisten vom Desenganno der Spanier an sich hatte. Aber er gab dieser Stimmung nicht nach; ihm war der ächte Lebensmuth nicht eine Tröstung, sondern eine Pflicht. Er gab sich das Wort: das Schwert und den Myrtenzweig nicht aus der Hand zu legen, bis ein Gott sie ihm entrissen; und bis jetzt hat er dieß Wort gehalten. Wie er nun heute wieder auf die zurückgelegten Stationen hinblickte, fühlte er sich im Innersten beruhigt; seine Entschlüsse stählten sich, seine Wünsche flossen in dem Gefühle gelöster Aufgaben und zu erfüllender Pflichten zusammen — seine Betrachtung ward Andacht, und die Stille um ihn her sprach den Segen dazu.

„Warum sollte ich — sagte er sich selbst — dem letzten Schritte des hinweggleitenden Jahres mit Wehmuth nachblicken? folgt nicht jeder scheidenden Hore ihre tröstende Schwester nach? hat mich das Jahr, dessen Verklingen so

Viele melancholisch stimmt, nicht wieder eine Stufe näher dem Vorhofe jenes Tempels geleitet, nach dessen Innern mein ganzes Leben eine Wallfahrt ist? Wie viele Jahre schieden bereits von mir, und sie haben mich alle freudig und duldsam zurückgelassen! und muß ich nicht bekennen, daß mir jedes etwas gegeben hat? bin ich nicht den folgenden, die da nahen, ein Wiedergeben schuldig? Ach, wir Menschen haben empfangen, ehe wir noch geben konnten, und nun fahren wir fort zu begehren, wir Thoren, da für uns die Stunde des Gebens gekommen ist. Und wenn ich's recht bedenke, und mir in den Busen greife: wie hoch ich auch immer das unbewußte Glück der Kindheit, die Freuden der kummerlosen, ersten Jugendjahre, den Werth der Erinnerung an jene Periode anschlagen mag, — und ich schlage sie alle hoch genug an! — möchte ich die durchgemachten Pfade noch einmal gehn? möchte ich jene gepriesene Herrlichkeit des Nichtwissens noch einmal genießen? noch einmal den Druck der lieben Kinderschuhe fühlen, die Strafpredigt des Präceptors hören? nein, nein! um Alles nicht! Ich wüßte keine härtere Prüfung, als: wieder in die Haut zurück zu müssen, die ich abgestreift. Gewiß! nur der kann ewig die verlorne Jugend beweinen, der vom Zwecke des Lebens keinen Begriff hat; nicht der, welcher weiß, daß jedes Alter seine eigenen Aufgaben und Genüsse hat, und daß die Schmerzen früherer Lebensperioden nicht in die spätern hinüberreichen. Und wie es mit den Jahren, so ist es mit den Tagen, die vorüber sind; wie das Einst, so das Gestern: es ist abgethan, und soll uns das Heute nicht verkümmern, das Morgen nicht hemmen. Vorwärts!

sei und bleibe das fröhliche Menschenlosungswort, — und alles lyrische Seufzen um das Unwiederbringliche sei verbannt! Wieder ein Jahr ist vorbei, gut! war es mir nicht auch in seinen Stunden gegönnt, meinem Erkennen Gestalt, meinem Gefühle Sprache zu geben? — Das Korn des Rechten in weiche, fruchtbare Erde zu legen? hatte ich nicht wieder, und wäre es auch mitten in schmerzlichen Erfahrungen gewesen, die segenvolle Gnade zu preisen, die mir ward, — die Gnade von Oben: daß die Dinge mir ihr Wort sagen, und ich es fasse? Menschen, Bücher, Bäume, Geschichten und Alles! Alles gab mir Lehren, — und was will ich für ein höheres Glück? dieses kann nicht von mir scheiden; es zu halten, zu nützen, ist meine Sache, ist der Schwur, den ich mir auch heute wieder gelobe, — ob nun morgen der Vater meinen Himmel mit sonnigem Glanze oder mit schwarzen Wolken überziehe!

Könnte ich die Ueberzeugung, die mich erhellt und erwärmt, Allen gemeinsam machen, — könnte ihre Segnung sich über Alle verbreiten! möchte man endlich allgemeiner einsehen, daß sich alles Gute und Echte nur aus dem Verständnisse entfalten kann, — daß die Klarheit noch nie Uebles gestiftet, wohl aber die Schlauheit oft genug in ihrem Namen gesündigt hat, — daß Unvernunft Mangel und Bosheit, dagegen Tugend nichts als Einsicht und Fülle sei, daß es den größten Vortheil bringe, gut zu sein, daß in diesem edlen Sinne der Egoismus nicht irre leite, indem jedes Einzelne sich in seiner Wurzel an's Ganze klammert, aus dem allein sie ja Leben und Gedeihen saugt, — daß der Vernünftige nur sich selbst zu Danke lebt, und

jedes Werk sich selber lobt und tadelt, — daß Jeder doch nur das hört und aufnimmt, was er versteht und erlebt hat, daß nur Anerkennung völlig befreie und beglücke, — daß sich die Wahrheit nicht stückweise und wortweise mittheilen, sondern nur anregen lasse, da jeder den wahren Stein der Weisen in sich selbst trägt, den er nur zu bemerken und zu läutern braucht, — daß die Weisheit nicht der Fund des Witzes ist, sondern das Ergebniß der Schmerzen, deren Schule man nicht umgehen darf, sondern mit Ergebung suchen muß! — Möchten solche Erkenntnisse immer allgemeiner gedeihen! das ist der Neujahrswunsch, den ich für meine Liebsten habe."

So weit mochte Theodors Monolog gediehen sein, als es Abend ward, und mit dem Dämmern und Schwinden der Gestalten, auch die Gefühle und Worte in seinem Innern leiser wurden. Seine Gedanken nahmen, durch eine stille Umwandlung, die Farbe der Stunde an, und, als er sich sinnend an seinen Tisch gesetzt, und das Haupt auf die Hand gestützt hatte, konnte ich in seiner Seele nur noch das Folgende vernehmen:

„Alles schweigt um mich her. Die Stille des Abends, die doch im Sommer noch von dem elegischen Schwirren der verspäteten Biene gemildert ward, die unten im Garten ihre Behausung suchte, — sie wird jetzt im Winter zum gänzlichen Verstummen. Aber selbst die schlafende Natur, wie viel Leben drückt sie aus! wie viel ergießt sie über den, der ihr nachzufühlen im Stande ist! Wie gesellig umfängt ihn die Einsamkeit, der gelebt, geliebt und Beides im Innern bedacht hat!"

Hier überließ er sich den anmuthigsten Träumereien; wobei ihn die gedämpften Klänge eines Forteviano's, das im Erdgeschoße gespielt ward, accompagnirten, und in schmeichelnde Erinnerungen wiegten. Als die Töne schwiegen, war es ihm, als wie ein innerliches Erwachen, — seine Stimmung ward ernster, und an die Stelle der Erinnerung trat ihre unabweisbare, von ihr ewig abgewendete Schwester: die Sehnsucht. Der Zauber holder Jugend-Illusionen, der den Begriff des Unmöglichen aus der Seele löscht, war freilich für ihn verschwunden, — allein der dunkle Zug in's Ferne, in's Künftige, vielleicht eine geheimnißvolle Andeutnng der Intentionen, die unserm Geiste zu Grunde liegen, aus Wunsch und Ahnung seltsam zusammengemischt, läßt sich nie aus der Brust des Menschen verbannen. Die Hoffnung, diese Poesie des Daseins, die dem Minderbegabten oft die Kraft des Geistes ersetzt, und die auch der geistig Kräftigste nie ganz entbehren kann, scheint im tiefsten Sinne ein Theil von unserm Selbst zu sein, — und die befeuchtende Thräne der Sehnsucht ist auch der befruchtende Thau des Morgens und Abends vom menschlichen Leben. Es soll wohl so sein, da es so ist; und so bleibt es unsere Aufgabe, nicht die feinen, über das Bedürfniß der Gegenwart hinausgreifenden Gefühle aus unserem Busen zu verbannen, sondern sie zu bedenken, als zarten Stoff aufzufassen, und, an ihrem Orte, zur Gestaltung und Vollendung unsers innern Daseins, wie Elemente zu einem Kunstwerke, zu verwenden. Aber der Augenblick selbst, in dem wir die tiefe Sehnsucht empfinden, ist kein Raub an der Gegenwart, sondern Befriedigung in

sich selbst, — und Theodor verstand es, ihn als solchen zu behandeln. Das bessere Herz sehnt sich vielleicht aus jeder möglichen Gegenwart hinaus, nur nicht aus einer befriedigten, geistdurchdrungenen Einsamkeit. Fremd und fern ist der Mensch, wo er auch wandle, wenn er nicht im vollen Besitze seiner selbst ist, — aber dem, der, wie Theodor, gelernt hat, in sich selbst einzukehren, wird jede Stätte, die er bewohnt, zur Heimat.

Es war inzwischen völlig Nacht geworden. Man brachte Licht, und unser Sylvester-Philosoph ließ sich in seinen Betrachtungen nicht stören. So sehr er seine Freunde, besonders Einen, ihm in jeder Richtung Entgegengesetzten, dessen Vorzüge ihm ein besonders liebes Studium waren, liebte, so konnte er dießmal doch nicht umhin, ihre Ankunft noch verzögert zu wünschen. Wenn ihm in stillem Gemache die Kerze traulich flimmerte, da umwebte ihn ein unaussprechliches, bedeutendes Gefühl, in welchem er sich so gerne verlor. Er schien sich mit dem All zusammenzuhängen, die Brücke zwischen der irdischen und der Geisterwelt schien, wie von höheren Händen, abgetragen, und —

In diesem Augenblicke erscholl ein lautes Gelächter auf der Treppe, — es ward geklingelt, die Thür mit Hastigkeit geöffnet, und die Freunde polterten unter Lachen und lärmenden Ausrufungen ins Zimmer.

III.

Blätter
aus dem Tagebuche eines Einsamen.

Verlor'ne Blätter der Sibylle,
Gefunden in dem Weltgewühl,
Geordnet in verborg'ner Stille, —
Nicht für's beschauliche Gefühl,
Nein, um für's thätig-strenge Leben
Bewußtsein, Kraft und Ernst zu geben!

Theodor's Lehrbrief.

Fais ce que dois — advienne ce que pourra

Jeder Augenblick ist ein entscheidender; dein Wandel eine stäte Prüfung; unsichtbare Wächter haben ihr Auge fest auf Dich gerichtet. Dem Jüngling frommte eine ideale Form, um sie allmählich auszufüllen; dem Manne offenbart sich die Idee selbst, — er zerschlägt die alte Form, um eine neue zu bauen, die sein eigen ist. Ihm ist das Leben Aufgabe, die nur gelöst wird, wenn man sich als Theil eines Ganzen erfaßt. Mit Liebe versenke Dich in die Gegenstände, und den Charakter setze gegen sie ein. Dein Unwille nähre Dir die Kraft des Wirkens, dein elegischer Zug lindre den Schmerz der Resignation. Gefühl des Genius geleite Dich mit Frohsinn und Genügen auf der Wanderung! die Stille im Innern helfe mit Beharren, ja mit Behagen, den Moment ausfüllen, und das Vorliegende ruhig wegarbeiten. Was durch- und aus-gedacht wird, wird zum Besitz, zum Wesen des Denkenden, und so verwandelt er muthvoll die Welt in sich. Weniger kommt auf den Verstand an, als auf seine Bereitheit, — Gegenwart des Geistes. Den Zirkel des Denkens wiederholt die Menschheit und der Einzelne immer wieder, weil Bethätigung des Geistes Zweck ist; uns aber ist von allen Zwecken nur der sittliche bekannt. Die rechte Höhe ist: sich mit Ab-

ſicht auf einem gewiſſen Standpunkte zu begränzen. Damit der Menſch geſtärkt werde, muß ihm jede Krücke genommen, der Boden unter den Füßen weggezogen und er ſomit rein auf ſich ſelbſt reducirt werden. Dir iſt ſo geſchehen, und nun halte dich in Dir ſelber feſt, gehe hinaus — zu wirken und zu leiden, und bitte Gott, wie jener Wanderer: um große Gedanken und ein reines Herz!

„Heiliges Licht, das einen Theil ſeines Weſens in uns ſchleudert, — bis auf die Breite des Nagels haſt Du uns unſere Bahn vorgezeichnet! Du, großes Auge! überſchauſt alle ihre Krümmungen, und die geheime Thräne des einſamen Wanderers trocknet dein geheimnißvoller Strahl.“

Wissen.

Wir glauben etwas zu begreifen, wenn wir uns gewöhnt haben, dem Unbegreiflichen gewisse Denkformen zu substituiren.

Es gibt keine alte und moderne Literatur, sondern nur eine ewige und eine vergängliche.

Das Unwiederbringliche des antiken Zustandes liegt in dem glücklichen Zusammentreffen äußerer Naturgemäßheit mit innerer Ausbildung, — welches, da der primitive Stand nicht wiederkehrt, kein zweites Mal zu hoffen ist. Freiheit mit Gesetz; Naivetät mit Verstand; Kraft mit Feinheit; Realismus mit Idealität.

Ein nützlicher Kunstgriff: die Problem'e irgend eines Wissens bei geistreichen Schriftstellern zu suchen, die nicht vom Fache sind; z. B. naturwissenschaftliche bei Dichtern u. dgl. Die vom Fache bleiben gerne bei dem stehen, was überliefert wird; der Dilettant gewinnt der Sache neue Seiten ab. So fand ich in Kant's kleinen Schriften (die, im Vorbeigehen gesagt, unschätzbar sind) Winke, die für den Arzt das größte Interesse haben.

Vereinzelung der Gegenstände, — Vereinigung der Kräfte! — so wird die Behandlung der Wissenschaft fruchtbar.

„Gedankenmüde" im guten Sinne. Man weiß, was Ein aphoristischer Gedanke, wenn er ein ächtes Resultat ist, enthält und voraussetzt, — und nun setzen sie sich hin, und beginnen gleich eine ganze „Geschichte" oder „Philosophie" oder „Psychologie" oder dgl. Ein ernster Leser möchte bei jedem Satze, den der Verfasser leichtsinnig hinwirft, stehen bleiben und ausrasten.

Wenn man die Sache genau besieht, so findet man, daß alle Philosophen seit Kant sich dadurch charakterisiren, und nur dadurch einen Schein von Größe erlangten, daß sie die Logik verließen. In dem Begriffe der Kategorieen, als dem Maße des Verstandes, das in der Logik gegeben ist, liegt die Handhabe des Kriticismus. Dieser Begriff nun schien unsern Epigonen zu menschlich; sie gingen über ihn hinaus, suchten ihn zu construiren, reduciren, aufzulösen, reflectiren, u. dgl. m., — ohne zu bemerken, daß sie dabei entweder schwärmten, oder, ohne es zu wollen und zu bekennen, wieder, nur mit andern Formen, dieselbe Denkfunktion anwandten. Das Maß des Verstandes kann nur durch sich selbst gemessen werden; drüber hinaus ist — etwas Anderes als Verstand. Beurtheilen kann nur die Urtheilskraft, — überlogisch ist unlogisch, übermenschlich ist nicht menschlich. Es steht Jedem frei, Intuitionen,

Dogmen, Gefühle, was er will, für das Höchste zu erklären, — nur erkläre er dann sich nicht für einen Philosophen! er ist hors de la loi. Wir dürfen ihn nicht beurtheilen, aber Er darf auch uns nicht und nichts beurtheilen.

Kant's Philosophie war eine Arbeit des Geistes; die Philosophien der Spätern sind geistige Schwelgereien. Dort galt es Zwecke, hier Spiele des Denkens.

Ich kann, was ich eben andeutete, von einer andern Seite her anschaulicher entwickeln. Die Philosophen fehlen darin, daß sie Alles erklären wollen. Sie setzen voraus, daß diese Forderung an sie gemacht werde; allein, wer sagt das? sie breiten die Intelligenz über Alles aus, sie stellen ein Prinzip für Alles auf. Nun fordern aber die Dinge ganz andere Behandlungsweisen. Der vorsichtige Mann untersucht allerdings, wie Aristoteles und Kant, den Intellect, und geht darin so weit, als er kann; aber er vergißt am Schlusse nicht, daß er eben nur den Intellect untersucht hat, und erkennt wie Herbart, das Gegebene an. Nun sind aber Objekte, und Vermögen sie aufzufassen, für einander gegeben, und ich lobe mir den Vernünftigen, der, statt ein Prokrustesbett für das All aufzuschlagen, die Prinzipien der Bestrebungen wohl zu scheiden, und diese dadurch zu fördern weiß. Das Naturphänomen ist Gegenstand der Sinne, sein Gesetz: Gegenstand des Verstandes, die Deduction dieses Gesetzes aufwärts

bis zum höchsten: Gegenstand der Vernunft; das Schöne: Gegenstand des Geschmackes, u. s. w. u. s. w. Einheit! Einheit! In Gott ist Einheit, — für uns Menschen in singulis et minimis salus mundi! Jedes Objekt werde auf seine Weise aufgefaßt, und keine Weise mit der andern vermischt! Das Kunstprodukt ist erklärt, wenn es hervorgebracht und empfunden wird; das Naturphänomen, wenn es in seiner Verkettung mit den übrigen angeschaut, das Sittliche, wenn es geübt, das Religiöse, wenn es geglaubt, und nur der Begriff, wenn er, im strengsten Sinne des Wortes, erklärt wird.

Von allem Menschlichen ist nichts gewiß, als die logische Form; der Begriff Gewißheit selbst ist ein logischer Begriff.

Es gibt aber Verhältnisse des Menschen zu den Dingen, die eben so unmittelbar sind, als die Gewißheit; z. B. Erfahrung, Glaube u. s. w.

Das nutzlose Speculiren scheint doch, weil es da ist, zu etwas da zu sein; wohl zur Beschäftigung des Denkvermögens. Und doch ist diese Supposition, daß Alles zu etwas da sein müsse, schon eine solche Speculation. Das Beste bleibt: leben und denken in dem Sinne, den wir nun einmal, nach der Art wie wir gemacht sind, für unsern Zweck halten müssen, — „und das Uebrige Gott überlassen!“

Das Verneinen ist ein Akt des Bewußtsein's; das Bewußtsein ein Akt der Trennung vom allgemeinen Dasein. Nichts ist nicht; wir erfinden Worte, um zu bezeichnen, was wir mit diesen Worten erst unsern Gedanken beizumischen im Stande sind. Das böse Prinzip, die sichtbare Finsterniß Miltons, der Gegensatz, der Widerspruch die Statuirung des Unsinnes, sind dem Halbdunkel des tellurischen Zustandes gemäß, der nur durch Polarität bestehen kann. Hier ist Licht und Finsterniß in gleichem Verhältnisse; hier beruht selbst die Deutlichkeit — wie Hamann sagte — auf diesem Verhältnisse; wird es lichter werden? ganz licht? vor dem Bewußtsein war auch Einheit; das Bewußtwerden eröffnet einen Kampf, dessen Ausgang das tausendjährige Reich sein wird. Denn, wie der Naturforscher nicht ohne Hylozoismus, so kann der Philosoph nicht ohne Chiliasmus bestehen.

Das literarische Unheil rührt daher, daß man Bücher schreiben zu dürfen glaubt, weil man Verstand, Ausdruck und Belesenheit hat. Das gibt einen guten Leser. Man muß sich sagen können, ehe man die Feder ergreift: daß man in irgend einer Kunst oder Wissenschaft völlig zu Hause sei, — daß man was gelernt habe, womit man vor die Menschen hintreten darf.

Kant und Göthe! Das sind die Pharusse unserer Bildung. Sehe Jeder zu, wo es ihm gebricht: ob an Aus-

bildung des Subjektes, ob an Aufgeschlossenheit für die Objekte, — und wende sich, nach diesem Bedürfnisse, dort oder hierhin!

Alles menschliche Wissen theilt sich dichotomisch: in das vom Werden und vom Sein. Jenes könnte man, im weitesten Sinne: Geschichte, dieses Physik nennen. Dorthin fällt die Sphäre des Geistes, hieher die der Natur; dorthin das Subjekt, hierher der Gegenstand.

Wir verwechseln oft unvermerkt den Schriftsteller mit seinem Gegenstande. Mancher mittelmäßige Neuplatoniker ist den Aeltern, mancher nicht bessere Naturphilosoph den Neuern groß erschienen, weil er große Dinge verhandelte.

Wenn man die Geschichte der menschlichen Cultur überdenkt, so findet man das merkwürdige Problem: daß bei den Urvölkern, im Zustande der Uncivilisation, religiöse und philosophische Mythen und Anschauungsweisen im Schwunge waren, — während jetzt, bei allgemeiner Civilisation, diese hochgeistigen Bedürfnisse nicht mehr im Volke existiren; auch bei den jetzigen, minder cultivirten Völkern nicht.

Praktisch ist dasjenige wahr, was Dich fordert; theoretisch das, wobei Du Dich beruhigst; aber beides muß aus Dir selbst entsprungen oder doch entwickelt sein.

Eine ungebildete Zeit beging den Fehler, an den Werken der Literatur ein allzu materielles Interesse zu nehmen; es gebrach der Begriff der Kunst.

Unsere überbildete hat sich vor dem entgegengesetzten zu hüten: vor lauter Einsicht in die Behandlung den Gehalt eines Werkes ganz zu übersehen.

Was steht denn eigentlich im Buche? diese Frage hör ich fast nie; mir scheint aber, sie sollte die erste sein; dann erst: wie steht es darinnen?

Das noscitur ex socio ist gar sehr zu beschränken. Wie oft wählt man sich denn die socios selber? und wie geht man um mit ihnen? Hielt man in jenen Zeiten die Könige für Narren, als sie sich Narren hielten?

Der Gebildete kennt in jedem Momente sein inneres Bedürfniß, und wo es zu befriedigen ist.

Es verräth Schwäche, bei kleinen Anlässen große Hebel in Bewegung zu setzen. Es gibt eine Oekonomie des Geistes; was er um Pfennige haben kann, dafür soll er nicht Thaler wegwerfen.

Die Jugend sollte ehrfurchtsvoll für das Alter, und dieß billig für die Jugend sein.

Wenn ein Autor sagt: Dieß oder Jenes sei die Sache des Genies oder Auserwählter, so meint er sich dabei.

Von sich berauscht sein, ist ein Kleines; mit sich zufrieden sein, das Größte.

Wir werden nie zu einem unbedingten Zustande gelangen; aber sollen wir uns deßhalb selbst noch mehr bedingen?

Daß Gründe wenig, Stimmungen Alles vermögen, sieht man daraus, daß die Nichtigkeit des Lebens der gleiche Grundgedanke aller Heitern wie aller Traurigen ist.

Wie die Keuschheit und Convenienz über gewisse Dinge Stillschweigen gebieten, so soll man auch im Leben wie in Büchern mit dem Zartesten und Unantastbaren nicht frech und roh verfahren, nicht immer mit ehrwürdigen Worten herumwerfen, deren eigentlichen Sinn ohnehin von Tausenden Einer versteht.

Herder hätte in den „Ideen" mehr noch aufgeschlossen, wenn er weniger anthropomorphosirt hätte. Er läßt sich stets herab, will stets erbauen, und wird durch populäre Darstellung schwerer verständlich, als er durch wissenschaftliche geworden wäre.

Das Leſen in fremden Sprachen hat ſchon das Gute, daß man ſich der tauben Wörter entwöhnt, und genöthigt iſt, bei jedem Worte, das man nicht verſteht, das keinen Körper hat, ſtill zu halten. Im Deutſchen iſt man ſchon ſelig, wenn's nur ſummt „wie Glockenklang."

Das Weſen edler Kürze in der Schreibart iſt: Fülle des Gehaltes, nicht: abgeſtumpfte Sätze.

Wer eine Sache in ein treffendes Gleichniß bringen kann, hat ſie verſtanden.

Die Bilderſprache iſt eigentlicher, als die der Begriffe. Jene ſucht den Gegenſtand darzuſtellen wie er iſt, dieſe legt ihm Feſſeln an.

Alle Wiſſenſchaft iſt ein Spiel mit Auseinander- und Zuſammenſetzen.

Die Volksſprichwörter enthalten die ganze und rechte Philoſophie. Sie haben den großen Vorzug vor Syſtemen, daß ſie den Geiſt anregen, ſtatt ihn zu binden.

Uebung ſchafft wirklich neue Organe. Durch anhaltende Beſchäftigung mit einem Gegenſtande wird man ſein Herr, ohne Erklärung.

Das Halbwahre iſt verderblicher als das Falſche.

Die Wahrſcheinlichkeit einer Handlung (z. B. im Drama), beruht nicht darauf, daß ſie nicht unerhört iſt, ſondern darauf, daß ſie mit der menſchlichen und mit irgend einer individuellen Natur übereinſtimmt.

Iſt „Sollen" nicht auch ein „Müſſen?" nur ein „erkanntes?" Hier begegnen ſich Kant und Spinoza.

Der Deutſche iſt eigentlich der geborne Myſtiker. Er macht alles zum geiſtigen Gold, durch den philoſophiſchen Merkur.

Das Licht der Freude ſchimmert am glühendſten über der Folie des Schmerzes. Das gibt der Ilias ihren höchſten Glanz, daß Achill bewunderns- und beweinenswerth zugleich iſt. Ein ſolcher Strahl bricht aus Goethe's Pandora, macht die Tragödie zur höchſten Dichtungsform, und verleiht den flüchtigen Luſtmomenten dieſes wandelvollen Lebens Bedeutung und Anſchein von Würde.

Was die Ausbildung junger Talente am öfteſten retardirt? Zwei Dinge: Autorität ohne Verſtändniß und allgemeine Sätze.

Nichtachtung der Autorität zeigt einen ſittlichen Defect an, Ueberſchätzung derſelben — Mangel an Reife.

Sage Niemand: Dieß iſt ein Buch nach meinem Herzen' ganz wie ich geſprochen hätte! Man ſoll nicht leſen, um nur in ſeiner lieben Perſönlichkeit beſtätigt zu werden; die Lectüre ſoll fördern, begränzen, erweitern, aufklären, berichtigen.

Die Forderung, daß Dichter die Welt beſſern ſollen, zeigt von wenig Einſicht in die Dichtkunſt, und noch weniger in die Welt.

Einen gewiſſen Grad allgemeiner Kultur theilt uns heutzutage der Umgang, ohne eigene Bemühung mit: es bleibt uns alſo nur übrig, uns in Einer Sache zu was Rechtem zu bilden.

„Das Studium der Geſchichte einer Wiſſenſchaft iſt das Studium dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt."

Je tiefer man in ein lebendig Ganzes, ſei es nun Menſch, Kunſtwerk oder Buch, einzugehen das Glück hat, deſto tiefer fühlt man die Unzulänglichkeit des Redens. Die Worte geben nicht den Sinn, ſie umgeben ihn nur.

Es kommt weniger darauf an, *was* als *wie* man weiß.

Je gründlicher man in ein Wiſſen eindringt, deſto mehr individualiſirt man. Halbwiſſer freuen ſich an Klaſſen und Syſtemen; vor Gott beſteht Alles in ſeiner Eigenthümlichkeit.

Die neuen deutschen Schriftsteller haben von ihren Vorfahren die Miene des Tiefsinnes abgesehen; ja der Schein ist hier, wie meistens, sogar noch imposanter als die Wahrheit. Diese scheint sich zu den Nachbarvölkern geflüchtet, und dort dem Leichtsinne die freundliche Maske abgeborgt zu haben, womit man im Verkehre der Menschen gefällt und wirkt.

Man besitzt nur den Gedanken, den man ausgesprochen, nur die Wahrheit, die man erkämpft hat.

Es ist in aller Wissenschaft überhaupt gar nicht nöthig, zu reformiren, und einmal vorhandene Schemata und Typen wieder zu verbannen. Jedem Ausdrucke liegt ein richtig gefühltes Bedürfniß zu Grunde; man muß nur gehörig zu deuten, zu unterscheiden, anzuwenden, und zu vereinen verstehen („Ich behaupte, daß Schein: der Wahrheit Wirkung ist." *Ποεμανδ.* Herm. trismegist.)

Der Kreis des menschlichen Denkens ist durchgemacht, und Jeder, der ihn betritt, macht ihn von Neuem durch, und muß ihn durchmachen — weil es ein Kreis ist. Die Systeme und Confessionen aller Geister sind Millionen Formeln für Eine Gleichung.

Kunſt.

Nachahmung iſt gänzliche Aufopferung des Geiſtes an die Natur, Knechtſchaft. Manier iſt Aufopferung der Natur zu Gunſten des Individuums, Willkür. Stil iſt Harmonie zwiſchen Geiſt und Natur, freie Geſetzlichkeit.

Wer zöge nicht eine wohlorganiſirte Maus einem dreibeinigen Elephanten vor? und wenn es zehnmal einer von den weißen, göttlichen wäre, die man in Indien anbetet.

Eine Hauptmaxime für Solche, die etwas bewirken wollen, ſei: die Kraft zu ſparen, zu koncentriren. Wer ſich rechts und links am Wege abmüht, kommt nicht an's Ziel, das der Beharrliche in einem Anlauf ſtürmt. Dieſelbe Menge Pulvers, die einen Felsblock ſprengt, würde, wenn ſie, ſtatt zu Einem Impulſe, allmälig daran verbraucht würde, wirkungslos verpuffen.

Das phyſiſch Unmögliche iſt eigentlich das wahre Gebiet der Kunſt. Sie legitimirt ihre göttliche Abſtammung dadurch, daß ſie, wie in den Gott-Thiergeſtalten der Alten, in vielen Arabesken der Neuen, frei von den Banden phyſiſcher Nothwendigkeit, nach Geſetzen eigener Schönheit waltet.

Es iſt ein Unterſchied: Theorien, die man ſtudirt hat, bei der Production in Anwendung bringen, aus genialem Geiſte Werke ſchaffen, aus denen Theorien abſtrahirt werden, und das erkannte Geſetz in davon durchdrungenen Schöpfungen verkörpern. Das Erſte iſt bei den meiſten Neuen der Fall, das Zweite bei den Alten, das Dritte bei Cornelius.

Ein gutes Bild muß nicht ausſehen, als ob es gemacht, ſondern als ob es entſtanden wäre. So geht auch die ächte Kunſtkritik vom Begriffe eines Organismus aus, und betrachtet die Producte der Kunſt wie die der Natur.

Dem Kunſtlehrling muß man zurufen: Producire! und wenn's Brotkügelchen wären! ſieh' zu, daß ſie ſchön rund ſind! nur nicht viel grübeln, immer machen!

Die Meiſten wollen nicht anfangen, um nicht zu fehlen. Wer aber etwas nie verfehlt hat, hat es nie gelernt.

Wenn Du was Rechtes ſchaffen willſt, mußt Du Dir vorſtellen, Dir werde gelingen, was Keinem gelang.

Man ſieht es der Bilderſprache der Orientalen an, daß ſie keine bildende Kunſt haben. Wie formlos, unanwendbar, innerlich iſt Alles; bei den Griechen dagegen wie beſtimmt, geſtaltet, palpabel!

Die Gegenſtände an und für ſich ſind gleichgültig. Es kommt darauf an, wie ſie ſich zur Natur und Geiſteskraft des Künſtlers verhalten.

In der Kunſt wie im Leben beginnen wir empiriſch mit Nachahmen, bilden uns allmälig eine Manier (im guten Sinne), und gelangen endlich, wenn uns die Götter wohlwollen, zum Stile.

Jedes Kunſtwerk enthält das Geſetz in ſich, deſſen lebendiger Ausdruck es iſt. Dieſes Geſetz zu finden und in Worte zu bringen, iſt die Aufgabe der ächten Kunſtkritik.

Winkelmann hat die Morphologie geahnt, als er den Entſchluß faßte, ſich im Herbſt des Lebens an die Naturgeſchichte zu machen. Wie der Glaube dem Menſchen den Willen der Gottheit, ſo offenbart ihm die Kunſt den Willen der Natur.

Wie man nicht immer nachahmen muß, ſo muß man auch nicht gleich anfangs eigenthümlich ſein wollen; man bildet ſich ſo lange an einem Muſter fort, bis man ſich ſittlich, ſelbſt entwickelt und Geſtalt bekommt. Wo aber die Eigenheit ſich nicht ins Erfreuliche entfalten will, iſt es beſſer einem guten Beiſpiele als einem ſchlechten Drange fortwährend zu folgen.

Mit den Elementen der Naturgeschichte muß man die Kinder bekannt machen; mit dem Schönen (Kunst) die jungen Leute; mit dem abstract Wahren (Philosophie) mögen die reifen Männer fertig zu werden suchen; und über Geschichte hätten allenfalls Greise ein Wort zu reden.

Der eigentliche Genuß an Kunstwerken und Büchern liegt in der Empfindung, einen größern Geist fassen zu lernen, in der fühlbaren Erweiterung der Seele. Was wir nicht verstehen, oder was wir so völlig verstehen, daß wir es selbst hervorbringen könnten, verschafft uns diesen Genuß nicht.

Die ungeheure Verwirrung in der Bildung unserer Zeit beruht darauf, daß fast in Allem das Mittel Zweck geworden ist. So ist es mit der Archäologie, mit manchen Zweigen der Medicin, der Politik, mit der Aesthetik, wie mit dem Geldbesitz u. a. Dingen.

Die verhüllte Symmetrie, die der Kunstfreund an der malerischen Composition rühmt, ziert auch die geschriebene. Wenn das Fachwerk und die Gliederung eines Buches merkbar und doch nicht pedantisch ausgesprochen ist, so entsteht im Leser ein angenehmes Gefühl besiegter Schwierigkeit, anmuthigen Ernstes.

Poetische Werke müssen, wie Gemälde, einen bestimmten Ton haben. So ist über Ossian's Gedichte, Scott's

letzten Minstrel u. ſ. w. die Farbe der Erinnerung ausgegoſſen.

Wenn man die Sprache der antiken Schriftſteller gegen die unſre hält, z. B. Ariſtoteles gegen Kant, Thucydides gegen Müller, ſo erſcheinen wir uns als gelehrte und tiefſinnige Barbaren.

Immer neue Gebilde ſollen an uns vorübergaukeln, uns überraſchen, uns die Zeit tödten helfen! Das iſt unſere Theilnahme an Kunſt und Literatur. Wie viel größern Genuß aber gewährt es, ſich auch nur mit Einer großen Natur und Bildung allſeitig bekannt zu machen.

Man muß bei Gedichten, wie bei Kunſtwerken, warm, klar und ſtark werden, nicht aufgeregt, verwirrt, weinerlich.

Alle productive Thätigkeit iſt heut zu Tage in Gefahr, bei Fühlenden in Elegien, bei Denkenden in Epigrammen ſich aufzulöſen. Möchten Beide bedenken, daß ein großes, folgerechtes Schaffen zu jeder Zeit den beſten Troſt gewähre! —

Verpönte Nachahmung! Was iſt denn nicht Nachahmung? beruht denn nicht alle Erziehung, alle Bildung auf Nachahmung?

Die Wirkung iſt die Probe eines Kunſtwerkes, aber nie deſſen Zweck.

Die Kunst war im Anbeginne hieroglyphisch, dann symbolisch. Der Künstler spricht zu uns durch Zeichen, und strebt, dem Stoffe das Uebersinnliche einzuprägen.

Eine verkehrte Theorie Vieler ist es, alle Kunst allegorisch zu nehmen, und sich statt des Adjectiv's, welches das Symbol ist, ein Substantiv unter jedem Gebilde der Kunst zu denken; z. B. statt des Schönen die Schönheit, statt eines Guten die Tugend u. s. f. Die Allegorie (z. B. in den Auto's des Calderon) ist das Widerspiel des Symbol's; jene enthüllt dieses verhüllt; jene vereinzelt und beschränkt, dieses verallgemeint und deutet auf's Unendliche; jene ist willkürlich, dieses gegeben; jene anthropomorphesirt, dieses enthält Vieles in Einem. Die Mythen der Alten waren symbolisch, — die Neuern haben sie allegorisch gemacht.

Die Aufgabe jeder Kunst liegt in ihrem Mittel, und kann nicht weiter reichen als dieses. Der Zweck der Kunst besteht in der Lösung der Aufgabe; ob sie damit noch einen andern erfülle, der über diesen hinausreicht, geht sie, als solche, nichts an.

Das Wesen des Wissens ist Analysis, der Kunst — Synthesis. Den Zwiespalt zwischen Innerm und Aeußerem kann und will die Wissenschaft nicht lösen; sie, die ihn eigentlich geboren hat. Aber die Kunst versöhnt, indem sie Wirklichkeit und Ideal in Einem lebendigen Ganzen darstellt, in welchem sich beide harmonisch durchdringen, so, daß

es an ihm kein Innen und Außen, keinen Gedanken ohne Körper, und keinen Leib ohne Seele mehr gibt.

Der Künſtler, wenn ſein Werk lebendig wirken ſoll, beherrſcht den Stoff, und wird von ihm beherrſcht. Fehlt das erſte, ſo entſteht keine Form; fehlt das zweite, ſo bleibt das Leben aus. Es iſt jenes myſtiſche Schweben zwiſchen Begeiſterung und Beſonnenheit, Bewußtſein und Nichtbewußtſein.

Auch der bildende Künſtler verräth durch ſein Werk die Bildungsſtufe ſeines Geiſtes. Liegt dem Werke ein Erlebtes (nicht ein Factum, ſondern etwas Gefühltes) zu Grunde, ſo weiß man, wie dieſem Künſtler die Welt erſcheint, — alſo, wo er ſteht. Liegt nichts zu Grunde, hat man vor ſeinem Bilde die Empfindung, als ſähe man in ein Loch, ſo erſcheint ſie ihm gar nicht, — er iſt ungebildet.

Urſache und Wirkung der Kunſt geht über alle Begriffe.

Leben.

Was iſt Glück? Uebereinſtimmung eines Charakters mit ſeinem Schickſale. So kann es von der Natur gegeben, vom Geiſte geſchaffen werden.

Der Aberglaube wird (und ſoll vielleicht!) nie ganz beſeitigt, — er ſoll nur von den Menſchen nicht zur Beſchönigung ihrer Fehler benützt werden.

Es gibt einen Standpunct, auf welchem das Leben nur durch den Begriff der Pflicht noch ein Intereſſe einzuflößen vermag. Möchten Jene, deren unſre Zeit ſo Viele erzieht, dieſen Standpunct erfaſſen, für welche das Leben, weil ſie es nur vom Begriffe des Genuſſes aus kannten, kein Intereſſe mehr hat!

So ſprechen die Meiſten nur von ihrem Glück oder Unglück in der Ehe; eben als ob die Ehe bloß zum Genuſſe, zur Bequemlichkeit für ſie da wäre. Die Ehe iſt eine Lebensaufgabe, wie jede andere, — ein Zuſtand, dem man gewachſen ſein muß. Dann iſt ſie auch ein Glück, wie die Tugend. Der Mann muß nicht bloß fordern, er muß auch verdienen.

Was man „ſchmeichelhaft" nennt, iſt für den Sittlichen meiſt eine Demüthigung; denn es gibt ihm im Stillen das Gefühl, daß das Gegentheil von Dem, womit man ihm ſchmeichelt, in ihm ſei; z. B. es ſchmeichelt Dir, daß man Dir dies oder jenes zutraut: man ſollte es Dir alſo eigentlich nicht zutrauen?

Welche Welt, in der alles Schöne weinen, und alles Große zürnen muß!

Jeder wird vom Großen und Erſtaunlichen hingeriſſen; das Aechte, das in der ſtillen, beſcheidenen Erſcheinung ſich verbirgt, erkennt nur, wer das Große in ſich ſelber trägt.

Gleich iſt man beſchwichtigt, ja getröſtet, wenn man Aehnliches auszuſpüren im Stande iſt.

Zweierlei bedenke: Was Du zu ſein glaubſt, können auch Andre ſein; und: was Andre leiſten, wirſt auch Du zuwege bringen können.

Das Herz der meiſten Epouſeurs iſt eine Wünſchelrute; es ſchlägt nur, wo Goldadern ſind.

Alles kann ſich der Menſch geben, Alles lernen, — nur Zartgefühl nicht.

Die Zeit offenbart, was der Einsichtsvolle vorausgeseh'n; was der Menschenfreund wünscht und anstrebt, bewirkt die Zeit allmälig von selbst; den Trost, welchen die Vernunft im Unglücke dem Weisen verleiht, bringt die Zeit auch dem Thoren; — und so sind Vernunft und Zeit Werkzeuge Einer Hand, zu Einem Zwecke.

Ein Wort aus dem Munde des Volkes, welches sich im Leben bewährt: Wo etwas ist, da sammelt sich etwas. Dem Reichen fließt Geld zu, dem Fröhlichen begegnet Frohes, dem Schwarzsehenden Unglück, dem Abenteurer Seltsames, der Wissende erfährt das Verborgene, der Sammler findet das Merkwürdige. Heißt das nicht in höherer Instanz: daß Charakter und Schicksal unter eine höhere Einheit fallen?

Es sind drei Bildungswege, die man am besten verbindet: Selbstdenken, Gespräch, Lectüre. Der erste führt auch allein zum Ziele; die andern nicht ohne den ersten.

Wenn die Uebung: da wo es hell ist, auch Schatten, und wo Schatten ist, Licht zu suchen — Sophistik ist, so wird, wer nie ein Sophist gewesen ist, auch wohl nie ein großer Philosoph werden.

Die Frauen, mehr der Anschauungen und Gefühle, als der Begriffe gewohnt, haben mehr von Natur und Poesie.

als von Wiſſenſchaft in ſich, und dringen ſo vielleicht inniger in das Weſen der Dinge, als wir mit der letztern, da alles Denken doch nur die Form angeht. Wir müſſen vielmehr verſuchen ſie zu verſtehen, als ſie zu beurtheilen. Thut der Anatom gar ſo vornehm gegen das Lebendige, das er zergliedert, und deſſen Leben unter ſeinem Meſſer doch entflieht?

Was iſt dieſes Leben, wenn ihm unſere Theilnahme keinen Werth verleiht? was gewährt es dem Geiſte, als das Bewußtſein, daß es nichtig iſt? Betrachten wir uns lieber als Gäſte, von der Liebe geladen, wo es ſich denn nicht ziemen will, Hausbalt und Gefäße zu muſtern, oder auf die Uhr zu ſehen, ſondern das Gegönnte dankbar zu genießen.

Nicht um der Meinungen, ſondern um der Neigungen willen lieben und haſſen ſich die Menſchen; nicht durch Meinungen, ſondern durch Neigungen lenkt man ſie. Erzieht uns doch auch Natur durch unſere Neigungen! wirkt doch die Gottheit ſelbſt in uns nicht durch unſern Wahn, ſondern durch die Liebe!

„Im Geheimniſſe der Tugend liegt ihre Kraft.“

Das Fürchterlichſte für Gute iſt: wenn Schlechte ſich mit ihnen zu Einer Sache (aus andern Abſichten) verbinden.

Ob es Ahnungen gibt? — Es gibt wohl Menſchen, die ſich bei den Worten, mit denen ſie ſich und Andere belügen, nichts denken — aber keine Worte, bei denen nicht urſprünglich etwas gedacht worden wäre, keinen Gedanken, dem nicht etwas urſprünglich Erfahrenes zu Grunde läge.

„Aus unſern Begriffen — ſagt ein fühlender Denker — entſpringen unſere Wünſche.“ — Wahr! allein man kann ſehr wahr, und, wenn ich nicht irre, tiefer ſagen: aus unſern Wünſchen entſpringen unſere Begriffe. Denn die Neigung iſt das Urſprüngliche im Menſchen! der Verſtand kommt hinzu, und ſchmeichelt oder gebietet ihr.

Söhne, denen in früher Kindheit der Vater ſtarb, und nur die Mutter blieb, ſind meiſt weicher, umgänglicher, feiner, heiterer; ſolche, die der Vater nach dem Tode der Mutter erzog, derber, abgeſchloſſener, ungeſchickter, nachdenklicher; ſolche, welche mit Schweſtern aufgewachſen ſind, praktiſcher, als welche allein blieben. Wenn man irgend wen vollſtändig beurtheilen will, muß man ſeine Familie kennen; eines ihrer Mitglieder erklärt das andere.

Der Firniß der feinen Erziehung überzieht und verſteckt nur erſt die Knorren und Lücken unſers Weſens; an den rauheren Knorren der Erfahrung, der Erziehung durch's Leben, gleichen ſie ſich wirklich aus. Dieſe gibt uns wahre Bildung, jene nur den Schein der Bildung.

Große Thaten ſind oft zweideutig. Sie müſſen aus einem großen Daſein lebendig herauswachſen, um die rechte Bedeutung zu haben. Die Frucht muß dem Baum angehören, auf dem ſie hängt; was man nur hat oder thut, und nicht iſt, — oder was man ſich abzwingt, oder anlügt, wird todt geboren.

Die Blüthen des lebendigen Geſpräches, die Früchte des Lebens ſelbſt, ſchmücken und nähren ein Buch ganz anders als die Leichenſteine der Gelehrſamkeit.

Man merke wohl, daß das wahre Luſtſpiel dazu da ſei, wahre Luſt in uns zu erſchaffen: uns von den Feſſeln der conventionellen und der in uns ſelbſt waltenden Tyrannei zu erlöſen, und in einen vollkommenen Zuſtand zu verſetzen. Hiermit halte man die vorhandenen Luſtſpiele zuſammen.

Etwas Luſtigeres iſt kaum denkbar als die maccaroniſche Poeſie. Hier ſchafft ſich der Spaß ein eigenes Organ, mit welchem er, zwiſchen Norm und Willkür, herrlich waltet.

Aus den Stellen, die Jemand in Büchern anſtreicht, kann man auf ſein Bedürfniß oder auf ſein Steckenpferd ſchließen.

Poeſie iſt da, wo die Sprache Symbol wird, wo die Geiſter des Lebens ſich in Worte verkörpern.

Das Beſte, und wenn man es auch ausſprechen könnte, iſt man verdroſſen aufzuſchreiben. Es hängt ſo innig zuſammen, und am Ende braucht's doch das Leben zum Commentar. Das Leben aber bedarf des Geſchriebenen nicht.

Wenn Jemand Lügen vorbringt, wobei Zahlen vorkommen, ſo wählt er gewöhnlich ungleiche, als: 5, 15, 3, 1 u. ſ. w.; in der Meinung, man halte dieſe für wahrſcheinlicher.

Die Welt iſt kein Friedhof, wohl aber Gottes Acker.

Was man für ein Amt in der Welt bekleide, man muß die Amtsmiene ſo gut ſtudiren und ausüben, als die Amtspflicht.

Gelte doch im Geſellſchaftlichen, was im Sittlichen gilt, — daß man von Andern nicht fordre, worüber man nicht erſt ſich ſelbſt redlich geprüft hat.

Das Leben iſt eine Geburt des Willens und der Nöthigung. Zufall und Privatführung ſind hohle Worte.

Das beſte Mittel ſich von Menſchenfurcht zu befreien, iſt: Menſchenkenntniß. Wer die Motive kennt, welche die Welt bewegen, wird ſich eher Mühe geben müſſen, das Gefühl der Verachtung zu unterdrücken.

Wer ſich nicht oft gern täuſcht, der hat die rechte Weisheit noch nicht.

Es kommt die Zeit, wo man den verborgenen Seher ſucht und frägt, — und käme ſie nimmer, wer wäre glücklicher als er? —

Freundſchaft, Liebe, Achtung — ſind nur ganz allgemeine Ausdrücke. Man hat im Grunde zu jedem Menſchen ein eigenes Verhältniß, welches man mit einem Worte nicht ſpecificiren kann.

Die Menſchen wollen nicht, daß man ihnen helfe, ſondern, daß man ihren Willen thue.

Der alſo hätte die Palme verdient, der ſie zu fördern wüßte, indem er ihren Wünſchen ſchmeichelt. Der ächte Dichter?

Das Hauptproblem der höheren Pädagogik iſt: kann Kraft geſchaffen, gebildet, geſteigert, beſtimmt werden? und wie?

Der Diamant dünkt dem Getaste kalt; er ist aber der feurigste Stoff.

„Es gibt eine zweifache Unruhe: die eine hackt wie Prometheus Geier ewig am blutenden Herzen; die andere zieht ewig aufwärts wie Zeus Adler den Ganymed.“

Der Wahn und die Träume des menschlichen Geschlechtes sind unbewußte Zeugen seiner Erhabenheit. In diesem mystischen Zuge nach unten und nach oben liest der Denker die Hieroglyphe von der Tiefe und Höhe der menschlichen Natur.

Schon Plato nannte den Eigensinn den Begleiter der Einsamkeit.

„Ich kann nicht“ ist in sittlichen Dingen ein nichtig Wort. Man soll eben können lernen.

Bücher sind Brillen, durch welche wir die Welt betrachten; bald trübend, bald verschärfend, bald verzerrend, immer nöthiger, je schwächer die Augen werden, nie dem gesunden, freien Blicke gleich kommend.

Die Höflichkeit der modernen Welt beruht wie die Tugend selbst, auf der Beschränkung des Einzelnen gegen das Ganze. Ihr Gesetz ist Aufmerksamkeit auf das Behagen Anderer, mit Aufopferung des eigenen. Es bedarf

nur einigen Nachſinnens, um die tiefe Wichtigkeit einer ſolchen Convention für uns einzuſehen; einer Convention, die uns die Tugend erſetzen, — oder zu ihr leiten ſoll

---

Das Ritterthum des Mittelalters gibt Anlaß zu ähnlichen Betrachtungen.

Wo die Natur am innigſten wirken will, da zieht ſie ſich in's Verborgene zurück. Den Samen entrückt ſie dem Lichte, das Weizenkorn begräbt ſie in die Erde, daß es dort keime; den Leib des Menſchen erneut ſie im nächtlichen Schlafe, und aus der Tiefe ſeines Geiſtes ſchafft ſie geiſtiges Leben.

Sei ſtets aufmerkſam auf Dich, ohne Hypochondrie, — aufmerkſam auf Andere, ohne Mißtrauen, — Anderer eingedenk im Unglücke, Deines Bewußtſeins mächtig im Glücke.

Ohne alle Täuſchung nichts Menſchliches. Unſerem Zuſtande iſt das Zwielicht gemäß. Wollen wir allen Schein abthun, ſo mögen wir nur lieber gleich aufhören zu reden, zu converſiren und zu ſchreiben.

Man lernt von Außen nach Innen, von Innen nach Außen bildet man ſich.

Vernunft hat Jeder, und wie Wenige ſind vernünftig!

Wer als Jüngling nicht wärmte, wie soll er leuchten als Mann?

Frauen gewinnt ein entschiedenes Betragen. Da ihre Natur passiv ist, so muß man ihnen nichts zu entscheiden, zu zweifeln, zu thun übrig lassen.

Die Phantasie blüht herrlich, aber sie trägt bittre Früchte. Blüthenlos wächst die Erkenntniß, ihre Früchte aber sind nahrhaft.

Je mehr man in sich erlebt hat, deste mehr Theil nimmt man an Andern, und weniger an sich selbst.

„Oeffentliche Meinung!" Machen uns doch die Meinungen der Einzelnen genug zu schaffen, — und nun erst eine, die aus Allen zusammengesetzt ist! —

Wie soll man aber den Instinkt nennen, kraft dessen doch wirklich das Aechte allmählig anerkannt und das Schlechte verworfen oder vergessen wird? — Es bleibt eine merkwürdige Erscheinung.

Der Umgang mit Menschen ist wahrer Umgang. Man geht ewig um einander herum, ohne sich näher zu kommen.

Es gibt keine Frage ohne Antwort, wie es keine Liebe ohne Gegenliebe gibt.

Wer ſich verſchließen gelernt hat, dem thut es doppelt wohl, wenn er ſich aufſchließen darf.

Daß die Irrenden den Irrthum mit mehr Leidenſchaft lieben, als die Einſichtigen das Wahre, liegt in der Natur der Sache. Denn der Irrthum iſt ein Kind des Menſchen, von ihm wird er erzeugt, und als Kind gehegt. Die Wahrheit dagegen fordert, daß der Menſch ſich unterordne; und iſt außerdem Ruhe, und nicht Leidenſchaft.

Wie man nur immer im Weltlauf die Menſchen durch „gut" und „bös" unterſcheiden mag! Schlecht ſind Wenige, und noch Wenigere gut! Gar nichts ſind die Meiſten.

Uebereinſtimmung und Billigung iſt zweierlei. Habe ich einen folgerichtigen Menſchen in ſeinem Zuſammenhange begriffen, ſo muß ich in ihm auch Dasjenige, was mir widerſtrebt, als zu ſeinem Ganzen gehörig, billigen. Jeder kann mit und neben den Andern ſein eigenes Weſen ausbilden, ausſprechen und wiederhohlen.

Aberglaube und Unglaube: keines rühme ſich eines Vorzugs! Beide ſind außerhalb des Bezirkes der Vernunft.

Lieben und Verſtehen ſind zwei Formen Einer Sache. Das Verſtehen iſt das wahre Lieben, und nur die Liebe

verstehn innig. Diese Einheit muß man verstehen und lieben lernen.

Glücklich, wem das Leben zum Gedichte ward, — aber ein Jammer ist es, wenn das Gedicht das Leben supplíren will.

So viele Klagen der Verliebten wurzeln in dem ganz gemeinen Irrthume: als müßte unsere Langweiligkeit für die liebenswürdigen Schönen eben so viel Reiz haben, als ihre Anmuth für uns.

Die Medisance der Gesellschaft hat den unschätzbarsten Nutzen für unser Selbsterkennen. Es ist merkwürdig, welchen feinen Tact das Mißwollen für Fehler hat; es verkennet nie ganz ohne Grund.

Wer von Jemand, den ich bisher haßte, günstig spricht, dem danke ich aus tiefster Seele: er nährt in mir die Duldung, das göttlichste Gefühl.

Jemanden keinen Dank schulden wollen, ist gegen edle Menschen die roheste Art des Undanks.

Man sollte nur den Umgang solcher Menschen suchen, denen gegenüber man sich zusammennehmen muß.

Nicht das Verdienst, sondern das Streben bedingt Freundschaft. Jünglinge, die denselben Gott im Busen tragen, sollten einander nicht verhehlen, wo es ihnen gebricht, sondern sich gegenseitig mit eben so viel Liebe als Strenge fördern.

Wenn wir mit berühmten Menschen zusammenkommen, imponirt uns ihre Erscheinung leicht. Ist sie unbedeutend, so gefällt uns das Bescheidene, und im Gegensatz, — ist sie auffallend, das Ungewöhnliche.

Ist es gedeihlich für irgend wen, ist es edel, zu seinem Umgange bloß Schmeichler zu wählen? Eben so ist's mit der Lectüre von Büchern, die uns gefallen, die uns keine wehthuende Wahrheit sagen.

Wer unter Thoren schweigt, läßt Vernunft, wer unter Vernünftigen schweigt, Thorheit vermuthen.

„Tugend", sagt Schiller, „ist nichts anderes als Neigung zur Pflicht."

„Tugend", sagen Kant und Goethe, „ist nichts anderes als Sieg der Pflicht über die Neigung."

„Tugend", sagt Jean Paul, „ist nicht kalte Pflicht, sondern Liebe, welche, wie über dem höchsten Gebirge noch der Adler, hoch über jener schwebt."

Wie? wissen die Besten nicht klar, was Tugend ist? oder sagen sie vielleicht dasselbe, indem sie sich zu wider-

sprechen scheinen? Mich dünkt das Letztere. Alle Entwicklung ist ein Ringen, ein Kampf; da muß der Begriff der Pflicht die Neigung überwinden; während der Uebung bildet sich die stille Neigung zur Pflicht; und auf der Höhe der Bildung wird Sollen und Wollen, als Liebe, zu [illegible]seligenden Harmonie.

Das oft zu hörende Wort „Ich bin im Reinen mit mir; ich habe abgeschlossen; ich bin fertig", u. dgl. kann vernünftigerweise nichts anders bedeuten, als: ich kenne nun meine Schwäche, und weiß, wie ich sie zu heben, — kenne meine Sphäre, und weiß, was ich zu thun habe. In diesem Sinne ist jenes Wort ehrwürdig, in jedem andern lächerlich.

Jedem endlichen Geiste ist sein Gesetz eingepflanzt, nach welchem er sich zu der ihm gemäßen Form entwickelt. Keinem kann man eine solche Regel dictiren, man kann nur Jedem die Nahrung geben, deren er zum Wachsthume, — das Licht, dessen er bedarf, um die Richtung nach oben zu finden.

Was an den Athenern so groß war? Daß sie den Aristophanes neben dem Sokrates gelten ließen.

Menschen, welche die Seichtigkeit des Erkennens durch die Fertigkeit des Redens verstecken, — sie fühlen die Bedeutung der Worte nicht, die sie aussprechen, und verschwenden sie deßhalb. Sie imponiren manchmal auch dem

Tieferen, der einen solchen Leichtsinn nicht voraussetzt, und gewohnt bei jedem Ausdrucke etwas zu denken oder zu fühlen, sich jede Wendung ins Klare und Verstandene aufzulösen, ihrem Redestrom nicht folgen, nicht begreifen kann, wie man so viel Wichtiges in solcher Schnelligkeit abthun könne. — Es gibt eine ganze Poesie solcher Art, die besonders jetzt in Deutschland gehandhabt wird; der hat gleichsam das Idiom alles Großen und Bedeutenden weg, und braust in einem gewaltigen Strome einher, der keine Quelle und keine Mündung hat. Still und ächt Denkende verstehen mich hierin ganz gut.

Der Grundirrthum der Bessern ist: daß sie zu Viel, daß sie Alles wollen. Es gilt aber, das Eine zu opfern, wenn man das Andere erringen will, es gilt mit sich abzuschließen, und sich für oder wider zu erklären. Und das ist der höhere Sinn des Zunftwesens der Parteilichkeit.

„Das Licht ist für alle Augen; aber nicht alle Augen sind für das Licht."

Das Ganze jedes Menschen ist ein Knäuel; man muß ihn nicht zerreißen, sondern die Fäden auseinander suchen, die oft wundersam verwebt, doch endlich Einheit und Zusammenhang offenbaren. Je öfter man das versucht, desto geübter wird man darin, je geübter man ist, desto billiger urtheilt man über die Menschen.

Verneinen sollte man Niemanden, — man muß Jeden zu erklären suchen.

In Neigungen der Freunde mische man sich nicht, nur in ihr Streben.

Wer stets das nächste Ziel vor Augen hält, erreicht allgemach das entfernteste; wer mit vollen Segeln auf dieses zusteuert, wird kaum an jenes gelangen.

Unsere Zeit, rasch und weitaussehend, verschmäht die Uebergänge; die Uebergangspunkte aber sind die Lebenspunkte.

„Eigen Lob stinkt;" ein Sprichwort, das in manchem Sinne zu begränzen ist. Abgesehen davon, — was schon ein Besserer gesagt hat — daß fremder Tadel auch nicht gut riecht, — kann sich die Bildung und der Werth, das Selbstbewußtsein verbergen? Und weiß irgend wer, was ein tüchtiger Mensch vermag und leistet, so zu begreifen, wie dieser selbst? Nein, nein! Das Anch'io des Correggio verdient Ehrfurcht, und wenn Einer, was immer, recht kann und versteht, so mag er's nur immer mit freudigem Behagen bekennen, wie es die Helden Homers gethan; mag immer sich seines Werthes vor den Seinen freuen, und sagen: „Das haben mir die Götter gegönnt, — das hab' ich aus mir gemacht!" Hinter jeder Selbsterniedrigung verbirgt sich etwas, — selten etwas Gutes. — Aechte Bescheidenheit ist: Zu wissen und nicht zu be-

ginnen, was man nicht vermag, und zu ſchweigen, wo Thoren prahlen.

Die Feinheit des Betragens, der gute Ton, iſt nie genug zu ſchätzen, weil darin die Form des wahrhaft Guten und Schönen gegeben iſt, die, wenn ſie auch nur äußerlich nachgeahmt wird, doch nicht ermangelt, allmählig die Luſt am Weſen ſelbſt zu erzeugen. Wie die Ehre, ſo iſt auch die Sitte unſerer Zeit ein Hebel, der die Tugend mindeſtens ſupplirt. Der Anſtand beſteht, wie die Tugend, in Selbſtbeherrſchung und beſſert, indem er darin übt. Er bildet, indem man bald bemerken muß, daß es kein beſſeres Mittel gibt, gebildet zu ſcheinen, als — es zu ſein.

Liebe als Pflicht zu fordern, bleibt lächerlich, und alle Neigung iſt Geſchenk. Biſt Du ihrer unwerth, — was kannſt Du dagegen ſagen? findeſt Du die Geliebte unwürdig, was kann Dir an ihr liegen? Und, abgeſehen von Werth oder Unwerth, was die Natur mit leiſer, aber allmächtiger Hand zu einander neigt, — willſt Du's trennen? Das beſte Mittel, Dir Liebe zu ſichern und zu bewahren, iſt: ſo liebenswürdig zu ſein, daß es ſchändlich wäre, ſich von Dir abzuwenden.

Eben weil Treue die ſchönſte Eigenſchaft eines liebenden Herzens, ein echtes Wunder, iſt, kann ſie nie zur Pflicht gemacht werden, und eben weil ſie nicht Pflicht iſt, iſt ſie da, wo ſie in ihrer Herrlichkeit erſcheint, ſo verehrungswürdig.

Es gibt eine Treue der Leidenschaft, von welcher ich eben geredet habe, die nicht Pflicht, sondern freiwillige Gabe ist; eine Treue, welche im Festhalten solcher Verhältnisse besteht, die auf innerem Verständnisse beruhen, die also auch nicht Pflicht, sondern eine Tochter der Einsicht eine Eigenschaft tüchtiger Charaktere ist; endlich eine Treue, die im gesellschaftlichen Verbande, dem heiligsten Zwecke der Menschheit, wurzelt, und allerdings Pflicht ist, und sein muß.

Ich glaubte stets, und glaube noch, daß durch gehöriges Unterscheiden den Begriffen sicherer ihr Recht widerfahre, als durch Vereinen des Unvereinbaren.

Selbst die Bessern, ja die Gebildetsten, begehen den Fehler bei Beurtheilung von Geisteswerken: das Erstaunliche dem Wahren vorzuziehen. Einsicht und Scharfblick verleiten uns, vom Schriftsteller zu fordern, daß er uns in Verwunderung setze, — nicht daß er uns etwas aufschließe. Jenes bezieht sich auf sein Talent, dieses auf unsere Förderniß. Das Gelungene imponirt, — das Wahre ist eben, was es ist, und verlangt eine kindliche Auffassung. Es will geliebt und verstanden sein, und wendet sich unmuthig von dem selbstgefälligen Verstande, der sich selbst den Genuß verdirbt, indem er ihn untersucht.

Als der Wilhelm Meister geschrieben wurde, da war es nöthig und zweckmäßig, den jungen Mann, der nach

Ausbildung strebte, von den Angelegenheiten des Gefühles und der Phantasie zu denen des praktischen Verstandes zu rufen, der einseitigen Richtung nach Innen die nach Außen zu substituiren. Nun wird, wie mich dünkt, das Gegentheil Bedürfniß: die Interessen des Tages, der Welt, des Aeußern, drohen alles innere Leben zu verschlingen. Die ganze Welt scheint zu einem Paris zu werden, zu einem gouffre, qui engloutit tout.

Es ist ein wahres Wort, „daß der Prophet bei den Seinen nicht gelte.“ Aber das sollte Niemanden eitel, kleinmüthig oder gleichgültig machen, — vielmehr Jeden bewegen, bei den Seinen so zu wirken und zu leben, daß sie ihn zu schätzen, zu achten, sich genöthigt sehen.

Je tiefer und reicher eine Natur, desto wunderlicher oft ihre Entfaltung. Sie geht manchmal periodenweise mit scheinbaren Rückfällen, manchmal turbulent und plötzlich vor sich, und es muß dabei Vieles vorkommen, was dem ruhigen Zuschauer dunkel erscheint, und was vorsichtig abgewartet werden muß.

„Nur die Sache ist verloren, die man aufgibt.“

Der ächte Weise unterscheidet sich vom gewöhnlichen Menschen nur dadurch, daß er seine Thorheit einsieht, und verbirgt.

Die Wenigsten irren aus Mangel im Denken; Viele aus falscher Richtung; die Meisten aus Uebertreibung; denn die Wahrheit liegt eigentlich viel näher, und ist viel einfacher als der Irrthum.

Linné hätte über die erste Ordnung seines zoologischen Systems setzen sollen:

„Homo, bimanus, sero sapiens."

Daß Etwas im Menschen ist, das über ihn selbst hinaus-tendirt, sei es in Bedürfen, Sehnsucht, Hoffnung, Glauben, Wirken oder Denken, — das ist das Abzeichen seiner Göttlichkeit, — das sei ihm die Bürgschaft des Ewigen!

Bedenke: Du in jedem Momente der Gegenwart eine Vergangenheit zu gründen; in Lernen, Handeln und Genießen. Denn nur die Erinnerung ist Besitz, die Gegenwart verrauscht, während sie ist, — und die Zukunft ist nie.

Heinrich's Freund thut Recht, daß er den Begriff der Autorität hoch hält. Was wäre dem sich Bildenden förderlicher als ein großes Vorbild? Er mag aber nur beherzigen: daß man sich an demselben ausbilden, — nicht aber in dasselbe hineinbilden müsse.

Unserer Zeit fehlen zwei Dinge, — vielleicht die besten:

1. Männer, welche selbst denken und schaffen. Uns charakterisirt die Halbheit; wir sind Immermann's Epigonen; wir dünken uns Ritter, weil wir mit Harnischen spielen. Und:

2. Wir wissen nicht zu verehren; der Begriff der Größe ist uns rein verloren gegangen, und zur poetischen Fabel geworden.

Nicht die Erregung des Gefühls, nur der ruhige Muth des Verstandes geht siegreich aus den beständigen Schlachten dieses Lebens hervor.

Daß die Jugend Trauerspiele, das reifere Alter Lustspiele vorzieht, schreibt Kant der Lebenskraft der erstern zu, die sich, nach schmerzlichen Eindrücken, schnell restaurirt und doppelt erquickt fühlt, während das letztere den Eindruck nicht so schnell verwinden kann. Mir scheint der Grund darin zu liegen: daß die Jugend den Ernst des Lebens noch nicht erfahren hat, sich also die tragischen Ereignisse, aus der Ferne, nur in dem Nimbus der Poesie vorstellt, — während der reife Mensch weiß, „daß der Tod — wie Schiller sagte — doch so ästhetisch nicht ist!"

Nichts verschlechtert den menschlichen Charakter so tief, als Frömmelei: weil sie eine Lüge eben des Heiligsten ist.

Wie Recidive stets schwerer als die erste Erkrankung zu heilen sind, so ist ein Frömmler, der, nach einem Inter-

valle von Halbvernunft, in eine verfeinerte Bigotterie verfällt, für immer verloren.

Alexander hielt, damit er ſich nicht überſchlafe, eine Kugel in der Hand. Das Leben bietet Dir in jedem Augenblicke eine ſolche; jeder Augenblick iſt eine Prüfung, unſer Daſein ein Lehrlingspfad, und ſtets Selbſtbewußtſein die Hauptaufgabe, die alle übrigen in ſich ſchließt.

Glaubt Ihr mir, — deſto beſſer für Euch! — verwerft Ihr mich, — ſo habt Ihr den Schaden davon!

Beſonders gern leſe ich Manuſcripte; ſie erſcheinen mir wie ein an mich geſchriebener Brief; die Perſönlichkeit des Verfaſſers tritt hervor, welche der Druck ins Allgemeine verwiſcht. — Dagegen muß ich meine eigenen Worte gedruckt vor mir ſeh'n, um ihnen ein vis-à-vis abzugewinnen.

Man ſagt: noscitur ex socio. Gut! wende das auf Dich an; frage Dich, wen Du, in jeder einzelnen Epoche Deines Lebens, ſuchteſt; wem Du Dich anſchließeſt; — vielleicht werden Dir ſo Deine Epochen verſtändlich.

Nimmſt Du an einem trefflichen Menſchen eine Uebertreibung, eine Einſeitigkeit wahr, ſo vermuthe, daß der Grund davon in irgend einer geheimen Oppoſition und Po-

lemik liegt, welchen man durch die Geſchichte des Individuums erfahren müßte. So war es bei Rouſſeau, Jakobi, Börne, — auch bei Leſſing und Goethe manchmal.

Man braucht kein Skeptiker und Sophiſt zu ſein, um einzuſehen, daß die Dinge überhaupt verſchiedene Seiten darbieten, ſie aufzufaſſen. Je mehr man denkt und lebt, deſto öfter wiederholen ſich die Belege zu dieſer Ueberzeugung, ſo, daß man ſich endlich kaum mehr entſchließt, etwas Allgemeines mit Beſtimmtheit auszuſprechen, — ſondern Alles, was man ſagt, verclauſulirt und mannigfach bedingt. Hierin ſcheint mir auch Eine von den Urſachen zu liegen, welche Goethe's Stil in ſeinem höhern Alter ſo vag, bedenklich und umgehend machten, wie man es ihm mit Recht vorwarf.

Zu der Behutſamkeit, welche dem Ehrlichen die Sache diktirt, von der er ſprechen ſoll, kommt noch die einſchüchternde Kenntniß der Welt, zu der er davon ſprechen ſoll, — und ſo kommt es, daß man ſich endlich ſcheut, irgend etwas öffentlich auszuſprechen.

Streiten aber mag ich und kann ich ſchon gar nicht; am wenigſten, wo ich's beſſer weiß. Da knüpft ſich Eins an's Andre ſo innig in unendlicher Verkettung, daß ich nie fertig würde; und ich finde, daß mein Gegner, wenn er nur folgerichtig iſt, eigentlich auch das Wahre ſagt, — nur

anders. Das iſt immer meine Antwort, wenn Julius mich zu Controverſen gegen Andre nöthigen will.

Ehen, welche die Convenienz einleitet, ſind verderblich; die, welche die Leidenſchaft ſchließt, unglücklich. Gut! was gibt denn nun eine gute Ehe? Das rechte Verhältniß der Beiden, die ſie eingehen. Hier iſt nichts Beſtimmteres zu ſagen.

Feine Bildung — ſagte neulich Helene — iſt gleich erfreulich wie naive Geradheit. Unerträglich ſind nur jene Zwitterkreiſe, wo man ohne Bildung vornehm, und ohne Wahrheit natürlich ſein will. Wo Jeder wahr ſein darf, da wird er auch, nach ſeiner Weiſe, anmuthig ſein. Man ſchreibt den höhern Cirkeln Steifheit, den niedern Rohheit zu. Keineswegs! beides ſind nur jene mittlern!

Wie Manche affectiren Blaſirtheit, als ob ihnen nichts mehr Staunen, Vergnügen oder Schmerz abgewinnen könnte! — und ich, wenn ich mich ehrlich erforſche, affectire das Gegentheil: Intereſſe an Dingen, die mir längſt keines mehr einflößen! Affectiren? nein, ich trete mir zu nahe! ich nöthige mich zu einem Intereſſe; ich lüge es nicht.

Nicht die Schlechtigkeit der Meiſten bringt den Guten zur Verzweiflung, ſondern die Schwäche der Beſſern. Sie ſehen Einer im Schickſale des Andern das eigne, — und thut doch Keiner einen Schritt! Keiner wagt es, ſich

laut zu bekennen, und das Verkannte zu vertreten. Ich darf das wohl in mein Tagebuch schreiben; denn ich habe gethan, was ich fordre; und, wenn meine Freunde, wie sie vorhaben, unsre Ansichten veröffentlichen, so werden auch sie das Märtyrthum derer erfahren, die es wagen, sich dem Tag zu widersetzen. Molière hat es gekannt, als er seinen Alceſt zeichnete.

Menschen, wie Völkern, begegnet immer wieder dasselbe, — nur in andern Formen, — in weitern, combinirteren.

Es gibt zwei Stufen der Bildung. Auf der ersten steht der, welcher anfängt, in allem Ernste über sich selbst zu denken. Dadurch, daß man sich zum Gegenstande wird, wird man mündig — das geistige Daſein beginnt.

Ohne diese Stufe zu betreten, kann man nie zur zweiten gelangen, und wer sie betritt, sondert sich sofort schon aus dem Niveau der Welt heraus; denn, so nahe die Selbstbetrachtung zu liegen scheint, so glaubt mir, daß nur sehr Wenige — selbst von Dichtern und Gelehrten — wahrhaft dazu gelangen! Auf der zweiten Stufe steht der, welcher beginnt, das Denken über sich in ein Wirken auf sich zu verwandeln, — der sich beherrscht, bethätigt, und etwas hervorbringt. Hier wird das geistige Daſein zum Leben; es bildet sich der Charakter, — und auf dem Charakter beruht der menschliche Werth. Was frommt es, meinen Kreis bemeſſen zu haben, wenn ich ihn nicht ausfülle?

meinen Fehler zu kennen, wenn ich ihn nicht bessere? Auf der ersten Stufe bleiben meist selbst die Berufenen stehn, — denn auserwählt sind die Wenigsten!

Es gibt gewisse Gattungs-Abstractionen, — allgemeine, symbolische Schemata; — wenn man diese weg hat, wozu freilich Organ und Uebung nöthig sind, so kann man über das meiste Specielle im Vorhinein urtheilen, weil sich dieses immer unter jene Begriffe ordnet.

Eben so gibt es lebendige Durchkreuzungspunkte, in welchen sich alle Radien des Wissens und Strebens begegnen; wenn man sie kennt, zieht man Linien von einem zum andern, und orientirt sich.

Beide, jene Gattungstypen und diese Lebenspunkte, liefern einen Behelf, das Leben anticipando zu begreifen und ihm gewachsen zu werden.

Diese Dinge — ich fühl's — sind schwer deutlich zu machen; — aber der Suchende, denk etwas Aehnliches verschwebt, versteht mich wohl.

Eine einseitige Richtung, wenn sie von Innen, nicht durch Umstände, bedingt wird, deutet auf eine Anlage. Diese muß man verstehen, entfalten, leiten, — nicht unterdrücken. Man muß dem Strebenden nicht andre Zwecke hinschieben, sondern ihm behülflich sein, den seinen zu erreichen; was hilft ihm der Weg, den Er nicht gehn kann? ist doch keiner ausschließlich, und jeder der rechte! Oft auch sucht Jemand Etwas dort, wo es nicht zu finden ist. —

und man verkennt darüber, was er ſucht. Wahrlich! es iſt ſchwerer zu rathen, als zu thun!

Warum wir ſo ſelten finden, was wir erwartet haben? Die Erwartungen ſind imaginär, und richten ſich nach der Individualität deſſen, der ſie ſich bildet. Die Gegenſtände ſind wirklich, und verlangen, daß ſich der Begriff nach ihnen umbilde. Alles Wirkliche lebt ein eigenes Leben, und wir müſſen von unſerm etwas opfern, um es zu faſſen. Die Imagination iſt ein Theil unſres Daſeins; je größer die Objekte ſind, deſto größer wird ſich der Abſtand zwiſchen ihnen und unſerm Vermögen zeigen. Nur höchſt poetiſche Naturen werden in Italien ihre Erwartungen befriedigt fühlen. Was wir uns beiläufig vorzuſtellen fähig waren, wird auch der Erwartung entſprechen; was uns bilden, umändern, ſich gewachſen machen muß, — nicht. Ideale ſind reizend, aber ſchwächlich, — das Reale iſt herb, aber nachhältig.

Trefflicher, deutſcher Ausdruck: „Daß Einem das Herz im Leibe lacht!“ Wer empfindet nicht ſo was, vom gemeinen Lachen über das Komiſche ganz Verſchiedenes, beim Anſchauen wahrer Anmuth und Schönheit?

Dunkle Vorſtellungen ſind oft in der Wirkung ſtärker als helle; z. B. das ſpontane ſich Aufwecken aus dem Schlafe, wenn man ſich's vorgenommen, die Leidenſchaft

a ſ. w. Der Menſch aber, in welchem die klaren ſtärker wirken, iſt der vorzüglichere. In ihm überwiegt das Bewußtſein die Empfindung, der Geiſt den Trieb.

„Was wir — rief neulich ſelbſt Julius aus — für ein Geſchlecht ſind! Wie wir, Jeder mit ſeinem Theile elend, verſtümmelt, verletzt, Keiner an Leib und Seele vollſtändig, herumſchleichen, durch's unbegriffne Leben hinken!“

Je mehr Analyſen einer Syntheſe zu Grunde liegen, je mehr Contraſte in eine Einheit ſubſumirt werden, deſto höher iſt dieſe. So ſteht organiſch das Thier über dem Foſſil, — ſo der gebildete, durch Kämpfe jeder Art geſchulte Menſch über dem gewöhnlichen.

Ein nur in Deutſchland vorfindiges (wohl hier erfundenes) Charakterbild: der pedantiſche Phantaſt, oder phantaſtiſche Pedant. Z. B. Viele von Jenen, die ſich mit Ur-mythologemen, mit philoſophiſch-poetiſcher Humoriſtik u. dgl. was wiſſen. Denn nur uns Deutſchen iſt die Kunſt eigen: excentriſch und bornirt zugleich zu ſein.

Wer die Beſtandtheile deſſen, was man die große Welt nennt, im Einzelnen kennt, wird ſich gewiß, wenn ſie ihm nicht völlig gleichgültig wird, ohne Gene in ihr bewegen! Wenn Einmal die Mathematik Unrecht hat, ſo hat ſie's hier, — wo ſo ungleiche Größen, addirt, eine

Summe, — ja ſo viele Nullen ein Ganzes, ein imponirendes Ganzes, geben!

Die Jugend überhebt ſich in dem Gefühle, Alles leicht nehmen zu können, — auch das Leben. Sie ſpielt mit Zündſtoffen. Mit den Jahren wächſt die Wichtigkeit der Dinge, — über die man ſich hinaus ſetzt, weil man ſie nicht begreift. Für den Jüngling gibt es keine Räthſel, — dem Manne begegnen ſie auf jedem Schritte.

Wie ich hier in meiner Laube ſitze, und die Blätter dieſes Tagebuchs, wie die abgefall'nen vom Baume meines Lebens, vor mir vorüberrauſchen, überfällt mich eine eigene, halb traurige, halb — ſoll ich ſagen „ſchadenfrohe" (wie Lucrez's suave mari magno etc.)? — Empfindung: zuzuſehen, wie die Andern, auch die Guten ſich abmühen und in allen Fernen quälen. Nur zu! Ihr müßt Euch verlieren, um Euch zu finden.

Unſre Perſönlichkeit, dies unbegreifliche Kind der Einheit und Allheit, das keine reine Action iſt, weil wir ſonſt willkürlich leben oder ſterben könnten, keine reine Paſſion, weil wir ſonſt keine Erinnerung hätten, — dieſes Ich, welches an einem Faden hängt, den ein höheres Ich herabläßt, — dieſes ſich ewig Verwandelnde und ewig Beharrende, — es iſt offenbar die Quelle meiner Seligkeit, wie es den Grund meiner Leiden enthält. Ich habe die mir zugemeſſene Spanne Zeit redlich dazu verwendet, meine Sphäre zu behaupten, dem All Etwas für ſie abzuringen, und was bleibt

nun, als die Zuverſicht, mit dem letzten Ringen auch jene ſchweren Feſſeln abzuſchütteln, die nur die feige, erbärmliche Selbſtſucht ewig zu tragen wünſchen kann?

Und welche Freiheit, Julius, willſt Du, als die Deiner göttlichen Natur? iſt nicht Dein Wille ein Strahl des ewigen? als Theil biſt Du frei; was willſt Du mehr? ein Ganzes ſein? ſo verlierſt Du Dich ſelbſt. Sei, was Du biſt! Das iſt Alles: Du ergibſt Dich dann mit Freiheit dem Ganzen, — und das iſt Liebe; Liebe nur befreit, und Gottes Liebe beſtätigt die Perſönlichkeit des Einzelnen, der nur in Ihm lebt und webt.

Wie? die Ueberzeugung von der ewigen Nothwendigkeit mache uns müßig? Du fühlſt mit heiterem Bewußtſein, daß Du nicht nach wandelbaren Abſichten, ſondern nach ewigen Geſetzen handelſt, — und möchteſt Du müßig ſein? Denke beruhigt: daß, es ſei nun mit Dir ſo oder ſo geweſen, nichts umſonſt geweſen iſt, daß Dein Daſein in der unendlichen Kette ſeine Stelle eingenommen, Dein Zweifeine beſtimmte Frucht, wenn auch ohne Blüthe, getragen hat! Und vollends, Julius, in Fällen, wo der Menſch am Rande des um ihn gezogenen Kreiſes ſteht, wo ihm kein Andrer helfen kann, ja wo Niemand ſeine innern Kämpfe ſieht, und die ſchmerzlichſte Frage ſeiner Seele vernimmt, — was ſchirmt ihn da vor der geiſtigen Vernichtung, was hält an ſeiner Seite aus, deckt ihn liebevoll mit heiliger, wohlthätiger Dunkelheit, und reicht ihm den kühlen, den letzten, Labetrank, — als Du, ehrwürdiger Glaube, der Du, wenn nicht Frieden, doch Ruhe gibſt? An dem Saume des Gewandes der Ewigkeit, wenn es, im Vor-

überſchweben den lechzenden Mund des Elender berührt, der ſich, verſchmachtend, im Wüſtenſand des Lebens krümmt, fühlt er ſich erquickt, und lächelt noch Einmal, ehe er ſchwindet. Er hat ſein Tagewerk gethan, — noch im Fallen zu kämpfen, war ſeine Loſung, zu der auch wir uns bekennen; wir, die wir, welche Zeiten und Räume uns auch trennen, eine ſtille, unvergängliche Gemeinde bilden. Wohin auch das Schickſal dieſe Blätter zerſtreue, ſie werden in jeder Ferne Seelen finden, die unſeres Glaubens ſind, oder eine Erde, ihn anzubauen; ſie werden ihren Zweck erfüllen: zur Betrachtung, — und was viel höher und wichtiger iſt, — zur Thätigkeit anzuregen!

Zur

Diätetik der Seele.

Zur Einleitung.

Wir werden populär, indem wir affektiren ärmer an Geiſt zu ſein, als wir ſind.

Bulwer.

Unſere Zeit iſt raſch, ſtürmiſch und leichtſinnig. Man erweiſet ſich ſelbſt und dem leſenden Publikum eine ächte, geiſtige Wohlthat, wenn man den Blick von dem entmuthigenden Leben einer vulkaniſchen Gegenwart von dem noch entmuthigendern Schwanken einer in tauſend nichtige Richtungen zerfallenen Literatur ab, und den ſtillen Regionen der Naturforſchung des innereu Menſchen, der Betrachtung unſeres Selbſt, zu wendet. Hier wird uns unſer Zuſammenhang mit den Dingen, unſer Zweck, unſere Pflicht klar; und, indem wir mit der Welt, die uns nichts zu gewähren im Stande iſt, heiter abſchließen, fühlen wir, daß der verloren geglaubte Friede wieder bei uns einkehrt, und daß eine zweite Unſchuld ihr klares, beruhigendes Licht über unſer Daſein verbreitet. Mag, ſo lange wir Knaben ſind, das Knabenſpiel der Reime, das nur in der Hand des Genie's zum inhaltſchweren Symbole wird, auch uns Unbegabte beſchäftigen; den Mann erquicke das Denken

über sein tiefstes, heiligstes Verhältniß; hier übt er nur ein Geschäft aus, wozu Jeder auf Erden fähig ist, weil es Jedem aufgegeben ward. „Unsere Schriftsteller", heißt es in einem geistreichen Aufsatze des Freiherrn v. Sternberg, „schreiben auf dem offenen Markt, nicht mehr in der einsamen Stube. Darum findet sich so viel Lärm, so viel Staub, so viel Landstraßenwirklichkeit in ihren Werken; aber es verschwindet daraus immer mehr die geheimnißvolle Tiefe und Klarheit, die, ein schönes Wunder, in den Büchern unserer Alten lebt. Dazu kommt die Hast, zu der wir heutzutage Alle getrieben werden: um nur nicht nachzubleiben, wirft der Philosoph seine Ideen dem Staate zu, der Dichter seine Gefühle der Gesellschaft; und Beide sind zufrieden, wenn sie eine heftige, augenblickliche Wirkung sehen. Wer hat jetzt Zeit alt zu werden, und Bücher zu schreiben, welche nicht veralten?" — Solchen gerechten Klagen zu begegnen, solchen Tendenzen entgegen zu wirken, sind diese Blätter geschrieben. Sie sind im Sinne des Ausruhens abgefaßt worden, zu eigener Erholung und Sammlung; in diesem Sinne müssen sie auch gelesen werden, wenn sie dem Leser etwas sein sollen.

Durch ein vielleicht seltsam scheinendes Gewebe von Ethik und Diätetik, habe ich die Macht des menschlichen Geistes über den Leib zu praktischer Anschaulichkeit zu bringen versucht. „Die Aerzte", pflegt das Publikum zu sagen, „erklären sich heftig gegen alles Populärmachen ihrer Kunst, gegen alles medicinische Selbststudium; sie fürchten, wie es scheint, daß wir das Zweifelhafte, das Unzulängliche ihrer

Erkenntniſſe, ihres Verfahrens, gewahr werden, und ſo das Vertrauen verlieren möchten; es iſt ihr Vortheil, uns in der Täuſchung zu erhalten.“ So raiſonnirt das Publikum; ja ein ärztlicher Schriftſteller der jüngſten Tage vereinigt ſich mit ihm. — Geſetzt, Alles das wäre ſo, — iſt es nur unſer Vortheil? iſt es nicht auch der eure? Wenn euch das Vertrauen heilt, ſeid ihr dann weniger geheilt, als wenn euch Eiſen oder China geheilt hätte? iſt das Vertrauen nicht eine wirkliche Kraft? iſt es Täuſchung, wenn man ſich ihrer ſo gut als einer phyſiſchen bedient? Sollte man nicht wünſchen, ſie in ſich ſelbſt erwecken zu können? die Kunſt der Selbſttäuſchung zu eigenem Wohle zu beſitzen — wenn ſie ſo ſchöne Wunder wirkt? Was nun von ihr etwa lehrbar wäre, andeutend mitzutheilen, dazu eben wollen die folgenden Blätter beitragen. Ich ſage „andeutend“, denn bei Allem, was der Menſch auf ſich ſelbſt beziehen, was in ihm praktiſch werden ſoll, muß das Beſte ihm ſelbſt überlaſſen bleiben.

Ich habe mich bemüht, im beſten Sinne des Wortes „populär“ zu ſein. Durch ächte Popularität ſinkt der Schriftſteller nicht zum Gemeinen herab; er zieht das Gemeine empor, indem er dem Geiſte des Bildungsluſtigen überhaupt, ohne Rückſicht auf Gelehrſamkeit, das Höhere und Höchſte näher bringt, faßlicher und anziehender macht; indem er das gewöhnliche, ſtoffartige Wiſſen durch fruchtbare Behandlung, durch lebendige Bezüge, zur ächten Bildung adelt. Er arbeitet mit am großen Werke der Menſchheit, am Plane der Vorſehung, welche, wie es die Geſchichte

lehren zu wollen ſcheint, die Intelligenz zuerſt in einzelnen Geiſtern zur Reife bringt, und dann, von ihnen aus, über die Erde weiter verbreitet; wie der Strahl des Tages von den Gipfeln aus allmälich die Thäler und Ebenen erhellt.

Die häufigen Anführungen bedeutender Worte von bedeutenden Menſchen wünſchen darzulegen, wie ſehr die Einſichtvollen, die Erfahrenſten von jeher in dieſen Dingen Einer Ueberzeugung waren — wie ſehr die mannigfachſten Ergebniſſe zum Glauben drängen, — und: daß ich nichts ſage, was nicht vor mir gedacht, ſchon geſagt worden wäre. Leider! iſt es ſo Vielen doch neu; und man darf wohl behaupten, daß von allen Künſten keine ſo ſelten das Geſchäft eines menſchlichen Lebens ausmacht, als die Kunſt, die ich hier predige, die Kunſt: ſich zu beherrſchen. Und doch iſt ſie das Erſte und das Letzte.

Nichts wird zur Fleiſchwerdung der Geſetze, deren Geiſt wir hier aufzufaſſen ſtreben, förderlicher ſein, als die redliche Führung eines Tagebuchs, das aus kurzen, aber wahren, fruchtbaren, individuellen Notizen beſtehen mag: eben ſo treu und fein, nur etwas weniger hypochondriſch als das Lichtenberg's. Hippel meint, daß das, was man gewöhnlich für Genie halte, nichts ſei als unausgeſetzte Beſchäftigung mit ſich ſelbſt. Die als Anhang beigegebenen Blätter ſind einem ſolchen Tagebuche entnommen*).

*) Nur freilich mußte hier, mit Rückſicht auf Veröffentlichung, gerade das Individuelle wegbleiben, und nur, was ſich als Maxime ausſprechen ließ, gegeben werden.

Das Namenregiſter verdanke ich der Gefälligkeit eines Freundes. Unſere Zeit legt auf Namen einen beſonderen Werth. Jede Anſicht, jeder Ausſpruch ſoll geſtämpelt ſein, ſoll eine berühmte Firma vorzuweiſen haben: Album's mit angeſehenen Unterſchriften werden errichtet, Autogramme bekannter Perſonen werden geſammelt, Citate dürfen nicht fehlen, wenn ein docirendes Buch für anziehend gelten ſoll. Nun gut, hier gibt es Citate. Und damit ja die Neugierde nicht unbefriedigt bleibe, gibt jenes Verzeichniß auch über ſolche Stellen Aufſchluß, deren Eigner im Texte, um dieſen nicht zu bunt und unterbrochen zu machen, nicht genannt wurden.

Ob durch dieſe wohlgemeinten Reflexionen auch nur Ein Hypochondriſt geheilt, oder erheitert werden wird? ich zweifle. Genug, wenn ſie den Heitern nicht hypochondriſch machen.

I.

Der Geiſt iſt an den Stoff gebunden, — aber auch der Stoff an den Geiſt.

Unter dem Ausdrucke „Seelendiätetik“ wird man ſich eine Lehre von den Mitteln denken, wodurch die Geſundheit der Seele ſelbſt bewahrt wird. Dieſe Lehre iſt die Moral; und wenn gleich zuletzt alle Beſtrebungen und Erkenntniſſe des Menſchen ſich in dem großen Ziele vereinigen: ſeine Sittlichkeit, die eigentliche Blume ſeines Lebens, die Beſtimmung ſeines Daſeins, zu pflegen und zu fördern, — ſo haben wir doch hier vorzugsweiſe jene Kraft des Geiſtes vor Augen, wodurch er die dem Körper drohenden Uebel abzuwehren vermag; eine Kraft, deren Vorhandenſein kaum je geläugnet, deren Wunder oft erzählt und beſtaunt, deren Geſetze ſelten unterſucht, deren Thätigkeit noch ſeltener ins praktiſche Leben gerufen zu werden pflegt. Jede Kraft aber, welche aus der Quelle des geiſtigen Lebens fließt, vermag der Menſch, indem er ſie bildet, zur Kunſt zu geſtalten: denn die Kunſt iſt ein gebildetes Können; und wenn er es dahin gebracht hat, daß ihm das Leben ſelbſt zur Kunſt ward, warum ſoll es ihm die Geſundheit nicht werden können, die das Leben des Lebens iſt? Das iſt nun die Diätetik der Seele (die Seele

der Diätetik, — wie Einer unſerer Recenſenten eben ſo freundlich als treffend commentirte —), von der ich ſpreche; die ich nicht abhandeln, wohl aber Beiträge zu ihr liefern will.

Kant hat in einer wohldurchdachten Schrift „von der Macht des Gemüthes" gehandelt, „durch den bloßen Vorſatz, krankhafter Gefühle Meiſter zu werden." Wir gehen weiter; wir wollen nicht bloß Gefühle bemeiſtern, ſondern wo möglich das Erkranken ſelbſt. Man kann ſo oft der Seele nur durch den Körper, — warum nicht dieſem auch einmal durch jene zu Hilfe kommen? Vielleicht haben Aerzte und — wir ſelbſt (denn hier gälte es vor Andern wohl ſein eigener Arzt zu ſein) dieſem Geſichtspunkte noch nicht die volle Aufmerkſamkeit gewidmet, die er verdient. „Glückliche Zweiheit menſchlicher Natur! — ruft eine gemüthliche Schriftſtellerin — du allein erhältſt die Einheit unſres Weſens! Das Thier trägt den Geiſt, der Geiſt das Thier, — und ſo allein kann der Menſch leben." Wie er es vor Siechthum bewahren möge, das wäre unſere Aufgabe. Es wäre zu viel von uns verlangt, wenn man eine abgeſchloſſene Lehre über einen Gegenſtand hiemit forderte, der, wie alle geiſtigen, ja ſagen wir lieber alle lebendigen Erſcheinungen, ſo oft entſchlüpft, als man ſich freut, ihn gefaßt zu haben. Man mag es uns vielmehr danken, daß wir das eitle Behagen, ein Syſtem zu bauen, der Wahrſcheinlichkeit opfern, man werde unſern Skizzen den Vorwurf des Rhapſodismus machen. Es gibt Gegenſtände, in denen man zu wenig erlangt, wenn man zu viel verlangt. Vielleicht gehört die Phyſiognomik in dieſen Bereich; und ſo wollen denn auch wir, wie Lavater

mit physiognomischen Fragmenten, mit Fragmenten zu unserer Diätetik der Seele uns bescheiden. Damit es uns aber nicht ergehe, wie jener Akademie der Wissenschaften, die untersuchte, warum das Wasser sammt dem Fische darin nicht schwerer wiege, als das Wasser ohne den Fisch, aber zu untersuchen vergaß, ob dem auch so war, — so laßt uns beim Daß noch einen Augenblick verweilen, ehe uns das Wie in seine Labyrinthe zieht. Ist doch das Daß in allen Verwandlungen jenes Proteus, den wir Leben nennen, dasjenige, was gerne bei uns verbliebe, während das Wie beständig vor uns auf der Flucht ist; bei Jenem ist es gut sein; es lebt sich heiter und gelinde mit ihm; es ist und macht klar. Dieses hinwieder treibt schlimme Künste, lockt und verlockt, ist mit dem Guten wie mit dem Bösen in uns im Bunde, — und mögen besonders die Forscher der Natur vor diesem dämonischen Wesen auf ihrer Huth sein! —

...„Ueber das Ich des unbefriedigten Geistes düst're Wege zu späh'n ..." kann uns're Absicht nicht sein. Untersuchungen über die Unterscheidung, ja das Dasein von Seele und Leib, wie sie die Philosophen von Alters her liebten und immer lieben werden, haben für den gesund und praktisch Denkenden etwas Komisches. Ich appellire an das unbefangene, ungetrübte Gefühl jedes Menschen. Wer zweifelt, ob er eine Seele habe, lese mich nicht. Wer alle Wirkungen, von denen ich als von Thatsachen der Erfahrung erzähle, dem Körper zuschreibt, der übersetze sich meine Sprache so: „Gewalt desjenigen Theiles des Kör-

vers, dem die sogenannten Seelenverrichtungen zufallen, über die andern Theile.“ So verschroben eine solche Ansicht der Sache sei, — die Thatsache bleibt auch dann noch Thatsache, die aus ihr sich ergebende Maxime auch dann noch nützlich, — und um das fruchtbar Wahre allein ist es uns zu thun! Ich weiß für jene Thatsache kein näher liegendes Beispiel als das eines Menschen, der sich aus dem Schlafe ermuntert. Hier ist auch, wie von den Gegnern eingewendet wird, eben das gefesselt, was befreien sollte, und doch hat es Kraft genug, sich emporzuringen, und diese Kraft kann durch Uebung gesteigert werden. Es gibt einen Grad von Unfreiheit, wo leider keine Gegenwirkung mehr möglich ist, die Nacht des Geistes; aber es gibt einen mildern Grad, — der Dämmerung; für diesen gibt es Impulse, für diesen gelten meine Sätze. Zwischen beiden liegt noch ein Grad, — die eigentliche Seelenkrankheit, wo auch der Impuls des Willens wirkt — denn sonst gäbe es keine Heilung! — aber nicht durch's eigene, sondern durch fremdes Bewußtsein. Diese Zustände in ihren Wurzeln darlegen, hieße tiefer graben, als es räthlich ist. Aber auch ohne Grübelei, ohne Luftschiffahrt in die Nebel der Metaphysik, denken wir vorerst die Aufgabe zu lösen: über die Grundbegriffe unsres Gegenstandes klar zu werden.

Der völlig unbefangene Mensch fühlt sich als Eins, und lebt als solches, unbewußt. Mit dem Bewußtsein geht diese geistige Unschuld verloren, es tritt eine Spaltung in's Leben. Die Thatsachen des Bewußtseins, welche gewahr zu werden eine innere Erziehung erforderlich ist, füh-

ren auf ein anderes Princip, als die Thatsachen der Sinnlichkeit. Wir nennen es Geist; vergessen aber nicht, daß wir mit diesem Worte nur eine Abstraction bezeichnen. Denn der Geist erscheint uns auf diesem Planeten nur, in so ferne er sich eben in Menschen, also in körperlichen Wesen, offenbart. In dieser Verbindung mit Körpern nennt ihn der vernünftige Sprachgebrauch Seele, und den mit ihm verbundenen Körper: Leib. Der Beweise, daß die Seele auf den Leib wirke, sollte es also gar nicht bedürfen, da wir Beides nur in der Einheit der Erscheinung fassen, und es schon der höchsten Ausbildung bedarf, um ihre Verschiedenheit ausfindig und sich klar zu machen. Ihren Zusammenhang erklären zu wollen, ist noch vergeblicher; da wir ja eben schon als Einheit denken, und dieses Denken, womit wir begreifen, nicht wieder begreifen, das Unmittelbare nicht vermitteln können, — so wie die rechte Hand wohl die linke, aber nie sich selbst ergreifen kann. Unser Denken in der Zeitlichkeit begleitet auch das Räumliche, — so viel ist gewiß; und Lachen und Weinen sind das nächstliegende Symbol geistig körperlichen Zusammenwirkens. Daß die Nerventhätigkeit das zunächst anschließende Glied in der Kette dieses Zusammenwirkens ist, bemerkt der Arzt. Jede weitere Frage ist eine müßige Frage. Wir haben den Begriff festgestellt, — und von nun an über diese Probleme keine Silbe mehr.

Eben so wenig können wir uns hier auf eine genetische Erörterung über die Gründe des Erkrankens und Genesens einlassen. Es bedarf auch einer solchen gar nicht. Uns genügt es zu bedenken, daß alles Erkranken entweder

von Innen oder von Außen bedingt werde. Man wird entweder krank, weil sich ein Keim, der mit unserm individuellen Dasein gegeben ist, entwickelt, — freilich nicht ohne einige Anregung von Außen, — oder weil unser organisches Einzel-leben im Kampfe gegen die feindlichen, der Welt, die uns umgibt, fortwährend entquellenden Gewalten erliegt; — freilich nicht ohne Voraussetzung einer mitgebornen Empfänglichkeit, die auf Schwäche beruht. Zu den Krankheiten der erstern Art gehören außer jenen, die unter dem Namen der angeerbten, der constitutionellen, bekannt sind, noch gar manche Zustände, die vielleicht noch nicht überall aus diesem Gesichtspunkte sattsam gewürdigt sind, und von denen man nur zu oft nicht weiß, ob man sie Entwickelungen oder Krankheiten nennen soll. Der denkende Arzt mag diesen Wink benutzen und zusehen, ob er die Ideen, von welchen Malfatti bei seiner Pathogenie aus den Evolutionen des Lebens ausging, praktisch ins Leben zu leiten und fortzuführen vermag.

Sollte zur Beherrschung solcher Zustände der Geist gar nichts vermögen? Es versteht sich, daß hier nicht von jenen prophylaktischen Vorkehrungen die Rede ist, welche die Aerzte zur Verbesserung der Anlagen, zur Abwehr ihnen entsprechender Einflüsse, anbefehlen; diese Verordnungen entspringen wohl auch dem Geiste, aber nicht dem des Leidenden. Die Philosophen, zumal die philosophischen Dichter, bemühen sich vielfach, uns anschaulich zu machen, wie eine einseitige ethische Anlage, eine wuchernde Richtung, in sich zurückzudrängen, zu begränzen, zu determiniren sei; sollte das nicht auch in unserem Bezirke ausführbar sein?

Wie äußert sich die Gesammtanlage eines Menschen, in Bezug auf seine Gesundheit, für den Nichtarzt, für ihn selbst, am erkennbarsten? Mich dünkt, durch das, was man sich als Temperament eines Menschen denkt, wenn dieses Wort im lebendigen Sinne der Volkssprache aufgefaßt wird, nicht mit den Begriffen, welche ihm seit den vier Qualitäten des Aristoteles die Schule untergelegt hat. Der Mensch ist nun einmal ein Eines aus Vielem; und die feinsten Naturforscher gelangen nicht weiter, als: sich die Temperamente als „zu einem individuellen Leben temperirte Elemente" vorzustellen. „Jeder einzelne Mensch — sagt Herder — trägt, so wie in der Gestalt seines Körpers, so auch in den Anlagen seiner Seele, das Ebenmaß, zu welchem er sich selbst ausbilden soll, in sich. Es geht durch alle Arten und Formen menschlicher Existenz, von der kränklichsten Unförmlichkeit, die sich kaum lebend erhalten konnte, bis zur schönsten Gestalt eines griechischen Gottmenschen. Durch Fehler und Verirrungen, durch Erziehung, Noth und Uebung, sucht jeder Sterbliche dies Ebenmaß seiner Kräfte, weil darin der vollste Genuß seines Daseins liegt." — Und die Bedingung seiner Gesundheit; — setzen wir hinzu. Und sollte der Mensch, das einzige Wesen in der Natur, das sich zum Gegenstande werden kann, nicht zu jenem Selbstbegriffe gelangen dürfen? Er, den Protagoras „das Maß des Weltalls" nannte, sollte nicht auch das Maß seiner selbst sein? Gewiß, wer je aus dem Wirrsal der Außendinge auf sich zurückgeschaut, wird den Einfluß des Geistes von dieser Seite am wenigsten bestreiten; wird zugeben, daß man eine Macht erringen könne über

sich selbst, — also auch über das Erkranken, in so fern es in der Tiefe der Eigennatur wurzelt. Und nur um dieses Daß war es zuvörderst zu thun; über das Wie sind fast alle folgenden Kapitel ein Kommentar.

Wunderbarer und zweifelhafter mag es Manchem scheinen, daß der Seele auch eine Kraft und Herrschaft über ihr Gebiet hinaus zugestanden werden soll, — als ob die Welt, in der wir leben und weben, nichts als das Gewebe unseres Lebens sei. Und doch! was ist sie für uns anders? Dem Manne erscheint sie männlich, dem Kinde kindisch, dem Frohen heiter, dem umflorten Auge getrübt, und wie sie empfangen wird, so wirkt sie. Immer sind es doch die in unserer Seele am stärksten gewordenen Bilder, immer unsere Vorstellungen, die das Glück des Menschen ausmachen, so wie sein Elend. Und sollte es unmöglich sein, ihr Auf- und Niedertauchen in unsere Gewalt zu bekommen? Sollten wir uns kein helles Auge anschaffen können, wie wir leider so oft alle erdenkliche Sorgfalt und allen Scharfsinn anwenden, es zu verdunkeln, zu stumpfen? Der wilde Sturm auf der Haide, der den Gefährten Lear's bis an die Haut dringt, berührt den Unglücklichen nicht, in welchem der innere Sturm des Unwillens allen äußern übertäubt. Ja, der schlagendste Beweis für die Macht des Geistes ist eben — wunderbar genug! — seine Ohnmacht. Wem ist es nicht bekannt, daß die Unglücklichen, deren Seele in der Nacht des Wahnsinnes irrt, in ihrer Jammerzelle frei von so vielen Körperleiden bleiben, welche einzeln oder gleichzeitig die um sie herum Lebenden ergreifen, während die in Einen Wahn

concentrirte Seele, indem sie ihre Aufmerksamkeit vom Körper entfernt hält, ihn für die äußern Einflüsse unempfänglich macht? Und ein gebildeter, auf heilige Ziele der Vernunft gerichteter Wille sollte nicht mehr, nicht eben so viel vermögen, als stürmischer Unwille, als die grauenvolle Gewalt des Irrsinnes? Ein brittischer Korrespondent, der über den Einfluß jenes aus Nebel und Steinkohlenqualm gebildeten Klima's auf die Gesundheits-Zustände seiner Landsleute berichtet (Medical Rapports 1830), fügt seiner Erzählung die Ergebnisse der Beobachtung bei: „Inzwischen bleibt es unermittelt — sagt er — ob von jenen Krankheiten, welche dem Dunstkreise unserer Stadt beigemessen werden, nicht gar manche den Sitten entspringen. Wie der Leib, bei allem Temperaturwechsel von Außen, seine innere Wärme wenig ändert, so gibt es eine innere Kraft des Widerstandes im menschlichen Gemüthe, die, wenn sie zur Thätigkeit geweckt wird, meist hinreicht, der feindlichen Thätigkeit äußerer Kräfte das Gleichgewicht zu halten. Aerzte erzählen von kranken Frauen, welche, zur Zeit da sie sich zu matt empfanden durch's Zimmer zu gehen, ohne einiges Gefühl von Beschwerde die halbe Nacht mit einem begünstigten Tänzer durchwalzten. So weckt der Lieblingsreiz die belebte Faser. Darum sind es auch die Müßigen, die Leeren, die Fashionable's, die von London's Atmosphäre am meisten leiden. Jemand, dessen Aufmerksamkeit und Kraft stets in Wirksamkeit verflochten ist, kennt das Barometer nicht. Man weiß zwar, daß der düstere November die Zeit der Melancholie und des Selbstmordes ist; die dunkle Färbung des Himmels aber kann

den Aether eines hellen Gemüthes nicht umnachten. Selbst die pathologische Aufregung der Manie schwingt sich über den Einfluß der Atmosphäre hinaus. Es sind die Gedanken, welche der Mensch, immer geneigt sich zu quälen, an die Erscheinungen des entblätternden Herbstes knüpft, die ihn drücken, die ihn besiegen. Und wenn auch die Besorgnisse des Hypochondristen mit dem Wetter fallen und steigen, so ist's am Ende doch nur seine Wirkungskraft, die über seine Stimmung und über deren Erfolg entscheidet. Der Hypochondrist ist stets, sei es auch nur momentan, schwach an Charakter; begreift er dieß einmal mit Ernst und entschieden, und arbeitet unverdrossen an seinem Heile, so wird er sich selbst der beste Arzt." — Welcher Arzt, selbst in einem engen Kreise von Erfahrungen, fühlte sich hier nicht angeregt, eine große Anzahl von ähnlichen aus seiner Sphäre mitzutheilen? sind sie nicht beinahe eben so häufig, als irgend sonst medicinische? zumal in größern Städten? scheint hier nicht der Dunstkreis, der sie umschleiert, aus den Leidenschaften, Sorgen und Gedanken der Bewohner zu bestehen? ist nicht der Selbstmord, mag auch Werther immerhin die Theilnahme, die man unglücklichen Kranken schuldig ist, fordern (S. 65 u. f.), die traurige Erbschaft allzuzarter Naturen, weicher Gemüther, die in den Kreisen des Lebens, gegen die Härte und Rauhheit des Realen, sich nicht zu behaupten im Stande sind? (man denke an Heinrich von Kleist); hat es nicht jeder thätige Arzt an sich selbst erfahren, daß nur die aufopfernde Erfüllung seiner Pflichten in verhängnißvollen Tagen die Wellen zu zertheilen fähig war, die sich um sein eigenes sittliches und körperliches Dasein zu legen

begannen? Daß eine ſolche Thätigkeit ihn ſogar vor jenen Gefahren ſchirmte, die mit ihr ſelber verbunden ſind? — wie denn immer in den Wunden, welche die Pflicht ſchlägt, auch ſchon der Balſam liegt, der ſie heilt. „Ich war — erzählt Goethe — den ich hier anführe, weil eben in dieſem Falle der ſtärkere Impuls des Berufes fehlt, und die reine Macht des Wollens ohne Nöthigung nur um ſo auffallender erſcheint, — ich war bei einem Faulfieber der Anſteckung unvermeidlich ausgeſetzt, und wehrte blos durch einen entſchiedenen Willen die Krankheit von mir ab. Es iſt unglaublich, was in ſolchen Fällen der moraliſche Wille vermag! er durchdringt gleichſam den Körper, und verſetzt ihn in einen activen Zuſtand, der alle ſchädlichen Einflüſſe zurückſchlägt. Furcht iſt ein Zuſtand träger Schwäche, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Beſitz zu nehmen.“ — Wenn man über Thatſachen des Seelenlebens Goethe citirt, ſo hat das einen eigenen Werth; bei ihm iſt Alles erlebt und faktiſch, was bei ſo vielen Andern nur ſchöne Selbſttäuſchung iſt. Was iſt denn das Leben ſelbſt, als die ſich behauptende Kraft des Individuums, das Begegnende einem innern Geſetze zu unterwerfen, das Fremde ſich anzueignen, und ſo, in ſteter Bewegung beharrlich, zwar im Zuſtande, nie aber im Weſen ſich zu ändern? Sollte eine ſolche Kraft der leiblichen Natur nicht in der geiſtigen, deren eigentlichen Charakterzug ſie ausmacht, ihren ſtärkſten Träger, ihre feſteſte Stütze finden? Selbſtthätigkeit iſt Bedingung der Selbſterhaltung; Entwicklung des Geiſtigen im Menſchen, Bedingung der Selbſtthätigkeit; je größer die Macht des Gedankens in einem Menſchen, deſto größer ſeine Spontaneität, je größer dieſe

deſto mehr lebt er, iſt er. Gewiß, tauſend Influenzen lauern auf den bedürftigen Sterblichen, ja die ganze Welt iſt eine Influenz, aber die ſtärkſte von allen iſt der Charakter des Menſchen. Er iſt eigentlich wir; denn wie alle Weſen der Natur nichts anders ſind als dargeſtellte Kräfte, ſo kann auch der Menſch nichts ſein eigen rühmen, als die Energie, mit welcher er ſich offenbaret; und wäre es eine aufgedrungene! wenn er die eigene aus ſich zu erregen nicht vermag, verſetze er ſich durch einen Ruck in einen Zuſtand, in welchem er wollen muß. Es iſt eine alte, gegründete Wahrnehmung, daß ſelten Jemand auf der Reiſe oder im Bräutigamszuſtande ſtirbt.

„Selten, ja kaum jemals in der Jugendzeit — ſagt der denkende Bulwer — wird ſich Krankheit unheilbar an uns klammern, wenn wir nicht ſelbſt den Glauben an ſie hegen und nähren; ſieht man doch Menſchen von der zarteſten Körperbeſchaffenheit in ſteter Berufsthätigkeit nicht Zeit haben, krank zu ſein. Laß ſie müßig gehen, laß ſie nachdenken, — ſie ſterben. Roſt frißt den Stahl, der blank bleibt, wenn er benützt wird. Und wenn auch das eitel wäre, wenn Thätigkeit und Indolenz einerlei Uebel erzeugten, ſo räume ein, daß bei jener demſelben leichter zu entrinnen iſt, daß ſie einen edleren Troſt verleiht.“ — Ich aber darf mich durch die übereinſtimmende Denkweiſe eines trefflichen Schriftſtellers nicht verleiten laſſen, mehr zu leiſten als ich ſoll. Hier galt es die empiriſche Beglaubigung einer geiſtigen Wirkſamkeit zur Abwehrung von Krankheitseinflüſſen, — und ich glaube zu dieſer Abſicht eher zu viel als zu wenig geſagt zu haben.

II.

Weihe dich selbst ein, und verkündige, daß die Natur allein ehrwürdig und die Gesundheit allein liebenswürdig ist.

Fr. v. Schlegel.

In dem ersten dieser Fragmente zur Seelendiätetik war ich bemüht, dem Geiste des Menschen eine Kraft des Widerstandes gegen die Welt äußerer Einflüsse zuzusprechen. Es war meine Absicht weiter zu gehen: von einer Kraft des Widerstandes auf eine Kraft der Einwirkung. Geistreiche Mystiker haben von geheimnißvollen Wirkungen des gottergebenen Willens wie der Sünde auf die mütterliche Erde gesprochen; sie wagten den Schluß: da unser Leib das Werkzeug zur Bildung und Umstaltung der Welt sei, so sei Beherrschung seiner, eine Beherrschung der Welt. Allein den Vorwurf allzugewagter Folgerungen befürchtend, brach ich ab. Der Zufall aber führt gerade ein geistvolles Buch in meine Hände, in welchem ich nichts weniger zu finden erwartete, als Reflexionen über jene Grillen, die wir eben zu fangen beschäftigt sind. Hier nun lese ich mich ausgesprochen, ja mehr ausgesprochen, als ich gewagt hätte, und — doch was hindert mich die supplirenden Worte ganz herzusetzen: „Ist es so ungereimt, anzunehmen, daß die Wirkung zwischen Geist und Körper,

wie jede vollkommene, eine Wechſelwirkung ſei? daß auch die Seele ihrerſeits, als höchſt durchdringendes Fluidum (? — Agens) auf die Außenwelt Einfluß übe, und, in ihren ſtärkſten Aeußerungen, den Boden, dieſen gemäß und analog, zu imprägniren vermöge? Ja, wenn man conſequent denken, nicht bei Halbheiten ſtehen bleiben will, ſo kann man eigentlich nichts Anders annehmen. Freilich dürfte man jetzt nur erſt als Hypotheſe hinwerfen, daß der gute Menſch den Boden und die Luft geſund mache, der Böſe und die böſe That hingegen die Stelle verpeſte, ſo daß den Tugendhaften daſelbſt ein Schauder, den Schwachen ein Gelüſt zum Unerlaubten anwandle. Noch klingt dieß barok und aberwitzig; nach hundert Jahren gehört es vielleicht zu den trivial gewordenen Sätzen. Man denke an den Volksglauben von den Orten, wo ein Mord verübt ward. Der Volksglaube iſt aber für die Erkenntniß der natürlichen Dinge eine ſehr ergiebige, wichtige Quelle, denn er iſt das Uniſono derjenigen Menſchen, welche Augen und Ohren für ſie haben, und nicht mit Reflexionen ihnen beikommen wollen. Es iſt Schade, daß man nicht weiß, ob der vortreffliche Berliner Arzt Heim, der als Diagnoſtiker ſo berühmt war, und die Hautausſchläge durch den Geruch auf's Feinſte unterſchied, nicht auch durch daſſelbe Organ, etwa moraliſche Individualitäten herausgewittert?" — Indem ich dieſes merkwürdige Bruchſtück dem Leſer zurechtzulegen und zu beſchränken oder zu erweitern überlaſſe, ſuche ich wieder gebahnte Wege. Das Wahrſcheinliche wird zur Gewißheit, wenn man das Unglaubliche der Wahrſcheinlichkeit genähert hat. Ich habe es vielleicht auch mit Leſe-

rinnen zu thun; ihnen ist der folgende Absatz gewidmet. „Sogar gesund werden — schrieb eine geistreiche Frau — können Personen wie wir nur, wenn sie den höchsten Ekel vor Kranksein fassen, wenn sie davon durchdrungen sind: daß Gesundheit schön und höchst liebenswürdig ist.“ — Wir wollen uns denn davon durchdringen, indem wir bedenken: daß die Gestalt des Menschen der Ausdruck seines Wohlseins ist.

Es ist einer der schönsten Abschnitte der physiognomischen Fragmente, in welchem Lavater darzuthun versucht, daß eine sichtbare Harmonie zwischen moralischer und körperlicher Schönheit, und zwischen moralischer und körperlicher Häßlichkeit bestehe; so gewiß als die ewige Weisheit jedem Wesen seine bestimmte Form zuerschaffen habe. Es kommt hier nun freilich darauf an, daß man unter Schönheit nicht das flüchtig Reizende, sondern den überall durchbrechenden Geist begreife, und daß die Verwüstungen, welche eingeimpfte Thorheiten und Leidenschaften unwiderruflich aufprägen, hinweggedacht werden. Ist es aber die Sache des Physiognomisten, zu erweisen, was man ihm schwerlich wird wegbeweisen dürfen, daß in der Organisation bereits die Entwicklungsformen bedingt und vorgebildet sind, und daß die Konsequenz, mit welcher die Natur verfährt, mit jener, welche das Gesetz unseres Denkens ausmacht, Eine sei, — so schließen wir nur zu unsern Zwecken weiter, daß, wenn der Geist eine leiblich bildende Gewalt besitzt, diese sich eben so wohl als Schönheit wie als Gesundheit offenbaren werde. Nach der Gewohnheit zu empfinden und zu

wollen, welche den Charakter erzeugt, bilden ſich die Bewegungsweiſen der willkürlichen Muskeln, alſo auch die ſogenannten Geſichtszüge, welche eigentlich den Ausſchlag geben, ob ein Menſch ſchön ſei oder nicht. Jeder oft wiederholte Zug im Antlitz, Lächeln, Zucken, Höhnen, Weinen, Zürnen, hinterläßt gleichſam eine Fährte in deſſen weichen Theilen, ein Gedächtniß ſeiner ſelbſt, eine Leichtigkeit, ſich zu reproduciren, welche endlich bleibend und geſtaltend auf Muskeln und Zellgewebe wirkt. Die Kraftäußerungen der erſten aber werden wieder ihrerſeits nicht lange Statt haben können, ohne in den unterliegenden feſtern Gebilden Spuren zu hinterlaſſen. In wiefern das knöchernde Cranium ſelbſt, wo ſich Muskeln anheften, in Folge der fortgeſetzten Aktion derſelben, plaſtiſche Veränderungen erleiden möchte? iſt eine Frage, welche der Craniosкopie, die vielleicht bisher zu ſehr nur die Wirkung von Innen berückſichtigt hat, von Bedeutung ſein kann. Leidenſchaftliche Menſchen haben im Alter viel mehr Geſichtsrunzeln als ruhige; ſie haben die Geſichtshaut weit öfter durch Geberden contrahirt und expandirt, — es bleiben nun für immer die Falten zurück. Was aber in den zarten Theilen, die zur Phyſiognomie des Geſichtes mitwirken, vorgeht, das geſchieht auch in allen übrigen Organen und Syſtemen. Niemand wird, von beklemmender Sorge frei, durch einen längeren Zeitraum leicht und friſch aus voller Bruſt athmen, ohne daß ſein Bruſtkorb ſich wirklich, zum Beſten der darin enthaltenen wichtigen Organe, erweitern wird; Niemand im Gegentheile, deſſen Blutumlauf gehemmt durch niederdrückende Gemüthsleiden,

languescirt, wird den Folgen eines anhaltenden Zustandes solcher Art, — gestörten Ab- und Aussonderungen, zurückbleibender Ernährungsthätigkeit u. s. w. entgehen. Je früher in den Perioden des Lebens, je gewaltsamer und eingreifender, je übereinstimmender mit dem ursprünglichen Naturelle des Individuums, je wiederholter solche Eindrücke auf dasselbe wirken, desto unausbleiblicher, desto augenscheinlicher wird dieses das organische Gepräge derselben, in Form und Verrichtung, mit sich durch's Leben tragen. Alle Partieen der menschlichen Organisation, welche einen lebendigen Kreis darstellt, greifen wechselwirksam in einander; was das bleiche, faltenvolle Antlitz zur Schau trägt, werden die leise Stimme, der schwankende Schritt, die unsichern Schriftzüge, die unschlüssige Stimmung, die Empfänglichkeit für den Wechsel der Witterung, die sich allmälig aber gründlich einschleichende Krankheit, auf andere Weise verrathen. Der Leib wird von Früchten, deren Samen der Geist gesäet hat, vergiftet werden, — oder auch bewahrt und geheilt. Schönheit selbst ist in gewissem Sinne nur die Erscheinung der Gesundheit; das Ebenmaß in den Funktionen wird ein Ebenmaß in den Produkten, in den Formen nach sich ziehen. Wenn also Tugend verschönert, Laster verhäßlicht, — wer möchte läugnen, daß Tugend gesund erhalte, Laster krank mache?

Die Natur übt ein heimliches Gericht, leise und langmüthig, aber unentrinnbar; sie kennt auch jene Fehltritte, welche das Auge der Menschen fliehen und ihrem Gesetze nicht erreichbar sind; ihre Wirkungen, ewig, wie Alles, was als Strom dem Quell der Urkraft entfließt, verbreiten

ſich über Generationen, und der Enkel, der verzweifelnd über das Geheimniß ſeiner Leiden brütet, kann die Löſung in den Sünden der Väter finden. Das alte tragiſche Wort: „Wer that, muß leiden," gilt nicht blos ſittlich und rechtlich, es gilt auch phyſiſch. Was jene vorhin erwähnten Myſtiker von der Entſtehung der Mißgeburten, von der Regeneration des Geſchlechtes überhaupt geſagt haben, verdient die Zurechtlegung von Seite eines menſchenfreundlichen Naturforſchers; und es wird immer mehr anerkannt werden, daß der ſchwächliche Zuſtand, ja die Krankheiten ſelbſt unſerer Mitgebornen mehr im Sittlichen als Leiblichen ihre Wurzel haben, und weder durch das kalte Waſchen, noch die entblößten Hälſe, noch ſonſtige Rouſſeau-Salzmanniſche Abhärtungsexperimente an Kindern, ſondern durch eine höhere Kultur ganz anderer Art, deren Anfang in uns ſelbſt gemacht werden muß, verhütet, und ſo Gott will, vertilgt werden können. Man hat uns Aerzten oft genug — vielleicht nicht immer mit Unrecht — einen ausſchließlichen Senſualismus vorgeworfen, welchem der Menſch als ein, vom Sauerſtoffe der Luft, durch's Blut in Bewegung geſetzter Knäuel von Knochen, Knorpeln, Muskeln, Eingeweiden und Häuten erſcheint. Hier thut ſich nun eine Sphäre auf, wo wir dieſen Vorwurf widerlegen können. Der Arzt ſieht und verkündet ſeinerſeits das Heil von eben dorther, wohin der Moraliſt und der Prieſter deuten. „Wer begreift nicht — ſchrieb der Liebling unſerer Nation, den man den tugendhaften Künſtler genannt hat, in ſeiner Jugend, — daß jene Verfaſſung der Seele, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu

schöpfen, jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Universums aufzulösen weiß, auch den Verrichtungen der Maschine am zuträglichsten sein muß? Und diese Verfassung ist die Tugend." — Da, wo die gütige Natur dem sittlichen Bestreben auf halbem Wege entgegen kam, dadurch, daß sie mittelst einer glücklichen Organisation die höhern Entwicklungen erleichterte (und ist es nicht lange anerkannt, daß es sittliche Genies, so gut wie künstlerische gibt? z. B. Mark Aurel, Sokrates, Howard, Penn), wird die Erscheinung eines harmonischen Daseins freilich offenbarer und lieblicher sein, als da, wo nur das schmerzliche Ringen des Geistes dem rauhen Boden der Leiblichkeit spärliche Blüthen der Freiheit abtrotzt; aber desto herrlicher werden solche verlorne Strahlen eines höhern Lichts, wie Blitze aus Nächten, hervorbrechen, und die Hülle verklären, wie einst in der Physiognomie des Sokrates; und das Wort, das von Apollonius gesagt worden ist: „es gibt eine Blüthe, auch bei Runzeln" — wird sich immer wieder erfüllen. Was ist denn eigentlich Schönheit, als der die Hülle verklärende Geist, und was ist Gesundheit, als Schönheit in den Funktionen? Wo die Seele ein gestimmtes Instrument findet, da wird man über der Leichtigkeit, mit welcher sie die Tugend übt, ihre Herrlichkeit nicht wahrnehmen; es wird scheinen, als könne es eben nicht anders sein. Wo sie aber den Dissonanzen einen Akkord zu entringen hat, da wird man ihre Wirkungen Wunder nennen. Und wie oft in Einem großen, feierlichen Momente die verschlossene Schönheit aus dem Antlitz eines Guten erblüht, so wird auch das schöne Gut

der Gesundheit oft durch einen einzigen, kühnen, tiefen Vorsatz errungen.

„Denket nicht — ruft der begeisterte, prophetische Physiognomist — den Menschen zu verschönern, ohne ihn zu verbessern!“ — Und denket nicht — setzen wir aus innigster Ueberzeugung hinzu — ihn gesund zu erhalten, ohne ihn zu verbessern!

III.

Die Phantaſie iſt der Mercurius in der menſchlichen Complexion; ſie vermittelt Alles, und macht, daß der Menſch ſo gut und ſo böſe iſt.

Heinſe.

Die Pſychologen der neuen Aera pflegen denen der ältern den Vorwurf zu machen: daß ſie durch Aufſtellung mehrerer, und zwar höherer und niederer, Seelenvermögen, einer Vernunft, eines Verſtandes, eines obern und untern Begehrungsvermögens, einer Einbildungs- und Erinnerungskraft, u. dgl. m, die lebendige Einheit des menſchlichen Geiſtes zerſplittern und tödten. Sobald die erwähnten, ſogenannten Vermögen, als beſondere, nach eigenen Geſetzen wirkende Weſen gedacht werden, haben die Tadler Recht; denn der Geiſt des Menſchen iſt eine einzige, ganze, untheilbare Kraft; und Alles, was man an ihm unterſcheiden kann, ſind nur die Formen ſeiner Thätigkeit, in welchen er ſich äußert. Aber dieſe Formen laſſen ſich auch wirklich deutlich genug, und zu großer, praktiſcher Förderniß von einander unterſcheiden; und da das Unterſcheiden von jeher der Welt weniger Schaden gebracht hat, als das Zuſammenwerfen, ſo wollen wir unſererſeits jener ältern Schule lieber danken, daß ſie uns gelehrt hat, den Menſchen zu analyſiren, ſtatt ihn als ein Wunder anzugaffen, — wollen,

dem Winke gemäß, den sie uns gibt, indem wir die geistige Kraft des Menschen beschauen und bewundern, uns an die Verschiedenheit ihres Wirkens halten. Wir mögen uns in so viele Radien aus einander legen, als nur vom Mittelpunkt unseres innersten Wesens zum Umkreise der Unendlichkeit denkbar sind; drei Richtungen werden es doch am Ende sein, auf welche sich alle andern so ziemlich zurückführen lassen: die des denkenden Vermögens, die des empfindenden, in welchem Phantasie und Gefühl zusammenfließen, und die des wollenden; dieß zusammen ist der innere Mensch, — sein ganzes Wesen, seine ganze Tendenz; das, was der immer philosophische Sprachgebrauch „sein ganzes Denken, Dichten und Trachten" nennt. Gedanken sind die Nahrung, Gefühle die Lebensluft, Willens-Akte die Kraftübungen des geistigen Lebens. Wie nun die Seele auf diese dreifache Weise gegen die hereinbrechenden Leiden der Leiblichkeit thätig ist, wollen wir gesondert in Betrachtung ziehn.

Wenn schon eine Rangordnung im Reiche des Geistes Statt finden soll, so mag die Phantasie die niedrigste, der Wille die mittlere, die Vernunft die höchste Stufe einnehmen. Dieß ist wenigstens die Ordnung, in welcher sich, während unsres Lebens, jene Thätigkeiten entwickeln. Der Knabe phantasirt, der Jüngling begehrt, es denkt der Mann; und wenn es wahr ist, daß die Natur bei ihrem Wirken vom Kleinern zum Größern fortschreitet, so ist jener Stufenrang bewiesen. Sie fängt mit ihren Entwicklungen bei der Phantasie an; und so wollen auch wir bei

ihr anfangen. Ist doch die Phantasie die Brücke von der Körperwelt in die der Geister! Ein wunderbares, wandelvolles, räthselhaftes Wesen, von welchem man nicht weiß, ob man es dem Leibe oder der Seele zueignen soll; ob es uns oder wir dasselbe beherrschen? So viel ist gewiß, daß es sich eben um dieser Stellung willen ganz besonders dazu eignet, die Wirkungen der Seele auf den Körper zu vermitteln, und daß es uns gerade als solches Mittelglied hier besonders wichtig sein muß. Und in der That, wenn wir auf die Vorgänge in unserm Innern genau Acht geben, so werden wir wahrnehmen, daß weder der Gedanke noch das Begehren unmittelbar in uns körperlich werden, — sondern daß sie immer erst durch die Berührung der Phantasie zur Erscheinung gelangen: eine Bemerkung, die für den Psychologen und Arzt bedeutend genug ist. Die Phantasie ist die Vermittlerin, die Ernährerin, die Bewegerin aller vereinzelten Glieder des geistigen Organismus. Ohne sie stagniren alle Vorstellungen, und wenn deren Fülle noch so groß wäre; die Begriffe bleiben starr und todt, die Empfindungen roh und sinnlich. Daher der belebende Zauber der Träume, dieser lieblichen Kinder der Phantasie — die bethätigende Macht des Genie's, der Dichtung, und alles Hohen, das nie ohne Poesie ist. „Überhaupt ist die Phantasie — nach dem Worte eines weitausgreifenden Denkers — noch die unerforschteste, und vielleicht die unerforschlichste der menschlichen Seelenkräfte; denn da sie mit dem ganzen Bau des Körpers, insonderheit mit dem Gehirn und den Nerven zusammenhängt, wie so viele wunderbare Krankheiten zeigen, so scheint sie

nicht nur das Band und die Grundlage aller feineren Seelenkräfte, sondern auch der Knoten des Zusammenhanges zwischen Geist und Körper zu sein; gleichsam die sprossende Blüthe der ganzen sinnlichen Organisation zum weitern Gebrauch der denkenden Kräfte." — Und Kant, der Philosoph κατ' ἐξοχην, der weit weniger, als sein eben angeführter großer Gegner, der Mann war, jener „ewig beweglichen, immer neuen Göttin" eine Hymne zu singen, macht doch auch die Bemerkung, daß ihre bewegende Kraft weit inniger sei, als jede mechanische. Ein Mensch — pflegte er zu sagen — den gesellige Freude recht vom Grund aus durchdrungen, wird mit weit mehr Appetit essen, als Einer, der zwei Stunden auf einem Pferde gesessen hat, und erheiternde Lectüre ist gesünder als Körperbewegung. In diesem Sinne betrachtete er das Träumen als eine Motion im Schlafe, von der Natur veranstaltet, um das Getriebe der Organisation lebendig zu erhalten. Ja, in dem tiefsinnigsten seiner Werke erklärt er auch das Vergnügen der feinen Gesellschaft für den Effect der geförderten peristaltischen Darmbewegung, und die dadurch erhöhte Gesundheit für den wahren und besten Zweck so vieler zarten Empfindungen und geistreichen Gedanken. Mag es doch dem Philosophen erlaubt sein, indem er uns guten Rath ertheilt, sich nebenbei ein bischen Luft zu machen! — Ein anderer Denker nannte die Phantasie passend „das Klima des Gemüthes." In ihm haben auch einzig und allein die eigentlichen Krankheiten der Seele ihre Wurzel und ihren (sogenannten) Sitz. Denn wäre ihr Herd der Geist, so wären sie Irrthümer oder Laster, und nicht

Krankheit: wäre es der Leib, ſo wären ſie nicht Krankheit der Seele; nur wo Beides ſich wunderſam berührt, in der räthſelhaften Dämmerung, wo der Schatten des Seelenlichtes durch den Körper bedingt wird, da taucht dieſe Schreckgeſtalt der Menſchheit auf, die uns äffend höhnt, von der wir uns mit tiefem, innerſtem Schauder abwenden, und welche weit und für immer von uns zu bannen, die eigentliche und letzte Aufgabe der Diätetik der Seele iſt. Phantaſie bleibt immer ein Vermögen für das Nicht-wirkliche; und mit einem ſolchen Vermögen iſt der Keim des Glück's und Elends in uns gelegt. Wuchert ſie maßlos fort, ſo macht ſie uns wachend träumen, — und wir ſtehen auf der erſten Stufe des Irrſinns. Und ſelbſt

„Des Dichters Aug', in ſchönem Wahnwitz rollend —"

blickt es nicht manchmal die furchtbaren Dämonen, wie durch unheimlichen Zauber, herbei, die es nur verſcheucht, wenn es feſt dem ewigen Sterne der Schönheit zugewendet bleibt? Aber auch im gewöhnlichen Zuſtande des Daſeins, — übt nicht die Phantaſie eine langſam unaufhörlich bildende Gewalt über uns? Haben wir nicht in der Phantaſie der Aeltern (wenn nicht den einzigen, doch) einen ſehr einflußreichen Grundkeim zur Lebensform des künftigen Menſchen zu ſuchen? und wenn nun inſofern der ganze Menſch ein Sohn der Phantaſie zu nennen wäre, — iſt da nicht die Phantaſie etwas ſehr Urſprüngliches in uns? Man kann ſagen, ſie iſt in uns, ehe wir noch wir ſelbſt ſind, und wenn wir es kaum mehr ſind; — in allen jenen merkwürdigen Zuſtänden, in welchen die freie

Beſonnenheit unter die Gewalt einer dunkeln Willkür geräth, in der Kindheit, im Schlummer, im Wahnſinn, in jener poetiſchen Periode, die ein Gemiſch von allen Dreien iſt, walten ihre Zauber am mächtigſten. Was die umgebende Außenwelt mit all' ihren wichtigen Einflüſſen für den auswendigen, das iſt die Phantaſie, dieſe innere, den Kern des Lebens umgebende Welt von Bildern, für den inwendigen Menſchen. Wie ſollte nicht ihr Weben und Walten für Geſundheit und Krankheit entſcheidend ſein?" Ich habe oft Stunden lang — erzählt Lichtenberg von ſich — allerlei Phantaſien nachgehängt. Ohne dieſe Phantaſieenkur, die ich meiſt um die gewöhnliche Brunnenzeit gebrauchte, wäre ich nicht ſo alt geworden."

Wenn ich vorhin ſagte, in ihr fließe Empfinden und Einbilden zuſammen, ſo war das nicht geſagt, um eine genauere Diſtinction zu erſparen, ſondern weil in der That Gefühl und Phantaſie nur der leidende oder thätige Zuſtand eines und deſſelben Vermögens ſind; denn wir empfinden auch, indem wir phantaſiren; wir empfinden dann, was wir uns einbilden, — ſo wie ſich die Phantaſie, welche in dieſem Falle thätig war, leidend mit den Eindrücken beſchäftigt, welche ihr die Außenwelt aufdrängt, — als Empfindung. Wer geübt iſt, über ſich ſelbſt nachzudenken, wird bald merken, daß hier mehr als ein bloßes Wortſpiel zu Grunde liegt. Wir werden leiden, wenn wir die empfindende Fläche unſeres Weſens der Welt entgegen halten; — wir werden uns von Leiden befreien, wenn wir eine thätige Phantaſie ihr entgegen ſtellen. So kommt auch hier, wie in allen Dingen, Leid und Freude den

Menſchen aus Einer Quelle. Und wenn Jedem von uns die furchtbare, wie die herrlich heilſame Gewalt der Phantaſie in kranken Zuſtänden aus Erzählungen und Beiſpielen hinlänglich bekannt iſt, — muß nicht, was Krankheiten heilen kann, auch im Stande ſein, ſie abzuwehren, — was ſie tödtlich machen kann, ſie herbeizuführen? Wie tief und gefahrvoll leiden jene Unglücklichen, die ſich der fixen Einbildung irgend eines ihnen drohenden oder ſchon gegenwärtig gewähnten Uebels überlaſſen? Früher oder ſpäter führen ſie es wirklich herbei. Eine anhaltend auf Ein Organ geleitete Innervationsſtrömung, die nicht ermangeln kann, auch die Vegetation deſſelben in ihren Bann zu ziehen, iſt die phyſiologiſche Urſache eines ſolchen Phänomens. Man kennt jenen Schüler Boerhave's, der den entſetzlichſten Curſus der Medizin durchmachte, indem alle krankhaften Zuſtände, welche der beredte Lehrer mit lebensvollen Farben malte, nach und nach an ihm wirklich zum Vorſchein kamen; nachdem er ſo im Wintercurſe die Fieber und Entzündungen, und im Sommer die Nevroſen durchgemacht, hielt er es für gerathen, ein Studium aufzugeben, welches ihn an den Rand des Grabes bocirt hätte. Ein Kellner las im September 1824 in einer Zeitung die Schilderung des durch den Biß eines wüthenden Hundes erfolgten Todes eines gewiſſen James Drew, wurde nach der Lektüre von der Waſſerſcheu befallen, und im Guy-Hospital noch dem Tode entriſſen (Britannia, April 1825). Unglückliche, die ſich im Innern vom Vorwurfe einer ausſchweifend verlebten Jugend gequält fühlen und die körperlichen Folgen davon fürchten, drücken das Bild der

ihnen drohenden Uebel so tief und wiederholt in ihre Seele, bis jener Zustand entsteht, welchen Weikard als Tabes imaginaria charakterisirt, und welcher ein trauriges Gemisch von Besorgnissen und durch Besorgnisse wirklich erzeugten Leiden ist. Jeder ausübende Arzt hat, zumal in unsern überbildungssiechen Tagen, oft genug Gelegenheit, analoge Erscheinungen an sich und Andern zu bemerken. Während des Studiums der Augenheilkunde schweben manchem Jünger unserer Kunst Mouches volantes vor den Augen, und schwächen diese wirklich, während das Schreckbild des schwarzen Staar's der Phantasie droht. Wie häufig während der furchtbaren Epidemie, welche in den letzten Jahren zur europäischen Angelegenheit geworden ist, hörte man, nachdem das gesellige Gespräch sich eine Zeit lang um jene Achse gedreht hatte, Diesen und Jenen über beängstigende Empfindungen im Unterleibe klagen, bis er wirklich Symptome des gefürchteten Uebels äußerte! — Ich greife absichtlich nach Beispielen in die nächste Nähe; aus Büchern könnten sie in's Erstaunliche vermehrt werden. Und diese Phantasie, welche im Stande ist, den Sterblichen in solch' einen tiefen Jammer zu stürzen, sollte nicht Kraft genug haben, ihn zu beglücken? Wenn ich erkrankte, weil ich mir einbilde, zu erkranken, — sollte ich mich nicht gesund erhalten können, dadurch, daß ich mir fest einbilde, es zu sein?

Wenden wir uns zu der erfreulichen Betrachtung jener Fälle, welche diese Frage bejahen. Ich wiederhole hier nicht, was von Wundern des Zutrauens, der Hoffnungsbilder, der Träume, der Sympathien, der Musik, in Krank-

heiten erlebt worden iſt: es ſtehe nur als ein Wink hier, daß das, was auf ſchon zerrüttete Organe heilend wirkt, noch wirkſamer geſunde bewahren werde. Alle jene Mittel zur Heilung gehören ins Gebiet der Phantaſie, und eine fortrückende Zeit wird unſere Enkel belehren, daß noch gar manche Heilmethode in dieſes Gebiet gehöre, deren Grund wir heute noch ganz wo anders ſuchen. Dadurch wird ähnlichen Mitteln gar nichts genommen; wenn mich die Einbildung geſund gemacht hat, iſt nun meine Geſundheit nur Einbildung? Ein Kranker, der von ſeinem Arzte durchaus gewiſſe Pillen verlangte, die dieſer, weil er ſie unzweckmäßig fand, verweigerte — ertrotzte endlich, daß ihm der wohlmeinende Arzt, unter dem Vorwande, ihm zu willfahren, Brodpillen gab, die er übergüldete. Wie mag der gute Doktor erſtaunt ſein, als ihm der Kranke des andern Tages dankbar die Wirkung der Pillen rühmte, die nicht nur, was er wünſchte, ſondern noch zum Ueberfluſſe Erbrechen erregt hatten! war dieſe Wirkung weniger vorhanden, weil ſie aus Einbildung entſtand? Ein engliſcher Arzt wollte bei einem ſeit Langem an Zungenlähmung leidenden Manne, dem bisher nichts half, ein von ihm erfundenes Inſtrument verſuchen, von welchem er ſich viel verſprach. Um ſich zuerſt von der Temperatur der kranken Zunge zu unterrichten, bringt er ein kleines Taſchen-Thermometer unter dieſelbe. Der Kranke, im feſten Glauben, dieß ſei das neuerfundene Heilinſtrument, verſichert entzückt nach wenigen Minuten, daß er ſeine Zunge bewegen könne (Sobernheim, Geſundheitsl. 1835). — Konnte er ſie etwa weniger bewegen, weil ihn eine Ein-

bildung geheilt hatte? — Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, wie viel von den Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus hierher gehört. Die Beobachtung der körperlichen Wirkungen einer abſichtlich geſtimmten Phantaſie iſt wenigſtens eine der älteſten, welche Menſchen gemacht haben. „Was würden Sie ſagen — ſchreibt Fontanier, ein in Aſien reiſender Gelehrter, aus Teheran vom Auguſt des Jahres 1824, an Jaubert in Paris, — wenn ich Ihnen melden müßte, daß die Theorie (Erfahrung?) deſſen, was wir den thieriſchen Magnetismus nennen, den Einwohnern des Orients viel früher bekannt geweſen, als man in Europa daran dachte? Daß es Leute in Aſien gibt, welche die Praxis jener Theorie zu ihrem eigentlichen Gewerbe machen und von den Mollah's verfolgt werden?“ — Nun ſind die Söhne des Oſtens weit mehr in der Welt der Phantaſie daheim und erzogen, als wir, und die Myſterien dieſes Wunderreiches mußten, als ihre erſten Erfahrungen, ihnen bekannter werden, als uns. Alle die Einwirkungen, welche wir täglich kräftigere und reichere Naturen auf unbeſtimmtere und zartere ausüben ſehen, ſcheinen in dieſen Bezirk zu gehören und durch Operationen der Phantaſie bewerkſtelligt zu werden. Auch die Vernunft eines höhern Menſchen wirkt erſt in die unſere, wenn die Phantaſie ihr den Weg gebahnt hat. Bedeutende Menſchen wirken nicht dadurch, daß man ſie ſogleich verſteht (exempla odiosa!), ſondern durch den Nimbus, der ſie umglänzt und die Phantaſie der übrigen in ihre Atmoſphäre zieht.

Es ſind dieſe Phänomene Sinnbilder für ſo Vieles, für das Größte und Wichtigſte, was in der Menſchenwelt

geschieht. Eine geistige Atmosphäre, wie eine äußere, umgibt die Welt und jeden ihrer Theile, umgibt das Jahrhundert und den Tag. In sie verbreiten sich alle lebendigen Wirkungen des Einzelnen zu einem Ganzen; aus ihr wirken sie, ihm unbewußt, auf den Einzelnen zurück. Gedanken, Empfindungen, Vorstellungsweisen, schweben ungesehen in der Atmosphäre; wir athmen sie ein, assimiliren sie, und theilen sie mit, ohne uns dieser Vorgänge deutlich bewußt zu sein. Man könnte sie die äußere Seele der Welt nennen; der Geist der Zeit ist ihr Reflex in der Geschichte, und das merkwürdige Phänomen der Mode eine Fata Morgana dieses Luftkreises. Er umgibt auch die kleinern Kreise der Gesellschaft, und wie eine zarte Contagion lösen sich Gedanken in ihm auf, und influenziren auf diejenigen, die wir unsre eigensten wähnen. Ist er gleich das natur-nothwendige Ergebniß der organischen Wirkungen eines Ganzen, so bemerkt der genaue Beobachter doch bald, wie vorzugsweise die Lebensenergie eines Einzelnen ihn bestimmt, ihn zum Träger seiner Daseinsweise und diese dadurch zu der seiner Umgebung macht. Der Muth des Helden theilt sich wie ein belebender Aether den halbgelähmten Schaaren der Gefährten mit; das Zittern der Furcht steckt unwillkürlich an; ein gemüthliches Lachen, so recht vom Herzen aus, der Geist einer unverwüstlich frohen Laune, reißt in sanften, aber unwiderstehlichen Schwingungen eine ganze Gesellschaft mit sich fort, und selbst der Grämliche kann, halb beschämt und halb verdrießlich, das Lächeln seiner Lippen nicht zurückzwingen; und wieder — das Gähnen der langen Weile aus einem einzigen Munde, erzeugt es nicht eine

Epidemie des Gähnens in einer ganzen Geſellſchaft? wirkt es nicht wie die ſchwüle Gegenwart eines Verräthers unter Freunden? und man frägt noch (wie ich ſo oft gefragt wurde), wie es möglich ſei, daß eine Anzahl geſunder, unbefangener und ehrlicher Menſchen die Geſpenſter wirklich geſehen und gehört zu haben verſichert, welche der Exorciſt beſchwor? Im guten und ſchlimmen Sinne ſei es geſagt: Es iſt eine allmächtige Kraft, die Kraft des Glaubens, und noch geſchehen Wunder, — da, wo ſie lebt und wirkt, die Gewalt, welche Berge verſetzt. Halte deinen Bruder für gut, und er iſt es; vertraue dem Halbguten, und er wird gut! muthe deinem Zöglinge Fähigkeiten zu, und er wird ſie entwickeln, — halte ihn für unbildbar — und er wird es bleiben. Erkläre dich für geſund — und du magſt es werden! Die ganze Natur iſt ja nur ein Echo des Geiſtes; und es iſt das höchſte Geſetz, welches ſich in ihr auffinden läßt; daß aus dem Ideellen das Reale werde — daß die Idee allmälich die Welt nach ſich geſtalte.

Ueber dies Capitel wären Bücher zu ſchreiben; ich aber kehre von meiner Abſchweifung zurück, und will nur andeuten, daß dort, wo die eigene Phantaſie zu lahm geboren iſt, um in meine ſeelendiätetiſchen Pläne einzugehen, ſie ſich an eine mächtigere ſchließen und aus ihr den Odem und die Milch geiſtiger Geſundheit in ſich ſchlürfen mag. „Seelenhektiſch iſt jeder — ſagt der noch nie ganz gewürdigte Hippel — deſſen Einbildungskraft auf ſchwachen Füßen geht. Die Phantaſie iſt die Lunge der Seele.“ — In der That, wenn es erlaubt iſt, Gleichnißreden fortzu-

ſpinnen, erſcheint die Phantaſie als die vegetative Sphäre des innern Menſchen, deſſen irritable das fühlende, deſſen höchſte, das geiſtige Nervenſyſtem bedeutende, das denkende Vermögen darſtellt. Die Phantaſie iſt weiblicher Natur; das weibliche Leben iſt im Ganzen ausdauernder als das männliche, und jene hohe phyſiſche Kraft, welche, — nach der Erfahrung des Menſchenforſchers — der Zartheit und Reinheit verliehen iſt, möchte ihr Ergebniß ſein. Und ſehen wir nicht, wie ſich ſo häufig zarte, wie aus Mondſchein und Aether gewebte Lianen-Naturen, zum Staunen ihrer ſelbſt und der Ihren, erhalten und ſchützen, bloß von der duftigen Koſt leichter, feenhafter Träume genährt? Iſt nicht die Hoffnung, nächſt dem Schlaf, dem Bringer der ächten Träume, — ſelbſt in den Augen Kant's, des nüchternſten der Vernunft-Evangeliſten — die Beſchützerin und der Genius des menſchlichen Lebens? — und was iſt die Hoffnung meiſt anders, als eine Tochter der Phantaſie? eine Schweſter des holden Traumes? Gewiß, Hufeland hat Recht, wenn er eine lieblich gerichtete Einbildungskraft unter den wichtigſten Verlängerungsmitteln des Lebens mit aufzählt. Kallobiotik iſt nur ein Theil der Makrobiotik, und die Schönheit des Daſeins liegt in den Händen der Phantaſie. Wenn eine in neueſten Tagen berühmt gewordene Frau von ſich rühmt: „bei altersmäßiger Reife alle Springfedern wahrer Kindheit und Jugend im Gemüthe bewahrt zu haben," — wem hatte ſie das zu danken, als jener mit den Schwingen ewiger Jugend beflügelten Phantaſie, welche ihre Leſer an ihr ſo gerne bewundern? Lange würde die traurige Kataſtrophe über

Naturelle, wie das eines Novalis, eines Heinrich v. Kleist, nicht hereingebrochen sein, wenn nicht dieselbe Phantasie, welche thätig war, sie abzuwehren, durch die verderbliche Richtung, die sie annahm, vielmehr selbst die Lähmung aller frohen Kräfte herbeigeführt hätte. Und hier bin ich nun, wo ich anlangen wollte. Eben weil die Einbildungskraft nur die schwärmende Seite des Empfindungsvermögens, weil sie weiblicher Natur ist, so soll sie auch nie, wenn sie gedeihlich werden will, ihres passiven Standpunktes vergessen. Sie ist ein sanftes, vestalisches Feuer, welches, wenn es jungfräulich gehütet wird, leuchtet und belebt, — wenn man es aber entfesselt, verzehrend um sich greift.

Hier tritt noch ein anderes, beseligendes Wesen in unsere Nähe, das jene Flamme nährt und mit freundlichem Lächeln auch zu dämpfen versteht. Witz, — herrliches Element im Ganzen menschlicher Bildung! mit deinen fröhlichen Genossen, dem Humor und der Jovialität, übst du die heilsame Macht des Lächerlichen, und rettest uns so oft von Dünkel, Beschränktheit, Pedantismus, eitler Größe und trübsinnigem Bangen! Vor deinem leichten, gewaltigen Scepter fliehen beschämt die grämliche Sorge, die aufgeblasene Hoheit, der peinigende Wahn; die heitere Stimmung, ein linder Balsam, den du im kranken Gemüthe zurücklässest, bleibt ein unschätzbares Trostmittel auch dort, wo Trostgründe nicht mehr ausreichen. Wer wollte nicht versuchen, diesen Balsam bereiten, wenigstens anwenden zu lernen?

Unter den Bestrebungen, die das geistige Leben des

Menſchen auf unſerm Planeten bilden, iſt es die Kunſt, welche der Sphäre zugehört, in der wir uns eben bewegen. Wie im Traume ein freundliches Vegetiren den ermüdenden Kampf des Geiſtes mit der Körperwelt ableſt und, indem es Leib und Seele näher verſchwiſtert, das Daſein durch Erſatz wiedergebiert, ſo erſchafft uns die Kunſt im Wachen Träume, welche das Leben unterhalten, das dem Zwieſpalt der Wirklichkeit erliegen will. Halb an den Leib, halb an die Seele ſpricht die Muſik, die bildende und die redende Kunſt. Von der Muſik namentlich meinte ein ſcharfer Beobachter, der es ſich zur Aufgabe gemacht, zu jeder Blüthe den Stamm und die Wurzel zu ſuchen, — es laufe bei ihr zuletzt doch Alles auf Geſundheit hinaus; denn wenn ein lebendiges Weſen ſich ſelbſt mit all ſeinen Kräften und Trieben recht innig fühle, ſo befinde es ſich wohl. Durch Geſang und Muſik entſtehe eine harmoniſche Belebung aller Organe; die zitternde Bewegung theile ſich dem ganzen Nervenſyſteme mit; der ganze Menſch ſänge und töne gleichſam mit, ſeinem angebornen Triebe gemäß ſein Daſein auszupoſaunen. Und, in der That, — iſt unſer Gefühl ſelbſt etwas anderes, als eine beſtändige Muſik des Lebens, — eine Schwingung in uns, welche die Tonkunſt nur gleichſam in Luft verkörpert, außer uns darſtellt? und beruht nicht jede andere Kunſt, wie die Muſik, auf dem Gefühle harmoniſcher Verhältniſſe? So werden ſie alle zum Palladium der Geſundheit und des frohen Zuſtandes werden, wenn ſie, den obigen Erörterungen gemäß, von dem männlichen Geiſte beherrſcht und geleitet, zum Frieden und zur Ver-

ſöhnung hinwirken. Dann wird ihr holder Aether uns durch's ganze Leben erquicken, und noch im Tode werden uns, wie es von Jakob Böhme erzählt wird, Harmonien umringen und mit nie gehörter Herrlichkeit in die größere und ewige Harmonie der Sphären hinübergeleiten. Aber hier läge die Verſuchung nahe, eine äſthetiſche Vorleſung zu halten und zu fragen, ob der jetzige Zuſtand der Kunſt dieſem ſchönen, freundlichen Zwecke entſpreche? ob die Werke unſerer Maler, wie der Anblick des vatikaniſchen Apoll, uns mit innerer Geſundheit erfüllen? ob die der Dichter uns zu erheitern, zu bilden, zu beleben, geſund zu erhalten, geſchrieben und geeignet ſind? Dieſe Fragen gehören weit mehr, als man etwa glauben möchte, in das Gebiet einer Diätetik der Seele.

IV.

Ein ſittlich erhabener Charakter ſcheint in der That die Dispoſition zu typhöſen, epidemiſchen Krankheiten zu vermindern.

Sammlung medic. Beob.

Wenn ich vom Willen ſpreche, ſo verſtehe ich darunter keineswegs das Begehrungsvermögen; weder ein niederes, noch ein höheres, — ſondern jene innige, aus allen übrigen Kräften unſerer Seele, wie die Blüthe aus Blättern, ſich entfaltende, in allen Richtungen unſeres Wirkens thätige Energie des Daſeins, die man leichter in ſich zu fühlen und anzuerkennen, als zu definiren fähig iſt, und die man am füglichſten das rein praktiſche Vermögen im Menſchen nennen möchte. Jeder, auch der geiſtig Schwächſte, hat die Erfahrung an ſich gemacht, daß er dieſe Kraft, zu wollen, beſitzt, die ſich im Starken zum Charakter ausbildet. Dieſe Kraft, welche im tiefſten Grunde der individuelle Menſch ſelbſt iſt, welche Phantaſie und Verſtand erſt in Bewegung ſetzt, welche die Wunder des geiſtigen Lebens zur Offenbarung bringt, — ſie iſt es, auf welche der Sittenlehrer, der Geſetzgeber, der Pädagog, der Arzt, und, den wir eben hier im Auge haben, der Diätetiker, zumal der Diätetiker ſeiner ſelbſt, zu wirken ſuchen muß; wenn die Herrſchaft des Geiſtes, von der wir

ſo viel verheißen, zur Erſcheinung kommen ſoll. Hier iſt gleichſam die verklärte Seele Stahls; indem jene Kraft, von welcher dieſer tiefe Denker ſo viele Wunder verkündet, während ſie noch in die Nacht des Inſtinktes verhüllt iſt, — als Wille an den Tag des Bewußtſeins gelangt; und ſollte ſie da weniger vermögen? Der Verſtand wird bei Irren vergebens aufzuklären verſucht, die fixe Idee des Unglücklichen ihm vergebens in ihrer Nichtigkeit dargeſtellt; aber es gelingt, ihn zu heilen, wenn ſeine Thätigkeit angeregt, wenn die Kraft zu wollen, zu wirken in ihm aufgerufen wird. Um wie viel größere Wirkungen müßten geiſtig Schwache und Kränkliche an Seele und Leib erfahren, wenn ſie einen ſolchen Balſam in ihrem Gemüthe zu bereiten verſtänden, — bereiten lernen wollten? Denn auch der Wille kann gebildet, und in gewiſſem Sinne gelernt werden; und es that nie mehr Noth, das auszuſprechen und zu wiederholen, als eben in unſeren Tagen, wo Einbildungskraft und Verſtand ſich der üppigſten Kultur erfreuen, während die eigentliche Kraft zum Handeln und Leben meiſtens traurig darniederliegt. Wenn Charakter (wie Hardenberg ſagte) ein vollkommen gebildeter Wille iſt, ſo kann kein Zweifel bleiben, worauf es bei der Charakterbildung eigentlich ankomme. Der Verſtand, von den erſten Gründen beſtimmt, wird durch die folgenden vielleicht umgeſtimmt; das Gefühl, durch den erſten Eindruck bewegt, unterliegt eben ſo leicht einem zweiten, ihm widerſprechenden. Alſo Wille ohne oder gegen Verſtand und Gefühl? Gewiß nicht; die Aufgabe bleibt eben, ihn biegſam ohne Schwäche, kräftig ohne Starrheit zu machen. Der innere

Mensch ist doch zuletzt nur Einer; Eine Kraft. Diese Kraft dem Rechten zuzuwenden und zu stärken — das ist es, was Noth thut. „Ueberlegung — möchte man mit Carlos einem Geschlechte, das ein Clavigo ist, zurufen — Ueberlegung ist eine Krankheit der Seele, und hat stets nur kranke Thaten gethan. Du bist von allem Leid befreit, wenn du willst; der allerelendeste Zustand ist: Nichts wollen können. Fühle dich, und du bist Alles, was du warst, was du sein kannst!" — Leib und Seele schmachten in hundert Banden, die unzerreißbar sind; aber auch in hundert anderen, die ein einziger Entschluß zerreißt; Banden, die wir uns größtentheils selbst auferlegen, und mit den in der Gesellschaft hergebrachten Benennungen: Unentschlossenheit, Zerstreutheit, Unaufgelegtheit, Verdrießlichkeit, — entschuldigen. Es ist in der Diätetik der Seele gerade der Ort, diese Dämonen der Gesundheit beim rechten Namen zu nennen.

Unentschlossenheit, ein unseliger Krampf der Seele, der nur zu leicht — mit Lähmung endet! Nicht der Tod ist grausam gegen den Menschen; nur der Mensch ist es gegen sich selber, der ihn blinzelnd ansieht und das unsich're Bild im halbgeschlossnen Auge, bald ihm entgegen, bald von ihm ab die zögernden Schritte wendet. Es gibt kaum ein sprechenderes Beispiel von der verzehrenden Macht der Ungewißheit, und von der siegenden des Entschiedenseins, als jenen Kranken, von dem M. Herz erzählt. Er lag im letzten Stadium eines Zehrfiebers. Die Hoffnung, die ihm der Arzt machen zu müssen glaubte, mit seinem eigenen Gefühle eines trostlosen Zustandes beständig

kämpfend, nährte und verdoppelte das Fieber. Da entſchloß ſich Herz zu einem letzten, gewagten Schritte. Er kündigte dem Unglücklichen an, daß er verloren ſei. Es erfolgte eine natürliche, ungeſtüme Aufregung — ſodann dumpfe traurige Stille. Des Abends war der Puls regelmäßig; die Nacht ruhiger, als eine der vorigen. Das Fieber beſſerte ſich von Tag zu Tage; nach drei Wochen war der Kranke hergeſtellt. Freilich muß Herz ſeinen Mann gekannt haben, um das Experiment mit ihm zu wagen. Der Grund aber, auf den er es wagte, ruht tief und feſt in der menſchlichen Natur. Ein nur zu häufiger Grund der Unentſchloſſenheit liegt in dem unſeligen Gedanken: „es iſt zu ſpät! es lohnt nicht mehr der Mühe!“

Gerade dieſe Ueberlegung ſollte entſchloſſen machen. Iſt es wirklich zu ſpät, ſo wird der Entſchluß leicht, weil nothwendig; iſt es nicht zu ſpät, ſo entſchließe dich ſchleunig, weil das Gelingen jede Mühe lohnt! Es iſt ein ſchöner Sinn in den alten Sagen, daß der Ritter, der den Schatz gewinnen wollte, ſich nicht *umſehen* durfte.

Zerſtreutheit, welche man eine Unentſchloſſenheit des Aufmerkens nennen kann, iſt im Seelenleben derſelbe Zuſtand, wie das Zittern der Muskeln im körperlichen: eine Oscillation, welche ausdrückt, daß die Kraft der Seele nicht hinreicht, in Einer Richtung mit Stätigkeit zu wirken; ſo, daß ein Ausruhen, ein Nachlaſſen, ein Wechſel jeden Augenblick ſich nöthig macht. Lehrt nun die Erfahrung, ſchon bei körperlichen Zuſtänden, daß durch einen kräftigen Impuls jene Schwäche für eine Zeit lang, und nach und nach auch für die Dauer gehoben werden kann,

ſo dürfen wir dem Antriebe des Willens, des tiefſten und individuellſten Impulſes, gewiß das Unerwarteſte zutrauen. Ich habe an meinem Auge ſelbſt die Beobachtung gemacht, daß jene flüchtigen Erſcheinungen, welche unter dem Namen der Mouches volantes bekannt ſind, ſo wie ein Zittern der Buchſtaben auf dem Papiere, verſchwinden, ſobald ich den Blick mit Feſtigkeit auf die ſchwankenden Gegenſtände hefte. So gibt ein feſter Entſchluß auch dem Inneren Richtung, Halt und Kraft. Ich habe daher ſtets die vielgerühmte Zerſtreuung für ein ſehr zweideutiges Heil- und Vorbauungsmittel gegen Krankheiten des Gemüthes wie des Körpers gehalten, und geglaubt, daß im Gegentheile Sammlung (der auf Selbſtthätigkeit fixirte Wille) dasjenige ſei, wovon in ſolchen Lagen Rettung oder Schutz zu erwarten wäre; denn das Leben wirkt von Innen nach Außen; der Tod, wie die Krankheit, wirkt von Außen nach Innen. Wendet Jemand ein, ihm gebreche durchaus die Kraft, ſich eine Richtung zu geben, — gut, ſo ſtürze er ſich in eine Situation, wo er muß; das kann Jeder. Es handelt ſich um den Anfang, das Weitere gibt ſich von ſelbſt. Geſetzt, ich habe keine beſtimmte Beſchäftigung, auch keine Luſt, eine zu ergreifen; ſo kann ich mich doch zu meinem Heile entſchließen, mich dem Staate oder irgend Jemanden dergeſtalt darzubieten, daß ich nach eingegangenen Bedingungen gezwungen bin, zu arbeiten. Und ſo bezwinge ich das Schwanken der Entſchlüſſe, indem ich das erſte Beſte ergreife, und das Wählen abkürze; ſo vernichte ich das melancholiſche Gewühl peinigender Gedanken, indem ich mich, auch gegen meine Neigung, in das eines

bewegten, geſelligen Lebens tauche, wo mir dann die Pflicht der Geſelligkeit, indem ſie mich von der Grillenjagd abruft und in den Kreis der Verſammlung bannt, eine frohe Stimmung erſt oberflächlich anhaucht, endlich wirklich in mir erzeugt. „Zur Heilung von Gemüthsleiden — ſchrieb ein tiefer Kenner — vermag der Verſtand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, Reſignation und Thätigkeit Alles.“ Es gründet ſich eine ſolche vorbauende, oder wirklich heilende Behandlung auf das Geſetz: ein ſtärkerer Reiz verdrängt einen geringeren. Wenn ich der Seele, und durch ſie dem Körper, den, ich möchte ſagen, diffuſibelſten und potenzirteſten aller Reize, den des Willens einflöße, ſo werden alle die anderen, ſtumpferen, wenig Schaden thun. Ein immerwährendes ſich Abwenden von allem Schädlichen, Verletzenden, Aufreibenden in der Körper-, wie in der Gedankenwelt iſt nicht möglich; aber ein Hinwenden nach einer beſtimmten Richtung ſchließt ſchon das Abwenden von allem Uebrigen in ſich; beſonders wenn es eine thätige, keine beſchauliche Richtung iſt. Aber ſelbſt die beſchauliche wirkt ſolche Wunder, wenn die Seele ſich ganz in ihre Tiefe verſenkt; wenn Zeit und Raum für ſie aufhören zu ſein, und Unendlichkeiten in Augenblicken durchlebt werden; wenn Semler den Brand ſeines Hauſes nicht wahrnimmt, oder Archimedes zum Krieger, der das Schwert über ſeinem Haupte ſchwingt, ſagt: „Störe mir dieſe Zirkel nicht!“

Unaufgelegtheit heißt der abſcheuliche Dämon, der unter dem äſthetiſchen Titel „Stimmung“ ſich Platz und Stimme in der Geſellſchaft zu erſchleichen gewußt hat. Man hat allerdings Stimmungen; aber wehe dem, den

die Stimmungen haben! Wenn eine geiſtreiche Schriftſtellerin dem Dichter anbefiehlt, daß er ſeine Stimmungen brauche, wie der Bildhauer ſeinen Marmor, — warum ſoll, was vom Dichter gilt, nicht vom Menſchen überhaupt gelten? iſt ächte Diät nicht auch ein Kunſtwerk des Lebens? wir ſollten wenigſtens den Verſuch wagen, ſie dazu zu erheben. Kallobiotik wird dann vielleicht, wie bei den heiteren und geſunden Griechen, zur Makrobiotik werden. Lavater hat eine ſittliche Predigt gegen die üble Laune geſchrieben; man wäre verſucht, eine ärztliche zu ſchreiben. Der Traurigkeit kann ſich kein Menſch erwehren, der Verdrießlichkeit Jeder. In der Traurigkeit liegt noch ein gewiſſer Zauber, eine Poeſie; die Verdrießlichkeit iſt alles Zaubers bar; ſie iſt die eigentliche Proſa des Lebens, die Schweſter der langen Weile und der Trägheit, dieſer langſam tödtenden Giftmiſcherinnen. Man darf ſie mit Recht eine Sünde wider den heiligen Geiſt im Menſchen nennen. Fragen wir nach der Quelle ihres Giftes, ſo deutet die Beobachtung des täglichen Lebens zuerſt auf die Gewohnheit, „Die Amme des Menſchen“ und ſeiner Laſter hin. Wären wir von Kindheit an gewohnt, nie zu raſten, ſondern jede Stunde, die nach ernſteren Thätigkeiten übrig bleibt, auf heitere zu verwenden, bis uns der ſanfte, dringende Schlaf zu geſunden Träumen genöthigt, — wir würden nie unaufgelegt ſein. Wären wir von Kindheit an gewohnt, die holden Morgenſtunden nicht zu verſchlafen, — wir würden jene mürriſche Indolenz nicht kennen, die meiſtens die Folge der unangenehmen Empfindung iſt, mit der wir beim Erwachen darüber erſchrecken, — daß es

ſchon ſo ſpät iſt. Wären wir von Kindheit an gewohnt, unſere Umgebung zu einer freundlichen Ordnung zu geſtalten, ſo würde auch unſer Inneres dieſe Ordnung durch eine harmoniſche Stimmung der Seele abſpiegeln. In einem aufgeräumten Zimmer iſt auch die Seele aufgeräumt. Die Hauptſache aber in der Kunſt, ſich vor übler Laune zu wahren, liegt in der Erkenntniß und richtigen Behandlung der Momente. Der Menſch kann nicht immer zu Allem aufgelegt ſein, aber er iſt immer zu Etwas aufgelegt. Dieſes thue er, und begnüge ſich mit der Einſicht, daß der Wechſel nun einmal unter dem Monde Geſetz iſt.

„Haſt in der böſen Stund geruht,
Iſt dir die gute doppelt gut;"

ſagt der Dichter. Einſamkeit macht verdroſſen, und, nach Plato, eigenſinnig. Umgang mit der Welt macht auch verdroſſen, mag auch wohl eigenſinnig machen; ein angemeſſener Wechſel von beiden wird unverdroſſen, heiter und innerlich geſund machen. Religion aber, wahre Erkenntniß der Liebe, die uns auf jedem Schritte begleitet und trägt, wird uns am gewiſſeſten vor übler Laune bewahren. Ein für alles Gute dankbar offenes Gemüth wird auch das Schlimme leichter tragen. Und wenn ein Sterblicher ſo unſelig wäre, die üble Laune als Mitgift eines verſtimmten Organismus auf dieſe dunkle Erde gebracht zu haben, ſo betrachte er ſich nicht, wie es meiſt der Fall iſt, als weiſe, — ſondern als krank. Er thue Alles, um ſeiner herben Qual ledig zu werden, und verſchmähe die bitterſten Arzneien nicht.

Doch zurück von der üblen Laune zu den Mitteln, welche sie heilen; zu der Kraft des Willens über Zustände, die mit ihren Wurzeln sich an die Nerven des leiblichen Organismus klammern. Es lassen sich Beispiele dafür in Menge anführen. Ich las, ich weiß nicht wo, von einem Menschen, der, sobald er lebhaft wollte, an jedem Theile seines Körpers eine rothlaufartige Entzündung hervorbringen konnte. Auf die Phänomene des Gesichtsinnes hat der Wille eine merkwürdige Gewalt. Es gibt Menschen, bei denen das Herz, dieser unwillkürliche Muskel, zum willkürlichen geworden ist. Die Wilden eines amerikanischen Stammes, wenn sie glauben, sie hätten ihr Tagwerk sattsam vollbracht, seien sie auch noch in der Blüthe ihrer Jahre, legen sich hin, drücken die Augen zu, nehmen sich vor zu sterben, — und sterben. Die siegreichen Bemühungen des unbegabten Demosthenes über sich selbst sind bekannt genug. In den nachgelassenen Schriften des Amerikaners Brown erzählt der Bauchredner Carvin, wie er seine Kunst gelernt habe; der ganze Gang der Sache ist merkwürdig, physiologisch, psychologisch und ethisch, als ein Sinnbild jeder menschlichen Bestrebung. Erst eine Ahnung, durch den Zufall geweckt, — ein leiser Versuch, — scheinbares Gelingen, — Enttäuschung, — Streben nach Wiedererringung des glücklichen Momentes, — zweites, wirkliches Gelingen; — rastlose, freudige Uebung; — Fertigkeit, — Gewohnheit. Solche an sich selbst gemachte Erfahrungen nöthigen dem denkenden Manne folgende Reflexionen ab: „Betrachten wir, wie vielen Modificationen die Muskelbewegung unterworfen ist, wie wenig diese in unseren Tagen

meiſtens geübt wird, und daß der Bereich des Willens unbegrenzt iſt, ſo iſt kein Wunder mehr darin. Es gibt ja Menſchen, welche ihre Zunge ſo verbergen, daß ſelbſt ein Anatom ſie nicht findet; das geſchieht durch Muskelbewegungen, die faſt kein Menſch kennt, die doch aber jeder in ſich entwickeln könnte, wenn er wollte. Als ich einmal die ſeltſame Anlage in mir entdeckte, beobachtete ich ſorgfältig alle, die neue Erſcheinung begleitenden Umſtände, unterwarf ſie meiner Willenskraft, und, was mir Anfangs ſehr ſchwer fiel, wurde mir durch Uebung und Gewohnheit endlich zum Spiel." — Gewiß, es ſchlummern ungeahnte Kräfte im wunderbaren Organismus des Menſchen; eiſerner und beharrlicher Wille kann ſie erwecken und herrlich offenbaren. Der ächte Stoizismus, gewiß von den vorchriſtlichen Lehren die reinſte, erhabenſte, wirkſamſte, und die ſich die größte Anzahl praktiſcher Schüler erworben hat, — er hat uns thatſächlich bewieſen, was ein ſtarker Wille vermag. Denn Niemand wähne, daß die kalten Syllogismen der Schule den Schüler der Stoa geſtählt haben: es war die Kraft des Wollens, welche die ſittlichſte aller heidniſchen Lehren in ihm hervorrief, — was jene Wunder wirkte, die nun ein willenloſes Geſchlecht mit den Mährchen der müßigen Scheherazade zugleich bewundert. Das Raiſonniren kommt immer erſt nach dem Erfahren; noch nie iſt eine Erfahrung durch Raiſonnement erzeugt worden, wenn man nicht ein todtgebornes krüpplichtes Experiment Erfahrung nennen will. Wenn jener ſtoiſche Philoſoph, von dem Cicero erzählt, in Gegenwart des großen Pompejus, als er den Satz zu beweiſen

suchte, „daß der Schmerz nichts Böses sei.“ dadurch an seinem eigenen Körper einen heftigen Gichtanfall überwältigte und sich diesen gleichsam an die Füße herabdemonstrirte — war es da die nüchterne Demonstration — war es nicht vielmehr das lebendige Gefühl ihrer Bedeutung, das jenes Wunder wirkte? Erst lehrte die Stoa durch große Beispiele ihre Jünger **wollen**, dann sahen diese, daß es ging, machten Betrachtungen darüber, und hinterließen uns endlich den einfach großen Ausspruch: „Der Geist will, der Körper muß.“ Nicht Lehre oder Betrachtung, nicht Begeisterung allein kann den Menschen, wie ein Licht von Oben herein, durchwärmen, beleben und beseligen; er selbst, von Innen heraus, muß sich emporarbeiten. Die Raupe wird nicht zum Schmetterling, weil sie den Nektar der Blumen gekostet hat; sondern sie nährt sich vom Safte des Honigs, weil sie Schmetterling geworden ist. Es kommt nun darauf an, — ob wir die schönen Reflexionen, die wir so eben niederschrieben, wie wir sie großen Vorbildern abgelernt, durch festen, ausharrenden Vorsatz wieder in Fleisch und Blut zu verwandeln im Stande sind. Gott gebe es!

V.

Selbſt phyſiſchen Schmerz halt' ich für Verwirrung, in die wir nicht einzudringen wiſſen.

....Klarheit im Geiſte, reiner, wo möglich ſtarker Wille, iſt unſere Aufgabe. Zu dem Uebrigen können wir lachen, beten, weinen.

Raſel Varnhagen

Wir haben der Kraft des Willens eine Lobrede gehalten, und darauf gedrungen, daß man ſich eine Richtung gebe, in welcher man beharrlich fortwirke; aber was ſoll man wollen? welche Richtung ergreifen? — Es iſt die Erkenntniß, welche auf dieſe Lebensfrage Antwort ertheilt; die Erkenntniß, die höchſte, ewige Frucht am Baume der Menſchheit, gereift am Strahle der Vernunft. Verloren in Träume irrt die Phantaſie, in ein wildes Nichts ſtürzt ſich der Wille, — ertheilt ihnen nicht der Geiſt die Weihe, „der Chaosordner, Schickſalslenker.“ Es iſt das höchſte Thema der Seelendiätetik: Die Gewalt der Bildung über die dunklen Kräfte der ſinnlichen Natur zu erörtern; auszuſprechen — was geiſtige Kultur zur Begründung der Geſundheit Einzelner, wie ganzer Geſammtheiten, ja der Menſchheit im Großen vermag.

Es gibt vielleicht für den tiefer dringenden Forſcher in das Weſen des Menſchen kein merkwürdigeres Phänomen, als die Möglichkeit des Wirkens vom abſtrakten

Gedanken aus auf den concreten, leiblichen Organismus, — durch jenes Mittelglied, welches man „Gedankengefühle" nennen kann. Das eben iſt das Prärogativ des Menſchen, daß Begriffe in ihm Gefühle erregen können, und daß durch dieſe der Geiſt den Körper gleichſam abwärts influenzirt, wie der Körper den Geiſt aufwärts durch die Gefühle, die man ſchlechthin ſo zu nennen pflegt. In dieſer Möglichkeit eines intellektuellen Gefühles, wie das ſittlich-religiöſe, liegt die Wurzel der Humanität. Niedere Weſen denken nicht, was ſie empfinden; reine Gedankenweſen haben keinen Bezug, der Gefühle wie die unſern möglich machte; nur in uns iſt ein ſolcher Bezug gegeben, als Thatſache des Bewußtſeins gegeben, — über die aber nicht weiter zu grübeln, ſondern ſie zur Thatſache der Anwendung zu machen, hier unſere Aufgabe iſt. Genug wer ſich dazu gebildet hat, fühlt die Macht des Gedankens über ſein ganzes Weſen, und gibt auch hierin dem Geiſte die Ehre.

Wer bei pſychologiſchen Forſchungen ſich angewöhnt hat, — wie es ein großer Herzenskenner fordert, — immer das Innere und Aeußere verflochten zu betrachten, als Ein- und Ausathmen des Einen lebendigen Weſens, — der wird die Ausſicht, die wir hier eröffnen, leicht überſchauen und faſſen. Nicht ſo derjenige, welcher gewohnt iſt, Geiſt und Körper als einen gewaltſam in ſich verbundenen Widerſpruch anzuſehen, und die Meinung Vieler zu theilen: daß jeder Genuß der ſinnlichen Natur ein Mord an der höheren ſei, und daß man den Geiſt nur auf Koſten des Körpers zu bilden vermöge. Traurige Anſicht, nach welcher dem armen Sterblichen von jener ſchöpferi-

ſchen Kraft, die jede Sehnſucht in ſeinen Buſen legte, nur die Wahl zwiſchen einer oder der andern Art des Unterganges gelaſſen ward! — Und doch: ſcheinen nicht die häufigen Beiſpiele von ſiechen Gelehrten und fetten Unwiſſenden dieſe Meinung zu beſtätigen? vom geſunden Landmanne und ſchwächlichen Städter? — Es kommt hier darauf an, daß man den rechten Begriff von Bildung habe. Jener Gelehrte hat vielleicht ſein halbes Leben der Betrachtung geometriſcher Figuren gewidmet, und die des Menſchen darüber verſäumt; er hat die Adern der Geſchichte aufgewühlt, und das Gold der Gegenwart im Sande liegen gelaſſen: er hat den Kern der Dinge öffnen wollen, ohne die Schale zu berühren. Dieſer Beleibte iſt vielleicht nicht ganz ſo geiſtesarm, als es jenem Gelehrten ſcheinen mag; er hat die Kunſt zu genießen zu ſeinem Studium gemacht. Jener Landmann weiß gerade ſo viel, als nöthig iſt, ſeiner ſittlichen und bürgerlichen Pflicht zu genügen, und das iſt, wahrlich! nicht zu wenig für Menſchen; dieſer Städter weiß es nicht, und geht ſeinem ſelbſt verſchuldeten Geſchicke entgegen. Aechte Bildung iſt harmoniſche Entwicklung unſerer Kräfte. Sie nur macht uns glücklich, gut und geſund. Sie klärt uns über den Kreis auf, den wir, vermöge unſerer Fähigkeiten, auszufüllen haben; ſie lehrt uns unſere Kräfte erkennen, indem wir ſie prüfend üben; ſie läßt uns die Phantaſie des Knabenalters und den raſchen Willen der Jünglingsjahre dem klaren Lichte einer männlichen Vernunft unterordnen, ohne ſie zu zerſtören. Es iſt alſo hier jener Theil der Seelen-Diätetik, deſſen Bearbeitung an der eigenen Individuali-

tät vorzugsweiſe dem Alter der Reife, der Sonnenhöhe des Lebens zukommt.

Läßt ſich überhaupt die Geſinnung, die Bildung des Willens, deren Einfluß wir ſchon erörterten, von der des Erkennens ſondern? Wille und Gefühl, alſo auch Leid und Luſt im Innern, ſind ja nur Ergebniſſe des Geſichtspunktes, von dem aus wir die Welt und uns anſchauen, und dieſer Geſichtspunkt iſt Ergebniß unſrer Bildung. In uns iſt Troſt und Verzagen, in uns iſt Paradies und Wüſte. Iſt das Auge klar, ſo iſt es auch die Welt; und wenn die Denkart, die Ueberzeugung den Grund zu unſrer Stimmung legt, ſo legt ſie auch den Grund zu unſrem Wohlſein. So viel vermag ein Syſtem von Gedanken, wenn es ſelbſtgedacht und mit unſerm ganzen Weſen Eins geworden iſt. Es wird zur Stütze für den Müden, zum Ruhekiſſen für den Leidenden, zum Palladium für den noch Geſunden. Spinoza hätte ſchwerlich ſo lange ausgedauert, ohne die folgerichtige Ueberzeugung in ſeiner Seele. Man denke die Welt in ihrem Zuſammenhange, und der Blick wird ſich erheitern. Man faſſe die letzten Zwecke in's Auge, und die Uebel der Welt werden ſich mindern. Man mache den Beifall der Menſchen ſich weniger zum Zwecke — und Zwecke kann man ſich ja machen! — und ſein Mangel wird uns weniger quälen. „Man denke das Gegentheil von dem, was Einen ſchmerzt, und man weiß ſodann, was der Zuſammenklang des Ganzen fordert. Wenn der Egoiſt die Uebel am meiſten fühlt, weil ſich die wenigſten Dinge zu ſeinem engen Zwecke vereinigen, ſo beſtraft ſich der Egoismus durch

seinen Gesichtspunkt.“ Man lerne diesen also erweitern, und große Gedanken haben! Man lerne einsehen, daß das Leben zwar eine Gabe, vor Allem aber ein Auftrag ist: eine Vollmacht zu Rechten, aber nur im geheiligten Namen der Pflicht!

Wenn der Hauptgrund des Kränkelns in der ängstlich übertriebenen Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten des lieben Körpers zu suchen ist, — wie ein erfahrner Blick auf das Geschlecht unserer Mitgebornen überzeugt, — was kann dem Uebel sicherer begegnen, als jenes höhere, geistige Streben, welches uns von einem niedrigen erhebend abzieht? Es ist erbärmlich, jene kleinen Geister zu beobachten, wie sie mit der unaufhörlichen Sorge für ihr unschätzbares, materielles Dasein, dieses selbst leise zu untergraben, jämmerlich beflissen sind! Der Arzt selbst, den sie ewig consultiren, muß sie verachten. Sie sterben an der Sehnsucht nach dem Leben. Und warum? weil ihnen die Kultur des Geistes gebricht, welche allein fähig ist, den Menschen aus dieser Misere herauszureißen, indem sie seinen besseren Theil entfesselt, und ihm Gewalt über den irdischen ertheilt. Ich will von den ehrfurchtwirkenden Erscheinungen des Stoizismus nichts sagen; wir haben sie mehr dem Willen als dessen Gründen zugeschrieben; aber wer sind sie, die das äußerste, dem Sterblichen gegönnte Maß seines irdischen Bleibens mit gesunder Freudigkeit gemessen haben, — als die ernsten, den höchsten Ideen innig zugewendeten Geister, von Pythagoras an, bis auf Goethe? — Nur ein heiterer Blick ins Ganze gewährt Gesundheit, und nur Einsicht gewährt diesen heiteren Blick.

Der scharfsinnige Denker, der sich am tiefsten in den wunderbaren Abgrund der Geistigkeit versenkt, und durch ruhige Beschauung ein von der Parze für den baldigen Schnitt bereitetes Leben zu verlängern gewußt hat, — der Denker, der stets für den grübelndsten und vielleicht finstersten von allen gehalten wurde, that den merkwürdigen Ausspruch, den er, nach seiner Weise in geometrischen Formeln bewies: „Die Heiterkeit kann kein Uebermaß haben, sondern ist immer vom Guten; dagegen die Traurigkeit, ist immer vom Uebel. Je mehr aber unser Geist versteht, desto seliger sind wir." Das ist die stille, hohe Gewalt der ächten Philosophie, daß ihr gegeben ist, dem Menschen einen Standpunkt anzuweisen, von welchem er, nicht ohne Theilnahme, aber ohne Kampf, aus unangefochtener Höhe herabsieht auf den wechselvollen Strom der Erscheinungen; auf welchem in der reichen, aber zur Einheit durchgebildeten Fülle seines Gemüthes, ihm die Vergangenheit als heiliges Vermächtniß, die Zukunft als hoffnungsvolles Ziel einer erkannten Bestimmung, die Gegenwart als ein anvertrautes Gut erscheint, dessen wahren Werth er allein gehörig zu schätzen, dessen Zinsen er allein zurückzulegen, und mit fröhlichem, immer gleichem Jugendsinne zu genießen versteht. Das ist die Macht der Philosophie: aber nur jener, bei der nicht die Köpfe glühen und die Herzen frieren; — die aus dem Innern des Denkenden selbst hervorgeht, und sein ganzes Wesen ergreift: die nicht gelernt, sondern gelebt sein will, die damit anfangt und endet: sich selbst zu prüfen und zu begreifen. Thörichtes Preisen und Beneiden unbewußten Glückes!

nur im Geiſte kann das Glück gefunden werden, da es ſelbſt nur ein Begriff iſt. Wer je den dumpfen Zuſtand rein ſinnlichen Behagens mit dem Gefühle geiſtiger Klarheit in der Erfahrung vergleichen lernte, weiß, daß es ſich hier nicht um ein Wortſpiel handelt. Jenes Beneiden trifft eigentlich nur das Nicht-Bewußtſein des Unglücks, welches letztere ja auch nur ein Begriff iſt. Klarheit im Geiſte bleibe denn das Schutz- und Heilmittel unſeres Daſeins!

Das wichtigſte Reſultat aller Bildung iſt die Selbſterkenntniß. Jedem Menſchen iſt von der Gottheit ein beſtimmtes Maß zugeordnet, — ein beſtimmtes Verhältniß der Kräfte, welche ſich in einem abgegrenzten Kreiſe bewegen. Dieſes Maß, nicht überſchritten und nicht lückenhaft, beſtimmt die Integrität, die Geſundheit des Individuums, als eines ſolchen; denn eben durch dieſes Verhältniß iſt Jeder er ſelbſt. Es richtig gemeſſen zu haben, iſt die Krone menſchlicher Weisheit; weiter bringt es doch Keiner, und mehr hat die Aufſchrift des delphiſchen Tempels nicht verlangt. Wer dieſes Maß ſeines individuellen Daſeins mit jener ächten Bildung, die ſelbſt ein Sein und kein bloßer Beſitz iſt, auszufüllen weiß, der wird ſein Leben und ſeine Geſundheit bewahren. Er wird in einem freien, zwangloſen Zuſtande leben, nur ſich ſelbſt angehören, und mit Egmont der Natur gebieten können, jeden fremden, kranken Tropfen aus ſeinem Blute wegzuſpülen. „Das höchſte Gut, was Gott allen Geſchöpfen geben konnte, war und bleibt: eigenes Daſein.“ Wenn dieſes Wort Herders wahr iſt, ſo iſt die Bildung der Schlüſſel

zum höchsten Schatze; denn, wie uns die Natur die Dauer der eigenen Existenz ihrerseits durch eine uns angeborne Kraft des Widerstandes und der Selbsterneuerung gesichert hat, so können wir unsererseits diese Gabe durch die selbsterrungene Macht des Geistes noch übertreffen. Der Leichtsinn, die fröhliche Aeußerung der natürlichen Elasticität des Charakters, hat schon eine wunderbar erhaltende Kraft, und durchdringt, wie der Balsam eines feinen Aethers, unser ganzes Wesen mit Leben; und sollte der leichte Sinn, der daraus entspringt, daß wir ganz, klar und wir selbst sind, nicht tiefer und anhaltender wirken, als jener unbewußte, vergängliche Rausch?

Hat der Gebildete den Kranz der Selbst-Erkenntniß errungen, so geschah dieß nur, indem er sich als Theil eines Ganzen fassen lernte und mit andern Theilen desselben Ganzen zusammenhielt. Ja, man kann sagen, daß mit diesem Begriffe, sobald er lebendig wird, eigentlich die wahrhaft menschliche Bildung anfängt, und mit ihr auch ein zufriedener, geistig-leiblicher Zustand. Man beobachte unbefangen und scharf den Hypochondristen, — und man wird mit Bedauern gewahr werden, daß sein Uebel eigentlich in einem dumpfen, traurigen Egoismus besteht. Nur für das jämmerliche, von tausend Feinden bedrohte, kleine Ich lebt, denkt und leidet er: abgewendet von allem Schönen und Großen, das die Natur und die Menschenwelt einem offenen Herzen bieten, theilnahmlos für die Freuden, — und, was noch fürchterlicher ist! — für die Leiden seiner Brüder, lauert er mit qualvoller Begierlichkeit auf jede leiseste Empfindung in den düsteren Winkeln

seines bangen Selbſt, und ſtirbt, gefoltert, ein ganzes Leben lang. Andere ſind ihm ein Gegenſtand des Neides; er ſelbſt iſt ſich ein Quell von Bangigkeiten, der nur mit dem Daſein zugleich verſiegt. Das Leben, das er ſtets erhaſchen will und ſtets verjagt, wird ihm endlich gleichgültig, und er verſinkt in einen dumpfen, thieriſchen Zuſtand. Er kann nicht mehr mit dem reinen, geſunden Menſchen ſagen: „Nichts Menſchliches iſt mir fremd;“ ihm iſt alles Menſchliche fremd; er klammert ſich mit der unbewußten Verzweiflung eines Oreſtes, dem die rächenden Gottheiten ſein Höchſtes, die Selbſtbeſinnung, allmälig rauben, an das elende Stück der Erde an, das er ſein Ich nennt, und ſinkt mit ihm zur Scholle hin, die er ſich aufgewühlt hat. Was iſt ihm Welt, Natur, Menſchheit, Bildung? Hypochondrie iſt Egoismus, und Egoismus iſt Rohheit. Gebt dem Geiſte dieſes Unglücklichen, wenn es noch Zeit iſt, eine Richtung gegen das Ganze, öffnet ſein Herz und ſeinen umnebelten Blick dem Schickſale ſeines Geſchlechtes, — mit Einem Worte: bildet ihn! — und der Dämon, der keinem Nerven- und Magen-ſtärkenden Tränkchen wich, wird vor dem Lichte des geiſtigen Tages ſich verbergen. Und wäre Heilung unmöglich, ſo liegt doch Tröſtung darin, mit dem unglücklichen Dichter zu ſagen:

„Alles leidet! ich allein
Soll erhaben über Schmerzen,
Unter Gräbern glücklich ſein?“

Wenn dem Kranken die Aufgeſchloſſenheit für's Ganze ſo viel frommt, wie viel mehr wird ſie dem Entſtehen des

Uebels vorbeugen! Aus solchen Gesinnungen und Erkenntnissen gehen die höchsten praktischen Resultate hervor, zu denen der Mensch gelangen kann, und welche allein die Gesundheit, in sofern sie sein eigenes Werk ist, bedingen: Selbstüberwindung und Entsagung; in ihrem Gefolge die Mäßigung, an welcher beide gleich viel Antheil haben. Ist es ein Großes, die Energie eines kräftigen Willens zu rechter Stunde zu bethätigen, so ist es ein noch Größeres, sie zu rechter Stunde aufzugeben; ein Entschluß, den nur die Bildung zu reifen vermag, indem sie den Geist zur Idee der Gesetzmäßigkeit erhebt, vor welcher alle Willkür zur Thorheit wird. Der Wille wirkt, lebhaft angeregt, am deutlichsten in vorübergehenden Zuständen, die Vernunft in chronischen Seelenleiden — so wie die Freude den Lebensprozeß augenblicklich erhöht, und, oft wiederholt, erschöpft, während die Heiterkeit ihn gelinde, aber stetig aufrecht hält, und, man möchte sagen, einen nährenden Einfluß ausübt. „Erhebung — hat irgend ein geistreicher Mann gesagt — ist das beste Mittel, aus allen Collisionen zu kommen, gesellschaftlichen wie natürlichen.“ Zu erheben aber vermag den Menschen nur die Betrachtung, die Tochter der Vernunft. Gedanken Gottes beseelen dieses unermeßliche All, und der Mensch, der die seinen entwickelt, vermählt sich mit ihnen und nimmt Theil an dem quellenden Leben, das die unendliche Schöpfung durchströmt. In das Meer der Beschauung versenkt, untertauchend, den Selbstwillen den Wogen des Ewigen hingegeben, mäßig und zufrieden, durchlebt der Bramine in heiterer Gesundheit einen Zeitraum, den kein, rastlos mit Nichts beschäftigter Europäer

erlebt. Stiefmütterlich von der Natur bedacht, gründet ſich Kant, aus großen Gedanken Kraft und Fülle ſaugend, eine dauernde Geſundheit, und liefert einen Beleg zu den Hypotheſen der Forſcher, welche ſchon lange die Verwandtſchaft der Indoſtaner und der Deutſchen nachzuweiſen ſich bemühen. Man kann nicht ſagen, daß Wieland, dieſes Muſterbild eines harmoniſchen Lebens, wiewohl er ein Dichter war, durch Phantaſie oder heftige Intention das liebliche Wunder ſeines ſchönen Daſeins geleiſtet habe: es war die gleichmäßige Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte, die Richtung ſeines hellen Verſtandes auf das Geſetzliche im Gange der Natur, was ihm, freilich nebſt einer glücklichen Organiſation, das frohe, geſunde Alter verſchaffte, das in der deutſchen Literatorengeſchichte wie ein freundlicher Mythos daſteht. Iſt doch das Denken an und für ſich eine wahrhaft menſchengemäße, wohlthätige, beglückende Beſchäftigung, die zwiſchen Zerſtreuung und Fixirung eine gedeihliche Mitte hält, und den Menſchen ſeiner höheren Beſtimmung gelinde zulenkt, indem ſie ſeiner irdiſchen entſpricht! Wie wohl thut dieſer Blick in die große Verkettung der Weltkräfte, welche alle irgendwo in einander greifen und auf eine letzte, beſeligende Einheit hindeuten! wie wohl thut es, auf jene leuchtenden Naturen mit Ehrfurcht hinweiſen zu können, die, als Zeichen der Macht des Geiſtes über das Verneinende irdiſcher Hinfälligkeit, wie greiſenhafte Götterbilder im Tempel der Geſchichte ſtehen! Platon lehrte und lernte noch in ſeinem achtzigſten Lebensjahre; als Greis dichtete Sophokles den Oedipus in Kolonos; Cato fühlte im gleichen Alter keinen Lebensüberdruß; Iſokrates

glänzte als Redner im vier und neunzigsten, Fleury als Staatsmann im neunzigsten Jahre; Loudons Scharfblick — sagt sein Biograph — traf noch bei Belgrad so entschieden als dreißig Jahre früher bei Dommstädtl; und Gedanken, die das Geheimniß der bildenden Natur im Urwpus ihrer Geschöpfe belauschen, begleiten Goethe, weit über der gewöhnlichen Grenze des Menschenlebens, in ein höheres hinüber.

Sage Niemand, daß unsere Zeit ein trauriges Gegenbeispiel liefere, wenn von der Wirkung der intellektuellen Ausbildung auf die leibliche die Rede sei; daß es scheine, als nehme mit der Verfeinerung des Verstandes, mit der Aufklärung, vielmehr die Schwächlichkeit und Kränklichkeit der Generation zu! — Ist Verfeinerung ächte Bildung? Hat ächte Bildung da, wo unser Jahrhundert sie wirklich in's Leben rief, nicht die erfreulichsten Früchte gezeitigt? Und wo vielleicht vorzeitige, überspannte Anregung des intellektuellen Lebens auf das physische wirklich störend eingewirkt haben mag, — hat da nicht jenes selbst wieder den Balsam für die Wunden mitgebracht, welche es diesem schlug? Sind nicht durch Lektüre, Gespräch und eigenes Denken die herrlichsten Quellen eröffnet, an denen wir uns wieder zu erneuen, zu erfrischen gewiß sind? Es ist nicht die Rede von der Umwandlung eines dürftigen Organismus; Wunder wirkt eher Phantasie oder Glaube; des Verstandes Sache sind sie nicht; aber man beobachte wahrhaft gescheidte, klare Menschen, und man wird sie weit weniger über Verstimmungen und Uebelsein klagen hören, als beschränkte, denen ihr Unterleib das Sinnbild der gan-

zen Erdkugel iſt; die, wenn ſie das blinde Loos auf den Richterſtuhl ſetzt, in Einem Augenblicke das Geſchick ihres zitternden Bruders zum Leben oder Tode entſcheiden, — je nachdem ihre leiblichen Funktionen nach Wunſche von ſtatten gingen oder nicht.

Haben wir durch Kunſt unſere Einbildungskraft erquickt, durch Sittlichkeit unſeren Charakter geſtählt, und durch Bildung unſer Daſein erweitert und begnügt, ſo werden wir den Gewalten mit Leichtigkeit widerſtehen, welche die rohen Elemente täglich aus allen Winkeln des Univerſums feindlich ausſenden, uns zu verwandeln, zu zerſtören. Wir gewahren mit inniger Befriedigung, daß die geiſtigen und leiblichen Beſtrebungen und Thätigkeiten jeder Art zu Einem Ziele hinwirken — uns zu vollenden, zu beglücken; daß Leben, Kunſt, Wiſſen, Strahlen Einer Sonne ſind, an deren Lächeln alles Daſein gedeiht. Und indem wir unſere bisherigen rhapſodiſchen Betrachtungen überblicken, bemerken wir, daß wir eigentlich ein einziges Thema dreimal variirt haben, oder Eine Melodie auf drei Inſtrumenten geſpielt, — indem wir den Menſchen, der ewig Einer iſt, wenigſtens für die Beobachtung zu trennen verſuchten. Es iſt eine Selbſtwiederholung, und iſt auch keine; denn wie das Verhältniß der Kräfte und Richtungen in jedem Einzelnen verſchieden iſt, ſo wird Jeder, der unſere Erörterungen ſeiner Aufmerkſamkeit werth hält, nach ſeiner Weiſe damit zu verfahren wiſſen, und die träumende, wollende oder denkende Richtung in ſich aufrufen oder beſchränken, — oder jene Methode verſuchen, die wir

im Folgenden, zur Begründung eines geſundfroben Zuſtandes, in Vorſchlag bringen *).

*) Wie ſehr unſere vorſchreitende Zeit den Werth der Intelligenz auch in Bezug auf das leibliche Wohl des Geſchlechtes begreifen und ſchätzen lernt, zeigen die neueſten dem Leben abgewonnenen Erörterungen Brigham's. Er ſucht in denſelben nachzuweiſen, daß Gelehrte meiſt ein hohes Alter erreichen, daß die Sterblichkeit in allen Ländern im Verhältniß zu den Fortſchritten der Civiliſation ſich vermindert habe, wobei er einen großen Werth auf die Mäßigkeitsvereine legt, — und daß zumal in der Veredlung der Vergnügungen das vorzüglichſte Mittel zu ſuchen ſei, durch welches die Bildung ihr Heil über das körperliche Wohlſein verbreite.

VI.

Die Leidenſchaften ſind Mängel oder Tugenden, nur geſteigerte.

Goethe.

Man würde dieſe Aufſätze doch für gar zu willkürlich und unvollſtändig halten, wenn darin der Temperamente und Leidenſchaften nicht wenigſtens mit Einigem gedacht würde. Freilich iſt an den Temperamenten wenig mehr zu temperiren, und alſo für die Seelendiätetik wenig zu gewinnen; freilich iſt über die Leidenſchaften, mit und ohne Leidenſchaft, ſchon ſo viel geredet worden, und ſie beherrſchen uns noch immer; freilich hätte ich gehofft, daß ſich das für unſeren Zweck Weſentliche darüber aus dem Geſagten von ſelbſt entwickle; — aber wie es Leſer gibt, denen man Freude macht, wenn man ihnen Vieles verſchweigt, ſo gibt es Mehrere, denen man Alles ſagen muß. Mögen daher Jene zu Gute halten, was ich, Dieſen zu Liebe, noch beizufügen im Begriffe bin. Es ſind nur zerſtreute Bemerkungen. Die Kapitel der Pſychologie und Lebensphiloſophie, wo ſie hingehören, mag ſich Jeder hinzudenken, wenn wir nicht ein ganzes Lehrbuch hier einſchalten ſollen.

Es gibt im Grunde nur zwei Temperamente, — von welchen die allbekannten vier und die wenig bekann-

ten Millionen nur Modificationen, und wieder Combinationen dieser Modificationen sind; nämlich: ein thätiges und ein leidendes. In diese zwei Hauptformen werden sich die einzelnen Glieder der großen Kette des menschlichen Geschlechtes bequem unterscheiden lassen. Glieder, welche andere umklammern, und Glieder, welche sich von andern umklammern lassen *).

Wie der Charakter das Ganze des gebildeten Wollens umfaßt, so ist das Temperament nichts Anderes, als das Ganze der angebornen Neigungen. Die Neigung aber ist nur der Stoff des Willens, und wird, von ihm beherrscht, zum Charakter, — ihn beherrschend, zur Leidenschaft. Das Temperament ist also die Wurzel der Leidenschaften, und es gibt auch nur zwei große Gruppen von Leidenschaften, wie es zwei von Temperamenten gibt. Einsichtsvolle Psychologen und denkende Aerzte haben das immer gefühlt, und jene haben die Temperamente in thätige und leidende, diese die Leidenschaften (sagen wir nur zugleich: auch die Affekte, um auszudrücken, daß von Gemüthsbewegungen die Rede ist, unter welchen Begriff sich, ohne Wiederholung, Alles auf beide Bezügliche zusammenfassen läßt), in erregende und niederschlagende unter-

*) Lavater, Zimmermann, v. Hildenbrandt, sind in ihren Werken derselben Ansicht. Der ehrwürdige Verfasser des uralten, unter den hippokratischen Schriften befindlichen Buches „von der Diät" bekannte sich zu ihr. Die Brown'sche Schule, den Gegensatz von Sthenie und Asthenie festhaltend, war ihr geneigt.

ſchieden. Die gewöhnlich als ſanguiniſch und choleriſch bezeichneten bilden unſer thätiges, die als phlegmatiſch und melancholiſch bekannten unſer leidendes Temperament. Es iſt nicht wahr, wie man denken möchte, und hin und wieder wohl auch äußern hört, daß die trägen Temperamente bei der praktiſchen Philoſophie des Lebens ein leichtes Spiel haben. Die Trägheit iſt die ſtärkſte Kraft in der Natur, und am Menſchen weit ſchwerer zu überwinden, als die Lebhaftigkeit. Auf Ueberwindung aber beruht die Diätetik der Seele, — und ächte Lebensweisheit iſt der Bewegung hold, nicht dem Stillſtande. Hier heißt es wieder: das eigene Maß erkennen, zu welchem jeder Einzelne gebildet, in welchem er geſund iſt, — und demgemäß ſich beruhigen oder anregen. Gleichgiltigkeit iſt der eigentliche Tod. Hiermit iſt das Vorurtheil, welches die Leidenſchaften in ihrer Quelle austrocknen möchte, bekämpft. Dieſe Quelle iſt die Neigung. Ohne Neigung kein Intereſſe; ohne Intereſſe kein Leben. Die Alten haben gedichtet, daß die Muſen die Töchter der Erinnerung ſind; die Mutter der Erinnerung aber iſt die Liebe. Die Neigung muß erſt vorhanden ſein, ehe die Weisheit ihr eine Richtung vorzeichnen kann. Gleichgiltigkeit beherrſcht das öde Gefilde, wo Neigung mangelt. Die Schweſter der Gleichgiltigkeit iſt die entſetzliche Langeweile, — ihr Bruder der Müßiggang; eine furchtbare Sippſchaft. „Wer mich verwundet — klagt ein lebhafter, beweglicher Autor — hat nur meinen Körper verletzt; wer mich aber langweilt, ermordet meine Seele.“ Und wer ſich ſelbſt langweilt? frägt die Diätetik der Seele weiter. Liebe und

Haß, das ſind die tiefſten Gründe unſeres Lebens. Es nützt uns hier wenig, zu wiſſen, daß auch der Haß nur eine verborgene Liebe, wie der Tod ein geheimes Leben iſt. Genug, daß beide Aeußerungen des Einen Lebens: Anziehen und Abſtoßen, zu deſſen Geſundheit gehören. Auch Unmuth iſt ein Element lebendigen Wirkens, und der Menſch des Gemüthes kann deſſen ſo wenig entbehren, als der leibliche der Galle. Ueberhaupt: Leidenſchaften ſind Kräfte, — ſo gut wie andere, geiſtige oder körperliche. Muth kann ſich Niemand aufdemonſtriren; ein leichter Grad des Unwillens wird ihn erregen und waffnen. Kräfte muß man nie vernachläſſigen oder gar ertödten; man muß ſie ſtudiren, zu bändigen, zu ſteigern, zu ordnen, zu beherrſchen ſuchen. Das iſt Alles. Spricht nicht der beſonnene Leſſing von einer Leidenſchaft für's Wahre? Iſt nicht Begeiſterung ein Affekt? und iſt ſie nicht die Flamme, die das Leben des Menſchen, das geiſtige wie das irdiſche, nährt und erhält? Sie hebt über hundert Klippen, an welchen kalte Berechnung zerſchellt; ſie füllt mit einer Wärme, in welcher ungeahnte, mächtige Kräfte der Erhaltung wie der Heilung ſich entfalten. Wer ſich beobachtet, fühlt, wie heilſam ihm die friſche Bewegung der Seele iſt. Tüchtige Menſchen vor Anderen lieben einen Schauplatz der Uebung, — eine Erregung im Innern oder in der Außenwelt. Cato der ältere — erzählt ſein griechiſcher Biograph — war nur recht glücklich, wenn Jupiter donnerte. — „Aber", wendet Ihr mir ein, „bewahrt ein leidenſchaftloſes Leben nicht vor der Selbſtaufreibung? erhält man nicht Inſekten durch Jahre unter der Hülle ihrer Verpup-

rung? Pflanzen, im Keller verſperrt, bleiben ſie nicht länger am Leben, als die in der freien Atmoſphäre, deren Säfte durch die mütterliche Wärme der Erde in ſteter Bewegung erhalten werden? Was ſagſt du vom Murmeltiere, von in Steinen verſchloſſenen Kröten?“ — Ich ſage, daß ein langes Leben deßhalb nicht ein geſundes iſt, und daß Menſchen keine Kröten ſind. Und wenn die Leidenſchaften — die geſteigerten Neigungen — zu gar nichts gut wären, ſo ſind ſie es dazu, um die Leidenſchaften zu bekämpfen. Reflexion allein wird nie im Stande ſein, einen Affekt zu vernichten, — kaum, ihn zu beſchwichtigen; aber wohl kann durch eine heftige Neigung eine andere balancirt, ein Affekt durch den andern gedämpft werden: die Liebe durch den Stolz, und umgekehrt; der Unwille durch die Freundſchaft, der Zorn durch das Lachen u. ſ. f. Die Natur ſelbſt, die weiſeſte und ſicherſte Erzieherin, leitet den Menſchen durch Neigungen; ſie aber weiß am beſten, wo er zu faſſen iſt. Schnelle Freude erregt, und erſchöpft durch Erregung. Anhaltende Heiterkeit unterhält den plaſtiſchen Lebensprozeß. Jene wirkt wie ein reizendes, dieſe wie ein ſtärkendes und nährendes Heilmittel. Eben ſo verhält ſich brauſender Zorn wie jene, edler Unwille wie dieſe. Auch hier greifen Ethik und Diätetik wunderſam in einander. Verderblich wirkt die Flamme des Zornes auf den Bau des Organismus, wohlthätig oft das ſtille Feuer der Indignation: und hängen nicht dieſe Grade zumeiſt von den Gegenſtänden und Charakteren, alſo von ſittlichen Momenten, ab? Der Zorn iſt eine gemeine Erregung über Gemeines, und zieht zum Gegenſtande herab; wenn wir

zürnen, hat unser Gegner seinen Zweck erreicht, wir sind in seiner Gewalt. Indignation ist eine sittliche Bewegung, eine edle Leidenschaft, die uns über das Gemeine erhebt, und, indem sie es uns verächtlich macht, uns davor bewahrt. Es ist das leise, hohe Zürnen, das, wie ein unabsichtliches Zeichen der Göttlichkeit, um die Lippen des belvederischen Apoll spielt. Plato nannte Leidenschaften „die Fieber der Seele", weil sie Krisen darstellen, welche, wie jene körperlichen, oft die eingewurzeltsten Uebel der Seele heilen, — durch Reinigung, durch einen läuternden Prozeß. Was nun von den anerkannt schlimmen gilt, das braucht von den besseren gar nicht erst bewiesen zu werden; nur das will ich anführen: daß von allen Affekten Hoffnung der belebendste, also für die Diätetik der Seele der wichtigste ist. Diese himmlische Voremp*f*indung ist nichts Anderes, als ein zarter Theil unseres Selbst, ein holdes Ich, das sich nie vernichten lassen will.

Damit es aber nicht scheine, als nähmen wir die Leidenschaften in unsern Schutz, so wollen wir nur gleich hinzufügen, daß alles Günstige, was wir ihnen zugeschrieben, nur zu erwarten sei, so lange sie unter einem gewissen Grade erhalten werden, das heißt: so lange sie aktiv sind. Denn die aktiven Leidenschaften, wenn sie die Linie der Mäßigung überschreiten, werden passiv. Aktiv ist Alles, was sich der vernünftigen Seite des Menschen anschließt, weil er nur in dieser Sphäre als Mensch thätig zu sein vermag; passiv ist Alles, was der Sinnlichkeit unterliegt, indem hier der Mensch rohen Naturkräften leidend anheim fällt. Diese Richtung vorzuzeichnen liegt an

uns. Rührung iſt belebend, ſo lange ſie Bewunderung iſt; wenn ſie zum Mitleid wird, zieht ſie uns herunter, und wird ſchwächend. Heftiger Zorn iſt nicht, wie man wähnen möchte, aktiv. Der von ihm, wie von einem Dämon Ergriffene leidet ſeinem beſſeren Theile nach, und der heftigſte Zorn wird ſelbſt in ſeinen Aeußerungen paſſiv. „Es war nicht Ruhe — ſagt Plutarch vom Stillſchweigen des Coriolanus — es war Stärke des Zornes; welches Unwiſſende — ſetzt er hinzu — für keine Betrübniß halten.“ Heftige Leidenſchaften — ſo paradox es auf den erſten Blick ſcheinen mag — kommen mehr der Schwäche zu. Das Unglück erregt ſie zumeiſt, das unſere eigentlichſte, innigſte Stärke, das den Geiſt in uns niederdrückt. Der Knabe weint, wüthet, und will ſich den Kopf einrennen, wo der Mann mit ernſter Faſſung der Zukunft entgegen wirkt. Sanfte Leidenſchaften erheitern den Horizont des Daſeins; bewegen, ohne zu ermüden; erwärmen, ohne zu verzehren, und verklären allmälig die Flamme, die in jedem Buſen brennt, zum ſtillen, befruchtenden Segenslichte. Sie ſind die Inſignien wahrer Stärke, welche das Scepter der Geiſtesherrſchaft nie aus den Händen läßt.

Vielleicht hat Kant ähnliche Betrachtungen im Sinne gehabt, als er ſeine „rüſtigen und ſchmelzenden Affekte“ unterſchieden wiſſen wollte. Er macht bei einem ſolchen Anlaß eine Bemerkung, die zu ſchön gedacht iſt, um ſie zu übergehen. Ein Ausdruck Sauſſure's: „es herrſche in den Gebirgen von Bonhomme eine gewiſſe abgeſchmackte Traurigkeit“, reizt ſie in ihm an. Sauſſure — ſagt er ſich — kennt alſo auch eine andere, eine intereſſante Trau-

rigkeit, welche vielleicht der Anblick einer Einſamkeit einflößt, welcher der Menſch durch ſeines Weſens Kraft ein Leben abgewonnen; es gibt alſo auch eine Traurigkeit, die zu den rüſtigen Affekten gehört, und die zu der ſchmelzenden wie etwa das Erhabene zum Schönen ſich verhält. — Wie tief greift dieſe Bemerkung, wie weit führt ſie den Blick über das Leben hinaus! Der Schmerz einer großen Seele, ſei es um Verluſt,

„Den Blitzſtrahl,
Der verklärt, was er uns raubt,"

ſei es über das Kleinliche dieſes im ſteten Kreislaufe um das ewige „Vergebens" ſich müde drehenden Daſeins, — er iſt kein niederdrückendes, er iſt ein wackeres, ein erhebendes Gefühl. Er iſt eine Art von leidendem Stolze, der allein die Gewalt des Schickſals überwindet.

Und ſo hat die Natur ihren Willen auch in der Trennung der Geſchlechter ausgeſprochen. Sanfte Bewegungen des Gemüthes hat ſie dem zarteren, kräftige dem männlichen als heilſam zugeordnet. In dieſer Aktivität oder Paſſivität (Leidenheit?) des Empfindens liegt jede Differenz, die, in Bezug auf das Verhältniß der Geſchlechter, einen Grund zu Verſchiedenheiten in den Verhältniſſen des inneren Lebens beider geben darf; der Gedanke und ſeine Welt ſind nur Eines für jedes Geſchlecht.

Es ſei genug an dieſen hingeworfenen Winken. Ich bin abſichtlich in dieſem Abſchnitte kurz, weil ihn ausführen weit über unſere Grenzen hinaus führen würde.

Und soll ich über die leiblichen Wirkungen der Gemüthsbewegungen noch ein Wort verlieren? Sind wir je im Stande, durch besonnene Willkür den organischen Bau in solche Erschütterungen zu versetzen, als es die stürmische Gewalt des Affektes nur zu oft, ohne uns zu fragen, thut?*) Ist Jemand, der sie nicht erfahren — nicht beschrieben hat? Wer kennt nicht das klare, glänzende Auge, den größeren, schnelleren Puls, das freiere Athmen, das

*) Wem fielen hier nicht merkwürdige Thatsachen aus der Geschichte, aus dem Leben bei? Der stumme Sohn des Crösus, der, als er das Schwert des Feindes über dem Haupte seines Vaters gezückt sah, plötzlich ausrief: „Mensch, tödte den Crösus nicht!" — Der gleichfalls stumme Jäger, der sich von einem Weibe verhext wähnte, und bei ihrem Anblick vor Zorn die Sprache wieder fand; Effekte, von Dichtern weit öfter, von Aerzten weit seltener, als beide sollten, benützt. Wie oft werden die psychologischen Experimente jenes orientalischen Leibarztes nachgeahmt, der durch Erregung des Schamgefühls eine Lähmung. — Boerhave's, der durch Furcht die Fallsucht im Armenhause zu Harlem, ja des kühnen M. Herz, der durch Todesfurcht, wie ich oben erzählte, eine wirklich den Tod drohende, abzehrende Krankheit heilte? Ich führe hier nur, unserem Zwecke gemäß, Beispiele heilsamer Wirkungen an. Die von verderblichen sind noch häufiger. Man denke an die Vergiftung animalischer Säfte durch den Zorn, an die Todesfälle durch plötzliches Leid oder Freude; man lese die zahllosen Geschichten, welche Zimmermann in seinem reichen Buche von der Erfahrung (XI. Kapitel) aufzubewahren der Mühe werth gehalten hat.

blühende Gesicht, die glatte Stirne des Freudigen? Wer nicht das Zittern, Stammeln, die Kälte, den Hautkrampf, das sich sträubende Haar, das Herzklopfen, die Angst, das beengte Athmen, die Blässe, den gesunkenen Puls, die Uebelkeiten des Furchtsamen? Das langsame, oft schwere, stets zum Weinen bereite Athmen, die kalte, bleiche, gerunzelte Haut, den zusammenknickenden, zögernden Schritt, den schwachen, langsamen Puls des Hoffnungslosen? Das leise oder wallende Erröthen der Scham, das Erbleichen des verächtlichen Neides? Das schwellende Antlitz der beglückten, das schmachtende der unerwiederten Liebe? Den gepreßten, zusammenschnürenden Schmerz der Eifersucht um die Brust, vom Zwerchfell hinauf bis an die Kehle? Das Toben in den Adern des Zürnenden? sein bluthrothes Antlitz, den sichtbar schlagenden Puls, das keuchende Athmen, die wilden Blicke und alle Vorboten des Schlagflusses? —

Es ist ja keine Erfindung der deutschen Poeten, daß auf „Schmerz" gerade „Herz" reimt. Da klopft die Leidenschaft sinnlich an, da drückt und ängstiget ihre Hand, und Störung des Kreislaufes ist immer das erste Zeichen ihrer physischen Gewalt. Was fehlgeschlagene Hoffnung auf den Körper vermag, haben viele denkende Aerzte in ihren Schriften auseinandergesetzt; Ramadge, in seinem so bekannt gewordenen Buche über die Auszehrung leitet einen großen Theil der in England so häufigen Lungensuchten von den zerstörten Plänen und Hoffnungen her, die dort vielleicht öfter als sonst wo auf der Erde vorkommen. Es ist auch begreiflich, daß die aus chronischer

Traurigkeit entstehenden Congestionen nach der Brust allmälig die Anlage oder Entwicklung so trauriger Uebel bedingen. Wie sehr die Reue, dieses bitterste und unfruchtbarste Gefühl, den Unglücklichen herab bringt, den es foltert — sollte Jeder gesehen haben, um sich davor zu bewahren.

Temperamenten und Leidenschaften wird, wie wir schon angedeutet, auf dreierlei Weise entgegen gewirkt: durch Gewohnheit, Vernunft und Leidenschaften.

Das Vermögen, sich etwas anzugewöhnen, ist die liebevollste Anstalt der gütigen Vorsehung, den Geschöpfen Dauer zuzusichern. Es ist die Kraft der Lebendigkeit, sich zu behaupten, und das Fremde leise in sich selbst zu verwandeln. Sich zum Rechten gewöhnen, ist der Inbegriff der ganzen Moral und zugleich der Seelen-Diätetik.

Die Vernunft wirkt nie im Augenblicke des Affektes; sie wirkt aber dadurch, daß sie, indem sie den Menschen bildet, das Eintreten solcher Augenblicke in Voraus verhütet; dadurch, daß sie die werdenden Neigungen, die zarten Keime der Leidenschaften, allmälig einer gebildeten Gewohnheit unterwirft. Wahre Ruhe ist nicht Mangel an Bewegung — sie ist Gleichgewicht der Bewegungen.

Wie sich die Leidenschaften einander dämpfen, haben wir gesagt. Aber sie erregen sich auch wechselseitig; aktive die übrigen aktiven, passive die passiven. Man braucht also vorerst in einem bestimmten Individuum nur Eine, welche eben diesem Naturell in seiner jetzigen Stimmung am meisten zusagt, anzuklingen, so tönen nach und nach schon auch die Saiten der übrigen mit, bis das ganze

Instrument in die Stimmung kommt, die ihm das rechte Lied seines Lebens abzuspielen gestattet. Denn nicht Schweigen, sondern Harmonie wird von ihm gefordert. Und wenn es erlaubt ist, sich selbst zu citiren, so schließe ich mit den Worten, die ich zu einer anderen Zeit niederschrieb: Göttliche Apathie und thierische Indifferenz werden nur zu oft verwechselt. Diese ist der Zustand der Larve, jene der des Schmetterlings.

Nun aber glaube ich dem Leser einen großen Gefallen zu erweisen, indem ich, ehe wir weiter schreiten, meine wenigen Andeutungen über die Leidenschaften durch das Folgende ergänze, welches die Bearbeitung einer alten Abhandlung über denselben Gegenstand ist, die wenigen unserer Leser zugänglich sein möchte.

VII.

— — — Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti, si non, his utere mecum.
Horaz.

„Die Meiſten, welche von den Affekten geſchrieben haben, ſcheinen nicht von natürlichen Dingen, die dem Geſetze des Alls unterworfen ſind, ſondern von Dingen, die außerhalb der Natur ſind, zu ſprechen. Sie beweinen, belachen, beſtaunen und verachten den Menſchen, ſtatt ihn zu ſtudiren. Ich aber denke ſo: Nichts geſchieht in der Natur, was man ihr vorwerfen dürfte; denn ſie iſt immer und überall die Eine, und folgt einem unwandelbaren Geſetze. Haß, Zorn, Neid u. ſ. w., an ſich betrachtet, folgen alſo aus derſelben Nothwendigkeit, als alles Uebrige; ſie erkennen mithin beſtimmte Urſachen an, durch welche ſie verſtanden werden können, und haben beſtimmte Eigenſchaften, welche unſerer Wißbegierde eben ſo würdig ſind, als die Eigenſchaften aller andern Dinge, an deren Betrachtung wir uns ergötzen.

Wir wirken, wenn etwas in oder außer uns geſchieht, deſſen wahre Urſache wir ſind; das heißt: wenn aus unſerem Weſen etwas folgt, was aus dieſem Weſen begriffen werden kann. Wir leiden, wenn ſich in uns etwas ereignet, wovon wir nur zum Theile die wahre Urſache ſind.

Affekt iſt, was unſeren Körper dergeſtalt afficirt, daß ſeine Kraft zu wirken dadurch erweitert oder beſchränkt wird. Wenn wir alſo von ſolchen Affekten die wahre Urſache ſind, ſo wird der Affekt zur Handlung; wo nicht, zum Leiden. So wirkt denn unſer Geiſt Manches, und Manches leidet er: ſo lange er nämlich wahr und er ſelbſt iſt, d.h. klare Ideen hat, wirkt er; ſobald er irrt, leidet er. Daraus folgt, daß unſer Geiſt um ſo mehr den Leidenſchaften unterworfen ſein wird, je mehr er dem Irrthum verfällt; je mehr er ſich zur Wahrheit bildet, deſto aktiver wird er ſein.

Freude iſt der Affekt, welcher den Geiſt zu höherer Vollkommenheit erhebt; was ihn ſeiner Thatkraft beraubt, iſt Traurigkeit. Liebe iſt nichts anderes, als Freude, von der Vorſtellung einer äußeren Urſache begleitet, — Haß nichts anderes als Traurigkeit, von einer ſolchen Vorſtellung veranlaßt. Die Aehnlichkeit eines Gegenſtandes mit einem, der uns einſt Freude oder Trauer erregte, erregt nun Liebe oder Haß in uns, deren Gründe uns nicht gleich klar ſind, — was wir dann Sympathie oder Antipathie nennen.

Die Ohnmacht des Menſchen, ſeine Affekte zu mäßigen, zu beherrſchen, nenne ich Knechtſchaft. Der Geiſt hat ſein Recht den äußeren Dingen abgetreten, ſo daß er nun gezwungen wird: das Beſſere zu billigen und dem Schlimmen zu folgen. Und wie Geiſt und Körper innig verbunden zu betrachten ſind, ſo wird nun auch dieſer der Gewalt der äußern Natur, deren er ein Theil iſt, dahin gegeben. Darum habe ich meinen Geiſt zur Freudigkeit

gestimmt, weil Thränen, Seufzer, Furcht u. dgl. Zeichen einer ohnmächtigen Seele, zugleich Hindernisse der Tugend und der Gesundheit sind. Je gesünder aber der Körper ist, desto geeigneter ist er, den Geist mit Stoffen zu versorgen, woraus dieser sich bildet und seine Macht erweitert. Welche Freudigkeit ich aber meine, will ich bald erklären.

Nach der Vernunft handeln, heißt nichts anderes, als dasjenige thun, was aus der Nothwendigkeit unserer Natur, an sich betrachtet, folgt. Die Natur aber jedes Wesens strebt, sich in ihrem Dasein zu erhalten. Ein freier Mensch wird an keine Sache weniger denken, als an den Tod, und seine Weisheit wird keine Betrachtung des Todes, sondern des Lebens sein. Denn ein freier Mensch, das ist ein Mensch, der nach der Vernunft lebt, wird nicht von der Furcht beherrscht, sondern strebt durch Wirksamkeit sich in seinem Dasein zu erhalten. Er sucht die Dinge, wie sie an sich sind, zu begreifen, und die Hindernisse der wahren Erkenntniß zu beseitigen; als da sind: Haß, Zorn, Neid, Stolz, Dünkel, — damit er handeln und sich freuen könne.

Alle unsere Bemühungen und Triebe folgen aus der Nothwendigkeit unserer Natur; dergestalt, daß sie entweder durch diese allein, als durch ihren nächsten Grund, zu begreifen sind, oder in so fern wir uns als Theile der Natur betrachten, welche an sich, ohne Bezug auf andere Individuen, nicht begriffen werden können. Jene Triebe, welche so aus unserem Wesen folgen, daß sie aus diesem allein zu verstehen sind, beziehen sich auf den Geist, in so fern

dieſer in klaren Ideen lebt; die übrigen Triebe beziehen ſich nicht auf den Geiſt, außer in ſo fern er unklar iſt. Ihre Gewalt darf man keine menſchliche nennen, weil ſie von den Dingen außer uns abhängt. Daher heißt man billig jene: Thätigkeiten, und dieſe: Leidenſchaften. Denn jene zeigen unſere Kraft, dieſe unſere Schwäche und Unwiſſenheit. Jene ſind immer gut, dieſe bald gut, bald übel. Für's Leben iſt es alſo zuvörderſt nützlich, die Vernunft nach Kräften zu bilden; und in dieſem Einen ruht alle Glückſeligkeit des Menſchen, welche ja nichts anderes iſt, als jener Friede des Gemüthes, welcher der Anſchauung Gottes entquillt. Die Vernunft bilden iſt aber wieder nichts anderes, als die Gottheit in den nothwendigen Geſetzen der Natur erkennen zu lernen. Das alſo iſt der höchſte Zweck, das der lebhafteſte Affekt des in der Vernunft lebenden Menſchen, durch den er alle übrigen Affekte zu beherrſchen ſtrebt: ſich, und alle Dinge, die in ſeinem Kreiſe liegen, klar begreifen zu lernen.

Ein Affekt, der zur Leidenſchaft geworden iſt, hört auf Leidenſchaft zu ſein, ſobald wir uns von ihm einen klaren Begriff gemacht haben. Denn alle Leidenſchaft iſt ein verworrener Begriff. Es gibt aber keinen Affekt, von dem wir nicht einen klaren Begriff erlangen könnten. Klar begreifen wir, was wir im Zuſammenhang mit den Geſetzen des Weltalls begreifen, im Sinne der ewigen Gerechtigkeit. Man lernt hieraus zweierlei: erſtens, wie viel der Menſch vermöge, ſein Leiden, in ſofern es aus Affekten entſpringt, zu mindern; zweitens: daß Thätigkeit und Leiden dem Menſchen aus Einem Triebe kommen. Die Natur des Sterb-

lichen iſt z. B. ſo geartet, daß Jeder wünſcht, die Uebrigen möchten nach ſeinem Sinne leben. Dieſer Wunſch wird in Jenem, der nicht nach der Vernunft lebt, zum Leiden, welches Dünkel heißt; in Jenem, der im Geiſte lebt, zur Tugend, welche ſich im thätigen Streben äußert. So ſind alle Triebe Leidenſchaft, ſo lange ſie verworrenen Begriffen entſpringen, — Handlungen, ſobald ſie der Erkenntniß angehören.

Es gibt alſo kein wirkſameres und herrlicheres Mittel die Affekte zu zähmen, als: ihr Verſtändniß. Wenigſtens läßt ſich innerhalb der Grenzen unſerer Macht kein anderes erdenken; denn darin einzig beſteht die Gewalt unſeres Geiſtes: klare Ideen zu bilden.

Je mehr die Vernunft alle Dinge unter dem Begriffe der Nothwendigkeit auffaßt, deſto mehr erlangt ſie Gewalt über die Leidenſchaften, deſto weniger leiden wir alſo. Je deutlicher dieſe Einſicht in uns jedes einzelne Verhältniß beleuchtet, deſto mehr wächſt die Gewalt. Die Erfahrung beſtätigt das. Denn wir ſehen, daß die Trauer über einen Verluſt ſich mildert, wenn wir einſehen, daß das Verlorne auf keine Weiſe zu retten war. Wir ſehen, daß Niemand ein Kind bedauert, weil es nicht ſprechen, gehen oder converſiren kann, oder weil es ſo viele Jahre ſeiner unbewußt hinlebt. Aber wenn die meiſten Menſchen im Zuſtande Erwachſener, und nur Ein und der Andere als Kind zur Welt kämen, dann würde Jeder die Kinder beklagen; weil dann die Kindheit nicht als Naturnothwendigkeit, ſondern als eine traurige Ausnahme von den Geſetzen der Natur erſchiene.

Das Beſte alſo, was wir thun können, ſo lange wir noch zu keiner klaren Erkenntniß unſerer Neigungen gelangt ſind, iſt: daß wir eine rechte Art zu handeln, gewiſſe Dogmen des Lebens feſtſetzen und unſerem Innern eindrücken, die wir den einzelnen Zuſtänden des Daſeins anpaſſen, damit unſer Weſen allmälig von ihnen durchdrungen und geläutert werde. Unter die Dogmen des Lebens gehört es z. B., daß durch Liebe der Haß zu bezwingen ſei. Um dieſes Geſetz ſtets bereit zu halten, mögen wir die Seligkeiten bedenken, die unſerem Geſchlechte aus der Liebe zufließen, und daß die Menſchen nach unabänderlichen Impulſen der Natur handeln, — dann wird das Unrecht, das ſie thun, und das unſern Zorn erregen möchte, nur einen kleinen Winkel unſerer Einbildungskraft einnehmen. Aber das ermahne ich, daß wir bei dieſem Ordnen der Gedanken immer das vor Augen haben ſollen, was an jeder Sache Gutes iſt, damit uns immer das Gefühl der Freudigkeit zum Handeln bewege. Wenn Jemand einſieht, daß ihn der Ruhm anreize, ſo denke er dem nach, was am Ruhme Aechtes und Gutes iſt, und wie der wahre Ruhm zu erlangen ſei; nicht aber über ſeinen Mißbrauch, ſeine Vergänglichkeit u. dgl., worüber ſich nur ein krankes Denken quält. Solche Vorſtellungen reinigen den Ehrſüchtigen, deſſen Pläne geſcheitert ſind, und der, indem er ſeine Galle ausſchüttet, weiſe ſcheinen will. Gewiß iſt es, glaubt mir, daß Jene den Ruhm am heftigſten begehren, die ewig von ſeiner Nichtigkeit deklamiren. Der verarmte Geizhals hört nicht auf, vom Mißbrauch des Geldes, von den Laſtern der Reichen zu ſchwatzen; der unglücklich Verliebte klagt un-

unaufhörlich über die Unbeständigkeit des weiblichen Geschlechtes; und beide erreichen nichts, als daß sie ihr Elend vermehren, und beweisen, wie sie nicht nur es nicht zu ertragen wissen, sondern das Glück Anderer mit scheelem Auge ansehen.

Ein Affekt kann durch nichts besiegt werden, als durch einen stärkeren. Die stärkeren sind die thätigen, die sich auf den Geist des Menschen beziehen. Je mehr der Geist umfaßt, je mehr er alles Einzelne auf Eines zu beziehen fähig wird, desto lebhafter werden die Affekte, die ihm angehören. Nun aber kann es der menschliche Geist so weit bringen, daß sich in ihm die Gestalten aller einzelnen Dinge auf die Idee der Gottheit beziehen, die höchste, die ihm erreichbar ist. Hieraus entquillt die Liebe zu Gott, der reinste, beste und stärkste aller Affekte. In ihr verschwindet alles Andere; wer sie ergreift, wandelt thätig im klaren Lichte; und mit ihr ist Alles ausgesprochen, was sich über die Besiegung der Leidenschaften überhaupt sagen läßt.

Aber auch dieser Affekt hat seine Wurzel in der Erkenntniß, wie alle thätigen, aus ihm entspringenden. Je mehr wir alle einzelnen Dinge verstehen lernen, desto mehr nähern wir uns der Erkenntniß des Höchsten. Aus dieser Erkenntniß fließt dann die innigste Befriedigung des Geistes, die sich erdenken läßt. Das ist die Freudigkeit, von welcher ich oben geredet habe. Liebe — sagte ich — ist nichts anderes als Freude, von der Vorstellung ihrer Ursache begleitet. Die Freude aber, womit wir Alles umfassen, weil wir in Gott die Ursache von Allem erkennen, muß eine ewige Liebe in uns gebären. Sie überwindet Alles, weil sie selbst unüberwindlich ist.

Wir ſehen alſo hieraus klar ein, worauf unſer ganzes Heil, unſer Glück, unſere Freiheit, unſere Geſundheit, beruht: nämlich auf der beharrlichen und unwandelbaren Liebe zu Gott. Die Ueberzeugung der Menge freilich iſt eine andere. Frei glauben ſie zu ſein, wenn ſie ihren Gelüſten gehorchen dürfen; ihren Rechten glauben ſie etwas zu vergeben, wenn ſie ſich ewigen Geſetzen unterwerfen ſollen. Sie wiſſen nicht, daß Seligkeit nicht der Lohn der Liebe, ſondern die Liebe ſelbſt iſt, und daß wir ihrer nicht theilhaft werden, weil wir unſere Leidenſchaften bezwingen, ſondern daß wir dieſe bezwingen, weil wir ſelig ſind.

Hiermit habe ich Alles, was ich von der Gewalt des Geiſtes über die Leidenſchaften, von der Freiheit des Geiſtes zu ſagen gedachte, geſagt. Es geht daraus hervor, um wie viel mehr der Weiſe vermöge als der Thörichte. Denn dieſer wird von den äußeren Dingen im Kreiſe herumgejagt, kommt nie zur Befriedigung in ſich ſelbſt, lebt Gottes, der Welt und ſeiner ſelbſt unbewußt, und hört in demſelben Augenblicke auf dazuſein, in welchem er aufhört zu leiden. Der Weiſe aber, als ſolcher, wird im Innern von keinem Sturme bewegt, ſondern Gottes und der ewigen Nothwendigkeit eingedenk, hört er niemals auf zu ſein, zu wirken. Und wenn auch der Weg, den ich hierzu vorgezeichnet habe, gar ſchwierig ſcheint, — glaubt mir, zu finden iſt er doch. Und wahrlich! ſchwierig muß es ja wohl ſein, was ſo ſelten gefunden wird. Denn wie könnte es geſchehen, wenn das Heil bereit läge und ohne Mühe zu gewinnen wäre, daß es faſt von Allen verſäumt würde? Aber alles Herrliche iſt ſchwierig und iſt ſelten.

VIII.

Ich hieß meinen Schmerz willkommen; er ward mir zum Sinnbilde des allgemeinen Lebens; ich glaubte die ewige Zwietracht zu fühlen und zu sehen, durch die Alles wird und existirt in dieser ungeheuren Welt von unendlicher Kraft und von unendlichem Kampf.

Fr. v. Schlegel.

Das Leben des Menschen, wie das der ganzen Natur, besteht aus Gegensätzen, die einander folgen, begleiten, bedingen. Es herrscht im Weltall ein Gesetz des Gleichgewichtes, in welchem sich die Gegensätze lösen, indem sie sich aussprechen: ein ewiger Pulsschlag der Natur, der das Leben durch die Adern aller Welten treibt. Selbst bei der stillen, regelmäßigen Bildung der Gewächse, dieser zarten Kinder des Friedens und der Stille, geht die Natur nach diesem Gesetze zu Werke, und verbirgt einen tiefen, inneren Gegensatz. Sie gestaltet die Pflanzen von Knoten zu Knoten, wobei sie ihre schaffenden Kräfte durch Zusammenziehung immer gleichsam in sich sammelt, um sie sodann in der Ausdehnung wieder wirken lassen zu können. Und so herrscht dieser Typus durch alle Naturen. Es gibt im Reiche der Schöpfungen keinen Vorzug ohne Mangel, keinen Gewinn ohne Verlust, kein Steigen ohne Fall, keinen Zwiespalt ohne Versöhnung. So wechselt denn auch

im Leben des Menſchen, dieſer kleinen Welt, beſtändig fort Spannung und Nachlaß, Schlaf und Wachen, Freude und Schmerz, wie das Ein- und Ausathmen des belebenden Elementes. Unſer Daſein iſt ein ſteter Kreislauf, von ſolchen Schwingungen bedingt. Je kräftiger der Eine dieſer Momente iſt, deſto lebhafter drängt ſich dann der entgegengeſetzte vor, den er aufruft. Ein Naturforſcher ſchildert dieſe Vorgänge ſo: „Wer zu ſchnell geht, muß auch alsbald eben ſo langſam gehen. Wer ſich unmäßig in Bewegung ſetzt, muß auch eben ſo ſehr wieder ruhen. Wer ſich in Einem Tage für zwei Tage anſtrengt in Handlung und Empfindung, muß dafür auch einen Tag länger Unthätigkeit und Stumpfheit erfahren. Je unmäßiger die Aufregung des Wachenden war, um ſo tiefer und länger wird der Schlaf. Je mehr der nothwendige Schlaf bekämpft und verachtet wird, um ſo tiefer und länger tritt er in alle Glieder als Mattigkeit und Unluſt. Je lebhafter eine Empfindung iſt, um ſo ſchneller erliſcht ſie. Je heftiger ein Wille, eine Begierde iſt, um ſo leichter erkalten ſie. Je höher der Zorn ſteigt, um ſo näher iſt er ſeiner Löſung. Die wildeſten Thiere ſind auch die zähmbarſten, und die Löwennatur iſt im gleichen Maße, wie ſie zur höchſten Wuth entbrennt, auch der höchſten Milde fähig. Je freier und gewaltiger die Selbſtheit ſich behaupten kann, deſto tiefer wird auch die Hingebung an's allgemeine Leben möglich, und in ihr ſelbſt gefordert.“ — Folgen nun die lebendigen Gegenſätze kräftig, folgen ſie geſteigert, folgen ſie ſchnell auf einander, ſo iſt es wohl begreiflich, daß das Leben ſich aufreiben muß, und zwar um ſo früher,

je auffallender die eben genannten Umstände eintreten. Neigt sich wieder das Leben dauernd nach Einer Seite hin, so geht jenes Wechselspiel verloren, ohne welches es nicht bestehen kann, ja welches es selbst ist. Alles kommt also darauf an, daß man diese Gegensätze zu behandeln verstehe; und glücklich ist der Mensch zu preisen, der es dahin gebracht hat, da, wo die drohende Kirchhofsruhe des entschlummernden Lebens eintreten will, den verjüngenden Kampf in sich zu wecken, — aber auch da, wo dieser Kampf die Kräfte seines Wesens zu zerstören drohe, ihn zu beschwichtigen, und durch eine gewisse anhaltende Kraft und Stille des Gemüthes das Gleichgewicht und die Versöhnung in sich zu erschaffen. Es ist möglich, einen Moment durch den andern zu mäßigen, einen durch den andern zu erhöhen. Hierin liegt das Grundgesetz der ganzen Seelendiätetik. Aber Niemand ist im Stande, es zu erfüllen, ja nur es zu verstehen, der nicht zuvörderst daran geht, sich kennen und beherrschen zu lernen. Es genügt nicht, auf Speisen und Getränke Acht zu haben, Ruhe und Bewegung gehörig abzumessen, den zweiten Theil von Hufeland's Makrobiotik auswendig zu lernen, oder unsere Rhapsodien über die Einwirkungen des Fühlens, Wollens und Denkens auf das Wohlsein des Menschen zu lesen; wir fordern mehr, — wir fordern, daß man sich Gewalt anthue, daß man sich kennen lerne, daß man sich ausbilde, sittlich und intellektuell, und man wird erfahren, was das heiße: Gesundheit, Integrität des Menschen. Und Niemand sage: mir ist eine solche Anstrengung nicht möglich, mir sind solche Kräfte nicht ver-

lieben! — Ein inneres Leben, auf deſſen Vorausſetzung alle unſere Forderungen beruhen, ein Geiſt, der fähig iſt oder befähiget werden kann, den Körper zu beherrſchen, — ſie ſind Jedem verliehen, der im Stande iſt, dieſe Zeilen zu leſen, und ſich gegen ſie zu wehren; und Jeder kann, was er ſoll.

Das Bedürfniß der Freude und Erholung nach Pauſen ernſter Thätigkeit und Duldung, und der Trieb, es zu befriedigen, darf Niemanden bekannt gemacht werden. Es kündet ſich von ſelbſt an, wie die gütige Natur nach wiederholten Anſtrengungen von ſelbſt zum erquickenden Schlafe ladet, und ihn mit ſanfter Unwiderſtehlichkeit herbeiführt. Höchſtens bedürfte der raſtlos im Staube der Wiſſenſchaft wühlende Gelehrte einer ſolchen Mahnung an die Gebote der Natur und des Lebens, die nie ungeſtraft übertreten wurden. Wenn Mephiſtopheles dem Dr. Fauſt keinen anderen Dienſt erwieſen hätte, als daß er ihm den gelehrten Mantel lüftete, ſo hätte der Doktor nicht zu verzweifeln gebraucht. — Aber mit dem Erwachen iſt's nicht immer ſo wie mit dem Einſchlafen. Hier wird oft die ſtrengere Hand des Zwanges nöthig. Das Leben weiſt Jedem mit einem eiſernen Stabe ſeine Bahn. Wohl dem, der den Stab ſieht, ſeiner Weiſung mit ernſtem Schritte folgt, und nicht wartet, bis er, ſchwer und nicht mehr abzuſchütteln, auf ſeinem blutenden Rücken liegt! Es gehört ſchon ein hoher Grad von innerer Kultur, oder ein feiner, nur Wenigen gegebener Takt dazu, im Taumel oder doch im verweilenden Spiele des Genuſſes das Bedürfniß des Ernſtes, ja des Schmerzes, zu empfinden. Quelle est — frägt

ſich der geiſtvolle Salvandy, der ſittlichſte aller neueren Dichter — quelle est cette mystérieuse puissance, qui fait toujours sortir une affliction du milieu de nos joies les plus vives, *comme si, en les goûtant, l'homme était infidèle à sa mission*? — Was hier ein zartes Gemüth ſittlich anerkennt, das gilt auch diätetiſch. Der Schmerz iſt nicht bloß die Würze, — er iſt die Bedingung eines ächten, belebenden Vergnügens, — wie es Nacht werden und geweſen ſein muß, damit der Tag ſich entwickle und ſeinen belebenden Kreislauf halte. Die Natur weiß immer, was ſie thut, und gibt nie ohne Liebe; ſie hat den Roſen Dornen beigeſellt, — und wer uns von allem Schmerze befreien wollte, würde uns zugleich auch jede Freude genommen haben. Unluſt iſt der Sauerteig in der Geſammtmiſchung des Menſchen, das Element der Bewegung, ohne deſſen Reiz wir endlich verſchimmeln würden. Ein kleiner Verdruß, aus zufälliger Urſache entſtanden, befreit oft von einer ſchwermüthigen Stimmung, gegen welche lange Zeit hindurch kein Mittel verfangen wollte. Reiche, ſatte, unthätige Menſchen ſind es, die zuerſt in die Folterarme der Hypochondrie fallen, — Menſchen, welche, in aller Fülle des Genuſſes ſchwelgend, von Thoren glücklich geprieſen werden. Eine tief in ihnen verſteckte Mahnung treibt ſie unaufhörlich, ſich ſelbſt zu quälen, weil doch eine Lücke in ihrem Daſein iſt, welche der Genuß nicht auszufüllen vermag. Der Weiſe kommt dieſen peinigenden Gefühlen zuvor, und ſucht ſelbſt den Schatten, der auf der ſchwülen Wallfahrt durch dieſes Leben nun einmal nicht zu entbehren iſt. Dämmerung iſt Menſchenloos — in jeder Bezie-

bung. In der blendenden Schwüle des Glückes wie in der Nacht des Unglückes lauert die Versuchung. Wer sich kennen gelernt hat, wird in tiefer Bewunderung der Vorsehung, statt über den Ursprung des Bösen fruchtlos zu grübeln, im Lärm der Freude gern und entschlossen den geheimnißvollen Warnerton des Schmerzes nicht nur vernehmen, sondern selbst aus seinen Tiefen hervorrufen. Das ist der Höhepunkt der Kunst zu leben, der Gipfel der Seelendiätetik; am schwersten zu ersteigen, aber am lohnendsten, wenn man oben ist.

Als dieses Büchlein zuerst erschien, war es dieser Abschnitt, der selbst von Solchen, welchen der Inhalt des Ganzen wohlthat, welche auf dessen Absicht eingingen, manchen Widerspruch erfuhr. „Was ist am Süden so schön und gesund", fragte mich eine geist- und lebensvolle Frau, „als daß er das annähernde Bild eines ewigen Frühlings gibt? und wie denken wir uns ein besseres Dasein, als eben in diesem Bilde der Dauer und Ungetrübtheit? ist das nicht eine traurige, eine mönchische Ansicht, die den Schmerz und das Böse mit zum Leben rechnet, als sei die Menschheit zu ewiger Betrübniß verdammt? Nein, nein! uns zu freuen, uns zu beglücken sind wir da, und — das Schöne, das Gute über die ganze Erde zu verbreiten, und allmälich allein herrschend und für immer dauernd auf ihr zu machen, — das ist die Bestimmung der ganzen Menschheit, wenn sie kein Traum sein soll! und alle zarten Wünsche schönerer Seelen, sie müssen dereinst in Erfüllung gehen, wenn sie nicht der Spott höhnender Dämonen, wenn sie Verheißungen einer liebenden

Gottheit geweſen ſind.“ — Wie gern hörte ich dem ſchmeichelnden Widerſpruche zu, der aus einer wirklich ſchönen Seele kam; und wer träumte ſie nicht gerne mit, die Träume, ohne welche das Leben nur eine farbloſe Fläche darſtellt? allein wir erwachen; und nun gilt es, zu ſein und zu wirken in der Welt, die iſt, — und des ſchönen Traumes auf eine Weile zu vergeſſen, damit er um ſo ſchöner und wahrer bleibe und immer wiederkehre. Denn die Sehnſucht und die Ahnung ſind dem Menſchen gegeben, um ihn zum Höheren hinaufzuheben, nicht um das Höhere in die irdiſche Wirklichkeit herabzuziehen; ſie ſollen nur hindeuten, nicht durch Erfüllung vernichten, wie die Alles ausſprechenden Griechen durch den Mythos von Semele und dem Gotte, den ſie zu ſchauen begehrte, lehrten. Wenn der Cultus des Höheren die heiligſte Pflicht des Menſchen iſt, ſo iſt es eine Pflicht dieſer Pflicht, ſie nicht durch Gewöhnung zu mißbrauchen und zu verflachen, — nur Einen Sonntag in der Woche zu haben. Schauen wir einmal ruhig unſer Daſein an, mit der Betrachtung, nicht mit den Wünſchen, — ſo werden wir uns reſigniren, es zu nehmen wie es iſt, und das Gemälde des orientaliſchen Freudenhimmels Jenem überlaſſen, der im Stande iſt, mit purem Lichte, ohne Schatten, zu malen. Nehmen uns vollkommnere Welten in ihren Schoß, ſo werden wir anders organiſirt ſein; in unſerer jetzigen Organiſation iſt einmal Luſt durch Leid bedingt, und Schmerz die tiefe Wurzel des Lebens und Thätigſeins. Und die ausgeſprochenen Wünſche der Verbeſſerung, — wer wird ſie eher verwirklichen: der Menſch mit dem unbefriedigten

Wunsche im Herzen, oder der mit dem Bewußtsein des Wirklichen im Kopfe? und — was eigentlich den Zweck der Diätetik der Seele berührt — wer wird zufriedener genießen: der, welcher eine andere Welt fordert, oder der, welcher die vorhandene mit Ergebung auffaßt? Es bleibt also wohl bis auf Weiteres bei der alten Wahrheit, und den berühmten Sätzen des Grafen Beri:

Unser Leben besteht in Thätigkeit. Das Gefühl von Hemmung dieser Thätigkeit ist der Schmerz; das Gefühl von Beförderung der Thätigkeit ist das Vergnügen. Es kann aber keine Beförderung erfolgen, wenn nicht — sei es in noch so geringem Grade — eine Hemmung vorhanden war. Das Vergnügen setzt also den Schmerz voraus. Wenn wir unsre Lebensthätigkeit über das Maß steigern wollen, so bringt das Uebermaß eine Hemmung hervor. Das Maß ist Gesundheit. Wenn wir uns aufmerksam beobachten, so werden wir in uns einen steten Trieb gewahr, aus unserem Zustande herauszugehen. Vergnügen an der Gegenwart kann dieser Trieb nicht sein; der Mensch befindet sich also in einem immerwährenden Schmerze, und dieser Schmerz des Lebens ist der Sporn zur Thätigkeit in der menschlichen Natur. In unserem Lose ist nichts dauerhaft als der Schmerz, und das Vergnügen ist nichts Positives, sondern nur seine Linderung.

Scheine diese Ansicht düster, — sie ist es nicht; sie ist das treue Spiegelbild unseres Zustandes, und ein wunderveller Lichtstrahl unserer Bestimmung. Die tiefen Gedanken, die sie eröffnet, verdienen nach allen Richtungen hin verfolgt zu werden, und sie offenbaren dem, der sich

ihrer Betrachtung hingibt, die Geheimniſſe des ſittlichen wie des Naturlebens. Die Natur ſelbſt durch ihre Geſetze deutet an, daß dieſe Geſetze einem höhern untergeordnet ſind. Das Gemenge von Luſt und Schmerz im Labyrinthe des menſchlichen Lebens iſt — menſchlich zu ſprechen — ein Symbol der göttlichen Abſicht. Ohne Leiden bildet ſich kein Charakter, ohne Vergnügen kein Geiſt. Der Menſch ſoll alſo wohl an Beiden reifen; ſo auch die Menſchheit. Nicht das Behagen des Menſchen, ſondern ſeine Pflicht iſt der Zweck, wohin alles tendirt — in welchem auch das Behagen erſt ſeine Gewähr findet. Das ſchale Einerlei des Genuſſes lehrt durch Sättigung — den Gedankenloſen zu ſpät! — den Werth der Arbeit; und die Begierde, für welche Himmel und Erde nicht genug haben, führt den Thoren zur Verzweiflung — den Beſonnenen zur Genügſamkeit. Langeweile iſt das ganze Daſein des Menſchen, — ein leeres Blatt, ein inhaltloſer Begriff, — wenn ihn der raſtloſe Stachel im tiefſten Innern nicht treibt, im Schweiße ſeines Angeſichtes die Geſchichte hinzuſchreiben: daß er litt, — das iſt: daß er lebte. Und daß er ſie hinſchreibt, darin beſteht ſein Glück; ſchreibe er mit Thaten, Freuden oder Worten — es ſind die Zwiſchenräume ſeiner Leiden. Wir haben keinen andern Begriff vom Glücke; genug wenn wir glücklich in dieſem Begriffe ſind! Hat das Leben durch dieſe Betrachtung — die freilich der Jüngling, an Illuſionen reich, nicht machen wird, und der enttäuſchte Mann ſchon ohne uns gemacht hat! — ſcheinbar ſeinen Werth verloren, ſo hat es an Bedeutung — und das iſt ſein wahrer Werth — gewonnen. Ungewiß und vergäng-

lich iſt das Glück; gewiß und ewig bleibt die Pflicht. Die Vorſehung ſchuf den Schmerz nur, um auch den Troſt erſchaffen zu können; und gerade der ſchmerzliche Widerſpruch in unſrer Natur iſt das Siegel ihrer höheren Beſtimmung. Schöner iſt kein Lächeln als das, welches mit der noch nicht verſiegten Thräne im Auge kämpft; höher und dauernder iſt keine Sehnſucht, als die nie zu befriedigende; reiner und wahrer genießt Niemand als der freiwillig Entbehrende; und ſo mag und wird das Kreuz, mit Roſen umſchlungen, das tiefſte Symbol unſeres Lebens bleiben.

Ungern reiße ich den Faden dieſer Betrachtungen ab, der, ununterbrochen verfolgt, durch manche düſtere, aber für den ernſten Weltbetrachter erkenntnißreiche Irrgänge unſeres vielverflochtenen Geſchickes führen würde, — um dem praktiſchen Zwecke dieſer Blätter gemäß das Handeln zu berathen.

In der Betrachtung wäre alſo jener Gegenſatz feſtgeſtellt. Nun heißt es, dem Wechſel in allen Kreiſen unſeres Wirkens und Leidens, dem Gleichgewichte in allem Wechſel nachſpüren, damit allenthalben das erkannte Geſetz ſich heilſam bethätige. Freude und Schmerz ſind Aeußerungen der zarteſten Sphäre des Menſchen, der empfindenden. Auch in einer gröberen gilt daſſelbe von Ruhe und Bewegung. Thätigkeit bedingt das Leben des Menſchen; ja das Leben iſt nichts anderes als Thätigkeit; aber auch eine allzugroße Thätigkeit, ſei ſie es der Intenſion oder Dauer nach, kann der Harmonie des Lebens tödtlich werden, und iſt zu beſchränken. Endlich auch in der

materiellsten Sphäre des menschlichen Organismus macht sich die gleiche Regel geltend: der Wechsel zwischen Nahrung und Kräfteaufwand wird durch Genügsamkeit, durch Mäßigkeit balancirt. Und wieder: selbst in den höchsten Bezirken des menschlichen Webens und Wirkens, in denen des Gedankens, wird eine erhaltende Oscillation nöthig; die feinsten Denker, welche über das Denken hinauszudenken fruchtlos bemüht sind, kommen endlich zu solchen Ergebnissen, und müssen, was eine scharfblickende Frau von den Dichtern sagt, zuletzt vom Menschen gelten lassen: daß sein Heil auf einem Wechsel von Bewußtsein und Nichtbewußtsein beruhe.

Es wäre Pedanterie, mittelst des Verstandes ein solches Gleichgewicht in sich erzwingen zu wollen, diese oder andere diätetische Schriften in der Hand, jedem flüchtigen Augenblicke dieses wandelvollen Lebens mit lächerlichernsthafter Amtsmiene zuzurufen: Bis hieher und weiter nicht! — und sich selbst wie den Compaß einer Taschenuhr zu behandeln, den man nach Belieben auf Avance oder Retard richtet. Man kann durch keinen Akt des Bewußtseins dem Bewußtsein entgehen: wohl aber kann man eine Stimmung in sich hervorrufen und sich ihr hingeben. Es ist jener besonnene und doch halb unwillkürliche Zustand einer behaglichen Lebensanschauung, was dem Gedeihen der Zufriedenheit und Gesundheit am günstigsten ist; ein Zustand, der, zwischen angespannter Aufmerksamkeit und nachlässiger Zerstreuung eine heilsame Mitte haltend, uns immerfort zugleich beschäftigt und beruhigt; der unsere Aufmerksamkeit auf uns selbst nie zur Grillenfängerei werden läßt, indem er sie stets mit jener auf die äußere Welt verbindet

und verſöhnt — ein Zuſtand, deſſen nur der Gebildete, dem es zugleich an Gefühl für die Sprache der zarteren Lebenserſcheinungen nicht gebricht, fähig iſt; ein Zuſtand, der ſich nur ſchwer mit Worten einigermaßen deutlich machen läßt, weil er, wie alle Zuſtände, etwas Myſtiſches hat; den der ſinnende Schelver den heiligen Inſtinkt des Lebens nennt und nach ſeiner poetiſchen Weiſe ſo ſchildert: „Frage doch der Menſch nur ſeine eigene Erfahrung, wo und wann er die Fülle der Seligkeit genoſſen habe. Doch wohl da, wo er thätig, vom Rade des Lebens unſichtbar fortgeriſſen, im beſtändigen Werden ſchwebt. Da gehört er ſich ſelbſt kaum an, denn er iſt in der Seligkeit des Lebens verloren! er genießt ſie, und weiß nicht, was er genießt, und das einzige Gefühl, welches ſich löſet, iſt die ſtille Rührung des ſich ſelbſt unbegreiflichen Herzens. Seine Werke gehen aus ſeinem Gemüthe hervor, wie Blumen und Früchte aus dem derben, harten Holze; ſie ſind ihm nicht Abſicht und Künſtelei, wie ſie den Anderen erſcheinen mögen, ſondern natürlich, leicht, einfältig und alltäglich! er war darin nur glückſelig. Wiſſen wir nicht, daß der, welcher mit haſtiger Begier die Gegenſtände ergreift und halten will, in demſelben Momente auch ſchon das vorher Gefundene verliert? Er iſt irrig, da er greifen will, wo er empfangen ſoll. Es iſt ja Alles ſchon da, und es fehlt nur, daß es für ihn da ſei. So nehme er es ruhig auf, und die Pforten der Welt werden ſich vor ihm öffnen. Darum hat das Kind ein ſo weites Gedächtniß, das an der Welt ohne Eingriff vorübergeht; darum tritt im höheren Alter, wo der heftige Wille gemäßigter wird, Erinnerung und Be-

hagen wieder an's Herz. Aus dem Zwiespalte des Begehrens und Mangelns kehrt der Mensch in diesen heiligen Instinkt des Lebens zurück: ihn zu bewahren, kann allein seine Sorge sein."

Gewiß, es bleibt die höchste Aufgabe der Kunst zu leben überhaupt, und also auch der Seelendiätetik: sich immer klar zu sein, ohne ängstlich auf sich Acht zu geben; — für alle Erscheinungen um und in sich eine heitere Objektivität zu bewahren; Alles auf sich wirken zu lassen, und doch alle Wirkung zu assimiliren, und durch alle Verwandlungen stets man selbst zu bleiben. Sagen wir es nur immerhin: wer das erreicht hat, der ist sich selbst Alles: Lehrer, Freund, Gegner, Beschützer, Arzt. Alles Leben wirkt in Pulsen; so auch das unsere. Wie unser Gehen ein beständiges Fallen ist, von der Rechten zur Linken, und wieder zurück, so besteht der harmonische Fortschritt unseres Daseins im schönen Gleichgewichte wechselnder Gegensätze, welches für jeden Einzelnen ein anderes ist, das aber jeder durch Uebung seiner Kräfte sicherer als durch Nachsinnen finden wird. Wenn er dann den Augenblick erfährt, wo er kein Organ seines Wirkens, als besonders, sondern nur die Freiheit dieses Wirkens als den gemeinsamen Ausdruck seines Selbst herausfühlt — dann ist er ganz und gesund. Seinen Magen empfinden, heißt: ihn verdorben haben; keinen Theil seines Organismus vor dem anderen herausfühlen, heißt: gesund sein.

Das nächste Kapitel wird uns Anlaß geben, diese Erfahrungen an einer traurigen Erscheinung genauer zu prüfen.

IX.

Das Kleinliche macht den Fluch des Lebens aus. Die ärmlichen Sorgen des Tages, des Körpers, reiben uns auf. Darum nähret den göttlichen Theil unserer Natur, den Trieb der Bewunderung Lavater.

Erörterungen über Diätetik der Seele sind ganz der Art, der thörichtesten und zugleich traurigsten der Menschenplagen: der Hypochondrie, eine besondere Betrachtung zu widmen. Vernunft, Sittlichkeit, Witz und selbst Religion haben freilich, und mit Recht, diesem Dämon schon auf alle Arten: im Schweinsleder und in Broschüren, auf dem Kothurn und mit der Jokusmaske, von der Kanzel und von der Bühne herab, beizukommen gesucht, — aber er, ein Milchbruder der Sorge, die bekanntlich durch's Schlüsselloch dringt, hat sich in den Schleier seiner Nichte, der Klugheit, gewickelt; da will Keiner so dumm sein, ihn abzuweisen, — und warum sollten nicht auch wir es versuchen, ihm diesen Schleier zu entreißen, da er, leider! auch an uns seine blutigen Krallen bewährt hat. Wir haben ihn Egoismus gescholten; aber das rührt ihn nicht, er ist modern geworden, und weiß, daß Egoismus für Geist und freie Denkungsart gilt. Am besten wäre es, ihm zu zeigen, daß er Nichts ist, — und das ist es,

was wir, ohne ſcherzende Miene, völlig catonenmäßig verſuchen wollen.

„Wenn der Menſch", ſprach eine ehrwürdige Stimme, als Wieland geſtorben war, an ſeinem Sarge, „wenn der Menſch über ſein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er ſich gewöhnlich krank. Wir leiden Alle am Leben." Das iſt der wahre Begriff von jener Hypochondrie, die ich meine, und die in die Seelendiätetik gehört. Es gibt eine andere, welche der Arzt zu behandeln hat. Von jener aber, die wir im Auge haben, iſt es durchaus nicht genug geſagt, wenn ſie für Krankheitseinbildung erklärt wird. Man braucht ſich nichts einzubilden, man hat am Wirklichen genug. Wir Alle, die wir unter dem Monde leben, ſind nur relativ geſund; Jedem iſt der Weg, auf welchem gerade Er ſterben wird, in ſein Weſen gezeichnet, und er darf nur in ſein Inneres ſchauen, allenfalls noch die Brille halben Wiſſens vor den Seelenaugen: ſo wird er ihn finden, — um ihn ſchneller zu gehen. So lange wir geſund genug ſind, unſer Tagewerk zu verrichten, und, nach gethaner Arbeit, das Behagen der Ruhe zu ſchmecken: ſo iſt es unſere Pflicht, — ich ſage Pflicht, bürgerliche und diätetiſche, uns um unſer Leibliches nicht weiter zu kümmern. Der Schmerz iſt ein anmaßendes Nichts, das zum Etwas wird, wenn wir es anerkennen. Wir ſollten uns ſchämen, ihm ſo viel Ehre anzuthun, mit ihm zu liebeln, ihn zu hätſcheln und groß zu ziehen, bis er uns über den Kopf wächſt. Er wird nur groß, ſo lange wir klein ſind. Wer kann ſich einen Themiſtokles, einen Regulus denken, der ſeine Zunge im Spiegel beſähe und ſich den Puls

fühlte? Ja, ich gebe weiter, ich rufe die Furcht ſelbſt auf, die Quelle dieſes Uebels, um es durch ſie zu heilen. Macht ſie es beſſer? oder nicht vielmehr ſchlimmer? Nichts in der Welt macht früher alt, als die beſtändige Furcht, es zu werden. Fünf Dinge erklärte ſchon vor Jahrhunderten der weiſe Perſer Attar für die Verkürzungsmittel des Lebens, lange ehe noch der Plan zu Hufeland's Makrobiotik im Gehirne ſeines Ur-ur-ahns vorgebildet ward:

Eins iſt: zu darben als ein alter Mann;
Dann lange Krankheit, lange Wand'rung dann;
Viertens der ſtete Hinblick auf das Grab.
Er zieht dich leiſe vor der Zeit hinab;
Und wird dir erſt im tiefſten Herzen bang —
Dieß Fünfte iſt des Todesengels Gang!

Mit Nr. 5 meint der Weiſe die Furcht überhaupt; und gibt es eine Hypochondrie ohne Furcht? Stirbt der Hypochondriſt nicht täglich aus Furcht zu ſterben? Das ſind jene kleinlichen Unglücklichen, von welchen ich in einem früheren Abſatze ſagte, daß ſie der Arzt ſelbſt verachten müſſe, den ſie ewig konſultiren; das ſind jene freiwilligen Kandidaten der Medizin, die ſich in die ganze Krankheitslehre hineinleſen, die ſich aus Büchern Rezepte verſchreiben, zu deren Einem Marcus Herz, der berühmt gewordene Feind alles Schwindels, eines Tages ſagte: Lieber Freund! Sie werden noch einmal an einem Druckfehler ſterben!

Das ſind jene Nieten von Menſchen, die der göttliche Platon aus ſeiner Republik verwies, die der göttliche

Platon — alſo auch ſchon kannte; und wie ſollte ſie Athen, das Paris und London des Alterthums zugleich, nicht gekannt haben? „Zur Heilkunſt ſeine Zuflucht nehmen müſſen — läßt er ſeinen Sokrates-Silenos ſagen — weil man ſich, nicht der Wunden und unausweichlicher Krankheiten wegen, ſondern um des Müßigganges und der Ueppigkeit willen, Zuſtände zugezogen, für welche die klugen Nachkommen des Aeskulap erſt Namen erfinden müſſen — iſt das nicht ſchändlich? Wenn ein Zimmermeiſter krank wird, ſo läßt er ſich vom Arzte, ſei es durch ekelhafte Reinigungen, ſei es durch Schneiden, ſei es durch Brennen, ſeines Uebels entledigen. Wollte der ihm eine langweilige Lebensordnung verſchreiben, ihm tauſenderlei kleine Vorſichten empfehlen, gleich würde er ſagen, daß er keine Zeit habe krank zu ſein, daß es ihm wenig frommen würde, ſeine Gedanken immer mit der Krankheit zu beſchäftigen, und die Beſchäftigung, die ihm zukomme, liegen zu laſſen. Lebe wohl! würde er einem ſolchen Arzte zurufen, zu ſeiner gewohnten Lebensweiſe zurückkehren, geſund werden, leben und arbeiten. Sind aber ſeine Kräfte zu ſchwach, ſich emporzuraffen, ſo wird er Abſchied nehmen und eines jämmerlichen Zuſtandes los werden. So der Zimmermann. Wer aber einen höhern Beruf zu wirken hat, ſoll der kleinlicher denken? Beim Zeus! Nichts in der Welt hindert ſo ſehr, einen würdigen Anſpruch an's Leben machen zu dürfen, als dieſe übertriebene Sorgfalt für ſeinen Leib. Sie erſchwert die Führung häuslicher Geſchäfte, die Wirkſamkeit des Kriegers, die Obliegenheiten des Bürgers im Staate. Sie macht unfähig zu allen

Künſten und Wiſſenſchaften, von welcher Art ſie auch ſeien, unfähig zum Begreifen und Ueberdenken, da ihr immer von Leiden träumt, die ſie ſelbſt erſinnt; finde ſie ſich daher, wo ſie wolle — ſie hindert, daß man ein guter, ein bewährter Menſch werde. Helden waren es, die Aeskulap von ihren Wunden befreite; das findet ſich nirgends, daß er geſucht habe, ſolchen Menſchen, die ewig über Kränklichkeiten klagten, durch langwierige Heilungen ein langes und unglückliches Daſein hinzudehnen, und ſie ſo zu veranlaſſen, ein zweites Geſchlecht von Nachkommen zu zeugen, elend und jammervoll wie ſie. Von einem ſchwachgebornen und durch Unmäßigkeit zu Grunde gerichteten Menſchen glaubte er, daß es weder ihm noch ſeinen Mitbürgern fromme, wenn er lebe; daß dieſe Kunſt für einen ſolchen nicht gegeben ſei, und wenn er reicher wäre als Midas."

Mag uns Enkeln einer allmälig ganz anders gearteten Welt, eine ſolche Art die Sache anzugreifen gar zu antik vorkommen, — es bleibt noch immer, auch für uns, genug aus ihr zu lernen übrig. Die hellen, verſtändigen Menſchen erklärten die Hypochondrie, von welcher wir hier nicht ſprechen, für eine Krankheit, um derentwillen ſich an den Arzt zu wenden ſei; die Hypochondrie aber, von welcher wir ſprechen, ſo wie wir, für nichts. Einer der hellſten und verſtändigſten, der noch dazu ſelbſt von dieſem Nichts genarrt wurde, — Kant, verfährt als ächter deutſcher Philoſoph, annihilirt, was ihm im Wege ſteht, und erklärt alle Menſchen für unvernünftig, die eine ſolche Hypochondrie ſtatuiren; als ein Wirkliches nämlich. „Wenn

ihn Grillen anwandeln, so fragt er sich, ob ein Objekt derselben da sei. Findet er keines, oder sieht er ein, daß, wenn auch gegründete Ursache zur Beängstigung da wäre, doch dabei nichts zu thun möglich sei, die Wirkung abzuwenden, so geht er mit diesem Ausspruche seines innern Gefühles zur Tagesordnung, d. i. er läßt seine Beklommenheit an ihrer Stelle liegen, als ob sie ihn nichts anginge, und richtet seine Aufmerksamkeit auf die Geschäfte, mit denen er zu thun hat." Wir geben ihm zu diesem Entschlusse unsern völligen Beifall; ja, wir wissen, daß es ihm damit gelungen ist; denn der Aristoteles von Königsberg ist trotz des Nichts, das ihn zur Bejahung zwingen wollte, und eigentlich in einer flachen Brust bestand, die seinen Lungen nicht sattsam Platz machte, alt genug geworden. Der geistvollste aller Grillenfänger und der grillenvollste aller Geistreichen: Lichtenberg, dachte von solchen Gespenstern auch nicht anders. „Es gibt", sagte er, „große Krankheiten, an welchen man sterben kann; es gibt ferner welche, die sich, ob man gleich nicht daran stirbt, doch ohne vieles Studium bemerken und fühlen lassen; endlich gibt es aber auch solche, die man ohne Mikroskop kaum erkennt. Dadurch nehmen sie sich aber ganz abscheulich aus; — und dieses Mikroskop ist — Hypochondrie. Wenn sich die Menschen recht darauf legen wollten, die Krankheiten mikroskopisch zu studiren, sie würden die Satisfaktion haben, alle Tage krank zu sein." — Besonders häufig ist die hypochondrische Vorstellung, an der Schwindsucht zu leiden, die durch die sentimentalen Schilderungen oberflächlicher Beobachter in Romanen und Novellen nicht wenig un-

terhalten wird. Schon Weikard fand es vor fünfzig Jahren angemessen, eine eigene Spezies von Gemüthsleiden unter dem Namen „eingebildete Abzehrung" aufzustellen. Der Schwindsüchtige hustet, aber nicht Jeder, der hustet, ist schwindsüchtig; und so ist es mit allen übrigen vereinzelten Symptomen des Krankseins. Ueberlasse man doch dem Arzte die Beurtheilung ihres Complexes, ihrer Bedeutung! Für den Nichtkenner sind sie Nichts.

Von dem Nichts aber kann man sich nur dadurch retten, daß man es ewig verneint; ein verneintes Nichts ist ein Dasein, und es gibt kein anderes Dasein, als Thätigkeit, welche zugleich der reinste, eigentlich der einzige Genuß lebendiger Wesen ist. Da die Hypochondrie, von welcher wir jetzt reden, auch nicht einmal Krankheit ist, so wird sie selbst durch Krankheit verneint, und der Geistesbruder des kurz vorher Genannten hat Recht, wenn er behauptet: „Man mache den Hypochondristen krank, damit er einsehe, was krank sein heißt, und er wird gesund werden. Probatum est. Man lasse den Hypochondristen hypochondrisch sein; denn er weiß sonst nichts mit sich anzufangen. Auch probatum est. Betrachtet diesen leidigen Zustand als was Ihr wollt: als Schwäche, Einbildung, Faulheit, Dummheit, Egoismus, Krankheit, anfangenden Wahnsinn, — denn er ist das Alles, und mehr; sein Name ist Legion, und er kommt vom Obersten der Bösen; — immer bleibt Thätigkeit der Engel mit dem Flammenschwerte, der ihm den Eintritt in's Paradies verwehrt, welches Menschen bewohnen, die der Natur und Pflicht getreu geblieben sind. Ruhe gebührt nicht eher,

und Ruhe bekömmt nicht eher, als bis man ihrer bedarf. Da eigentlich solche Hypochondristen, denen Nichts fehlt (oder die das Nichts plagt), gar kein Mitleid erregen oder verdienen, so sehe ich nicht ein, warum man sie nicht lieber für unhöflich erklärt, was sie doch wahrlich sind, und, indem man sie mit diesem gesellschaftlichen Brandmal bezeichnet, zu ihrer Beschämung von der Societät ausschließt. Das würde vielleicht, zu ihrem eigenen Heile, der Sache schneller ein Ende machen, als alle meine und andere philosophische Diskussionen darüber. Ja, man plage sie zu ihrem Heile; wenn die Gesellschaft in irgend einem Falle das Recht hat, zu peinigen, so ist es hier; sagt doch des Dichters erprobtes Wort:

Der Hypochonder ist bald curirt.
Wenn dich das Leben recht cujonirt.

Er kann eigentlich gar nicht entstehen, wo die diätetischen Seelenanstalten getroffen worden sind, die den Inhalt unserer vorigen Aufsätze ausgemacht haben. Ich möchte den Menschen sehen, der, von freundlichen Fantasien umgaukelt, mit ruhig sicherem Wollen die Bahn des Lebens schreitet, das Auge mit Klarheit auf die breite Welt geheftet, in schöner Harmonie aller seiner Kräfte, Thätigkeit und Genuß verschmilzt, — ich möchte den Menschen sehen, der so innerlich fest und gebildet, und dabei hypochondrisch wäre. Ich müßte mich also wiederholen, wenn ich hier ausführlicher sein wollte; und doch bot sich das viel besprochene Nichts, diese Malcontentheit mit allem Etwas, — das eigentliche Sinn- oder Unsinnbild unserer Zeit,

mir mit so viel Anmaßung als wichtig dar, daß ich mich genöthiget fühlte, es nicht zu verschonen.

Es sind besonders drei Gemüthslagen, die zu jener Hypochondrie disponiren, von welcher wir hier sprechen, die wohl auch den Arzt — wenn er ein Seelenarzt ist — aber nicht den Apotheker angeht. Sie heißen: Egoismus, Müßiggang, Pedantismus. Von den ersten beiden ist in diesen Blättern oft genug die Rede, aber der Letzte wird nur zu häufig im Lebensverkehr irrig gedeutet; wird dem angeschuldigt, der frei von ihm ist, wird dort am wenigsten gesucht, wo er am völligsten zu finden ist. Nicht Ordnung und Pünktlichkeit, von der sich nicht leicht eine Uebertreibung denken läßt, ist Pedantismus; der Geist der Kleinlichkeit, der den Zweck über den Mitteln verläßt, der ein Sklave selbstgemachter oder konventioneller Götzen ist, — er, und er allein verdient diesen Namen. Nicht der stille Gelehrte, der über der bessern Gesellschaft seiner Bücher die schlechtere der Welt vernachlässigt, und vielleicht wirklich ihre Convenienzen schon verlernt hat, ist der Pedant; sondern nur der Gelehrte, dem die Konvenienzen der Bücherwelt höher als die Welt des Geistes gelten, die durch den Buchstaben nur vertreten, nicht verdrängt werden soll; dem nur die Ausgaben des Aristoteles, nicht was Aristoteles dachte und wollte, wichtig sind; nur die Urkunden verflossener Jahrhunderte, nicht der Sinn, den sie ausdrücken, nicht der Zweck, dem sie absichtslos dienten. Und, der sich's am wenigsten träumen läßt, der Geck im Salon, dessen Lebensluft Ton, Formen, Mode, alle jene Kleinlichkeiten sind, welche der Mißverstand der

Angewöhnung aus Mitteln eines nothwendigen oder angenehmen sozialen Verkehrs zu selbstständigen Zwecken erhoben hat, — er ist der lächerlichste, der eigentliche Pedant. Das Spiel ist ihm zum Ernste geworden, und er hält nun das Ernsteste für Spiel. Und nun darf ich wohl den Blick auf das Motto lenken, das ich diesem Abschnitte vorsetzte, um die Beziehung, in welche ich den Pedantismus hier bringe, zu verstehen. Was gibt es Kleinlicheres, als die körperlichen Unbequemlichkeiten, an deren ewig wiederkäuende Betrachtung der Hypochondrist sein besseres Selbst vergeudet? Man könnte die Hypochondrie die Eitelkeit des Befindens nennen. Und diese thörichte, grillenhafte Selbstbespiegelung, — sie führt zum geistigen Tode in dem Maße, als sie mit knabenhafter Angst das ihr unablässig vorschwebende Schreckbild des körperlichen Todes zu fliehen bemüht ist. Aber sie gefällt sich in ihrer Schwäche, und hat sich sogar in unserem Jahrhunderte nichtiger Verfeinerung ein Idol erfunden, in welchem sie sich beschönigen, ja verehren kann. Wir wollen es näher in's Auge fassen.

Es ist manchmal von der Melancholie berühmter Männer die Rede. Der Ausspruch des Stagiriten, daß erhabene und tiefblickende Menschen meist zur Traurigkeit hinneigen, legitimirt sich gleichsam. Camoens, Tasso, Young, Lord Byron schweben uns in idealer Düsterheit vor; die beiden ersten haben wir zur Verherrlichung der Hypochondrie auf's Theater gebracht; an ihren Leiden erbauen wir uns, die der letzteren affektiren wir zu theilen. Alles dieß gehört auf ein anderes Blatt. Wie es großen Männern

zu Muthe ist, mögen sie selbst ausdrücken und in's Reine bringen; aber von der modernen Poesie laßt uns hier ein Wort einschalten. Bei ihr ist nicht die Rede von großen Männern, — wohl aber von krankhaften Zuständen. Sagen wir's nur immer gerade heraus: Hypochondrie, entgeistende, grämliche, affadirende Hypochondrie ist die Amme der modernen Literatur, und man wird nächstens, zur richtigen Beurtheilung unserer jüngsten Dichter, des Arztes statt des Rezensenten bedürfen. Ein junger Mensch, im mütterlichen Hause er- oder vielmehr verzogen, ohne Erfahrung, ohne Studium, ohne bestimmte Richtung, ohne Kraft zu arbeiten oder wahrhaft zu genießen, wird sich seines elenden Schwebens zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Nichtgewesensein und Nichtwerden, inne. Er liest Novellen und geht in's Theater, vergleicht sich mit Dichtern und Helden und macht Verse. Nun wird es ihm auf einmal klar, daß sein erbärmlicher Zustand von Langeweile eigentlich eine unausgefüllte Tiefe, eine unbefriedigte Sehnsucht ist. Er greift in das Meer melancholischer Phrasen, womit die poetischen Ströme von Jahrzehenden uns überschwemmt haben; er badet sich in diesen Wässern und spiegelt sich in ihnen; Camoens und Byron sind seine Leidensgenossen; nur, daß sein Jammer, weil seitdem die Zeit vorgeschritten ist, viel interessanter wird, und nächstens eine zweite Auflage zu erleben hofft. So bringt der Unglückliche seine Jugend hin, — und greift ihm nun das Leben, das er versäumt hat, wirklich an die Kehle, steigt ihm ein anderes Wasser als sein poetisches an den Hals, — dann ist sein Elend fertig. Er, der weder die Welt, noch sich

ſelbſt kennen gelernt hat, ſchnappt nun vergebens nach ſeinen poetiſchen Bildern; er kann ſie nicht brauchen, ſie können ihn nicht tröſten; er geht mit ſammt ſeinen dichteriſchen Herrlichkeiten kläglich zu Grunde. So geht es dem Unbegabten; aber auch dem eigentlich Talentvollen, der zum Dichter berufen wäre, wird es nicht beſſer, — ja ſchlimmer. Der verliert ſich erſt recht in die ſchauerlichen Abgründe ſeines kleingroßen Ich; glaubt zu dichten, indem er hypochondriſch grübelt, — und ladet ſich jene größte Lebenskrankheit des innerlichen Zwieſpaltes wirklich auf den Hals, welche Jener nur heuchelt. Solche Dichter ziehen dann natürlich ihr Publikum nach, — und da jetzt faſt Alles Publikum iſt, Alles von Literatur ſingen und reden will; — ſo begreift ſich, wie nöthig es iſt, dieſe literariſchen Intereſſen in einer diätetiſchen Schrift zu beſprechen, wenn man noch einen Theil des Publikums vor dem Gräuel der Hypochondrie retten will. Es gehört alſo zur Diätetik der Seele, daß wir, weil wir die soi-disants Young's und Byron's unſerer Tage doch nun einmal kaum überzeugen werden, daß ſie vorerſt was Rechtes lernen ſollten, — es gehört, ſage ich, zur Seelendiätetik, daß wir ſie jammern laſſen. Mögen ſie des traurigen Gefühls ihrer Unzulänglichkeit im behaglichen Wiederkäuen ſelbſt genießen! Wir wollen am Leben halten, und uns Muth ſtatt Verzweiflung zu verſchaffen ſuchen; Hippel aber ſagt: „Nichts iſt gewiſſer, als daß ein Kerl, der leſen kann, ſchon ein Maß Muth weniger habe; ſingt er, ſo fehlen ihm zwei Maß.“ Haben wir gleich ſelbſt Lektüre unter die Mittel gezählt, unſer inneres und dadurch auch das äußere

Leben frisch und gesund zu erhalten, so gibt es doch solcher Mittel noch ein Paar, die, nebst der Thätigkeit, welche das Alpha und Omega ist, wenigstens für die erwähnten Kandidaten der Hypochondrie wichtiger sind, als Alles, was in Büchern zu finden ist.

Ich will sie im nächsten Abschnitte nennen, damit der Leser inzwischen Zeit habe, zu versuchen, wie sich das Ei auf die Spitze stellen ließe.

X.

Maudits poltrons! pourquoi n'avez-vous pas le courage d'être vous-mêmes? vous seriez mille fois mieux. Point de graces, point d'onction, sans le naturel! rien de ferme aussi, rien d'imposant.

Necker.

Die erſten Heilmittel gegen alle Uebel, denen das menſchliche Geſchlecht unterworfen iſt, — alſo auch die eigentlichſten Mittel, allen dieſen Uebeln zuvorzukommen, ſind — nun ſeht zu, wie ihr das Ei auf die Spitze bringt! — ſind: Wahrheit und Natur.

Wir können, auch wenn wir wollten, eines freien, reinen Daſeins nicht genießen; denn eine einzige große, allgemeine, unausweichliche Lüge umgibt uns: die Lüge des geſellſchaftlichen Umganges. Es iſt ein Zwang, der uns von Außen kommt, — dem wir nicht wehren können, ja der uns mitunter Achtung abnöthigt. Aber ihm noch einen andern, ſelbſt auferlegten Zwang, von Innen heraus, hinzuzufügen, — das iſt eine Thorheit, die uns Niemand zumuthen ſollte, — die unſere innere und äußere Geſundheit allmälich, aber unüberwindlich untergraben muß, und der wir uns mehr oder weniger ſchuldig machen. Es gibt nur eine Sittlichkeit, und das iſt die Wahrheit; es gibt nur ein Verderben, und das iſt die Lüge. Dort iſt Leben

und Gesundheit, hier ist Verwesung. Wie ein heimliches Gift nagt und frißt die beständige Lüge, der peinliche Selbstzwang an den innigsten Kräften unseres Daseins, und mit krankhaftem Behagen füttern wir den Wurm, der uns verzehrt. Nie war diese Kunst so weit gediehen, als in unseren Tagen, und wie wir überhaupt auf unsere Kränklichkeit, wie thörichte Städterinen auf ihre blassen Wangen, uns etwas zu Gute thun, so sehen wir in dem Raffinement, zu welchem wir die Verwickelung unwahrer Verhältnisse gebracht haben, die Höhe der Bildung, auf welcher wir uns zu stehen rühmen. So rühmt der unheilbar Kranke, der rettungslos Verlorne, die Abnahme seiner Schmerzen; er glaubt, das Uebel schwinde, weil er es nicht mehr fühlt; Hoffnung und Genügen lächeln auf seinem Angesichte, und schärfen nur, durch bittere Ironie, den Schmerz seiner Lieben und seines Arztes, welche besser wissen, wie es um ihn steht. Das ist das Bild unserer Welt. Niemand hat den Muth, Er selbst zu sein; und doch beruht alle Gesundheit nur auf der Behauptung des ächten Selbst gegen Alles, was das Individuum in die Enge treiben will. Denker verkennen das Uebel nicht. „Euer Heil — rufen sie den Zeitgenossen zu — liegt in der Wahrheit. Seid wahr in jedem Athemzuge!“ Und was sie dem Geschlechte zurufen, das legt der Arzt dem Einzelnen an's Herz. Durch's ganze Leben hin eine Rolle zu spielen, und könnte man in der Schlußscene mit demselben Rechte als August sagen: plaudite! — muß vor der Zeit ermüden. Hufeland vergleicht diesen Zustand einem beständigen Krampf der Seele, einem schleichenden Nervenfieber. Und warum

unterwerfen wir uns ihm? iſt es nicht weit bequemer, wahr zu ſein? braucht es ſo viele Anſtrengung, uns darzuſtellen, wie es uns der tiefſte, eingeborne Trieb gebietet? Den Männern ſag' ich dieß: es gibt keine Kraft ohne Wahrheit; und den Frauen ſei es geſagt: ohne Wahrheit gibt es keine Anmuth. Und ſoll ich ein Geheimniß ausplaudern, welches eben ſo nahe liegt und eben ſo ſchwer gefunden wird, als die Kunſt mit dem Ei des Columbus, ſo wiſſet, daß das, was ihr als Genie bewundert, nichts iſt als — Wahrheit. Jeder erſcheint originell, der, ehe er ſich an's Schreibpult ſetzt, ſtatt Bücher zu berathſchlagen, ſich ſelber fragt und redlich antwortet. Er bringt Dinge auf's Papier, von denen die Studirteſten mit neidiſchem Staunen nicht wiſſen, woher er ſie hat. Er bringt ſie mit einer Friſche und Unmittelbarkeit, um welche ihn jeder Dichter beneidet. Gewiß, wir würden beſſere Schriftſteller ſein, wenn wir ſittlicher, wenn wir wahrer wären. Wir ſind nichts, weil wir krank, weil wir falſch ſind. Scham und Reue ſind die entnervenden, die lähmenden Nachübel, die uns auf dieſen Wegen erwarten. Wir können aber unſerem Tode von dieſer Seite entgehen, wenn wir nur Muth faſſen; Muth, Andere und uns ſelbſt nicht zu belügen, — Muth, zu ſein, was wir ſind. Seine Seligkeit in ſich zu haben! immer und überall ſein Glück in ſich!... gibt es ein anderes Glück? Ueberall und immer gibt der Gedanke Stoff zum Selbſtgeſpräch, die Dichtungskraft Bilder, das Daſein Raum für Gefühle, für ein reines Wollen!

Wer aber rettet uns aus der Lüge, die uns von Außen umgibt? Die Freude an der Natur. Ihr Genuß

und Studium liefern uns den Aether, aus welchem unser tiefstes, feinstes Wesen geboren und genährt wird. Wenn die zarte Pflanze, die wir unseren Geist nennen, schon im Treibhaus der Societät verdorren und absterben will, so versetzt sie, die Ihr sie retten wollt, in eine einsame Wildniß, und sie lebt wieder auf. Der genußliebendste Epikuräer, der vielleicht je bekannt geworden, ist nach durchgenossenen Freuden aller Art doch zuletzt auf das Ergebniß gekommen: „daß die höchsten Genüsse diejenigen sind, welche den Frieden der Seele nicht trüben.“ Wenn ich bedachte, von wem dieser Ausspruch kam, so war er mir immer bedeutend. Und was sind das für Genüsse? Ich kenne nur zwei: die Betrachtung des Geistes und der Natur. Es ist gewiß herrlich und merkwürdig, und erregt den ernsteren Denker zu Ahnungen geheimnißvoller Tiefen: daß die Schönheit und Größe der Natur sich seinen erquickten Sinnen nicht entfalten könne, ohne daß zugleich sein Geist sich in sich erweitere und erhöhe. Sagt was Ihr wollt zu Gunsten der Gesellschaft: sie lehrt den Menschen seine Pflicht, und das ist das Höchste, was man überhaupt aussprechen kann; aber sein Glück erschafft ihm nur die Einsamkeit. Der Blick, in das unendliche Blau des Aethers verloren, oder über die reiche, mannigfache Schönheit der bunten Erde hingleitend, wendet sich ab von den Armseligkeiten, die ihn im Gewühle des Marktes trüben und verwirren. Die Natur denkt lauter große Gedanken, und die des Menschen, indem er ihnen nachsinnt, lernen sich ausdehnen, und werden den übrigen ähnlich. Das kleine Ich lernt sich als Atom begreifen, und wird doch,

mitten im Anſchauen der Unendlichkeit, ſeines Daſeins froh, da es die Harmonie des Ganzen gewahr wird. Gerechtigkeit lernt ſich an den unerſchütterlichen Geſetzen der Natur; ſie liebt, auch wenn ſie vernichtet; nur in ihr iſt Wahrheit, Ruhe und Geſundheit. „Der Aufenthalt im Freien — ſchrieb eine geiſtreiche Frau — habe für ſie etwas Zauberiſches: die Geliebten ſtünden ihr hier näher und die Beſchwerlichen entfernter.“ — Alle geſunden Geiſter, die der Menſchheit die Früchte einer ſchönen Einſamkeit zu genießen gaben, gediehen im Schooße ſolcher Gefühle, und werden, wie jener bekannte Arzt, das Wort „Natur“ immer mit einer gewiſſen Ehrfurcht ausſprechen „wie man im Tempel ſich vor dem Namen des Allerhöchſten beugt.“ — Daß Leſſing kein Gefühl für Natur gehabt habe, iſt eine Fabel, die aus einem muthwilligen Paradoxon entſprang, wie man es dann und wann wohl einem läſtigen Narren hinwirft, um ihn los zu werden. Naturforſcher ſind es, unter denen man die meiſten jener Gelehrten nennt, die das höchſte, das heiterſte Alter erlebten. Wie das ächte, innige Studium der Natur, wenn es tiefe Offenbarungen gewähren ſoll, kindliche Gemüther verlangt, dergleichen Howard und Novalis waren, — ſo erzeugt es auch wieder in denen, die ſich ihm weihen, eine eigene Kindlichkeit, und gibt ihnen ihre Jugend wieder. Im Grunde iſt jedes Streben des Geiſtes Naturforſchung, und nur, wer Alles um und in ihm naturgeſchichtlich zu behandeln die Kraft und Einſicht erlangt, wird ſeinen Geiſt geſund und ſelig erhalten. Mit dem ſtäten, unhörbaren Schritte der immer wandelbaren und immer treuen Tage

und Nächte wird auch ſein inneres Leben den ſtillen Kreislauf einer gewohnten Geſetzlichkeit geben, und er wird mit Entzücken inne werden, daß ſein Gefühl für dieſe Harmonie nichts anderes iſt, als eben die Harmonie ſelbſt, von der ja ſein Geiſt, der ſie denkt, ein Theil iſt. Dieſes inne zu werden, — dazu hat die Natur dem Wilden und dem Kinde das Gefühl ihrer Schönheit in den Buſen gelegt; — dazu und weiter nicht führt den ſinnenden Newton die Betrachtung des Weltgebäudes, und ſo erreicht ſich der erſte und nächſte Zweck der Schöpfung: daß das Geſchöpf ſeinem Standpunkte genügen lerne, und in dieſem Genügen glückſelig werde. Es iſt wunderbar, welcher Balſam aus dieſen Anſichten auf unſer Weſen niederträufelt, — wie aus ihnen ein geheimer Quell heiliger Lebenskraft in alle Adern unſeres Weſens ſich ergießt. Wer es nicht erfahren hat, wird das Alles für Phraſen halten; aber wer es zu erfahren verſuchen will, wird bald einſehen, warum wir ſolche Andeutungen an den Gipfel unſerer ſeelendiätetiſchen Ermahnungen geſtellt haben. Jeder Menſch iſt ein Antäus; jeden ſtärkt und belebt bis zur Unüberwindlichkeit die mütterliche Erde, wenn er an ihr liebend feſthält. Die Natur beſtätigt und bejaht Jeden in ſeiner Eigenheit, auf welcher ja ſeine Geſundheit zuletzt beruht; ſie erregt keine Leidenſchaft, — ja vor ihr brechen ſich vielmehr alle Leidenſchaften und werden lächerlich, — auf denen doch zuletzt alle Krankheit des menſchlichen Geiſtes beruht. Sie erzieht allmälich und gelinde, — aber ſicher, unentrinnbar; und was iſt alle Diätetik der Seele als eine zweite Erziehung?

Der Umgang mit der Natur leiſtet Alles, was wir in allen unſeren vorangegangenen Bemerkungen von der Kraft des Menſchen gefordert haben. Die Natur wirkt auf den geſammten Menſchen, indem ſie an alle ſeine Organe ſpricht; ſie füllt ſeine Einbildungskraft mit bedeutenden, großen, erfriſchenden Gebilden aus; ſie ſchreibt ſeinem Wollen feſte, eiſerne Grenzen vor, während ſie es innerlich befeſtigt und härtet; ihr inhaltsvolles Schweigen bildet; ihre großen, einfachen, aber geſetzlichen und in's Unendliche greifenden Wirkungen wecken tüchtige, belebende Gedanken in uns; der ſtete Kreislauf ihrer unabänderlichen Ereigniſſe erhält uns in einem gedeihlichen Gleichgewichte; ihre Schönheit, die ſie auf allen Wegen, in Blüthen und Sternen, mit verſchwenderiſcher Liebe in den Wandel belebter Welten ſtreut, ſcheucht die Falten der kleinlichen Sorge, der engherzigen Hypochondrie, aus unſerem Antlitz; ihre Größe führt uns über uns ſelbſt hinaus, und all unſer Fühlen, Denken und Begehren verliert ſich zuletzt in eine allgemeine Anſchauung, die uns der Ergebung in das höchſte Waltende — der Religion — in die Arme führt, welche, tief verſtanden und lebendig erfühlt, das Höchſte, das Letzte iſt, wozu der Menſch gelangen kann.

Hier, wo die Betrachtung ſich ſelbſt aufhebt, iſt der Ort, ſie zu ſchließen, damit der angeſchlagene Ton im empfänglichen Gemüthe leiſe anhaltend nachklinge, und verwandte Töne im Innern erwecke, daß ſie ſich wechſelweiſe begleiten, erwiedern, und das klangloſe Leben verſchönern und heiligen.

Aber dieſes wird uns auch hier wieder klar: daß alle

Beſtrebungen, ſittliche wie intellektuelle, Philoſophie, Kunſt, Moral, ſociale Bildung und Diätetik der Seele zuletzt doch nur das Eine, wollend oder nicht wollend, bezwecken, in Eins zuſammenfließen.

Als Schlußempfindung mag uns das immer bedeutend genug vorſchweben; ſie ſoll uns aber nicht abhalten, im Leben wie in der Wiſſenſchaft, uns ſtets dem Beſonderen zuzuwenden, ſtets den kleinen, abgeſchloſſenen Kreis der Einzelheit liebevoll zu pflegen, und, wie der Landmann ſein ſchmales und doch ſegenreiches Erbe, immer wieder von Neuem durchzupflügen; weil doch Jeder nur den ſeinen auszufüllen im Stande iſt, und am Ende alle die kleinen Sphären von ſelbſt zu jener allgemeinen Bewegung und Harmonie zuſammenklingen, welche das Bild und den Begriff einer Welt darſtellt. In singulis et minimis salus mundi.

Ich müßte mich, wie der Lauf dieſer Kreiſe, ewig wiederholen, wenn ich meine Betrachtungen in all Bezirke hinüber ſpielen laſſen wollte. Ich ziehe es vor, dem Leſer etwas zur Entwicklung übrig zu laſſen, und, zur Commentirung dieſes Abſchnittes, ihn auf jenes Buch zu weiſen, welches die Religion, die Wahrheit und die Natur ſelbſt geſchrieben zu haben ſcheinen; ich meine: Marc Aurel's Selbſtbetrachtungen. Wir wollen nur noch im Folgenden das Praktiſche unſerer Ergebniſſe in wenige Maximen zuſammenfaſſen, an deren Hälfte der Leſer wie der Verfaſſer für's Leben genug zu thun haben. Vielleicht zu viel!

XI.

Sei Herr deiner ſelbſt, und bleibe guten Muthes in geſunden wie in böſen Tagen!
Marc Aurel. I. 15.

Betrachtungen über das, was wir, in der Dämmerung unſeres Selbſtanſchauens, den Zuſammenhang zwiſchen Leib und Seele nennen, ſind eitel, ja ſind bedenklich, wenn ſie nicht ſchon von vorne herein in der Abſicht angeſtellt werden, zu praktiſchen Ergebniſſen zu gelangen; wenn ſie nicht am Schluſſe wirklich ſolche Ergebniſſe liefern. In dieſem Sinne wird es unſern Leſern nicht unwillkommen, wenigſtens nicht unförderlich ſein, wenn wir die Stationen des zurückgelegten Weges mit Einem Rückblicke überſchauen und, was wir bisher als Unterſuchungen vorgetragen, ſchließlich als Maximen zuſammenfaſſen.

Dabei ſei es erlaubt, Einiges nachzubringen, was am Anfange nicht gut einzuſchalten war.

Das Erſte, Unerläßliche, was dem Menſchen nöthig iſt, damit ſein Geiſt eine Herrſchaft über den Körper erringe, kraft welcher dieſer durch jenen in ſeiner Integrität und Lebens-Energie erhalten werde, iſt: daß man an die Möglichkeit einer ſolchen Herrſchaft *glaube*. Mag der Theoretiker die Möglichkeit zu demonſtriren ſuchen, in-

dem er nachzuweisen strebt, wie solche Geheimnisse sich erklären ließen; — uns schien es praktischer, die Möglichkeit durch die Wirklichkeit zu beweisen, indem wir geschichtlich darthaten, daß solche Wunder des Lebens sich vor unsern Augen begeben. Wir hätten, nebst den angeführten, noch gar manche Beispiele beibringen können, und wollen zur schließlichen Bekräftigung noch welche anführen. Mead erzählt von einem Frauenzimmer, das, nach langwierigem Leiden, von einer mit einem Marasmus der Glieder verbundenen Bauchwassersucht, — also keinem imaginären, sondern einem sehr materiellen Uebel — durch die entschiedene Richtung ihrer Gedanken auf Einen Gegenstand wieder gesundete. Er berichtet von einer andern, die in dem betrübendsten Stadium der Auszehrung, durch einen erschütternden Rückblick ihrer Seele auf ein Dasein, welches ihr nur der Stoff zu ewiger Reue zu sein schien, von den traurigsten Symptomen befreit ward. Ein eigentlicher Triumph der Gelehrsamkeit, der uns praktischeren Menschen wohl schwerlich gelingen möchte, war es freilich, daß Conring durch das Vergnügen, sich mit Meibom zu unterreden, von einem dreitägigen Fieber geheilt wurde. Sind solche Ereignisse meist die Frucht des Zufalls, d. h. nicht durch menschliche Vorsicht herbeigeführt, so finden sich in dem unschätzbaren Werke von M. Herz über den Schwindel noch mehrere Beispiele von solchen Fällen aufbewahrt, in welchen ein ähnlicher Erfolg die Absicht des weisen Arztes krönte. Ja, wenn ich im Anfange meiner Betrachtungen so weit ging, dem Geiste ein, wenigstens mittelbares, Spruchrecht über Leben und Tod zuzuerkennen, so kommt

mir ein Fall zu ſtatten, der ſich den abenteuerlichſten Vorſtellungen nähert, und der in den mediziniſchen Jahrbüchern des öſterreichiſchen Staates (XIV. 4) nach Dr. Cheyne erzählt wird. Colonel Townſhend legte ſich, wenn es ihm beliebte, auf den Rücken, und gab kein Zeichen von ſich. Dr. Cheyne faßte ſeine Hand, fühlte den Puls allmälich ſinken, und ein vor den Mund gehaltener Spiegel ward nicht durch den leiſeſten Hauch getrübt, — ſo, daß der Arzt erſchreckt beſorgte, der Spaß ſei Ernſt geworden. Nach einer halben Stunde kehrte etwas Bewegung zurück, Puls und Herzſchlag hoben ſich allmälich, und der Obriſt unterhielt ſich wie ſonſt mit ſeinen Aerzten. — Doch wir wollen nicht fort-beweiſen, wir wollen rekapituliren.

Hat ſich der Menſch im tiefſten Innern zum Glauben an die Gewalt des Geiſtes gebildet und gewöhnt, ſo kommt es darauf an, ſich objektiv zu werden. Und dieß iſt eine weit ſchwerere Aufgabe als man wohl denken möchte. Wer ſich in ſeinen Geſundheitszuſtänden fortwährend ſelbſt auf der Lauer iſt, wird zum Selbſtquäler, wenn nicht zum Narren, — wer ſich außer Acht läßt, wird nie zum Selbſtbeherrſcher werden. Hier wird jener heitere Blick auf ſich ſelbſt gefordert, welcher, als geſunde, humoriſtiſche Selbſtironie, die Seele der künſtleriſchen Hervorbringung, der eigentliche Inhalt aller wahren Philoſophie, und das ſchöne Ergebniß eines ächt ſittlichen Daſeins iſt.

Indem wir uns nun unbefangen beſchauen, nicht in müßiger Grillenfängerei, die wir etwa Syſtem oder Wiſſenſchaft nennen, ſondern nach den Antrieben unſerer Wirkſamkeit — unterſcheiden wir an uns Etwas, das Bilder

und Gefühle auffaßt, — Etwas, das will, — und Etwas, das denkt. Diesen Spuren sind wir nachgegangen, und es haben sich uns bedeutende Grundsätze ergeben: Man wende die Phantasie dem Schönen, dem Erfreulichen zu; man nähre das Gefühl mit dem Großen und Heitern; man bilde beides durch Theilnahme an der Kunst. Man stärke, reinige, veredle den Willen, und gebe ihm eine Richtung auf das eigene Ich; man bilde ihn durch eine ächte, gesunde Moral. Selbstbeherrschung, das ist die ewige, große Lehre, die dem Menschen das Leben, die Pflicht — und die Diätetik der Seele predigt. Ihr Hauptbebel ist: Das Wort, das man im geheimsten Innern sich selber gibt — im Rechten und klar Erkannten zu beharren. Wer geistig, und dadurch leiblich gesund bleiben will, muß in einer ernsten Stunde sich fest vorgesetzt haben, sich zu bewältigen, und — diesem Vorsatze für's Leben treu zu bleiben. Kommen auch anfangs noch Rückfälle (und sie kommen gewiß), — der feste Vorsatz, immer wieder erneut, übt und stärkt das Vermögen zu wollen, und erlangt endlich den gewissen Sieg. Man fordere sich also diese Ehren-Parole des sittlichen Werthes, ohne Zögerung, ohne Appellation, kategorisch ab. Der Unentschlossenheit stelle man dieses neue, selbsterschaffene Ich entgegen. Der Zerstreutheit, dem unglücklichen Getheiltsein der Seele, werde die Sammlung, der Unaufgelegtheit, der Mutter innerlichen Erkrankens, ein fester Entschluß entgegengesetzt. Wer ein Kind der Gewohnheit ist, reiße sich los von dieser „gemeinen Amme Aller;" und wer ein Spiel der Augenblicke ist, lerne, sich zum Rechten zu ge-

wöhnen. Man ſei beſtrebt, die Kraft des Gedankens in ſich zu entwickeln; man gebe auch dem Verſtande eine Richtung auf das Ich; was beim Willen Selbſtbeherrſchung war, wird hier Selbſterkenntniß; man bilde auch dieſe Seite des Menſchlichen, durch die ächte, lebendige Wiſſenſchaft, und lerne ſo an den Früchten das Göttliche der Erkenntniß, der harmoniſchen Bildung, faſſen. Die höchſte Erkenntniß, indem ſie uns den Begriff unſeres Selbſt in die Idee eines Ganzen verſenken lehrt, führt uns der Religion in die Arme, an deren Buſen wir jener Empfindung einer allgemeinen und vollkommenen Entſagung theilhaft werden, woraus allein eine dauernde innerliche Heiterkeit, ſo wie aus dieſer ein geſunder Zuſtand hervorgeht. Nur wer vor ſich ſelbſt klein geworden iſt, kann das Große empfinden und erreichen. Darum wiederhole Jeder das ſchöne Gebet: „um ein reines Herz und große Gedanken!“ Ruhe, innere wie äußere, iſt das erſte, unerläßliche Heilmittel in allen menſchlichen Uebeln, innern wie äußern; in den meiſten Fällen zur Heilung allein ausreichend, in den übrigen zur Unterſtützung der andern Mittel nöthig, in allen als Vorbauungsmittel unſchätzbar; dieſe Ruhe aber iſt eine Tochter des Geiſtes. Von allen Studien und Wiſſenſchaften wird ſie durch das Studium der Natur am ſicherſten hervorgebracht — welches, von unſerem diätetiſchen Standpunkte aus, weit rathſamer iſt, als das einem zarten Naturell oft Feindliche und Gefährliche der Geſchichte, deren Betrachtung ſo manchen Schmerz, ſo manche leidenſchaftliche Regung in uns aufruft. Dem, was man in ſich als Temperament gewahr wird, ſuche man durch

eine zum Gegenſatze beſtimmte Thätigkeit die Wage zu halten: dem thätigen durch eine intellektuelle, dem leidenden durch eine praktiſche. Die Leidenſchaften wolle man nicht ertödten, wodurch die geheimnißvollen Keime und Triebkräfte des Lebens und der Geſundheit getödtet würden; man wiſſe ſie nur gegenſeitig zu balanciren, zu mäßigen, zu beherrſchen. Die thätigen laſſe man vorwalten, die niederdrückenden halte man hintan. Muth, Freudigkeit und Hoffnung ſei das Dreigeſtirn, das man nicht aus den Augen laſſe. Man erziehe ſich ſelbſt durch Stimmung und Richtung der Neigungen; denn durch Neigungen erzieht uns die Gottheit; und die Seelendiätetik, was iſt ſie ſonſt als eine Erziehung des Leibes durch die Seele? Jene Stimmung wird durch den Wechſel der Zuſtände bezweckt, der dem Oscillationsgeſetze unſeres Daſeins entſpricht und das Grundprinzip der Seelendiätetik iſt. Freude und Leid, Spannung und Nachlaß, Denken und Thorheit (dulce ſest desipere in loco) weiß der Weiſe an einander zu dämpfen und zu erfriſchen, wie der Maler ſeine Farben; und den wird ſchwerlich das Gift innerer Erkrankung anhauchen, der es in der proſphylaktiſchen Behandlung ſeiner ſelbſt ſo weit gebracht hat, in gewiſſen Stunden die Eumenide des Ernſtes, der ſchmerzlichen Erinnerung, der Sorge, ſelbſt über ſich heraufzurufen. Hier wäre es am Orte, jener Schwingungen zu gedenken, denen das leibliche Daſein durch unſern Zuſammenhang mit dem Weltganzen, durch den Wechſel der Tage und Stunden hingegeben iſt: man nehme denn wohl in Acht, was der Morgen, der Mittag, der Abend, für Stimmungen erzeu-

gen, für Stimmungen erfordern. Das allgemein Hingeworfene genüge hier, und hinterlasse im Leser eine gedeihliche Anregung zum weitern Selbstentwickeln. Wer endlich schon dem furchtbaren Dämon der Hypochondrie verfallen ist, dem konnten wir nur Einen Rath ertheilen, welchen wir nun wiederholen: den umflorten Blick von der dumpfen Enge des kümmerlichen, gequälten Selbst hinauszuwenden auf das unendliche Schauspiel der leidenden und jubelnden Menschheit, — und in der Theilnahme am Ganzen, die am eigenen Jammer zu verschmerzen, oder doch wenigstens die Anderer zu verdienen — eine Aufgabe, welche die großen Entwicklungsbewegungen der Gegenwart ohnehin Jedem nahe legen, und, wenn er der Zeit würdig sein will, zur heiligen Pflicht machen; eine Aufgabe, leichter, als sie dem in Gewohnheit untergegangenen, blasirten Selbstling scheinen mag. Denn ist es nicht — nach dem Ausdrucke eines liebenswürdigen Dichters und Arztes — unser eigener Zustand, wenn wir einen fremden empfinden? — Und vollends: In der Herrlichkeit der ewig sich neugebärenden, allebendigen Natur, da lerne der Unselige den Balsam finden und bereiten, der allen Kreaturen gegönnt und gegeben ist; in dem ungeheuren Zusammenspiel menschlicher Charaktere und Geschicke, da lerne er das Maß finden, zu welchem er selber geboren ist; und, wenn er dieses einmal erkannt hat, so strebe er nach nichts Weiterem, als: Er selbst zu sein und zu bleiben, — rein und wahrhaftig, wie ein unverfälscht ausgesprochenes Wort Gottes. Denn Gesundheit ist nichts anderes als Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit.

Und so sind wir denn wieder, wo wir ausgingen und wo wir endeten; so haben wir auch auf diesem Felde den Kreislauf menschlicher Betrachtungsweise durchgemessen; und wir dürfen die belebende Empfindung innerer Zuversicht und Klarheit, womit wir diese Blätter schrieben, ihnen als Segen zu fröhlichem Wirken und Gedeihen mitgeben!

Tagebuchblätter.

Condo et compono, quae mox depromere possim.
Horat.

369

Die Werke der Dichter, — Romane und Theater — haben vor rein didaktiſchen Büchern eben das voraus, daß ſie nicht Alles ausſprechen (woraus Langeweile entſteht); ſondern daß ſie im Leſer, indem ſie ihm ein Problem hinwerfen, das eigene Nachdenken anregen. Haben wir ihn nun in den vorangehenden Blättern gelangweilt, ſo gedenken wir uns durch die folgenden dem eben genannten Vortheile der Dichter zu nähern. Denn aphoriſtiſche Reflexionen reizen mehr an, als ſie befriedigen, regen mehr an, als ſie geben.

Das Leben ſtreut überall Aufgaben, und für den Aufmerkſamen (in Symbolen) Grundſätze aus. Ein Gleiches leiſten vortreffliche Bücher und erfahrene Menſchen. Wir müſſen überall hinhorchen, woher Beruhigung und Kräftigung zu gewärtigen iſt. Was wir auf dieſe Weiſe uns aneignen, wenn wir das uns Gemäßeſte finden, und in uns verwandeln, iſt eben ſowohl unſer Eigenthum, als das, was wir erdacht zu haben glauben. Denn erfinden kann der Menſch doch nichts: er bethätigt, indem er denkt, nur das, in ihm, wie in Allen, wirkende Geſetz des Denkens; ihn umgibt die Atmoſphäre des Wahren, aus welcher er einhaucht und wieder ausathmet.

In dieſem Sinne kann jenes Wort von Goethe Manchem, der ſich mit unſerer Aufgabe beſchäftigt, ſehr gemäß und fruchtbringend ſein: „Ein zu zart Gewiſſen, das eigene Selbſt überſchätzend, macht auch hypochondriſch, wenn es nicht durch große Thätigkeit balancirt wird.“

So auch dieſes andere Wort eines deutſchen Schriftſtellers: „Wer Geiſt und Körper in vollkommener Geſundheit erhalten will, muß frühzeitig an den allgemeinen Angelegenheiten der Menſchen Theil nehmen.“

Nach Gleichgewicht gegen außen, und in ſich, iſt zu ſtreben. Nun iſt dieß, in ſo weit es durch den Willen erreichbar iſt, in Bezug auf vegetatives Leben: Genügſamkeit, — in Bezug auf irritables: Balance zwiſchen Bewegung und Ruhe; — in Bewegung auf ſenſitives: Behagen. Hierin liegt unſer Geſetz.

Es gelingt nur den geiſtig kräftigen und ſittlich durchgebildeten Menſchen, in ſich eine gewiſſe Stille zu bewahren, die ſelbſt während bewegter Momente und Epochen, wie der Punkt des Archimedes, noch eine Stätte für die Betrachtung bietet; die dem Sein das Denken zugeſellt, welches die wahre Glückſeligkeit des Menſchen ausmacht.

Mit der Leidenſchaft möchte es immerhin angehen, — wenn ſie nur commenſurabel wäre.

Oft habe ich mich ſcharf beobachtet, und gefunden: auch bei unwölktestem Kopfe iſt der Gedanke rein und frei, wie Etwas, das, von Außen bedrängt, ſich unendlich unverletzbar zurückzieht. Nur die Wirkung iſt ihm gehemmt; er kann gleichſam nicht empfunden werden.

Es gibt kühlende Gedanken, wie es erhitzende gibt. Das Verhältniß iſt nicht wie das der fröhlichen und traurigen; beide können beides ſein.

„Der Zweifel, das bangſte aller Gefühle, löſ't ſich durch die Verzweiflung, die oft zum wahren Heilmittel wird."

„Es gibt Augenblicke, glückliche Augenblicke, von denen man ſagen kann: Der Körper hat ſich bis auf das Vergeſſen ſeiner Bedürfniſſe dem Geiſte untergeordnet. Der freie Schwung unſerer Kräfte ſtrömt wie ein Meer zwiſchen einem ſichtbaren und einem unſichtbaren Lande."

Wohl Jenem — geiſtig und leiblich, — dem ſolche Augenblicke werden; der ſie, durch eine ideale Richtung des Lebens, zu rufen, — aber auch durch Beſonnenheit zu mäßigen verſteht!

„Die Natur heilt, wo ſie verwundet. Aber wo der Menſch ſich ſelbſt zu nahe tritt, — ſoll ſie da, wie die Mutter des verwöhnten Kindes, ihn noch ſtolz durch ihre

Theilnahme machen? Iſt dieſe Ruhe, dieſer ſchlängelnde Bach, dieſer ſtille Wald, dieſer blaue Himmel, dieſe allgemeine Harmonie der ewigen Schönheit, nicht mütterlicher Balſam genug in deine Seele?"

Und iſt es nicht edler und natürlicher, die kleine Diſſonanz der Selbſtheit in jenem harmoniſchen Einklang aufzulöſen, als ihn durch ſie zu verderben?

Eine Kunſt, das Leben zu verlängern? .... Lehrt den, der es kennen gelernt hat, lieber die Kunſt, es zu ertragen!

„Das ganze Geheimniß, ſein Leben zu verlängern, beſteht darin: es nicht zu verkürzen."

Dreierlei muß bei der Thätigkeit berückſichtiget werden, wenn ſie wahren Segen bringen ſoll:

1. Sie muß ihr Maß bewahren; „ohne Raſt, aber ohne Haſt."
2. Sie muß in der rechten Stunde den rechten Gegenſtand mit Liebe ergreifen; nicht invita Minerva.
3. Sie muß abwechſeln — mit Ruhe, und mit den Gegenſtänden. Die Natur des Geiſtes iſt ſo geartet, daß uns der Wechſel meiſt mehr Erholung ſchafft, als die Ruhe.

Ruhe, Genuß oder Strapaze? — „Der angemeſſene Wechſel von abhärtender Thätigkeit und dadurch bedingtem gründlichen Behagen.“

Leicht bemerkt es ſich, daß die Lebensanſicht, die den Genuß apotheoſirt, weniger Genuß ſchafft, als die, welche ihn mit Maß ſchätzen, alſo auch den geringeren würdigen lehrt, daß jene unfehlbar den Lebensüberdruß erzeugt, den dieſe allein zu heilen fähig iſt.

Für den rechten Menſchen iſt Troſt nicht heilſam, weil er ſchwächt. Pflicht iſt ſein wahrer Troſt. Sehnſucht in's Unendliche iſt Verkennen des Endlichen; Jammern über Verkanntſein — Verkennen des Menſchenzweckes, der nicht d r a u ß e n liegt. Ja Seelenleiden ſind nur zu oft Bußen — d. h. natürliche Folgen innerlicher Unnatur!

Das Ueberſehen der geiſtigen Wirkſamkeit rührt, bei Gebildeten, meiſt von jener flachen Anſicht: Alles was lebt, lebt durch etwas außer ihm. So wird das Leben des Menſchen zu einem abſtrakten Nichts gemacht, welches eine mediciniſche Schule: Erregbarkeit genannt hat. Allein das Leben wirkt von Innen heraus. Mens agitat molem.

Was wir leiblich thun, um zu leben: aneignen und ausſondern, einathmen und ausathmen, — müſſen wir geiſtig wiederholen. Eine Syſtole und Diaſtole muß das innere

Leben ſein, wenn es geſund bleiben ſoll. Jetzt erweitern wir uns, wir lernen, wir genießen, wir handeln, wir geben aus uns heraus, — und ſchon treibt uns der ewige Pulsſchlag des Schickſals wieder in uns zurück, und nöthigt uns, alle unſere Kräfte in Einen Punkt zu ſammeln, um ſie von da aus wieder in die Breite zu verſenden. Wer ſich immer ausdehnt, zerfließt. — wer ſich immer in ſich zurückſchließt, erſtarrt.

Immer aufmerken, immer denken, immer lernen, — darauf beruht der Antheil, den wir am Leben nehmen — das erhält die Strömung des unſern, und bewahrt es vor Fäulniß. Und ſo gut, wie vom „Lieben und Irren" läßt es ſich ſagen: „wer nicht mehr ſtrebt, wer nicht lernt, der laſſe ſich begraben."

O what noble mind is here overthrown! Ich kenne keinen tieferen, ſittlichern Schmerz, als den dieſe Worte ausſprechen. Die Verneinung ſcheint ſich an's Ewige ſelbſt zu wagen und nichts mehr beharren zu können. Und doch bietet unſere Zeit uns keinen Schmerz öfter als dieſen. Möge doch jede beſſere, zarte Natur auch jene materielle Härte an ſich ausbilden, die in dem Kampfe mit den irdiſchen Mächten nun einmal unerläßlich iſt!

Der Zartheit iſt die Geduld zur Erhalterin beigegeben; der Kraft bereitet die Ungeduld oft den Untergang.

Geduld! ernstere Schwester der Hoffnung, wohlthätiger Balsam der heilenden Natur des Geistes; wundervolle, tief-innere Kraft des Wollens — nicht zu wollen, wirkend durch Leiden! Welcher Kranke hat nicht im glücklichen Augenblicke deinen Zauber erfahren — wenn er ihn heraufzubannen verstand! Welcher Arzt weiß nicht, daß die Fieberparoxismen vor Dir weichen, und, wenn Du das Bett des Leidenden verläßest, sich verdoppeln, — daß Du die heftigsten Schmerzen bändigen, die schwierigsten Kuren beschleunigen hilfst! Du allein bist stark im Schwachen; Du allein schon die völligste, die zarteste, die schönste Offenbarung der Seele als heilender Kraft im Leibe.

Hypochondrie ist Egoismus. Dichter, gewohnt, in den Tiefen ihres eigenen Busens zu wühlen, ihre Gefühle und inneren Zustände zu zergliedern, sich als den Mittelpunkt der Welt zu empfinden, fallen meist diesem Dämon anheim. Ich habe einen dieser schön und traurig Begabten gekannt, den nur das Studium der Geschichte, die reine Theilnahme an dem Weltganzen, auf Augenblicke von solchen Qualen befreite. Diese Richtung würde ihn unfehlbar ganz geheilt haben, wenn es nicht zu spät gewesen wäre.

In der Brust eines jeden Menschen schläft ein entsetzlicher Keim von Wahnsinn. Ringt mittelst aller heitern und thätigen Kräfte, daß er nie erwache!

Skepticismus, der trübe, kleinliche Skepticismus des Weltlings, iſt Schwäche. Man reſignirt ſich, beim Gewahrwerden der Schwierigkeiten, welche der Muthige mit Ausdauer bekämpft, welche der Glaube allein zu überwinden hoffen darf. Halbe Aerzte ſind meiſt Skeptiker.

Es handelt ſich nicht darum, ſich Apathie anzubilden; es gilt die reinſten, die edelſten Leidenſchaften in ſich zu entzünden und zu hegen.

Halte Dich an's Schöne! Vom Schönen lebt das Gute im Menſchen, und auch ſeine Geſundheit.

Berufsthätigkeit iſt die Mutter eines reinen Gewiſſens; ein reines Gewiſſen aber die Mutter der Ruhe, — und nur in der Ruhe wächſt die zarte Pflanze des irdiſchen Wohlſeins.

Es kommt weniger darauf an, ſich immer bei Verſtand zu erhalten, — (und wem gelänge das ſo leicht?) — als, eine gefaßte Stimmung in ſich zu bewahren, — und Etwas zu haben, woran man ſie emporhält, wenn ſie ſinken will.

„Wiſſen gibt eine Stimmung und nimmt eine Stimmung."

Man nöthige präcipitirte Naturen zu langſamem Geben und Schreiben; Unentſchloſſene zu raſchen Handlungen; in ſich Verſenkte, Träumeriſche, gewöhne man, den Kopf ſtets in der Höhe zu halten, Andern ins Geſicht zu ſehen, und laut und vernehmlich zu ſprechen. Es iſt unglaublich, aber ich habe es erfahren, wie ſehr ſolche Angewöhnungen auf Seele und Körper wirken.

Es iſt nicht genug, ſich als Gegenſtand zu betrachten; man muß ſich auch ſo behandeln.

Welcher Umgang dich kräftigt, dich zur Fortſetzung der Lebensarbeit tüchtiger macht, den ſuche; welcher in dir eine Leere und Schwäche zurückläßt, den fliehe wie ein Contagium.

Leiden ſich als Prüfungen vorzuſtellen, bleibt ewig der ſchönſte und fruchtbarſte Anthropomorphismus. Er macht uns ſittlich, und gibt uns Kraft.

Entſchiedene, eingreifende Aktivität iſt dem Manne von Natur zugewieſen; paſſives Weben und Leben dem Weibe. Beide Geſetze dürfen nicht ungeſtraft überſchritten werden.

Bücher sind Brillen, durch welche die Welt betrachtet wird; schwachen Augen freilich nöthig, zur Stütze, zur Erhaltung. Aber der freie Blick in's Leben erhält das Auge gesünder.

„Nicht eine kränkelnde Moral, — uns frommt eine robuste Sittlichkeit."

„Was man kräftig hofft, das geschieht. Ein keckes Wort, was aber wunderbar tröstet."

Die Trauer kommt von Innen, und untergräbt aus der Tiefe den menschlichen Organismus. Ein Verdruß, der von Außen kommt, stellt das Gleichgewicht am besten wieder her.

Gelingt es, die Aufmerksamkeit, sei es durch die Unterhaltung mit einem Freunde oder Buche, sei es durch Erinnerung oder Pflichtgefühl, auf einen gegebenen Punkt zu konzentriren, so wird innere Traurigkeit und äußerer Schmerz noch gewisser den Stachel verlieren. Am gewissesten, wenn diese Richtung, dem Leidenden unbemerkt, von einem Andern gegeben werden kann.

„Durch tiefes Denken — sagt Hippel — gewöhnen wir unsere Seele zu einer Art Existenz außerhalb des Kör-

vers: ſie bereitet ſich durch einen Weg über Feld zu einem größern, der uns Allen bevorſteht."

Das Abſtrahiren, das ſogenannte „Sich zerſtreuen," taugt nichts. Indem ich beſtändig den Vorſatz in mir feſthalte und innerlich ausſpreche, von dem Gegenſtande A oder B zu abſtrahiren, halte ich eben dadurch den Gegenſtand A oder B in mir feſt, und verfehle meinen Zweck. Indem ich aber den Gegenſtand C fixire, weicht A oder B von ſelbſt.

Nur durch Poſition eines Andern wird etwas wahrhaft negirt — ein Geſetz, welches nicht nur für die Diätetik der Seele, ſondern für das ganze Leben von den wichtigſten Ergebniſſen iſt. Das Gemeine, Schlechte, Falſche und Häßliche werden nur dann wahrhaft verneint, wenn man das Edle, Gute, Wahre und Schöne an ihre Stelle ſetzt. Wer alle jene Uebel als wirkliche Dinge betrachtet, und gegen ſie ankämpft, iſt verloren; man muß ſie als Nichts behandeln, und Etwas erſchaffen.

Ein gemäßigter Optimismus, wie er ja ohnehin aus einer ächten Philoſophie des Lebens entſpringt, gehört zur Diätetik der Seele. Wer mit der Welt nicht zufrieden iſt, wird es auch mit ſich ſelbſt nicht ſein; und wer es mit ſich nicht iſt — wird er ſich nicht in Unmuth aufzehren? wird er die innere Geſundheit bewahren können?

Es iſt kein Menſch, der nicht ſchon unerwartet Gutes erlebt hätte. Das halte dir vor und du wirſt nicht an der Zukunft verzweifeln. Die Erinnerung wird — wie ſie ein Dichter nennt — die Ernährerin der Hoffnung werden.

Wir ſollen uns ſo behandeln, wie es von Reil geſagt wurde, daß er ſeine Kranken behandelte: die Unheilbaren verloren das Leben, aber die Hoffnung nie.

Auf Energie beruht die Möglichkeit, ſich, den Mächten des Alls gegenüber, als Einzelweſen zu behaupten. Alle Energie aber, die wir uns *geben* können, beruht auf Bildung. Energien (der Erfahrung zufolge): die träge (vis inertiae), die zähe, die ſtille, die feſte die beharrliche, die ſtoßweiſe, die duldende, die zarte, die wilde, die heitere, die, welche mehrere dieſer Kriterien in ſich vereint.

Ein Anderes ſind die einzelnen Vermögen in ihrer Potenzirung: Verſtand, Wille, Fantaſie u. ſ. f. „Energie" als Geſammtausdruck, bezieht ſich auf das Reſultat aus ihnen und Anderem, oder auf die individuellſte, ihrem Urſprunge nach unbekannte, dem lebendigen Weſen eingeborne Kraft.

Nicht verſtimmt zu ſein — iſt eine Forderung, die weder dieſes Buch, noch irgend eine Pflicht an den Menſchen machen kann. Die Saiten eines Flügels werden

durch die Atmoſphäre (als Hygrometer), ſie werden durch ihre eigene Beſchaffenheit verſtimmt. Das iſt nicht zu ändern. Nun iſt freilich auf einem ſolchen Inſtrumente gut zu ſpielen — ein ſchwierig Ding; aber der Virtuoſe leiſtet's — eine gute Weile; — leiſtet's, bis die Verſtimmung Saite nach Saite ergreift, und keine mehr Antwort gibt.

Stimmungen nicht zu haben, iſt nicht in unſere Gewalt gegeben; wohl aber vermögen wir ſie zu benützen, wie es der Dichter thut. Er geſtaltet ein Kunſtwerk aus ihnen, wie der Bildhauer aus ſeinem Marmor. „Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt, gab ihm ein Gott, zu ſagen, was er leidet."

In dieſem Sinne laſſen wir auch jenen Augenblicken ihr Recht widerfahren, in welchen das Bewußtſein das ſeine verliert; ja, wir begeben uns zuweilen desſelben. Mögen ſie Schmerz oder Freude bringen, ſie gehören zur Dämmerung unſeres Zuſtandes. „Es ſind — wie Rahel ſagt — Parentheſen im Leben — die uns eine Freiheit geben, welche uns bei geſundem Verſtande Niemand einräumen würde. Entſchlöſſe ſich — frägt ſie — Jemand, ein Nervenfieber zu haben? und doch kann es uns das Leben retten. Es kommt aber von ſelbſt."

Ueber die Stimmung durch Tageshelle habe ich neulich eine lebhafte Erfahrung gemacht. Die Lampe, die in meinem Schlafzimmer des Nachts brennt, brannte ſehr

helle. Ich erwachte, und wußte nicht, welche Zeit es war. Gewohnte, nächtliche, meist ernste, ja düstere Gebilde nahmen Besitz von meiner Fantasie, und verjagten den Schlaf. Da schlug die Uhr fünf, und ich erkannte, daß, was ich für Lampenschein gehalten, schon Tageshelle war. Augenblicklich veränderte sich meine Stimmung; dieselben Gegenstände, die mich eben verdüstert, erschienen im heitern Lichte, und ich hatte wieder Muth. Ich empfand diese Veränderung, wie einen Ruck im Gehirne.

Eine gerührte Stimmung ist wie das Abendroth, oder ein farbiges Glas, durch welches wir die Welt schöner, wie überzaubert erblicken.

Je ne sais, — mais j'aurais plus d'horreur d'un poison noir que d'une eau transparente comme celle-ci; sagt ein Mädchen im Théâtre de Clara Gazul, die, im Begriffe, sich zu vergiften, die klare Flüssigkeit betrachtet. Sie gibt uns eine gute Lehre. Es kommt auf die Farbe an, die wir den Dingen verleihen, welche uns nun einmal bestimmt sind.

Das Leben des Menschen muß eine Morgenröthe haben; ist sie einmal aufgegangen, so bleibt es Tag und es bedarf keiner Lampe mehr. Jeder, der den Namen Mensch verdient, hat diese Epoche der innern Geburt erlebt: da er sich sein bewußt ward. Aber ein müßiges Aufwassen auf jeden Zahn im Räderwerke unseres Trei-

bens iſt gegen die Natur. Ich bin nicht bloß Hirn, ich bin auch, und mehr noch, Herz, Hand, Fuß. Hat das Auge ſein Ziel gefaßt, ſo braucht der Körper nicht nachzudenken, um ſich hin zu bewegen. Die Roſen blühen unbewußt, und eben ſo reifen die Früchte.

Der Grundfehler des Menſchen iſt Trägheit. Er untergräbt, in tauſend Formen, unſer Wohlſein. In Gebildeten verlarvt er ſich in jene philoſophiſch ſein ſollende, trübe, ſkeptiſche Weltanſicht, die man Hamletismus nennen könnte, um ſie für den Erfahrenen mit Einem, treffenden Typen zu bezeichnen. Es iſt ein Aufgeben ſeiner ſelbſt, ein freiwilliges Erkranken und Sterben. Geſundheit und Leben iſt Selbſterweckung.

Wenn der Verſtand Alles vermöchte, ſo hätten wir weder Gefühls- noch Einbildungsvermögen.

Leib und Seele werden durch erſchütternden Wechſel von Froſt und Hitze, Luſt und Qual, gehärtet und geſtählt. So erzieht die Natur ihre herrlichſten Söhne, ſo die Dichtkunſt durch die ächte Katharſis.

Die Erkenntniß kann uns keine Theilnahme am Leben einflößen; ſie zeigt es uns vielmehr in ſeiner Nichtigkeit. Fantaſie und Gefühl erregen unſer Intereſſe für

deſſen vergängliche Erſcheinungen, und machen uns dadurch glücklich. In dieſem Sinne iſt die Kunſt ein geſünderes Streben, als die Philoſophie.

Ein Begriff füllt den Menſchen nicht aus, macht ihn nicht handeln, beruhigt ihn nicht. Dieſes Alles wirkt nur die Geſinnung, — das je ne sais quoi, welches ſich nicht nennen, aber an Andern auffaſſen, an ſich ſelbſt lernen und üben läßt. Von Haſſen's Gedichten iſt ſehr gut geſagt worden, daß ſie nicht durch den Sinn der Worte, ſondern durch die heitere Geſinnung, die ſich aus ihnen über den Hörer verbreitet, ſo wunderbar erquicken.

Nichts ſchützt ſo kräftig vor dem ſchauerlichen Geſpenſt des Alters, vor der Verknöcherung unſeres Weſens, die es verkündet oder begleitet, als ein heiterer Skepticismus. Nicht über ewige Wahrheiten, ſondern über ſich ſelbſt. Vor der Einſeitigkeit des eigenen Individuums beſtändig auf der Huth ſein, — das iſt die ewige Jugend.

Ein tüchtiger Menſch muß immer ein tüchtiges Werk vor ſich haben; eine Aufgabe, die ein Zuſammenſtreben aller ſeiner Kräfte verlangt. Dieſes Leben iſt ja doch nur eine Spannung, mehr oder weniger gewaltſam; jedes Nachlaſſen iſt ein Erkranken, ein Erſterben.

Das Schreiben, und wenn man auch nicht an's Druckenlaſſen denkt, iſt ein wahrhaft diätetiſches Stärkungsmittel, deſſen in unſerer überbildeten Zeit ſich ohnedin faſt Jeder bedienen kann. Man befreit ſich von einem quälenden Gedanken, von einer drückenden Empfindung am beſten, indem man ihn klar niederſchreibt, indem man ſie rein darſtellt. Der Krampf der Seele löſt ſich, und der Wiederkehr iſt vorgebaut.

Die Philoſophie, welche ſich der Betrachtung des Todes widmet, iſt eine falſche: die wahre Philoſophie iſt eine Weisheit des Lebens; für ſie gibt es gar keinen Tod.

Aechte Tugend und wahres Wohlſein gründet ſich auf Leitung durch ſich ſelbſt.

Wer ſich je mit dem Nachdenken über ſeine eigenen leiblich-geiſtigen Zuſtände befaßt hat, frage ſich ſelbſt: ob er nicht erfuhr, daß ſich die Empfindungen weit mehr nach den Vorſtellungen, als die Vorſtellungen nach den Empfindungen richten?

Die Leidenſchaft iſt das eigentliche Leiden; das beſonnene Leben die wahre Thätigkeit. Denn dort leidet unſer innerſtes Weſen, hier wirkt es. Je mehr die Thätigkeit zur Gewohnheit, zum Elemente wird, deſto mehr ſchützt ſie vor dem Leiden. Das Leiden drückt nieder, das Wir-

len erhebt; die Erhebung belebt. Krankheit und Tod ſind theilweiſer oder völliger Mangel an Erhebung.

Die Fehler früherer Jahre, phyſiſche wie ſittliche, wirken auf die ſpäteſte Lebenszeit hinaus. So auch das frühzeitig errungene Gute.

Ich muß wollen, ich will müſſen. Wer das Eine begreifen, das Andere üben gelernt hat, der hat die ganze Diätetik der Seele.

Wer geſund bleiben und es weiter bringen will, muß alle Thätigkeiten und Zuſtände in der Zeit wohl von einander zu ſondern wiſſen. Einſamkeit iſt ſehr gedeihlich: aber in der Geſellſchaft muß man nicht einſam ſein wollen.

„Könnte man die Schnellkraft der Jugend mit der Reife des Alters verbinden, — da wäre man geborgen!“ — Strebe nur die erſte zu bewahren! da die andere ſich von ſelbſt aufdringt, ſo wird eine Epoche eintreten, in der dein Wunſch erfüllt wird.

Wornach Einer recht mit allen Kräften ringt, das wird ihm, — denn die Sehnſucht iſt nur der Ausdruck deſſen, was unſerem Weſen gemäß iſt. Wer klopft, dem wird aufgethan; das Leben zeigt uns täglich Beiſpiele an

Abenteurern, Reichen, Ruhmſüchtigen, edel Strebenden. Und ſollte es mit der Geſundheit anders ſein?

Wir müſſen in der erſten Epoche unſeres Selbſtbewußtwerdens die jugendliche Gluth und Friſche unſerer Gefühle nur ſcheinbar, nur für eine Zeitlang, aufopfern, um ſie ſpäter, nur durch Einſicht und Erfahrung um ſo feſter gegründet, wieder aufzunehmen.

Steht dir ein Schmerz bevor, oder hat er dich bereits ergriffen, ſo bedenke: daß du ihn nicht vernichteſt, indem du dich von ihm abwendeſt. Sieh' ihm feſt in's Auge, als einem Gegenſtande deiner Betrachtung, — bis dir klar wird, ob du ihn an ſeiner Stelle liegen laſſen, oder etwa pflegen und verwenden ſollſt. Man muß erſt eines Objektes Herr werden, ehe man es verachten darf. Was nur ſo auf die Seite geſchoben wird, dringt ſich mit verſchärftem Trotz immer wieder auf. Nur der wirkliche Tag beſiegt alle Nachtgeſpenſter, indem er ſie beleuchtet.

Die Bildung iſt wohl nöthig, damit der Wille mit Klarheit wirke, aber nicht, damit er überhaupt wirke. Man muß, während man mit der Kultur ſeiner ſelbſt beſchäftigt iſt, ehe man damit zu Stande gekommen iſt, das eigene Wohl durch Erweckung allgemeiner Energie zu fördern fähig ſein. Die Intelligenz ſteht höher, als der Wille, aber

dieſer muß zuerſt gebildet werden, damit er ihren Auftrag zu erfüllen vermöge.

„Ich kann aber nicht wollen — ſagſt du — ohne Etwas zu wollen. Und dieß Etwas muß ich doch früher wiſſen!“ — Gut; aber dieß Wiſſen braucht kein Verſtehen zu ſein. Du weißt, was du willſt, — im allgemeinſten, — du weißt es nur zu oft nicht, — im ſtrengern Sinne. Kein Begriff ohne Erfahrung — äußere oder innere; — wohl aber gibt es Erfahrungen, vor (alſo ohne) den Begriff davon.

Die Leere des Innern, da ſie eine Verneinung iſt, kann eigentlich nicht empfunden werden. Manchmal aber verdichtet ſich gleichſam dieſe Leere, und es entſteht das Gefühl derſelben. Das iſt der Anfang zur Heilung; denn ein Streben wird Bedürfniß.

„Die Seele übermäßig Reicher, deren ungebildeter Geiſt die große Kunſt, reichſelig zu leben, nicht verſteht, und keine edlere Beſchäftigung kennt, ermattet im Genießen und Wünſchen, und ſehnt ſich dunkel nach Gegenſtänden, die ihrer Kraft hinreichenden Widerſtand leiſten könnten.“

Wie im Auge des Menſchen ein Punkt iſt, der nicht ſieht, ſo iſt in ſeiner Seele ein dunkler Punkt, der den Keim zu Allem in ſich ſchließt, was uns von Innen heraus untergraben kann. Es kommt Alles darauf an, die-

ſen Punkt in ſich durch Klarheit, Frohſinn und Sittlichkeit zu beſchränken, — daß er, ſo lange wir leben, unſichtbar bleibe. Wird ihm Raum gegeben, ſo breitet er ſich weiter aus; ein Schatten wirft ſich über die Seele, und die Nacht des Wahnſinns bricht endlich über uns Unglückliche herein.

Eben ſo gibt es auch in der Seele einen lichten Punkt; ein tiefſtes, innigſtes Plätzchen der Stille, der Helle, wohin kein Sturm und keine nächtliche Gewalt zu dringen vermögen. Wir können und ſollen uns dahin flüchten, darin heimiſch ſein; es retten, bewahren, — es auszubreiten ſuchen. Selbſt der Wahnſinn läßt ja — wie Jean Paul ſagte — der Seele noch dieſe ewig lichte Stelle.

Man hat noch nicht beſtimmt, bei welchem Grade von Seelendisharmonie der Wahnſinn anfange.

Nur zu oft wird Kraft mit Sinn verwechſelt. Dieſen, der mit der kränklichen Zartheit wächſt, bildet unſere Zeit genug aus; jene, welche der Kern der Geſundheit iſt, liegt brach. Wir haben Sinn für Alles, aber zu gar nichts Kraft.

Den Zwieſpalt des menſchlichen Daſeins, mag ihn auch die Reflexion wegdemonſtriren, werden wir nie beſeitigen. Wir wollen ihn lieber gewähren laſſen, und uns

geben würde! Zarte, geiſtreiche Menſchen haben dieſe Reflexion häufig angeſtellt. Man muß lernen, wie Jean Paul, jedes Gelingen, jedes Fertigwerden, jedes erwünſchte Begegnen, auf die Wagſchale zu legen, — wie Goethe die Natur zu preiſen, die mit jedem Athemzuge uns ein neues Leben einflößt, — wie Hölderlin die Seligkeit zu ſegnen, daß wir der Sonne genießen dürfen, — und wie Hippel jeden Tag als eine Gnade zu begreifen, auf die wir keinen Anſpruch zu machen hatten.

Ein reiner und edler Egoismus iſt erforderlich, um heiter und geſund zu bleiben. Wer nicht ſich ſelbſt zu Liebe und Dank arbeitet, liebt und lebt, der iſt übel d'ran. Von Außen, von Andern kommt ſelten oder nie ein reines Behagen. Alle Handlungsweiſen des Menſchen nähren ihre Früchte ſelbſt, und bringen ſie unausbleiblich; gute wie ſchlimme.

Die menſchliche Seele kann es ſich nicht verhehlen, daß ihr Glück doch zuletzt nur in der Erweiterung ihres innerſten Weſens und Beſitzes beſtehe. Frage ſich jeder Gebildete aufrichtig: wann er ſich wahrhaft glücklich gefühlt habe? Nur in jener herrlichen Zeit jugendlicher Entfaltung, da mit jedem Tage neue Welten ſeinem Geiſte ſich aufthaten, neue Sphären des Gedankens. Je älter man wird, deſto ſparſamer werden dieſe Beglückungen; die irdiſchen Erkenntniſſe haben zuletzt doch ſichtbare Grenzen, — und den erfahrenſten Greis, muß ihn nicht am Ende

der lichten Stunden freuen, wo wir, in That oder Liebe, eine höchſte Einheit ahnen.

Der Menſch kann mit der Zeit jedes Zuſtandes Meiſter werden: ſei es durch Verſtändniß, oder, wo dieß unmöglich iſt, durch Aſſimilation. Wie ſich der Organismus an Gifte gewöhnt.

„Nur im Schweigen des Nachdenkens keimen und wachſen die Erinnerungen. Das beſte Mittel, uns einen Gegenſtand gleichgiltig zu machen, beſteht darin, uns fortwährend davon vorzuſprechen, damit wir nicht mehr den Wunſch hegen, daran in der Einſamkeit zu denken.“

Man erhält ſich vorzüglich auch dadurch in einem geſunden Zuſtande, daß man die Vorzüge jedes Lebensalters gehörig zu ſchätzen und auszubilden verſteht. Die Friſche und kräftige Unbewußtheit der Jugend, die beſonnene Mäßigung der Männlichkeit, den ruhigen Ueberblick des Alters. Krank macht den Jüngling die zaudernde Ueberlegung, den Greis die unreife Heftigkeit. Die gütige Natur hat jede Zeit des Lebens mit Blüthen geſchmückt und mit Früchten bedacht.

Gleicherweiſe gedeiblich iſt eine ſtäte, dankbare Aufmerkſamkeit auf die Millionen unbemerkter, immer wiederkehrender Freuden, die uns der Lauf der Stunden zufließen läßt. Wie viele freudige Empfindungen läßt der Menſch mit ſtumpfer Gleichgiltigkeit täglich ſich an ihm verſuchen. — deren Anerkennung ihm erſt ein dauerndes Behagen

nur noch die Ausſicht über ſie hinaus — erhalten und beſeligen?

Das iſt das Wahrzeichen, wodurch der gemeine und höhere Menſch ſich unterſcheiden: daß Jener ſein Glück nur dann findet, wenn er ſich ſelbſt vergißt; Dieſer, wenn er zu ſich ſelbſt wiederkehrt; Jener, wenn er ſich verliert, Dieſer, wenn er ſich beſitzt.

Begib dich mit deiner kranken, rathloſen Seele, mit deinem Bangen und Zweifeln, in die Kreiſe der Geſellſchaft. Dort hat oft ein hingeworfenes Wort, wie ein Blitz, die fürchterlichſten Nächte aufgehellt.

Auch die, welche dir die Nächſten und Liebſten ſind, erträgſt du manchmal ſchwer. Sei gewiß, es geht ihnen mit dir eben ſo. Das bedenke gut und oft. Es gibt kein beſſeres Prophylaktikum.

Unſer Zweck iſt: dem Geiſte im Allgemeinen die geſunde und wahrhafte Richtung zu geben; und indem wir ihn durch unſere Betrachtungen erweitern und befreien, in dieſen Blättern ſelbſt ein Mittel zu liefern, welches, ſo oft ſie etwa zur Hand genommen werden möchten, nie ganz ſeine heilſame, anregende Kraft verſage.

Im Einzelnen nachzuweiſen, was Alles der Wille in den gewöhnlichſten, alltäglichen Verrichtungen und Zuſtänden des körperlichen Lebens zu wirken im Stande ſei, wäre Pedanterie, und würde unſere Abſicht eher vereiteln.

Es läßt ſich in den Schriften aufmerkſamer Aerzte nachleſen, wie der Zorn auf's Gallenſyſtem wirke, ſo daß die Galle in großer Menge, oder krankhaft geartet, durch den Stuhlgang oder das Erbrechen abgeht, — der Wirkung eines Brechmittels analog; der Schreck auf die Nerven, welche zum Herzen oder zu den großen Gefäßen gehen, u. dgl. m. — wie Furcht und Haß Kälte hervorbringen, Freude oder Angſt Hitze, frohe wie bange Erwartungen Herzklopfen, Abſcheu und Ekel Ohnmachten; wie das Lachen und das Weinen vorzüglich Anſtalten der vorſorgenden Natur zu unſerem phyſiſchen Wohle, — ja das Letztere oft eine eigentliche Kriſis mannigfach verwickelter Leiden — darſtelle. Nieſen, Gähnen, Seufzen, ſtehen — wenigſtens negativ — in unſerer Gewalt. Aber das Feinſte, Merkwürdigſte und zugleich Alltäglichſte in dieſen Wirkungen iſt mit Worten kaum auszuſprechen; allein Jeder wird deſſen zu ſeinem Erſtaunen inne werden, der alles das, was wir von der Macht des Vorſatzes über den Körper ſchwärmten, mit Beharrlichkeit praktiſch zu erproben verſuchen will.

Man will bemerkt haben, daß der Anblick des Schönen wohlthätig auf das Geſichtsorgan einwirke, wie die grüne Farbe der Wieſen, die tiefblaue des Himmels.

---

des Beſtändigen. Schön iſt es, daß die Erinnerung, bewahre ſie Luſt oder Leid, immer freundlich iſt, und daß die Freuden, nicht aber die Schmerzen jedes Lebensalters in das ſpätere hinüberragen.

Was iſt die Vergangenheit? Du ſelbſt. Nichts aus ihr vermagſt du feſtzuhalten, nichts iſt mehr für dich als die Keime, die ſie in dein Weſen legte, und die mit dieſem ſich allmälig entwickelten und verſchmolzen. Was iſt die Zukunft? für dich — nichts als du ſelbſt. Sie kann dich nur angehen, in ſo weit es deine Aufgabe iſt, dich ihr zuzubilden. Erinnern und Hoffen in jedem anderen Sinne iſt Täuſchung eines Traumes; ſich ihr hinzugeben, — Hätſcheln des Gefühls.

Jeder Rückweg ſcheint weit ſchneller und kürzer, als der Hinweg ſchien. So auch das Altwerden. Man kann es nur dadurch um dieſen Schein betrügen, daß man es als einen Hinweg betrachtet und behandelt.

Hufeland hält das verheirathete, Kant das cölibatäre Leben für tauglicher zur langen Dauer. Beide berufen ſich auf Erfahrung; jener auf die Beiſpiele des höchſten Alters, dieſer auf das Wohlausſehen alter Garçons. Der Schlüſſel des Räthſels liegt wohl darin, daß in der aufſteigenden Hälfte des Lebens die Energie der Vitalität

Die Hypochondrie und Hyſterie waren den Alten fremd. Verſuchen wir zu ſein, wie die Alten, — edel, wie die Griechen, kräftig, wie die Römer, — vielleicht wird ſie uns auch wieder fremd!

Hypochondrie iſt es nicht bloß, ſich ein Leiden, das man nicht hat, einzubilden, — ſondern Leiden, die man hat, zu aufmerkſam zu beſchauen.

Seelenkranke ſollten in ihr Tagebuch nur ſolche Gedanken einſchreiben, die ihnen Troſt gewähren und freundliche Bilder vor's Gemüth führen, um ſie in düſtern Stunden gegenwärtig haben zu können. So kann das Buch einen Freund vorſtellen, der ſolchen Kranken mindeſtens *eben* ſo nöthig iſt, als der Arzt.

In einer anzuordnenden Diät für die Seele müßten beſonders die Lebensalter wohl verſtanden und berathen werden; denn jede Epoche des Menſchenlebens hat ihr Ideal im Wünſchen und im Sollen, das nicht für die nächſte paßt. Mag der Jüngling hin und her ſchweifen, wie ihn das gährende Streben im Innern treibt! Hier iſt eine gewiſſe diätetiſche Unordnung, welche allen Keimen Freiheit zur Entwicklung gewährt, dem Willen der Natur gemäß. In der Mitte des Lebens, mit dem feſthaltenden Charakter, beginne auch die Gewohnheit; das Alter bewahre ſie heilig, als freundliches Sinnbild und Bürgſchaft

durch das Cölibat bewahrt, in der absteigenden das schwächere Dasein durch häusliche Pflege länger erhalten wird.

Das Leben ist kein Traum. Es wird nur zum Traume durch die Schuld des Menschen, dessen Seele dem Rufe des Erwachens nicht folgt.

Eine sanfte, elegische Stimmung, von Zeit zu Zeit gehegt, hat, wie der Anblick des Mondes, etwas Erquickendes. Man sollte versuchen und verstehen, die dumpfe und verdrießliche Stimmung in die traurige hinüberzuspielen, — und selbst sparsam fließende Thränen würden zum schmelzenden Balsam für verhärtete Wunden werden.

Wer genügt sich je, der es tiefer und redlich meint? Allein Ungenügen mit sich selbst untergräbt die Kräfte, die allein zum Zwecke führen. So muß man selbst das Höchste: die Pflichten, herabzustimmen wissen, um ihnen desto sicherer zu genügen.

In Casper's Wochenschrift erzählt Prietsch von sich: daß er es durch Uebung dahin gebracht habe, Phänomene des Gemeingefühls wie der Sinne, als: Mückensehen, Klingen, Singen, Läuten, Brausen u. dgl. m. willkürlich zum Bewußtsein zu bringen. Justinus Kerner kann sein Herz nach Belieben langsamer schlagen machen. Wie vorzugsweise Schwind- und Wassersuchten durch Seelenleiden

ausgebildet werden, ſo wird vorzugsweiſe die zu ihrer Heilung erforderliche Auffaugung durch Thätigkeit und Freude befördert. Ich ſah das oft, und es kommt jedem praktiſchen Arzte vor. Hufeland's Rath: Durch Willkür die täglichen Ausſonderungs-Funktionen zu regeln, iſt bekannt und begründet; und ich füge bei dieſem Anlaß den, freilich mehr zur leiblichen Diätetik gehörigen hinzu: während des Leſens und Schreibens, wo man unbewußt den Athem einhält, manchmal abſichtlich tief einzuathmen, ſelbſt vom Tiſche aufzuſtehen und ein paarmal durch's Zimmer zu gehen, — ſo wie, zumal bei feinerer oder abendlicher Arbeit, manchmal für einige Minuten die Augen zu ſchließen. Der Laie befolge dieſen Rath, der Arzt begreift ihn.

Die genaue, jammervolle Selbſtſchilderung des Hypochondriſten, — ach, ſie ſchildert im Grund' nichts anders, als den Zuſtand des Menſchen überhaupt, den ein gemüthlich und körperlich gereiztes und geſchwächtes Weſen nur ſchärfer und quälender empfindet!

Wir haben viel von der Kraft des Willens gerühmt, — aber öfter wird ſie dem Seelenkranken in der ſich ſelbſt entgegengeſetzten Richtung frommen. Ich meine die Kraft: nicht zu wollen, wo Zwang nur aufriebe; ſich zu einer beſchwichtigenden Reſignation zu entſchließen, keine Pläne zu nähren und die Zukunft in keiner andern Geſtalt, als in jener der Hoffnung, vor die Seele treten zu laſſen. (Se laisser aller.)

Oft, ja meiſtens, ſind dunkle Vorſtellungen in ihrer Wirkung ſtärker, als klare; z. B. das Aufwachen aus dem Schlafe, zur Stunde, die man ſich Tags vorher vorſetzte, die Macht der Leidenſchaften u. dgl. Allein derjenige, bei welchem klare Vorſtellungen ſtärker ſind, deſſen geiſtiges und leibliches Wohl iſt beſſer bedacht.

Höchſt ſachverſtändig nennt Kant die Einbildungskraft in ihrer Thätigkeit eine Motion des Gemüthes, die zur Geſundheit diene. Denn, genau betrachtet, iſt die vereinzelte Thätigkeit des Verſtandes eine lähmende, und die reine Betrachtung macht die Seele zu einem ſtehenden Waſſer, in welchem ſich die Gegenſtände ſpiegeln, — das aber allgemach in Fäulniß übergeht.

Eben ſo treffend gibt er die Urſache der Schädlichkeit des Wachens vor Mitternacht an. Die Fantaſie iſt zu dieſer Zeit am thätigſten, und wirkt allzu erregend auf's Nervenſyſtem.

Lichtenberg, der feinſte Maler der Seelenzuſtände, der Columbus der Hypochondrie, liefert die nützlichſten Winke. „Wir liegen oft — ſagt er — mit unſerem Körper ſo, daß gedrückte Theile uns heftig ſchmerzen: allein, weil wir wiſſen, daß wir uns aus dieſer Lage bringen können, wenn wir wollen, empfinden wir wirklich ſehr wenig." — Er findet die bezeichnendſten Worte für die Hypochondrie, die er einmal „pathologiſchen Egoismus,"

ein andermal „Pusillanimität" nennt. „Mein Körper — heißt es an einer andern Stelle — ist derjenige Theil der Welt, den meine Gedanken verändern können. Im ganzen übrigen All können meine Hypothesen die Ordnung der Dinge nicht stören." — „Als ich — erzählt er — am 18. December 1789 in meiner Nervenkrankheit die Ohren mit den Fingern zubielt, befand ich mich besser, weil ich nun das krankliche Sausen für ein erkünsteltes hielt." — Wie der Hypochondrist aus allen Betrachtungen Gift saugt, so läßt sich aus diesen Balsam gewinnen.

Es gibt eine unwillkürliche Hypochondrie, und das ist die, an welcher wir Aerzte manchmal leiden. Denn wenn Hypochondrie das Mikroskop ist, durch das man die sonst unsichtbaren, kleinen Leiden des eigenen Körpers sieht, so haben wir dies unabweisbare Mikroskop in — unserer Wissenschaft, die uns alle möglichen Ursachen, Verkettungen und Folgen jedes Uebels zeigt.

Wenn es wahr ist, wie die Weisen sagen, daß die Kunst des Vergnügens Eins ist mit der Kunst des Selbstvergessens, so ist sie auch Eins mit dem Streben und Wirken nach einem Zwecke, der uns ganz erfüllt.

Wenn wir die Augenblicke des Vergnügens, der Seligkeit analysiren, so ist es ein, wie alle menschlichen Zustände, doppelter Zustand (homo duplex): ein Vergessen seiner

ſelbſt, ein völliges Beſitzen ſeiner ſelbſt; ein erhöhtes Daſein, ein dem Daſein Entrinnen. Ein Widerſpruch wie der Menſch — und kein Widerſpruch! Denn was man vergißt, ſind die Feſſeln, und was man erhöht empfindet, iſt die Freiheit des Lebens.

„Wie ſoll ich aber wollen, da es eben die Kraft zu wollen iſt, lieber Doctor, was mir fehlt?"

Wenn Sie ſich ſelber fehlen, lieber Kranker, was kann ich Ihnen verordnen, als: ſich ſelber?

Der „Weltſchmerz," wenn er nämlich das Gefühl der Mängel dieſer Welt bedeuten ſoll, iſt ein Motiv der Vorſehung, uns zur Abhilfe dieſer Mängel anzuregen, unſere Kräfte zur Thätigkeit zu entwickeln. Das mögen diejenigen wohl bedenken, die ſich ihm hingeben.

Wer ſich innerlich für krank erklärt, wird hypochondriſch unglücklich; wer ſich mit Leichtſinn und Trotz für geſund erklärt, kann durch Verſäumniß unglücklich werden. Zwiſchen Beiden liegt die Aufgabe: ſich als Valetudinarier (maladif) zu behandeln, denn das ſind wir Alle, und müſſen, mit dieſem Zuſtande zufrieden, vorſichtig leben.

Der Bewegtrieb für die heilende Seelenthätigkeit ſollte freilich in vielen Fällen, wo gar nicht an das Leiden gedacht werden darf, von Anderen ausgehen, die ſich dann als Aerzte verhielten; ihn vom Leidenden ſelbſt fordern, heißt vielleicht zu viel fordern. Allein: wer kennt deine Krankheit, wie du ſelbſt? Wer kennt die Gabe und den rechten Augenblick für das Heilmittel, wie du ſelbſt? Es gilt alſo durchaus: ſich zuſammennehmen, und ſehen, was möglich iſt.

Es gibt im Ganzen (und das gilt nun von der Diätetik der Seele, wie von allem menſchlichen Streben und Wirken) zwei Arten, das Leben anzuſchauen und zu behandeln. Entweder: man ſetzt ſich in den Mittelpunkt, und ſucht das innere Leben gegen die Dinge zu behaupten, und durch Ausbildung des Charakters, in ſeiner Kraft zu ſteigen — eine Denkart, welche man die ſubjektive oder ſittliche nennen könnte (Kant); oder: man gibt ſich willig der Welt hin, und ſucht ſich den Gegenſtänden anzueignen, indem man auch ſich ſelbſt als ſolchen auffaßt, und als Theil des Ganzen behandelt — eine Denkart, welche man die objektive oder poetiſche nennen könnte (Goethe). Durch die große Einheit und Geſetzlichkeit der Natur, vermöge welcher ſich die entgegengeſetzten Pole ſuchen, führen auch dieſe Gegenſätze zu Einem Ziele. Denn wer nur das Subjekt recht in ſich ausbildet, kommt dem Zwecke des Ganzen entgegen, deſſen Theile Subjekte ſind, und wer die Objekte treu abſpiegelt, wird auch ſich ſelbſt klar werden, und, indem er ſich opfert, ſich nur um ſo ſicherer

wiederfinden. Keine Anſicht hat Unrecht, jede paßt für einen eigenen Charakter, wie überhaupt die Denkart des Menſchen aus ſeinem Charakter hervorgeht; und, wenn es ſcheint, als widerſprächen ſich hier oder da die Rathſchläge, die dieſe Blätter ertheilen, ſo wird nun mindeſtens deutlich ſein, wie es gemeint iſt. Sie wollen Jedem nach ſeinem Bedürfniſſe helfen und wohlthun.

Jeder Menſch hat ſeinen Weg vorgezeichnet, auf dem eben Er zum gemeinſamen Ziele gelangt. Mir iſt es nun einmal gemäß, die Dinge von ihrer ſittlichen Seite anzuſchauen, und ſo ſind dieſe diätetiſchen Betrachtungen moraliſcher ausgefallen, als es in ihrem Weſen zu liegen ſcheint. Es kommt nun darauf an, was uns Noth thut!

Bei C. Gerold iſt ferner erſchienen:

Ahrens, H., die organiſche Staatslehre auf philoſophiſch-anthropologiſcher Grundlage. Erſter Band. Enthaltend: die philoſophiſche Grundlage und die allgemeine Staatslehre. Auch unter dem Titel: Die Philoſophie d. Rechts. 2 fl. 30 kr. — 1 Rthlr. 24 Ngr.

Aus dem Tagebuche eines Livländers. Moskau, Conſtantinopel, Burgos, Madrid, das Violin-Concert von Beethoven in Petersburg und die Faſten-Muſiken. 8. 1850. geh. 1 fl. 30 kr. — 1 Rthlr.

Barentin, W., Lehrbuch der Technologie für Real- u. Gewerbeſchulen. Mit eingedr. Holzſchn. 1 fl. — 20 Ngr.

Bellinger, J., Leitfaden für den erſten Unterricht in der Geographie. In zwei Kurſen. Dritte vermehrte und berichtigte Ausgabe. 15 kr. — 5 Ngr.

Bird, T. O' M., engliſche und deutſche Geſpräche. Zum Gebrauche beider Nationen. Mit kurzen einleitenden Bemerkungen über die Ausſprache, und Beiſpielen über die verſchiedenen engliſchen Vokallaute. Auch mit d. engl. Titel: English and German dialogues. For the use of both nations. 1 fl. 30 kr. — 1 Rthl.

Burg, Adam Ritter v., Compendium der höhern Mathematik. Zweite, ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Mit vier Kupfertafeln. gr. 8. 1851. 5 fl. 30 kr. — 4 Rthlr.

Ditscheiner, Jos. Aloys, das allgemeine deutsche und neue österreichische Wechselrecht, nebst dem commerziellen Wechselgeschäfte, dem Wechselprozesse und Wechselstempel; ausführlich erklärt und durch viele Beispiele und Formulare erläutert. gr. 8. 1851. br. 2 fl. 40 kr. — 2 Rthlr.

Doblhoff, Josef Freiherr v., Versuche mit der Drillkultur auf einigen Feldern bei Baden. gr. 8. 1851. br. 24 kr. — 10 Ngr.

Gärtner, Wilh., Andreas Hofer, Trauerspiel in fünf Abtheilungen. 2. Auflage kl. 8. 1849. br. 50 kr. — 20 Ngr.

— — Simson. Tragödie in fünf Handlungen. gr. 8. 1849. brosch. Mit des Verf. Bildniß. 1 fl. 30 kr. — 1 Rthlr.

Gebler, Wilh., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Landgrafen Philipp zu Hessen-Homburg, mit Benutzung österreich. Originalquellen dargestellt. gr. 8. 1848. br. 48 kr. — 20 Ngr.

Guizot, die Demokratie in Frankreich. (Im Januar 1849.) 8. 1849. brosch. 30 kr. — 10 Ngr.

Hammer-Purgstall, Khlesl's, des Kardinals, Directors des geheimen Kabinets Kaisers Matthias, Leben. Mit der Sammlung von Khlesl's Briefen, Staatsschreiben, Vorträgen, Gutachten, Dekreten, Patenten, Denkzetteln und andern Urkunden, beinahe tausend bis auf einige wenige ungedruckt. In vier Bänden.

Dritter Band. Mit einem Facſimile Ahlefl's. gr. 8. 1850. geh. 6 fl. — 4 Rthlr.

Auch die zwei erſten Bände ſind in unſern Verlag übergegangen und koſten jeder 4 fl. 30 kr. — 3 Rthlr.

Hebbel, Friedrich, Herodes und Mariamne. Eine Tragödie in 5 Akten. 8. 1850 br. 2 fl. — 1 Rthl. 10 Ngr.

Heider, Guſtav, über Thierſymbolik und das Symbol des Löwen in der chriſtlichen Kunſt. Eine archäologiſche Abhandlung. gr. 8. 1849. broſch. 36 kr. — 12 Ngr.

Helfert, Joſ., Oeſterreich und die Nationalitäten Ein offenes Wort an Hrn. F. Palacky. gr. 8. 1850. geh. 20 kr. — 8 Ngr.

Höfken, Guſt., Deutſche Auswanderung und Koloniſation, mit Hinblick auf Ungarn. gr. 8. Mit einem Koloniſationsplan. 1850. geh. 1 fl. 20 kr. — 1 Rthlr.

Honigberger, Joh. Martin, Früchte aus dem Morgenlande oder Reiſe-Erlebniſſe, nebſt naturhiſtoriſch-mediziniſchen Erfahrungen, einigen hundert erprobten Arzneimitteln und einer neuen Heilart, dem Medial-Syſteme. Mit vierzig lithographirten Tafeln: Porträte, Pflanzen-Abbildungen, ſonſtige Natur- und Kunſtprodukte, Facſimile, Landkarte und Anſicht der Citadelle von Lahor; endlich als Anhang ein mediziniſches Wörterbuch in mehreren europäiſchen und orientaliſchen Sprachen. gr. 8. 1851. br. 6 fl. — 4 Rthlr.

Lang, Franz, und Jakob Spitzer. Lexikon der neuen Rechtschreibung. Ein Handbuch für Lehrer, Beamte, Geschäftsleute und Freunde einer korrekten Schreibweise. Nach den Regeln einer zeitgemäßen Orthographie bearbeitet und herausgegeben. gr. 8. 1851: br.
1 fl. — 1 Rthlr.

Littrow, K. L. v., Kalender für alle Stände. 1848. 1849. 1850. 1851. 1852. gr. 8. brosch.
à 32 kr. — 14 Ngr.

Meynert, Hermann, neueste Geographie und Staatenkunde des Kaiserthums Oesterreich, nach der gegenwärtigen Verfassung und nunmehrigen politisch-gerichtlichen Eintheilung; nebst einer Geschichtsskizze sowol der Monarchie überhaupt, als jedes einzelnen Kronlandes. Mit Benützung ämtl. Nachweisungen, handschriftlicher Mittheilungen und den besten Hilfsquellen bearbeitet. In 4 Lieferungen. gr. 8. 1851. geheftet
45 kr. — 15 Ngr.

Spitzer, Jakob, praktische Anleitung zur Takt-Schreibmethode in deutscher und englischer Schrift. Quer-8. 1849. br. mit 37 lithographirten Blättern.
1 fl. — 24 Ngr.

Inhalt.

Seite

Lebensblätter.

Zueignung VII
I. Die Freunde 1
Blicke in die Gegenwart und Zukunft der deutschen Literatur 15
Die Novelle. Didaskalie 44
Bücher: Souvestre, Reich und Arm 63
Rückert, Weisheit des Brahmanen . . . 70
„ morgenländische Sagen 78
Rumohr, Hans Holbein 83
Gervinus, Historik 89
„ Goethe'scher Briefwechsel . . 94
Eckermann, Gedichte 103
Böttiger, literarische Zustände 108
Enk, Hermes und Sophrosyne 114
Stelzhamer, oberennsische Lieder . . . 117
Senn, Gedichte 122
Ein Brief Meyern's 129
II. Drei Tage aus dem Leben des Einsamen . 135
Erster Tag: Poetisches Stillleben 137
Zweiter Tag: Die Gebirgsreise 153
Dritter Tag: Theokrit's Sylvesternacht 169

Seite

III. Blätter aus dem Tagebuche eines Einſamen 181
Theodor's Lehrbrief 183
Wiſſen 185
Kunſt 197
Leben 204

Zur Diätetik der Seele.

Zur Einleitung 239
I. Begriff. Wirkungen des Geiſtes im Allgemeinen . 244
II. Auf Schönheit, als Reflex der Geſundheit 256
III. Phantaſie 264
IV. Wille. Charakter. Unentſchloſſenheit. Unaufgelegtheit. Zerſtreutheit 280
V. Verſtand. Bildung 291
VI. Temperamente. Leidenſchaften 305
VII. Lehre von den Affekten 317
VIII. Oscillation 325
IX. Hypochondrie 338
X. Natur. Wahrheit 351
XI. Reſumé 359
Tagebuchblätter 367

Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's

sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Vierter Band.

Wien 1851.

Verlag von Carl Gerold.

Universitäts-
München

Confessionen.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Einleitung	1
Wissen	25
Kunst	91
Leben	107

Vorwort.

Es sind Bruchstücke eines Lebens. Man muß sie nicht als Ansichten oder Lehrsätze, sondern als Ergebnisse gewisser Lebens-Epochen, — nicht theoretisch, sondern geschichtlich — auffassen, wenn man sie richtig beurtheilen will. Hält man ihre Veröffentlichung, nach dieser Erklärung, für überflüssig, so ist nichts dagegen zu erinnern, und — man lasse sie eben ungelesen. Allein, wer zu denken gewohnt ist, weiß, daß ihn solche problematische Ergebnisse meist, durch Anregung, zu eigener Denkproduktion mehr gefördert haben, als fertige Lehren, die man

ihm zu verdauen gab. Ja, wenn Jeder, der da mit offenen Augen lebt, und sich einige Rechenschaft ablegt, diese Rechenschaft mit aller Demuth, öffentlich abzulegen den Muth hätte, — welcher Gewinn für das fortschreitende Ganze!

F.

Einleitung.

Aus den Blättern des „Einſamen.“

> Ein ächter Einſiedler müßte ſich ſelbſt genug ſein, ſeine Glückſeligkeit in den großen Maſſen der Natur finden, und, fern von den kleinen Leidenſchaften der Geſellſchaft, mit tiefer Empfindung der organiſchen Formen, immer in höheren Betrachtungen ſchweben.
>
> Heinſe.

So erhaben iſt unſer Einſame nun eben nicht; aber ähnliche Ideale ſind ihm auch nicht fremd und mögen ihm in guten Stunden vorſchweben. Er will eigentlich nicht, daß man ihn einſam nenne; das iſt er — wie er behauptet — nur in der Geſellſchaft, die er oft genug beſucht. In ſeiner Klauſe, wohin er ſich nur ſelten zurückzieht, da lebt es recht voll und warm um ihn herum. Ihn umſchweben die Geiſter ſeiner Erinnerungen und Hoffnungen, und, wenn dieſe ſich in einander zu verwirren und zu zerflieſſen drohen, die ewigen Geiſter alles Großen und Schönen, die über Völker und Zeiten ſich die unſichtbaren, gewaltigen Hände reichen, und mit heiligem, nur ihm fühlbaren Gruße dem höher geſinnten Sohn eines verarmten

Jahrhunderts zunicken, und ihm Licht in die Seele und Muth in den Busen flammen, und in zauberischen Bildern auf das verheißene, gelobte Land einer verjüngten Menschheit hinweisen, daß er wieder glaube und dichte und schaffe — da ist er nicht einsam, da ist er gesellig, denn er hat sich selbst — eine Genossenschaft, um die ihn die halbe Welt beneiden würde, wenn sie je in dieser Gesellschaft gewesen wäre. Und wer weiß? wenn man zu Zweien ist (und das wäre hier der Fall), so kann man es nicht umgehen, gefragt zu werden. Und da möchte Manchem das Antworten Verlegenheit machen. Genug, Theodor ist, wie man schon sieht, eine Art gemüthlicher Timon, schwärmerischer Diogenes. Yorick würde ihn unter die „behaglichen Einsiedler" gesetzt haben. In der Epoche, von welcher wir zu erzählen haben, war er übrigens faktisch ein Eremit. Obwohl es mitten in einem der strengsten Winter war, von dessen Strenge, in Ermangelung wichtigerer Ereignisse, alle Zeitungsblätter erfüllt waren, hatte er den Sonderlingsgedanken ausgeführt, sich, gerade zu der Zeit, wo in der Stadt die gesellige Einsamkeit am größten war, auf's Land in seine einsame Geselligkeit zu begeben. Man konnte es für einen Anfall von Sehnsucht halten, der obigen Maxime von Heinse gemäß, dem Manöver der Schneelawinen aufzulauern, welches allerdings große Massen der Natur sind. Dem sei wie ihm wolle; er bewohnte das bekannte, für ihn eingerichtete grüne Zimmer eines ländlichen Gasthauses, machte, zu öfterem Kopfschütteln der freundlichen Wirthin, in Gesellschaft seines gleichgestimmten Hundes, wie weiland Dr. Faust, stundenlange Ex-

kurſionen über Eis und Schnee, und noch ſpät nach dem frugalen Abendmahle flackerte das einſame Licht hinter dem ſchwankenden Vorhange ſeines Fenſters, und ſchimmerte Troſt in die durſtige Seele eines armen Wanderers auf der Heerſtraße, der, müde und halb erſtarrt, die Nachtherberge ſuchte; denn nicht alle Leute haben dieſe Liebhaberei für Winterfußpartien wie Theodor.

Wir Städter wiſſen eigentlich gar nicht, was der Winter iſt; ich meine den Winter der Natur, vor dem wir uns ſchützen, ſtatt ihn zu genießen, dem wir den meiſt viel froſtigeren Winter der Convenienz unterſchieben. Wir kennen jenen nur aus den Schreckbildern unſerer weichlichen Phantaſie, oder aus der Schilderung eben ſo weichlicher Landbewohner, wie man die Kobolde aus den Ammenmärchen kennt. Theodor würde uns ganz andere Bilder zeichnen können; aber Naturſchilderungen ſind ſeine Sache nicht; er fühlt zu ſehr, um dichten zu können. Wenn die ganze Erde, ſo weit das Auge trägt, in ernſter Größe, mit dem majeſtätiſchen Gewande von Schnee umhüllt, vor uns ruht, Alles ſtill und ſchlafend, eine erſtarrte Unendlichkeit; wenn die Bäume ſehnſuchtsvoll ihre nackten braunen Arme nach dem verlornen Schmuck des Lebens ausſtrecken; wenn im nahen Forſte kein Blatt mehr rauſchend vom Zweige fällt, und der Nordwind nur dürre Aeſte ächzend wiegt oder fernher über dunkle Nadelwälder dumpf donnert; wenn der Hirſch des Waldes lechzend vom Jagen an die gewohnte Quelle eilt, und ſtaunend an der Eisdecke ſtehen bleibt, die ihm ſtatt ihrer entgegenſtarrt; wenn aus dem Eispalaſt des Nordens, den

ewige Nebel umwallen, eherne Stürme, wie Ossians Geister, über die träumende Erde ziehen, und die Kraft des Menschen erwecken und herausfordern zum stolzen Kampfe mit dem Element; wenn jetzt der Schnee von den dunkeln Wolkensittigen herab seine weichen, tausendgestaltigen Flocken wie Blumengeister auf die Gräber verwelkter Blumen fallen läßt; wenn am Tage der schwärzliche Tannenwald eine ernste, unsterbliche Farbe, wie eine feierliche Verheißung, mitten aus dem weißen Leichentuche der Gefilde uns zuwendet, des Nachts der milde Strahl des scharf umgrenzten silbernen Mondes von dem Kristall der weiten Eisfläche melancholisch zurückleuchtet; wenn der Puls der Natur zu stocken scheint, damit das Wort des Geistes im Innern der Menschenbrust lauter ertöne; wenn nun nach dem kräftigenden Spaziergange über knisternden Schnee und dröhnende Eisrinden, das friedlich beleuchtete Dörfchen dir doppelt heimisch entgegenschimmert, und der lustig aufwirbelnde Rauch die zufriedenste Stunde kräftig-thätiger Menschen dem Himmel verkündet — da, da fühlt sich's recht innig und tief, daß „die Winter der Natur — der Geister Lenze" sind, daß sie, wie alles Rauhe, Schwierige, Dunkle, dem Menschen eine höhere Mahnung, eine Bürgschaft für seine Mission, die nicht von dieser Erde ist, bedeuten. Wo die Kräfte der Natur am lebendigsten und für eine Ewigkeit der Geschlechter wirken, da ziehen sie sich in das Dunkel des Geheimnisses zurück. In verschlossener Furche, von keinem Strahl der Sonne beglänzt, keimt der Same zu künftiger Ernte. In der unergründeten Tiefe des menschlichen Busens gähren die schaffenden wie die scheinbar zerstörenden

Kräfte, welche die geiſtige Welt zu bilden und zu verwandeln beſtimmt ſind; und nicht im lauten, kleinlichen Getümmel des Marktes, ſondern in verſchwiegener Einſamkeit reift das Große im Menſchengeſchlechte, das Unvergängliche der Geſchichte heran. Gaffend ſtehen die verkümmerten, nachgebornen Geſchlechter, in deren Mitte plötzlich, wie ein Wunderbau, den Feenbände über Nacht gefördert, das Werk der Ewigkeit hereinragt, mit unverdroſſenem, nächtlichen Schweiße befeſtigt und vollendet, während ſie ſchliefen und von ſchnöden Genüſſen träumten.

In ſolche Gedanken vertieft, nach einem ſolchen Spaziergange, war Theodor eben heimgekehrt. Waren es die in ihm webenden Gedanken, war es überwältigende Ermüdung, beides oder keines von beiden — genug, er mußte, wie öfters, ſehr geiſtesabweſend ſein, und man hätte ihn für jenen berühmten Zerſtreuten halten können, der eben im Begriffe war, ſeine Kleider in's Bett zu legen und ſich ſelbſt über die Stuhllehne zu hängen, denn — er bemerkte weder das hübſche Geſicht Mariannen's, die ihm in ſeine Stube hinaufleuchtete, noch — daß ſie weinte. Endlich ſchreckte ihn ihr lauteres Schluchzen aus ſeinen Betrachtungen.

„Was haſt du, Kind?" fragte er, indem er ſie gutmüthig betrachtete. „Darfſt du heut Abends nicht mittanzen, wenn ſie unten den Karneval begraben?"

„Ach, Herr, um's Tanzen! ... ich fürchte, wir begraben bald wen Andern ... und er iſt gar ſo gut, daß Einem das Herz brechen möchte!" .... Und hier barg ſie die Augen wieder in's Schnupftuch.

Theodor's Zerstreutheit war augenblicklich verscheucht. Er hatte sie verstanden, wandte sich mit einem schmerzlichen Blicke um, und ohne ein Wort weiter zu verlieren, folgte er ihr in ein anderes Gemach des Hauses.

Vor einigen Monaten, als die großen Linden vor dem Gasthofe sich entlaubten und die ersten Stürme rauher über das stille Thal hinzogen, war ein Fremder aus einer Postkutsche am Hause abgestiegen, hatte einem zierlichen, in reiches Pelzwerk eingewickelten jungen Manne, der im Wagen sitzen blieb, die Hand geschüttelt und zugerufen: „Seien Sie unbesorgt! ich finde gewiß das Nöthige. Grüßen Sie die Freunde und —" dies letzte Wort erstarb auf seinen Lippen, die sich zu einem bittern Lächeln verzogen. Er winkte noch einmal mit der Hand, die Peitsche knallte, die Hunde des Dorfes bellten, und dicke Staubwolken umhüllten den Wagen, der schon über die dröhnende Brücke gerollt war.

Der Fremde kündigte der Wirthin an, daß er längere Zeit hier verweilen wolle. Obwohl es nun Spätherbst, und, was der guten Frau bedenklicher schien, eben ein Freitag war, so war man hier doch durch Theodor's Beispiel auf originelle Geschmacksrichtungen der Städter gefaßt, und so mochte ein unerwartetes Seitenstück zu diesem etwas für sich haben. Zudem war das Aeußere des Fremden durchaus einnehmend. Etwa vierzig Jahre alt, fein, aber sehr einfach gekleidet, freundlich ohne viele Worte, flößten seine bleichen, leidenden und dabei edlen Züge, sein stark ergrautes Haar, sein milder, durchdringend wehmüthiger Blick, eine schnelle, aus Achtung und

einer gemiſchten Rührung zuſammengeſetzte, eigenthümliche Theilnahme ein. Dieſe wuchs bei näherem Umgange. Er ſprach wenig, aber was er ſprach, war herzlich und bedeutend, und wenn er antwortete, ſo war es, als ob er mehr die Gedanken als die Worte Derer erwiederte, mit denen er ſprach. Ruhig haftete ſein Auge auf ſeiner Umgebung, ſie mochte ſich wie immer geſtalten; eine eigenthümliche Miſchung von Wohlwollen und ſcharfer Beobachtung ſprach aus ſeiner Geberde. Freundlich gegen Niedere, zeigte er eine gewiſſe, wie abwehrende Selbſtſtändigkeit gegen einige vornehme Gäſte, die — man wußte nicht, ob aus zudringlicher Theilnahme oder aus ſonſt welchem Motive — ihn in dieſem Aſyle ausgewittert hatten, und wußte ſie, nicht eben zur beſonderen Freude der Wirthin, auf's Baldigſte zu beſeitigen. Gern dagegen unterhielt er ſich mit den Landleuten, hörte ſie mit ſichtbarer Theilnahme, miſchte ſich, bei gegebenen Anläſſen, in ihre ſtreitigen Angelegenheiten, und war wiederholt zum willkommenen Friedensſtifter und dadurch bereits zu einer Art Orakel für ſie geworden, an das man ſich mit Vertrauen von jeder Seite wandte. Er ſelbſt ſchien jede Leidenſchaft abgethan zu haben, ging aber mit unverhehlbarer Wärme auf das bewegte Gefühl ein, das ſich vor ihm ausſprach, und bewies durch ſeine Antworten, daß er es völlig verſtanden habe. Die auffallendſten Irrthümer wußte er und pflegte er ſo zu beleuchten, daß zuletzt doch immer noch irgend etwas Wahres auf dem Boden durchſchimmerte, welches ſie — zwar berichtigte, aber auch zugleich erklärte. Man ſah, wie ihm jedes tiefe Gefühl ein Mitgefühl, jede

Heftigkeit ein Lächeln, jede Gemeinheit eine leichte Miene des Unmuthes abgewann. Allein stets nahmen seine Züge ihre gewohnte stille Haltung wieder an, und völliger Selbstbesitz stellte sich als die Errungenschaft und der eigentliche Ausdruck seines ganzen Lebens dar. Er schien viel gelitten zu haben, oder krank zu sein. Solche Verhältnisse konnten nicht umhin, die freundliche Wirthin sogleich für ihn zu bestimmen, und es war nun blos ihre Sorge, wie ihr älterer Gast Theodor es aufnehmen würde, wenn ein Unbekannter ihm plötzlich das ehrlich erworbene Monopol des Einsiedlers streitig zu machen gedächte.

Er nahm es auch anfangs nicht zum Besten auf, legte das Buch, in welchem er las (es war, glaub' ich, Schlosser's Geschichte), bald auf die rechte, bald auf die linke Seite der vor ihm liegenden Auszüge daraus, und brummte etwas von „nirgends Ruhe", und „anderes Asyl", und was sonst die Wirthin nicht recht verstand.

Der Fremde verließ seine Stube selten, und, ohne nach Arzt oder Apotheke zu verlangen, schien er wirklich und zwar ernstlich krank zu sein. Er ward von Tag zu Tag bleicher und stiller, seine Züge nahmen einen fremden Ausdruck an, und des Nachts brannte er beständig Licht auf seinem Zimmer. Er schrieb viel, hatte einmal eine bedeutende Summe Geldes unter einer Niemanden bekannten Adresse in die Stadt abgeschickt, und ließ dann und wann, zwischen schwer unterdrückten Zeichen schmerzlicher Resignation, Worte fallen, welche die Wirthin in die größte Besorgniß versetzten; denn es schien ihr, als gedächte er in ihrem Hause zu sterben. Da nun Niemand wußte, wer

er war, woher er kam, und wie es sonst um seine Verhältnisse stehe, so kam noch eine verzeibliche ängstliche Unruhe zu der innigen Theilnahme, welche sein stilles, nichts forderndes, sich selbst verläugnendes Wesen abgewann.

Es war, unter solchen Umständen, die Lebensaufgabe der braven Frau, ihre beiden Einsiedler wo möglich einander zu nähern. Eine schwere Aufgabe! denkt man im ersten Augenblicke. Keineswegs! fügt der zweite berichtigend hinzu. Ein Einsiedler hat gar kein dringendes Bedürfniß, als: irgend eine Gesellschaft, um ihr das Glück der Einsamkeit zu schildern; so wie Niemand so sehr nach Menschen lechzt, als der Menschenfeind, um ihnen zu sagen, wie sehr er sie verachte. Ich weiß nicht, ob unsere Wirthin von so psychologischen Prämissen ausging: so viel ist gewiß, daß sie, was überhaupt das Gerathenere von beiden ist, darnach handelte, daß sie jedem der Eremiten fleißig vom andern erzählte, und daß, obwohl keiner vom andern etwas zu wissen begehrte, doch beide sichtlich nur mit Mühe ihre innere Zufriedenheit verbergen konnten, als sie sich an einem der schönsten Wintermorgen (die Wirthin hatte dem Fremden gesagt, daß Theodor schon ausgegangen sei) beim Ausgange trafen, grüßten und — mit einander fortgingen.

Mit herzlichem Vergnügen über ihr gelungenes Werk, zwei Sonderlinge bekehrt und nebenbei ihrer Wißbegierde ein Fest vorbereitet zu haben, blickte ihnen die gute Frau lächelnd noch lange nach, bis sie über die Brücke verschwanden, und der blendende Schnee dem Auge der Schauenden weh that. So viel hatte sie bemerkt, daß der sonst rasch

und kräftig ausschreitende Theodor langsam neben dem Fremden einherging und öfter selbst stehen blieb, wie es schien, um dem Andern Rast und Erholung zu verschaffen. Das Resultat dieses Spazierganges war merkwürdig genug. Theodor und der Fremde waren von diesem Augenblicke an nicht mehr zu trennen, aber die Wirthin wußte so viel als zuvor. Aus Theodor war nichts herauszubringen, als daß er die Befürchtungen über den Zustand des Leidenden theilte, wobei er selbst ergriffen schien, aber mit einer seltsamen Beimischung von unwilligem Ernst, der das weitere Fragen abschnitt; und als die Wirthin einmal selbst die Ernsthafte spielte, und einige Vorwürfe über ein so hartnäckiges Schweigen in vielleicht kompromittirenden Verhältnissen wagte, versicherte er auf sein Ehrenwort, nicht das Geringste von Namen, Stand, Familie und Herkommen seines neuen Bekannten zu wissen, für dessen Rechtlichkeit er sich übrigens verbürge, und den er als seinen nächsten und besten Freund bezeichnete, von allen, die er je so genannt. Ein solches Verhältniß war freilich unserer Wirthin so wenig begreiflich, als es der Mehrzahl anderer Leute begreiflich gewesen wäre. Merkwürdig schien ihr auch, was ihrer Beobachtungsfertigkeit nicht entging, daß Theodor, obwohl nun mit den Leiden des Ankömmlings gewiß näher vertraut, eigentlich nicht traurig, sondern, nebst den erwähnten Spuren eines gewissen Unmuthes, lebhaft aufgeregt, manchmal hätte man sagen können, feierlich gestimmt war. Seine einsamen Spaziergänge wurden seltener, kürzer, und er kam erhitzt nach

Hauſe, wie Jemand, der Gedanken, welche Thaten werden ſollen, im Buſen wälzt.

Es bildete ſich in kurzer Zeit zwiſchen den beiden Bewohnern des ländlichen Aſyls eine Freundſchaft heraus, die man ſich nicht inniger vorſtellen kann. Theodor kam faſt nicht mehr von der Seite des Fremden, lauſchte ihm jedes Wort und jede Miene ab, war unruhig, wenn er von ihm auf kurze Zeit entfernt war, beobachtete aber ein eigenſinniges Schweigen über ihn; ja, ganz gegen ſeine ſonſtige Art, wurde er ſelbſt über die gutmeinende Zudringlichkeit ſeiner Wirthin in dieſem Punkte unwillig. Er aber ſchien, bei aller Bewegung, die man ihm anſah, in ſeiner Seele befriedigt, und glücklicher als je. „Ich bin nicht mehr einſam, — ſagte er bei einem Anlaſſe mit Innigkeit — und kann es nie mehr werden; auch nicht, — ſetzte er mit naſſem Auge hinzu — auch nicht, wenn ich allein ſein werde!“

Die letzten Tage her war es mit dem Befinden des Fremden raſch ſchlimmer geworden. Ein Arzt mußte aus der Stadt berufen werden. Auch von ihm war nichts zu erfahren. Er war ein ernſthafter, ältlicher, ſehr beſchäftigter, kurz angebundener Mann, zuckte die Achſeln, hieß, nachdem er den Kranken verlaſſen, auf Alles gefaßt ſein, und ſprach von nie zu hebenden Seelenleiden, die jeder körperlichen Heilung Hohn ſprächen. Wegen ſeines Wiederkommens befragt, ſchüttelte er, wie für immer verſagend, den Kopf, und war eben unter ſo traurigen Anzeichen fortgefahren, als Theodor, wie wir oben erzählten, nach

Hause kam, und von Mariannen so wehmüthig begrüßt ward.

Aber ach! er traf seinen Freund noch bei weitem übler, als er in diesem Augenblicke gefürchtet hatte. Meine Leser erwarten hier eine Sterbescene und zugleich die nöthige Aufklärung über den räthselhaften Mann. Die Erste gebe ich nicht, weil meine ästhetischen Maximen mich nöthigen, dieses in unsern jetzigen Romanen so beliebten Vortheils zu pathologischen Effekten mich zu begeben; die Zweite kann ich nicht geben, weil ich sie selbst erst vom weitern Verlauf dieser Geschichte erwarten muß. Ich sage es also schlicht und bestimmt: Ja, es war eine Sterbescene; aber, wie es scheint, von den üblichen sehr verschieden. Kein Klagen und Jammern erscholl am Todtenbette, kein ängstlich verzweifelnder und kein verrätherischer, habsüchtiger Blick belauschte den letzten Kampf eines Sterblichen, kein Schauspiel irdischer Erbärmlichkeit störte den Geist, der sich zürnend von den allzu lange geschüttelten Ketten losrang. Alle Hausleute waren auf das wiederholte Geheiß des Kranken entfernt worden; nur hörte Marianne, die sich auf den Gang geschlichen hatte, daß Theodor mit lauter, kräftig bewegter Stimme feierliche Worte, wie einen betheuernden Schwur ausrief. „Ewig! ewig!“ wiederholte er mit Feuer, und hielt noch die Hand seines Freundes begeistert in der seinen, als das Lächeln, das stille, unaussprechliche Lächeln auf dessen Antlitze schon verkündete, daß seine Seele bereits die Himmelsluft der Freiheit athme, in Regionen, deren Bewohner für unser armes, bettelhaftes Dasein nur ein Lächeln haben können.

Draußen heulte und donnerte jetzt heftiger der entfesselte Winterſturm; kein Stern flimmerte durch die rieſig aufgethürmten Wolkenmaſſen, und ſchwerer Hagel ſchlug praſſelnd an die erklingenden Fenſterſcheiben, als Theodor ein Päckchen Papier in der einen, das flackernde Licht in der andern Hand langſam und ſchweigend in ſein Zimmer ging. Das Licht brannte die ganze Nacht. Niemand wagte ihn zu ſtören. Noch der Morgen, der nach einer ſo wildſchönen Leichenfeier, den Himmel wunderbar verklärte, daß er, rein und wolkenlos, wie ein unendlich blauer Kryſtall die Erde umleuchtete, traf den Einſamen über den Papieren.

Die Brieftaſche des Fremden gab keine Aufſchlüſſe. Die hinterlaſſene Barſchaft war ſorgfältig eingewickelt, mit der Ueberſchrift: „Meinen guten Pflegern.“ Auf einem andern Zettel ſtand: „Meine Papiere an Theodor.“ Kein Teſtament, keine Briefe. Viele bezeichnete Landkarten deuteten auf Reiſen. Einige Bücher, ſämmtlich in fremden Sprachen, meiſtens Reflexionen, Maximen, Denkſprüche enthaltend. Daneben Manuſcripte, theils eigene Entwürfe über mannigfache Aufgaben der Wiſſenſchaft und des Lebens, theils Auszüge und Ueberſetzungen, dann Blätter in Chiffernſchrift. Einige ſeltſame, kleine Utenſilien, deren Beſtimmung man nicht kannte; kein Schmuck, kein weibliches Porträt. Im Dorfe war ſein Begräbniß; im ländlichen Kirchhofe ruhen ſeine Gebeine; eine Akazie neigt ihre Zweige über den Hügel. Nie hat ſeit jener Zeit Jemand um ihn gefragt; und nicht leicht iſt an irgend wem das alte Wort: „Kannſt du nicht verborgen leben, ſo ſuche

verborgen abzuleben," getreuer erfüllt worden, als an diesem Unbekannten.

Von Theodor konnte man nichts erfahren. Nur, als er von seinem Freunde Julius besucht ward, und diese Episode seines Einsiedlerlebens in den allgemeinsten Umrissen zur Sprache kam, beschloß er seine Erzählung mit abgerissenen Sätzen. „Du sollst noch weiter davon hören!" sagte er heftig, und nach einer Pause, in der er etwas in sich zu bekämpfen schien: „Freund, so weit sind wir. Das ist im Bilde unser Leben, unsere Zeit. Machtlos bricht sich die Jugendwelle höhern Strebens an dem kalten, flachen Strande des Gemeinen. Stumm und unwillig verschließt sich der Mund, dem das Wort des Lebens entströmt wäre, wenn man den ersten, verlorenen Laut der Sehnsucht verstanden hätte. Das Herz schweigt endlich, das nicht für's Rechte und Gute pochen darf, der Geist wird irre an sich selbst, und frühzeitig altert die oft getäuschte, in ihrer Liebe verhöhnte Seele. Wie kann Glaube und Muth in Menschen leben, denen der große Gedanke des Ganzen genommen worden ist? Was ist des Menschen Dasein ohne dieses leuchtende Gestirn einer höhern Welt? Eine Welle im Ocean, die zerfließt, während sie zu werden wähnt!" Hier schien Theodor sich in Betrachtungen sinnend zu verlieren. Dann blickte er auf, sah des Freundes Auge wartend auf sich geheftet; und als ob er dessen Gedanken beantworten wollte, fuhr er fort: „Kannst du sagen, daß sie anders sind? Wer kennt noch das Große, wer achtet es? Ein jämmerliches, armseliges Leben, zwischen Nichtsein und Vergehen schleppen

sie elend bin, und es ist gleichgültig, gänzlich gleichgültig, ob sie gewesen sind! Nichts hatten sie, das ihnen dieses arme Dasein verklärte, nichts, das im Tode bei ihnen ausbielte, nichts, das über den Tod hinaus den Begriff einer Ewigkeit erzeugte. Mildthätige Weisheit, wenn's hoch kommt, ist Alles, was für Tugend gelten soll, als wenn die Menschheit ein Spital wäre, und des Menschen Werth in Almosengeben bestünde! Oder sie träumen und grübeln hin in müßiger Selbsübeit, gaffen in's Leere, Unendliche, und denken: das wär's nun! Im Menschen, und sonst nirgends, ist das Höhere, das er sucht; wer es da nicht hat, der wird es nicht glauben, nicht erkennen und nicht finden. Und wer es da verkannt und ermordet hat, — mit eisigem Schauer wird er im kalten Schweiße der letzten Stunde fühlen: daß nichts im Leben der Mühe werth war, als nur das Eine, was er versäumte — ein Mensch zu sein! — O Freund!" setzte Theodor dann mit sanfterer Stimme hinzu, „ich habe das, was ich da sage, tief, tief gefühlt. Ein heiliger Schwur hat sich daran geknüpft; könnt' ich dir seinen Sinn in das Innerste deiner Seele drücken! Wer seiner Idee, trotz der Flachheit der Welt und trotz der Stürme seines eigenen Herzens treu bleiben, ausharren, und sich einsam an ihrem Bilde erheben kann, auch wo ihn Keiner hört, — kein Volk jauchzt dem entgegen, kein Lorber wird ihn schmücken, kein Besitz ihn erfreuen, keine Liebe seinem Herzen schmeicheln; ja, keine Nachwelt wird seine innerlichen Kämpfe vernehmen und ihm Genugthuung geben; aber er wird einen Frieden in der Seele haben, den die Welt nicht geben kann,

und ein Stern im Reiche der Geister sein. Beuge meinethalben Jeder seine Knie vor dem Götzen, den seine Seele fordert, bleibe er der Knecht seines erbarmungswerthen Selbst; ich will frei sein und im Lichte wandeln!" So erging sich damals der Einsame. Er brach aber dann schnell ab, als ob ihn der unwillkürliche Fluß seiner Rede gereut hätte, und sprach dann nicht wieder von diesen Dingen.

In die Stadt zurückgekehrt, machte er einen kleinen Kreis gewählter Freunde mit vielen der Papiere bekannt, die der Abgeschiedene hinterlassen. Nach manchem Für und Wider wurde beschlossen, vorläufig nur die folgenden, zerstreuten, aber durch einen, dem geübten Auge wohl erkennbaren Faden verbundenen Blätter zu veröffentlichen. Sie regen mehr an, als sie geben, sie bedeuten vielleicht mehr als sie sagen, sie sind mehr geschichtlich als theoretisch. Wie immer! jeder Mensch führe ein Tagebuch seines Lebens und lasse den Andern darin blättern! Was daraus zur That oder zum selbstständigen Werke gedieh, hat seinen Zoll pflichtgemäß entrichtet, — aber auch die leichte Beute des Augenblickes soll nicht mit diesem verloren sein! Immer eindringlicher ertheilen uns die Entwickelungen der Menschheit, die wir selbst mit erleben, die Lehre: daß ihre eigentlichen Keime anderswo gesucht werden müssen, als wo sie die Geschichte bisher gesucht und der Welt verkündet hat.

Was Heinrich in seiner Siestastunde zwischen Wachen und Schlummern gähnend durchblätterte? Es waren Blättchen aus den Papieren des Unbekannten, die ihm

Theodor mitgetheilt hatte. Zwischen die Bemerkungen und Sätze, die er las, schlangen sich in seinem Kopfe träumerische Bilder der vorigen Nacht, liebliche, kokettirende Mädchengesichter, reizende Frauengestalten, abenteuerliche Masken, was Alles sich tanzend und wandelnd bei tausendfachem Kerzenschimmer vor seinen Augen bewegt hatte. Diese Augen glitten jetzt matt und irrend über die folgenden

Blätter.

Wer schlichtet ihn, diesen furchtbaren, mich zermalmenden Kampf: Begierde nach ungestörter, fortschreitender Entwickelung meines Daseins — und Hemmung, wohin ich blicke: in mir und außer mir.

Das ganze Leben ist nur ein fortgesetztes Bedürfniß von Menschen zu Menschen: sich zu finden, sich zu verstehen; ja, sie verstehen sich in der stillen, tiefsten Meinung ihres Herzens, sie flehen einander schweigend um Erlösung an, und ein ewiger Abgrund thut sich gähnend zwischen ihnen auf, unüberschreitbar, unergründlich. Ein selbsterschaffener Fluch liegt bleiern auf dem elenden Geschlechte, das ohne Tod nicht leben, ohne Ruin nicht werden kann. Ihm bleibt nur das erbärmliche, um seine Seele betrogene Dasein mit dem Tantalusbewußtsein dessen, was es sein könnte; eine Sehnsuchtsfolter unter der hohnlachenden Maske eines Trostes. Glücklich und zugleich unselig, die diesen Klageruf nicht verstehen.

Es gehört eine seltene, große Energie zum ächten Laster, aber eine noch größere, fast unerhörte zur ächten Tugend. Darum staunt die Welt über eine Brinvilliers, einen Danton, — aber einen Aristides begreift sie gar nicht.

Man hat nur an so viel Freude und Glück Anspruch, als man selbst gewährt.

„Vaincre ou mourir!" ist nicht nur die Devise des Soldaten, sondern auch des Menschen, der das Leben verstehen gelernt hat.

Es bleibt einer der schönsten Antropomorphismen (Vermenschlichungen), sich die Leiden als Prüfungen zu denken, wobei uns das gerechte, aber unbetrügbare Auge eines Richters bewacht. Da bewähre dich, Thatkraft des Mannes! Da erprobe Dich, weibliche Duldkraft! und seid gewiß, die Palme wird Euch erblühen.

Die Erde ist so schön; und doch ist es so schwer, auf ihr zu leben! für den, der den Himmel nicht im Busen trägt.

Da glauben unsere blasirten Knaben schon was Rechtes zu sein, wenn sie nur weg haben, daß Glaube, Gefühl und Größe leere Worte, und alle Menschen — sie ausgenommen — völlig schlecht und dumm sind! Da spielen sie Mephistopheles und wissen nicht, daß er ihnen eben

ein Schnippchen ſchlägt. Klein und dumm iſt nur Einer: der da alle Anderen dafür hält; groß kann nur Der ſein oder werden, der das Große ehrt und achtet.

Warum ſoll man dem Gefühle mißtrauen? Um des Gefühles willen. Nur der Schwergeprüfte beſteht den Angriff der Zeit. Darum, wer ſein Gefühl hoch hält und nicht jedem *neuen* Gefühle, das die Zeit bringt, opfern mag, der prüfe es vor dem Richterſtuhle der Vernunft.

Bedürfniß der Zeit! ach, die Zeit bedarf nicht blos deſſen, was ſie zu bedürfen vorgibt, weit öfter deſſen, was ſie von ſich weist. Das Rechte, das Wahre war ſtets in der Minorität. Jeder Angeklagte darf appelliren, wenn er ſein Forum nicht anerkennt. Wer will mit uns rechten, wenn wir gegen die Gerichtsbarkeit einer in ihre Intereſſen verlorenen Gegenwart proteſtiren.

Erhöhung des Selbſtempfindens, *das* iſt *es*, was Jeder unbewußt anſtrebt; der Gemeine durch grobe Selbſtſucht und Dünkel, der Beſſere durch edlen, der Beſte durch jenen Heldenſtolz, durch den der Menſch zuletzt wirklich mehr als er ſelbſt, oder beſſer: ſo ganz Er ſelbſt wird, als Er's meiſtens nicht iſt. Was erfreut am Beſitz, am Ruhm, am Wiſſen, an der Tapferkeit, an der Liebe, als daß dadurch der Kern unſeres Daſeins in ſich wächst? wir fühlen uns mehr als ſonſt. Der Edelſte gibt ſich hin, um ſich doppelt zu beſi-

zen. In Kampf und Entsagung läutert sich das Dasein, und nur durch den Tod verklärt es sich zum Leben.

Es war eine Perle im Ocean; der Weise übersah sie, der Trauernde verwarf sie; der Thor, der glückliche Thor! hob sie auf. Der Ewige vergönnte sie ihm, nahm gnädig die Huldigung des Weisen und des Entsagenden auf, — und ließ dem Thoren seine Perle.

„Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" Wer das so recht beherzigte und besäße! Der hätte ein Paradies, wo Andere von Höllenflammen selbstischer Sehnsucht verzehrt werden. Alles Schöne und Herrliche gehört sein eigen, ob es um ihn wisse oder nicht, und es gibt für den Menschen kein Eigenthum, als das, was er liebt.

Der ist der wahre Geisterseher, der den eigentlichsten Gehalt eines Menschen von seiner zufälligen Form, von seinen Worten und Thaten, von seinen Schriften, ja Gedanken (was Alles nicht immer willkürlich ist!) zu sondern und zu ergreifen weiß. Ihm ist die selige Gemeinschaft der Geister schon hienieden eröffnet, die wir von der Läuterung durch die Verwesung des Leiblichen erhoffen.

Ich kann auch von einer Führung, aus Erlebtem, sprechen; aber nicht von einer, die dafür sorgt, daß es dem

lieben Schooßkinde wohl gebe, ſondern dafür, daß das liebe Kind Mann, daß der Menſch geſchult werde durch bittere Prüfungen, an denen ſich langſam und ſchmerzlich ſein Kern herausſchält. Die faulen Früchte aber werden weggeworfen.

Auch dies trägt zur Oede vieler Ehen bei, daß die Gatten nie Liebende waren; wären ſie's je geweſen, ſo würde die Erinnerung an jene ſchönſte Illuſion des Menſchenlebens ſie nie ganz verlaſſen. In jedem Weibe liegt der Keim der Liebe, aber die wenigſten Männer wiſſen ihn zu pflegen.

Die Ironie des Schickſals, die zerreißend in das Spinnengewebe der Sterblichen greift und das Gefühl ihrer Sicherheit furchtbar verneint, wird im Empfänglichen Religion. Denn ihr ſind wir nicht gewachſen. Sie errichtet in uns das alte Teſtament, über welchem der Glaube, der die Frucht unſeres Wandels iſt, in Licht und Frieden das neue aufbaut.

Mein Leben iſt, nach jener fürchterlichen Kataſtrophe, zerſtört. Ich kenne nur jene Art von Troſt, welche das verſteinernde Uebermaß des Schmerzes zu geben vermag, von welcher der gewöhnliche Leidende keinen Begriff hat. Den Vollmachtbrief des Glückes, in Gaben und Kräften mir ausgeſtellt, habe ich, mit blutendem Herzen, halbzerbrochen, zurückgegeben. Mein Weſen iſt aus ſeinen Angeln geriſſen und findet kein Gleichgewicht mehr. Ich habe ge-

kade noch so viel Bewußtsein, um meinen elenden Zustand recht vollständig zu ermessen. Dies Leben ist lebendiger Tod.

Wir müssen es wohl einer Welt, die wir nicht erleben, anheimstellen, zu richten: wo unter unsern Zeitgenossen die Gaben, und wo die rechten Wege waren. Das Beste aber richtet keine Zeit.

Tragischer Vorzug des Menschen vor allen Geschöpfen, daß er allein von ihnen entsagen und sich ergeben kann.

Andere leben nur für uns, wenn wir nur für sie zu leben scheinen.

Ich weiß, sie haben für „Vergessenheit" andere, schönere Namen erfunden: Nachruhm, ewige Dankbarkeit u. dgl. m. Sie bauen Denkmale, um durch die Verewigung ihrer Genüsse und Irrthümer die eigentlichen Ansprüche auf Ewigkeit zu betrügen; als ob sie eine Ewigkeit geben oder nehmen könnten!

„Was ist das? leuchtet der Morgen in den Beginn der Nacht hinein? Ist es ein neuer Hohn des Geschickes? Soll ich jetzt, jetzt einen Freund gefunden haben, um —"

Bei diesen Worten schlief Heinrich ein, und träumte von seiner Tänzerin vom vorigen Abende. Schlummere zu, und auch du schlummere tief und fest, du am Leben gebrochenes Herz! Gleichgültig wälzen sich die müßigen Stun-

den der Alltäglichkeit über die Gräber der Todten, aus denen furchtbar ernste Stimmen, leise, aber unaufhörlich unverstandene Worte sprechen, welche lauter und immer lauter dereinst die jammervollen Taglöhner des Gemeinen aus ihrem Behagen schrecken werden. Eines ist gewiß, und sie sagen es Euch, die Ihr einzeln, dem Sterne treu, in seinem stillen Lichte wandelt: Nichts bleibt dem Menschen, wenn er sich selbst nicht bleibt. Unsere Asche nimmt das Schicksal zwischen die Finger, und bläst sie in die Elemente; unsern Charakter und seine Wirkung kann es nicht nehmen. Geheimnißvoll, aber gerecht, unerforschlich gerecht sind die Gewalten, welche die Menschheit lenken. Verzweifelnd reiben sich Hunderte an unzerreißbaren Ketten wund; Tausende schwinden unter hoffnungslos vergossenen, von Niemanden getrockneten, von Niemanden gesehenen Thränen; aber laßt uns in unsern Busen greifen: Wer wagt es, wenn er in die innerste Tiefe seines Herzens steigt, wer wagt es: Glückseligkeit als Antwort auf seine Gedanken und Thaten zu fordern?

Wissen.

Aphorismen können nur, in ſo weit ſie Reſultate ſind, auf Mittheilbarkeit Anſpruch machen. Einfälle, als ſolche, mitzutheilen, ſetzt entweder große Anmaßung voraus, indem man ſie für wichtig hält, oder Selbſtgeringſchätzung, indem man ſich zur Beluſtigung des Augenblickes hergibt. Reſultate aber nenne ich nicht nur das Abſchließliche, ſondern auch das aus der Betrachtung von Problemen ſich ergebende Anregende.

Wie prekär iſt der Werth ſogenannter „guter Gedanken!“ . . . . nicht nur glänzender, ſondern auch wirklich treffender! auf höheren Stufen der Einſicht verlieren ſie ſich immer mehr in allgemeinere Geſichtspunkte; und wenn die Menſchheit je über ſich vollkommen aufgeklärt ſein wird, wird es gar keine mehr geben. Man hat nur gute Gedanken, ſo lange nur noch einzelne Lichtblicke aus der allgemeinen Dämmerung ſich losreißen.

In einer eigenthümlichen Lage befindet ſich der Schriftſteller, während er diejenigen ſeiner Gedanken conzipirt, die ihm bedeutend erſcheinen. Er behorcht ſich ſelbſt.

Es mag wohl nichts „gedacht werden, was nicht schon gedacht worden wäre.“ Aber gesagt ist Vieles noch nicht. Wie manche Fragen drängen sich bei der Lesung der tiefgedachtesten Werke einem innigen Gemüthe auf, die man laut zu fragen, vielleicht nicht den Muth, nicht das Geschick, oder nicht Gelegenheit hatte!

Nur Eine Ansicht ist unwahr, die, daß nur Eine Ansicht wahr sei.

Der sogenannte (soi-disant) Philosoph vom Fache spricht vom Dreifuß seines Dogma herab mit einer bequemen Sicherheit über die Ansicht des Mannes von Geist, worüber dieser, der das Borniirte kennt, das jedes Dogma bedingt, im Stillen gemüthlich lächelt.

Es ist schwer, ein vielumfassendes, folgerichtig in sich gegliedertes und geschlossenes, philosophisch und dichterisch originales Ganze, wie z. B. Oken, hinzustellen; aber es ist noch schwerer, ein nüchternes, probehältiges, wahres und dabei unschuldig klares und einfaches Büchlein, wie z. B. Garve that, zu schreiben.

Man verbindet wohl oft mit einem philosophischen Ausdruck falsche Begriffe; aber jedem liegt auch irgend ein ächter zu Grunde. Diesen zu finden, heißt den Schlüssel zu den verwickeltsten Problemen finden.

Was ich lehre und bekenne, ist nicht Optimismus (wie irgendwo gemeint wurde), denn ich dringe darauf, daß man sich auch die Schattenseiten nicht verheimliche; auch nicht Quietismus, denn ich fordere beständige Aktivität im Finden und Ueben des Rechten; auch nicht Skeptizismus, denn die Behauptung, daß die Dinge mehr als Eine Seite haben und an Allem etwas Wahres sei, sagt nicht, daß Alles wahr oder falsch sei; nicht einmal Objektivismus, denn ich will dem Subjekte seine Rechte ungeschmälert wissen; am wenigsten Indifferentismus, denn diese Ansicht setzt voraus und nährt die Theilnahme an allem Streben und Denken. Das gilt vom Wissen, Kunst und Leben, in welchen überall Raum für unendlich mannigfache Ansichten und Leistungen ist.

Die Hauptsache und auch das Schwierigste ist immer das Fassen des Problems in Begriffe und Worte. Sind nur diese einmal gefunden, dann wirkt der menschliche Denkorganismus leicht und bequem nach den eingebornen Gesetzen.

Das Problem ist das rohe Produkt, das erst zur menschlichen Speise gemacht werden muß. Manches läßt sich gar nicht kochen. Was aber gekocht ist, wird leicht gegessen und verdaut. Wenn es unverdaut wieder abgeht, so weiß man, daß man es in Zukunft nicht wieder kochen soll.

Der Irrthum findet ſeine Nemeſis, wie die Menſchen ſind, noch allgemeiner als die Schuld, — aber Beide ſtraft das Leben gleich ſicher; jenen das äußere, dieſe das innere.

Wie in der Sinnenwelt uns das Trübe, der Schmutz die Wahrnehmung hindert, ſo in der geiſtigen der ſittliche Schmutz, der verderbte Wille. „Alles wird klar ſein um Dich, wenn Alles rein iſt in Dir.“

Welche Ungewißheit für den Lehrling, da er die Bekenner und Lehrer der verſchiedenſten Anſichten dieſelben Argumente gegen einander brauchen, in demſelben Tone, jetzt bemitleidend, jetzt belächelnd, jetzt belehrend, ſtets mit dem Kolorite der Wahrheit, einander zurechtweiſen ſieht, von einander ſprechen hört! Und doch iſt es gerade dieſer Umſtand, der ihn zum Wahren führen kann. Dieſelbe Sprache Vertrauen-einflößender Gewißheit, von Einer Seite allein gehört, würde ihn vielleicht für immer gefangen nehmen; von allen Seiten her ergehend nöthigt ſie ihn, ſich ſelbſt zu fragen; und nur die Aktivität des Geiſtes iſt zeugend.

Mit den Jahren ſteigern ſich nicht nur die Prüfungen, ſondern auch die Probleme; alſo alle Aufgaben für den denkenden, wie für den ſittlichen Menſchen. Vieles, was dem Jünglinge klar und leicht ſchien, entfaltet erſt dem Manne ſein Räthſel, und wo Licht war, wird Dunkel. Eine traurige Erfahrung, wenn nicht mit den Aufga-

den auch die Kraft, ſie zu löſen, wächst, oder ihm Licht von oben zuſtrömt. Und iſt nicht das Wachſen der Aufgaben, die er doch ſelbſt entwickelt, ſchon ein indirekter Beweis wachſender Kraft?

Stumpfſinnig und achſelzuckend weiſt die Welt die unbekannten Erze zurück, die der Denker, in Liebe für ſie, aus den tiefen Schachten fördert. Er aber baut fort und fort, bis der Schacht über ihn zuſammenbricht, und ſeinen geheimen Schatz — entweder offen an den Tag legt, oder vielleicht für ewig mit ihm begräbt.

Die rohe Skepſis iſt nicht die abſolute, ſondern die ſuchende; und der rechte Gegenſatz der Skepſis iſt nicht der Dogmatismus, ſondern die vernünftige Vorausſetzung einer am Gegebenen zu entwickelnden Erkenntniß.

Es bedürfte eines noch unerfundenen Wortes, wodurch viele Widerſprüche und Streitigkeiten geſchlichtet würden. Ich meine: für den allgemeinen Sinn des Wortes: Gewißheit, welcher ein Verhältniß des Menſchen zu Wahrheiten ausdrückt, die mit ihm ſtehen und fallen. „Gewißheit" pflegt man eigentlich nur die mathematiſche und logiſche Erkenntniß zu nennen; es gibt aber eine vierfache Gewißheit: die des Verſtandes, der Sinne, des äſthetiſchen Beifalles, des Gewiſſens. Das Eine Wort für alle vier, die gleich gewiß ſind, iſt es, das ich vermiſſe.

Es findet ſich öfters, daß Mathematiker wie Muſiker eine gewiſſe Bornirtheit zeigen, Rechtsgelehrte dagegen große Schärfe und Lebendigkeit des geiſtigen Vermögens. Mathematik wie Muſik, innerhalb einer gewiſſen Sphäre, bethätigen nur einen Mechanismus, der mit ſinnlichen Objekten, auf vorgeſchriebene Weiſe, ſchaltet; nur in einer höhern Sphäre, wo ſie den Geſetzen dieſes Mechanismus nachſpüren und ſo über ſich ſelbſt hinausgehen, — eine Sphäre, wohin ſich nur Wenige erheben — regt ſich ein höheres Vermögen an. Der Juriſt dagegen hat es mit Geſetzen zu thun, denen beſtändig wechſelnde Verhältniſſe zu ſubſumiren ſind. Alle Probleme des Lebens laſſen ſich in Form von Prozeſſen auffaſſen und behandeln, und die praktiſche Philoſophie, — was iſt ſie zuletzt als eine auf Gott und Welt angewandte Jurisprudenz?

Dämmerung iſt Menſchenloos; nur, durch ſie zum Lichte ſich durchzuarbeiten, nicht ſie in Licht umzuwandeln, kann Menſchenbeſtimmung ſein. Darum wird immer der Glaube das Wiſſen ergänzen müſſen, darum wird immer ein, nicht verneinender, aber ſuchender und prüfender Skeptizismus die beſten Denker bezeichnen; darum iſt die wahre Philoſophie — die beſcheidene.

Wir müſſen wohl bedenken, wenn wir von einem göttlichen Verſtande, von einem reinen, ſchrankenloſen Geiſte reden, daß uns kein anderes Denken, als ein ſich von Schlüſſen zu Schlüſſen bewegendes (diskurſives), —

ein Denken, welches ſucht und findet, — nicht aber ein in der völligen Erkenntniß ruhendes (intuitives), welches bereits die Wahrheit beſitzt, — bekannt und begreiflich iſt. In jener Bewegung der Begriffe liegt für unſern Verſtand das Weſen des Denkens ſelbſt; in dem Erreichen ſeiner Zwecke die höchſte Befriedigung; in dem Fortſchreiten dahin ſeine Beſtimmung.

Ein zu geringes Selbſtvertrauen iſt in der Welt geiſtigen Schaffens ſo hinderlich wie in der geſelligen. Wer erſt Alles wiſſen will, was Andere geurtheilt haben, bevor er ſelbſt urtheilt, kommt ſo ſchlecht vorwärts wie ſein Gegenfüßler, der ſich auf ſich allein verläßt. Der Geiſt muß ſich fühlen und üben, um zu wirken und zu wachſen. Zugleich aber muß er ſich an fremdem Geiſte ſpiegeln und prüfen.

Die alte Frage: ob die Henne oder das Ei früher war? repräſentirt eigentlich das letzte Problem, auf das alle Wiſſenſchaft von der Natur zurückführt: die Antinomie der ſpekulativen Phyſik.

Bis ſie gelöſt iſt, wird eine lebendige Naturforſchung wohlthun: die Entwicklung des Ei's in der Henne und die der Henne im Ei gleich ſorgfältig zu betrachten.

Man wendet gegen das Philoſophiren ein, daß es ſich ewig im Kreiſe bewege, während die pragmatiſchen Beſchäftigungen und Aufgaben der Menſchheit vorwärts

ſchreiten und Fortſchritte fordern. Und wohin ſchreiten denn ſie zuletzt? wer iſt denn vermeſſen genug, das Räthſel unſerer Beſtimmung gelöſt zu wähnen? wer weiß denn, ob dieſe in dem, wornach wir ſtreben, oder im Streben ſelber liege? wer weiß, wohin die Ausbildung jedes in uns gelegten Gedankenkeimes zuletzt führen könne? kann irgend einer dieſer Keime — vergebens gelegt ſein? und arbeitet die Philoſophie nicht auf ein ſittliches Ideal hin? muß dieſes Ideal nicht in ſeiner lauterſten Reinheit gedacht, — auch nur als Möglichkeit gedacht ſein, — wenn die Menſchheit nur Einen Schritt vorwärts thun ſoll? Mögen das Jene bedenken, die — nicht bedacht haben, daß ihre Forderung einen geiſtigen Selbſtmord der geſammten Menſchheit in ſich ſchlöſſe, zu dem ſie, ſelbſt wenn ſie wollte, doch nie fähig wäre.

Es handelt ſich nicht um „Theorie oder Erfahrung, — ſondern um Behutſamkeit in beiden.

Es handelt ſich nicht um Originalität, wo es ſich um Wahrheit handelt. Ein abgeſchloſſenes und ausſchließendes Syſtem wird immer erwarten müſſen, daß die Zeit, wie ſie es bisher mit allen Syſtemen that, ſeine Relativität offenbare. Ein unkritiſcher Synkretismus iſt nicht einmal relativ brauchbar. Mag immerhin Ein Kopf dem andern nachdenken: aber nachdenken ſoll man wenigſtens, nicht blos nachſprechen.

Nicht der Scharfsinn der Abstrakzion, nicht die Fülle des Thatsachen-sammelns fördern den Naturforscher, sondern der Blick für das Zusammengehörige in den Thatsachen (G's. „erhöhte Empirie?").

Was sagt das: „Etwas aus sich selbst erkennen?" oder: „Etwas, das sich selbst erkläre?" An und für sich ist nur das Sein. Erkennen ist Beziehen, Erklären ist Ableiten, Zurückführen. Ein System bringt ein gegliedertes Ganze von Beziehungen; ein zweites in demselben Fache eröffnet neue Beziehungen dieser Beziehungen oder ihres Ganzen. So erweitern sich unsere Kenntnisse durch Synthese. Die Analyse dreht sich immer im Kreise herum. Daher der von Alters her anerkannte Vorzug der Belesenen, Gereisten, Graugewordenen u. s. w.

Alles in Natur, Geschichte, Wissen, Kunst, Einzelleben u. s. f. folgt demselben Gesetze der Metamorphose. Es tritt in's Leben, bildet sich zu einer Form, durchdringt sich mit ihr, bis es, von ihr gesättiget, sie abstreift, als caput mortuum liegen läßt, eine neue erfaßt, mit dieser denselben Prozeß durchgeht, und so — in infinitum. So häutet sich die Pflanze, das Thier, der Mensch, die Gesellschaft, der Staat, die Kirche, der Gedanke, das System, die Literatur, die Menschheit — vielleicht das Weltall; — was wir so nennen.

Die Philosophie hat nachgewiesen, daß sowohl das Denken des Ich, als das Denken der Materie (des Zusammengesetzten in Einem) einen Widerspruch enthalte. Dies führt auf die Annahme der Substanzen: einer geistigen Monas für das Ich, anderer Monaden für die Körper. So die theoretische Philosophie; Kunst und Handeln haben keinen Widerspruch in sich, -- sie versöhnen vielmehr den äußeren.

Der Begriff des Mathematikers vom Punkte ist der eigentliche Anfang und Ausgangspunkt aller Philosophie der Natur. Hier wird das Sinnliche zum Begrifflichen gemacht.

Man sollte eigentlich den Ausdruck „Materialist" gar nicht brauchen. Er veranlaßt die Vorstellung von einer Denkart, einem philosophischen Systeme. Genau genommen ist aber Materialismus nur der gänzliche Mangel philosophischer Bildung. Denn diese fängt eben damit an, daß der Mensch in sich selbst zurückgehen und den Begriff „Geist" bilden und festhalten lerne; so wie man in der Geometrie den Begriff des Punktes vor dem sichtbaren Punkte bilden lernen muß. Wie Platon dem *Ἀγεωμετρητος*, so kann man auch dem sich so nennenden Materialisten nicht gestatten, in Dingen der Philosophie das Wort zu nehmen. Es fehlt ihm das A, also auch das B und C davon.

Der Verfechter des Materialismus meint was Rechtes gesagt zu haben, wenn er frägt: was ist denn „Geist?“ als ob er wüßte, was „Körper“ ist!

Die beste Widerlegung des Materialismus ist der Streit um ihn. Der Geist, der sich, als solcher, denkt und behauptet, — ist.

Nicht dasselbe gilt umgekehrt. Verneinen kann sich der Geist, so lange er nicht zum Begriffe seiner selbst entwickelt ist.

„Es ist völlig undenkbar, daß die Materie sich selbst erkenne.“ Der Materialismus findet diesen Satz voreilig. Ihr versteht — sagt er — unter Materie, — weil es Euch so beliebt, — eben nur die leblose oder doch nicht vollkommen organisirte Materie. Im Menschen aber organisirt sie sich eben bis zum Denken, d. h. bis zum Reflektiren über sich selbst. — Diese Behauptung ist aber völlig falsch. Was der Mensch erkennt, ist keineswegs Materie; er denkt nur — Gedanken; und es ist eben das was er Geist nennt, was er durch's Denken in sich entdeckt und dann außer sich wieder findet. Die Materie auch seine eigene, d. h. seinen Körper, erkennt er nicht.

Die Welt, die wir die geistige nennen, ist zuerst zu unserem Fassungsvermögen in einem negativen Verhältnisse. Uns führt die Unzulänglichkeit der physischen wie der blos begreifenden Kräfte zu ihrer Annahme. Dann, wenn

durch Bildung das Gewiſſen erzogen iſt, tritt ſie uns als poſitive Thatſache entgegen. Das Miſkennen dieſer Standpunkte hat zuerſt die abſolut dogmatiſchen Syſteme, — das Mißlingen dieſer den dogmatiſchen Materialismus, wie den dogmatiſchen Idealismus, und die Einſeitigkeit aller zuletzt den Skeptizismus und Indifferentismus hervorgerufen. Der ächte Kritizismus reduzirt alle Einſeitigkeiten auf Wortſpiele; und wer nicht im Stande iſt, die Meinung Eines (konſequenten) Syſtems in der Sprache des andern auszudrücken, möchte ſchwerlich noch beide völlig bemeiſtert haben. Die ethiſchen Thatſachen ſind; können ſie auf, ich weiß nicht welchem, höchſten einſt zu erreichenden Standpunkte, aus der Natur erklärt werden, ſo iſt eben die Natur vergeiſtigt worden. Die Natur iſt; kann der Geiſt in ſeiner Selbſtentwickelung ſo weit gelangen, ſie nicht blos, wie in Fichte, als ſein Werk zu betrachten, ſondern wirklich vor Aller Augen hervorzubringen, ſo wird er in ſich ſelbſt zur Natur werden. Für jetzt ſcheint es gerathen, was Geiſt und Natur ſchaffen und bieten, als Gaben Einer ſie umfaſſenden Gottheit dankbar zu betrachten, zu erforſchen, zu benützen.

Im Menſchen iſt gegeben: zuerſt vor aller Reflexion, ein Eins. Das Bewußtſein bringt eine Scheidung hervor. Dieſe führt, trotz aller Wendungen und Verrenkungen des Denkens, wieder auf Gegebenes. Als ſolches erſcheint nämlich zuletzt die Zweiheit. Jenes Erſte iſt die Vorausſetzung, das Gegebene der Anſchauung. Dieſe zweite iſt das Ergebniß, das Gegebene des Denkens. Das ganze

Gegebene iſt: unſere Natur; die Art, wie wir geſchaffen ſind. Ueber dieſe können wir (natürlich) nicht hinaus, als — durch Thun, welches ein Erſchaffen iſt. So löst ſich das Räthſel des Lebens nur im Handeln. Dies iſt die Gewißheit, die, vor und neben aller Spekulazion, ſtets in der geſunden Denkart lag; dies iſt der praktiſche Idealismus, der ſeit dem Erwachen der Spekulazion nie wieder aus ihr verſchwand.

Der Dualismus iſt zu tief in der menſchlichen Natur begründet, als daß wir ihm je entrinnen können. Ein Knäuel, der wir ſelbſt ſind; den wir wohl zerhauen, aber nicht löſen können. Wenn ich ſage: ich bin, ſo trenne ich mich ſchon von mir, denn ich denke mich. Trennen, Begrenzen, alſo-Verneinen iſt das Geſchäft menſchlichen Denkens; reine Bejahung würde, wie alleinige Repulſiv-kraft, Alles in ein ſchrankenloſes — Nichts auflöſen; reine Negation würde Alles vernichten; ja, ſie iſt undenkbar, weil Etwas gegeben ſein muß, um es negiren zu können.

Ich iſt kein Gedanke, ſondern ein Empfinden. Wer aus reinem Verſtande beſtünde, oder auch nur im reinen Denken recht geübt iſt, denkt nicht: „ich denke," ſondern „dieſes Denkende, A, B u. ſ. w. ſtellt ſich die Dinge C, D u. ſ. w. vor. Eines dieſer Denkenden empfinde ich als das meine, und ſage: „ich denke" — um mich kürzer und populärer auszudrücken. Er ſieht aber ſehr wohl und deutlich ein, daß nicht dieſes Vorſtellen ſein Ich ausmacht,

und auch sein Ich nicht ganz Vorstellen ist. Das Ich bezeichnet das Individuum, und das Denken ist gerade das Allgemeine, in welchem das Individuelle aufgehoben wird. So lange sie rein denken, haben alle Menschen ein gemeinsames Ich, aber jeder Einzelne empfindet sich als Individuum.

Denken wir uns die geistige Monas in die irdische Sphäre versetzt. Während der organischen Entwickelung nimmt sie auf: es sammelt sich aller Stoff an ihr und um sie herum. Auf dem Höhepunkte wird sie That, — irdische That; ihre planetarische Bestimmung. In der Rückbildungs-Epoche nimmt sie nicht mehr auf, aber auch nicht ab; sie zehrt am Vorrathe, und es wird nun wohl darauf ankommen, wie viel sie, nicht als Besitz, sondern als zu ihr gehörig, in sich aufgenommen (assimilirt) hat, um für weitere Bestimmungen reif, tauglich zu sein.

Nicht nur das, woran wir uns erinnern, haben wir geistig in uns aufgenommen. Wir fühlen unser geistiges Wesen wachsen, wir fühlen es bereits gewachsen, — ohne uns der Atome des Wachsthumes bewußt zu sein.

Das Kind beginnt mit der Empfindung; die Sinne bilden sich aus; die Aufmerksamkeit erwacht; das Bedeutende wird festgehalten und bei Gelegenheit wieder hervorgerufen; die Fantasie erfreut sich im Jünglinge ihres freien Waltens. Auf dem Gipfel des Lebens tritt das Be-

wußtſein des Geiſtes hervor. Iſt dieſer einmal zum Beſitze ſeiner ſelbſt gekommen, ſo mögen dann immerhin die Anregungen und Stoffe von Außen ſeltener werden und ſich entziehen, die Organe mählich ihren Dienſt verſagen, — die geiſtige Entelechie iſt (für die Verhältniſſe dieſer irdiſchen Exiſtenz) zur Wirkſamkeit gelangt, — und darf ihrem weiteren Rufe bereitwillig entgegenſehen.

Man denkt ſich die Unſterblichkeit der Seele weit leichter an einem Krieger, der fechtend fällt, als an einem Menſchen, der von einem Bären gefreſſen wird. Warum? weil wir nicht anders als anthropomorphiſtiſch denken.

Freiheit?

Der Menſch iſt nicht frei. Aber der Geiſt, als ſolcher, iſt frei. Alſo auch das Geiſtige im Menſchen, als ſolches. Je reiner es alſo ein Menſch in ſich entwickelt, je mehr Kraft und gleichſam Raum in ſich er dem Geiſtigen gibt, deſto freier iſt er. Was aber iſt dieſes Geiſtige im Menſchen? Das Denken? Kann es ſelbſt ohne Gegenſtand, alſo ohne Bedingung menſchlich gedacht werden? Nur das Wollen kann, abgeſehen von jeder Bedingung des Gewollten, ſich ſein Geſetz ſelber ſein. Ob beſchränkt oder geſcheidt, ob geſund oder krank, ob mit, ob ohne Erfolg, — nach meinen Kräften ehrlich wollen, das kann ich immer. Das iſt die Freiheit des Willens. Sie iſt potentia gegeben und wird actu erworben. Sie bezieht ſich aber auch nur auf's Reich der Geiſter. Ihre Erſcheinung

iſt, wie alles Irdiſche, bedingt und unerklärbar. Das Irdiſche muß aus irdiſchen Geſetzen erklärt werden.

So treibt uns auch hier die Betrachtung zu jenem Dualismus, der uns durch unſere Natur gegeben iſt. Erklären können wir durch ihn uns ſelbſt freilich nicht; aber wiſſen können wir, daß wir es nicht können. Uns erklären, hieße uns erſchaffen.

Eine erworbene Freiheit mag wohl das praktiſch höchſte Ziel des Menſchen ſein; der Theoretiker aber wird immer fragen: wie will man ſie ohne Freiheit erwerben?

Man erinnere ſich: je höher die Individuen in der Weſenreihe, deſto ausgeſprochener ihr Entſtehen und Vergehen in der Erſcheinungswelt. Die todten Schichten der Erde ſind faſt bleibend; ſie verwandeln ſich in ſich ſelbſt. Das Höchſte auf ihr, am Geiſtigen — der Thier- und Menſchenleib — wird aus dem unſcheinbarſten Anfang geboren, ſtirbt gleichſam am entſchiedenſten. Der Geiſt ſelbſt, das Unſterbliche, offenbart ſich in der flüchtigſten Manifeſtation. Auch hier entdeckt der Denker das große Kompenſazionsgeſetz, die Nemeſis, die über Götter und Menſchen waltet.

N. Ich fühle, mich ſehr unklar ausgedrückt zu haben, und nehme mir vor, dieſe Gedanken künftig wieder aufzunehmen.

Wir zweifeln keinen Augenblick an der Einheit des letzten Grundes aller Naturwirkungen; wenn wir aber

nun fragen: worin liegen denn die beſonderen Bedingungen, welche die allgemeinen phyſikaliſchen Geſetze zur Erſcheinung des individuellen Lebens bringen? ſo erhalten wir zur Antwort: in der Organiſation des Lebendigen. Was iſt nun aufgeklärt? Wir wollen nicht mehr; wir dürfen nicht mehr wollen; wir machen nur aufmerkſam, daß die voreilige Verwiſchung der in der Wiſſenſchaft, der Erſcheinung gemäß, geſetzten Differenz zwiſchen dem Organiſchen und Nicht-organiſchen uns keineswegs fördern würde.

Ohne die Idee der Metamorphoſe nach Einem Typus wäre die Begrenztheit und Geſetzlichkeit der Schöpfung nicht begreiflich. Es könnten Nixen exiſtiren.

Geiſt und Körper ſind zwei Welten, nur im Menſchenorganismus unbegreiflich vereint; gut; eben daß ſie in ihm vereint erſcheinen, regt uns an, die Unbegreiflichkeit wo möglich, zu vermindern; und das will uns nur gelingen, wenn wir den Begriff des Organismus teleologiſch auffaſſen. Hier wird es uns klar, daß ſelbſt die Organiſazion des Menſchen auf ſeine Geiſtigkeit berechnet iſt. Auch der Naturforſcher muß dieſe Anſicht feſthalten, um die phyſiſche Natur des Menſchen zu verſtehen; denn verſtehen iſt ja nur — auf Begriffe bringen, und Begriffe gehören dem Geiſte an.

Hauptaufgabe der Philoſophie bleibt es: den Fluß der Dinge, wie den Beſtand derſelben, das Werden und das Sein, das Allgemeine und das Beſondere (die Allgemeinheit und die Beſonderheit) gleichmäßig zu berückſichtigen. Die meiſten Syſteme verfallen einer dieſer Einſeitigkeiten; die idealiſtiſchen dem Univerſalen, die realiſtiſchen dem Individuellen. Und doch bedingt ſich, für menſchliche Anſicht — und welche andere wollen Menſchen anſtreben? — Beides ſo unabweislich wie Geiſt und Körper.

„Gott, den wir unmittelbar zu erfaſſen nicht im Stande ſind, bat dem Himmel und der Erde anbefohlen, uns ſein Daſein anzukündigen. Uns aber und unſere Einſichten hat er nach dieſer göttlichen Sprache eingerichtet." Schließt die tiefſte und verwegenſte Spekulazion mehr auf, als dieſe ſimpeln Worte, — ich glaube Gellert's? . . . Ordo et connexio rerum — in Spinoza's Sprache — est eadem ac ordo et connexio idearum.

Und wenn die Gedanken der unendlichen Natur nicht die von uns endlichen Weſen ſind, — ſo laßt uns, die wir (sit venia verbo) Theile der Natur ſind, getroſt nach unſerem Gedankengange fortſchließen! wie wir eben denken können und müſſen. Die Natur mag die Konſequenzen verantworten.

Die Abhängigkeit seines Subjekts und dadurch der Wirklichkeit eines objektiven Höhern wird der Mensch, am demüthigendsten und erhebendsten zugleich, dadurch inne: daß es ihm nicht vergönnt ist, stets auf der heitern, freien Höhe geistigen Ueberblickes und Schaffens sich zu erhalten, auf der er doch manchmal mit Entzücken sich bewegt. Es sind Silberblicke seines Läuterungsprozesses, Lichtblicke einer Welt, in welche hineinzugreifen theils die Bestimmung seines Schicksals, theils die Aufgabe seines Strebens ist.

Wenige Menschen fassen die Tiefe der Mystik (z. B. St. Martin) völlig auf. Wie will man sich den ersten Impuls (die Möglichkeit) des Abirrens der ewigen Regel von sich selbst anders denken als durch einen Willen?

Es ist mit mehreren Vorstellungen der Philosophen so, die dem naiven Denker zuerst abenteuerlich scheinen. Wie will man sich die Welt außer unserer Vorstellung vorstellen? wie will man sich das in's Unendliche Zusammengesetzte vorstellen, ohne auf Monaden zu kommen? wie kann man sich diese, in ihrem inneren Zustande anders denn als vorstellend vorstellen u. s. w.

Durch bloße Reflexion wird im Gebiete der Naturwissenschaften nichts entschieden, noch gefördert; wohl aber im Gebiete der philosophischen. Schon dieses Verhältniß muß auf den Dualismus einer Körper- und einer Geisteswelt führen.

Durch Fühlen und Denken wird das Sittliche nicht gefördert, sondern durch Wollen; nicht durch Wollen und Denken das Schöne, — sondern durch Fühlen. So zeichnen die menschlichen Auffassungsweisen Prinzipien und Grenzen vor.

Die Sprache hat aber kein Wort für den unvermittelten Bezug. Einen solchen hat das Höhere im Menschen (Geist?) zum Wahren, Guten und Schönen. Er erkennt das Wahre, will das Gute, fühlt das Schöne. Demonstriren kann er mit dem Verstande nur die logischen Verhältnisse des Wahren, das er mit der Vernunft, des Guten, das er mit dem Gewissen, des Schönen, das er mit dem Geschmacke wahrnimmt? (hier fehlt das erwähnte Wort.) Also drei Vermögen? Nein! Drei Ideen des Einen für sie organisirten Menschengeistes. Noch Einmal: über unsere Empfänglichkeiten können wir nicht hinaus. Genug, daß der Mensch allein auf Erden etwas denken kann, was er nicht zu begreifen vermag. (Da sind wir doch wieder bei Kant.)

Ein Hauptfehler unserer philosophischen Kritik ist: daß man es dem Arbeiter im philosophischen Weinberge zum Verbrechen macht, nicht sämmtliche moderne Systeme und Ansichten „in sein Bewußtsein aufgenommen" zu haben. Man fordert mehr Geschichte der Philosophie, als Philosophie, und sieht leider nicht ein, daß uns gerade das selbstständige Denken vor Allem Noth thut.

Die philoſophiſchen Syſteme ſeit Kant ſtellen eigentlich nur durchgeführte Demonſtrationen ihrer Unzulänglichkeit dar. Schon Kant erfuhr den Vorwurf, daß er die Vernunft bei der Hinterthür wieder hereinlaſſe (praktiſch), die er bei der vorderen (theoretiſch) verwieſen. Noch viel entſchiedener that dies Fichte, der geradezu das Unmögliche des Wiſſens durch ſein Wiſſen vom Wiſſen bewies, und an die Inſtanz des Glaubens verwies. Schelling, ſich noch weiter von der Verſtandesreflexion entfernend, kam folgerichtig dahin, ſeine Philoſophie ſelbſt für eine ſolche zu erklären, die man äſthetiſch (Syſt. d. tr. Ideal. S. 21) auffaſſen müſſe, bis Hegel durch Aufhebung des Satzes vom Widerſpruch ſich ſelbſt offen negirte. Soll nun ein leerer Skeptizismus eintreten? Gewiß nicht! Alles iſt ſeines Daſeins und Zweckes ſicher — innerhalb ſeiner Grenzen. Daß doch der Menſch ſo ungern das begreift! Die Religion iſt mehr als die Politik, — eben darum darf ſie nicht an ihre Stelle treten. Mag doch die philoſophiſche Anſicht nicht die höchſte umfaſſendſte für den Menſchen ſein, — warum will ſich eine höhere an ihre Stelle ſetzen, ihren Namen annehmen? Warum nicht auch hier das heilige Suum cuique?

Wer den Entwickelungen der deutſchen Philoſophie ſeit ihrer Reform (?) durch Kant mit hinlänglicher Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, um die einzelnen Syſteme in ihrer Relativität gehörig zu würdigen, wird zu dem Ergebniſſe gelangt ſein, daß der Geſichtspunkt Kant's vorzüglich für

die Behandlung der Philoſophie im Allgemeinen und der Logik insbeſondere, — der Fichte's für die der Ethik — der Schelling's für die der Aeſthetik (Kunſt-Philoſophie). — der Herbart's für die der Pſychologie und vielleicht der Naturwiſſenſchaft fruchtbringend werde. Wohin könnte ſofort Hegel's Geſichtspunkt deuten und führen? vielleicht beantwortet ſchon dieſes Dezennium eine Frage, die ich zu löſen mich nicht berufen fühle.

Eben ſo läßt ſich die Wurzel von Schelling's Ideal-Philoſophie finden. Gleich am Eingange ſeines Hauptwerkes für ſie *) ſtellt er, dem populären Sinne gemäß, als Aufgabe: die Wahrheit — in der Uebereinſtimmung der Vorſtellungen mit ihren Gegenſtänden aufzufinden. Einer ſolchen Aufgabe konnte nur die Löſung genügen, auf welche Sch. folgerichtig getrieben ward, abſolute Einheit des Subjektiven und Objektiven. Aber lange vorher hatten ſcharfe Denker das Verfängliche in jener populären Formaliſirung der Aufgabe erkannt. Ein materiales Kriterium der Wahrheit würde allen Unterſchied der Dinge aufheben; die Geſetze der Vernunft ſind Alles, was dem Menſchen zu erkennen möglich iſt (Kant, Log. S. 65). Schelling's Wege beſtätigten dieſen Satz. Sie führten zu einer Symbolik, deren Bilderſprache Nichts aufſchließ als die Geſetzmäßigkeit des denkenden Vermögens. Die „Philoſophie

*) Syſt. d. transc. Ideal. 1800. S. 1.

ward zu einem Weltgedichte, in deſſen idealer Beleuchtung die ſcharfen Konturen der Wirklichkeit ſich verloren.

Schelling's Natur-Philoſophie läßt ſich am Beſten genetiſch aus ſeinem bezeichnendſten Werke: von der Weltſeele, beurtheilen. Die Unerklärbarkeit der Ineinanderwirkung von Geiſt und Stoff, als Problem, durch ein Mittleres zwiſchen beiden heben zu wollen, vergleicht er richtig mit der Meinung, daß man auf einem Umwege vielleicht doch zu Lande nach England kommen könnte. Müde ſolcher Trägheitsbehelfe, habe die Philoſophie ſich vom Empirismus losgeriſſen und die Funktionen der Intelligenz transcendental aufgefaßt (Kant). Es bleibe alſo nur übrig, die ſomatiſchen Funktionen rein phyſiologiſch aufzufaſſen, — unbekümmert, wie endlich dieſe entgegengeſetzten Auffaſſungen ſich vereinigen werden (S. 296). So weit wäre Alles gut. Nun führt ihn aber dieſer Weg einer von ihm ſogenannten ſpekulativen Phyſik von den einfachſten phyſikaliſchen Vorgängen aufwärts bis zum Begriffe eines Organismus. Dieſer (auf dem damals gebahnten empiriſchen) „zum Bildungstrieb." Dieſer — über ſich ſelbſt hinaus, zu einer Weltſeele — dem geſuchten Band, welches doch nichts anderes als eine Hypotheſe iſt, wofür ſie damals Sch. ſelbſt noch auf dem Titel des Buches gab. War damit die Kluft für unſer Erkennen aufgehoben? Wenn immer abgeſchloſſ'nere Individualität der Kulminationspunkt des Organiſirens iſt (S. 219), wie verhält ſich der Geiſt im Menſchen, der alle Individuali-

tät aufhebt, zu diesem so individuellen Organismus? Oder wenn eben im „Bande" alle Individuen, als solche, untergehen, wie können sie daraus erklärt werden? Man sieht deutlich, wie Schelling, von der Empirie ausgehend, jede Grenze überschreitend, in eine Region gerathen mußte, in welcher Alles Eins, d. h. Nichts ist.

Schelling's eigentliches und bleibendes Verdienst liegt in der philosophischen Behandlung der Hauptprobleme der Naturwissenschaft; in dem, was er spekulative Physik nannte, und in der Schrift von der Weltseele zuerst und am besten auseinandersetzte.

Die philosophischen Dogmen oder dogmatischen Philosopheme haben, gerade je großartiger sie sind, desto mehr den Nachtheil, daß sie den Menschen zu leicht und zu bald beruhigen. Das gilt nicht nur vom Quetismus der Alleinslehren, sondern selbst von jenem tüchtigen Idealismus, der, wie bei Fichte, auf Thätigkeit verweist. Es ist (wie Joh. Müller von einer raisonnirenden Verzweiflung sprach) eine Art handelnder Verzweiflung, und jedenfalls eine Thätigkeit in blos sittlicher Sphäre. Das aber war der Vorzug der Philosophie Kant's, daß sie eine kritische war, also jede Art Thätigkeit anregte und bestimmte. Ihre schwache Seite war eben auch dort, wo sie dogmatirte, z. B. bei den Kategorien.

Wenn man philoſophiſche Schriften vor und aus Kant's Epoche lieſt, hat man das wohlthuende Gefühl einer dem menſchlichen Geiſte völlig gemäßen, auch nachhaltig zur Thätigkeit anregenden Denkbeſchäftigung. Nicht ſo bei den ſpäteren; hier fühlt man ſich augenblicklich, wie in Byron's Kain von Lucifer, in ein unendliches Leere mit fortgeriſſen; man ſchwindelt mit Vergnügen eine Weile „in the abyss of Speculation", und zurück bleibt — Lähmung und Ueberdruß. Das Wirken in der und für die Welt erſcheint als nichtig. Welches das rechte Denken ſei? „An ſeinen Früchten ſollt Ihr es erkennen."

Kant's theoretiſche und praktiſche Vernunft, Fichte's Wiſſen und Glauben, Herbart's Metaphyſik und Aeſthetik wurzeln in derſelben Doppelbedingung des menſchlichen Weſens. Zu dieſer Anſicht ſcheint alles ehrliche Denken zu führen, und das Reſultat iſt in der populären Vorausſetzung über das Verhältniß von Spekulation und Handeln (Denken und Thun) vorgebildet und beſtätigt.

Einheit iſt nur Geſetz für's Sollen; Ideal, — Vielheit iſt im Sein; Wirklichkeit. Vielheit finden wir vor, zur Einheit gelangen wir, Einheit erſchaffen wir, in uns oder nach dem Bilde unſeres Innern.

Kant und Platon ſind ſich in dem verwandt, was ſie eben zu den größten Philoſophen ihrer Zeiten macht:

sie verfahren Beide kritisch, und lehren weniger eine Philosophie als das Philosophiren. Solche Lehrer sind die Befreier des menschlichen Geistes, die eigentlichen Lichter der Welt.

Beide bezeichnet die eben so seltene als unschätzbare Verbindung: eines unbefangenen, nüchternen, scharfen Skeptizismus mit der geläutertsten sittlichen Idealität.

Durch nichts wird Kant's Werth so deutlich als durch die Betrachtung der vermeintlichen Widerlegungen, die ihn verkleinern sollen.

Die innerste Absicht Platon's geht überall dahin: den Menschen denken, d. h. zweifeln zu lehren, und dabei den Glauben im Gemüthe zu wecken, zu nähren, unüberwindlich zu machen.

Platon's Geist offenbart sich Keinem, der sein System zu verstehen glaubt, und, sei es bestätigend oder kritisirend, erläutert. Er entschwebt ihnen wie der Schatten seines Freundes dem Achill; man muß, frei von irdischen Banden, weben und schaffen wie Er, um ihn brüderlich umarmen zu dürfen.

Platon iſt deßhalb ſo vielfach erklärt, beſtritten, vertheidigt, und durch das Alles nur immer dunkler gemacht worden, weil man ſich an das Theoretiſche hielt, das bei ihm nur Symbol oder Dialektik iſt. Man verſteht ihn gleich, wenn man im Auge behält, daß ſein Zweck immer nur der ethiſche und ſeine Form poetiſch iſt.

Platon. Skepſis des Verſtandes bei Zuverſicht der Vernunft; Schwärmerei mit Ironie; Dialektik, um die Nichtigkeit derſelben und die alleinige Gültigkeit des Sittlichen zu beweiſen — eine Bilderſprache und Symbolik, theils erfunden, theils mit Virtuoſität den verſchiedenſten Vorſtellungsweiſen entlehnt, — welche eben ſo ſehr der Ausdruck der Begeiſterung iſt, als der Beſcheidenheit, hohe Gegenſtände nicht mit dürrem Raiſonnement abthun zu wollen.

Wie vieler Züge bedarf es, um ſich dieſe großen Eigenſchaften in ihrem ſeltenen Komplex deutlich zu machen!

Sich eine Rück-Ahnung eines Zuſtandes zu denken, in dem die menſchliche Natur, nicht aber wir ſelbſt (als Individuen) einmal geweſen (Adam), bleibt ſchwer. Leichter und menſchlicher ſcheint die Vorſtellung der Erinnerung an einen Zuſtand, den die Seele ſelbſt erlebt hat (Platon).

So lange man Kant unter den übrigen Gründern philoſophiſcher Schulen (wie ſeine Nachfolger: Fichte, Schel-

ling, Hegel ꝛc.) angeführt, hat man ſeinen Werth noch nicht verſtanden. Nicht ſein Syſtem macht dieſen aus, ſondern ſeine Methode. Er hat den Punkt des Archimedes gleichſam außer der Philoſophie, durch den er ihre Welt bewegt. Das iſt der Begriff ſeiner Kritik, die ihm für immer den Vorzug vor den übrigen ſ. g. Philoſophen ſichern wird. So müſſen eben Syſteme gebaut, geprüft, verglichen, vereinigt werden. Wer Kantianer iſt, bleibt von Kant am weiteſten entfernt. Anders bei Spinoza, u. d. Andern.

Kant hat einen großen, weiten Blick eines Weltmannes im ſchönen Sinne des Wortes, bei dem ihm nur ein an Freiheit verwandter, nicht ſo leicht der des Philoſophen vom Fache zu folgen im Stande iſt.

Man lernt Kant's Werth erſt völlig begreifen, wenn man die nach ihm entſtandenen Uebertreibungen, und die daraus hervorgegangenen Widerlegungen ſeiner Lehre durchzuprüfen die Geduld hat.

Ein großer Kreis umgibt den Menſchen. Den Einen ſeiner beiden Halbkreiſe bilden die Dinge, den andern die Ideale. Auf beide bezieht ſich all' ſein Vermögen, Können, Wiſſen, Handeln. Dem Einen entſpricht ſein Sinn und ſein Verſtand, dem andern ſeine Vernunft und ſein Gemüth. Ihn, wie die Erde um ihre Achſe, abwechſelnd zu erfüllen, iſt ſeine Aufgabe. Bleibt er auf Einer Seite, ſo

iſt ſein Weſen halb und er empfindet die Lücke. Will er beide auf Einmal feſthalten, ſo geräth er in Schwankung und Verwirrung. So theilt ſich die Philoſophie in das Wiſſen von dem, was iſt, die theoretiſche, und in das von dem, was ſein ſoll, die praktiſche, mit dem äſthetiſchen und ſittlichen Ideale. So bewegen wir uns ewig zwiſchen Natur und Freiheit, Sein und Werden, Gegenwart und Geſchichte, den Forderungen der Wirklichkeit und den unabweislichen eines höhern Bedürfniſſes, das wir Sehnſucht, Hoffnung, Glaube nennen. Aber es iſt immer nur Eine Achſe: der Menſch; nur Ein Kreis: die Unendlichkeit.

Die Philoſophie, das reine Streben nach Wahrheit, als ſolches, muß, frei von (auch den beſten) Nebenabſichten, auf ſich ſelbſt beruhend, nur die Wahrheit zum Ziele haben. Gewiß! aber man bedenke wohl: daß Ziel nicht Zweck iſt. Es gibt für den Menſchen nur Einen abſoluten Zweck: es iſt der ſittliche. Sein Geſetz gilt dem Wollen, nicht dem Wiſſen. Nicht Wahrheit kann der Zweck eines ſo tauſendfach beſchränkten Weſens ſein, — nur redliches Wollen. So iſt alſo das ethiſche Princip dem intellektuellen übergeordnet, und nur durch jenes kommt Einheit in das geſammte Wirken des Menſchen.

(Man denkt nach Geſetzen, man will einen Zweck.)

Ein theoretiſches Reſultat iſt ein Geſetz; ein praktiſches Reſultat iſt eine Maxime. Ein Geſetz oder eine Maxime (Grundſatz), der die Norm und Bedingung für die Entwicklung eines Ganzen von Theorie oder Praxis in ſich ſchließt, iſt, als ſolcher, ein Prinzip.

Auf Antheil, alſo auf Empfindung (oder, wie man ein ſolches Urſprüngliche lieber nennen mag), beruht zuletzt doch Alles. Verlange der ſtrenge Denker immerhin, daß man ſorgfältigſt allen Beifall und Tadel (alle Aeſthese) von der Begriffsbearbeitung fern halte, — iſt nicht dieſer innige Antheil an ihr ſelbſt, das Denkintereſſe, das lebendigſte für den geiſtigen Menſchen?

Nicht nur die einſamen Schwelgereien der Fantaſie ſind ein heimliches Laſter, — auch die des Denkens, wenn ſie keinen ſittlichen Zweck (unmittelbar oder mittelbar) verfolgen. Das iſt es, was Rouſſeau meinte, wenn er (nur etwas zu Rouſſeauiſch) den denkenden Menſchen ein verfehltes Thier nannte; das iſt es, wovor Kant, als vor dem ſpekulativen Egoismus, der zum Wahnſinn führen könne, ſo oft und ſo eindringlich warnte. Der Menſch mit all' ſeinen Anlagen und Kräften iſt nun einmal auf's Thun, d. i. auf Andere, mehr als auf ſich, angewieſen. Doch muß er vor dem Thun und nach dem Thun bei ſich einkehren, wenn er das Rechte thun, das Gethane verſtehen und genießen ſoll. Und ſelbſt als Genuß mag ihm

dieſe Einkehr gegönnt ſein, wenn ſie ihn, durch die Intenſität ihrer Wolluſt, vor niedrigen Genüſſen bewahrt.

Ich ſoll gut handeln! gut; aber wer ſagt mir, was gut ſei? das Gewiſſen. Was ſagt es aber aus? daß du, ſei auch deine Einſicht für dieſen oder jeden andern vorkommenden Fall noch ſo unzulänglich, ſo daß du dir nie getrauteſt zu beſtimmen, was gut ſei, — den Willen haben und treu bewahren ſollſt, ehrlich zu verfahren. Das iſt gut. (Geſinnung.)

Nur iſt zu bemerken, daß die wiſſenſchaftliche Ethik mit dieſem erſten Grundſatze nicht abſchließt, ſondern erſt anfängt. Denn ſie hat nur erſt die Verhältniſſe dieſer Geſinnung, wie ſie gegeben ſind (wie die Aeſthetik die des Geſchmackes), als Probleme zu behandeln.

Nichts iſt ſo mißlich für den unbefangenen Beobachter und ſo gefährlich für die Geltung der Philoſophie als die Zuverſicht, mit der jeder Philoſoph, faſt in denſelben Ausdrücken, Ruhe und Seligkeit von ſeiner Anſicht verheißt, und zugleich das Haltloſe der Verheißungen der Andern nachweiſt. Wollten ſie doch lieber Alle vorziehen, die nüchterne, ja kalte Sprache aufrichtigen Suchens ſtatt der emphatiſchen des Gefundenhabens zu ſprechen! Dazu kommt der ſtete Wechſel der Syſteme. Jedes galt einmal; welches wird endlich gelten? Die wahre Beruhigung, die man hierüber dem Zweifelnden geben kann, liegt darin

daß in allen Syſtemen ein Feſtes, ein Gemeinſames iſt, welches derjenige erkennt, der ihre Idieme in einander zu überſetzen weiß. Und dies Gemeinſame iſt gerade Das, was jene Ruhe zu begründen vermag: der abſolute Werth und die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes. Zu dieſem Ergebniſſe gelangt der ächte, gute Eklektizismus.

Immer ſchärfere Begränzung, immer läuterndere Reinigung, immer mehr auf Einheit reduzirende Sichtung der Probleme — das iſt philoſophiſcher Geiſt. Das letzte, einzige, klar geſchaute Problem aller Probleme wäre — ihre Löſung.

Man kann nicht mit völligem Rechte ſagen, wie man geſagt hat — daß die Syſteme der Philoſophen aus ihren Individualitäten entſpringen; wohl aber nehmen ſie die Farben dieſer Individualitäten an. Der Stoizismus bekennt in jedem Stoiker dieſelben Grundſätze; aber ſie nehmen ſich anders bei Epiktet, anders bei Mark Aurel aus. Im Uebrigen iſt eine ſtete Wechſelwirkung in jedem geiſtig-leiblichen Organismus nicht zu verkennen. Nicht Kant's phlegmatiſches Temperament hat ſeine Ethik erzeugt; nicht ſeine Ethik ihn phlegmatiſch gemacht; wohl aber ſtimmte Beides harmoniſch zuſammen.

Eins aber iſt gewiß. Man denke von Philoſophie, was und wie man wolle: immer iſt der ſittliche Charakter zu ihrer Bearbeitung erforderlich. Schon das Beſtreben nach unbedingter Wahrheit, an ſich, ſetzt voraus oder erzeugt Geſchmack für Sittlichkeit; wer ſich, aus unſittlichen Motiven, um Geld oder Ehre, an dieſe Arbeit wagt, kann nie reine Ergebniſſe hoffen, noch hoffen laſſen. Jedenfalls muß er in der ethiſchen Begriffsbearbeitung wie ein Blinder von der Farbe reden; hier, wo der Charakter den Inhalt gibt, um den das Denken nur die Form zeichnet. Aber ſelbſt der formellſte Theil der Philoſophie — die Logik, — was iſt ſie als eine konſequent durchgeführte Ehrlichkeit des Denkens?

Aperçü. Durch dieſen Ausdruck bezeichnet der franzöſiſche Sprachgebrauch die geſchickte Auffaſſung, wodurch ein Mannigfaltiges gleichſam für Einen Blick hingeſtellt wird. Goethe bedient ſich deſſelben gern, um eine friſche, erfinderiſche Wahrnehmung auszudrücken, die mit Einem Blicke eine Menge folgenreicher Wahrheiten aufſchließt; etwa, was man einen glücklichen Griff in der Forſchung nennen möchte. Auf dem Gehalte und dem Reichthume ſolcher Aperçü's beruht eigentlich der Werth eines Schriftſtellers. Die Bedeutung eines ſyſtematiſchen Denkens und einer ſymmetriſchen Darſtellung darf nie verkannt werden; aber man bemerke, daß ganze Syſteme nur ausgeſponnene Aperçü's ſind, wie z. B. das Gall'ſche. Darum ſchätze man den unbefangenen, geiſtvollen Mann, der, auch außer

der Schule, ein frisches Auge auf die Wissenschaft wirft, und eklektisch, rhapsodisch, wie man will, ihr Fragen aufwirft und bearbeitet.

Wenn wir in Worten dächten, müßte 1. die Sprache vor den Gedanken, sowohl bei Einzelnen, als im Menschengeschlechte, vorhanden und gebildet sein; würde es 2. nicht vorkommen, daß wir oft vergebens ringen, einem Gedanken Worte zu geben, der uns inwohnt. Man darf also nur so viel sagen, daß wir dann in Worten denken, wenn wir klar und bestimmt denken; weil die in uns webenden Gedanken erst durch die Sprache zur Klarheit und Bestimmtheit gedeihen konnten.

Wer bestimmt, ob — wie Herder meinte — Verba, oder — wie man wohl wegen der Sinnlichkeit der Objekte eher annehmen möchte — Substantiva zuerst gebildet wurden? Wer, ob in der Begriffbezeichnung Wort oder Begriff die Priorität hatten? Scheinen sich nicht vielmehr Denken und Sprechen gleichmäßig zu bedingen, zu sollizitiren, zu fördern?

Der Philosoph muß nicht, wie es die deutschen so gerne thun, die Sprache, unter dem Vorwande ihres Reichthums und ihrer Bedeutsamkeit, zu seinen Absichten drehen und deuteln; wohl aber muß er ihr sorgsam auflauern, wo sie ihm etwa ein Schnippchen schlägt.

„Gott" als männliches Substantiv z. B., schon dem Kinde mit der Sprache überliefert, gibt dem ganzen Anthropomorphismus Wurzel und Boden.

Nichts charakteriſirt ſo bündig eine Nation in ihrer Eigenheit als Worte ihrer Sprache für Eigenſchaften, wofür andere Sprachen keine Worte haben. Unüberſetzbar ſind: whimsical, comfort (Bequemlichkeit mit heimiſchem Behagen?), etourderie, polissonnerie, poltronnerie, élegance, esprit, Grandezza, decus, honestum, virtus, καλοκαγαθεια, σοφροσυνη. Gemüthlichkeit, Kleinſtädterei, Saalbaderei u. ſ. w. Dieſe Dinge finden ſich zugleich und vorzugsweiſe mit den Bezeichnungen in demſelben Lande. (Wir Deutſche thun uns ſo viel auf unſere Geradheit, Offenheit, Einfalt und Treue zu gut; ſagt nicht sincere alles das mit Einem Worte?)

Man tadelt mit Unrecht den Gebrauch fremder Worte, wo die eigene Sprache nicht auslangt. Der Gebildete opfert der Bildung die Engherzigkeit eines grammatikaliſchen Patriotismus. Wie in ein Meer bildſamer Flüſſigkeit, die alle Länder umſpült und verbindet, greift er in den Schatz ihrer Sprachen, und ſchöpft allenthalben, wo er es zur Schöpfung beſtimmter Geſtalten eben bedarf. Welche Quellen des Verſtändniſſes, der Humanität thun ſich hier auf!

Die dialogiſche (beſſer katechetiſche) Form iſt für Philoſophie beſonders fruchtbar, weil alles Denken ein Sprechen mit ſich ſelbſt iſt. Fragen und Antworten — darin beſteht das Philoſophiren; und nur Philoſophiren iſt die rechte Philoſophie. Nur iſt es bei dieſem Vortrage gefähr-

lich, nach einem Schema, zu einer Abſicht, zu ſchreiben. Das Problem iſt ſelbſt erſt zu ſuchen, zu beſtimmen; dann unbefangen, von jeder Seite aus anzuſehen, zu bearbeiten; was ſich dabei (auch wohl daneben) ergebe, iſt ruhig aufzufaſſen, durchzuführen. Gleich unpaſſend iſt Dummheit des Einen Sprechers, der zu Allem nur „Ja" ſagt, — wie Zank zweier Dogmatiker, die ſich ewig in ihren Kreiſen drehen. Für Letzteres eignet mehr die Briefform. Dort muß Keiner Recht, Mehrere müſſen das Rechte haben wollen; müſſen's miteinander ſuchen. Platon bleibt hierin ewig Muſter. Es iſt übrigens merkwürdig, daß es faſt keinen gedankenreichen Schriftſteller gibt, der ſich in dieſer Form nicht verſucht hätte*). Ein Beweis, wie ſehr man ihren Vorzug fühlt; hier zeigt ſich auch wieder, wie viel lebendiger und prägnanter der Kritizismus als der Dogmatismus iſt.

Es iſt eigen, daß Spinoza, deſſen Syſtem eigentlich gar nicht ethiſch (praktiſch), ſondern ächt theoretiſch iſt, nicht nur die Bezeichnung „Ethik" wählte, ſondern auch unläugbar in dem wirklich ethiſchen Abſchnitte de Libertate (die er bekanntlich läugnet und ſelbſt auf's Glänzendſte herausſtellt) eben die größte Meiſterſchaft be-

---

*) Platon, Hieb. Xenophon, Lucian, Aeſchines, Neuplatoniker (Hermes), Cicero, Mendelſohn, E. Platner, Berkeley, Hume, Diderot, Kant (Tugendlehre), Hemſterhuis (?), Herder, Leſſing, Goethe, Fichte, Engel, Weishaupt, Wieland, Voltaire, de Lignc, Shaftesbury.

währt; übereinſtimmend mit der anerkannten ſittlichen Muſterhaftigkeit ſeines Wandels.

Herbart, als ſtrenger, Maß und Wahrheit achtender Denker, gibt unwillkürlich den von ihm ſo lebhaft beſtrittenen, ächten kritiſchen Idealismus zu, indem er überall ſorgfältig ſich gegen das „unſerer Spekulation etwa Unzugängliche" verklauſulirt. — Iſt „Subſtanz" nicht eben ſo ein von uns Gedachtes als „Kraft" oder „Geiſt" u. ſ. w.?

Man fühlt ſich bei Herbart's Zergliederung des Begriffs „Tugend" an das gemahnt, was Sokrates dem Menon (bei Platon M. S. 36) ſagt: „Glaube nicht, daß du bei der Frage, was Tugend im Ganzen ſei, durch Trennung ihrer Beſtandtheile irgend Jemanden den Begriff deutlich machen werdeſt! Immer wird er wieder fragen: was iſt nun die Tugend, von der die von dir genannten Beziehungen Theile ſind?"

Pascal's Gedanken gehören unter die merkwürdigſten Dokumente menſchlicher Geiſteseigenthümlichkeit. Sie können nur aus ſeiner Geſchichte und der ſeiner Zeit vollkommen verſtanden (richtig beurtheilt) werden. Sein ſcharfer, gründlicher Geiſt einerſeits, ſein leidender Körper und die Denkart ſeines Jahrhunderts andererſeits trieben ihn raſtlos zwiſchen zwei Extremen, die er vereinigen zu können die feſte Ueberzeugung in ſich fühlte. Daher begegnen

wir bei ihm beſtändig Antitheſen, zwiſchen denen er uns mächtig fortreißt, — während er ſtets behauptet und anräth, die Mittelſtraße zu wandeln. In der Kühnheit, Aufrichtigkeit, Klarheit, Beſtimmtheit, Schärfe, Größe und Schönheit, womit er die Kontraſte der menſchlichen Natur enthüllt, beſteht ſein größter, ſein unvergleichbarer Vorzug.

Garve iſt vielleicht von allen philoſophirenden Schriftſtellern der aufrichtigſte — gegen ſich und den Leſer. Ein unſchätzbares Verdienſt, deſſen Werth man erſt nach vielen Enttäuſchungen und am tiefſten in einer Zeit fühlen lernt, der, wie der unſern, in Leben, Kunſt und Wiſſen, alle Naivetät gebricht. Naivetät aber iſt Grundbedingung alles Großen.

Auch ſeine Penetration iſt merkwürdig. Wer Gedanken-reifen fortzuführen vermag, wird leicht die tiefſten Probleme der Spekulation auf eine höchſt einfache Weiſe in ſeinen Schriften (z. B. in der über das Daſein Gottes) angedeutet finden, die dann ſpäter mit der tiefſinnigſten Phyſiognomie ſich wichtig gemacht haben. Und gerade ſie ſo einfach aufgefaßt zu haben, macht ſeinem Verſtande am meiſten Ehre.

Pietät heißt die Anerkennung eines geiſtig Höheren. Ihr Gefühl iſt Ehrfurcht, wenn man will — Demuth; aber in dieſer Demuth ſelbſt iſt Erhebung. Ohne Pietä iſt weder dichteriſche Fähigkeit noch Empfänglichkeit denk-

bar; denn ohne das geiſtige Element bleibt ſtatt des Gefühles nur Empfindung.

„Er kann lieben und verehren,
Darum iſt ſein Lied ſo rein.“
(Geſchmack für's Schöne, für's Gute: Gewiſſen.)

Philoſophie iſt nicht ohne Kälte denkbar. Wer nicht grauſam gegen das eigene Gefühl ſein kann, philoſophire nicht. Aber dieſe Kälte iſt auch nur verhüllte Pietät in anderer Richtung; denn ſie beruht auf Anerkennung des abſoluten Werthes des Geiſtes in der Wahrheit. Und ſo ſteht die Dreieinigkeit feſt: Der ewige Geiſt, drei in Einem, Einer in Dreien; die Dreieinigkeit des Guten, Wahren, Schönen.

Mit allgemeinen Betrachtungen iſt es wie mit jedem wahren Vergnügen. Wie dieſes nur dann rein iſt und die Seele erweitert und erhebt, wenn es auf die Mühe der Arbeit folgt, — ſo erfüllen auch jene nur dann denſelben ſchönen Zweck, wenn ſie, ein ſtiller, gedaltvoller Strom, aus den dunklen, klippen- und mühevollen Gängen der Forſchung im Einzelnen und Beſonderen fließen.

Philoſophie, wie ein Orakel, ohne erworbene Kenntniſſe, aufnehmen oder ſpenden wollen, iſt Frevel gegen die menſchliche Beſtimmung; und die gläubige Weisheit des Knaben wird in der Stunde der Prüfung zu Schanden vor dem beſcheidenen Zweifel des Mannes, der ſpätern Frucht des Erlebniſſes.

Menſchen mit einer höher'n Geſinnung, beſonders wenn zugleich mit einem zarteren Sinne begabt, ſcheuen oft (aus einem Mißverſtändniſſe) die völlige Aufklärung über wichtige Gegenſtände. Sie fürchten, daß der Verſtand ſich überhebe, wünſchen, daß der Ehrfurcht ein Raum bleibe, und ſind von den Anſprüchen einer geiſtigen Welt durchdrungen. Aber eben, wer das letztere ganz iſt, wird ganz unbeſorgt jedem Licht ſeine Bahn gönnen, und ruhig lächeln, wenn ſich der Strahl für die Sonne hält. „Ich bin ſehr überzeugt", ſagte der beſte deutſche Denker, „daß diejenigen, welche geiſtige Kräfte annehmen, dem Rechten näher ſind, als die Mechaniſten; aber ich rathe, ſo lange den Weg mechaniſcher Erklärung fortzugehen — als er führt. Nur ſo kommt man vorwärts." Die Anſprüche des Geiſtigen melden ſich ſchon ſelbſt. Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen (Anwendung auf den Mechanismus des Gehirns, die Imponderabilien, die künſtlichen Mineralwäſſer). In dieſem Sinne ſind ideal geſinnte Menſchen ſelbſt dem Aberglauben manchmal günſtig, — weil ſie das Kleinliche und Lächerliche des Unglaubens fühlen, und jeden Zug ehren, der das Gemüth an ſeinen höhern Urſprung mahnt.

Gute, aber nicht ſcharf denkende Menſchen, von Zweifeln belagert, ziehen es oft vor, und lehren es ſelbſt als Weisheitsregel: den Problemen lieber aus dem Wege zu gehen, als ſie zu löſen. „Handeln", ſagen ſie, „iſt beſſer als grübeln", — und: „wo höhere Grundſätze ſprechen, be-

darf es keiner kleinlichern Argumente." — Sie haben Recht — für ſich; dem durchdringenden Verſtande aber können ſie immerhin das Problem überlaſſen; — überzeugt, daß er, ſiegend oder beſiegt, die höheren Grundſätze bekräftigen, das Handeln fördern werde. (Hieher der Ausſpruch: „Die beſte Verfaſſung iſt: die beſt verwaltete," u. ähnl.)

Man glaubt gar nicht, wie *wenige* Menſchen eigentlich *ſelbſt* denken; wie ſehr ſelbſt die geiſtige Thätigkeit und Produktion oft der berühmteſten Gelehrten und der beliebteſten Dichter nur eine faſt mechaniſche Reproduktion des vielfach in ihnen aufgeſammelten Denk- und Dichtſtoffes iſt, von dem ſie nicht mehr *wiſſen*, daß ſie ihn geſammelt, aber nicht geſchaffen haben.

Man kann recht gut an ſich ſelbſt gewahr werden, daß an der Philoſophie nicht eigentlich der Inhalt, ſondern die Denkübung das Bildende iſt. Dieſe aber iſt eben unſchätzbar. Denn ſie gibt dem Menſchen mehr als jeder Inhalt irgend eines Wiſſens.

Der Philoſoph bilde ſich nicht ein, auf dem Gipfel der Menſchheit zu ſtehen. Er ſieht *Alles* ein; gut! aber er ſieht es *nur* ein. Der Dichter macht ſelbſt dieſes Einſehen zu ſeinem Gegenſtande; ſteht alſo höher. Aber auch Er überhebe ſich nicht. Der Philoſoph macht auch *ihn*

und sein Dichten zum Gegenstande seines Denkens. Der Künstler stellt Beide dar u. s. f.

Produciren, thätig sein — ist Alles; alle Thätigkeiten sind nur Theile (?) — Reflexe u. dgl.; der Zustand aller Zustände läßt sich nicht aussprechen. Genug, wenn praktisch alle Thätigkeiten von einander geschieden operiren, daß keine die andere ersetzen will und stört: im Ganzen dadurch, daß jedes Individuum auf seine Weise thätig sei, — und im Individuum selbst dadurch, daß man sich nur Einer Thätigkeit für einen bestimmten Zweck für jetzt überlasse.

(Dies Alles muß deutlicher ausgeführt werden. Es stehe nur da, um mich an diesen Vorsatz zu erinnern.)

Man geht oft fehl, und verschwendet die höhern Geistesthätigkeiten, indem man die Lösung gewisser Probleme mehr in der Tiefe, als in der Breite sucht. Probleme des socialen, des politischen Lebens, der Medicin u. s. w. fordern oft weniger den Tiefblick des Metaphysikers, der auf die letzten Gründe der Verhältnisse geht, als den weiten Umblick der Kenntniß und Erfahrung, der die Gesammtheit dieser Verhältnisse und ihre allseitigen Beziehungen und Verwickelungen mit einander zu erfassen und in ein Ganzes zu sammeln fähig ist. Was sein soll — das eigentliche Prinzip des Philosophen — ist bald gesagt; was ist, bleibt schwer zu beurtheilen; und wie das werden kann, was sein soll, — welche Aufgabe ist schwieriger zu lösen, als diese?

Es gibt drei Epochen, drei Standpunkte, die in vielfachen Beziehungen ſich wiederholen: Unſchuld, Kampf und Tugend.

Der unreife Jüngling hängt treuſinnig am reinen Bilde des Guten, des Einfachen; der gährende Jüngling an der Schwelle des Mannesalters fühlt ſich hingeriſſen von der Kühnheit der Genialität in die verworrene Fülle ahnungreicher Unendlichkeit; der reife Mann kehrt geläutert zur Anerkennung des einfach Wahren zurück.

Auf der erſten Stufe begreift man das Genie noch nicht; auf der zweiten eignet man ſich ihm an; auf der dritten ſieht man ſeinen Werth, aber auch ſeine Relativität ein. So Menſchen, ſo auch Nationen.

Im frühen Jünglingsalter findet man Goethe kalt, im ſpäteren hinreißend; im Mannesalter verſteht man ihn. Als der Werther erſchien, tadelten die Aeltern, die Jüngern ſchwärmten; wir ſehen nun freilich ein, daß die Aeltern die neue Dichtart nicht völlig verſtanden; wir ſehen aber auch ein, daß ihr beſonnenes Kopfnicken nicht ohne Bedeutung war. Der Werth der Nüchternheit tritt nach den Berauſchungen doppelt groß hervor. Man kehrt von Hegel mit einer Hochachtung, die man früher belächelt und nicht begriffen hätte, — zu Garve und Mendelſohn zurück. Das Blendende verliert ſeinen Zauber am Spiegel der Erfahrung, — im künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Leben. Die Spekulation gränzt an ihrem letzten Saume — an das Gebiet des geſunden Menſchenſinnes, und man möchte, mit Jakobi, jedem Genie eine Maul-

ſchelle zudenken, das „von erhabenen Geſinnungen faſelt, ohne die gemeine Rechtſchaffenheit zu haben.“

Was eigentlich die Produktion des ernſtlich geſinnten Schriftſtellers gegenwärtig lähmt? . . . Das Bewußtſein, kein Publikum vor ſich zu haben. Wer mag öffentlich in ſich hinein reden?

Der Deutſche hat kein Publikum. Schriftſteller, Maler, Tonkünſtler wenden ſich entweder an den Gelehrten — und werden nie national; oder an die Maſſe — und opfern die Gründlichkeit einer flüchtigen, wo nicht niedrigen Wirkung. Wir haben keinen Mittelſtand für Kunſt und Literatur. Das Mittlere in den Leiſtungen iſt aber nicht negativ, d. h. beide Extreme zu vermeiden, denn das gäbe das Halbe, das Nichtige, — ſondern poſitiv, d. h. durch das wahrhaft Gebildete dieſe Kluft auszufüllen.

Es gibt falſche, leichtfertige Kollektivbenennungen, die in Leben und Kunſt viel Verwirrung ſtiften. „Myſtiker, Schwärmer, Freigeiſt, junges Deutſchland, moderne Schule u. ſ. w. u. ſ. w.“ Was hat man damit geſagt? eine Ungerechtigkeit. Es liegt allerdings allenthalben ein Gemeinſames zu Grunde; aber gerade das Individuelle darin auszufinden, — das iſt die Aufgabe. Tauler und St. Martin ſind Myſtiker, Plotin und Wesley vielleicht Schwärmer, Spinoza und George Sand Freigeiſter, Börne

und — junge Deutſche, Shakeſpeare und Tieck Romantiker: welche Gegenſätze! Alſo keine abfertigenden Allgemeinheiten, bei denen man ſich durch ein Modewort des Verſtehens und der Gerechtigkeit überhoben glaubt.

Daß die deutſchen Dichter, in einer älteren Epoche, eine cyniſche Rohheit affichirten, in dem Wahne, ſie gehöre zum poetiſchen Genie, war verkehrt genug; aber man fühlt doch ein entſchuldigendes Motiv durch: das Recht der Natur gegen Affektation und Philiſterei. Daß ſie aber, in einer neueren Epoche, die Farbe der Dandy's tragen, iſt ganz dumm, bricht ihnen als Dichtern den Stab, und läßt hinter der Lionshaut den Eſel durchblicken.

Manierirte Dichter erziehen gleichſam ihre Leſer nach und nach zur Geſchmackloſigkeit. Wie ſie ſelbſt die Linie des Natürlichen und Schönen einmal überſchritten, keine Schranken mehr kennen, und im Abſurden unendlich fortſchreiten (wie der Schauſpieler, in dem die nicht gefühlte, nur nachgeäffte Miene des Gefühls durch immer größere Uebertreibung zur Karikatur wird), ſo gewöhnt ſich der Leſer immer mehr, was ihm anfangs fremd, allenfalls originell ſchien, anziehend, ſchön, endlich gar als das Rechte und Gehörige, — und ſofort das wirklich Rechte und Gehörige als matt und gleichgiltig zu empfinden. Der Lieblingsdichter borgt ihm die Brillen, durch die er ſehen lernt.

Wir Deutſche haben ein eigenes Talent für das Nicht-eigene. Wie wir mit jedem Fremden ſeine Sprache ſprechen, ſo merkt man faſt jedem unſerer Schriftſteller bis auf das „Räuſpern und Spucken" ſeinen Meiſter an. (Mir z. B., wie ich höre, die Schule Goethe's.)

Warum die vortrefflichſten Dichter und Schriftſteller erſt nach und nach, bei wiederholtem Leſen und wenn man ſich gleichſam in ſie hineinlebt, immer mehr gefallen?

Erſtens, weil das Beſte überhaupt nicht an der Oberfläche liegt. So bewährt ja auch den rechten Mann nicht die Stunde im Salon, ſondern die genaue Bekanntſchaft; und es iſt nicht wahr, daß der Held im Schlafrocke keiner mehr iſt; — für den, der ſehen kann, iſt er es da erſt recht.

Zweitens, weil ja aller Geſchmack nichts anderes iſt, als ein zu gewiſſen Empfänglichkeiten ausgebildetes Organ. Dieſe Ausbildung nun geſchiehet nur allmälig an den Gegenſtänden ſelbſt. Das Große hebt uns, indem wir es öfters beſchauen, zu ſich empor; wir müſſen erſt wachſen, um in ſein Antlitz ſehen zu können.

Man verſuche das Geſagte an Mayrhofer's Gedichten, — und man wird nicht nur an Geſchmack in der Poeſie, ſondern als Zugabe noch etwas anderes gewinnen.

Ein Dichter iſt derjenige, welcher individuelle Zuſtände in ihrer ganzen Bedeutung aufzufaſſen und in ihrer ganzen Lebendigkeit darzuſtellen fähig iſt.

Wie beneidenswerth erſcheint die Kunſt des Dichters, der eine einfache, lebendige Wirkung gleichſam durch die That zu erzielen verſteht, — dem unproduktiven Schriftſteller, der ſie durch tauſendfache Wendungen der Gedanken — nicht erzielt.

Alles, was man ſchreibt und ſpricht, um ſeine Ueberzeugung auszuſprechen, zu vertheidigen u. ſ. w., erſcheine es als Lehre, Confeſſion, Polemik oder ſonſt wie, iſt und bleibt zuletzt doch nur — Manifeſtation der eigenen, geiſtigen Thätigkeit. Sie iſt ſo gut Selbſtzweck als die Bemühung, das ewig Unerforſchliche zu erforſchen. Wer einſehen gelernt hat, wie jede menſchliche Ueberzeugung und Anſicht (in nicht poſitiv mathematiſchen Dingen) in dem Charakter des Menſchen bedingt iſt, gibt es auf, überzeugen oder umändern zu wollen. Er ſucht nur, durch folgerichtige Ausbildung und Bethätigung den eigenen zu vollenden.

Der Werth der Einzeldinge liegt zuletzt (in den Augen der Gottheit) nicht in dem, was ſie für ſich ſind, ſondern in dem, was ſie hervorbringen, alſo in ihrem Bezuge zum Ganzen. Das bedenke man bei aller Beurtheilung. Nicht, was der Menſch iſt, — was er thut und ſchafft, gibt ihm ſeine Bedeutung; nicht, was ein Buch ſagt, — vielmehr, was es aus ſich entwickeln läßt, was es anregt. Das dramatiſche Werk iſt erſt vollendet, wenn es ſeine Wirkung auf's Publikum macht. Autor und Pu-

blikum ſind die nöthigen Faktoren des Produktes. So das Bild, die Symphonie und Alles. Prägnanz iſt das Verdienſt, dem die Natur, die es am vollkommenſten beſitzt, ihr Brevet ertheilt.

Der Hauptkunſtgriff des Schriftſtellers, der Popularität erobern will, ſei: nicht weniger und nicht mehr Verſtand an ſeine Motive und ſeinen Ausdruck zu wenden, als erforderlich iſt, damit die leſende Menge ſich in der Auffaſſung derſelben ſelbſt verſtändig vorkomme.

Der deutſche Schriftſteller geräth am liebſten in den Fehler, für ſich, ſtatt für ein Publikum, — oder für das einer Cotterie, ſtatt für das einer Nation zu ſchreiben. Ich fühle mich meiſt im erſten dieſer Fälle. Iſt der Schriftſteller oder die Nation daran Schuld?

Lebhaften Naturellen ſetzt der langſame Mechanismus des Schreibens ein großes Hinderniß in den Weg, in ihren Schriften Witz oder Gefühl zu entfalten. Wo iſt ſchon der Flug der Gedanken, wenn die trägen Züge erſt ihren Anſatz zum Auffliegen langſam hinmalen! Wo iſt das Gefühl, wenn ſie ſeine erſten Wallungen noch nicht zu Ende gezeichnet haben! Aechte Humoriſten ſollen wenigſtens Stenographen ſein. Eine ſchlechte Feder vermehrt dieſes Hinderniß. Dieſe petites misères der Autorſchaft könnten manchen Schriftſtellern ſo gut zum Vorwande dienen als die Cenſur.

Wie ein Meiſter im Leben dem verſtändigen Schüler Vieles auch durch ſein Schweigen ſagt und lehrt, ſo liegt oft ein großer Theil des Werthes eines Buches in der weiſen Zurückhaltung des Verfaſſers, in leiſen Andeutungen, in dem, was vorausgeſetzt wird, um manchmal ein ſehr einfach lautendes Ergebniß auszuſprechen. Aber dieſen innern, verborgenen Werth eines Buches zu ſchätzen, zwiſchen den Zeilen in dieſem Sinne zu leſen, vermögen nur Jene, die ſich ſelbſt mit der Aufgabe des Buches ernſtlich und wiederholt bemüht haben.

Man lernt, je länger man lebt, denkt und ſelbſt mitwirkt, deſto mehr in der Literatur wie im Leben, dem Zuverläſſigen, Gediegenen, das meiſtens in anſpruchloſer Form liegt, den Vorzug geben vor dem Blendenden, das die Augen der Kinder und der Welt feſſelt. Jenes ſieht oft aus wie das Mittelmäßige, dieſes iſt es meiſt wirklich. Erſt nach den Seiltänzervolten der moderner Dichter fühlt man den Werth Mayrhofer's ganz; erſt nach den labyrinthiſchen Irrwegen mediciniſcher Theoreme und Anſichten weiß der Arzt einen Gaub, einen Hartmann zu ſchätzen; erſt die Abſurditäten der glänzendſten Spekulation lehren — ich will nicht ſagen einen Kant, den ſie kaum je verdunkeln konnten, — aber die ſtillen Denker, auf die man vornehm herab zu ſehen wähnt, einen Garve, Engel, Jeruſalem, Mendelſohn u. ſ. f. in ihrer Bedeutung anerkennen; und ſo lehrt auch das Leben auf ſeinen höchſten Entwicklungsſtufen: wie viel größer der beſonnene,

ſittlich-rechtliche Menſch als der geniale iſt. Und ohne Zweifel iſt es die ehrwürdigſte Erſcheinung, wenn ſich das Genie ſelbſt zu dieſer Anerkennung durch Wort und Werk, ſelbſtverläugnend entſchließt. Wäre es nöthig, die großen Lichter der Geſchichte für dieſen Vorgang zu bezeichnen?

Bei der Klage über das Unmoraliſche dichteriſcher Werke wird die Unfähigkeit halb gebildeter Leſer deutlich, ſolche Werke aufzufaſſen, und obendrein ihre ſittliche Impotenz. Der Dichter wie das Leben ſollen ihnen nur eben die gebratenen moraliſchen Tauben auf den Teller legen; wenn er ſie, wie Goethe in den Wahlverwandtſchaften, in eine Lage verſetzt, wo es gilt, an das eigene Herz zu klopfen und die eigene ſittliche Geſinnung zu erproben,— da iſt es aus mit der Moral, die nur ſo lange verhält, als die Predigt dauert. Am behaglichſten iſt's freilich, wenn ſich gar die Predigt mit herrlichen Sprüchen bemüht, dem lieben Laſter insgeheim zu ſchmeicheln.

Das Gefühl, das der wahre Dichter erregt, iſt immer ein ſittliches Gefühl. Ja wohl — ſagt Ihr — im ſittlich empfänglichen Menſchen!... Der Unſittliche — ſage ich Euch — fühlt die Poeſie gar nicht.

Das immer neue Publikum bemerkt nicht, daß das Alte immer neu wiederkommt. Die Sturm- und Drangperiode mit Lenz und Klinger, die romantiſche mit Schlegel

und Novalis, die formlos blasirt-renommistische mit Heine, und die ihr auf die Ferse getretene politisch-ignominiöse ꝛc. sind immer nur dasselbe junge Deutschland. Deutschland ist doch sehr oft jung! und sein Publikum auch. Und doch redet man immer von geschichtlichen Standpunkten!

Man muß nicht allzu hypochondrisch und griesgrämig dreinsehen, wenn es zeitweilig, in der literarischen wie in der politischen Geschichte, nicht so am Faden fortgeht, wie sich's der Professor wünscht. Hat uns nicht der ältere wie der neuere literarische Sanscülotismus zum Theile eine gewisse Energie und Freiheit im Style gegeben die man im älteren vermißt? Jugend ist eben immer in der Welt vorhanden, und mischt dieser das Ferment ihrer Thorheit bei, damit sie nicht aus Gescheidtheit den Geschmack verliere.

Zehn Jahre lang hat Deutschland eine Literatur gehabt; (oder auch da nur einen Ansatz dazu?) vom J. 1790 — 1800. Da war eine allgemeine, kräftige Regung selbstständigen Schaffens und Denkens, wovon die Hervorbringungen jener Epoche das unverkennbare Gepräge tragen. Was voranging und folgte, war vereinzelt oder ist unselbstständig.

Eine gewisse Dichterei der Modernen ist nur eine andere Art des Müssiggangs. Einige nennen's Schlafen, Andere Singen.

Man ſollte entweder ein Berufsgeſchäft neben der Poeſie haben, oder die Poeſie muß Beruf ſein, dann aber auch mit dem ganzen Ernſt eines Geſchäftes betrieben werden.

Ein nur in Deutſchland heimiſches Specimen: der phantaſtiſche Pedant.

Sie wollen Kunſt und Wiſſenſchaft genießen, kritiſiren, benützen, d. h. unter ſich haben, nicht hinaufſchauen und andere Leute werden. Da ſitzt das Uebel.

Nur immer neu, immer überraſchend! und was kann uns noch überraſchen? was iſt neu? Gehört nicht ein Leben dazu, das Alte zu umfaſſen? Verſucht es nur einmal mit Platon! ihr werdet ſtaunen, wie neu, wie überraſchend er auf jedem Blatte iſt.

Man müßte durchaus Alles, was exiſtirt, geleſen und Alles gegenwärtig haben, um mit Beruhigung ſagen zu können, daß das, was man ſagt, wirklich neu iſt. Wem fällt ſo was ein?! Alſo nur getroſt — jeder auf ſeinem Standpunkte ſelbſtſtändig und ſelbſtdenkend! zwar ſtets fortſchreitend und ſich ausdehnend, aber auch manchmal ausruhend und in ſich zurückgehend! Neu iſt, was irgend ein Menſch wieder friſch denkt und empfindet und ausſpricht, wär' es auch nicht zum Erſtenmale. Columbus hat Amerika entdeckt, — und wenn auch Andere vor ihm hinüber-

geschifft wären. Der Mensch weiß doch eigentlich nur, was er selbst denkt, nicht was er liest oder hört; und Schaffen ist das Abzeichen und Wesen seines Geistes, sein Prärogativ, die Bedingung seines Werthes.

Die Roman-Literatur, die aus einer gewissen französischen Schule hervorging, hat, bei vielem Guten, zwei Hauptgebrechen. Aesthetisch: daß sie, über lauter Absichten, und seien es die löblichsten, das reine Wohlgefallen am Kunstwerke allmählig ganz vergessen lehrt; sittlich: daß sie wissentlich oder unwissentlich Neid und Haß aufreget und unzufrieden mit der gesetzlichen Ordnung macht. Es gehört wenig Talent dazu, die Lücken und Mängel der letztern wahrzunehmen und pikant darzustellen, — aber viel Vernunft und Charakter, sich ihr mit Selbstverläugnung zu unterwerfen. Gefühl und Billigkeit haben Viele, Vernunft und Gerechtigkeit Wenige. Besonders lassen Frauen nur immer die Theilnahme sprechen, und erheben sich selten auf jenen Standpunkt einer höhern Uebersicht, der ihnen kalt und rauh erscheint. Frauen aber lesen und verbreiten Romane; Frauen bestimmen den Geschmack für sie; — und was können die Verfasser Klügeres thun, als: ihnen nach Gefallen zu dichten? So hängt das wechselseitig zusammen, — und wird wohl noch eine Weile so fortdauern!

„Nehmt einige Bogen Papier, und schreibt Alles nieder, was Euch durch den Kopf geht! Schreibt, was Ihr

denkt, von Euch ſelbſt, von euren Weibern, vom Türkenkrieg, von Goethe u. ſ. w.!“ ... Wer kann überſehen, welche unerſchöpfliche Quellen des Unſinns, der uns jetzt ſo vielfach überſchwemmt, in dieſem gutgemeinten Signale des guten Börne ſich auftaten! Es war auf Ehrlichkeit und Selbſtſtändigkeit des Denkens und Schreibens gemeint, auf Formloſigkeit und Anarchie hat man es gedeutet. So dachten die großgewordenen Schriftſteller größerer Zeiten nicht; ſie ſchämten ſich, vor ihrer Nation ohne Hoſen zu erſcheinen; ſie hatten einen höhern Begriff vom Publikum und von ihrer eigenen Miſſion. Woraus gingen dann Werke hohen Stiles hervor, die als ewige Muſter glänzen; werden ſie auch aus der Maxime dieſes „Sichgehenlaſſen's“ hervorgehn? Sind die ſchon aus ihr hervorgegangenen Belege für ſie?

Ihr wollt es beſſer machen als gut; ihr rennt am Ziele vorbei, und werdet, wenn ihr ermüdet ſtehen zu bleiben genöthigt ſeid, mit lächelndem Staunen Euren Irrthum gewahren. Alles ſoll neu, unerhört, pikant ſein und Wirkung machen. Das Wahre aber iſt nun einmal alt, das Unerhörte ſelten probehältig, das Pikante ſtumpft ſich ſelbſt ab, — nur das Natürliche ſichert eine ewig lebendige Wirkung. Alles Prahlen mit überſchwenglicher Kraft deutet auf Schwäche. Dies iſt die Poltronerie in der Literatur. Der wahre Beweis innerer Kraft iſt Ruhe, der Beweis der Einſicht: Anerkennung fremder Anſichten.

Je mehr die unbedingte, dilettirende, ſchwätzende Schriftſtellerei ſich ausbreitet, deſto ſicherer bereitet ſie ſich ſelbſt den Untergang. Die Bildung wird immer allgemeiner; Anſichten hat Jedermann; ausſprechen kann ſie Jedermann; die Preſſe dient Jedermann. Die Zahl der Schreibenden wird, täglich wachſend, viel zu groß, als daß man den Einzelnen noch bemerken könnte; die Literatur wird zum gedruckten Geſpräch. Endlich ſieht man ein, daß der bleibende Ruhm nur Jenen gebührt, die da *lehren* und *ſchaffen* (Lehrer und Entdecker in der Wiſſenſchaft, productive Talente in der Dichtkunſt). Dieſe allein ragen als Individuen aus der Geſammtbildung der Menſchheit hervor, und bleiben ewig in der Geſchichte. Alles Andere iſt Geſchwätz und gehört dem Tage.

Wie überhaupt die Geſchichte nachweiſt, daß die Extenſion der Bildung vorläufig auf Koſten der Intenſion fortgeſchritten ſei, ſo bietet namentlich die Buchdruckerei zu bedeutenden Betrachtungen Anlaß. *Seit* die Producte der Geiſter *Waare* geworden ſind, haben ihre Grundſtoffe ſich dem größern Theile der Menſchheit aſſimilirt; dadurch aber, *daß* ſie *Waare* geworden ſind, hat die ganze Stellung des Wiſſens zum Leben ſich unberechenbar verändert. Man denke, wie ſich Platon zu ſeiner Zeit verhielt und wie die Philoſophen (oder gar die ſogenannten Belletriſten) unſerer Journale zur unſerigen.

Die alten, großen Dichter schufen, ohne viel zu warten; sie schufen Werke, die einer unendlichen Analyse fähig sind. Die modernen, kleinen, wenden einen ungeheuren Maschinen-Apparat, mit Schrauben, Rädern und Dampf der Reflexion, als Hebel an, um — ein morsches Bret in die Höhe zu bringen. Die dramatischen Wunder gewisser neuer Poeten, nach Vorworten und Kritiken, dem Bewußtsein der philosophischen, historischen, christlichen, germanischen, europäischen, politischen, industriellen, sozialen, kommunistischen, und Gott weiß, was noch für welchen Entwickelungen entsprossen, — welche Zustände stellen sie dar? weit eingeschränktere als der bemitleidete Ifland darstellte. Wie stellen sie sie dar? weit unpraktischer als sie der verachtete Kotzebue darstellte. Sie zeigen so recht, wie wenig ihre Verfasser den eigentlichen Ernst des Lebens, wie noch weniger sie die freie Höhe der Poesie ahnen, — wie wenig sie beiden gewachsen sind.

Dichter, welche sich in Sentenzen und Betrachtungen zu ergehen lieben, haben meist ein reicheres, inneres Leben, aber nicht die Kraft, es zu gestalten.

Der Dichter ist auf die möglichst erreichbare Congruenz des Ausdrucks mit dem Ausgedrückten angewiesen. Lyrik ist fast nichts Anderes. Wem hiefür der Sinn fehlt, wird weder Dichter werden, noch ächte Dichter goutiren... „Als Thaten lächeln die Gedanken. Und Mühe glänzt als Lust"... „Die Flut, mit kühler Zunge, leckt die Räder,

thätig eilend“.... „Die Frucht, die Gold und flüſſiger Purpur ſtreift“... „Da ſchauet mit den Flammenlocken erbarmend Helios herab“... u. ſ. w. (Mayrhofer). Das ſind die geheimen Kennzeichen, wodurch ſich Dichter und die Ihren verſtehen. Die Alten haben ſie in jedem Verſe.

Der Realismus der Alten war ein naiver, reiner, der moderne iſt ein ſelbſtſüchtiger; der moderne Idealismus iſt ein negativer, ſehnſüchtiger, der antike war ein reeller, produktiver.

Wenn man gegen die antike Welt und die heutige gerecht ſein will, muß man bedenken, welche Hebel das Leben der erſtern bewegten: Ruhm (auch Nachruhm) mit der Naivetät des Glaubens, großes Beiſpiel, Anerkennung auch des Heterogenſten neben einander (Ariſtophanes, Sokrates), engere, ſtädtiſch patrietiſche Bindung. Man muß überlegen, welche Motive Religionen, Handel, Induſtrie, Typographie u. ſ. w. genommen und hinzugefügt haben.

Wer es weiß, wie die Griechen und Römer in dem Vortrage jedes Gegenſtandes eine Kunſtaufgabe ſahen, und in dieſem, ihnen ganz eigenen Sinne, alle, auch die ſcheinbar ungünſtigſten Materien, mit dem ganzen Komplex der menſchlichen Geiſtesvermögen behandelten, der verſteht (fühlt) den ganzen, großen Unterſchied zwiſchen der antiken und neuen Literatur. Man würde dieß aber ſehr mißverſtehen, wenn man hier blos an einen rhetoriſchen Schmuck, an

das leidige „ſchön ſchreiben" dächte; das verſtehen wir leider beſſer als Jene.

Was könnte man als Schriftſteller leiſten, wenn man nicht — nur zu oft! — leichtſinnig ſchriebe! wenn man jede Conception, ſei es eines Werkes, ſei es eines einzelnen Satzes, ganz und organiſch durchzubilden, jedes Wort zu vollenden, ſich zur Pflicht machte, ſich die Zeit nähme! wenn man alle Gedanken, die man denkt, wirklich und gehörig ausſpräche!

In gewiſſen, für ſyſtematiſch geltenden Köpfen herrſcht jene Ordnung, welche einer meiner Freunde ſeiner Frau vorwarf, die auf ſeinem Schreibtiſche aufräumte, ohne zu wiſſen, was zuſammengehörte. Da iſt — ſagte er — Alles hübſch zuſammen ſeparirt und auseinander geſammelt.

Durch literariſche Vereine wird ſtets nur der Mittelmäßige und die Mittelmäßigkeit pouſſirt; kleine Talente machen ſich geltend und wirken auf den Augenblick im Gotteseſſne.

Wann werden Verlags-Buchhändler einſehen, daß ſie ſich irren, wenn ſie ihr merkantiles Intereſſe von dem der Literatur trennen? daß, je tiefer die letztere deterierirt wird, deſto tiefer auch der Buchhandel in Verfall geräth? daß ein benettes Publikum das Schlechte nicht, ein verderbtes endlich gar nicht mehr kauft? . . . Wenn die Men-

ſchen überhaupt einſehen werden, daß der Vortheil des Ganzen immer auch der höchſte und ſicherſte jedes Einzelnen iſt.

Man ſieht und bedauert an den beſſeren modernen Büchern wie Bildungen, daß ſie überſudelt ſind. Wie vieles Gute, eigener Entwickelung fähig, liegt im Keime in ihnen, und kann nur, überſchüttet vom Wuſte des Fremden, überjagt vom Triebe nach Zwecken, nicht zu ſich ſelbſt kommen! An Menſchen mache ich dieſe Bemerkung ſo oft; neulich machte ich ſie wieder an Roſenkranz's Pſychologie.

On oublit — ſagt Bonald in ſeinen Betrachtungen — ce qu'on sait, et jamais ce qu'on sent. Und — frage ich dazu: ce qu'on pense?

Jeder wahre Gedanke trägt das Univerſum in ſich, und keiner ſpricht es aus.

Jeder Betrachtende glaubt ſich im Mittelpunkte, und alle Betrachtungsweiſen Anderer erſcheinen ihm als Radien, die zu ſeinem Centrum führen. Wenn nur Jeder dieſes wüßte und bedächte, ſo möchte es immerhin dabei bleiben!

Der Kettenträger. Roman 1796. ... Die unfruchtbare Dialektik über Freiheit oder Nicht-Freiheit iſt es nicht, worauf es ankommt. Sie hängt auch mit der

Hauptſache nicht ſo zuſammen, als es vielleicht dem Verfaſſer ſelbſt ſchien. Ueberhaupt iſt die Erſcheinung nicht ſelten, daß denkende Menſchen ihre Geſinnung mit ihrem Gedankengange ſelbſt verwechſeln. (Spinoza? ſelbſt Kant?) Der Kern iſt: daß dem Menſchen jedes Hilfsmittel, jede Krücke genommen, ja der Boden unter ſeinen Füßen weggezogen werde, daß er ſomit rein auf ſich ſelbſt reduzirt ſei. Die ganze Energie dieſer Denkart zu begreifen, dazu wird genauere Bekanntſchaft mit dem Ernſte des Lebens gefordert, als ſie den Meiſten eigen iſt. . . . Merkwürdiges Buch in Erfindung, Behandlung, Vortrag.

Es läßt ſich nachweiſen, daß Paracelſus einen guten Theil ſeiner wiederaufgelebten Beliebtheit den Vorſtellungen zu danken hat, die durch Goethe's Fauſt in die Gemüther gekommen ſind.

Die Leſenden wollen zuletzt doch nur gehätſchelt ſein; und, genau beſehen, hat der Dichter, der gefallen will, die Aufgabe, den gemeinen Empfindungen ſchöne Worte zu leihen. (Sentimentalität, Schadenfreude ꝛc.) Von meinen Schriften bemerkte ich, daß diejenige Beifall fand (zur Diätetik der Seele), welche der menſchlichen Schwäche ſchmeichelt. Die, welche ſtutzig gemacht werden wollen, welche man corrigiren oder erheben darf, ſind ſchon ſelten und ausgezeichnete Leſer.

Wer Alles in sich zu fassen strebt, muß indifferent und oberflächlich erscheinen; wer hervorragen will, muß einseitig sein.

Hat das Wort nicht fast zu viel Intelligenz in sich, um recht eigentlich Stoff und Organ für eine Kunst (Poesie) zu sein? Ja, wenn wir, wie die Griechen verstünden, es ganz eigentlich zu verkörpern, in Gestalt zu verwandeln! Wer innig fühlt, was Kunst ist und soll, möchte gewiß lieber meißeln oder malen als Verse drechseln. Man mag nicht schwätzen, man möchte bilden, schaffen!

Ein scharfer und fester Blick auf Leben und Wissen in der Epoche, in welcher wir jetzt leben, offenbart besonders zwei Zustände. Im Leben kommen mehr als je alle Fragen, die sonst Prärogativ der Wissenschaft und Gelehrsamkeit waren, zur Sprache und werden lebhaft diskutirt; im Wissen häuft sich der Stoff, geistiger wie empirischer, in's Ungeheure und ist kaum mehr zu übersehen. In ersterer Beziehung hört man mit Vergnügen in allen Kreisen der feinen wie der mehr cordialen Conversation, die für die Gesellschaft wie für den Einzelnen wichtigsten Punkte ventiliren, muß aber nur zu oft mit Mißvergnügen bemerken, daß ein gesetz- und richtungsloses Hin- und Widerreden den Knoten nur immer fester schürzt und zu keinem Ziele führt. Es ist ein peinigendes Gefühl für den Denkenden und unbefangenen Hörer, bemerken zu müssen, wie oft zwei rechtliche, verständige, selbst über die Sache, welche si:

verhandeln, wohlunterrichtete Menschen sich vergebens abmühen, einander verständlich zu werden, und — nicht Recht zu haben, sondern das Rechte zu finden. Was die Wissenschaft betrifft, so wird durch das sich in ihr häufende Detail und die sich immer vermehrenden neuen Ansichten, die auf die vorhandenen keine Rücksicht nehmen, das Chaos immer größer statt sich zu lichten, und eine zweite babylonische Epoche steht uns bevor.

Wie ist nun diesen beiden Uebelständen, im Interesse des Fortschreitens der Menschheit abzuhelfen? Einzig dadurch, daß man eine einfache, in sich geschlossene, leicht zu überliefernde, das Erfahren, Denken und Sprechen erst zu ihren Zwecken führende, aber leider von den Philosophen der neuesten Zeit, zu ihrem eigenen Nachtheil, vornehm vernachlässigte Wissenschaft wieder zu Ehren bringe. Und diese Wissenschaft heißt: Logik. Die vielen Was, um welche man im Leben fruchtlos herumdisputirt, werden sich alsbald an die rechte Stelle setzen, wenn man weiß, wie man zu disputiren hat, und dieses Wie lehrt die Logik. Die Details des Wissens, die Dunkelheiten der Probleme werden sich lichten, wenn man jene zu ordnen, wenn man diese gehörig festzustellen weiß; und dieses Ordnen, dieses Feststellen lehrt die Logik. Was vor ihrem Richterstuhle nicht bestehen kann, ist, für den menschlichen Gebrauch, verwerflich, — und was fürchten muß, verwerflich befunden zu werden, sucht ihren Richterstuhl zu verdächtigen. Schmeichle sich Niemand mit einem Wahne schrankenloser Erkenntniß! „Das Absurde ist schrankenlos, die Wahrheit hat Grenzen" — ist das Wort eines tiefblickenden Mannes. Unsere Zeit

ſucht das Ziel zu **hoch**; nicht im unendlich Fernen, nicht im unendlich Leeren liegt es; es liegt in unſern eigenen Kräften; aber kennen müſſen wir dieſe Kräfte, und üben müſſen wir ſie, und dieſe Kenntniß, dieſe Uebung gibt die Logik. Was nützt der kraftvollſte Schlag, wenn er den Kopf des Nagels nicht trifft? Und darum wiederhole ich: in der Logik liegt unſer Heil.

Man ſchreit über Formalismus, über eine pedantiſche, unpopuläre, mühſame Vorbereitung für praktiſche Zwecke! Warum beklagt ſich denn Niemand über die Rechenkunſt? Rechnen iſt auch mühſam zu lernen, iſt auch mechaniſch, iſt auch ein Formalismus, und doch muß man es lernen, um im Leben praktiſch fortzukommen, und Jeder dankt den Erziehern, die es ihn lehrten. Logik iſt auch ein Rechnen; nur mit Begriffen ſtatt mit Zahlen; nur viel intereſſanter in ſich ſelbſt, nur viel umfaſſender in der Anwendung. Sie iſt ihrer Natur nach Formalismus und kann und ſoll nichts Anderes ſein. Populär kann ſie nur durch verſtändlichen Vortrag und durch Beiſpiele werden.

Das vergeſſe man nie: das **Denken** lehrt die Logik nicht; wir denken, indem wir ſie lernen, indem wir (auch unlogiſch) disputiren u. ſ. f.; aber die **Geſetze** des Denkens lehrt ſie, und dieſe geben unſerem Denken Selbſtbewußtſein, unſerem Lernen Halt, unſern Fragen Sinn, und unſern Disputen eine letzte Inſtanz, deren wir ſo dringend bedürfen.

Kunst.

Unſere Zeit hat die Naivetät verloren. Naivetät aber iſt die Grundlage aller Kunſt. — ſowohl zum Hervorbringen als zum Genießen.

„Die Zeit der Kunſt iſt vorüber. Unſere Zeit macht andere Forderungen; und dem Künſtler bleibt nichts übrig, als, indem er dieſe Forderungen befriedigt, die Kunſt gleichſam nebenbei einzuſchwärzen..." Iſt der Vorderſatz wahr, ſo iſt es die Folgerung nicht. Die Kunſt kann ſich keinen, ihr fremden Forderungen bequemen, und wer es ihr und der Zeit zugleich recht machen will, wird es mit beiden verderben. Es bleibt alſo dem Künſtler nichts übrig, als: die Zeit (d. h. den Beifall) oder die Kunſt (d. h. die Produktion) aufzugeben oder zu ſuspendiren.

Der Künſtler, der blos die Natur nachahmt, hat vor dem, der aus dem Gedanken heraus operirt, allerdings noch immer den Vortheil voraus, daß er die Gedanken der Natur gleichſam mit in den Kauf erhält. Freilich aber beſteht eben das Eigentliche der Kunſt darin, daß ſie Gedanken des Menſchen verkörpert und dieſen Stempel den Objekten der Natur aufprägt!

Man muß nicht vergeſſen, daß in der Aeſthetik „das Natürliche" nicht „das baare Wirkliche", ſondern „das in der Möglichkeit Wahre," d. h. den Geſetzen der Natur und des Geiſtes Gemäße (nicht Widerſprechende) zu bedeuten hat.

Der große Styl der Alten beſteht darin: **blos** das Weſentliche, aber auch **alles** Weſentliche zu bringen. (Sophokles Tragöd.) Das gibt ihren Werken das Gepräge der Naturnothwendigkeit, und, bei aller Individualität, jene ſymboliſche Allgemeinheit, welche, wohlverſtanden, das **Ideale** ausmacht.

„Ich ſchreibe dir weitläufig, weil ich nicht Zeit habe, mich kurz zu faſſen." Wie viel mehr fordert es, ein reiches Detail zu beſiegen, als ſeine Armuth mit hundert Lappen zu behängen!

Objektivität ſoll nie was anderes bedeuten, als: das Vermögen, die Objekte rein aufzufaſſen; ſo wie Subjektivität: die Eigenſchaft, ſtets etwas von unſerem Subjekte in ſie hineinzutragen. Sei es im wiſſenſchaftlichen Forſchen, künſtleriſchen Darſtellen oder lebendigen Verkehr. Der Idealismus und Skeptizismus begünſtigen die Subjektivität, indem ſie davon durchdrungen ſind: daß es keine Wahrheit als unſere innere Konſequenz gebe, und daß wir ewig nichts ergreifen und darſtellen können als uns. Ein freierer Blick aber überzeugt uns bald: daß gerade in der Gabe, das All abzuſpiegeln und auszuſprechen, der Rang und die Herrlichkeit des Menſchen vor allen Creaturen be-

gründet sei. Je höher man sich ausbildet, desto mehr bemerkt man an sich selbst, wie man lernt, gegen alle Dinge gerecht zu sein, und auch sich als Theil eines Ganzen zu begreifen. Das Letzte, wozu der Denker gelangt. Die freie Resignation (amor Dei intellectualis des Spinoza) ist der Triumph der Objektivität. Wer möchte solche Palmen für die schnöde Anbetung seines Subjekts, zum Frohne des Egoismus, hinopfern?

Es zweifelt also kaum ein Vernünftiger, auf welcher Seite das Rechte sei. Wenn ich aber in einem Aufsatze (über lyr. Dichtkst.) das Subjektive in Schutz nahm, so hatte ich dazu meine Gründe in Zeitverhältnissen. Ein inhaltloses Ergötzen am Konterfeien äußerlicher Dinge ist, wo möglich, noch fruchtloser, als die ewige Wiederholung unserer selbst: und wird unser Inneres nur beharrlich gebildet und geläutert, so tritt endlich von selbst jene Harmonie von Geist und Welt, von Subjekt und Objekt ein, welche das Höchste ist.

Darin muß man, glaub' ich, einig sein: daß eine neue Kunst nur vom Individuellen und Charakteristischen anfangen könne.

Die nothwendigen Geburtsweben sind niemals zu vermeiden, und müssen ertragen werden.

Ob alle Bestrebungen einer angeregten Nation oder Menschheit (in Wissen, Thaten u. s. f.) in einer Kunst endigen?

Der Dichter wirkt, z. B. im Luſtſpiele, ſittlich, nicht nur inſofern er ſittliche Charaktere und Verhältniſſe hinſtellt, oder, indem er poſitiv ſittliche Maximen ausſpricht, oder — als Dichter überhaupt — inſofern alle Dichtung durch Gemüthserhebung die ſittliche Capacität erweitert, — ſondern auch, indem er das Menſchliche in ſeiner Schwäche genetiſch beareifen, alſo mit Billigkeit anſehen lehrt; worin die Humanität beſteht.

Der Dichter veredelt die Menſchen gleichſam durch eine Hinterliſt. Er ſcheint ihren Neigungen zu ſchmeicheln, und reinigt ſie.

Der Dichter verräth, auch der objektivſte, die Stufe und Art ſeiner eigenen Bildung; theils durch das, was er ſagen läßt, theils durch das, was er darſtellt, — denn ſo erſcheint ihm die Welt.

Der Roman iſt eine poetiſche Form. Er ſoll alſo vorzugsweiſe dasjenige darſtellen, was durch die Mittel, welche dieſer Form zukommen, beſſer dargeſtellt werden kann, als durch die jeder andern. Man kann ſagen: Die Lyrik drückt aus, das Drama vergegenwärtigt, der Roman erzählt. Nun ſind aber Zuſtände am beſten auszudrücken, Handlungen zu vergegenwärtigen, Begebenheiten zu erzählen. An Zuſtänden intereſſirt uns am meiſten das Individuum, das ſie erlebt, an Handlungen die Cha-

raktere, in welchen sie begründet sind, an Begebenheiten diese selbst in ihrer tiefern Bedeutung. So beiläufig sehe ich diese Dinge, und das ist in nuce meine Theorie. Mag sich übrigens der Dichter in jedem Bezirk jedes Stoffes bemächtigen, der ihm beliebt: wenn er sich dessen nur wahrhaft bemächtigt. In der Poesie ist die Behandlung Alles. Es gibt hierin unglaubliche Beispiele. Salvandy bewältigt die Geschichte selbst, und läßt sie, wie sie ist; Goethe bringt im Drama das innere menschliche Leben, fast ohne das, was man Handlung nennt; Raphael macht das reinste Bild aus dem unfläthigsten Gegenstande (Vulk. und Pallas).

Der Dichter leistet etwas Ideales, und dieses kann nicht real taxirt werden; in dem Zustande nämlich, in welchem die Staaten bis jetzt sind. Doch ist es ein ähnlicher Fall mit dem Priester. In einem vollkommenen Staate müßte freilich auch dafür gesorgt sein, daß das ächte Genie in jeder seiner Bestrebungen durch äußere Sicherstellung gefördert würde. Denn ohne Behagen keine Produktion. Freilich, wer bestimmt, wo ächtes Genie sei? und gar poetisches? Jede andere Kunst hat eine bestimmtere Sphäre in praxi; die Dichtkunst fließt mit der Bildung überhaupt zusammen, und gewährt dem Dilettantismus am meisten Spielraum. Im Ganzen bleibt es wohl beim besten Rath: Der Dichter suche mit der Welt, wie er kann, fertig zu werden. (Verse machen ist das elendeste Handwerk. Solchen Lumpen soll der Staat für den Müßiggang zahlen?)

Der sogenannte gemeine Verstand und die höchste Ausbildung führen, obzwar mit verschiedenen Mitteln, zu denselben Endurtheilen. In der Mitte zwischen beiden liegen alle Grade des Halben und Verkehrten, woran die Welt leidet, alle die wechselnden Geschmäcke und Thorheiten der Mode und der Einseitigkeit.

Ueber Kunstwerke ist, was das Wesentliche betrifft, alles Reden und Streiten zuletzt ein Gezänk de lana caprina, in's Blaue hinein. Wohl läßt sich über ein Rechnungsexempel (so auch über die Komposition eines gegebenen Kunststoffes) zu einem Urtheile gelangen; aber Wahrheit und Schönheit, die Grundlage und die Vollendung, wollen empfunden sein; und was hilft es, wenn ich entzückt ausrufe: Welch' liebliches Grün! und mein Nachbar sagt kopfschüttelnd: Bester, das ist ja gelb!? — Darüber muß man sich zuerst verstanden haben, ehe man streitet. Mein Nachbar findet Bilder und Ausdrücke eines Dichters treffend, die ich abgeschmackt finde; und bleibt kalt bei dem, was mir die höchste Schönheit ist. Was hilft es da, uns theoretisch abzuquälen? Wir werden einander nie überzeugen.

Man gefällt sich am besten in dem, was man nicht völlig kann. Hier liegt etwas Höheres zu Grunde. Man hat den Instinkt-Trieb, es völlig bewältigen zu wollen, was man durch beharrliche Uebung können wird.

Der reichhaltigſte Stoff zu allen Tragödien und Komödien und tragikomiſchen Romanen, — das ewige Thema bleibt wohl: Das Verhältniß des klaren Menſchen in der Welt zu der Bornirtheit und dem Egoismus der übrigen!

Das Porträt macht inſofern die Grundlage der Hiſtorien-Malerei, als wahre und charakteriſtiſche Köpfe für ſie unentbehrlich ſind. Jeder Künſtler fängt doch von der Welt an, in der er lebt.

Die Wahrheit kann äußerlich ſein oder innerlich. Die Charakteriſtik wohlwollend oder mißwollend (Karikatur). Die ſogenannte Verſchönerung: elegant oder ideal. Das Idealiſiren trifft die Intention, die in jedem Individuum liegt, nur durch die Verhältniſſe getrübt iſt. Die Menſchen ſind gleichſam nicht ſie ſelbſt. Und ſo konnte Ariſtoteles einen Maler tadeln, „daß er die Menſchen darſtelle, wie ſie ſind.“

Der ächte Porträtmaler ſtellt das Individuum hin, wie es in ſeinem beſten Momente, wenn es ſich unbeachtet glaubt, erſcheint. Ohne Oſtentation, nicht dem maleriſchen Effekte geopfert.

Die Natur hat kein Syſtem. Wo der Menſch eines aus ihrem Stoffe bildet, da wendet er die Organiſation ſeines angebornen Denkvermögens auf ſie an. Zeigt dieſe Anwendung Uebereinſtimmung, ſo iſt die möglichſte Objektivität erreicht. Man kann aber nicht einmal überhaupt ſagen, daß die Natur dem Geiſte geſetzlich entſpreche; dies

ist nur theilweise der Fall; den sittlichen Postulaten entspricht sie z. B. nicht; und was der Geist sonst von der Natur aussagt, sagt er, seinen Organen gemäß — aus; hierin bleibt immer der Idealismus im Rechte. Es muß also heißen: Der menschliche Geist ist geeignet, einen Leitfaden für die ihm zugängliche Sphäre der Natur aufzufinden.

Oedipus in Theben, das Vorbild von sogenannten Schicksalstragödien? glaubt Ihr, daß Sophokles das Wort seines großen Vorgängers: „Wer that, muß leiden" — nicht verstanden habe? Der Dichter schreibt das „Räthsel des Lebens" hin, wie er's von der Rolle der Muse herabliest. Wie Ihr es löst, kümmert ihn nicht. — War nicht Oedip's unselige Hast, die blinde, stets dem Gedanken voreilende That, sein Schicksal? Hätte das Orakel sich erfüllt, wenn er im entscheidenden Momente, „da, wo die Wege sich theilen," besonnen gewesen wäre? Ist nicht vom Dichter überall, in jedem Zuge, sein Schicksal zum Voraus — in seinem Charakter gezeichnet? Sagt es ihm nicht Kreon selbst: „Ein Herz, wie Dein's, ist seine Rache selber?" Haben seine Aeltern nicht dadurch den Schicksalsspruch erfüllt, — daß sie ihn glaubten? Hätten sie, statt es im Gebirge auszusetzen, ihr Kind zu mäßigem Wollen erzogen, so wäre er nie eingetroffen. So läßt sich, wenn moralisirt werden muß, mit offenbar besserem Rechte moralisiren. Und ist die Sühnung in Kolonos nicht die beste Darstellung der Müde eines von heftigen Stürmen erschütterten, der Ruhe eines durch Einsicht endlich geläuterten Charakters?

Wieland, der unnachahmliche, der Berlin, Paris und Athen in sich repräsentirt, drückt in seinen trefflichen Noten zum Horaz, seinen Werth als Erklärer selbst am besten aus. „Ein Dichter — sagt er — ist vielleicht glücklicher, einen andern Dichter zu errathen, als Kunstrichter, die so voll Metaphysik der Kunst sind, daß alle Concreta des Dichters durch eine Operation, die ihnen mechanisch geworden ist, sich in ihrem Kopfe in Abstrakta verwandeln."

Goethe! was würdest du zu dem Unheil sagen, das du unabsichtlich angerichtet! Welche Nichtigkeit, welche Verkehrtheit unter deinen Verehrern! welche Rohheit unter deinen Gegnern! Kann denn dieses Volk nie seine Meister erkennen?

Statt Goethe's Gegner durch Verse und Deklamationen zu bekämpfen oder ihnen durch leere Elogen Goethe's in die Hände zu arbeiten, scheint es nützlicher, nachzuforschen, was einer solchen Polemik zu Grunde liegen mag. Abgesehen von den allgemeinern, in Zeit- und Volksverhältnissen wurzelnden Motiven, habe ich bei unbefangener, wiederholter, sorgfältiger, vergleichender Beobachtung Folgendes zu weiterem Nachdenken anregend bemerkt:

Gegner Goethe's sind:

1) Rohe Menschen, die sich, ihm gegenüber, wie in seiner Gesellschaft, genirt und gewissermaßen beschämt fühlen.

2) Einseitige, Bornirte, denen seine Universalität ihre Beschränktheit fühlbar macht, oder als Charakterlosigkeit, wohl auch Oberflächlichkeit erscheint.

3) Oberflächliche, die in seinen Werken zu wenig Unterhaltung finden.

4) Junge soi-disant Genie's, denen die Ironie, mit welcher er auf seine eigene, jugendliche Genie-Epoche lächelnd zurücksah, als Pedantismus und als Verneinung ihres Werthes erscheint.

5) Literaten, welche, um originell zu sein, das Absurde behaupten, oder, um selbst bedeutend zu werden, das Große kleiner gemacht wünschen.

6) Frömmler, denen weniger seine freie, helle Denkart ein Aergerniß ist, als die Züge einer tiefen, geistvollen Religiosität, die der übrigen zum Nachtheile sprechen.

7) Streng sittliche und rechtliche Menschen, die in seiner, Alles gelten lassenden Objectivität eine allzuweite Toleranz, eine Verführung zum Indifferentismus sehen. Hieher sind auch Frauen zu zählen, die sich durch Darstellung einzelner laxer Verhältnisse verletzt und für immer abgeschreckt fühlen.

8) Sehr systematische, logische Köpfe, denen die poetisch-skeptische Allgemeinheit, mit welcher Goethe wissenschaftliche Probleme behandelt, mißfällt; hiezu kommt, daß er an mehreren Orten die Mathematiker und Fachgelehrte direkt angreift.

9) Freisinnige patriotisch- (meist edel-) denkende Männer, welche sich gewöhnt haben, den politischen Standpunkt als den einzig wichtigen und rechten zu betrachten und Jene, die es nicht so halten, für Fremde zu erklären. Hiezu kommt der Umstand, daß Goethe Minister eines deutschen Hofes war und die Anekdötchen von seinem Aristokratismus.

In dieſe Klaſſen und ihre Kombinationen dürften ſich ſo ziemlich die meiſten von Goethe's heftigen Tadlern bringen laſſen.

Diejenigen, welche nicht Bildung genug haben, überhaupt ein Urtheil von Goethe zu fällen, oder welche ſich der Meinung Anderer aus Parteiſucht oder blindlings der Mode anſchließen, kann man nicht als Gegner Goethe's bezeichnen.

Man begreift leicht, wie Goethe für ſo Viele, z. B. für Rahel eine Art Orakelkoran werden konnte. Er hat in einem langen Leben Alles konkret und rein aufgefaßt; nach und nach erlebt Jeder das Einzelne davon, findet ſich erſtaunt an irgend einer Stelle mit ſeinem Gefühle wieder, und möchte rufen: „wie? auch das kennt er?“— Denn es war immer ein Hauptbeſtreben Goethe's, auch das Widerſprechendſte an irgend einem Orte gelten zu laſſen.

Als Goethe ſang: „nur die Lumpe ſind beſcheiden“ (welch' ein Loſungswort für ſo viele Ehrliche!), wußte er noch nicht, daß er bald der ärgſte Lump werden würde. Denn wer war beſcheidener, behutſamer, unentſcheidender in ſeinen Aeußerungen, als Goethe, der graugewordene?

Was, im moraliſchen Sinne, Leſſing von ſeinem Nathan ſagen durfte: „einem Volke, das dieſes Stück liebt, ſei Glück zu wünſchen“ — daſſelbe darf, in demſelben

Sinne. Grillparzer vom „treuen Diener seines Herrn“ negativ wenden und kühn sagen: „ein Volk, dem dieses Stück mißfällt, das es belächeln kann, ist zu beklagen.“ Denn es ist ein entartetes Volk, ein Volk, das die ewige Regel der Völker verloren hat.

Molière, Mysanthrop. Handlung, ganz aus dem Konflikte der Charaktere. Kein Monolog im ganzen Stücke. Kein Charakter ändert sich; was nicht zusammengehört, scheidet sich durch die Katastrophe aus, wie bei einem chemischen Prozesse. Das ist der ächte Menschenfeind; eine Stufe niedriger, wie bei Kotzebue u. dgl. — ist man ein Narr; eine Stufe höher, wo man verzweifelt, ist man kein Menschenfeind mehr. Daß alle Frauenzimmer sich in Alceſt verlieben, ist ein guter Zug. Er ist der Mann. Die Kritik über Oront's Verse (I. 2.) paßt immer. Immer Natur und Gefühl des Wahren den poetischen Schulen und Moden gegenüber.

Von Novalis kann man sagen: er denke mit der Fantaſie und fühle mit dem Kopfe.

Lenau. Savonarola. Der Eingang, einfach, eigenthümlich, läßt das Beſte erwarten. Bald aber zeigt sich, daß dem Dichter der Begriff von einer „Erzählung“ gänzlich abgeht. Auch der Charakter des Helden erklärt sich nicht. Die Theilnahme wird theils vorausgeſetzt, theils

gefordert, nie erregt. Ein tieferes Eingehen auf Geſchichte und angedeutete Zeitanſichten zeigt ſich nirgends. Ein gewiſſer intoleranter, mönchiſcher Vandalismus wird dem heitern Leſer, zumal dem, der Kunſt und Leben liebt, unangenehm. Das lyriſche Gezwitſcher von Blüten, Quellen, Büſchen u. ſ. f. in den ernſteſten Momenten wird dem gefühlvollen Leſer wahrhaft ärgerlich. Doch liegen in dieſer Sphäre die Schönheiten des Gedichtes.

Leben.

In das „Nach dem Leben" läßt ſich Alles hineinphiloſophiren: Das Räthſel liegt im „Zuvor" — wodurch erſt Jenes Halt gewänne. Wie durch die willkürliche Begattung zweier Individuen, die jetzt geſchehen kann, jetzt nicht, — ein Ich ſeine Entwicklung in dem, was wir Zeit nennen, beginne, — was es mit der Monas in allen vorigen Zeiten für ein Bewandtniß gehabt, — da ſitzt es. Die Erinnerung kommt eben erſt in dieſem Leben zur Entfaltung. Freilich! und die immer wachſende Zahl der Ich's, — ihre fortſchreitende Bildung, — die ſterben müſſenden Kinder, — die Blöden, die Wahnſinnigen, — hier heißt es untertauchen in die Nacht der Unendlichkeit, oder feſthalten am Strahl des Glaubens: Wir ſind nun einmal; das iſt klar, und iſt Alles, für uns: mögen wir zuſehen, wie wir zu beharren, was wir aus uns zu geſtalten vermögen!

Das Werden iſt und bleibt die Nuß der Philoſophie. Was hat ſich in uns verwandelt? (Individuation, Beſeelung.)

Wenn ich betrachte, was ich geſchrieben habe, ſo erſtaune ich jedesmal zu ſehen: wie wenig ich im Stande war, mich ſelbſt auf's Papier zu bringen. Es geht wohl Jedem ſo; bei mir kommt die allgemeine, und meine be-

ſondere Unfähigkeit, das Geiſtige auszuſprechen, und eine gewiſſe hypochondriſche Unluſt, die, indem ſie mir das Vergebliche vorhält, jene Unfähigkeit noch ſteigert, zuſammen.

Vorſtellungsweiſen — und was iſt unſer Wiſſen mehr? — können nicht werthgebend ſein. In unſeres Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Es kommt nicht darauf an, welche wir bezieh'n, ſondern was wir d'rin thun, — und nebenbei, wie wir uns mit unſeren Nachbarn vertragen.

Wie viele Namen, Zahlen, Anſichten, Ausdrücke, ja ganze Syſteme beherbergt der Kopf eines ſogenannten gebildeten Menſchen! Welche Maſſe von Wiſſen haben Bücher und geſelliger Verkehr ihm überliefert!... Und, wenn nun die Stunde der Prüfung, der ächten, unbeſtechlichen Selbſt- und Lebensprüfung, kommt — wie wenig von all jenem beſteht! Wie wenig kann er ſein nennen, ſo daß es ihm frei, völlig und bleibend zu Gebote ſteht! — Da zeigt es ſich, daß nur das Leben, und was man ſelbſt daran entwickelt, wahrhaft fördert.

Das größte und unſchätzbarſte Gut des Menſchen beſteht doch zuletzt im Beſitze und Gefühle ſeiner ſelbſt. Wer es, auch nur für kurze Zeit, vermißt, und ſodann wieder gewonnen hat, — nur der kennt ſeinen ganzen Werth, und wird mit allen Kräften ſeines Daſeins ringen, es nie zu verlieren. Kein Wiſſen, kein Glauben, keine äußere Macht

keine Geltung, keine Verbindung, keine Illusion kann es ersetzen, keine Verkennung kann es rauben. Der es in sich hat, nimmt es mit sich in alle ferneren Bestimmungen seines Daseins hinüber; er ist für sie reif, wie er es für die jetzige war; denn dieses Gefühl ist zugleich die Kraft und das Licht seiner Wirksamkeit, — ewig thätig und leuchtend, wie die ewige Kraft und das ewige Licht, dessen Ausfluß alles Einzelne ist. Nicht vergebens kann der gelebt haben, — qui vixit et vidit et vignit...

Jeder Mensch ist doch im Innersten zuletzt — Mensch. Diesen Menschen eines Jeden, aus den individuellen Verhältnißknäueln herauszuwickeln und zu fördern, ist die sittlichste Aufgabe.

Das homo sum etc. hat tiefere Konsequenzen, als die einer allgemeinen Theilnahme, die auch dem oberflächlichen Blicke nicht entgeht. In jedem Menschen, den man inniger verstehen lernt, findet man Stücke des eigenen Selbst wieder; und das erschafft eine Sympathie, welche näher als jene Theilnahme verbindet.

Wer recht auf sich merken und sich in den feinsten Fältchen seines Innern nicht vor sich selbst verheimlichen gelernt hat, der hat einen Schlüssel zu Vielem, was nie in der Welt ausgesprochen wird, und doch alle Triebfedern der Welt bewegt. Es ergeht uns eben Allen so ziemlich gleich, und wir erleben in uns das Nämliche, und

werden auf ähnliche Weise dadurch bestimmt. Und dieses Bestimmtwerden ist eben das humanum nemini alienum; das Selbstbestimmen (die Gegenwirkung darauf) freilich ist der Vorzug ungemeiner Menschen.

Freiheit? Nothwendigkeit? Es ist nothwendig, daß sich der Mensch für frei halte! wenn er Mensch sein soll. Wozu also das viele Reden?

Man ändert sich im Ganze des Lebens weit mehr als man glaubt. Es ist schwer, das zu fühlen, weil man sich nicht in den zurückversetzen kann, der man nicht mehr ist. Aber es kommen Momente, wo dieser Gewesene auftaucht; und namentlich gibt manchmal das Verhältniß zu andern Menschen plötzlichen Aufschluß. Sich selbst in allem Wandel am wenigsten zu vermissen, bleibt ein Abzeichen der ungemeinen Naturen.

Jeder Mensch wird wiedergeboren. Es tritt die Epoche ein, in welcher er selbst über sich und sein Verhältniß zur Welt zu denken anfängt. Er wird mündig; und diese geistige Wiedergeburt ist kaum minder bestimmt bezeichnet als die erste Geburt des Leibes.

Alle menschenfeindlichen Deklamationen von Menschen haben etwas Lächerliches und Anmaßendes. Sie

müſſen wenigſtens in der Form „wir Menſchen ſind“ u. ſ. w. gegeben werden.

Demjenigen, der, wie jener Gelehrte, ſagen würde: „die Menſchen theilen ſich in zwei Klaſſen: ſolche, welche gehängt werden, und ſolche, welche verdienen gehängt zu werden,“ — muß man erwidern: zu welcher zählen Sie ſich?

Man muß gut unterſcheiden: den Mißmuth des Vernünftigen über die herrſchende Schalheit, — und den des Narren über die wachſende Vernünftigkeit in der Welt.

Freude daran, Vieles lächerlich zu finden, drückt Mißwollen, — gar nichts lächerlich finden, drückt Beſchränktheit aus.

Was den Menſchen von der ganzen übrigen Natur ſcheidet und befreit? der Zwieſpalt ſeines Weſens, die Kraft, ſich zu verläugnen.

Jeder Menſch hat auch ethiſch eine ihm zukommende, eigenthümliche Form. Sich dieſe zur Erkenntniß und ſodann zur Darſtellung zu bringen, iſt eine große und unerläßliche Aufgabe. Pflicht und Wahrheit in abstracto haben freilich weder Form noch Farbe; ja ſie entfernen, ihrem Begriffe zufolge, den Menſchen vom Individuum, von

sich selbst. Aber die Art, in welcher sich beide im Menschen manifestiren, ist völlig individuell, und für den, der solche Manifestationen je gesehen und beobachtet hat, ein entscheidender Beweis für die Identität und höhere Persönlichkeit des menschlichen Einzelwesens. (Kant, Goethe, Marc Aurel, Schiller, Byron o. v. i.)

Man wird zu Allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenschlichen? Gewiß, es gibt geborne Menschen, wie es geborne Poeten gibt. War nicht Marc Aurel Einer?

Nicht vom Verstande, noch weniger vom Gefühle, nur vom Willen müßte die höhere Erziehung anheben. Jener beiden geben nur Form und Ressort, dieser allein einen Inhalt.

Was ist erforderlich, damit eine Krystallisation, — eine bleibende, gesetzliche Bildung — gelinge? Vollkommene Auflösung des zu Bildenden im Bildungselemente und Ruhe während der Bildung.

Man sollte fast denken, Erziehung durch Menschen sei unerreichbar, weil zu viele incalculable Momente mitwirken, und das Individuelle obendrein incalculabel ist. Doch muß sie möglich für Menschen sein, weil sie Aufgabe für Menschen ist. Verhält es sich mit der Heilkunst anders? hat sie's nicht auch mit Individuen zu thun?

Doch ist sie zu allgemeinen Gesetzen gelangt, denen sie das Individuelle subsumiren gelernt hat. Freilich ist diese Subsumtion ein Akt, der viel fordert. Das mag auch bei der Erziehung so sein.

Aus Jedem kann sich nur entwickeln, was die Natur in ihn gelegt, aber daß es sich entwickle, daß es sich geordnet, ohne Verlust, entwickle, — das ist so gewiß in die Hand der Kunst gegeben, als sie ja auch Thier- und Pflanzenkeime neben der Natur zum Leben zu erziehen gelernt hat.

Begabte Jünglinge muß man nicht zu sehr hofmeistern oder gar negiren, wenn man nicht in ihnen einen heimlichen, also nur um so anmaßenderen, Stolz erregen und nähren will. Ueberhaupt ist ein abgenöthigtes, demüthiges Wesen immer Ursache und Symptom inneren Dünkels.

Nur der Jugend nicht durch Rath zu helfen suchen! Erfahrung und Wissen sind nur für den mittheilbar, der erfahren hat und weiß. Das Beispiel, die Thatsache ohne alles Beiwerk von Räisonnement, ist, nebst der ursprünglichen Anregung, Alles, was man hier geben kann.

Das Wichtigste, aber auch Schwierigste, bei jeder Art Erziehung, Bildung u. s. f. ist: das Verhältniß zwischen dem Besondern und Allgemeinen. Eine allgemeine Zweckvorstellung muß freilich schon im Anfange mitgetheilt werden oder gegeben sein, weil sonst statt einer Bahn

nur ein schwankendes Herumtappen möglich wird. Aber das Allgemeine, in seiner Ganzheit und Bestimmtheit, muß sich immer erst aus dem Besondern, Individuellen entwickeln, weil es sonst nicht wahr, nicht lebendig werden kann. So geht die rechte Bildung in den Wissenschaften, in der Dichtkunst, in den übrigen Künsten, im Leben des Einzelnen und in den Verfassungen der Staaten und Gemeinden vor sich. Das ist aber eben die Aufgabe, — für jede Bildung das nothwendige Allgemeine zu bestimmen, welches als maßgebend den individuellen Entwicklungen vorangegeben sein soll. Diese Aufgabe wird durch die innige Durchdringung von Theorie und Praxis häufig (z. B. in der Heilkunst) sehr erschwert. Der Schüler soll den allgemeinen Begriff von „Fieber" haben, um das Fieber in concreto zu erkennen; er kann aber den allgemeinen Begriff nur gewinnen aus der concreten Anschauung. Auf diesem wichtigen Verhältnisse beruht der Werth jeder Staatsverfassung; das Prinzip: „gesetzliche Freiheit" ist bei jeder dasselbe; keine aber kann sich die beste nennen, weil bei jeder concrete Verhältnisse mitzuberücksichtigen sind. Große Gesinnungen, Gedanken, Ansichten, Systeme, haben nur Werth, wenn sie Resultate vielfacher Bemühungen im Kleinen und Einzelnen sind.

Oft habe ich mich scharf beobachtet und gefunden: auch bei unwölktestem Kopfe ist der Gedanke rein und frei, wie Etwas, das, von Außen bedrängt, sich unendlich.

unverletzbar, zurückzieht. Nur die Wirkung ist ihm gehemmt; er kann gleichsam nicht empfunden werden.

Energien (der Erfahrung zufolge), die träge (vis inertiae), die zähe, die stille, die feste, beharrliche, die stoßweise, die duldende, die zarte, die wilde, die heitere, die, welche mehrere dieser Kriterien in sich vereint.

Ein Anderes sind die einzelnen Vermögen in ihrer Potenzirung: Verstand, Wille, Fantasie u. s. w. „Energie" als Gesammtausdruck, bezieht sich auf das Resultat aus ihnen und Anderem, oder auf die individuellste, ihrem Ursprunge nach unbekannte, dem lebendigen Wesen eingeborne Kraft.

Wenn Charakter (wie Hardenberg sagte) ein vollkommen gebildeter Wille ist, so kann kein Zweifel bleiben, worauf es bei der Charakterbildung eigentlich ankomme. Der Verstand, von den ersten Gründen bestimmt, wird durch die folgenden vielleicht umgestimmt; das Gefühl, durch den ersten Eindruck bewegt, unterliegt eben so leicht einem zweiten, ihm widersprechenden. Also Wille ohne, oder gegen, Verstand und Gefühl? Gewiß nicht; die Aufgabe bleibt eben, ihn biegsam ohne Schwäche, kräftig ohne Starrheit zu machen. Der innere Mensch ist doch zuletzt nur Einer; Eine Kraft. Diese Kraft dem Rechten zuzuwenden und zu stärken, — das ist es, was Noth thut.

Ueber die Stimmung durch Tageshelle habe ich neulich eine lebhafte Erfahrung gemacht. Die Lampe, die in meinem Schlafzimmer des Nachts brennt, brannte sehr hell. Ich erwachte und wußte nicht, welche Zeit es war. Gewohnte nächtliche, meist ernste, ja düstere Gebilde nahmen Besitz von meiner Fantasie und verjagten den Schlaf. Da schlug die Uhr fünf, und ich erkannte, daß, was ich für Lampenschein gehalten, schon Tageshelle war. Augenblicklich veränderte sich meine Stimmung; dieselben Gegenstände die mich eben verdüstert, erschienen im heiteren Lichte, und ich hatte wieder Muth. Ich empfand diese Veränderung wie einen Ruck im Gehirn.

Es gibt kühlende Gedanken, wie es erhitzende gibt. Das Verhältniß ist nicht wie das der fröhlichen und traurigen; beide können beides sein.

Eine gerührte Stimme ist wie das Abendroth oder ein farbiges Glas, durch welches wir die Welt schöner, wie überzaubert, erblicken.

Wie die gedeihliche Thätigkeit beschaffen sein müßte? nicht übertrieben (a. der Dauer, b. der Anstrengung, c. der Hastigkeit nach); nicht invita Minerva; abwechselnd (a. mit Rast, b. mit den Gegenständen.).

Mit der Leidenſchaft möchte es immerhin angehen,— wenn ſie nur commenſurabel wäre.

Es gelingt nur dem geiſtig kräftigen und ſittlich durchgebildeten Menſchen, in ſich eine gewiſſe Stille zu bewahren, die, ſelbſt während bewegter Momente und Epochen, wie der Punkt des Archimedes, noch eine Stätte für die Betrachtung bietet; die dem Sein das Denken zugeſellt, welches die wahre Glückſeligkeit des Menſchen ausmacht.

Sich etwas Gutes anzugewöhnen, ja ſich dadurch zum Guten zu gewöhnen, wird ſo ſchwer nicht fallen; aber ſich den alten Fehler abzugewöhnen, — das iſt ſchwerer, als ſich's Jener denkt, der die menſchliche Natur nicht kennt.

Das Publikum ſchmäht und klagt über die Aerzte. Die Kranken aber wiſſen oder bedenken nicht, wie ſehr ſie ſelbſt, durch Eigenſinn, Vorurtheil, Leidenſchaft, Widerſpruch, die Aerzte in ihrem Urtheilen und Handeln verwirren — und verderben.

Das Leben hat nur inſofern einen Werth und eine Bedeutung, als wir ſie ihm geben. Das iſt das Weſen und Inſiegel des Geiſtes, daß er ſchaffe, daß er produktiv ſei. Und das iſt das Vorrecht des Menſchen unter den Geſchöpfen, daß er ein Leben des Geiſtes leben könne.

Dieſes Vorrecht aufgeben, — das iſt der eigentliche Materialismus in Leben, Kunſt und Wiſſen. Es zu üben, iſt der Stämpel des Genius, des ſittlichen, künſtleriſchen, philoſophiſchen. Der Geiſt wirkt und bildet, einem Ideale gemäß; was ſein ſoll, nicht was iſt, ſchwebt ihm als Zweck ſeines Daſeins vor. „Wenn kein Gott wäre, wir müßten uns einen ſchaffen," — zu dieſem Worte trieb ihn, ſelbſt im feſſelloſen Drange der Anarchie, ſein eigener Inſtinkt. „Wenn keine Tugend wäre, — konnte er eben ſo wahr ſagen, — wir müßten ſie erſinnen, ſollen wir nicht vergebens Menſchen geweſen ſein!" — Und iſt es mit der Glückſeligkeit anders? Macht ſie nicht jeder Menſch ſich ſelbſt? Mit dem Schönen anders? Nimmt es das ſchaffende Genie aus der gemeinen Wirklichkeit? Iſt nicht alles Große — Dichtung? Nur wer dichtet, lebt. — Forſchet alſo immerhin den Geſetzen der Natur, als ſolchen, mit ſelbſtverläugnender Treue nach — vergeßt aber dabei nicht auch dem verläugneten Selbſt, in einem andern Gebiete, ſein Recht wieder zu gewähren; gebet dem Geiſte, was des Geiſtes iſt! Strebe der Menſch, welcher dieſes Namens würdig ſein will, zu bewähren, daß er es iſt, — indem er ein geiſtiges Leben bethätigt, in Tugend, Dichtung oder Gedanken, eine eigene Welt ſich ſchaffend, in deren Mittelpunkte eine Perſönlichkeit, und nicht ein Ding, ſich waltend offenbart!

Es kommen im Leben manchmal Zuſtände, die ſich, mit einer kleinen Modifikation, typiſch wiederholen. Man

könnte ſie Keime des Lebens nennen. Solche Keime ſind oft förmliche Sentenzen, denn ſie ertheilen Lehren im Symbole.

Faſt in jedem Menſchenleben gibt es Momente oder Ereigniſſe, in welchen, wie in Keimen, ſeine ganze Zukunft vorgebildet iſt, und die man als Symbole dieſes Lebens betrachten kann. Einem alldurchdringendem Auge müßte eigentlich jeder Moment eines Lebens ſo erſcheinen; denn in jedem prägt ſich aus, wie ein beſtimmter Menſch die Welt auffaßt und gegen ſie reagirt, und hierin liegt ſein Geſchick; — aber glücklich, wer ſich ſelbſt, auch nur Einmal, in einem ſolchen Momente offenbar wird.

Was iſt die Vergangenheit? du ſelbſt. Nichts aus ihr vermagſt du feſtzuhalten; nichts iſt mehr für dich, als die Keime, die ſie in dein Weſen legte, und die mit dieſem ſich allmälich entwickelten und verſchmolzen. Was iſt die Zukunft? für dich — nichts als du ſelbſt. Sie kann dich nur angeh'n, in ſo weit es deine Aufgabe iſt, dich ihr zuzubilden. Erinnern und Hoffen in jedem andern Sinne iſt Täuſchung eines Traumes; ſich ihr hinzugeben — Hätſcheln des Gefühls.

Das Gemenge von Luſt und Schmerz im Labyrinthe des menſchlichen Lebens iſt — menſchlich zu ſprechen — ein Symbol der göttlichen Abſicht. Ohne Leiden bildet ſich kein Charakter, ohne Vergnügen kein Geiſt. Der Menſch ſoll alſo wohl an Beiden reifen. So auch die Menſchheit.

Wer kann den Schmerz der Trennungsgedanken schildern — der Trennung von Jenen, mit welchen wir wahrhaft das Leben durchlebt haben? Den Schmerz dessen, der nur Ein solches Gemüth auf Erden sein nennen kann? Den Schmerz des Abschiedes, der tausendmal vor dem wirklichen Abschiede Beider Innerstes jammervoll zerschneidet? Den Schmerz des Einsamen, Gealterten, der Niemanden mehr finden kann, sein Leben noch Einmal mit ihm vom Anfange an durchzuleben! — Und doch, wenn die Thränen, die diese Seelenqual uns auspreßt, bald zu trocknen anfangen, — wie ist uns, als ob ein Engel von uns geschieden wäre! Wie gleichgiltig, kalt, öde, erbärmlich erscheint uns die Welt! Ist das nicht die hörbare Stimme Gottes, daß die Liebe von oben sei, nach oben trachte, und daß der Mensch für diese Liebe bestimmt sei?

Wenn wir die Augenblicke des Vergnügens, der Seligkeit analysiren, so ist sie, wie alle menschlichen Zustände, doppelter Zustand (homo duplex) ein Vergessen seiner selbst; ein völliges Besitzen seiner selbst; ein erhöhtes Dasein, ein dem Dasein Entrinnen. Ein Widerspruch, wie der Mensch, — und kein Widerspruch! denn, was man vergißt, sind die Fesseln, und was man erhöht empfindet, ist die Freiheit des Lebens.

Jeder Rückweg scheint weit schneller und kürzer, als der Hinweg schien. So auch das Altwerden. Man kann

Univ. Bibl. München

es nur dadurch um diesen Schein betrügen, daß man es als einen Hinweg betrachtet und behandelt.

Die menschliche Seele kann es sich nicht verhehlen, daß ihr Glück doch eigentlich nur in der Erweiterung ihres innern Besitzes bestehe. Frage sich jeder Gebildete aufrichtig: wann er sich wahrhaft glücklich gefühlt habe? nur in jener herrlichen Zeit jugendlicher Entfaltung, da mit jedem Tage seinem Geiste neue Welten sich aufthaten, neue Sphären des Gedankens. Je älter man wird, desto sparsamer werden diese Eindrücke; die Erde hat zuletzt doch nur ein beschränktes Terrain für die Erkenntniß, und nur selten noch beseligen den bejahrten, mit ihr bekannt gewordenen Mann einzelne, neu auftauchende Wahrheiten. Muß er sich nicht am Ende nach einer andern Welt sehnen, die seinem gereiften Geiste neue Aufgaben verheißt?

„Man rühmt sich der Ruhe — hörte ich sagen — ach! und die bittern Erfahrungen des Lebens haben uns statt ihrer nur die Gleichgiltigkeit gegeben!“... Ich verstehe den Vorwurf dieses Seufzers nicht. Allerdings ist Ruhe — Gleichgiltigkeit über manche Dinge, deren geringen Werth wir erst einsehen lernten. Was dachte man sich für eine Ruhe neben leidenschaftlichem Begehren? Gegen das Beste macht uns keine Ruhe gleichgiltig. Nur in der Heftigkeit verkannten wir es.

Das Leben weist Jedem mit einem eisernen Stabe seine Bahn. Wohl dem, der den Stab sieht, und seiner Richtung mit ernstem Schritte folgt, und nicht wartet, bis der schwere Stab mit unabschüttelbarem Gewichte strafend auf seinem Rücken liegt.

Das Hauptergebniß, das die zunehmenden Jahre dem Menschen bringen, ist: ein geändertes Verhältniß des relativen Werthes der Dinge zu ihm. Was seiner Sehnsucht, seinem Glauben, seinem Streben einst wichtig erschien, sieht er nun theilweise in Schein zerfließen, und immer mehr lernt er die Wichtigkeit dessen begreifen, was er einst für unbedeutend und klein geachtet hatte.

Das Leben selbst (oder die eigene Persönlichkeit) ist eines dieser Dinge, an deren relativer Werthschätzung man ein Beispiel dieser Verschiedenheit hat. Wie leicht erscheint dem Jüngling, — wie schwer dem Greise, seine Wichtigkeit, sein Verlust!... Im Gegensatze das eigene Wissen — wie groß Jenem, — diesem wie klein!

Wähne nicht, daß die Betrachtung oder die Lehre oder die Begeisterung dich, von obenher, beseligen können. Du selbst, von Innen heraus, mußt dich hinauf arbeiten. Die Raupe wird nicht zum Schmetterling, weil sie den Nektar der Blumen gekostet hat; sondern sie nährt sich vom Safte des Honigs, weil sie Schmetterling geworden ist.

Witz, Heiterkeit, die Macht des Lächerlichen, — ein unschätzbares, ein unentbehrliches Element im Ganzen der menschlichen Bildung. Wo es mangelt oder vergessen wird, macht sich Dünkel, Beschränktheit, Pedantismus falsche Größe geltend. Warmes, reines Gefühl, mit Witz, der es von jeder Uebertreibung läutert, und so nur stets mehr in sich kräftigt, was mag man Schöneres wünschen? Witz zeigt die ächte Größe des Menschen, weil die aufgeblasene nicht vor ihm besteht. Heiterkeit endlich, die in der Stimmung des Gemüthes ist, bleibt ein freies, dir selbst zustehendes Trostmittel, wo Trostgründe nicht mehr ausreichen. Wer wollte nicht versuchen, ob es zu erschaffen sei.

Nur dem vertrau' ich völlig, nur der imponirt nachhaltig, der über sich zu lächeln fähig ist.

„Zersetzend" ist ein gutes Wort für den verneinenden, polemischen Verstand. Was im Ganzen aufgefaßt, harmonisch und vollkommen wirkt, — zerfällt, in seine Einzelheiten zersetzt, oft freilich in ganz ungenügende Elemente. Dieser Verstand wirkt also oft wahr, aber ungerecht.

Ein stetes Wiederkehren auf den rechten Weg, ein beständiges Anfangen, — mehr hoffe der Stärkste nicht von sich, und verzage nicht, wenn er sich in diesem Zustande gewahrt.

Dämmerung iſt Menſchenloos — und Menſchenſtandort in jeder Beziehung. Auch dem ſittlichen Menſchen iſt nichts gefährlicher, als die ſchwüle Mittagsſonne des Glückes, der behagliche Zuſtand müßigen Beſitzes. Es iſt der Zuſtand der Verſuchung, ſo gut wie ſein Gegenbild: die Nacht des Unglücks; und wer das gelernt hat, wird, ſtatt über den Urſprung des Böſen zu grübeln, mit tiefer Bewunderung der Vorſehung, in den beſten Tagen die Erinnerung der ſchlimmſten, im Lärm der Freude den geheimnißvollen Warneton des Schmerzes ſelbſt hervorrufen.

Gedanken ſind die Nahrung, Gefühle die Atmoſphäre des geiſtigen Lebens. Ohne ſie kann es nicht beſtehen. Fantaſien ſind ſeine Genüſſe, Willensakte (Petitionen) ſeine Kraftübungen. Ohne ſie kann es nicht gedeihen. Sein Zweck iſt Fortſchritt, der des körperlichen nur Selbſterhaltung.

Mit Entzücken möchte man manchmal alle Schelme umarmen, wenn man diejenigen betrachtet, welche die Welt rechtſchaffen nennt!

Nichts ärgert die ewige Gerechtigkeit mit ſolcher Freudloſigkeit, als das Mißgönnen fremder Freude.

Soll man in Lagen die du ja längſt vorher wußtest und durchſchaust — dich ſtaunen ſehen und wimmern hören wie den Pöbel der Menſchen? du haſt gelebt und ge-

ſehen; was willſt du mehr? erwarte ruhig, bis man dich ruft.

Die „ſtärkeren Vorſtellungen" in der Seele ſind es die das Glück oder den Troſt des Menſchen ausmachen, ſo wie ſein Elend. Ihr Auftauchen und Verſchwinden in ſeine Gewalt zu bekommen, — ſeine Aufgabe, wenn er nicht verzweifeln will.

Seine Seligkeit in ſich zu haben! immer und überall ſein Glück in ſich!... Gibt es ein anderes Glück? Ueberall und immer gibt der Gedanke Stoff zum Selbſtgeſpräch, die Dichtungskraft Bilder, das Daſein Raum für Gefühle, für ein reines Wollen!

Thörichtes Preiſen und Beneiden unbewußten Glückes!... Nur im Geiſte kann das Glück gefunden werden, da es ſelbſt nur ein Begriff iſt. Wer je den dumpfen Zuſtand ſinnlichen Behagens mit dem Gefühle geiſtiger Klarheit in der Erfahrung vergleichen lernte, weiß, daß es ſich hier nicht um ein Wortſpiel handelt. Jenes Beneiden trifft (meint) eigentlich nur das Unbewußtſein des Unglück's, welches letztere ja auch nur ein Begriff iſt. Flehet alſo zu den Göttern nur um Helle des Geiſtes und laßt ſie des Uebrigen walten!

Das iſt das Merkmal, durch welches der gemeine und der höhere Menſch von einander unterſchieden ſind: daß Jener ſein Glück nur dann findet, wenn er ſich ſelbſt vergißt — dieſer, wenn er zu ſich ſelbſt wiederkehrt, ſein ſelbſt innig genießen kann. Jener, wenn er ſich verliert, dieſer, wenn er ſich beſitzt.

Beiden mag der Tod eine fröhliche Botſchaft ſein; denn er befreit Jenen von ſeinem quälenden — und führt Dieſen zu ſeinem reinen, eigentlichen Ich.

Der Beweinende wiſſe, daß er wieder beweint wird, der Belachende, daß man ihn wieder belacht, der Betrachtende, daß er wenigſtens durch Klarheit befriedigt wird.

Nur immer das helle Auge vom Kleinen weg, feſt auf's Große, Ganze gerichtet! Wer keinen Blick für die unendliche Natur ſich abzugewinnen weiß, hat an ſeiner eigentlichen Vergangenheit einen Spiegel, der ihm Geſchichte predigen kann, wenn er hören mag. Und wer ſich geſchichtlich geworden iſt, der iſt ſich klein geworden; und es kann ſich in ihm der Sinn für's Große aufſchließen.

Nur immer das alte Gebet: „ein reines Herz und große Gedanken!"

Wie wahr ſchrieb Rahel, „daß man plötzlich alt wird!“ oder nur weniger paradox — wie fühlt man, ehe man ſich's verſieht, daß man alt geworden iſt! Weg ſind alle Illuſionen, alle Seligkeiten, alle Kräfte der Jugend, — bar und bloß ſteht man da, weiſe und ohnmächtig, feſtgewurzelt in der Erde, die Einem keine Nahrung mehr gibt, — wie der alte Baum im Winter, der ſeine nackten Zweige traurig zum Himmel ſtreckt.

Es iſt unſittlich, nur ſeine Gefühle — ſelbſt die moraliſchen — zu hätſcheln; es führt zum Verderben. Man muß grauſam und unerbittlich gegen ſich ſein lernen, wenn man an ſich glauben, wenn man ſich achten lernen will.

Präge dir nur das tief und unauslöſchlich ein und habe es täglich in der Seele: „Warum klagſt du? warum forderſt du, was nun einmal, wie du ſchon einſehen gelernt haſt, nicht gefordert werden darf? Warum heißeſt du nicht deine Empfindlichkeit, deine Anſprüche ſchweigen?“ Die ſchönſten Lehren ertheilſt du dir in deinen Vormerkungen, — und wenn du dich ſelbſt daneben hältſt; wie dann? gehätſchelt willſt du ſein! das iſt's.

Es gibt eine Beſchränktheit des Gefühles, die nicht über ihre Sphäre hinaus fühlen kann, ſo gut wie eine Beſchränktheit des Verſtandes, die nicht über ihre Sphäre hinaus denken kann Iſt es nun wahr, daß beim Weibe

das Gemüth, wie beim Manne der Verstand den Hebel zu Allem bietet, so wüßte man, *wohin* bei der weiblichen Erziehung zu wirken wäre.

Gefühlsbornirtheit ist fast noch schlimmer als die des Verstandes. Sie gibt den rechten, eingefleischten Egoismus. Was ist es, als Nichtmitgefühl?

Jeder höher gedachte Verein tendirt (bewußt oder unbewußt) dahin, sich selbst entbehrlich zu machen (Staat, Kirche, M.) ꝛc.

Die Schriftsteller entwickeln meist viel mehr Verstand, wenn sie die Gedanken ihrer Gegner, als wenn sie ihre eigenen analysiren.

Wenn man analysiren gelernt hat, findet man zuletzt, daß die wenigen einfachen Grundzüge der menschlichen Natur unter tausend Formen, Beziehungen und Umhüllungen, im ganzen Getriebe des Lebens immer erkennbar sind, und gleichsam das Hauptgerippe dieses lebendigen Körpers, die Elementarzahlen des großen, arithmetischen Systems und aller seiner Combinationen darstellen. Den Menschen, als solchen, aus allen Verkleidungen herauszufinden, ist die Aufgabe, — leichter und schwieriger, als man denkt.

Wenn ſich, in ſchweren Stunden des Ringens, das Gefühl der Pflicht: Menſchenliebe, — und das Ergebniß der Welterfahrung: Menſchenverachtung, in deinem Buſen bekämpfen, — dann rette dich die innige Empfindung: daß auch du Menſch biſt, wie ſie; daß auch du von ihnen geduldet werden, und dich dulden mußt, wie ſie.

Das Genie bedarf und verdient kein Lob. Es hat ſich nicht ſelbſt hervorgebracht. Wohl aber verdienen Fleiß und ſittlicher Werth Anerkennung und Ruhm. So wird es in einem vollkomm'neren Zuſtande der Menſchheit gehalten werden. Man wird die Naturkräfte dankbar benützen, und den Triumph der menſchlichen feiern. Man wird die Homere genießen und den Ariſtiden Denkmale bauen.

Wohlthaten, Almoſen, Freundlichkeit, Nachſicht ſind nur ſehr dürftige Supplemente wahrer Sittlichkeit. Ja, es gibt viele Menſchen, welche durch dieſe oſtenſiblen Aeußerungen der Tugend ſich von den höheren Pflichten der Rechtlichkeit, von der wahren, inneren Tugend: der Geſinnung, gleichſam loskaufen zu können glauben. Sie paſſiren im Leben, in der Sozietät für die Guten, — aber Gott ſieht die Herzen. Die wahren Wohlthaten ſind die, durch welche Wohlthaten entbehrlich gemacht werden.

Es gibt nicht leicht etwas Verkehrteres, als die Klage gewiſſer zarter Seelen: daß man ihnen die Begeiſterung

für etwas durch's Zergliedern raube. Es gibt doch wohl etwas der Begeisterung Würdiges, was also jede Zergliederung aushält? nun gut! so wird die ächte Begeisterung durch jede Enttäuschung nur näher gerückt, und wird, wenn sie den rechten Gegenstand gefunden hat, erst recht in sich vollendet, fest und innig sein. Und gesetzt, es gäbe Nichts, was die Probe aushält, — wer möchte ewig in der Täuschung leben, und ein Sklave des Vergänglichen sein?

Freilich, auch die Zergliederung muß ächt sein, und dem Gefühle geben, was des Gefühles, dem Verstande, was des Verstandes ist.

Einige Menschen montiren ihren Verstand ebenso, wie andere ihr Gefühl oder ihre Fantasie, ja ihren Willen.

Die Ersten sind die männlichen Nachbeter Hegel's, die weiblichen Rahel's; die zweiten Schwärmer; die dritten Fantasten, sei es im Leben oder in der Poesie; die vierten werden zu jenen heroischen Karikaturen, zumal in der Politik, deren beständiges Ankämpfen eine fruchtlose Poltronnerie darstellt.

Sowohl die Lobpreiser als die Tadler des sogenannten einfachen Menschenverstandes mögen darauf bedacht sein, den gesunden Menschenverstand von dem gemeinen Menschenverstande wohl zu unterscheiden. Jener weigert sich keineswegs, das Höhere anzuerkennen, das dieser mit engbeschränktem Egoismus verkennt und verläugnet.

Nicht das abſtrakte Denken allein, auch das Fühlen und Wollen faſſen wir in der Idee der Geiſtigkeit zuſammen. Dieſes Drei in Einem, ein uns unbegreiflich Gegebenes, ſind wir genöthigt, auch im Ideale der Geiſtigkeit — in Gott vorauszuſetzen. Darauf iſt die Idee der Perſönlichkeit Gottes, darauf die einer perſönlichen Fortdauer gegründet. Das iſt der Vater (das Fühlen), der Sohn (das Wollen), und der Geiſt (das Denken). Das Ideal des Schönen, des Guten, des Wahren. Unerforſchlich iſt dieſe Einheit. Sind doch ſchon die intellektuellen Gefühle im Menſchen unerklärlich. Platon muß etwas Aehnliches gedacht haben, da er ſagte: „Die nicht vorübergehende Freude wird vom Verſtande ſelbſt, als eine der Erkenntniß und Tugend (Wollen) zu ihrer Genugſamkeit unentbehrliche Beimiſchung hervorgebracht, und gehört demnach zu der Natur des Ewigen.“

Würden wir ſagen, das Denken mache den Vorzug des Menſchen aus, wenn wir nicht fühlten, daß es ihn ausmacht? Woher dieſe wunderbare Erſcheinung, daß unſer ganzes Weſen von Vorſtellungen, von Gedanken, ja von Ideen bewegt wird?... Gehören dieſe Erfahrungen, die wir in uns zu unſerem Leide und zu unſerer Tröſtung machen, — die auf jeder Stufe der Kultur gemacht werden, der körperlichen Organiſation an, weil ſie in ihr ſich offenbaren? So wenig als das Denken. Gehören ſie aber zum Denken? So wenig als das Wollen. Ehre und pflege doch jeder, der Menſch heißen will, ſeine

Gefühle und ſein Gewiſſen, — dieſe geheimnißvollen Abzeichen eines höhern Urſprungs, zugleich mit der Vernunft — dem heiligen Winke einer höhern Beſtimmung!

Nichts iſt wahrer, als daß die ächteſte Wahrheit deines Gemüthes getrübt wird, wenn du ſie anders als durch That und Daſein, wenn du ſie durch Worte mittheilen oder gar vertheidigen willſt. Das Wort, die rohe Waffe des Streites, iſt ein viel zu grobes Werkzeug für den Stoff des Geiſtes. Wie du dich darauf einläſſeſt, verlierſt du die Gewalt über deinen eigenen Gedanken. Es iſt immer etwas Bedingtes an Allem, was man ausſpricht, und kein Redender hat völlig Recht. So iſt auch die Tugend, die Religion und das Schöne nur dein, ſo lange du nicht um ſie worteſt; und ſo ſcheint alles Höchſte ſich den geſchloſſenen Tempel des menſchlichen Innern zum allgemeinen Wohnſitze gewählt zu haben.

Nichts hat der ächten Moral und Religion ſo ſehr geſchadet, als das Moraliſiren und Predigen; nichts der Philoſophie mehr, als die eitle Spekulation; nichts der ideellen Entwicklung mehr, als das Idealiſiren. Je mehr man öffentlich dieſe höhern Gegenſtände verhandelt und wiederholt, deſto gewiſſer kann man ſein, Indifferentismus gegen ſie zu erzeugen, — wie ſchon Kotzebue bemerkte, daß das viele Kirchenbeſuchen in ſeiner Kindheit ihn irreligiös gemacht habe. Keine Deklamation wird die Richtung

einer Zeit oder eines Volkes ändern. Je mehr man ſich mit Beweiſen und Reden abmüht, deſto mehr wird der Gegner rufen: eitle Phraſen! — Man lehrt ihn ſelbſt, das Höhere herabzieh'n und verachten, indem man es ihm aufdringt. Ja man begibt ſich durch voreilige Profanirung zu einer unempfänglichen Zeit, vor einem unempfänglichen Publikum, derjenigen Mittel, welche dieſe höchſten Angelegenheiten bei Empfänglicheren gefördert hätten. Nicht zu Ueberzeugenden gegenüber iſt Schweigen das einzige Angemeſſene. Ruhiges Handeln nach der eigenen Ueberzeugung iſt hier das Einzige, wovon noch Wirkung zu hoffen iſt. Das iſt einer der großen und wichtigen Grundſätze, welche die Geheimhaltung ſittlicher und höherer Zwecke von Altersher wünſchenswerth erſcheinen ließ.

Alle Wirkung iſt nur wahr und ächt, ſo lange ſie keinen Namen hat. Mit der Nennung ſchwindet der Zauber. Das Weſen der Lehre Chriſti war getödtet, als das Chriſtenthum entſtand; die Lehre Kant's, im Grunde doch nichts als der angewandte Grundſatz der geſunden, prüfenden Vernunft, hat ausgewirkt, als ſie Kritizismus genannt ward; ja die Sittlichkeit ſelbſt leidet unter dem Namen der Moral und des Moraliſchen. Ausgeſprochen — iſt getödtet. Merke dieſe Maxime, wer wahrhaft wirken und wohlthun will!

Ethiſches Problem: die höhern Gefühle, welche Natur im Menſchen an die Liebe der Geſchlechter geknüpft

hat (wohl zu ſondern vom reinen Gefühl des Wohlwollens)... wohl nur teleologiſch zu begreifen: zur Entwicklung des wirklich höhern Gefühls (ſ. Platon: Gaſtmahl). Ein Beiſpiel, wie Natur beſtändig die Extreme, das Höchſte und Niedrigſte, in einander ſchlingt.

Der (wie Kant richtig nachweiſt) irrigen Anſicht: daß Tugenden ein Mittleres zwiſchen je zwei Laſtern ſeien, liegt die wahre zu Grunde: daß jedem Laſter irgend eine Tugend entgegengeſetzt ſei.

„Was ſchadet doch die ſchöne Freude, die Ihr Sünde nennt, der Welt? Worin liegt das Laſter an der Liebe? worin das Verbrechen an der Menſchheit, das wir begeh'n, wenn wir die kurze Spanne dieſes ſchalen und traurigen Lebens durch einen frohen Rauſch zu verträumen ſuchen?..." In der Ertödtung des moraliſchen Sinnes, der die Wurzel aller übrigen Tugend iſt. Dieſer langſame Mord des guten Prinzipes in Euch ſelbſt und Andern iſt die Sünde gegen den heiligen Geiſt.

„Und was nützt, wem nützt die Enthaltſamkeit, die mein Leben verödet?"... Daß ſie die Selbſtbeherrſchung fördert, welche die Wurzel aller übrigen Tugend iſt; daß ſie höhern, vorher nie geahnten Freuden Raum gewährt, die nun in den gereinigten Tempel deiner Bruſt einziehen.

„An seiner eigenen, sittlichen Veredlung arbeiten — ganz gut! aber hat der Mensch nichts anderes zu thun? Entzieht er sich nicht durch diesen ethischen Egoismus der Welt?"

Seine sittliche Arbeit fängt eben damit an, daß er seine Pflichten erfülle. Fürchtet also nicht, daß er sie versäumen werde!

„Wenn er aber nun mit seiner Selbstbearbeitung fertig, wenn er der Mensch ist, der er sein soll, — was dann?"

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume der Erde nicht in den Himmel wachsen! aber sei es! dann erst wird er berufen sein, auf Andere zu wirken, die Welt zu verbessern.

„Und wenn nun die ganze Menschheit ihrem sittlichen Ideale zugeführt wäre, wenn sie wäre, was sie sein sollte, — was dann? was dann?

Wartet geduldig ab, ob ihr erlebt, was Euer Vorwitz mit der Elle eures Gesichtskreises mißt! denkt euch immerhin fertig, — was ihr noch nicht angefangen habt, — vielleicht beginnt dann erst das große Werk, wozu im unbegreiflichen Ganzen der Dinge der Mensch berufen ist, — der Mensch, untauglich, wie er ist, sich erst tauglich machen soll!

Besser aber, ihr früget nicht, wie faule Knechte thun, — sondern ginget an's Werk, da es doch nichts anderes zu schaffen gibt, was Befriedigung, ja was Trost gegen Verzweiflung gewährt!"

Es ist nicht genug, seine Pflichten zu erfüllen; man muß sie als Pflichten, — aus Pflichtmaxime — üben. Weder Thaten noch Kenntnisse sind geistiger Besitz des Menschen; nur sein Wollen ist es.

Durch den Willen ist er Person und Genosse des Geisterreichs, Mitansprecher der Unsterblichkeit.

Menschen, deren sittliche Forderungen eine kategorische Strenge, ein Letztes und Unbedingtes aussprechen, sind nur zu oft diejenigen, die diesen Forderungen, ja selbst geringeren, am wenigsten genügen. Dagegen solche, die ihre Forderung bedingt stellen, Nachsicht und Billigkeit für das Menschliche mit in Anschlag bringend, vermuthen lassen, daß sie es ernstlich meinen, daß sie das Höchste versucht und wieder versucht haben, und es wohl eher leisten werden, als Jene. Daß übrigens das Ideal, als solches, durchaus anerkannt werden muß, versteht sich für die Vernunft eben so von selbst, als es für den Verstand klar, und für das Herz genügend bleibt, daß jede Annäherung an das Ideal erkannt und anerkannt werde.

Nichts ist moralisch unwirksamer, als die Uebertreibung des Moralisirens; ja es wird nichts gewisser das Gegentheil vom Bezweckten bewirken. Wenn man z. B. das Unglück des Reichthums so grell schildert, daß der Reiche lächeln muß, — so wird der Hörer selbst das Wahre daran nicht glauben.

Hieher gehört besonders die von Dichtern u. a. so oft grell gemalte Qual des Gewissens. Man bedenkt nicht, daß das Gewissen entwickelt sein muß, um deutlich zu sprechen. Den Guten, wenn er gefehlt hat, quält das Gewissen, den Gemein-Schlechten nicht. Der Mittelmäßige tröstet sich beim Anhören der gräßlichen Schilderung mit seinem: „Gottlob! solche Qualen spür' ich nicht!" und wird in seiner Mittelmäßigkeit bestärkt.

Ganz gewiß! das unvermeidliche Resultat der höchsten Aufklärung ist: Apathie. Hier hilft nur die Idee der Pflicht, die ein selbstgeschaffenes Objekt des Gefühles ist.

Der Ehrgeizige gibt mir einen bessern Begriff von seinem Gefühle, als von seinem Verstande. Derjenige fühlt immer noch edel genug, den es mehr nach Ehre, als nach stofflichem Besitze treibt; aber gedacht hat er noch nicht weit, — sonst würde er entdeckt haben, wer die Ehre gibt, und was an ihr ist.

Wenn man auf die modernen deutschen Publizisten Acht gibt, so gewahrt man, daß es sie charakterisirt: das eigentlich Richtige und Gute zu verkennen, und das Halbe und Mittelmäßige mit einer unendlichen Wichtigkeit zu behandeln. Halb und mittelmäßig sind sie selbst; es ist ein unklares Geschwätz, ein Gesalbader, das klingt, als ob's was wäre, und ist nichts; ein wichtig thuendes Nichts.

„Sich zu sich selbst erheben," — „sich geschichtlich werden" — Ausdrücke für das tröstliche Gefühl, daß ein unzerstörbares Wesen in uns lebt, das nach und aus allen Lagen und Stimmungen immer wieder wenigstens für Augenblicke obenauf gelangt ist und gelangen wird, — und wäre es nach dem längsten Augenblicke, — dem irdischen Leben. An diesen großen Ueberblick, an dem Alles nur vorbeigeht, kann sich glücklicher Weise der Mensch halten; dazu ist er organisirt.

Wahrheit in den Weltlebensverhältnissen? Ich lüge täglich; mag man wenigstens aus diesem Bekenntnisse sehen, daß ich wahr bin.

In der Welt — wahr? was würde sie dazu sagen? Wer sie kennt, lächelt über einen solchen Anspruch; wer ihn machte, hat sie und sich nicht gekannt. Wer ist denn mit sich selbst wahr? und dieser Anspruch ist doch gültig.

Der vollendete Schein läßt sich nur durch das Sein erzielen.

Wenn man B.'s durchaus musterhafte Repräsentation zergliedert, so findet man beiläufig

gegen Höhere Achtung mit dem Ausdrucke des Selbstgefühls:

gegen Gleiche: wenn ſie gebildet ſind, — Repräſentationsloſigkeit (man könnte ſagen Humanität); wenn ſie ungebildet ſind: Höflichkeit;

gegen Geringere: Anſtand, mit dem entſchiedenen Ausdruck von Güte.

Reine Auffaſſung und geſonderte Behandlung der Verhältniſſe als Fundament der Sozialität (Galanterie, Neigung, Liebe, Ehe, Dienſt, Freundſchaft u. ſ. w.).

Es iſt eine eben ſo gewöhnliche als irrige Phraſe, daß ſich zwar Liebe nicht, wohl aber Achtung erzwingen laſſe. Ganz umgekehrt: Liebe läßt ſich allenfalls durch unbedingt liebenswürdiges Betragen, auf eine Weiſe erſchmeicheln, der nicht ſo leicht irgend Jemand zu widerſtehen vermag. Achtung dagegen iſt ein Gefühl, das nur ſehr wenige Menſchen, nur Menſchen, welche ſelbſt achtungswürdig ſind, einem Andern zu zollen vermögen. Es erfordert einen weit höheren Grad ſittlicher Kultur, als er in der Menge vorauszuſetzen iſt. Sei der Mann ſo achtenswerth als er wolle — nie wird er die rohe, gleichgiltige, egoiſtiſche, zerſtreute Maſſe zwingen, ein Gefühl in ſich zu erwecken, das ihr fremd, und noch dazu läſtig iſt.

Achten? kein gemeiner Menſch vermag zu achten. Wenn Jemand im Rufe iſt, von der Menge geachtet zu

werden, so rechne man darauf: er wird nur gefürchtet und beneidet.

Achtung übt denn auch, selbst wo sie nicht versagt wird, der Intension nach, eine sehr geringe Macht im Weltverkehr. Den Geachteten speist man mit Worten ab, und überläßt ihn sich selber. Nur Furcht und Zuneigung sichern ihren Erregern lebendige Wirksamkeiten.

Es ist eine niederschlagende Erfahrung, daß Beifall und Ruhm nur immer Wirkungen begleiten, an denen etwas — wenn auch nicht absichtlich — Unwahres oder Illusorisches ist. An meinen eigenen Versuchen konnte ich das unverkennbar bemerken. Ich erlange Beifall, wo mein Gewissen mich nicht völlig für rein erklärt, oder wo ich wenigstens jetzt deutlich meine Unzulänglichkeit oder meinen Irrthum einsehe. Dagegen sind meine wahrsten und besten Worte, Rathschläge oder Handlungen ohne Erfolg geblieben. Selbst an den größten Berühmtheiten ist es kaum je die Größe, aus welcher zunächst die Berühmtheit hervorging.

Der Ruhm, populär geworden zu sein, ist immer ein sehr zweideutiger. Man wird nur populär dadurch, daß man so bornirt ist wie die Menge, oder daß man die Leidenschaften der Menge theilt, oder daß man schlau jene Bornirtheit benützt und diesen Leidenschaften schmeichelt. Das Gute und das Wahre, und der Gute und Wahre,

werden höchstens auf Augenblicke populär, so lange eine reinere Anregung die Menge erhebt.

Wenn man von Jemanden einen Fehler kennt, so glaubt man ihn sofort auch schon zu übersehen. Ein großer Irrthum! selbst bei gewöhnlichern Naturen; ein noch größerer bei ungemeinen, deren Fehler oft in derselben tiefen Wurzel stecken, die ihre Tugenden hervortreibt.

Die größte Stärke des Menschen ist die: sich darüber hinauszusetzen, daß man ihn für schwach halte. Es begegnet dieß der Welt, in ihrer Oberflächlichkeit leicht mit Guten, da man sieht, daß oft Schwäche für Güte gilt.

So haben denn auch die Tugenden ihren Münzfuß? Ihre Valute? Demuth, Gehorsam, Treue, Selbstverläugnung, — die höchsten, die letzten Aeußerungen der menschlichen Größe, einst unter dem Namen der „Heiligkeit" über das Menschliche gehoben, und angebetet, — wird ihnen nicht jetzt der Zopf als Attribut gegeben?

Man kann oft genug im Leben sehen, wie sich die Leistungen, ja die Vermögen nach den Anregungen und Empfänglichkeiten richten. Es gibt Menschen, mit denen ich immer etwas Vernünftiges rede, Andere, bei denen ich mich wie verstandes-gelähmt fühle. „Wenn du mir glaubst so kann ich dir wahrsagen."

„Wenn ich immer vom Ideal des Glückes seufzen höre, das durch die bürgerliche Einrichtung zerstört wird — sagte der alte Major — fällt mir König Friedrich's: „Hunde! — wollt ihr ewig leben?" ein. Wer Teufel sagt euch denn, daß ihr da seid, um glücklich zu sein? Eure Schuldigkeit zu thun — dazu seid ihr auf der Welt. Ist denn die Natur so philanthropisch, als ihr euch geberdet? Ist sie nicht auch kalt und grausam? Das wird schon seine guten Gründe haben. Uebrigens, beim Lichte gesehen, so arg ist es eben nicht. Versucht es nur einmal, zu sein, wie ihr sein sollt, — das Glück wird nicht ausbleiben! Der Apfel schmeckt nur beim ersten Biß sauer, — später gewöhnt sich der Gaumen, und die Kost ist gesund und schlägt an. Lieber Himmel — fuhr er fort und lachte. — ließe man's nur einmal nach eurer Melodie gewähren! ließe man alle die unglücklichen Paare, die, „von einander unverstanden, durch das kalte Gesetz der bürgerlichen Convenienz auf ewig an einander geschmiedet sind, auseinander geh'n, und sich nach Wahlverwandtschaften, an die Herrlichen verheirathen, — das gäbe einen schönen Spaß! dieser Wechsel von Wahlverwandtschaften, den man da binnen einigen Jahren erleben würde! das wäre eine großartige Komödie, — eine Weltkomödie!" In diesem Tone sprach er noch lange fort, — aber es hörte ihn Niemand an; denn man wußte, daß er seine Zeit nicht verstand.

Wenn man das Verhältniß der Geschlechter betrachtet, wie es sich im wirklichen Leben darstellt, so wäre man

eher versucht zu glauben, sie seien zum Kampfe, als zur Einigung in der Menschheit geschaffen. Beide suchen einander nur, um entweder Vortheil aus der Verbindung zu ziehen, oder Lüste zu befriedigen, oder um sich gegenseitig zu beherrschen. Wo die Liebe anfängt (wenn sie ja anfängt) werden die Geschlechter vergessen. Bekommt nicht durch solche Betrachtungen die Lehre der Mystiker Bedeutung: daß die Menschheit durch diese Spaltung in Geschlechter und durch zeitliche Geburt aus beiden gestraft worden sei?

Daß man sich doch vor dem Gesetze der Vorurtheile und Konvenirungen so sehr genirt, sich, ihm zu Liebe, so strenge beherrscht, — dem Urtheile der Vernunft und des Vernünftigen gegenüber so wenig!

. . . Je hais tous les hommes:
L'es uns, parce qu'ils sont méchans et malfaisants,
Et les autres *pour être aux méchans complaisants.*
(Molière Misanthr.)

Wer fühlt sich rein, wenn er sich die zweite Hälfte dieses Vorwurfs treu vor die Seele hält? Und warum haben wir nicht die sittliche Stärke, uns, im Bewußtsein höherer Ansprüche, — weniger zu geniren? Die méchans geniren sich nicht; warum das? Trauriges Merkmal des allgemeinen Weltzustandes!

Die Fähigkeit wird stets ein Hinderniß der Protektion sein. Denn der Unfähige verspricht, ein brauchbares Werkzeug zu sein, während der Fähige *Fragen* besorgen läßt. Selbst die Verzichtleistung auf alles Selbsturtheil sichert nicht gegen Zurücksetzung. Denn schon das Gefühl beobachtet, und, wenn auch schweigend, beurtheilt zu werden ist unbequem.

Wenn du das Gute willst, werden wenige deine Protektion suchen. Die gerechte Sache verschmäht es, zu flehen; die schlimme wagt es nicht.

Der Oesterreicher sagt: „eine gute Haut sein," und „eine gute Haut haben." Mit Beidem meint er, käme man gut durch die Welt. Es ist aber ein Unterschied. Wer eine gute Haut *hat*, dem schaden Püffe nichts; sie schützt ihn, wie ein Besitz, den man festhält; wer eine gute Haut *ist*, den schindet man, da er *selbst* mit ihr verletzt wird.

Das Stehlen wird in der Gesellschaft mehr dedaignirt, als weit größere Laster; so hat man der Lehre Gall's das Diebsorgan übler genommen, als den Mordsinn. Mit dem Begriffe von Stehlen associirt sich der von Unkraft und Armuth; und die Begriffe von Kraft und Vermögen sind der Maßstab populärer Schätzung.

Das Gewiſſen iſt der Geſchmack im Sittlichen. Das Gemeine ekelt uns mehr an, als ſelbſt das Verbrechen. Aber auch der Geſchmack kann als ein Gewiſſen im Aeſthetiſchen aufgefaßt werden.

Es ſcheint jetzt nur zweierlei Menſchen zu geben: montirte und blaſirte. Aber es ſcheint nur ſo. Die Blaſirten halten ſich nur dafür, und ſind ſehr leicht zu montiren, — wenn nur etwas im Leben ihrem Selbſt ſchmeichelt. Der Vernünftige iſt keines von beiden; er hat zu viel zu thun. Und Vernünftige gibt es ja doch auch wohl noch? Sie entſtehen oft mit den Jahren aus Solchen, die ſich als Knaben für blaſirt hielten und gaben, und aus Solchen, die ſich allzuoft montirten.

Laßt Euch durch alle Weisheit aus dem Kopfe die unabweislichen Rechte des Gefühls nicht rauben! Laßt Euch durch allen Zauber des Gefühls die heiligen Rechte der Vernunft nicht verkümmern!

Niemand wirkt ſolche Wunder, als die Mode, die man, um ſie zu adeln, Geiſt der Zeit zu nennen liebt. Wenn es ihr gefällt, das innerlich Entgegengeſetzteſte zu gleicher Zeit zur Geltung zu bringen, ſo vertragen ſich oft in Einem Kopfe Anſichten, um deren Verſchiedenheit willen ſich ein andermal ganze Völker oder wenigſtens philoſophiſche Schulen bekämpfen würden; man bemerkt gar

nicht, daß man A nicht eigentlich loben kann, ohne B zu verwerfen; — man lobt oder verwirft Beides, — denn Beides iſt Mode oder nicht Mode.

Eine Mittelſtufe der Bildung hat für den geſelligen Verkehr den Vortheil vor der höhern, — mehr Sympathie zu finden und zu theilen. Man iſt eben gebildet genug, um in den Anſichten, die ſich von der des großen, rohen Haufens ſcheiden, die gleichſam ein Gemeinbeſitz der Beſſeren ſind, zuſammenzutreffen; in ihnen begegnet und erkennt man ſich, und es gibt ein erfreuliches Zuſammenwirken von gemeinſamer Tendenz und individueller Verſchiedenheit. Nicht ſo gut ergeht es dem, der ſich in einſamer Stille auf einen Platz hingearbeitet hat, von wo dieſe Sympathien nicht mehr gelingen wollen.

Situation: ein Menſch höherer Art und Bildung, in einen geringeren, aber complicirten Kreis verſetzt. Er muß hier auch erſt anfangen und lernen: der Dumme und Gemeine aus dieſer Sphäre thut es ihm zuvor, und man weiß nicht, wer von Beiden der Geſcheidte iſt. Da iſt Alles vergebens, ſich auf Vernunft und höhern Sinn zu berufen: man verſteht dieſe Sprache nicht.

Situation: des Demagogen als Dupe der Menge, die er entweder ſelbſt düpiren will, oder der er ſich opfert.

Situation: eines begabten, aber unerfahrenen Menschen, der ohne gründliche und folgerichtige Ausbildung anticipando urtheilend, sich Ruf und Geltung der Genialität erwirbt, — und nun, durch Erfahrung und Nachbildung erst über sich aufgeklärt, einsieht, wie wenig er weiß, und wie sehr ihn diejenigen an solider Einsicht übertreffen, die ihn als Genie bewundern.

Maximen und Ansichten mancher Menschen, an und für sich hoch und wahr, sind oft, in Bezug auf diese ihre Verkünder und Bekenner, nur Krücken oder selbst Aushängeschilder, wodurch sie vor Andern und vor sich selbst gewisse Einseitigkeiten oder Schwächen ihrer Individualität verbergen. (Oft ohne sich dessen recht bewußt zu sein.)

Man begehrt meistens nur deßhalb Rath — um sich nicht entschließen zu dürfen. Wer sich entschließen kann, bedarf des Rathes selten. Und es ist der beste Rath: Jeden auf sich selbst zu verweisen.

Es ist, Gott sei Dank, nicht wahr, daß von jeder Verläumdung dem Verläumdeten, sei er auch noch so rein, ein Makel kleben bleibe; vielmehr dem Verläumder, stelle er sich auch noch so rein, steht der untilgbare Makel mit völliger Gewißheit bevor.

Das Haupt-Ergebniß, welches Reisen zuletzt gewähren, liegt darin, daß man lerne und sich gewöhne, sich auch zu Hause und überhaupt in der Welt als Fremdling zu betrachten und zu benehmen. Ein unschätzbarer Gewinn!

Seine Zeit verstehen und ihr Bedürfniß erkennen, heißt nicht blos mit dem Strome schwimmen, sondern auch: wissen, wo sie zu weit geht, wo es ihr gebricht. Der Lauf der Zeit beschreibt eine Spirale; es gibt immer einen Kern ernster, denkender Beobachter, und diese bilden die Achse, um welche sie sich bewegt. Auch die Achse ist eine fortschreitende Linie, — aber eine gerade.

Es ist gleich unangemessen, das weibliche wie das männliche Element ausschließlich gelten zu lassen. Die Männer sind wie die Consonanten, die Frauen wie die Vocale im Alfabet der Gesellschaft. Jene bilden das Gerüste, ohne welches diese keine Stelle finden; sie sind hart, aber wesentlich und bestimmend. Mit den Vocalen allein kann man nicht sprechen, — höchstens etwas wie Gesang hervorbringen. Die Consonanten taugen nicht zum Gesang, aber sprechen kann man auch nicht mit ihnen allein, — höchstens die Schrift (die Sprache für geistiges Bedürfen) wie die Orientalen; und da bedarf es des Harriketirens.

Man thut nicht Recht, gar zu sehr gegen die leeren Höflichkeitsphrasen und gesellschaftlichen Lügen, z. B. „ich

habe die Ehre," — „Euer Hochwohlgeboren," — „ganz ergebenſt" u. dgl. — zu eifern. Eben das iſt das Gute und Brauchbare an dieſen Redensarten: daß ſie eigentlich nichts ſagen, und ſo offenbar lügen. In einem idealen Zuſtande der Geſellſchaft freilich müſſen ſie weg, — aber im jetzigen wäre man oft in der größten Verlegenheit, wenn man dieſe Phraſen durch ſolche erſetzen müßte, welche die Verhältniſſe wahrhaft bezeichnen.

Wer öffentlich auftritt, muß, wie der Deklamator, die Schauſpielerin u. ſ. f., ſich das Publikum als ihm geneigt vorſtellen. Wie er ſich ſeine Feinde gegenüber denkt, ſo wird er nicht mehr reuſſiren, ja ſein Debüt hat keinen Sinn mehr.

Witzigſein iſt eine Koketterie des Verſtandes. Es iſt eine wichtige Aufgabe, hierin die rechte Linie zu treffen. Ein Schriftſteller iſt am größten im Witze, wenn er den Verſtand hat, nicht zu witzig zu ſein; wenn er in jedem Satze etwas Treffendes ſagt und nie, des Witzes willen, mehr als dieſes Treffende ſagt. Hippel, Börne und Miſes ſind, in ihren beſten Schriften, hierin ausgezeichnet, und beſſer als Jean Paul, der oft, von ſich ſelbſt hingeriſſen, in's Humoriſtiſch-Geſchwätzige, Spielende verfällt. Jener beſſere Witz freilich fordert Leſer und Hörer, die wiſſen, was treffend iſt.

Derjenige kennt Welt und Menschen wenig, der dazu räth, die höheren Zwecke der Menschheit von den Dächern zu predigen. Wir haben es erlebt, was dabei herauskommt. Es gibt Mysterien der Sittlichkeit, wie der Religion; sie sind zu heilig und zu zart, um nicht an der Atmosphäre des Marktes ihre stille Wirksamkeit einzubüßen. Der blinde Haufe, der nie in sein Innetes schauen, geschweige denn sich selbst bezwingen gelernt hat, wird jene Geheimnisse zu schalen Phrasen mißbrauchen, und gerade, je öfter er sie wiederholt, für um so längere Zeit ohnmächtig machen, indem er ihnen ihren Kredit und ihre Würde raubt. Das Höchste und Beste ist nicht populär und kann es, seiner Natur nach, nicht sein.

Von Rechten deklamirt Jedermann, von Pflichten wird hübsch stillgeschwiegen; gut möchte man's haben; um's gut sein bekümmert sich Niemand. Und doch! wenn Jeder vor seiner Thür kehren wollte, — bedürfte es da einer Straßen-Reinigungs-Anstalt?

Aus dem Streite, der zu Kant's Zeiten über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Revolutionen geführt worden ist, hat sich ergeben, was unsere eigene Erfahrung nun so eisern bekräftigt hat: daß in Fällen, wo die Revolution unvermeidlich ist, Alles darauf ankommt, den Zwischenraum *ohne* Gesetz (zwischen dem Aufhören der alten und dem Eintreten der neuen Regierung), — diesen eigentlichen, unabläugbaren, wahren Grundsatz der

Kantischen Ansicht, — möglichst gleich Null zu machen. Ist einmal diese Aufgabe, in ihrer ganzen Wichtigkeit und Bedeutung, den Völkern zum Bewußtsein gekommen, dann braucht kein Staat mehr vor Revolutionen zu zittern.

Uebrigens liegt ein Trost für die spätern Völker darin, daß die Herrschaft des *Gesetzes* eben den Begriff des konstitutionellen Staates ausmacht, — also verderbliche Revolutionen nur Einmal — nämlich zum Uebergange aus der absoluten in die konstitutionelle Regierung, — statt haben können. Und wie lange werden noch überhaupt solche Uebergänge nöthig sein?

Bei Umstaltung absoluter Monarchien in konstitutionelle hat das Zweikammersystem vor dem Einer Kammer nebst den übrigen bekannten Vortheilen (größerer Reife der Gesetzgebung u. s. w.) auch den, daß es die Reaction von Seite der bisherigen Regierung vermindert und jedenfalls weniger zu heimlichen Umtrieben veranlaßt, da die Regierung bei dem Zweikammersysteme sich öffentlich mitvertreten sieht.

Der erste Schritt zur Konstituirung hätte also eigentlich überall von den Regierungen ausgehen sollen: durch Verantwortlicherklärung der Minister, Gründung und Erweiterung der ständischen Institute. *Diese* mußten den natürlich-gesetzlichen Uebergang zur Volks-Selbstvertretung anbahnen.

Es kommt weniger auf den Verſtand als auf deſſen Gegenwärtigkeit an. (Schneller Ueberblick, Bereitſein, Entſchiedenheit, Keckheit.)

Der Leitende ſollte zwei Eigenſchaften haben (die er nicht hat):

Anerkennung und Gebrauch der vorhandenen Kräfte;

Geltenlaſſen der Anſichten und Leiſtungen und ihrer Eigenheit;

Geiſt und Anſicht (die er ſelbſt hat) kommt ihm nur als Mitglied zu Gute.

Indifferenz, — von nun an! Alles im Stillen; nicht durch Gewalt, ſondern durch Folge!

Es liegt in der Natur der Sache, und die Geſchichte lehrt es uns täglich: daß Reinheit der ſittlichen Geſinnung und Ernſt im Denken, — wenn ſie in Lebensverhältniſſen öffentlich werden, — als Pedantismus erſcheinen. Wenn man dem Vortrefflichen und Gründlichen irgend einen Schatten anzuheften Luſt hat, ſo wählt man immer die Bezeichnung „pedantiſch.“ So mußte ſich Salvandy ſelbſt bei dem tiefſten Ernſt, womit er im Leben verfährt, den Vorwurf des Pedantismus gefallen laſſen.

Das Kleine in einem großen Sinne behandeln, iſt Hoheit des Geiſtes; das Kleine für groß und wichtig halten, iſt Pedantismus.

Klein iſt der Prahler, der, große Reden im Munde (Menſchheit, Freiheit, Recht, Staat), wie ein Knabe mit Welten ſpielen will. Klar ſieht der Kenner der Welt und der Menſchen, der wie Goethe, ſich über dieſe keine Illuſionen macht, und — auf die Gefahr hin, Philiſter geſcholten zu werden — ruhig bleibt. Groß aber iſt der, welcher alles das kennt und fühlt, und ſich nicht irren läßt und wirkt: le regard attaché à une étoile, qui seul & (& salv.)

Eine Communität mit unverantwortlichen Vorſtänden iſt despotiſch regiert. Eine Communität, welche ihre Vorſtände, ohne Achtung und Vertrauen gegen ſie, beſtändig zur Verantwortung zieht, iſt gar nicht regiert. Ohne Freiheit gibt es keinen Fortſchritt, ohne Gehorſam keine Geſetzlichkeit, keine Freiheit. Das kann freilich nur auf einem höhern als dem gemeinen Standpunkte begriffen werden; nur von Jenem, der den Werth der Sittlichkeit, die auf Selbſtüberwindung beruht, verſtehen gelernt hat.

Gibt es noch heut zu Tage Jemanden, der da glaubt, daß eine Majorität je gerecht ſein werde, — ſein könne? „Aber der Einzelne eben ſo wenig!“ Alſo der Einzelne, unterſtützt von Wenigen, wo möglich, den Beſten.

„Die edlere Seele unfähiger Menſchen zu leiten.“ (Mevern.) —

Menſchen edleren Sinnes eignen ſich wohl ganz gut zur Leitung. Nur müſſen ſie, blos unter der Herrſchaft des Geſetzes, hoch genug über den zu Leitenden ſtehen. Sie ſind ſonſt nicht fähig, ihren Anſichten Geltung zu verſchaffen. Sie müſſen von oben herab wirken; von unten hinauf dringen ſie nicht durch. Wer ſoll ſie verſtehen?

Welche Situation für einen honetten Menſchen von Einſicht: ſich für das loben zu hören, was er innerlich ſelbſt mißbilligen muß, — das vertreten zu müſſen, was er nicht gut heißen kann! Das iſt die Situation deſſen, der ſich demokratiſch verpflichtet hat.

Welche ſittliche Prüfung für denſelben, für jeden ſeiner beſſern Rathſchläge, für jede reinere That — Tadel und Nachtheil zu erfahren!

Es iſt ſowohl für den Vollziehenden, als vorzüglich für den Leitenden und Geſetzgebenden eine Hauptaufgabe, der er gewachſen ſein muß, und die ich täglich verfehlen ſehe: den rechten Punkt zwiſchen Oberflächlichkeit und kleinlichem Detail zu treffen. Wer gar zu genau ſein, alles erwägen, nichts überſehen will, — überſieht gewöhnlich gerade die Hauptſache, auf die es eben ankommt. Die Angelegenheit wird verworren, Zeit verloren, und ein rei-

ner, entschiedener Abschluß verhindert, verzögert und zuletzt doch übereilt. So wie der Witz, so ist manchmal eine gewisse Freiheit und Leichtigkeit das Heil der Geschäftsführung.

Unglücklicher Gedanke, diejenigen, die eine Sache verstehen, vor Jenen verantwortlich zu machen, die nichts davon verstehen.

Alle bisherigen Umwälzungen haben gelehrt: daß die Herrscher das Herrschen, die Beherrschten das Sichbeherrschen nicht verstanden. Beide aber thun, als hätten sie diese Lehre nie erhalten; man sieht wohl, — sie wollen sie nicht verstanden haben.

Das Volk? das Volk! wer ist denn das Volk? Jene, die durch Intriguen gewählt, das laute Wort auf den Bänken führen? Nein! Jene, die schweigend und sorgenvoll zu Hause sitzen und erwarten, wie man ihre Bedürfnisse erforschen, erkennen, befriedigen, ihre Zustände garantiren wird.

Zwei Bedingungen sind unerläßlich, wenn die rein demokratische Berathungsform Heil bringen soll: strengste Bescheidenheit der Berathenden, und Betheilung derselben bei der Ausführung der von ihnen gefaßten Beschlüsse. Wenn sie denken, ehe sie votiren, — und handeln müssen, nachdem sie beschlossen — werden sie beschließen, was sie vertreten können.

Wer sich die große Aufgabe der Reform setzt, legitimire sich vor Allem durch Beweise seiner Selbstbeherrschung. Ruhe und Gesetzlichkeit sind die Grundpfeiler seines Baues; ohne sie stürzt er zusammen, ehe er vollendet ist.

Man hält gemeiniglich Leute für kräftig, die beständig widersprechen. Und in der That ist steter Kampf, rastlose Polemik das Lieblingselement starker Charaktere — denen es an höherer Einsicht gebricht.

Kriterium: Wer darauf besteht, Recht zu haben, hat zuverlässig Unrecht.

So lange noch über Ansichten und Meinungen gestritten wird, ist sich doch Jeder, wie die zuhörende Gesammtheit, noch der leitenden Prinzipien bewußt. Wenn man aber, um den bloßen Meinungen zu entgehen, sich an den Wortlaut des Gesetzes wendet, — da geht die Konfusion erst recht an, denn nun kommt das Auslegen; und was die Debatte schlichten sollte, verwirrt sie unauflöslich.

Bei mündlichen öffentlichen Debatten fällt mir oft genug die Schmähung der Staël über Goethe ein, als er bei der plötzlichen Nachricht eines folgenreichen Kriegs-Ereignisses nichts „Schlagendes" zu sagen wußte. Wie manches „nur zu schlagende Wort" wurde öffentlich, im Leichtsinne des Augenblicks, ausgesprochen, — das zum Heile

der Völker. — wenn der Sprecher die Sachlage zu Hause, in tiefster abgezogener Stille, auf dem Papiere, ruhig sich hätte zurechtlegen können, — unausgesprochen geblieben oder besser ausgesprochen worden wäre!

Alles wahrhaft Große macht den Effekt von Ruhe, weil es eine Harmonie von Kräften voraussetzt, und weil es nicht ohne Verstand, das mäßigende Prinzip, sein kann. Harmonie will nicht sagen: Coordination der Kräfte; sie kann auch durch angemessene Subordination, als Sieg, statt der Ausgleichung entstehen. Meisterschaft erscheint deßhalb wie Kälte; die Gefühlsübertreibungen des Dilettantismus sind bekannt.

Große Wirkungen gehen oft von Solchen aus, die sich beständig in einer Art Rausch, — und von Solchen, die sich beständig in einer unbewegbaren Nüchternheit zu erhalten fähig sind.

Pflicht ist es für den Bürger, sich zu stellen, wenn der Staat ihn fordert, nie aber kann es Pflicht sein, sich zu einer Mission anzutragen, der man sich nicht vorzugsweise gewachsen, zu der man sich mindestens berufen fühlt.

In der guten Gesellschaft spricht man, wenn man gefragt wird, oder wenn man etwas zu sagen hat, was wirklich neu, nützlich oder doch anziehend ist. Soll die

gewählte Repräsentation eines ganzen Volkes eine minder gute Gesellschaft sein? Man hört die und da von einer unpassenden, jungfräulichen Bescheidenheit! Wann war Bescheidenheit je unpassend?! Wenn jeder nur spräche, wo er wirklich etwas zu sagen hat... wo wäre die Menschheit schon?

Geschichte und Betrachtung stellen die Wahrheit des Satzes heraus, den schon Thucydides dem Kleon in den Mund legte: daß geistreiche und lebhafte Völker viel weniger für die demokratische Form geeignet sind, als einfache, anspruchslose, ruhige. Man vergleiche für jenen Fall Athen, Paris, Italien; für diesen: Holland, England, Amerika. Wie könnte es auch anders sein, — wenn das Gesetz und nicht das Genie des Einzelnen, walten und entscheiden soll?

Alles, was auf die Masse und den Augenblick als groß und erstaunlich wirkt, beruht auf Illusionen. Völlige Enttäuschung unternimmt nichts.

Bei aller Polemik ist es das Ueble, daß man aus seiner innern Ungetrübtheit herausgehen, sich mit fremden Elementen mischen muß. Wie will man die Waffen der Klarheit, — des reinen Verstandes gegen den Unsinn, — die der Sittlichkeit gegen ihre Verächter geltend machen? Wird man der Verführung widerstehen, fremde zu Hilfe zu nehmen? Und wenn — wie will sich der reine Tropfen

in der gährenden Hefe erhalten? Vincam sive vincar, semper maculor.

Es erfordert jetzt die größte Kühnheit, — nicht kühn zu ſein. Kühnheit iſt in der Oppoſition; Oppoſition iſt in der Majorität; welcher Muth gehört dazu, auf die Gefahr hin, verkannt, verläſtert, feige geſcholten zu werden, ſich der Mehrheit zu widerſetzen! gegen den Strom zu ſchwimmen! und doch war das von jeher das Gefühl edlerer Geiſter, ſich des Schwächeren, der Minorität anzunehmen. Victrix causa placuit diis, victa Catoni.

Wer die Machthaber angreift, braucht wenig Muth, denn er hat den Hinterhalt der öffentlichen Meinung, der Majorität für ſich, deren Zuklatſchens er gewiß ſein kann. Aechten Muthes bedarf es, auch auf die Gefahr hin, für illiberal zu gelten, ſeiner Ueberzeugung treu, ſie zu bekennen, und der Menge die Wahrheit in's Geſicht zu ſagen.

Wer einigermaßen mit Welt und Menſchen bekannt iſt, der weiß, daß dieſen mit nichts ſo ſchlecht gedient iſt, als mit dem Rathgeben und Rathnehmen. Man kann nichts gut und erfolgreich machen, als was man ſich ſelbſt gerathen hat; man kann Niemanden gut und erfolgreich rathen, was er machen ſoll. Wie muß es alſo erſt mit Berathungen Mehrerer, ja Vieler durch Viele, beſchaffen ſein! was läßt ſich von ihnen für ein Ergebniß erwarten? Die tägliche Erfahrung antwortet jedem Beobachter der Welt-

zuſtände darauf, und lehrt den Denker, das Reſultat auf größere Verhältniſſe übertragen. Es gibt nur zwei Zwecke, und ihnen angemeſſene Formen, zu und in welchen ſich Menſchen fruchtbar vereinen mögen: die getheilte und verbundene Arbeit, und die Einigung zum Sittlichen, im reinmenſchlichen Sinne.

Wer ein Amt oder eine bedeutende Stelle antritt, ſollte ſich's zum Geſetze machen, wenigſtens ein Jahr lang ganz in der Form zu amtiren wie ſein Vorgänger. Man erneut erſt dann gründlich, wenn man das Alte aus eigener Praxis gründlich kennt. Man kann dann auch den Fortſchritt erzielen, ohne Reaktion zu erregen. Formen und Uebungen haben überhaupt einen moraliſchen Werth, den der Weltkenner hoch genug anzuſchlagen weiß.

Wie Viele ſchwören noch zu den Fahnen der „Neuerung" — unter dem Vorwande, ja mit dem unſchuldigen Glauben, dem „Fortſchritte" zuzuſchwören!

Völlig legale Menſchen, die ſich nie einen Verſtoß gegen den Buchſtaben, der die Welt regiert, zu Schulden kommen laſſen, und ſolche Verſtöße an Andern bemerken und rügen, ſind entweder bornirte oder falſche Menſchen. Der frei denkende, helle, ſchuldloſe, hohe Geiſt kennt dieſe kleinliche Behutſamkeit nicht, und ſchätzt auch an Andern den Geiſt mehr als das Wort. So wird er oft das be-

klagenswerthe, edle Schlachtopfer der Niedrigkeit. (Egmont, G.) Es waltet aber auch hier eine Nemesis, — theils in seinem Innern, theils in der Geschichte und in der Welt, die ihn umlebt.

Denn am Ende ist es doch der Buchstabe, der in der Welt, wie sie ist, das Gesetz vertritt; und so tritt auch hier wieder jener merkwürdige Kreislauf ein, den wir in den menschlichen Problemen so oft bemerken: man sieht sich gezwungen — um des Prinzipes willen das Prinzip zu vergessen oder ihm zeitweise zu entsagen. Das positive Gesetz repräsentirt in der realen Welt das Gesetz überhaupt: darum muß es heilig gehalten, und überhaupt gehalten werden. Wo bliebe bei Ausnahmen und Auslegungen das Richtmaß? (Diese Wahrheit hat Diderot in kleinen Erzählungen gut veranschaulicht, Kant in seiner Lehre von Revolutionen festgehalten.) Die Gesetzlichkeit, als Prinzip, mit Bewußtsein anerkannt und geübt, bringt die Bürgschaft der Entwicklung zur wahren Freiheit mit sich, — denn diese kann nur durch Selbstbeherrschung erreicht und gedacht werden. Alle Willkür ist Tyrannei, — Freiheit ist nur im Entsagen.

Das ehrwürdige Institut der Maurerei, in seiner alten, einfachen Form, enthält das Musterbild für alle und jede gesellschaftliche Verbindung. Je mehr eine solche (heiße sie Staat, Kirche, Zunft ꝛc.) an Sinn und Einrichtung ihr gleicht, desto besser ist sie.

„Scheinheiligkeit — sagte der oft verkannte Rochefoucault — ist ein Tribut, den das Laster der Tugend bringt.“ Eben so ist das Fordern von Rechten (und wer fordert sie nicht?) eine indirekte Anerkennung der Pflichten; also eine Selbstanklage, wenn man sie nicht erfüllt.

Warum unterscheidet man unnöthig Billigkeit und Gerechtigkeit? Billigkeit ist die, auf alle nur irgend erforschlichen Verhältnisse des konkreten Falles Rücksicht nehmende, — also die wahre Gerechtigkeit.

Die Rechtspflege freilich ist oft genug genöthigt, von solchen Verhältnissen zu abstrahiren, weil das positive Gesetz abstrakt ist. Aber diese Nöthigung ist eben ein Beweis der Unzulänglichkeit des positiven Zustandes, und alle Gesetze sind Flickwerk, verglichen mit dem, das aus der Erkenntniß der Natur und sittlichen Bestimmung des Menschen hervorgeht. Das Reich Gottes ist das erste.

Das juridische Prinzip muß immer als bloßes Ressort des ethischen betrachtet werden; denn es gibt keine wahren Rechte als die, welche auf Pflichten beruhen.

Hierin liegt überhaupt die Antwort auf die vielen Fragen: von „rechtlich“ und „blos legal“ — Natur-Recht und übereinkünftigem, — Moral und Recht u. s. w.“ — Die Rechts-Idee, als solche, fließt aus der sittlichen, da es

nur der Pflichten wegen Rechte gibt, alles übrige reduzirt sich auf einen konventionellen Rechtsbegriff.

Den Geist und seine Sphäre berühren Rechtsverhältnisse gar nicht. Ihn betreffen nur sittliche und intellektuelle.

Rechte haben heißt: von Andern nicht beeinträchtigt werden dürfen. Es ist eine wechselseitige Begrenzung. Der Geist kann nicht beeinträchtigt noch begrenzt werden — als durch seine Unzulänglichkeit. Er ist Position, das Recht Negation. „Ich habe ein Recht auf Dieses oder Jenes" heißt: „du darfst es mir nicht nehmen."

Doch aber sagen wir: „das ist unrecht" und — meinen damit nicht, daß es ungesetzlich sei. Ist das nur ein fehlerhafter Ausdruck? oder gibt es, neben dem moralischen auch noch ein juridisches Gewissen? oder führt uns das höher hinauf — zu einem Ersten und Letzten, das über alle diese Verhältnisse hinausgeht, das wir nur in einem unmittelbaren Bewußtsein auffassen?

Der Begriff von Büreaukratie ist: Verwechslung von Zweck und Mittel. Wo das Bureau herrscht, da ist es nicht für den Staatsbürger da, um dessentwillen es doch errichtet ist. Da wird es dem Klagenden, Bittenden, Prozeßführenden, Erbenden, Reisenden ꝛc. schlecht gehen. Aber das Publikum muß auch wieder bedenken, daß das Bureau ein, sein Interesse zu fördern eingerichteter Organismus ist, der auch als solcher in seiner Totalität und Bewegung nicht durch den Einzelnen gestört noch gehemmt

werden darf, wenn nicht das Ganze, der höchste Begriff des Staates, darunter leiden soll. Dieſes iſt Zweck, alles Andere Mittel: keines ſoll herrſchen, alles zuſammenwirken. Dieſes „ſich im Ganzen denken" iſt die erſte Pflicht und Aufgabe der Einzelnen, zu der ſie freilich erſt — und ſchwer genug — erzogen werden müſſen.

Der Bureaukratismus iſt dann vollkommen, wenn die Menge und der Formalismus der poſitiven Geſetze und Uſanzen ſo groß iſt, daß überall Mittel gegeben ſind, Vernunft und Billigkeit als ungeſetzlich herauszudemonſtriren und für Gewalt und egoiſtiſche Manoeuvres ſichernde Formen zu finden. Das kann in jeder Verfaſſungsform ſtatthaben. Am ſchlimmſten aber in der demokratiſchen, wo die gezählte, nicht die gewogene Majorität das Geſetz gibt, — Rhetorik und allgemeine Leidenſchaft es auslegen. (Unfehlbarkeit des Pabſtes mit tauſend Kronen.)

Wenn Immermann je etwas Wahres und Treffendes geſagt hat, ſo iſt es das: daß hinter dem deutſchen Jugendheroismus nichts als der Philiſter ſteckt, der innerlich juckt und hinaus will, und auch wirklich über kurz oder lang zu Tage kommt. Geſchichte, Literatur und Leben beſtätigen dieſen Ausſpruch immer glänzender und erweitern ihn zu einer tiefern, allgemeinen Wahrheit.

Von wiſſenſchaftlichen Akademien iſt nur unter drei Bedingungen etwas zu erwarten:

1. Freiheit, ſich zu bewegen. Hierher gehören ſowohl die finanziellen Mittel, als die Freiheit von bureaukratiſchem und jedem andern, nicht wiſſenſchaftlichen Einfluſſe;

2. ſorgfältigſte Wahl der Mitglieder, als höchſtes, erreichbares Ehrenziel beglaubigter Verdienſte. Sonſt iſt die Staatsausgabe Verſchwendung, und die Freiheit ein verderbliches Privilegium.

3. Einheit in der Art des wiſſenſchaftlichen Wirkens; als leitendes Geſtirn der Fahrt. Sonſt wird man ſcheitern oder — feſtſitzen.

Diejenigen Akademien, die aus ſelbſtſtändigen, freien Wahlen hervorgehen und, ohne Anſpruch auf Sold, ihr Wirken der Sache, nicht den Formen widmen: werden fähig ſein, wirklich etwas zu fördern.

Die vom Staate unterhaltenen mögen immerhin ihre formelle Aufgabe erfüllen; der Wiſſenſchaft — dort, wo ſie es noch bedarf — eine politiſche Geltung, einen Platz, einen Rang im Staate zu erobern, zu bewahren.

Geiſtiges Eigenthum? geiſtiges Recht? Die Frage an ſich, an die Stelle der Frage über die Verhältniſſe des Schriftſtellers, Künſtlers u. ſ. f. im Staate geſetzt, ſcheint mir die Sachlage zu verwirren, die Auflöſung unmöglich zu machen, alſo ganz unpraktiſch zu ſein.

Wer einmal den Begriff „Geiſt“ rein gefaßt hat, ſieht wohl ein, daß in dieſer Region von keinem Eigenthume noch Rechte die Rede ſein kann. Nicht der Geiſt beſitzt die Ideen, ſondern die Ideen beſitzen ihn; oder eigentlicher: es findet hier gar kein Beſitz ſtatt. Eines iſt das Andere; und wollte man ja das, was die geiſtige Thätigkeit durch Schaffen und Aneignen gleichſam in ſich verwandelt, wovon ſie wächſt und wirkſamer wird, ihren Beſitz nennen, — wer könnte ihr dieſen nehmen? Ein ſolches Eigenthum, mit der Perſönlichkeit Eins und dasſelbe, iſt unveräußerlich und vor Nachdruck ſicher. — Auch Rechte gibt es ſo wenig im Reiche des Geiſtes als der Natur. In beiden gilt, überall in anderem Sinne, das Recht des Stärkern. Wer will und möchte einer ſtärkern, d. i. edleren Perſönlichkeit den Einfluß auf eine gemeinere, ſchwächere, nehmen oder imputiren? Wollte man, in dieſer abſtrakten Sphäre, die Freiheit des geiſtigen Seins und Wirkens irgend beſchränken — zu welchen Konſequenzen würde das führen?

Man ſpricht aber von verkörperten Produkten des Geiſtes, die gleichſam ein Gemiſch von Geiſt und Stoff darſtellen ſollen. Das verſtehe ich nicht. Ein ſolches Gemiſch iſt der Menſch ſelbſt: als ſolcher gehört er in die Geſellſchaft und hat Rechte in ihr. Als ein ſolches Recht auch nur kann ich die Anſprüche betrachten, welche Schriftſteller rückſichtlich der Vervielfältigung oder des Gebrauches ihrer Werke an ihre Bevollmächtigten, die Verleger, machen. Es iſt ein perſönliches Recht, nicht ein Beſitz. Dieſer betrifft nur die Sache, d. i. die Exemplare. So

hat, glaube ich, auch Kant diese Frage angesehen. Dieses Vollmachtsrecht muß von den Staaten so lange anerkannt und sanktionirt werden, als es Menschen gibt, welche Bücher, Gemälde u. s. w. als Mittel ihres Erwerbes betrachten. Alles, was über diese Vollmacht hinausgeht, was zu wenig an Sachen gebunden ist, um speci et facti zu sein, z. B. Prioritätsläugnung, Plagiat ꝛc. sind Schwierigkeiten, die an der, vielleicht unpassenden Wahl eines solchen Erwerbes haften. Darf der Schriftsteller für den geistigen Gehalt seiner Leistungen einen Lohn fordern? ja: Anerkennung, Wirkung, vielleicht Geltung im Staate. Der materielle gehört dem Verleger, dem der Autor durch die Vollmacht, seine Werke zu vervielfältigen, einen solchen möglich macht, — für welche Vollmacht dieser sich vielleicht ein Honorar für sich oder die Seinen, vertrags- oder einem positiven Gesetze gemäß, bedingen mag. Weiter scheint mir nicht gegangen werden zu können.

Das sogenannte, allgemeine Beste einer menschlichen Gesammtheit kann nie durch gemeinsame Berathung der letztern, sondern nur durch Gesetze von oben herab zu erzielen sein. Denkt man sich unter dem allgemeinen Besten den Vortheil Aller, d. i. jedes Einzelnen, so werden sich diese Vortheile der Einzelnen widersprechen und kein Resultat für's Ganze geben. Denkt man sich darunter die Aufopferung des Einzelvortheils, so werden die Einzelnen sich schwerlich dazu verstehen. Nicht vom Genuße der Rechte — nur vom Begriffe der Pflichten kann die wahre Ma-

xime des allgemeinen Beſten ausgehen. Dieſer Begriff liegt aber nur im Geſetze, welches nicht berathen, ſondern anerkannt werden muß.

Da nun dieſe Berathung durch Alle nicht ausführbar, das Geſetz von oben nicht zu erwarten iſt, — was bleibt, als: Berathung durch Wenige? Durch die Beſten! Wer kann aber dieſe ermitteln, — als das Experiment fortgeſetzter Vertrauungswahlen? — Geduld alſo, bis ſie ſich bewähren, — und bis dahin: jeder in ſeinem Kreiſe das Nächſte gethan; das Böſe beſtritten, das Rechte gelehrt und geübt!

Das Gleichniß von der Spirallinie im menſchlichen Fortſchreiten iſt das befriedigendſte, das ich kenne. Es gibt hier Rückbewegungen, die aber doch zugleich vorwärts führen. Man ſieht auch, zwar nicht das Geweſene, aber doch die Sphäre ſeines Weſens wiederkehren; man kommt in dieſelbe Gegend wieder zurück, wo man ſchon war, — nur auf einem höhern Standpunkte, von welchem aus man ſie überſieht.

Wenn man vom Mündigwerden der Völker ſpricht, ſo vergeſſe man nicht, daß es immer unmündige Menſchen, — eine Jugend und einen Pöbel — in ihnen geben wird.

Wahlgeſetz — iſt der Anker, den das Schiff des Staates, vom Sturm des Despotismus und der Anarchie

ſich rettend, nach dem Hafen der Freiheit auswirft. Der Anker war von jeher das Sinnbild — des Vertrauens; und gibt es für eine (zumal eine erſte) Wahl ein anderes Prinzip als — das Vertrauen? Kann irgend ein Cenſus irgend eine Candidatur, ein Programm, ein Mandat, ein Credo zum Maßſtabe dienen? Kann die Intelligenz durch die mindere Intelligenz per majora beurtheilt werden? — Woher aber das Vertrauen — ohne allen geſchichtlichen Anhaltspunkt? Woher — als: auf die ſittliche Baſis gebaut? So ruft uns, beim Anfange und bei der Vollendung der ſtaatlichen Aufgabe, immer und immer wieder, Erfahrung, Vernunft und Gefühl das Alfa und Omega der Menſchheit zu: Gut ſein iſt die einzige Bürgſchaft der Geſellſchaft.

Revolution! Wenn man darunter die zur Evidenz erhobene Stimme der Volksmajorität, das laut gewordene Selbſtbewußtſein der Nation verſteht, vor welchem die in der Erkenntniß zurückgebliebene, bisherige Exekutivgewalt ſchweigen, und der alte Vertrag, nach dem erkannten, höherem Rechtsgeſetze, umgeſchrieben werden muß, — wer kennt einen anderen Weg des Fortſchrittes für die in Staaten geſonderte Menſchheit? Dieſe Revolution geſchieht und muß geſchehen — durch Ueberzeugung. Niemand kann ihr widerſtehen, wenn dieſe allgemein iſt. Aber durch Waffen wird Niemand überzeugt. Wir verachten das Fauſtrecht roher Völker, wir beklagen die Gottesurtheile des Mittelalters, die das Schwert ausſprach, wir belächeln das Duell der Neuzeit, welches durch den Degen bewei-

sen soll, wer Recht oder Unrecht hat — und noch wollen Völker, gebildete Völker, ihre Verfassung auf dem Duellwege ändern? Ihren Kontrakt à la Brennus, mit dem Schwerte umschreiben? Wo sind wir noch?

„Aber — höre ich — wenn man dem „lautgewordenen Bewußtsein Kanonen" entgegensetzt?" ... Sprecht es immerhin laut und einstimmig aus, was die Zeit und das ewige Recht unausweichlich fordern, — sprecht es fest und einstimmig aus, daß Ihr mit eurem Leben für diese Ueberzeugung einstehen werdet, wenn die Tyrannei der Minorität eine Offensive gegen den Auf der gesammten Nation ergriffe, — und wartet ruhig und entschlossen ab, ob sie den Angriff wagen wird!

Eines der entschiedensten Hemmnisse für die reine und vollendete Durchführung wahrhaft freisinniger Revolutionen liegt gewiß in der Seltenheit von Charakteren, welche den Geist des Liberalismus und das Talent des Regierens in sich vereinen. Wenn solche da sind und an die Spitze treten, so ist der Sieg des Fortschrittes verbürgt. Noch Eins: wenn sie gleich *anfangs* an die Spitze treten und das Befreiungswerk noch unter ihren Händen durchgeführt wird. Wie sie einer Reaktion oder talentlosen Demagogen weichen — ist Despotismus oder Anarchie vor der Thür.

Nur in den günstigsten Fällen möchte es sich ereignen, daß eine Revolution, von Leidenschaft und Gewalt-

ſamkeit veranlaßt, den höhern Gemeingeiſt oder das Talent und den Charakter der Befähigten erweckt und ſo zu einer gedeihlichen Entwicklung den Keim legt.

Für eine konſtitutionelle Erbmonarchie kann nichts wichtiger ſein als die Erziehung der künftigen Thronfolger. Dieſe ſollte bei der Gründung einer Conſtitution eines der erſten und dringendſten Augenmerke der Geſetzgebung ſein. In der Prinzen-Erziehung liegt die Garantie einer repräſentativen Monarchie. Sie muß von der Nation in die Hände genommen, geſichert, bewahrt werden; am Hofe des Monarchen muß die geſunde Luft der Freiheit wehen, wenn Fürſt und Volk kräftig mitſammen gedeihen ſollen.

Ich bin von der praktiſchen Unthunlichkeit, die Todesſtrafe aufzuheben, ſo überzeugt als irgend ein Poſitiviſt. Aber — was iſt von dem Zuſtande einer Menſchheit zu denken, in welcher ſich Henker finden? Von einem Zuſtande, der ihren Beruf und ihren Unterricht rechtfertigt?

Soll auch Intoleranz tolerirt werden? Soll man den Fanatismus der Parteien, ſo gut wie die Parteien ſelbſt gewähren laſſen? Soll Indifferentismus an die Stelle der Ruhe durch geſetzliche Unterordnung treten?

Wer öffentlich zu reden hat, muß ſich beſonders bemühen, für ſeine Sache und ihr Motiv den kürzeſten, be-

ſtimmteſten und populärſten Ausdruck zu finden, um ihn, im rechten Augenblicke friſch und warm anzubringen. An der ſchönſten Rede, ſei ſie noch ſo lang, — wenn ſie wirkte, iſt es doch nur das letzte Wort, das geſiegt hat. Und dieſes Wort, mißlungen, hätte alles Frühere paralyſirt. Durch die Kraft des Momentes richtet oft der Mittelmäßige mehr aus, als der überdachteſte Plan.

Mit den Wirkungen der Beredſamkeit beginnt jede Entwicklung der Freiheit im Staate; aber erſt, wenn dieſe Wirkungen nicht mehr wirken, iſt die Freiheit entwickelt, iſt ſie errungen. Darum Heil der Volksverſammlung, in welcher das ſchlichte, bündige, beſcheidene Wort der Wahrheit den Glanz des Redners überwindet und vergeſſen macht.

Die demokratiſche Form wird dann vollendet, und ihr Zweck dann erfüllt ſein, wenn ein Volksbeſchluß feſtſtehen wird: daß bei Ausbrüchen der Leidenſchaft, Ausfällen des Witzes und deklamatoriſchen Wendungen „zur Ordnung" gerufen wird.

Das haltet nur immer feſt: Freiheit iſt nur im Geſetze; und dieſes nur in der Form; und dieſe nur im Geiſte. Darum: wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. Willkür des Einzelnen oder einer Geſammtheit iſt Deſpotismus; ſein Aeußerſtes: Anarchie, die Willkür Aller. — Das Ideal der Verfaſſungen iſt die Monarchie

des Geiſtes; eine theokratiſche Republik, in welcher die Stimmen nicht gezählt, ſondern gewogen werden, in welcher die Selbſtbeherrſchung alle andere Herrſchaft bedingt, in welcher die materielle Ordnung einer höhern ſich unterordnet. *Ὁ νους βασιλευς τε παντος.*

Man verwechſelt nur zu oft „Herrſchaft der Maſſe" mit Freiheit, „Aufhebung der Unterſcheidungen" mit Gleichheit. Nur im Geſetze und vor ihm iſt wahre Freiheit und wahre Gleichheit.

Auf der Einen Seite ſteht das verjährte Alte, auf der andern das unreife Neue. Aber das Schlimmſte iſt die Parteiſucht, die im Grunde gleichgiltig gegen Jenes und Dieſes, nur das perſönliche Intereſſe im Auge, zwiſchen beiden den Hader perpetuirt; nach dem Wahlſpruche: „Divide et impera!"

Es iſt ſehr intereſſant, die Wechſelverhältniſſe gewiſſer Begriffe und Inſtitutionen geſchichtlich und theoretiſch ſich klar zu machen, welche, indem ſie bald in Widerſpruch, bald in Verbindung mit einander zu treten ſcheinen, die Wahrheit beſtätigen: daß dieſelben Formen einer verſchiedenen Sache, dieſelbe Sache verſchiedenen Formen angeeignet werden könne; daß alſo eine Inſtitution bald eine liberale, bald dieſelbe eine ultramontane ſein könne; daß man alſo über eine Geſinnung nicht durch Meinungen und Vorſchläge aburtheilen dürfe u. ſ. w.

Diese Bemerkungen drängen sich wieder auf, wenn man die Begriffe: Zunft, Gemeinde, Repräsentativ-Verfassung auf ihre Entstehung zurück und in ihre Entwicklung fort verfolgt. Auf die Bildung der Innungen in der Zeit des mittelalterlichen Gewerbfleißes wurde die Form der meisten städtischen Gemeindeverfassungen gegründet. Wo diese im volksthümlichsten Geiste erstanden, hielten sie das Prinzip der Körperschaften am innigsten fest. Die Gemeindeverfassung ist wieder die Grundlage der konstitutionellen Landesverfassung. So gestaltete sich der Hergang geschichtlich; der Fortgang der Entwicklung zeigt unabweislich, wie mit der höhern Ausbildung der Repräsentativ-Verfassung und des freien Staatslebens im Ganzen, das Innungsprinzip zerfallen, und dem höhern, dem es selbst den Weg gebahnt, weichen müsse. In der Uebergangsperiode verwickeln sich vielfach die Verhältnisse beider, und in vielfachen Beziehungen kehrt die Frage wieder: wie stellt sich hier und hier der Anspruch des Korporations-Rechtes zu den Ansprüchen des allgemeinen Rechtes heraus?

Ist es nicht analog mit den Verhältnissen provinzieller Nationalitäten zu ihren historischen Gesammtstaaten, — die uns so viel zu schaffen machen? Aus der Menschheit im Ganzen sonderten sich die Vaterländer; in die Menschheit werden sie sich auflösen. Bis dahin — bleibt die Frage: wie stellt sich hier und hier die Zweckmäßigkeit des Selbstbestandes oder Anschlusses heraus?

Ueberall, im Ethiſchen, Natürlichen, Politiſchen und Religiöſen thut ſich dieſe alte Trias wieder als ein prototypiſches Schema hervor, das jedenfalls anleiten und beſtätigen kann: Element, Verbindung, Wiederauflöſung; vereinzelte Menſchheit, Staat, verbundene Menſchheit; Paradies, Erde, Himmel, — oder wie man dieſe Zuſtände ſonſt bezeichnen und ſich ausmalen will. Es iſt immer Ausgang, Fortſchritt, Rückkehr in höherem Sinne.

Man will, in der Meinung, die Rechte unverkümmert zu bewahren, nichts von Vorrechten wiſſen. Ein unglücklicher Mißgriff! Alle Rechte müſſen aus Pflichten abgeleitet werden. So lange es Vorpflichten gibt, muß es Vorrechte geben. Vorpflichten gibt es, ſo lange menſchliche Angelegenheiten der Leiter, Geſetzgeber, Geſetzverwalter bedürfen. Wird dieſe Zeit enden, dann werden die Vorrechte zum Unrecht geworden ſein. Bis dahin ſind ſie die höchſten, die heiligen Rechte.

Es iſt eine der intrikateſten Aufgaben bei Revolutionen oder auch nur Reformen: das geſchichtliche Recht feſtzuſetzen und zu begrenzen. Es ganz aufheben und den Bau von vorne anfangen, heißt die Geſellſchaft umſtürzen und vernichten; es ſchonen, heißt ihren Fortſchritt verunmöglichen. Es wird alſo Anſpruch und Beſitz unterſchieden werden müſſen; gleichſam vergangenes und gegenwärtiges Recht, Privilegium (Rechtstitel) und Eigenthum. Jenes

muß aufhören, dieſes dem noch exiſtirenden Beſitze bleiben, oder er für ſein Opfer entſchädigt werden. Die Zünfte z. B., als ſolche, ſind aufzuheben, die beſtehenden Zunftgerechtſame ihren Beſitzern abzulöſen, Steuern abzuſchaffen; dagegen ihre Erſatzmittel anzuweiſen u. ſ. w. Wendet man das auf alle einzelnen derartigen Verhältniſſe an, welche Aufgaben ergeben ſich daraus!

Der Hauptgewinn des Aſſoziationsweſens beſteht darin, daß es den Unſinn der Majoritäten, das Vernünftige in der Maſſe durchzuſetzen oder gar durch ſie hervorzubringen, erſichtlich macht, und überhaupt ein öffentliches Bewußtſein erſchafft. Es führt demgemäß nothwendig entweder zur Aufhebung ſeiner ſelbſt, oder zur Veredlung der Geſellſchaft.

Sich auf die Verwirrungen der Sozietät einzulaſſen, bringt keinen Segen. Seine Pflicht gegen ſie thun, iſt Alles; und nur von der ſteten Arbeit in dem abgeſchloſſenen Theile vom Weinberge der Wahrheit, der Jedem Einzelnen zugewieſen ward, iſt für ihn und für das Ganze zuletzt Heil und Glückſeligkeit zu erhoffen.

Die induſtrielle Tendenz hat uns aus dem Feudalismus befreit; und die ideelle Tendenz wird ſich aus der induſtriellen allmälich entfalten.

Die induſtrielle Tendenz muß auf die Wichtigkeit des Betriebes überhaupt führen. Zum Betriebe aber gehört alle Arbeit, alle Thätigkeit, — die des Geiſtes ſo gut wie die der Hand.

Wenn erſt aller materielle Beſitz, Grund und Boden und dadurch auch das nicht mehr ſicher zu kapitaliſirende Geld in ſeinem Werthe und Preiſe auf's Tiefſte geſunken ſein werden, dann wird ſich das Ideale, das geiſtige Kapital und die Produkte ſeiner Anlagen, als die wahrhafte Realität bewähren.

Es thut ſich jetzt ein falſcher Philanthropismus hervor, der (freilich oft ohne es ſelbſt zu wiſſen) nur eine verſteckte Unſittlichkeit iſt. Man nimmt es mit der Entſittlichung der Andern nicht ſo ſtrenge, weil man ſelbſt des Maßſtabes dieſer Strenge in ſich ermangelt; man betrachtet Geſchichte und Weltleben wie phyſiſche Nothwendigkeit, und Laſter als Unglück.

Lächeln muß der Hellſehende, wenn er von der hohen und allgemeinen Bildung unſerer Zeit ſprechen hört. Verſteht die Menge denn jene Ideen, die ſie in beſtändigen Umlauf ſetzt? Uebt man die Tugenden, deren Mangel man den Gewaltthabenden vorwirft? Sind die ſchönen Anſichten der Gegenwart in den Köpfen der Menge etwas anderes, als es die Vorurtheile der Vergangenheit waren?

„Man hat Meinungen, um zu ſchimmern — und nicht zu handeln. Sie ſind das große Kunſtſtück der Politik, welche die beſte Meinung gerade am ſchicklichſten findet, das Böſe zu verdecken. Schlimme Gebräuche haben von jeher durch gute Maximen geglänzt.“

Wenn man ſich oft überheben möchte, daß die Zeitgenoſſen erleben, was man vorausgewußt, wohl auch, ohne gehört zu werden, vorausgeſagt hatte. — wenn Andere in behaglichem Ruhme die Früchte ernten, deren Keime man geſtanzt, und ſich dabei für die Pflanzer ausgeben: ſo bedenke man, daß ohnehin alle dieſe Prioritätsanſprüche eitel und prekär ſind. Was jetzt vorgeht und morgen vorgeben wird, haſt nicht nur du, — haben auch ſchon Goethe und Plato vorausgeſagt. Man hat ſie auch nicht gehört, denn ſonſt würde man es nicht für neu halten.

Dieſes ſeltſame Drängen und Sehnen im beſſeren Menſchen — iſt es das Bedürfniß des Geiſtes nach erweiterter Sphäre der Wirkſamkeit und Ausbildung? Das irdiſche Leben bietet ihm unerſchöpfliche Sphären. — Bedürfniß der Glückſeligkeit? ... Gerade die erlangte Harmonie regt neue Diſſonanzen in ihm an, um ſie auflöſen zu können. Einſam — genügt er ſich nicht; Geſellſchaft — genügt ihm nicht; in jedem Lebensalter beneidet er das andere — auch das vergangene — um ſeine Gefühle. Es iſt die alte Mythe von Siſyphos und Tantalos. Und wohin treibt ſie zuletzt? was kann ſie lehren?

Zu entſagen und zu erſchaffen. Kreis auf Kreis, wie er uns eben umgibt, beharrlich auszuſchöpfen und zu erfüllen; zu erwarten, daß immer andere, einſt vielleicht weitere Kreiſe uns angewieſen werden, — und jedenfalls anzunehmen und wohl zu beherzigen: daß wir nicht um des Glückes, ſondern um der Pflicht willen da ſind.

Ein Blick, der durch die Schale dringt, gewahrt, was die Geiſter einigt. Er findet Aehnlichkeit, wo der gemeine Blick nur Gegenſatz ſieht. Man betrachte einmal Thomas von Kempis und Béranger genauer. Beruht ihre geiſtige Freiheit nicht zuletzt auf einer gemeinſchaftlichen Maxime: der Reſignation? Und wo iſt die wahre Religion zu ſuchen, wenn nicht in dem, was „tief und tiefer gefühlt, die Geiſter immer nur einiger macht?“ Und liegt das nicht in der Entſagung?

Die Geſchichte ſchreibt nicht nur die großen Männer in ihre Tafeln ein, ſondern auch die Zeiten und Völker, welche ſie geehrt oder verkannt haben.

Die Geſchichte iſt das Gewiſſen für öffentlich Wirkende. Wie der Jüngling ſich im entſcheidenden Momente die Gegenwart ſeines Vaters oder verehrten Lehrers vorſtellt, die ihm ein zweites, warnendes oder ermunterndes Gewiſſen wird, ſo ſtelle ſich der Mann des öffentlichen Lebens die Geſchichte vor, die ſein Wort und ſeine That mit unerbittlichem Griffel hinzeichnet.

Wer blos nach dem Beifalle der Zeitgenossen jagte und ihn erhaschte, der hat seinen Lohn dahin; ihn vergesse die Geschichte! Wer, verkannt oder nicht gekannt von ihnen, seiner Idee gelebt, dessen Angedenken bewahre sie wie ein Heiligthum! Wer in und mit seiner Zeit webte und wirkte, den scheide sie von ihr und zeige, was an ihm *sein* und was der *Zeit* gehörte! Und — fragt ihr — wer seine Zeit geschaffen? — da schüttle sie ihr ernstes Haupt und spreche: maße sich kein Sterblicher an, das zu können.

Harmodius und Aristogiton mahnten ein „entartetes Geschlecht" an seine Väter; Kimon rief seinen Zeitgenossen die Tage des Harmodius in's Gedächtniß; Sokrates hatte über ein schändliches Volk zu klagen; und doch sproßte nach ihm, aus dem todt-gewähnten Hellas noch die göttliche Tugend des Epaminondas hervor; ja, nach der Besiegung Griechenlands strahlten noch Phokions und Philopömens Großgestalten, — herrlich genug, um dem Enkel wieder ihre Zeit als die goldene vorzubilden. Und so berief sich jede Epoche Roms auf die Väter, und wir uns auf die unsern, — und so gab es immer und nie eine goldene Zeit. Das ist die Weltgeschichte, und nur unreifer Jugendtaumel oder überreife Altersfälte verkennt ihre Bedeutung. Immer war das Große vorhanden; immer hat es seine Mission erfüllt, — denn sein Reich ist nicht von dieser Welt.

Ein Problem für den unbefangenen Weltbeobachter bietet Salvandy's politische Stellung. Iſt es hier blos perſönliche Eigenheit, die der praktiſchen Darſtellung des höchſten Sinnes im Wege ſteht? iſt es blos der Mangel dieſes Sinnes in der realiſtiſch aufgeregten Zeit und Nation? iſt es die zufällige Beimiſchung eines weichern, theokratiſchen Elementes? ſind es ganz ſpezielle Verhältniſſe?

Gewiß, wenn es keine höhere Betrachtung gibt, als die geſchichtliche, — die allein vom beſchränkten Egoismus des Philiſterthums retten kann, — ſo muß es Jedem, der auch nur einen mäßigen Geſchäftskreis zu überblicken und auszufüllen beſtrebt war, deutlich werden, welcher Philiſtrismus in dem Politiſiren der Privatleute nach Zeitungen liegt. Eine Geſchichte der Gegenwart — von wem?! für wen?!... Niemand weiß, von wem er geführt wird; und Ihr wollt wiſſen, welche Fäden ſich, ferne von eurem gemächlichen Lehrzimmer, um die Herzen der Länder ſchlingen? aus was ſie gewebt ſind, und wo ſie geknüpft werden?

Wer eine Staatsumwälzungsepoche in der Nähe erlebt, und die Fäden ſpinnen und ſich verweben geſehen hat, die das Geſpinnſt des neuen Gewandes bedingten; wer dieſe Hände geſehen hat, die dieſe Fäden leiteten, die Hände, durch die ſie gingen, — wer das genau und unbefangen vor ſeinen Augen beobachtet hat, — und dann die Schilderungen lieſt, die von der ganzen Kataſtrophe,

als öffentliches Dokument, der Menſchheit geboten werden und in ihrem Archive bleiben, mit allen darin vorkommenden Namen und Thatſachen, — was glaubt Ihr, daß dem das Wort „Geſchichte" bedeutet?

Wenn das Experiment nicht zu theuer bezahlt wäre, — man ſollte wohl einmal die Welt eine Weile, ſo recht nach Luſt und Wunſch und Ideal der Unbedingtheit, unregiert hinrollen laſſen! es gäbe kein ſchreres Mittel, Zucht, Ordnung und Geſetz auf's Entſchiedenſte herzuſtellen.

Wer ſich nicht beherrſchen kann — der will frei ſein? und wer es kann, — iſt er es nicht?

Begeiſterung für ein Höheres im Gemüthe iſt der Aether, von dem die Seele lebt. Das Ideal iſt die Sonne, die aus der Atmoſphäre des Geiſtes dieſen Aether entwickelt, wie die planetariſche Sonne aus der irdiſchen Atmoſphäre den Aether, von dem der Körper lebt. Dieſer Entwickelung des Ideellen in uns in ſtiller Betrachtung zuzuſehen, iſt das höchſte, das einzige, wahre Glück des Lebens.

Der Schatten, den die Sonne des Daſeins wirft, iſt: die Bemerkung, daß ſo viele Tauſende ſie nicht ſehen. Nicht Menſchenverachtung fließe daraus, ſondern ein ſtilles

Gefühl des Mitleids, von gerechter Zuversicht auf die Wege der Vorsehung gemildert, verklärt.

„Der Gedanke lebt nur vom Bewundern, das Herz nur vom Lieben.“

Wähnt Ihr, das Ideale sei nicht, weil es ein Geschöpf des Geistes ist? Erschafft er es, weil er es aus sich schöpft? von wannen ist denn Er? und woher kommen ihm seine Gebilde? Dichtung ist des Geistes edelste Kraft, und deutet mit ihrem Janusantlitze dem Menschen auf seine Quelle und seine Mündung hin.

Nichts hat absoluten Werth (Würde) als: ein Symbol ächten Menschenthums in sich darzustellen; ungesehen, unerkannt, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Meinungen in der Welt, ohne Hoffnung von Gewinn oder Wirksamkeit. „Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und litte Schaden an seiner Seele?“

Nicht in leerem Traume will das Große imaginirt, in Wort und That will es verlebendigt sein. Darum verbinde sich mit dem idealen Sinne ein praktischer; und auch deßhalb, damit jenes Ideale erkannt werde, welches in's Leben einzuführen ist, und jenes der Poesie verbleibe, welches einzig ihr angehört; damit nicht ein Don Quixote die Welt belustige und verschlechtere, die ein Held erheben und verbessern sollte.

Starke (freie) Geister sind immer die, welche ihre Spontaneität den Vorurtheilen ihres Lebenskreises gegenüber behaupten. Zur Zeit des blinden Köhlerglaubens sind es die Zweifler, zur Zeit des Zweifelns und blinder Empirie oder egoistischer Interessen sind es die Verfechter der Rechte des Gedankens, der Idee.

Dem gemeinen Menschenverstande ist das Wunder keineswegs entgegen. Es liegt ihm vielmehr näher als die Deduktion einer gesetzmäßigen Kausalität. Er resignirt sich bei der Voraussetzung einer höhern Macht, deren Eingreifen ihm ja überall sichtbar scheint.

Es gibt eine spezielle Führung. So nenne ich den Fingerzeig, der jeden einzelnen Menschen, in allen Ereignissen seines Lebens, durch alle Fehler, Irrthümer, gute und schlimme Erfahrungen, unverkennbar auf die Anerkennung des Sittlichen hinweist und Jeden dazu erzieht, der nur irgend aufmerken will. Ich spreche hier aus Beobachtung, und damit sei Jeder aufgefordert, auf die Ergebnisse seines Lebens einmal einen ernsten Blick zu werfen.

Wer auf die Stimme des Dämons in sich lauschen gelernt hat, wird inne werden, daß die Vorsehung nie statt des Menschen handelt, sondern ihm nur Zeichen zukommen läßt, die sein Handeln leiten können.

Der religiöse Sinn gibt dem Menschen etwas Kindliches, weil ihn die Vorstellung eines Vaters nie verläßt.

Dem ist der religiöse Begriff aufgegangen, der sich überzeugt hat, daß der Glaube der gewisseste Beweis seines eigenen Inhaltes ist. Es versteht sich, daß dies nur vom religiösen Glauben gilt. Die Ewigkeit, an die wir glauben können, ist uns in und durch diesen Glauben verheißen. Die Gottheit hat der Menschheit dieses Siegel ihrer höhern Bedeutung aufgedrückt. In unserer eigenen Sehnsucht kündet sich die göttliche Stimme ihrer Erwiederung an.

Religion — das Komplement der Philosophie.

Jenseits der Grenze, die der wahre Philosoph, je mehr er es ist, desto bestimmter sich selbst vorschreibt, ist ein Bezirk, den Keiner übertreten lassen kann, dem die Frage der Menschheit über sich selbst hinaus einmal aufgegangen ist. In diesem Bezirke gelten keine Beweise und Gegenbeweise mehr, und doch kann der Denker die Ansprüche der Vernunft auch hier nicht aufgeben. Er füllt ihn also mit Analogien seiner Denkkraft aus, und das ist die Mystik. And're, Jeder nach seinem eigensten Naturell und Bedürfniß, ergänzen das Wissen durch reine Empfindung oder Fantasie. „So weissagen — schrieb Platon an Dionisius — alle Seelen; entscheidender aber sind die Weissagungen der guten als die der andern."

Die Religion ist die beste, welche die Vielen eint, den Einzelnen kräftigt, den Stolzen beugt; die uns das Leben lieben, den Tod mit stiller Ehrfurcht betrachten, mit Ergebung erwarten macht.

Wenn es eine Mystik gibt, welche man die ächte oder die beste nennen kann, so ist es diejenige, die das religiöse Bedürfniß befriedigt, ohne uns den Fesseln eines dogmatischen Positivismus zu überantworten.

Nicht erträumt, durch Spiele der Fantasie, nicht erklügelt durch Künste des Verstandes, nicht erschwärmt durch weichliche Gefühle wird die Religion. So sagt der reinere Mysticismus, und wer möchte ihm so weit widersprechen? Wenn er aber nun fortfährt: „im Schauen, durch Gottes Gnade, wird sie erfaßt —" was kann er meinen? was sonst, als jene heilige Stimme, die sich im reinen, wie im schuldigen Gemüthe, am lautesten aber im geläuterten, als „Gewissen" ankündigt, — welche nicht Fantasie, nicht Verstandesschluß, nicht weichliches Gefühl und doch das Alles, und freilich eine ursprüngliche Gnade Gottes ist; welche selbst in dem nüchternen Denken „eine Tiefe göttlicher Anlagen, einen heiligen Schauer über unsere Bestimmung" (s. Kant. kl. Schriften I. 152) aufschloß und erregte? Man sieht, es gilt nur, sich verstehen zu wollen.

Rein praktisch zu sein — ist das Charakteristische des Christenthums. „Nachahmung Christi" ist die Summe seiner Vorschriften; und selbst was es als Theorie in sich aufnimmt: die Lehre vom Sündenfalle und von der Erlösung, — was ist es, als eine Auflösung des tiefsten Problems durch einen praktischen Bezug?

Wie Einsamkeit und Entsagung nur durch Erlebnisse bedingt werden, so auch die „evangelische Traurigkeit." Nichts schadet dem Christenthume mehr, als: es erzwingen, befehlen, als todten Buchstaben, als Erziehungsformel überliefern zu wollen. „Ehrfurcht" ist Alles, was man dem Knaben einzuflößen hat. Jenes religiöse Gefühl wird sich im sittlichen Menschen selbst entwickeln, er wird wiedergeboren werden, und der Greis an der Pforte der Ewigkeit — was bleibt ihm als der Glaube?

Die ganze Bedeutung des Christenthums liegt in den Worten: „Lebet' nach meiner Lehre, und Ihr werdet von ihrer Wahrheit überzeugt werden."

Wer Muth und Kraft und Befriedigung fühlt, in der Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit seines Geistes, bleibe sich treu bis an's Ende! wer sich nicht genügt, in der Stunde der Entscheidung, in der Stunde des völligen Alleinseins, fühle Trost und Befriedigung in dem Glauben, daß die Herzen der Kinder am Herzen eines Vaters

bangen! . . Danke Jeder von ihnen, — denn beides ist Gnade.

Die lautere Mystik verspricht den Besitz der Geheimnisse nur dem sittlich Gereinigten. Ohne diese ernste Bedingung: sich vorerst durch moralische Wiederherstellung zum Organe des Geheimnisses zu befähigen, verheißt sie nichts. Und tägliche, strenge Prüfungen — in unbeobachteter Stille, nur zwischen Gott und dem Menschen, ohne äußern Beifall, ohne Täuschungen der Fantasie, — können diese Läuterung bewirken und beweisen.

Man muß, um gerecht zu urtheilen, Mystik und Pietisterei (Frömmelei), die man so oft zusammenwirft, streng von einander unterscheiden. Jene läßt dem Geiste völlige Freiheit, sich in den Tiefen des Geheimnißvollen zu ergehen, — diese knechtet ihn durch ein Dogma; jene erhebt, diese erniedrigt und zerdrückt sein Gefühl. Nur Eins haben sie oft gemeinsam: daß sie zum Quietismus führen. Aber was führt am Ende nicht zu ihm? je mehr man überlegt, desto schwerer handelt man; man überlegt sich zuletzt satt, man empfindet sich satt, man spricht sich satt, — glücklich, wer irgendwo ewige Ruhe findet!

St. Martin hat unter den Mystikern deßhalb für Leser mit Geist so viel Anziehendes (z. B. für Rahel), weil seine Schriften der milde, wohlthuende Hauch eines sittlichen Charakters durchweht, weil eine anmuthige Sym-

metrie in dem Ganzen seiner Gedanken waltet, und vorzüglich, weil er zuletzt doch an die Vernunft appellirt. (Da das Nichtanerkennen dieses Forums eigentlich das Charakteristische des Fanatismus ist.)

Tief durchdrungen von einem Ideale höherer Menschheit, wie Platon, erscheint ihm die wirkliche, schwache, kranke, kleinliche als ein Bild schmachvoller Entwürdigung. Er will es ihr vorhalten, taucht seinen Pinsel in das geheimnißvolle Colorit des Orient's, malt beide Bilder, wie sie vor seiner reinen Seele schweben, das des Paradieses mit der Schwärmerei des Entzückens, das des verlornen mit der Schwermuth der Sehnsucht, und ruft tief bewegt: ecce homo!

Es ist interessant zu bemerken, daß St. Martin von seinen Uebersetzern und selbst Verehrern so gleichmäßig mißverstanden wurde. Die neuesten haben ihn sogar zu einem katholischen Philosophen, wie früher Platon zu einem christlichen gemacht! es ist eben so interessant zu bemerken, daß ein heller, witziger Kopf (Lichtenberg) der Wahrheit viel näher kam (II. 186).

Die Mystik, welche überall das Colorit der Zeiten, der Völker, der Einzelnen an sich trägt, konnte keine anmuthigere Färbung finden, als die des französischen Geistes, welcher Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Frische und Zart-

heit in sich verbindet, welcher sich gern mit tiefem Gefühle, nie mit abstrusem Pedantismus äußert.

Der schönste Zug bei Jakob Böhme und St. Martin: Alles als Symbol, als Zeichen, deren sich die Sprache des Unendlichen zu uns, den Endlich-unendlichen, bedient, und allen Irrthum als Andeutung des hinter ihm liegenden Wahren zu betrachten. Die „Erinnerung" des Platon war ein ähnlicher Zug; die Analogien bei den deutschen Naturphilosophen sind meistens kleinlich dagegen; die seinen sind erhabene Poesie.

Er sagt auch ausdrücklich, daß seine Bilder nur Bilder sind, während And're die ihren für die Sache selbst verkaufen. Ja, er zeigt, daß er vielmehr bekannte für geheimnißvoll gehaltene Bilder, ihrer Bedeutung nach zu erklären beabsichtigt.

Er zeigt eine Achtung für die Forderungen des Verstandes, welche Achtung für ihn selbst, — eine Rechtlichkeit des Denkens, welche ein Vertrauen zu ihm einflößt, das wenige Mystiker anzusprechen haben.

St. Martin spricht in Bildern und läßt nur überall das „gleichsam" aus.

Man muß nur nicht eigentliche Philosophie suchen, wo Auferbauung erzielt wird. Ob mehr? ob weniger?

Gerade jenes Anregen zum Selbstweiterdenken in einer erhebenden Gedankensphäre ist es, was diese Lektüre begabter Menschen (z. B. der Rahel) so anziehend macht, — wie das Deuten eines reichen, inhaltvollen Kunstwerkes.

Glücklich, wer das Namenlose erkennt! Ewig war die Wahrheit unter uns, und wird es sein, — aber sie wird geschwiegen. Reiner Wille und Klarheit des Erkennens sind an und für sich esoterisch. Aber:

Es ist nöthig, daß selbst Dinge ein Geheimniß bleiben, die leicht zu offenbaren wären. Es ist gut, daß man andre Dinge, die offenbar sind, als Geheimniß behandle, um ihnen die Ehrfurcht der Menschen, und diesen, in der Ehrfurcht, ihr Heiligstes zu bewahren. (Die Gesellschaft erkennt dies faktisch an in den Konvenienzen der Decenz, der Diskrezion u. s. w.). Es gibt ferner Dinge, die sich wenigstens durch Worte nicht mittheilen lassen. (Hieher Alles, was man im weitesten Umfange Kunst nennen kann.) Es ist auch unmöglich, den Menschen wohlzuthun, wenn man es ihnen vorausgesagt; daher „Handeln und Schweigen" die Maxime der geprüftesten Geschichts- und Welterfahrung. Endlich: das Schlechte erlangt nur Gewalt durch die Vereinigung und Verborgenheit der Schlechten. Ihm kann nur durch das Gegentheil: stille Verbindung der Guten, kräftig entgegengewirkt werden.

In den Spaltungen der Societät bleibt jeder Verſuch, Kreiſe zu bilden, innerhalb welcher Menſchen als ſolche gelten (eine Menſchheit in der Geſellſchaft), reſpektabel. Es gibt Verhältniſſe, die für die Aufſicht des Geſetzes im Staate zu klein, andere, die für ſie zu groß ſind. Hier wirken ſolche Kreiſe, als Supplement der Geſetze, mit dem Staate, für ihn. „Die Sittlichkeit iſt ſicherer als das Geſetz", ſagt ſchon Pirithous beim Euripides. Es iſt löblich, neben den äußern Motiven des letztern, den innern der erſtern Geltung zu verſchaffen. Kein Einzelner iſt im Stande über ſich hinauszugehen. Er ſchließe ſich deßhalb an Andere, die ihn ergänzen und über ſeine Beziehung zum Ganzen orientiren. Dieſes Gefühl, einem beſtimmten Ganzen anzugehören, wirkt (im Patriotismus, Konfeſſionen u. ſ. f.) als ein Reſſort, der ſehr gewaltig werden kann. (Dazu die Macht des Beiſpiels.)

Was endlich das Symbol betrifft, ſo iſt dem mündig gewordenen Denker die Geſchichte ſelbſt Symbol. Zu dieſem Gewahrwerden aber erziehen den unmündigen abſichtliche Symbole.

Eine Vereinigung der Guten — blos um des Guten willen — wenn ſie möglich iſt, ſoll ſie gehindert werden?

R. F. Rauer. Probleme der Physik, Philosophie und Staatskunst. Leipzig, Kollmann. 1833.

Die Grundansicht des Ganzen, — die eigentliche Philosophie des Verfassers ist nicht neu; er spricht aus, was Herder, Spinoza, Platon ausgesprochen haben, wovon auch ich seit Jahren überzeugt und durchdrungen bin; er spricht das Wahre aus, — und traurig für die Menschheit wäre es, wenn das Wahre noch neu sein könnte! Er scheint sich als Erfinder zu viel Ehre beizulegen, wahrscheinlich weil er, ohne eben alles Vorhandene genauer zu kennen, sich eines selbstständigen, treuen, eigenen Forschens im Tiefsten bewußt ist. Für sich bleibt ihm also auch das Verdienst des Erfinders; für die Welt aber bleibt ihm unbestreitbar das Große, unserer Zeit höchst Angemessene: die tiefsten und höchsten Wahrheiten aus den verschiedensten Kreisen in einen leichten, klaren Zusammenhang verbunden, und dem Menschenverstande (common sense) nahe gelegt zu haben. Er erscheint besonders im ethischen Theile, als ein von Licht und Wärme innig durchdrungener Verkündiger des wahren Evangeliums.

Am originellsten freilich ist er im physikalischen Theil; aber dieser, freilich noch nicht völlig durchgearbeitet, möchte auch noch die meisten Fragen übrig lassen. So ist die Definition der Bewegung (S. 33) wohl nur eine Tautologie. So erscheint mir der Abschnitt von der Wahrnehmbarkeit der Körper (S. 41. u. f.) seltsam und überflüssig. Wahrnehmbarkeit ist eben nur das Verhältniß der Welt zum Menschen; in der Ausdehnung, die R. diesem

Worte gibt, möchte es wohl nur die Wechſelwirkung aller Weſen auf alle auf eine unnöthig neue Art ausdrücken. Die Pflanze nimmt den Reiz wohl kaum wahr: aber er wirkt auf ſie. Die ertönende Saite hört wohl kaum die erſt erklingende u. ſ. f.; der Schluß des Kapitels, worin das Subjektive vom Objektiven unterſchieden wird, erklärt den Gehalt von R's. Anſicht trefflich; nur eben möchte das Wort „Eigenſchaft" unnöthig ſein, indem ſo das Weſen in ſich ſelbſt zerſpaltet wird: denn, was Rauer „Eigenſchaft" nennt, iſt eben das Weſen ſelbſt, in Bezug auf ein anderes gedacht. (Die Modi des Spinoza?) — In dem phyſikaliſchen Theile waltet mir hin und wieder das Teleologiſche zu ſehr vor; von welchem übrigens R. im Großen den einzig rechten, würdigen Begriff hat (S. 51, Anmerkung); ſo wie von der Nichtigkeit des „Erklärens" (S. 76), auch wenn es durch mathematiſche Form imponiren will (S. 82). Die Nachweiſungen im Einzelnen laſſen manchen Zweifel übrig; muß das Waſſer, wenn es leuchten ſoll, nicht früher aufhören, Waſſer zu ſein? (S. 85 unt.) Es ſind wohl Gasentwickelungen, welche dies Phänomen verurſachen. — Der mahnende Wink, ſtets reine Beobachtung der Naturwirkungen von künſtleriſchen Experimenten zu ſcheiden, den ſchon Goethe gab, iſt trefflich und beherzigenswerth. Vortrefflich iſt das Kapitel von den Wechſelrichtungen der Körper (Polarität), worin die Religion der Natur, der Lichtdienſt der Schöpfung gelehrt wird. — In dem „von der Menſchwerdung Gottes" nun werden wir lebhaft an St. Martin erinnert und können dem Verf. nicht überall folgen, wo er, wie es uns ſcheint, die zarte

Linie, die das Symbolische vom Historischen trennt, einen Augenblick übersieht. — Solche Bedenklichkeiten drängen sich im weiteren Verlaufe öfters auf, und die letzten Abschnitte (zumal der „vom Staate") würden ganz problematisch bleiben, wenn nicht über diesen wichtigsten Gegenstand ein späteres Werkchen des Verf. uns sein Glauben und Denken im ganzen Umfang und also mit mehr Klarheit offenbarte; so daß wir bekennen müssen: *ihm ist*, trotz manchen intellektuellen und praktischen Schranken, *das Heilige aufgegangen*.

Beneke.

Es bleibt stets wahrhaft erbaulich, ein *selbstständiges*, über sich selbst klares Denken den bekannten Kreislauf der Spekulation erneuern zu sehen. Wenn man sich nur bei dem Bewußtsein der Grenzen des Bewußtseins beruhigen wollte! Wer läugnet, daß der Wille zum Ganzen des Menschen, so gut als der Verstand, gehöre — und der Mensch selbst zu einem größeren Ganzen? Aber zum *Denken*, das eben ein Geschäft des Verstandes ist, gehört der Wille nicht, — zur Erkenntniß des *Menschen* gehört jenes höhere Ganze nicht. Die Philosophie ankert bei der Religion; aber sie in Religion verwandeln wollen, heißt sie, als Philosophie, vernichten. So hat mich schon (S. 67) die *Postulirung* eines Christenthums der Philosophie mißtrauisch gemacht und die weitere Entwickelung hat das Mißtrauen gerechtfertigt. Die Philosophie ist und bleibt eine Heidin; das Christenthum mag einen höhern Standpunkt abgeben, als sie; d. h. der Wille, oder der

ganze Menſch mag höher geachtet werden, als die Intelligenz — aber die Mittel, deren ſich die Philoſophie bedient, liegen innerhalb der Intelligenz. In der Naturforſchung kann hie und da eine Polemik gegen die Herrſchaft der Logik (z. B. das Cauſalitäts-Verhältniß u. dgl., wo auch B. an Töttenzi erinnert) ſtatt finden, weil es ſich hier um Erfahrung, um Objektivirung des ganzen Menſchen, um Auffaſſung durch alle, nicht blos die Denkorgane, handelt; aber in der Spekulazion überhaupt ſind alle Syſteme ſeit Kant durch dieſen Irrpfad veranlaßt worden; man könnte das Fichte's Hyperidealismus, das Schelling's Hyperempirismus, das Hegel's Hyperdialektik nennen, und dem B's. als Hypermeralismus, vielleicht den oberſten Rang einräumen, weil es beſonders edel und praktiſch iſt, — aber es bleibt, denk ich, beim alten Kant. Man weiß, was man weiß, glaubt, wo man muß, und thut, was man ſoll. Die Darſtellung darf man wohl klaſſiſch nennen, d. i. als Muſter aufſtellen.

Bei Carl Gerold ist ferner erschienen:

Buchmüller, Ant. L., systematisches Handbuch der Arzneimittellehre für Thierärzte und Oekonomen. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1839. 2 fl.

— — Handbuch der Chemie für angehende Thierärzte und Oekonomen. Mit 1 Kupfertafel. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1845. 2 fl. 20 kr.

Burg, Ad., Anfangsgründe der analytischen Geometrie. Zum Behufe des öffentlichen Vortrages und Selbstunterrichtes. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 1824. 2 fl. 30 kr.

Centner, Jos., die ersten Vorkenntnisse des Militär-Geschäftsstyls in zwei Abschnitten zusammengestellt. gr. 12. 1846. brosch. 1 fl. 8 kr.

Ettingshausen, A. v., Anfangsgründe der Physik. Mit 5 Kupfertafeln. Zweite Auflage. gr. 8. 1845. brosch. 4 fl.

Heider, M., Anleitung zur Pflege der Zähne im gesunden und kranken Zustande, und Andeutungen über künstliche Zähne und Gebisse. 8. 1845. br. 45 kr.

Hirst, S., vollständige Grammatik der englischen Sprache, vorzüglich für Jene bestimmt, welche nicht allein die Regeln derselben gründlich kennen lernen, sondern auch in ihren Geist eindringen, ihre besten Klassiker kritisch würdigen, und sich einen natürlichen, genauen und eleganten Styl in dieser Sprache aneignen wollen. gr. 4. 1845. br. 3 fl.

Hönig, J., Anleitung zum Studium der darstellenden Geometrie, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung bei dem Zeichnen technischer Gegenstände, insbesondere jener der Baukunst, der praktischen Geometrie und des Maschinenwesens. Mit 26 Kupfertafeln. gr. 8. 1845. br., die Kupfertafeln in einer besondern Mappe. 6 fl. 40 kr.

Koch, Dr. Ed. Jos., die Mineralquellen des gesammten österreichischen Kaiserstaates in topographischer, historischer, physikalisch-chemischer und therapeutischer Beziehung. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1845. br. 3 fl. 20 kr.

— — die Skrophelkrankheit in allen ihren Gestalten für Aerzte und Nichtärzte dargestellt. gr. 12. 1845. br. 36 kr.

Wawruch, Dr. Andr. Jan., praktische Monographie der Bandwurmkrankheit durch zwei hundert sechs Krankheitsfälle erläutert. Mit einem Vorworte von Jgn. Rud. Bischoff Edl. v. Altenstern. gr. 8. 1843. br. 2 fl.

Ernſt Frhrn. von Feuchtersleben's

ſämmtliche Werke.

Mit Ausſchluß der rein mediziniſchen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Fünfter Band.

Wien 1852.

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Beiträge
zur
Literatur,
Kunst- und Lebens-Theorie.

Einleitung.

— Botenpflicht iſt ſprechen. Damit gut.
Goethe.

Ein Theil dieſer Aufſätze, in periodiſchen Blättern (zumal in den Blätt. f. Literat. zur Oeſterreich. Zeitſchr. für Geſchichte und Staatskunde) bereits mitgetheilt, hat ſich einen Kreis denkender und ſtrebender Freunde erworben. Dieſen Kreis zu erweitern, und demſelben vom eigenen Streben und Denken eine klare, auf ein Ganzes deutende, Rechenſchaft abzulegen, — war, einem ſo wenig gehofften Erfolge gemäß, der verzeibliche Wunſch des Verfaſſers, und der Grund zur Veröffentlichung der vorliegenden Bogen.

Die vorhandenen Arbeiten wurden geſichtet, abgekürzt, wo ſich gelegenheitliche Zuſätze fanden, erweitert und ergänzt, wo es das Weſentliche galt, — vermehrt, genauer beſtimmt, geordnet, untereinander verbunden, die Lücken ausgefüllt, die Formen ſo viel als möglich Einem

Typus genähert, und dabei die Hinsicht auf den Einen Hauptzweck nie aus dem Auge gelassen; so, daß wohl zu hoffen wäre, einem wohlwollenden, verständigen Leser werde Sinn und Absicht des Ganzen, bei einiger Bemühung, kein Räthsel bleiben.

Einige Bemühung aber vom lesenden Publikum verlangen, heißt unhöflich sein und unsere Zeit verkennen. Der Kritiker, über die Zumuthung lächelnd, einem Autor auf seinen Lebenswegen nachzuspüren, hält sich an die Vorrede, die der neue Koch als Probegericht des ganzen Essens ihm vorzusetzen verbunden ist; aus dieser Assiette schmeckt er die Schule heraus, zu welcher der Koch gehört, — und die Gäste, sobald ihnen der Herold die Schule namhaft gemacht hat, wissen sofort, woran sie sind. Denn ein Mensch ist verstanden, sobald man weiß, in welche Koterie er gehört. Das ist die Weisheit unserer Tage.

Bei diesen Umständen thut man wohl am klügsten, wenn man dem kritischen Ritter lieber selbst auf den Sattel hilft; wenn man eine Einleitung schreibt, wodurch man ihm das lästige Studiren des ganzen Buches erspart; und wenn man in dieser Einleitung sein Geschäft antizipirt, und dem guten Publikum offenherzig sagt, zu welcher Gattung Autoren man gehört. Damit erspart man den Vielen, die gleich ganze Gattungen verwerfen, gar manche Zeit, die am Spieltische weit fruchtbarer zu ver-

wenden ist. Man braucht also, um unsere Aufsätze zu würdigen, nur die folgenden Zeilen zu überblicken.

Wenn wir aus den Verwirrungen des sozialen Lebens, die uns immer wüster umschlingen und unser reines, tiefstes Selbst immer mehr zu trüben und endlich völlig, daß wir es selbst nicht wieder erkennen, zu verfinstern drohen, — uns in die Ruhe verheißenden Regionen der Kunst und des Wissens zu flüchten gedenken, — so finden wir hier ein Chaos, noch hoffnungsloser als jenes, das uns herein trieb; hoffnungsloser, weil feinere, geistige Gewalten es geschaffen haben, und thätig sind, das Verwickelte durch neue Verwickelungen für immer unauflösbar zu machen. Wir müßten an unsern heiligsten Hoffnungen verzweifeln, wenn wir nicht wüßten, daß die Finsterniß aus sich selbst, auch ohne es zu wollen, das Licht gebiert.

Die Bücher haben aufgehört, Denkmale und fruchtbares Lebenserbtheil weiser und großer Menschen zu sein, seit sie zur Waare geworden sind. Auch ist die Menge der Waare zu groß, als daß nicht Schätzmeister nöthig würden, sie zu taxiren, ihre Sorte, ihren Werth zu bestimmen. Diese Schätzmeister, die selbst nicht erzeugen, sondern nur sortiren, schaffen das, was wir Literatur nennen, und haben das Chaos auf ihrer Seele, das uns

Angstet. Werfen wir nun einen Blick auf die neuesten Chorageten dieser Gilde, um zu untersuchen, wie sie es anfangen, die Verwirrung zu verewigen, so finden wir bald den Kern des Uebels. Es liegt darin, daß sie lehren, statt zu lernen. Die ganze Literatur ist eine Anstalt zur Bildung. Was selbstständige Geister schaffen, ist Element, welches fördernde Talente für sich und die Welt zur Kultur verarbeiten sollen. Wahrheit sollen wir suchen. Lesen wir Alles, was die edlen Schöpfer der Kritik in unserer letzten großen Epoche über Literatur gearbeitet und uns hinterlassen haben, so finden wir, daß sie alle in diesem Sinne gedacht und gewirkt. Lessing, Herder, Goethe, Schiller erscheinen in ihren Schriften zur Literatur als Suchende, Lernende. Ganz anders die Aristarchen der jüngsten Zeit. Sie suchen nicht mehr, sie haben gefunden; sie lernen nicht mehr, sie lehren; fördern wollen sie weder Andere, noch sich; Andern wollen sie imponiren, sich verherrlichen; und so verdunkeln sie sich und der Welt auf ewig das Auge, und es nachtet immer tiefer.

Bei einer solchen Lage der Dinge kann es verfehlt genug erscheinen, die babylonische Verwirrung dadurch, daß man seine eigene Sprache mit darein erschallen läßt, noch zu vermehren; aber manchem Denkenden wird es anders scheinen. Gerade da, wo sich die Wege des Labyrinthes am dunkelsten verschlingen, wird die redliche Stimme eines Führers am wünschenswerthesten; je größer das Chaos,

deſto nöthiger ſolche, die orientiren. Und zu dieſen wünſcht der Verfaſſer dieſer Blätter gezählt zu werden. Das iſt der Standpunkt, auf den er ſich ſtellt.

Allein wer entſcheidet über den Beruf zu einem ſolchen Amte? wer beſtimmt, was Anmaßung, was redlicher Wille und Einſicht ſei? Sagt nicht Jeder, der uns auf neue Irrpfade lockt, daß er gekommen ſei, uns den Weg der Wahrheit zu weiſen? Ich glaube, daß dieſe Fragen weit leichter zu beantworten ſind, als es ſcheint. Wenn in dem, was der Verheißende ſpricht, keine Parteiſprache anklingt, wenn vielmehr der reine Wohllaut redlicher Geſinnung darin zu erkennen iſt (und iſt dieſer ſo leicht zu verkennen?), wenn er überall beweiſt, daß er fähig iſt, die Vorzüge würdiger Geiſter zu ſchätzen, das vorhandene Große und Gute zu würdigen, ſtatt es herabzuziehen, — und endlich, als Reſultat und letzte Beſtätigung: wenn es dem denkenden, unbefangenen Leſer, während er Blatt nach Blatt überſinnt, heller vor der Seele wird, und Klarheit ſich über die Gegenſtände ausgießt, — dann hat ſich der Schriftſteller legitimirt. Dann dürfen wir ihm wohl trauen, ihn wenigſtens hören. Hören? Ja, da liegt es eben. Wird die ſtille, reizloſe Stimme des Wahren auch gehört werden in dem Lärme, den Aberwitz und Leidenſchaft verbreiten? Frage ſich ſo, wer will. Mir ſchien es da, wo Alles durcheinanderbrauſt, gerade am geziemendſten, daß auch der ſein Wort ergehen laſſe, der ſich eines

herlichen Wollens, eines ungetrübten Blickes bewußt ist. Sollen nur die Lügen das Wort haben, und das Gute, das Aechte soll für ewig schweigen? Werfet immer den goldenen Samen auf die wüsten Fluren hinaus! irgendwo ist noch unzertretenes Erdreich; da wird er aufgehen und sich verhundertfachen

Wer sich nun solche Aufgaben gesetzt hat, und darüber nachdenkt, wie sie zu lösen sind, dem wird es klar, daß, was das literarische Treiben betrifft, zwei Wege vor der Hand einzuschlagen sind, die auf die rechte Straße führen. Der Eine ist das Festhalten dessen, was Großes und Aechtes schon unter uns vorhanden ist, damit es erkannt, genossen, studirt werde, und nicht verloren sei. Eine lebhafte, stürmische Jugend, die immer von vorne anfangen will, setzt sich gern übermüthig an die Spitze, und verdrängt, was hin gehört. Aber damit kommen wir nicht vorwärts. Nie hat übertriebene Autorität des wahrhaft Großen so geschadet, als Verachtung aller Autorität. Autorität ist der Hebel der Bildung. So wirkte der Vater, die Mutter auf uns; und wollen wir im Kreise der Literatur auch Bildung erlangen, so müssen wir auch hier Vater und Mutter ehren. Nichts ist hierin so hinderlich, als die Parole: Modern. Als ob das Höchste, was die Menschheit aus sich entwickelt, das geistige Besitzthum, der Mode unterworfen wäre! Die Sturm- und Drangperiode war immer, weil immer eine Jugend war. „Die Natur-

gemäßen" — ſagt die geiſtreiche Rahel — „heißen jetzt Genies. Dies nennt man beſtändig fort die alte und neue Zeit."

Am Naturgemäßen laſſet uns alſo feſthalten, unbekümmert, ob es veraltet heiße, oder modern!

Der zweite Pfad in's Freie, von dem ich oben ſprach, iſt die Richtung vom Leben aus, in's Leben. Das Leben muß die Probe über den Kalkul der Literatur ziehen, und vom Quell des Lebens müſſen ſchöpfen, die da geben, und die empfangen. Im Leben ſehe ich Heil für Kunſt und Wiſſen; in der ſteten Hindeutung auf dieſen Pharus die Pflicht des Steuermannes.

Dieſe beiden Wege nun ſind in den nachfolgenden Aufſätzen einzuſchlagen verſucht worden; ob auch das früher geforderte Selbſtſtreben des Autors aus ihnen bemerkbar wird, wird der geneigte Leſer entſcheiden. Ich würde ſie, um dieſe Eigenſchaft auszudrücken, „Studien" betitelt haben, wenn ich nicht beſorgt hätte, eine ſo ernſthafte Miene auf dem Titelblatt würde mir ſchon im Voraus die Gunſt eines Publikums entwenden, das doch eigentlich Bücher nur zur Hand nimmt, um der Pein eines lebenzerſtörenden Ennui's, für eine Stunde, zu entfliehen.

Das Wort Publikum erinnert mich, daß ich, da ich es einmal übernommen, meinen Standpunkt ſelbſt zu bezeichnen, ſchuldig bin, auch noch das Publikum näher zu beſtimmen, das ich mir bei Ausfüllung dieſer Blätter ge-

genwärtig gedacht habe. Denn wer für Alle ſchreiben will, ſchreibt für Niemanden. Und doch geſtehe ich meine Verlegenheit, indem ich mich hierüber erklären ſoll. Ich weiß nur ſo viel, daß ich Alles, was Zunft und Gilde heißt, mir aus meinem Auditorium wegphantaſirte, und eine warme, lebhafte, thätige Theilnahme an deſſen Statt ſubſtituirte.

Anders alſo wüßte ich das Publikum, das ich mir wünſche, nicht zu bezeichnen, als: die Freien, Strebenden. Frei von jeder vorausbemmenden Bedingung, — ſtrebend und dürſtend nach dem lebendigen Waſſer der Bildung. Daß es deren noch gibt, darauf beruht die Hoffnung der recht wollenden Schriftſteller, die Hoffnung der Menſchen überhaupt, der denkenden, thätigen, guten!

I.

Kritik und Litteratur.

Schaffen muß Beruf und Luſt ſein!
Auch Homer ſchuf mit Bewußtſein. —
Aber nicht nach Theorie'n.
Seht! das trennt uns von den Alten.
Jene lernten aus Geſtalten
Sich Geſetz und Regel zieh'n.
Wir verlangen, daß aus Sätzen
Kunſtgebilde ſich entfalten:
Nun, ſo laßt die Zeiten walten —
Laßt uns litterariſch ſchwätzen!

Die Kritik.

— Kann die Kritik Leben je bereiten?
Grillparzer

Warum ſchreiben wir denn eigentlich Kritiken? und warum leſen wir ſie? iſt Kritik überhaupt nicht am Ende überflüſſig? und wenn ſie's nicht iſt, wer gibt uns eine Kritik der Kritik? wem ſollen wir glauben? der Autorität wohl nicht? alſo hat ächte Kritik ihr Kriterium in ſich? welches iſt denn dieſes? ja was iſt denn im Grunde Kritik?

Das heißt mehr in Einem Athem gefragt, als man, ohne ein Buch zu ſchreiben, in Einem Athem beantworten kann. Und jetzt ſo zu fragen! jetzt, da die Kritik längſt da iſt, ausgebildet, wirkſam, verbreitet, beliebt, mächtig, ja einflußreicher, als die kritiſirte Literatur ſelbſt — jetzt ſollten dieſe Fragen nicht barock ſcheinen? ſollten nicht post festum kommen? ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich im Publikum ſo fragen gehört habe. Und ob es praktiſcher iſt, über das Werdende oder über das Gebildete zu reflektiren, entſcheide die Geſchichte. Nachdem die Poeſie ihre Wunder geſchaffen und hingeſtellt hatte, da ruhte das Auge des Griechen mit ſinnendem Wohlgefallen auf ihnen, und an dieſem herrlich Vorhandenen

entwickelte der Stagirite seine Gesetze. So scheint es nun an der Zeit, über Kritik zu reden, ihr Wesen, ihre Verhältnisse, ihr Gesetz zu studiren, — weil sie als fertige, lebendige Erscheinung vor uns liegt. Beiträge zu solchen Studien wünsche ich in Folgendem zu geben.

Die ersten jener Fragen führen auf das Verhältniß des Kritikers zu sich selbst, und auf das wechselseitige zwischen ihm und dem Publikum; die letzteren auf ein Ideal der Kritik. Vor Allem muß die letzte beantwortet werden; vielleicht ergeben sich dann die Lösungen der ersteren von selbst.

Das griechische Stammwort deutet freilich auf ein entscheidendes Urtheilen, — auf ein Richten hin; allein es schließt auch den Begriff des Sichtens, des Erkennens in sich: und wenn wir den Zustand unserer Literatur vor Augen haben, so bemerken wir alsbald, daß wir bei dem Worte Kritik bei weitem nicht stets an das literarische Forum denken, sondern überhaupt Alles darunter begreifen, was über Geschriebenes und Gedrucktes geschrieben und gedruckt wird. Zwischen den Produzenten und Genießern bewegt sich eine emsige Schaar zubereitender Köche; wir nennen sie Kritiker; zur Legion ist ihre Zahl angewachsen, ihre Herrschaft zur Tyrannei; man rührt keine Schüssel an, die sie nicht gezuckert haben. Hierin schon sind ihre Bezüge zu Autor und Publikum prästabilirt; sie stehen als Vermittler zwischen Beiden. Jenen sollen sie studiren, erfassen, und wenn sie ihn haben, dem Publikum

zu nähern ſuchen, indem ſie, je nachdem es Noth thut, ſeine Lücken ergänzen, ſeine Ecken durch Erklärung ründen, ſeine Dunkel hellen, ſeine Größe überſchaubar, ſeine Eigenheit, durch Ueberſetzung, der Menge mundgerecht machen; das Publikum ſollen ſie gegen den Schriftſteller vertreten, ihm deſſen Bedürfen, Vermögen und Wollen verdeutlichen, damit ſeine Flamme nicht einſam verlodere, ſondern Früchte zeitige. Schon ergibt ſich hieraus die erſte Pflicht des Referenten (denn allerdings entſpricht dieſer Titel mehr dem Amte, deſſen Umfang wir eben bezeichneten); ſie heißt: Achtung; Achtung vor dem Verfaſſer, Achtung vor dem Publikum. Ohne ſie, wie ſoll er in Jenen eingehen, wie ſoll er dieſes vertreten, daß es dem Autor nicht verächtlich werde? Wie ſoll das Publikum ſich ſelbſt reſpektiren lernen, wenn es nicht reſpektirt wird? Engliſche und franzöſiſche Kritiker bekennen und befolgen dieſe edle Maxime; warum geſtatten nur wir Deutſche, daß Rezenſenten uns für Narren halten? daß der literariſche Sansculottismus ſeine Fahne aufpflanze, und das Ehrwürdige, das Schöne beſchmutze? daß soi-disants-Genies, die „Alles gleich weg haben", die Frucht eines mühevollen, jahrelangen Reifens aufknacken wie eine hohle Nuß? warum müſſen unſere Dichter mit Grillparzer klagen:

War eine Wieſe, wo ich Blumen pflückte,
— Die Rinderzucht d'rauf hingetrieben, friſch
Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte,
Lag Schlamm und Gras in ekligem Gemiſch:
Was nicht zu ſagen, davon ging die Rede.
Was auszuſprechen nicht, das ſprach ihr Wort; u. ſ. w.

Warum müssen wir die Wahrheit dieser Anklage so bitter fühlen? warum werden an den Kritiker allein nicht die Forderungen gemacht, die jede gute Gesellschaft an den Menschen macht? Soll er, der uns bilden helfen soll, allein ungebildet sein dürfen? Ja, er bilde sich nicht einmal ein, zu wirken, wenn er seiner Rohheit behaglich die Zügel schießen läßt; für den Moment wirkt er vielleicht, seinem Namen, seinem Buchhändler, seiner Faktion zu lieb, — aber auf die Dauer gewiß nicht; denn die vox populi wird einmal mündig, und wird ein anderes Gericht ergehen lassen, wobei ihm nicht wohl zu Muthe sein wird; die Schonung aber, die Mäßigung, die Ehrfurcht haben noch nie fehlgesprochen. — So viel von diesen Verhältnissen des Beurtheilenden: er hat aber auch eines zu sich selbst. Nicht nur den Autor, nicht nur den Leser, auch sich selbst soll er fördern, indem er sich Rechenschaft über das Gelesene ablegt; indem er diese Rechenschaft zu einem Ganzen ausbildet, das nun auch ein Werk sein und darstellen soll. Er muß also seine Stellung gegen den Schriftsteller und gegen das Publikum richtig beurtheilen; das heißt: er muß sich selbst erkennen. Ob er zum Kritiker berufen ist? wird hierbei die erste Frage sein. Daß hierüber nur praktische Einsicht in eine Sphäre der Bildung und Darstellungsgabe entscheiden, liegt wohl am Tage. Ich kann hierin mit Bauernfeld nicht ganz übereinstimmen, der in einem vortrefflichen, aus dem innersten Gefühl dessen, was Noth thut, hervorgegangenen Aufsatze in Nr. 7, Jahrg. 1835 für Literatur, Kunst und Kritik, zur Oesterreich. Zeitschrift für Geschichts- und Staats-

kunde) zu wünſchen ſcheint, daß nur der bereits Anerkannte das Richtſchwert in die Hand nehme. Man kennt den Löwen an der Klaue; und, da es vielleicht bloß kritiſche Naturen ſo gut wie bloß produktive gibt — wie ſollen jene ſich Anerkennung verſchaffen? Eine Kritik muß doch die erſte ſein; ich glaube vielmehr mit Goethe: daß wer mit Liebe einem Gegenſtande treulich Jahre lang anhängt, das Recht habe zu reden, und wenn gar Niemand ſeiner Meinung wäre. Ein Anderes aber glaube ich mit Bauernfeld: daß nur, wer praktiſche Einſicht habe, befugt ſei, über einen konkreten Gegenſtand zu reden. Mit welchem Gewinn hören wir einen Grillparzer über dramatiſche Kunſt ſprechen, — wie unbefriedigt dagegen läßt uns das Urtheil des denkendſten, gelehrteſten, aber unpoetiſchen Polyhiſtors über dichteriſche Schöpfungen! Das Sprichwort: man ſoll über nichts reden, was man nicht beſſer machen kann, iſt nicht ſo übertrieben, als man geſagt hat; — nur das Wörtlein „beſſer" mag ausbleiben, und dann iſt die Wahrheit übrig, daß nur der vollſtändig aufzufaſſen und darzuſtellen fähig iſt, der in das Geheimniß des Machens eingeweiht iſt — eine Wahrheit, die Schillern nach mühevollen Anſtrengungen klar ward. Eine zweite Forderung, die man an den Kritiker wohl machen darf, iſt die, daß er leſen könne; und wie Wenige können es! Sich ganz in's Buch hineinleben, dem Myſterium ſeiner Zeugung und Geburt nachlauſchen, beuriſtiſch divinitren, ſich ſelbſt verläugnen, wie Sokrates den Geiſt Heraklits aus dem Buch aufbeſchwören, — kann, will das Jeder? — Iſt aber nun der Beruf entſchieden, ſo wird der Rezen-

ſent im beſtimmten Falle vorerſt zum Autor ſein Verhältniß feſtzuſtellen ſuchen. In dieſem ſchon wurzeln dreierlei Arten der Kritik: denn der Kritiker ſteht entweder über dem Autor, und das gibt den Urtheilsſpruch, die Kritik im engeren Sinne; oder er ſteht neben demſelben, auf gleicher Stufe der Bildung, und das gibt die Anſicht, die darſtellende, entwickelnde Kritik; oder er fühlt ſich unter dem Schriftſteller, und da wäre freilich das Schweigen am rathſamſten; indeß mag, bei ſolcher Stellung, die Beſchreibung deſſen, was das Buch in ihm wirkte, für ihn, für andere Leſer, ja für den Verfaſſer nicht ohne Nutzen ſein. Nach Feſtſtellung dieſes Standpunktes wird der Rezenſent daran gehen, ſich vorerſt ſelbſt über das Geleſene Rechenſchaft abzulegen. Er ſehe, welche Methode ihm dabei zu Statten kommt. Für Werke der Poeſie hat Goethe zu dieſem Behufe ein Schema vorgeſchlagen (man ſehe Bd. 45 der Duodez-Ausgabe), worin ſie nach Naturell, Stoff, Gehalt, Behandlung, Form und Effekt kurz zu bezeichnen wären; nur iſt dabei bloß das Allgemeinſte auszuſprechen; für das Individuelle eines wahren Kunſtwerks möchte es bei weitem nicht hinreichen. Mit ſolchem Ernſt aber muß man zu Werke gehen, wenn man ehrlich und nützlich ſein will. Ferner hat er ſeinen Sinn unbefangen zu öffnen, und das Werk rein und ohne Vorurtheil auf ſich wirken zu laſſen; nicht aber der verderblichen Maxime moderner Zeitluſte zu folgen: „Jedes Menſchenwerk hat ſeine Licht- und Schattenſeite; zeige ich bloß jene, ſo hält man mich für ſchwach; ſpür' ich dieſe auf, ſo glänze ich und behage." Eine Kritik in dieſem Sinne wird wenig

Licht auf's Werk, viel Schatten auf den Krittler werfen. Abgesehen vom Feindlichen und Hemmenden jenes Ausspruchs (denn wie soll bei einer solchen, im Voraus offensiven Stellung das Große wirken?), ist er auch nicht einmal wahr; denn das vollendete poetische Produkt ist kein Menschenwerk, im gemeinen Sinne des Wortes; es löset sich als Blüte vom Stamme des dichterischen Daseins, und ist frei von den Mängeln, denen der Dichter als Mensch allerdings unterworfen bleibt. Diese Ansicht ist wahr, und muß dem Kritiker heilig sein. Er schreibe auch nicht, um sich zu produziren, um sein Wissen, seinen Styl, seinen Witz zu zeigen, seine Ansichten auszukramen, sein Herz auszuschütten; er gedenke, daß das Buch, welches vor ihm liegt, sein eigentliches Objekt ist, und Vermittlung seine einzige Aufgabe. Wenn er diese löst, so hat er alle seine Fähigkeiten auf's Schönste bethätigt; er hat den Leser gefördert, und das muß ihm dieser im Stillen mehr danken, als wenn er durch Possenreißen und Schmähen sich zum Thersites, und den Leser zu noch was Schlechterem erniedrigt hätte, indem er ihm zu verstehen gibt, daß er ihm schadenfrohes Behagen an der Schwäche des Nebenmenschen zutraut. So auch habe er nicht den Mann, sondern das Buch vor sich; nicht was Jener für Fähigkeiten und Kenntnisse beweise oder nicht beweise; nicht wie es mit seinem Charakter moralisch oder bürgerlich stehe, sei sein Augenmerk, sondern: was in dem Buche steht; es müßte denn dieses ohne jenen durchaus nicht zu begreifen sein, wie es z. B. bei der Lyrik meist der Fall ist, welche die Blüte eines individuellen

Daſeins darſtellt; wie es bei jenem Autor der Fall iſt, der in jedem Blatte den Abdruck ſeiner ſelbſt gibt, deſſen ganze Bildung einen Kreis bezeichnet, wo ein Segment ohne das andere krumm und unbegreiflich iſt. „Ein Autor, — ſagt einer der ehrwürdigſten unter ihnen — gibt mit ſeinem Buch einen Theil ſeiner Seele dem Publikum Preis. Er offenbart nicht nur, womit ſich ſein Geiſt angelegentlich beſchäftigte, was er für Zweifel und Auflöſungen im Gange ſeines Lebens fand, mit denen er ſich bekümmerte oder aufhalf; ſondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es ſonſt für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten ſeiner Bruſt einer wilden Menge mitzutheilen?), er rechnet auf Einige, vielleicht Wenige, denen im Labyrinth ihrer Jahre ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen beſpricht er ſich unſichtbar, und dieß unſichtbare Kommerzium der Geiſter iſt die größte, die einzige Wohlthat der Buchdruckerei.“ Zu dieſen Einigen, Wenigen, nur nicht zu jener wilden Menge zu gehören, das ſei der Beruf, das der Stolz des Kritikers! Wenn er alle dieſe Forderungen erfüllt, ſo werden wir bald begreifen, daß ſein Wirken keineswegs geträumt, daß die Kritik keineswegs überflüſſig, ſondern, wenn auch nicht für den Genießenden, doch gewiß für den Schaffenden und Lernenden labend und fruchtbar iſt. Und ſo hätten ſich alle Fragen am Eingange dieſes Aufſatzes dem Weiterdenkenden wohl zur Genüge beantwortet.

Sollen nun aber die Eigenſchaften der Kritik genauer betrachtet werden, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß dieſe vielfach iſt, je nach den Objekten, die ſie beban-

delt. Denn weit andere Forderungen macht man mit Recht an die Beurtheilung philoſophiſcher, als an die poetiſcher, hiſtoriſcher, techniſcher und anderer Werke; und in dieſe einzugehen, würde hier zu weit führen; genug, wenn wir uns über jene Punkte verſtändigen, die von einer jeden Kritik zu fordern ſind; wiewohl wir nicht läugnen, daß wir in dieſen Zeilen vorzüglich die Beurtheilung dichteriſcher Erzeugniſſe im Auge haben; denn bei andern handelt es ſich erſtens und letztens um die Wahrheit: und hat der Kenner in ihrem Lichte gerichtet, ſo ſind wir zufrieden, und mäkeln nicht an ſeinem Worte.

Wenn ich die Kritik im Allgemeinen betrachte, nach ihrer innern Form (die äußere mag nun die gewöhnliche, oder epiſtolariſch, wie z. B. Enk's Briefe über Fauſt, oder dialogiſch, z. B. Götter, Helden und Wieland, oder wie immer ſein); ſo bemerke ich beiläufig folgende Varietäten, von denen ich jedoch die fehlerhaften, als: die oberflächliche, die mißwollende, die abſprechende, die ſich produzirende, die vandaliſche, die pedantiſche, die ſchmeichelnde, die einſeitige, die über den Leiſten gearbeitete, die ſeitwärts vom Gegenſtand ſchweifende, die beſchränkte u. dgl. ausſchließe, und nur die giltigen aufnehme; ohne jedoch dem Leſer zu wehren, nach ſeiner Kenntniß neue hinzuzufügen.

Die beſchreibende Kritik gleicht, um mich fremder, bezeichnender Worte zu bedienen, dem Tageslicht; indem ſie die Gegenſtände aller Art mit einer heitern Gleichgiltigkeit beleuchtet, und ſie eben dadurch jedem Urtheile offenbar vorlegt. Sie findet beſonders bei poetiſchen Werken Statt, wo ſich nicht ſowohl raiſonniren als darſtellen

läßt; findet beſonders dann Statt, wenn ſich der Referirende unter oder neben dem Werke fühlt, und dient trefflich, ſowohl zu ſeiner eigenen Belehrung und Uebung, als zur Bildung des Publikums, dem der ächte Trank, gleichſam durch ein verwandtes Sieb geläutert, beſſer mundet, und das Herbe verliert. Das Muſter dieſer Gattung möchte wohl Friedr. Schlegel's Darſtellung von Meiſters Lehrjahren in den „Charakteriſtiken und Kritiken" ſein. Es wäre zu wünſchen, daß man dieſer Art ſich häufiger bediene. Fällt die Beſchreibung mehr in's plaſtiſche und humoriſtiſche Charakteriſiren, ſo haben wir den Standpunkt Heine's bei Beſprechung von Kunſtwerken und Poeten. Entwickelnd, genetiſch wird dieſe Art, wenn zu der reinen Darſtellung ſich die Nachweiſung des Entfaltungsprozeſſes eines Produktes oder Menſchen geſellt; wenn ſich das Ganze, ein wachſender Organismus, Glied für Glied, vor unſern Augen, unter der Hand des Entwicklers aufbaut, wobei der Kelch die Krone trägt, und dieſe den Kelch erklärt und ſchmückt. So formt ſich das Bild von Voß's und Hebel's Gedichten, Zug für Zug von Goethe's Pinſel gemalt, allmälich vor uns zum ſchönen, klaren Ganzen.

Iſt aber die Leiſtung vom Leiſtenden untrennbar, ſo werden wir aufgefordert, in den Lebenskreis des Letzteren zu dringen, und es entſteht die biographiſche Kritik, welche nach Umſtänden, wenn zum Verſtändniß, zur Rechtfertigung des Autors die Betrachtung einer abnorm modifizirten Natur unerläßlich iſt, zur pathologiſchen wird. Wer wollte die Schriften eines Staatsmannes ohne ſeine Le-

bensgeſchichte verſtehen? wer ſo manche abenteuerliche Produktion neuerer Romantiker ohne pathologiſche Rückſicht entſchuldigen?

Findet ſich zwiſchen der Eigenheit des Schriftſtellers und dem Typus der Kultur ſeines Publikums eine ſolche Kluft, daß ſie nur durch Hilfe eines tiefen, beſonnenen, wohlausgedrückten, vermittelnden Verſtändniſſes auszufüllen iſt, ſo wird die *aufklärende* Kritik nöthig, welche, je ſchärfer ſich der Gegenſatz im Publikum ausſpricht, deſto mehr zur *vertheidigenden* ſich ſteigert. Einen ganzen Band literariſcher Ehrenrettungen hat uns Leſſing hinterlaſſen.

Wo es ſolcher Rechtfertigung nicht bedarf, wo das Große, das Aechte, das Schöne mit ſeiner geiſtigen Allmacht vor uns hintritt, daß wir uns überwältigt fühlen und freudig gedrungen, das Herrliche zu verkünden, und, ſo viel es mit Worten thunlich iſt, zur Anregung Anderer, zu ſchuldiger Würdigung, zu erhebender Stärkung im Rechten darzulegen, — da wird unſer Referat *panegyriſch*, im edelſten Sinne des Ausdrucks. Alle großen Kunſtwerke, die der Begeiſterung ihren Urſprung, der beſonnenen Meiſterſchaft ihre Vollendung danken, können nicht wohl anders als auf dieſe Weiſe behandelt werden, da die Rede des gewöhnlichen Verkehrs ſich über ihr gemeines Maß erheben muß, um eine Ahnung von der Wirkung jener Mittel zu geben, durch welche der Künſtler ſeine Wunder ſchafft. Hier iſt es, wo der Referent nicht bloß mit dem Verſtande zergliedern, mit der Phantaſie ſchwärmen, mit der Empfindung rühren darf, — wo er mit allen Organen zugleich zu vernehmen, mit allen wiederzugeben hat; denn alle ſpricht das

Kunſtwerk an, und ſein Darſtellung desſelben, ſoll ſie es anders wiederſpiegeln, muß ſelbſt wieder ein kleines Kunſtwerk ſein: lebendig, ganz, eins, organiſch, ein höheres Daſein ausdrückend, und, wie es Leben aus Leben bildet, begeiſternd. — Wenn ein Kunſtwerk ſolcher Höhe in die Hand eines geſtaltenden Denkers gelangt, ſo entſteht die legislative Kritik; die erſte, die es gegeben hat. Nachdem ſich nämlich der Verſtand von der erſten Ueberwaltigung erholt und gleichſam befreit hat, erwacht die gewohnte, intellektuelle Selbſtthätigkeit, und er ſpürt dem Geſetze nach, deſſen Walten der Künſtler, mit oder ohne Bewußtſein bethätigt hat. So hatte Ariſtoteles die Wunder Aeſchylos, Sophokles, Agathons vor ſich, und an und in ihnen entrollte er die ewige Theorie. — Wenn Schiller Bürger's und Matthiſſon's Lyrik ſich gegenüber ſtellte, ſo wünſchte wohl der edle, nie unbillige Philoſoph dadurch nur ſeine damalige Anſicht über das Geſetz der Lyrik überhaupt in's Licht zu ſetzen, und lieferte ſo an zwei eben ſich bietenden Erſcheinungen, die ihm bloß Vehikel waren, den Verſuch einer theoretiſch vergleichenden Kritik. — Literaturhiſtoriſch wird dieſe Art, wenn vom Kunſtwerk der Uebergang auf den Künſtler gemacht, und dieſer in ſeiner Stellung zu ſeinen Zeitgenoſſen, zur Kultur ſeiner Nation, in ſeiner Wirkung auf dieſelbe betrachtet wird. Die Kritiken der Ausländer über unſere Autoren ſind meiſt in dieſem Sinne abgefaßt, weil es ihnen vor der Hand mehr um Verſtändniß unſerer Literatur als unſerer Autoren zu thun iſt.

Iſt ein Buch von großem, reichem Gehalte, der mit-

theilbar, und durch Mittheilung fruchtbar, aber im Werke ſelbſt diluirt, verhüllt, oder auf irgend eine Art minder offenbar und genießbar iſt, ſo macht ſich die extraktive Kritik nöthig, die den Kern herauszutaſten und aus den Hülſen zu ſchälen verſteht — ein Fall, der zumal bei wiſſenſchaftlichen Hervorbringungen in Deutſchland gar oft eintritt, und ſolche Kritiken ſehr wünſchenswerth macht. Im Fach der Heilkunde z. B., wo ſo häufig eine fruchtbare Erfahrung in einen Brei von gelehrter Oſtentation verkocht iſt, wird ſie zum Fortſchritte unentbehrlich. Genau ſchließt ſich ihr die reſumirende an, die der Referent meiſt zu eigener Erleichterung unternimmt, um das Reſultat im Werden auf einen Blick zu überſchauen. Er legt dieſe Arbeit zu ſeinen Pariren, und bewahrt ſich ſo das Nöthige ſtets gegenwärtig, ohne mit dem Wiederleſen eines breit ausgeführten Ganzen Zeit zu verſchwenden. Dieſelben Vortheile ſchafft er, wenn er ſeine Synopſis veröffentlicht, dem Leſer.

Alle bisher angeführten Arten der Kritik eignen ſich für den Standpunkt des Referenten unter dem Autor vorzugsweiſe. Glaubt ſich jener dieſem ebenbürtig, ſo wird er, in Bezug auf's Werk, entweder Uebereinſtimmung, oder Widerſpruch in ſich empfinden. Aus der erſtern geht dann die doktrinäre Kritik hervor. Er hat nämlich an des Autors Anſichten nichts zu verneinen, nichts zu ändern, nichts zu loben — es ſind die ſeinen; er ergreift mit Behagen den Anlaß, ſein Arede, als Begleitung einer verwandten Stimme, lauter in die Welt zu rufen. Sind die Meinungen des Verfaſſers die des Berichterſtatters, ſchei-

nen ſie aber dieſem zu ſehr durcheinander geworfen, ſo daß er fürchtet, die verworrenen Klänge möchten ununterſchieden im Lärm des Tages verhallen, ſo fühlt er ſich zur ordnenden Kritik beſtimmt, wofür er den Dank des Autors und der Welt erwartet. Merkt er Lücken im Werke, das er zu ordnen verſucht, ſo glaubt er demſelben einen Dienſt zu thun, wenn er die Bahn der ergänzenden Kritik einſchlägt; ſo, daß dann ſein Verſuch, mit dem des Verfaſſers zuſammengenommen, erſt ein befriedigendes Ganzes darſtellt.

Glaubt er jedoch, bei gleichem Niveau, nicht ganz mit dem Buch harmoniren zu dürfen, ſo thut er am beſten, ſich zur dialogiſchen Kritik zu entſchließen. Ich nenne ſo — abgeſehen von der äußern Form — jenes Verfahren, wo Anſicht an Anſicht, in freundlicher Zwietracht, frag- und antwortweiſe, entwickelt und paralleliſirt wird, — wo dann das Publikum das eigentliche Forum iſt, an welches appellirt wird — eine fruchtbringende Unternehmung, die wohl auch öfters, ſtatt des Abſprechens und Aburtheilens, zu verſuchen wäre. Denn aus dem Austauſch der Gedanken ſchöpft das Wiſſen, entquillt die Wahrheit. Nur wo Zuſammenklang auf keinem Wege zu erzielen iſt, wo der Widerſpruch im Weſentlichen wurzelt (immer noch bei gleicher Höhe), mag und muß die polemiſche Kritik geſtattet ſein. Zu ihr wird Schärfe des Intellekts, Kraft, Ueberzeugung, ruhiger Ernſt, Selbſtverläugnung für's Wahre, reine Auffaſſung des Fremden, Würde und Gabe des Vortrags gefordert; auf daß aus dem Streite der Kräfte ſiegreich die Wahrheit ſich verkläre. Nie wage ſich an dieſe

Kritik, wer ſich jener unerläßlichen Eigenſchaften nicht bewußt iſt!

Ganz anders jedoch verhält ſich die Sache, wenn der Kritiker *über* dem Werke (deßhalb nicht ſtets über dem Autor) ſteht. Hier iſt das Urtheil am Platz; und die eigentliche Kritik, die Kritik im engern Sinne findet Statt. Manche der vorigen Arten wird auch hier anzuwenden ſein, mit veränderter Farbe, — wenn der Verfaſſer nicht irrt, aber auf dieſe oder jene Weiſe Begränzung kund gibt, als: die ordnende, die ergänzende; da, wo er ſich überhebt, wo er die Schranken vernünftiger Geſetzlichkeit durchbricht, tritt die Kritik als *begränzende* hinzu, und ruft die vereiligen Stimmen zur Ordnung zurück. Da, wo Wahrheit und Irrthum in einem, dem Autor wie dem Leſer gefahrdrohenden Knäuel ſich verſchlingen, wo die alte Sophiſtik ihr tückiſches Netz unter gewirkten, lachenden Teppichen ausſpannt, — da ſchlichtet die *berichtigende* Kritik das Chaos, — an Wirkung die edelſte von allen. Ein Spezimen derſelben haben wir an Goethe's Verſuchen über Diderot's Traktate von der Farbe und von der Zeichnung — ein Spezimen, in welchem ſich die ordnende, berichtigende, polemiſche, ergänzende und dialegiſche Kritik zum geiſtvollſten Ganzen ründen. Allein, ein ſo delikates Verfahren iſt den Uſurpatoren der kritiſchen Throne zu unbequem, und unter ihrer Amtswürde; das Kind ſammt dem Bade ausſchütten iſt bequemer, ſieht gigantiſcher aus. — Wo aber der Irrthum, wo die Lüge, wo die Bosheit ihre Larve vor's Antlitz nehmen, und ſich der Welt aufzudringen wagen, da tritt, mit der Kühnheit

des bewußten Berufes, die enthüllende Kritik, die höhere Schwester der polemischen, hervor, und reißt die Binde von den Augen der Betrogenen, denen sie zugleich den Spiegel der Wahrheit vorhält*). Wer gedenkt hier nicht mit dankbarer Ehrfurcht unseres unsterblichen Lessing, dessen eigentlichste Sphäre dieses Schlachtfeld des Lichtes und Rechtes war, auf dem ihn die Welt mit immer gleichem, edlem, rastlosem, heiligem Muthe kämpfen und vernichten sah? Wenn überhaupt Deutschland das Vaterland ächter und tiefer Kritik sich nennen darf, so war Lessing der Phönix, aus dessen Asche sie glorreich hervorging. In ihrer Flamme hat er sein Irdisches verbrannt und das Ewige geläutert, — uns aber die ewige Verpflichtung hinterlassen, sein Andenken zu ehren, das heißt: in seinem Geiste zu denken und zu wirken. Lasset uns, Jeder nach seinen Kräften, diese Pflicht zu erfüllen streben!

Wie viel wäre noch zu sagen! wie sehr fühle ich das Skizzenhafte meiner Arbeit! Allein, wenn das Bestreben, der letztgenannten Aufgabe nachzukommen, nicht ganz in ihr zu verkennen ist, so habe ich für jetzt meinen Zweck erreicht, und darf getrost abschließen, um meine Leser nicht noch mehr zu ermüden, als sie es durch meine Gattungen

---

*) „Die polemische Methode – sagt der gehaltvollste Repräsentant ächt deutschen Humors, Hippel, — ist die Läuterung, das Streben, die Verweisung in der Erkenntniß, ehe wir zu Licht und Leben kommen."

der Kritik wohl schon sind. Gerne hätte ich ein Wort über den schädlichen Einfluß niedriger Interessen, als: des ökonomischen, modischen, nepotistischen, zünftigen, — zumal auf die periodische Kritik hinzugefügt, wenn ich nicht hier, über auf Menzel's „deutsche Literatur" verweisen dürfte, wo am Schlusse diese Materie (venusina digna lucerna!) trefflich abgethan wird; gerne noch über die Kritik der Kritik etwas beigebracht, welche Bauernfeld im erwähnten Aufsatze mit Recht fordert, und wovon Goethe durch Besprechung des Urtheils im Quarterly Review über den Grafen Carmagnola ein Beispiel gegeben hat. Wenn ich gleich selbst versuchte, Enk's Urtheil über den zweiten Theil von Goethe's Faust zu revidiren, so möchte uns doch für jetzt dieser Weg von Kritik zu Antikritik, von dieser zu Hypercritikantikritik u. s. w. in infinitum von dem nächsten Ziele zu weit abführen; und wir werden es vielleicht schneller erreichen, wenn wir vorerst jede einzelne Kritik so unbefangen, redlich, aufmerksam und gut machen, als es uns möglich ist. Wir haben uns ein hohes Ziel gesteckt, wir haben große Forderungen gemacht; dieß ist Pflicht bei allem Streben: ob wir unserer Aufgabe genügen, ob wir uns jenem Ziele nähern, müssen Zeit und Wirkung entscheiden. Dieses aber wollen wir nie vergessen, und als Devise vor dem Pulte aufhängen, an dem wir unsere Kritiken schreiben: daß die Kritik nicht zum Zerstören da ist, sondern zum Schaffen; und daß sie selbst da, wo sie zerstören muß, wie die ewige Natur auch schon die Keime des Lebens ausstreut. So wird sie werden, was sie werden soll: Läuterung und Bildung des literarischen Chaos

zu einer Welt des geiſtigen Lebens; ſo wird auch ſie ihr zugemeſſen Theil ſchaffen am großen Werk der Menſchheit, um deſſentwillen That, Kunſt und Wiſſenſchaft in die Geſchichte treten, um deſſentwillen alles Beſeelte ſtrebet und ringt, ſo lang es in den Kreis des Vergänglichen ſich geſchloſſen ſieht. Dieſes iſt unſer Kredo, in welchem wir pflanzen und bauen wollen!

Die Leser *).

Ei, welch' ein Einfall Dir kommt! Du richtest die Kunst mir, zu schreiben,
Ehe Du selber die Kunst, Bester, zu lesen gelernt.
Heinr. v. Kleist.

Groß sind die Forderungen, die unsere, die jede gebildete Periode an den produktiven Schriftsteller macht; sich zum urtheilenden aufzuwerfen, erscheint fast immer als Anmaßung; jenen läßt man nur mit Schwierigkeit gelten, diesen frägt man nach dem Abzeichen seines Amtes; — ob aber Jemand fähig sei zu lesen, darüber ist selten oder nie die Frage. Und doch läßt es sich ohne Widerrede behaupten: manche schöne Eigenschaften setzt die Kunst

*) Wie der Acker zwischen Same und Frucht, so liegt das Publikum in der Mitte zwischen Autoren und Kritik; und so mögen die folgenden Zeilen, als einfaches Ruheplätzchen zwischen den wichtigern Betrachtungen, die vorangeben und nachschreiten, eine Stelle finden. Wer sich bewußt ist, lesen zu können, überschlage sie! — Uebrigens ist der Kritiker nichts als ein Leser, welcher drucken läßt; und wer sich bemühen wollte, den vorigen Aufsatz in diesem Sinne durchzugeben, und immer statt „Kritiker" „Leser" zu lesen, würde manches Resultat erhalten.

des Hervorbringens voraus, — mehrere und ernstere die Kunst des Urtheilens, — die meisten und wichtigsten die Kunst des Lesens. Und soll ich in dieser aufgegriffenen Zusammenstellung fortfahren, so sage ich: Unsere Zeit hat wenige Schöpfungen, die einen großen, eigenen, fortzeugenden Geist beurkunden: noch wenigere tief eingehende, redliche und fruchtbare Kritiken; aber gewiß! am allerwenigsten wahre Leser. Und wenn ich hinzufüge: hierin liegt der Quell der gerechten Klagen aller ächten Freunde der Bildung, so werde ich nicht weit vom Ziele getroffen haben. Einige erläuternde Bemerkungen über einen für uns Schriftsteller so bedeutenden Gegenstand werden hier nicht am unrechten Orte sein. Es ist eine egoistische Erholung für einen Handwerksmann, seinen Kunden weitläufig zu erklären, daß sie von seiner Arbeit eigentlich nichts verstehen.

Ist es schon längst aus der Mode gekommen (wenn es unter den Kindern Adams überhaupt je Mode war), sich bei irgend einem Beginnen um das Warum zu fragen, so gilt das wohl vom Lesen insbesondere. Ob wohl unter hundert Lesern Einer ist, der sich ehrlich fragt: zu welchem Zwecke nimmst du nun das Buch zur Hand? — Ich rede hier von Büchern, die sich auf die Bildung des Menschen im Ganzen beziehen, wohin eigentlich die poetischen und sogenannten literarischen gehören. Denn in bestimmten Fächern ist es wohl anders. Der Arzt weiß recht gut, wozu er liest: um sich und Andern Worte vorsagen zu können, wo die Begriffe und Anschauungen abgehen; der Linguist weiß es recht gut: um mit tausend ausländischen Lappen die Blöße seines Innern zu bedecken: der

Hiſtoriker weiß es recht gut: um für ſein Eigenthum auszugeben, was unter dem Moder von Jahrhunderten verſchüttet liegt; der Gelehrte überhaupt weiß es recht gut: um zitiren zu können. Was aber die Leſer im Allgemeinen, denen die nach meiner Anſicht wichtigſten Bücher, die das Leben betreffen, in die Hände kommen, — was dieſe betrifft, ſo habe ich, außer den wenigen ächten Leſern, zwei Gattungen unterſcheiden gelernt, als ich mich, in ihre Seele hinein, fragte: warum leſen wir? Die erſtere gab zur Antwort: um eine, mit den Sitten der Zeit übereinſtimmende, Zeit-Tödtungs-Beſchäftigung zu haben. Die zweite, um ein Haar beſſere, geſtand: um mich in meinen Einſichten und Empfindungen beſtätigt zu fühlen. Von Büchern, die ihnen das leiſteten, ſagten ſie: ſie haben uns angeſprochen.

Von der erſtern Gattung darf ich wohl hoffentlich nicht viel Worte machen. Wie könnte man hoffen dürfen, Leſer zu beleben, die eben leſen, um zu tödten? Die Zeit nämlich, die der Stoff des Lebens iſt. Das ſind die ganz gemeinen Leſer. Auch damit, daß ſie ſich vorſagen, ihre Unterhaltung zeitgemäß zu wählen, iſt gar nichts Reelles gewonnen. Denn die Zeit iſt ein gar flüchtiges Ding; und das wahrhaft Große hat kaum Zeit, gehörig auszuwirken, wenn die Zeit eilends wieder etwas Anderes unterſchiebt. Noch jüngſt ſagte ein gemüthlicher, ein trefflich begabter Dichter zu mir, als wir von den Dichter-Ausgaben in Einem Bande ſprachen: „Es verſteht ſich ja ohnehin, daß man jetzt nicht eigentlich mehr in den Werken Goethe's lieſt, ſondern ſie mehr zum Nachſchlagen

braucht!“ — Hinc illae lacrimae! dachte ich im Stillen, und kam mir doch dabei sehr albern und außer der Zeit vor, — ich, der ich noch mit meinem Aristoteles nicht fertig bin. — Genug! daß wir Autoren von dieser Art Lesern keine Ehre zu hoffen haben, ist einleuchtend; haben sie doch auch kein Heil von uns zu erwarten, — denn sie wollen keins!

Ein Anderes ist's mit der zweiten Familie. Diese hat ein gutes Herz; und gute Herzen nehmen eher einen guten Rath an, als gute Köpfe. Allen also, die aus Empfindung lesen, ertheile ich den etwas bittern, aber wohlgemeinten Rath: Leset, liebet und überdenket nicht jene Bücher, die euch bestätigen, sondern jene, die euch widersprechen *). Das sind die guten. So wie im Leben der mein Freund ist, der mir sagt: Narr! wenn Du diesen dummen Streich machst, bist Du bankrott; — so in der Bücherwelt. Sagt nicht mit blinzelnden, sentimentalen Augenlidern: o wie hat dieser Dichter mir aus der Seele gesprochen! ganz wie ich's fühle! — Wenn er weiter nichts geleistet hat, so hat er, für euch, nichts geleistet. Auf diese Weise geht es keinen Schritt vorwärts. Und daß es vorwärts gehe, darum lesen die Wenigen, die ich die ächten Leser genannt habe. Wie sie es machen, davon in möglichster Kürze ein paar Fingerzeige! nur ein paar,

*) „Ich habe — schrieb Fichte einem Freunde — zu wenig Talent, mich zu plitten. Dies war Ihnen ein Grund, daß ich an keinen Hof tauge; mir ist's ein Grund, daß ich an einen Hof muß.“

— um die erſte Klaſſe nicht zu ennuyiren, das Herz der zweiten nicht zu verletzen, und der dritten nicht vorzuſagen, was ſie ohnehin beſſer weiß — weil ſie es thut, — und was ſich, wie alles Gute, doch im Grunde bloß thun, aber nicht völlig ſagen läßt.

Für's Erſte leſen ſie mit Sammlung. Das iſt, ſie nehmen nicht in einem Zirkel lachender Geſellen das ſtille Buch, das aus des Autors Thränen gepreßt iſt, in die rechte, und in die linke Hand die Pfeife — die Mundwinkel im Voraus zu behaglichem Lächeln präparirt. Einen lebendigen Menſchen mit ſolcher Gleichgültigkeit zu behandeln, würde für Impertinenz gelten, — wie man einen Narren oder Hanswurſt etwa verächtlich mit halbem Ohre anhört; ein Buch, welches der dargelegte Menſch im Menſchen iſt, und zwar im beſſern, — genirt ſich Niemand zu verachten.

Für's Zweite leſen ſie ein Buch ganz, und ſchließen weder bei Menſchen nach den Aufſchlägen auf ihre Seele, noch hier aus Schlagwörtern oder Einleitung auf den Geiſt. Wer den Wilh. Meiſter nur bis zum ſiebenten Buch geleſen hätte, möchte die Aeußerungen Novalis vernünftig finden.

Für's Dritte haben ſie die Maxime — und dieſe kann ich aus eigner Erfahrung als probat empfehlen, — ein gutes Buch nach langen Zwiſchenräumen wiederzuleſen. Das Objekt bleibt, das Subjekt ändert ſich. Manche Knöpfe geb'n ſpät genug auf; manche Eindrücke wirken erſt, nachdem ihnen Erlebniſſe den Boden aufgelockert haben. Was ein großer Geiſt in Jahren zuſammengedacht hat, kann

ein kleiner nicht in Stunden beurtheilen *). Wie oft seufzen wir: o wäre der Freund jetzt gegenwärtig, der mir damals rieth! ich fühle, jetzt würde ich ihn verstehen. — Das Buch ist ein solcher Freund, und Du kannst es immer wieder fragen. Das Leben theilt, wie es fortschreitet, dem, der es beachtet, Schlüssel aus, womit man die lange versperrten, innersten Gemächer tüchtiger Gebäude des Geistes öffnet. Weniges, öfters, mit prüfendem Bezug auf's Leben lesen, — ist ein Arkanum, welches sich, wenn sie dessen Kräfte ahnten, gar viele Alles-Leser wünschen würden.

Für's Vierte — doch aller guten Dinge sind drei, — und ich fühle, daß ich des Guten schon zu viel gethan! Suchen wir erst mit diesen Dreien fertig zu werden. Ich habe nur schließlich für diese Exkursion, die ich zu meiner Erholung unternahm, um Vergebung zu bitten. Wer wird auch gebildete Leser, in einem mehr als schicklich populären Tone, darüber belehren wollen, wie sie lesen sollen! Es ist pure Schriftsteller-Furchtsamkeit, die sich a priori gegen Tadel waffnen möchte. Oder sollte es mehr sein? sollte eine solche Apostrophe, heutzutage, selbst für Bessere, Bedürfniß sein? Also ein Wort zur Zeit?

Vilia nosse difficile, seria vero facile.
Hippocr. de flatibus.

*) Auch ein anderer großer nicht. Goethe staunte über die neue Welt, die sich ihm öffnete, als er, nach Jahren, Spinoza's Ethik wieder aufschlug (Bd. 32).

Moderne poetiſche Literatur.

Scribendi recte, sapere est principium et fons.
Horat.

„Literatur, literariſches Treiben" ſind Begriffe, die, wie ſie aus der modernen Bildung hervorgegangen ſind, auch nur in ihrem Sinne gehörig verſtanden werden können. Innerliche Bedürfniſſe, früher nur von einzelnen begabten Geiſtern empfunden, ſind jetzt allgemein, — und die Literatur iſt der Jahrmarkt, der für ihre Befriedigung ſorgt, periodiſche Schriften zumal ſind die Waarenlager dieſes Artikels. Hat gleich die Luſt, gelehrt zu ſcheinen, zu dieſem Kommerzium den erſten Impuls gegeben, — die Nothwendigkeit, ſich mit dem Diluvium des allgemeinen Wiſſens in's Niveau zu ſtellen, verbunden mit einem tranſitoriſchen Wohlgefallen an den Waaren, es befördert, — ſo iſt doch die Fruchtbarkeit, der weitausgreifende Gewinn gar nicht zu berechnen, den dasſelbe für die Menſchheit im Ganzen und Großen hat und haben wird. Wir wollen deßhalb nicht allzu vornehm und prüde, mit doktrinärem Kaſtengeiſt auf das Wühlen und Weben der literariſchen und Journalwelt herunterblicken, weil etwa der einzelne Autor dadurch den Nimbus einbüßt, der bisher ſein ehrwürdiges Haupt um-

leuchtete, — wir wollen bedenken, daß jede Erscheinung der Zeit, dünke sie uns auch noch so flüchtig und willkürlich, eine tiefere Wurzel habe, daß unser Werth nur gesteigert und verklärt erscheint, wenn er sich in dem Schmelztiegel des Urtheils einer ganzen Epoche als Gold bewährt, — und daß, wenn auch unser Fuß nicht alle Schritte der Zeit mitmacht, doch unser Auge, wenn es irgend klar sehen will, ihnen unablässig zu folgen verpflichtet ist.

Was ich hier von der Literatur im Allgemeinen vorausgesandt, gilt von der poetischen im Besondern. Die Poesie, jene herrlichste Schöpfung unsers Geschlechtes, einst das freie, wunderbare Gebilde des Genius ganzer Völker und beglückter Sterblichen, ist nun zur poetischen Literatur geworden. Die Kultur der Welt hat sich dieses Elements bemächtigt, und wer nur irgend sich zu denen zählt, die an ihrem Lichte theilnehmen, fühlt sich berufen, auch in dem dichterischen Bezirke sein Lämpchen leuchten zu lassen, und so zu dem großen Austausch aller Gedanken, Gefühle und geistigen Wirksamkeiten genießend beizutragen. Allein bei allen, in's Unendliche modifizirten, individuellen Formen, die natürlich beim Durchgang eines geistigen Stoffes durch so viele Köpfe und Herzen zum Vorschein gekommen sind, haben sich die Ur- und Grund-Typen der Poesie, weil sie aus ihrem Wesen fließen, noch immer kenntlich erhalten: Epos, Lyrik, Drama. Es ist gewiß, daß die Poesie, sobald sie hervortritt, in Einer dieser Formen erscheinen muß, — daß alles, was nicht in sie paßt (wenn sie recht bestimmt und verstanden werden), nicht Poesie ist, — daß sich alles, was wirklich Poesie ist, auf sie zurück-

führen läßt, — und daß auch wir, bei Betrachtung der modernen Zustände der Poesie, am füglichsten von ihnen ausgehen, sie zu Grunde legen.

Statt aller metaphysisch-ästhetischen Grillenfängereien suchen wir uns zuerst — damit wir uns verstehen und etwas zu Tage bringen — über das Wesentliche dieser Formen auf dieselbe Weise klar zu machen, wie wir seit Lessing gelernt haben, die Gränzen menschlicher Bestrebungen gegeneinander abzumarken. Der Zweck ist in der Poesie, wie in allen Künsten nur Einer: Darstellung des Ideellen; das wodurch unterscheidet die poetischen Formen; und wir sagen kühn: im Epos durch Geschichte, in der Lyrik durch den Ausdruck innerer Zustände, im Drama durch Handlung. Diese Bestimmungen, wohlbegriffen, und wie es sich bei weiterer Anwendung thun lassen wird, wohlerläutert, genügen uns völlig zum praktischen Gebrauch, wie zur praktischen Beurtheilung. Sie genügen uns, aus ihnen abzuleiten, was der Dichter überhaupt, und (welches hier unser Hauptaugenmerk ist) was er zu unserer Zeit zu leisten haben wird, wenn er sich und ihr genügen soll. Denn diese letztere Frage scheint mir — mit Verlaub der Herren poetischen Zunftgenossen — von großer Wichtigkeit, und dennoch seltener gefragt zu werden, als sie sollte. Wir singen und klingen in die Zeit hinein, und wohl nur den Besten unter uns fällt es in langweiligen Stunden einmal ein, sich zu katechisiren: was will ich? und wie will ich's machen? Und doch — sagte der Pfarrer vom Kahlenberge — geht alles Gescheidte in der Welt nach diesem A B C.

Habe ich mir den aufgestellten einfachen Kanon der Poesie deutlich gemacht, so werde ich von den armen, durch tausenderlei — aber gehetzten Dichtern nichts mehr a priori postuliren; ich weiß, was jeder Dichter, von Jubal angefangen, wollte und will; ich lasse ihn auf mich wirken, und fordere nur, daß er die Kraft habe, mich den nüchternen Bedingungen einer leidigen Alltäglichkeit durch eine Aura vom Helikon zu entreißen. Es ist mir völlig einerlei, ob der Romanschriftsteller seine Dekorationen aus dem Hochland oder aus Berlin verschreibt, — wenn er mir nur in einer wahrhaft symbolischen Geschichte menschliches Leben und Weben zu schauen gibt, daß mich das Bild, wie ein Spiegel, über mein eigenes und über die Gegenwart aufkläre; einerlei, ob der Dramatiker Pelasger, Chinesen oder Tiroler auftreten heißt, wenn er nur durch das Sinnbild einer wahren, von Innen aus motivirten Handlung mir meine eigenen erklärt und bestimmen hilft; einerlei, ob der Lyriker Bilder, Reflexionen, oder wer weiß was sonst noch, aus Island oder Teneriffa holt, und in Anapästen, Ghaselen oder Sonetten auftischt, wenn er nur etwas Erlebtes mittheilt, — etwas Erlebtes, das auch ich wieder durchleben kann, das ich fasse, das ich fühle, das mich innerlich bildet und fördert. So hält sich denn die Lyrik ganz in den Grenzen eines Individuums auf, geht vom Einzelnen aus, und wirkt vorzugsweise auf den Einzelnen; der Roman (das moderne Epos) sucht eine Zeit zu repräsentiren und deutend zu bewältigen; das Drama, die gebildetste aller dichterischen Formen, stellt

reine Menſchheit dar, und hat es mit der Menſchheit zu thun.

Wie es nun mit dieſen Bezirken poetiſcher Literatur gegenwärtig beſchaffen ſei, und wie ſie, für uns und die Enkelwelt zu fröhlichem Gedeihen zu bebauen wären, — dieß zu beſprechen, machen ſich die folgenden, in gedrängten, aber entſchiedenen Umriſſen ſkizzirten Aufſätze zur Aufgabe.

I. Lyrik.

Ich fange mit der Lyrik an, weil der einzelne Dichter gewöhnlich mit ihr anfängt, und weil hier der geeignetſte Raum iſt, das zu ſagen, was wir dann bei den übrigen Formen nicht mehr zu wiederholen brauchen. Und doch muß ich gleich hier mit einer Wiederholung anfangen: in den Ausdruck innerer Zuſtände ſetzte ich oben das Eſſentielle der Lyrik; und dieſes muß hier Baſis ſein. Gewiß iſt dieſe Definition (oder wie man es nennen will) aus dem Urſprung der Sache herausempfunden; den erſten Lyriker trieb es von innen heraus, die Herrlichkeit des Zuſtandes, deſſen er ſich ſelig bewußt ward, ſo gut es gehen wollte, mitzutheilen und feſtzuhalten; da quollen Rhythmen aus überfülltem Buſen, das befreiende Element theilte ſich auch Andern mit; der es zuerſt aus ſich entwickelte, ward geprieſen, und weder die Welt noch der wahre Dichter läugnete das est deus in nobis, agitante calescimus illo! Aber ſehen wir einmal, was ſich alles aus jener Tiefe entfaltet, denn die Fruchtbarkeit iſt die wahre Probe einer Definition. Es hieß: innere Zuſtände; das

sogenannte hochgelobte Objektive, das bloß Maleriſche fiele alſo weg, wenn es nicht Folie des Innern iſt; es fiele ganz weg aus der Poeſie, denn auch die epiſche kann es nur brauchen, in ſofern es die Folie der Geſchichte, auch die dramatiſche nur, in ſofern es die Folie der Handlung wäre; und die ſogenannte beſchreibende Lyrik, die wir früherhin als beliebten Artikel aus England bezogen haben, fiele ganz durch, als Zwittergattung, als Null, ſo lange es nicht Zweck der Poeſie iſt, die Naturgeſchichte, ſondern die Proſa des täglichen Daſeins zu verdrängen. Nie kann ſich die Lyrik des Subjektiven entäußern, und ſie ſoll es nicht; ihre höchſte Aufgabe bleibt nur, das Subjektive möglichſt zu veredeln, zu verklären. Doch hievon ſpäter. Nur kindliche Menſchen, und kindliche Völker haben am Aeußern ein dauerndes, gründliches Behagen; wir können aus unſerer Bildung nicht heraus, wenn wir auch wollten; und wozu wollen? ich wenigſtens ſehe nicht ein, wozu es gut ſein ſoll, daß wir uns geſchickt und täuſchend in die Jacken und Beinkleider von Jägern, Müllern, Fiſchern, Neugriechen und Lazzaronis verſtecken lernen? Lange genug haben wir uns daran ergötzt, wenn große Talente ſich in ſolchen Spielen ergingen, verſuchten ſie auch wohl ſelbſt mitzuſpielen; aber nun wollen wir auch einmal wieder verſuchen, wir ſelbſt zu ſein, und zu reden, wie uns der Schnabel gewachſen iſt, oder, um beſſer und ſchicklicher zu ſprechen, wie gebildete Menſchen aus dem neunzehnten Jahrhunderte ſich ausdrücken. Jene Manier iſt aus dem Enthuſiasmus für das Volkslied entſtanden. Das Volkslied aber iſt nicht nachzumachen. Wir ſind nicht Völker,

ſondern Menſchen. Wenn Goethe als Schöpfer dieſer objektiven Lyrik gerühmt wird, ſo frage ich, wo ſeine lyriſche Größe ſteckt: in den Verſen vom Edelknaben und der Müllerin, oder in den Liedern und Elegien, in welchen er ſeine ganze reiche, tiefe Seele ausſtrömt? Auch wird etwas Elegiſches allen guten neueren Gedichten beigemiſcht ſein. Das Elegiſche liegt nicht in den Dichtern, ſondern in der Zeit. Oder noch tiefer? in der Menſchheit? Hätteſt Du wahr geſagt, alter, herrlicher Lucrez?

. . . medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.

Die neueſten Dichter zeigen durch die That, daß ſie von dem Gefühle beſtimmt werden, welches ich hier theoretiſch äußere, und Lenau ſteht als Lyriker, der faſt alle Motive aus dem Leben der Natur greift, und doch dabei ganz ſubjektiv iſt, zum Merkzeichen deſſen da, was unſerer Zeit gemäß iſt. Ferner hieß es in unſerer Definition: Zuſtände; alſo nicht bloß Gefühle, nicht bloß Reflexionen, nicht bloß Phantaſien, nicht bloß ſinnliche Wahrnehmungen; ein Zuſtand iſt eine, aus allen dieſen Dingen gemiſchte Verfaſſung des inneren Menſchen, — ein Erleben, und dieſes muß in's Gedicht übergehen, wenn es von da ſich auf den Leſenden und ſo weiter lebendig fortpflanzen ſoll; und iſt es nicht genug geleiſtet, wenn ich einen mit Wonne oder Weh durchdrungenen Moment meines unaufhaltſam dahineilenden Daſeins, einen Moment, der mir an Bedeutung zum Mythos ward, in Rhythmen zu bannen, und mir wie Andern zum Nachſin-

nen, zum Nachgenusse, zu verewigen glücklich genug bin? Dazu reicht weder die genaueste Zergliederung dessen hin, was ich damals dachte, noch die objektivste Beschreibung der Bank, auf der ich saß, des Laubes, das mich umsäuselt und der bombyx quercifolia-Raupe, die darauf kroch; der Mensch, der ich damals war, muß in's Gedicht hinein; das Gewesene muß, wenn längst sein irdischer Aschenantheil in die Lüfte der Jahre zerstiebte, seine unsterbliche Seele im Liede zurückgelassen haben, daß sie in alle Zukunft hinaus zeuge und wiederzeuge! Nicht Bilder und Gleichnisse aus allen Zonen häufen, nicht nach dem Schön! Charmant! der ästhetischen Dame jagen, um das Herrlich! Neu! des übersättigten poetischen Schlemmers buhlen, soll der lyrische Dichter, sondern rein und einfach — Zustände wiedergeben. Scheint euch das so wenig? wer es könnte! — Daß übrigens keine der angegebenen Richtungen von der Lyrik ganz auszuschließen sei, versteht sich von selbst, — eben weil sie alle in den Zuständen enthalten sind. So wenig wir das bloß pittoreske Gedicht oben gelten ließen, so wenig lassen wir das bloß didaktische gelten; aber nur ein Ununterrichteter wird das didaktische Element, das Verständige, aus unserer Lyrik ausstreichen wollen. „Ein Reflexionsdichter!" sagt man, rümpft dabei die Nase, zuckt die Achseln, und meint etwas Vernünftiges gesagt zu haben. Die Alten — heißt es — wußten nichts von Reflexion, sie waren unschuldig, waren objektiv. Nun gut! wenn es bei den Alten anders war, so sind wir nicht die Alten; aber jene Behauptung ist ganz aus der Luft gegriffen, und die Namen Archilochos,

Alkaios, Pindar, Horaz, Tibull, Propertius reichen hin, uns zu erinnern, daß jene Reflexion, die wir dem Lyriker gestatten, ja die wir von ihm fordern, den Alten eben so bekannt und eigen war als uns. Je höher ein Mensch an Bildung steht, deste mehr wird der Verstand in seinen Werken sichtbar werden; und ist er nun Dichter, soll es da anders sein? Wir verlangen nicht, daß der Gedanke das Gedicht beherrsche, oder daß das Gedicht den Gedanken ausschließe; wir verlangen jene totale Stimmung des ganzen Menschen, jenen „Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein", der nach Rahel's Ausdruck den Dichter macht. Es entsteht hierdurch eine symbolische Darstellung, in welcher Reflexion, Empfindung und Anschauung durch das poetische Genie so innig in Eins verschmolzen sind, daß kein Auge mehr ihre Grenzen entdeckt. Dieß ist das Ideal der modernen Lyrik. Wenn man die mythischen Dichtungen J. Mayrhofer's liest (Memnon, Prometheus, Herkules u. s. w.), dieses edlen, Genius begabten Dichters, den ich bei Schilderung dieses Ideals der künftigen Lyrik im Herzen hatte, so fühlt man, besser als ich's sagen konnte, was ich meinte. Derjenige nur wäre der Aufgabe völlig gewachsen, der sich die gesammte Bildung der Zeit, wie sie aus ihren schmerzlichen Geburtswehen hervorging, angeeignet, und doch dabei, von den Göttern und Musen freundlich begabt, die ursprüngliche Kraft und Gesundheit des Herzens bewahrt hätte. Er würde leisten, was wir vom Lyriker erwarten; denn wir fordern nicht von ihm eingelullt zu werden in die Ammenträume phantastischer Geisteskindheit, zurückzukehren in die dämmernde

Bilderwelt des Ostens oder des spanischen Mittelalters, wohin uns mancher jüngere Dichter verlocken will; wir verlangen Trost und Kräftigung in unseren verworrenen Zuständen; mehr oder weniger bringen wir ein leidendes Herz zum Lesen mit. Ein leidendes Herz aber wird nicht durch Tändeleien, sondern durch höhere Anschauungen geheilt. Hier nun komme ich auf die Hauptsache, auf das letzte Ziel dieser Betrachtungen über Lyrik. Indem ich nämlich diese Form der Poesie ganz dem Subjekte zuwies, wollte ich dadurch zugleich andeuten, daß also die schönste Ausbildung der Subjekte der Weg sei, von welchem wir, daß er zum Ziele führe, zu hoffen haben. Denn sollen wir einem fremden Geiste Wirkung auf den unsrigen gestatten, so begehren wir mit Recht, daß er dem unsrigen, wenigstens zum Theile, überlegen sei; sollen wir empfangen, so muß man uns etwas geben. Denn der Zweck aller Poesie ist am Ende — wie ich gesagt habe — uns innerlich zu erheben, zu fördern; und Zustände eines Andern, seien sie auch noch so glücklich ausgedrückt, fördern uns nicht, wenn sie an und für sich nicht der Mühe des Betrachtens werth sind. Das war es, was Goethe gemeint hat, als er das Wort an die jungen Dichter richtete (Bd. 45), das ihm viele von diesen, leider nur zu ihrem eigenen Schaden, so übel nahmen. — Möglichste Läuterung und Bildung des Subjektiven also ist der einzige und rechte Weg, den die Lyrik jetzt einzuschlagen hat, — und wie schön, daß diese Aufgabe so völlig mit den übrigen zusammenstimmt, welche

unſere Zeit an den Strebenden ſtellt; überall heißt es: bilde Dich aus! —

Es wäre noch gar viel zu ſagen, über die formelle Symbolik der lyriſchen Dichtung, die Allegorie, das Bild, den politiſchen, ſittlichen, ſozialen Inhalt, die antike Mythologie u. dgl. m., aber es ſoll nicht ausſehen, als ob ich mir ſelbſt und meinen Verſuchen in dieſer Gattung eine Defenſionsrede hielte; und von der Hauptſache iſt durchaus genug geſagt, um einen denkenden Kopf zu den letzten Reſultaten zu bringen.

So iſt denn eine Sammlung guter lyriſcher Gedichte veluti votiva descripta tabella, worauf ein Menſchenleben verzeichnet iſt. Aber wer mag lernen, wo er Verſe ſiebt! ein einzelnes Gedicht wird aus dem Ganzen geriſſen, wie ein Herz aus dem Leibe, das ſoll unterhalten, das ſoll piquiren! nach Deinem Lebensgange, Deinem Glück und Elend forſcht Keiner! Dich verſtehen will Keiner! da man doch nur nach langem, liebevollem, geiſtigem Umgange zu einem lyriſchen Dichter ſagen darf: ich verſtehe Dich! Was jahrelange Leiden und Freuden, was bittere Erfahrungen und Gefühle jeder Art in den aufgefurchten Tiefen der Bruſt gereift haben, ſendeſt Du in die verworrene Welt hinaus, in das Babel des Wahnes und Egoismus. Nicht Beifall ſuchſt Du, wie ihn der Seiltänzer heiſcht, den ein Bravo für ſein verrenktes Bein entſchädigt; es ſind ja nicht Luftſprünge, was Du produzirſt; Theilnahme heiſcheſt Du, denn Du ſchließeſt Dein Inneres auf; dieſe aber wirſt Du nicht von der Menge erwarten, wenn Du kein Kind biſt, das von der Welt noch nichts

weiß, sondern von Wenigen; denn die Verstehenden sind Wenige, — und für diese Wenigen hast Du geschrieben, — bloß für sie. Draußen aber, in der Wüste, erfährt die hesperische Frucht die verschiedensten Geschicke; hat sie das Glück, mit dem Modegeschmack übereinzutreffen, oder dem Gaumen eines Tonangebers zuzusagen, — dann wirft sie, wie einen Spielball, einer dem andern zu; auf keiner Tafel, wo man nach der Welt dinirt, darf sie fehlen, und die Gäste, gern oder ungern, müssen sie hinunterwürgen. Man preist, man bätschelt, man schreibt Kommentare, man zitirt, — und wehe dem, der etwa redlich gestünde, daß seinem dummen Munde das Süße süß, das Saure sauer vorkomme! Der altfränkische Thor! er ist unter Bauern aufgewachsen, er gehört nicht unter uns! — Wie anders ergeht es Dir, Armer! wenn das Schicksal dieselben Früchte Deiner heiligsten Saat auf den Nachtisch desselben berühmten Zoilus versetzt, womit er seinen Gästen aufwartet, und wenn er nun bemerkt, daß diese Aepfel zu seinen Bonbons auf keine Weise passen! er spricht das Anathema über sie aus — und von nun an wehe Jenem, der sich der armen im Vorübergehen erbarmen, der es gar wagen wollte, sie süß zu finden! er mag sie höchstens geheim für sich genießen, — weit, weit von der guten Gesellschaft, die sie verpönt hat. Vergessenheit ist ihr Loos, und sie müssen unrettbar faulen, entrückt dem Aste, der sie getragen und väterlich-liebevoll mit Blättern und Blüten geschmückt hat.

Faulen? nicht doch! sie haben nicht umsonst gelebt, wenn auch nur ein vorüberwallender Pilger an ihrem ge-

funden Safte ſich erquickt, und Stärkung für den Reſt ſeiner Wanderſchaft in der Wüſte in ihnen gefunden hat. Darum erheitert euch, ihr, die ihr mit hoffnungsloſem Drange die Kinder eurer tiefſten und höchſten Liebe in das Gewühl hinausſendet! ſeid guten Muthes, und lacht über Jene, die eurer lachen:

„Ein Lied iſt bald geſungen!“
Herr Krittler ſpricht's und lacht: —
Kritik iſt bald verklungen,
So bald faſt, als gemacht!
Ein Lied, das ungezwungen,
Mit ächten Frohſinns Macht
Erklingt von wackern Zungen,
Hat Manches angelacht,
Was Krittler nie erſchwungen,
Was Krittler nie gedacht:
So ſei es friſch geſungen,
Und Krittler ausgelacht!

II. Epos.

Ein Epos, im eigentlichen Sinne des Wortes, kann nicht *gemacht* werden, ein Epos *entſteht*. Es entſteht da, wo, um mich eines gewagten Ausdruckes zu bedienen, die Geſchichte eines Volkes kryſtalliſirt. Das Flüchtige, Mythiſche, welches allen Urſprüngen eigen iſt, bildet die Folie, und das Menſchliche, das Nationelle, prägt ſich zu feſten, bleibenden Formen aus, welche das Epos feſthält und überliefert. Dieſe theoretiſchen Thatſachen ſind uns aus der Geſchichte der Poeſie bekannt. Eben ſo wenig

kann es uns entgehen, daß die Bedingungen, welche nach solchen Voraussetzungen zur Geburt dieser poetischen Form zusammenzutreten haben, zu unserer Zeit, wenigstens bei uns, die wir uns gebildete Nationen nennen, nicht mehr vorhanden sind. Wir sind krystallisirt, sat superque, und unsere Poeten haben vielmehr die Massen des allgemeinen chaotischen Lebens mit dem Hauche, den sie aus ihrem eigenen Geiste schöpfen, zu erwärmen und zu ordnen, als daß der Geist dieser Massen den übrigen poetisch überwältigen und sich in ihm darstellen könnte. Mit dem Epos also wäre es so ziemlich aus. Aber das epische Element, wird es auch aussterben? Gewiß nicht, so lange die Poesie nicht stirbt, von der es ein Lebensbestandtheil ist, und — so lange es Begebenheiten gibt. Denn diese sind, wie wir gesagt haben, der Teig, aus welchem es gestaltet. Da es uns aber nun einmal unmöglich, also auch unerlaubt ist, die Intelligenz, das Reflektive oder wie man es taufen will, das wir von unserer Zeit-Kultur überkommen haben, und in welchem wir leben und weben, abzuwerfen und zu verläugnen, wie wir bei der Lyrik gesehen haben, so bleibt uns nichts übrig, als: die Begebenheiten, die in ihrer objektiven Nacktheit unser Inneres unbefriedigt lassen, im Konflikt oder in Harmonie mit Gesinnungen darzustellen. Daß das nicht heißen will, unsere Gesinnungen in die Begebenheiten hineintragen, brauche ich nicht zu erwähnen. Genug, wir wissen nun, worin die Aufgabe des Romanes besteht, welchen unsere Poesie dem verlornen Paradiese des Epos substituirt. Ob dieser Roman nun in Prosa, oder etwa in Versen abgefaßt ist, macht es nicht

aus; Jedermann wird fühlen, daß unsere Ansicht und Forderung nicht auf die Form, sondern auf das Wesentliche geht. —

Die ganze neuere Roman-Literatur drückt faktisch das Gefühl von dem aus, was wir eben als Theorie festgesetzt haben, und Wilhelm Meister wird wohl als Grundbild dieser Form aufgestellt bleiben dürfen. Nun aber dringt sich uns, wie wir mit prüfendem Wohlwollen auf die wohl aufgespeicherten deutschen Meß-Kataloge der letztern Jahre blicken, schon den Kranz in Händen, nur ein würdig Haupt suchend, dem wir ihn aufsetzen könnten, — da drängt sich uns die Frage auf: warum, bei der großen Beliebtheit und ihr entsprechenden Anzahl solcher Produktionen, wir doch so Wenige finden, die eines frischen Kranzes würdig sind? Zugleich aber fühlen wir, wie nahe die Antwort liegt. Wenn wir schon bei der Lyrik, die es doch nur mit dem Individuum des Dichters vorzugsweise zu thun hat, uns die Schwierigkeiten nicht verhehlten, welche die Forderung eines sehr gebildeten Jahrhundertes an die Bildung des Poeten, diesem in die Bahn stellet, — wie sollen uns die noch weit größeren verborgen bleiben, welche eine poetische Form begleiten, die eine Zeit zum Gegenstande hat? Denn wenn gleich Jeder aus uns eben von der Zeit seine Bildung erhalten hat, und aus dem Verhältnisse zu ihr gar nicht los kommen kann, wer ist sich selbst so objektiv geworden, um dieses Verhältniß so aufzufassen und darzustellen, als ob er außer demselben wäre? Welcher Deutsche besonders ist gewohnt, die Welt, die ihn umwogt, auch einer Betrachtung zu würdigen? keiner phi-

losophischen, denn daran haben wir Ueberfluß, sondern einer praktischen, denn dieser bedarf die Poesie. Darum haben uns in diesem Fache, was die Quantität des Guten betrifft, von jeher andere praktische Nationen, zumal Engländer, übertroffen, wo das Auge des Einzelnen mehr geübt wird, von der kurzsichtigen Mikroskopirung des eigenen Innern, das doch Keiner je begreifen wird, sich in's Breite, Freie zu wenden, wo das Spiel, das wir zu Hause spielen, täglich poetischer, großartiger, verständlicher vor uns aufgeführt wird.

Ferner verlangt der Roman, wie das ursprüngliche Epos, da er ein großes, mannigfaches, aus Theilganzen gegliedertes, und eben in diesen Gliedern mit überall gleicher Sorgfalt ausgearbeitetes Eins darstellen soll, zu seiner Vollendung eine gewisse liebevolle, ausharrende Intention, ein dauerndes Behagen am Aeußerlichen, Mittelbaren; wie es z. B. in Walter Scott ganz vorzüglich vorhanden sein mußte, um jene so oft mit Unrecht getadelte Breite zu bedingen, die wesentlich episch ist. Es versteht sich von selbst, daß es auch hier ein Zuviel und ein „am unrechten Orte" gibt. Diese Eigenschaft des Romans nun trug bei, seine Kultur bei uns zu erschweren, — da der Deutsche sich lieber der inneren Einheit zuwendet, als der vielfältigen Erscheinungswelt, und nebstbei gar oft in den Fehler geräth, das Höchste, mit Ueberspringung der unerläßlichen Mittelstufen, gleich im Rausche des Augenblickes in's Leben zaubern zu wollen. So entstand in unserem Vaterlande, oder bildete sich doch hier aus wie nirgendwo, der philosophische Roman, eine weit zwitterhaftere

Spezies, als der hiſtoriſche. Denn daß alle Poeſie in einem gewiſſen Sinne philoſophiſch ſein muß, und nicht anders ſein kann, wenn ſie den Menſchen zu ſich ſelbſt erheben ſoll, haben wir anerkannt. „Das Publikum", ſchrieb Goethe an einen ſeiner Verehrer, „lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Geſinnung, an den Folgen nachzuweiſen trachtet. Doch, dieſes zu gewahren, wird eine höhere Kultur erfordert, als ſie gewöhnlich zu erwarten ſteht. Wer nicht ſeinen eigenen Beichtvater macht, kann dieſe Art Bußpredigt nicht vernehmen." Das iſt nun vortrefflich geſagt; — allein wie lehrt der Dichter? wie das Leben, in Symbolen; dieſes Wie macht die Dichtkunſt, wie es das Leben zum Gedichte macht, und unterſcheidet beides ſcharf von der Wiſſenſchaft, der es um kein Wie, ſondern ewig um das Was und Warum zu thun iſt. Ein philoſophiſcher Roman alſo iſt ſo gut oder ſo ſchlecht als ein wiſſenſchaftliches Gedicht, oder eine poetiſche Wiſſenſchaft, oder ein brennendes Waſſer. Anders verhält es ſich mit dem hiſtoriſchen Roman. Wenn die Zeit und ihre Geſtalt, wenn die Begebenheit im Spiele mit der Geſinnung, das eigentliche Terrain des Romans iſt, ſo ſehe ich nicht ein, wie er, ohne abſichtlichen Winkelzug, der Geſchichte aus dem Wege gehen ſoll; und wenn ſeine Mutter, die Epopöe, eine Schweſter der ehrwürdigen Hiſtorie iſt, und dieſe letztere, von Urzeiten her ohne Tadel und Nachrede oft auf der Bühne und auf anderen Spielplätzen der Poeſie geſehen worden iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum gerade der Roman von

dieser Gunst keinen Vortheil ziehen soll; wenn er sein Wort gibt, wie er seine Rechte zu wahren gedenkt, auch die mütterlichen der Geschichte ehrfurchtsvoll an ihrem Orte zu belassen.

Wenn gleich seit Xenophon's Kyropädie die Geschichte oft genug als Roman, und der Roman als Geschichte behandelt ward, so ist es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen historischen Roman nennen. Dieser ausgezeichnete und, trotz der Launen einer leichtfertigen Mode und der Grillen pedantischer Zünftler, unsterbliche Schriftsteller kannte genau die Bedürfnisse seiner Zeit und Nation, und war der Mann sie zu befriedigen. Er machte die Geschichte, und zwar die vaterländische, zum Hintergrunde seines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringste zu schnitzeln; sie gab nur dem Erfundenen Würde und Interesse, ohne sich damit zu vermischen. Ich rede hier von seinen besten Werken; wo er jene Maxime verließ, entstanden Zwitter, die dem Historiker Verdruß, dem Romanleser Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Ansicht fest: Der höchste Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es ist Entweihung der Dichtkunst, wenn ihre tiefste Bedeutung faktischen Interessen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut sich einer Geschichte, die man ihm vorerzählt, erst dann, wenn man ihn versichert, daß sie sich wirklich zugetragen hat; es ist Erniedrigung der Geschichte, wenn die Resultate tiefster Forschung die müßigen Stunden romanlesender Damen tödten sollen, und nur der Verbildete zieht das Piquante ergötzlicher Lügen der einfachen

Wahrheit vor. Was alſo Scott's beſte Werke dem gebildeten Leſer ſo werth macht, iſt nicht das Hiſtoriſche, ſondern das Menſchliche in ihnen. „Das Rüſt- und Rumpelzeug aus Abbotsford", das man ihm zum Vorwurfe macht, kann nur der für Walter Scott ſelbſt anſehen, deſſen Augen nicht gelernt haben, durch Tempelvorhänge zu blicken. Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöſte Zwieſpalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poeſie im Guy-Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer von Abbotsford? und ſind nicht eben jene Werke Scott's, zu denen dieß Ankleidezimmer am wenigſten beitrug, die ſchönſten, die gehaltvollſten? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenoſſen trifft! Aber wir Deutſche ſehen nur da Tiefe, wo uns philoſophiſche Phraſen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenathmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben.

Von Scott's Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftſtellern haben die Einen jene Grundmaxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleiſtet; oder, wie Washington Irving, verkannt, und ſind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geiſtern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlichen unmöglich nennen; und ſo hat Salvandy im Alonſo eine geſchichtliche Dichtung erſchaffen, von der wir nicht ſagen können, ob die hiſtoriſche, oder die innere menſchliche Bedeutung der Hauptzweck ſei; ihm ſind wir Menſchen zur Geſchichte geworden, die Geſchichte hat ſich

ihm vermenschlicht; sein Geist, weltumfassende Gedanken zeugend und gestaltend, hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und klassifiziren; wir beugen uns dem Genius, und lassen uns von ihm belehren, indem er uns bezaubert. Salvandy hat gezeigt, was ein, mit der ächten Lebensmilch der Geschichte getränkter, die ganze Menschheit in sich betrachtender und erlebender Dichter zu Tage zu fördern vermag. Aber, um wie Salvandy zu begeistern, um wie Bulwer das übergüldete Leichentuch von dem Kadaver des sozialen Lebens zu reißen, muß man Salvandy's Haupt haben und Bulwer's Herz. Die Historie innerhalb des Romans macht es nicht aus; der Roman soll mich nicht ethnographisch, sondern poetisch aufklären, und hier bin ich wieder, wo ich ausging, und wohin ich wollte: wollt ihr in diesem Bereiche das Große, das Rechte leisten, so greift in's Leben, schaut es ruhig an, und laßt es auf eure Blätter warm und leise übergehen! „Alle Zufälle des Lebens", sagte schon ein Schriftsteller, der, wenn er gleich dem Wilhelm Meister die Poesie abspricht, dennoch auf jedem Blatte zeigt, wie viel er aus Wilhelm Meister gelernt habe, — „alle Zufälle des Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Kette, Anfang eines unendlichen Romans." Besucht nun einen Sterblichen, wie Goethe von sich rühmte, die Weltgeschichte in seinem Hause, seinem Garten, um wie viel größer wird die Ausbeute sein! Kommt dann noch dazu, daß eben diese Form,

theils wegen der Bequemlichkeit, mit der ſie zu genießen iſt, theils wegen der Nähe, in welche wir bei ihr zur Poeſie gerathen, theils aus hundert Gründen, die herzuzählen hier kaum thunlich iſt, weil es eben hundert ſind, — der Zeit, in der wir leben, ganz beſonders lieb, angemeſſen und gedeihlich iſt, ſo muß es uns faſt wundern, daß wir noch immer rufen müſſen: Greift in's Leben, und verdient den Kranz, den wir bereit halten, und der ſchon ſeit dem erſten Theil vom „Aufruhr in den Cevennen" ein würdiges Haupt im Vaterlande ſucht, auf das er ſich ſenkt!

III. Drama.

Handlung! Handlung! und immer wieder Handlung! — Gerade die Handlung iſt es, was man an denjenigen dramatiſchen Werken vermißt, die mir als die höchſten in ihren Arten gelten, — an den Trauerſpielen der Alten, an Nathan, Taſſo, Eugenie, an den Luſtſpielen Bauernfeld's u. a., und gerade die Handlung iſt es, was ich als dramatiſches Prinzip aufſtelle, deſſen Begriff uns praktiſch fördern ſoll. Hier ſteckt ein Mißverſtändniß, und ich will das Meinige thun, es zu löſen. Es wird mir um ſo leichter, als ich mir durch die Beſtimmung des epiſchen Grundſatzes bereits vorgearbeitet habe. Dieſer hieß: Begebenheit, und es wird darauf ankommen, daß man dieſe zwei Begriffe ſcharf auffaſſe und ſondere, um mir mein ganzes Theoretiſiren zu erſparen. Die Begebenheiten ereignen ſich außerhalb des Menſchen, werden durch ein, man darf wohl ſagen, dämoniſches Element motivirt, wobei das, was wir

Zufall nennen, ſein Recht geltend macht; der Menſch erſcheint dabei nur als aufnehmend, ablehnend, beſtimmt werdend. Ganz ſo haben es die beſten Romandichter ſtets gehalten. Anders iſt es mit der Handlung; dieſe zeigt ſich dem Denker als ein, aus Wollen und Müſſen wunderſam zuſammengeſetztes Weſen; ihr Motiv iſt innerhalb der menſchlichen Bruſt; man mag es immerhin auch dämoniſch nennen, — gewiß iſt es, daß der Zufall hier ausgeſchloſſen bleibt, wo höhere Mächte ihr bedeutungsvolles Spiel beginnen. Die ächten Dramatiker haben ihn ſtets vor die Pforte von Melpomene's Tempel verwieſen, und den Menſchen zum eigentlichen und ausſchließlichen Stoffe ihrer Gebilde gemacht; ſei es nun, daß, wie bei den Alten das Müſſen, oder wie bei den Neuen das Wollen, die Vorhand habe. Sie gaben die That und ihre unvermeidlichen Reſultate, — ob es nun gewollt oder gemußt war, oder ob das Wollen und das Müſſen höheren Orts Geſchwiſterkinder hießen, legten ſie in eine Nuß, und gaben ſie den Philoſophen zum Aufbeißen. In dieſem Sinne kann man, mit einem ſcharfſinnigen Autor, das Theater „die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt" nennen. Es kann nun, nach dem Bisbergeſagten, wohl Verſtandenen, bei einer Handlung ſehr viel Begebenheit, und auch ſehr wenig ſein, wenn ſich nur die Charaktere genugſam entwickeln, und in jenen Konflikt mit einander gerathen, den wir dramatiſch nennen. In den Schutzflehenden des Aeſchylos kommen die flüchtigen Danaiden mit ihrem Vater, dem greiſen Danaos, nach Argos, und flehen den König der Archiver um Schutz an. Dieſer, nach mannig-

fachem Erwägen und Berathſchlagen mit ſeinem Volke, gewährt ihnen endlich, was ſie flehen. Nun nahen auch die rohen Verfolger, und Gewalt will der Milde den herrlichen Gewinn abtrotzen; Menſchlichkeit und Barbarei liegen im Kampf, die Jungfrauen nimmt die wallumſchirmte Stadt auf, und während der Zuſchauer wünſcht, freundliche Gottheiten möchten draußen dem biedern Könige den Sieg verleihen, — ſchließt das Stück. — Wie wenig Begebenheit! wie viel Handlung! wie viel Entfaltung einfacher, wichtiger, menſchlicher Gemüthszuſtände, — kontraſtirender Charaktere! — Mag es an dieſem Beiſpiele genügen, das geſchilderte Verhältniß in's rechte Licht zu ſetzen.

Ehe ich nun der Anwendung dieſer Sätze auf unſere dramatiſche Praxis näher rücke, muß ich noch feſtſetzen, daß das Drama in zwei Klaſſen zerfalle, wenn wir den hergebrachten Typus aus der Natur dieſer Dichtungsweiſe leiten. Die Handlung bewegt ſich entweder in den hohen, ernſten Sphären menſchlichen Intereſſes, — oder im flachen Sande des weltlichen. Dort iſt ſie tragiſch, hier komiſch. Mögen die Aeſthetiker phantaſiren und diſtinguiren, wie ſie belieben, — dieß und nichts anderes unterſcheidet die Tragödie von der Komödie, und ein Drittes gibt es nicht, oder ſoll es nicht geben. Es iſt Ein menſchliches Leben, Ein Kämpfen und Leiden, welches der Tragöde darſtellt, wie der Ariſtophanide; überall der Konflikt des Menſchlichen mit dem Dämoniſchen, nur iſt der Dämon dort Dämon, und hier Kobold; dort braucht er Mißgeſchicke, hier Verlegenheiten; dort kommen die hohen, und hier die niederen menſchlichen Verhältniſſe zur Sprache. Dieß hat wohl Hardenberg gemeint, wenn er ſagte: Das

Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volkes am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben desſelben. — Der gute oder ſchlimme Ausgang iſt ein Unterſchied für neugierige Weiber und Kinder, nicht für Denker. Dieſe wiſſen den Witz im tragiſchen Fatum, und den Ernſt hinter der Jokusmaske gleich gut zu ſchätzen, und ſuchen auf der Bühne, wie im Liede und im Romane, immer nur — das Leben.

Leben! das verlangen wir vom Dramatiker, und nun laſſet uns ſehen, was wir mit dieſem Verlangen bei der modernen poetiſchen Literatur richten. Wir ſehen, daß von den Mährchen der grauſten Vorwelt, von Oſſian's nebeligen Helden bis zu den Nibelungen, Hohenſtaufen und Napoleoniden, kein Stoff ſo intereſſant, keine Geſchichte ſo breit und übergroß zu finden iſt, welche nicht irgend ein moderner Enkel des Sophokles auf die Bühne beſchworen hätte; aber es war und blieb eine Geiſterbeſchwörung — denn die guten Sophokliden hatten nicht erlebt, was ſie darſtellen wollten, und wie ſollten Rauch- und Schattenbilder Gegenwart werden? Geſetze, ſcharfſinnige, aus dem farbigſten Schaum der Poeſie abgeſchöpfte, unvergleichliche, deſtillirte, rektifizirte, wurden aufgerichtet, und der tragiſche Körper über das Gerüſt der kritiſchen Weisheit gelegt; aber es war eben ein Prokruſtesbett, — das Leben erlag der Folter, und ein Leichnam enttäuſchte und entſetzte das erwartungsvolle Auge.

Eine Oaſe in dieſer Dramenwüſte, ſtehen Grillparzer's lebendige Schöpfungen da. Von der Ahnfrau bis zum treuen Diener ſeines Herrn — Alles wahr, bedeu-

tend, erlebt. „Es ſind nicht Griechen, die in der Sappho handeln" — wendet die gelehrtthuende Kritikaſterei ein; gut! antwortet die lebendige Kritik: ſind es nicht Griechen, ſo ſind es Menſchen. Man leſe die empfundene Entwickelung der Medea (in den Blättern für Literatur, Kunſt und Kritik zur Oeſterreich. Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde, Jahrg. 1835, 77), und man wird mir eine weitere Analyſe erlaſſen, ſich des Großen, Aechten, Tiefen freuen, was auch unſere Zeit aus dem ewig fruchtbaren Schooße des Lebens fördert, und mit dem Verfaſſer jener Abhandlung gerne einſtimmen, wenn er ſagt: die geheimnißvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper (zum vollſtändigen Ausdruck der Seele) wird, gehe im Reiche der Kunſt ſeltener vor, als man denkt.

Nun wird es auch dem Unbefangenen klar ſein, wie ich, im Bezirke des modernen Luſtſpiels, Bauernfeld's Produktionen ſo hoch ſtellte, als ich es oben that, — unbekümmert um Satzungen, Parteien oder Herkommen, den richtenden Blick einzig und unabirrend auf die Richtſchnur der Wahrheit und Natur geheftet. Es ſind nicht Hinz und Kunz, Hans und Peter, nicht A und X und Z, die hier handeln, ſondern Menſchen; es ſind nicht Begebenheiten, die unſere Neugierde an den Stoff feſſeln, ſondern Charaktere und Zuſtände, die eine innere Handlung bedingen, an der wir, wenn wir nur Verſtand und Willen genug beſäßen, ſattſam zu überdenken fänden. Wir ſehen einen kräftigen, ſcharfen, edlen und heitern Geiſt das Chaos unſerer Thorheiten durchdringen; ein gebildeter Leichtſinn erhebt ihn weit über dieſe dumpfe Atmoſphäre, und im wol-

kenlosen Aether hält uns der Poet den klaren Spiegel der Dichtung und Wahrheit vor. Ein großer Sinn spricht aus dem leichten Scherz. Menschlichkeit, Wahrheit, Kraft und geistige Gesundheit, Sittlichkeit des Charakters, Aufopferung des Egoismus, Billigkeit ist die Philosophie, die hier gepredigt wird; befreien will uns ihr fröhlicher Apostel, und er befreit uns, so lange wir ihn hören. In diesem Sinne ist Bauernfeld ein Dichter der Humanität; wie es jeder ächte Dichter ist, wenn er unverwandt das klare Auge auf's Leben gerichtet hält.

Ich glaube hiermit genug gesagt, und Alle, die Augen haben zu sehen, dahin gewiesen zu haben, wo eine ewig nie zu erschöpfende Quelle von Poesie zu finden ist: in's Leben. Wenn der Lyriker in die Tiefe seines Busens, der Epiker in die des geschichtlichen, der Tragöde in die des rein menschlichen, und der Lustspieldichter in die des täglichen Lebens ihre Netze werfen, — welche Wunder werden sie uns vorzuzeigen haben! Wunder, von denen wir alles eher geglaubt hätten, als daß sie in der eigentlichsten Heimat unser selbst, in unserem Innern, zu Hause seien. Aber freilich ist es leichter, uns von den Festungen im Monde vorzulügen, als die Wahrheit mühsam aus dem überschütteten und überbauten Schachte unseres inneren Menschen herauf zu fördern. Darum muß während alles Wirkens unser stetes Losungswort sein: Muth, Redlichkeit, Ausdauer!

Epilog.

War ich nun bemüht, jede Bestrebung im Kreise der Dichtkunst in's ewig quellende Leben zurückzurufen, so wird es am Schlusse Pflicht, der Mißdeutung zuvorzukommen. Jedes höhere Streben, wenn es nicht bei hohlen Worten und unfruchtbaren Luftsprüngen verbleiben soll, muß von einer körperlichen Wirklichkeit ausgehen, mit welcher und auf welche es wirken soll. Wir wissen Alle, daß das Leben, wie es ist, den Forderungen, die der heiligste Ruf in uns aufweckt, nicht genügt; allein das Leben, wie es ist, gewährt uns den Körper, den nur, wenn er gesund ist, die Seele des Ideals begeistert. Wir wissen Alle, daß die Menschheit neuen Lenzen entgegenreift, welche, so Gott will! Blüten und Früchte höherer Natur zeitigen werden; allein ein Erdreich muß diesen göttlichen Pflanzen bereitet werden, woraus sie Nahrung und Wachsthum saugen können, wenn sie nicht vor der Reife, als traurige Blumengespenster, verwelken sollen. Dieses Erdreich aber ist das Leben.

Es ist das ewige Lied, das ich singe; es ist das Schema, das mir, wohin ich mich wende, entgegenglänzt, und auf das uns später auch die Kunstbetrachtungen wieder führen werden, — „das Reich meiner Dreieinigkeit — sage ich mit dem närrischen Natur-Evangelisten — gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen; das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der hei-

lige Geiſt iſt.“ — Das Wahre aber iſt das Leben und die Natur, die uns den Stoff bieten; das Gute iſt der Gehalt, den unſer Geiſt in ſich trägt und im Stoffe ausprägt; das Schöne iſt die Form, — und die „kommt von oben.“

In dieſem Sinne werden die vorigen Blätter nicht mißverſtanden werden. Die Form wird ſich aus jedem friſchen, lebendigen Geiſte ſelbſt gebären, und ſo wird man mich auch dann nicht mißdeuten, wenn ich bis dahin auf die reine, gebildete Form der Alten zurückverweiſe.

Die Alten, als Bildungsgrundlage.

— dices: ego Dis amicum
— — — — — — — — —
Reddidi carmen, docilis modorum
Vatis Horati.

Hor. IV.

Die Ueberzeugung, daß, so wie die Bildung des Einzelnen nicht durch das aufgedrungene Fremde, sondern einzig durch Entfaltung eigener Kräfte bewirkt wird, — auch die der Völker nur dadurch zu bezwecken sei, daß die Elemente, die in jedem derselben gegeben sind, ohne fremde Beimischung, sich vereinigen, abschließen und steigern, — diese Ueberzeugung, durch weltgeschichtliche Ergebnisse geweckt und genährt, hat bei vaterländisch Gesinnten in neuern Zeiten sogar die Besorgniß rege gemacht, als gefährde das Studium der Alten, wie es noch überall die Basis des öffentlichen Unterrichts bildet, unsere freie, nationale Entfaltung, erschaffe den gelehrten Kastengeist, das literarische Philisterthum, und hindere lebendigen Fortschritt. Kaum war diese Ansicht von wohlmeinenden Männern ausgesprochen, so erhob sich eine weitverbreitete uralt-privilegirte Gilde von Gelehrten, welche, im Bewußtsein, daß die Ueberlieferungen des Alterthums die Grundlage unseres ganzen Wissens ausmachen, von einer autochthonischen Re-

form nichts Geringeres als den unvermeidlichen Einbruch der Barbarei und Finſterniß befürchteten. Noch ſtehen dieſe Meinungen ſich ſchroff gegnüber; noch ſcheint der Kampf nicht geſchlichtet; und erſt neuerlichſt hat ein einſichtsvoller Schriftſteller (F. Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältniſſe zur Bildung des Deutſchen Volkes, Leipzig, Klinkhardt, 1835) dadurch, daß er die philologiſchen und die von ihm ſogenannten realen Studien getrennt neben einander erhalten wiſſen will, weniger eine Verſöhnung beider, als eine ausweichende Antwort auf die von der Zeit vorgelegte, wichtige Frage verſucht. Ihrer Löſung gelten die nachſtehenden Zeilen.

Wer wollte, wer dürfte ſich dieß Eine verhehlen, daß, ſo wie die ganze neue Bildung nur ein herrliches, mit jungen Blüten verwebtes Andenken an das Alterthum iſt, auch jene ewigen Werke, nach dem Geiſte, der ſie belebt, und nach der Form, in der ſie vollendet daſtehen, durch alle Zeiten Monumente menſchlichen Vermögens und Vorbilder des Strebens bleiben werden? Was auch die dumpfe Emſigkeit beſchränkter Mönche und pedantiſcher Schulmänner in düſtern Jahrhunderten für Staub über die ewigen Rollen gewälzt haben mag, — ſo weht uns doch eben aus ihnen ein Hauch von Leben und Friſche an, der aus unſerem mannigfach verkümmerten Daſein, alſo auch aus der Mehrzahl unſerer Werke, leider! entwichen iſt; und was auch der blütenvolle Oſten, der klangreiche Weſten, der üppige Süden, das poetiſche Mittelalter, die raffinirte neue Zeit für Formen ausgeboren, — in unantaſtbarer Reinheit und Vollendung ſteht noch im-

mer die antike, anerkannt von den Weiſeſten und Fühlendſten aus unſerer Mitte, vor unſern entzückten Augen. „Noch" — ruft Johann Müller freudig aus — „ſchmeichelt der Naturſinn Herodot's, und findet Platon's Götterwort zum Herzen den Weg; noch lebrt Polyb. Demoſthenes Donner iſt nicht verhallt, Markus Tullius proſkribirt den Antonius noch, Brutus opfert ſich noch der Freiheit Roms." Und wodurch ſind alle, die wir als die Unſern mit Stolz aufführen, ſo groß geworden, als daß ſie ſich von der Milch der Alten nährten? Braucht es hier Beiſpiele? Muß man die großen Feldherren, Staatsmänner, Philoſophen, Hiſtoriker, Aerzte, Dichter, Künſtler nennen, die es beſtätigen? Die letztern ſind, wenigſtens der Anerkennung nach, den Alten am treueſten verblieben; ihnen iſt die Antike Ideal; ſie bekennen noch, „daß man allen andern Künſten etwas vorgeben müſſe, der griechiſchen allein ewig Schuldner bleibe", und wenn das, was ſie hervorbringen, den gebildeten Sinn nicht immer befriedigt, ſo iſt die Nacheiferung der Griechen nicht ſchuld daran; was aber die allgemeine Bildung, das Wiſſen betrifft, — wo iſt beides von jeher praktiſcher, in's Leben eingreifender geweſen, als in England? und wo werden die Alten in dem Maße zur Bildungsgrundlage gemacht, als eben dort? Werfen wir einen Blick auf die Dichtkunſt und ſchöne Literatur der neueſten Aera, die ſich, wie eine fallende Rakete, in tauſend Funken praſſelnd zu zerſplittern droht! Woher können wir ihr Schirm und Einigung erhoffen, wenn nicht aus ihrer urſprünglichen Heimat? Was thut uns dringender Noth, als die beſonnene Würde und

ſtille Grazie der Griechen, die Kraft und Präziſion der Römer, und die Geſundheit beider? Von den Rabotagen und Phantaſtereien der Einen, von den humoriſtiſchen Harlekinaden der Andern, — was kann uns retten, als Rückkehr zur edlen Einfalt der Alten? von der modernen Schwäche und nebuliſtiſchen Träumerei, — was als ihre Kraft? Griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft hielt wie Antäus an der mütterlichen Erde feſt, ward, wie er, unüberwindlich, und bleibt hierin ewig Muſter; und wenn es wahr iſt, was man zu ſagen pflegt, daß, wer das Franzöſiſche lernt, zugleich die Höflichkeit lerne, — iſt es minder wahr, wenn man behauptet, daß, wer Latein lernt, zugleich Männlichkeit und Präziſion in Begriff und Ausdruck ſich aneigne? Und haben wir etwa der Präziſion zu viel? oder der Männlichkeit? Es iſt gewiß, daß es Unſinn gibt, der bloß, wenn man ihn deutſch ſagt, einigermaßen fähig iſt, das Ohr mit dem Anſcheine von Sinn zu täuſchen; der, in eine der alten Sprachen überſetzt, ſogleich ſein Nichts offenbaren würde. Werft ſie nur weg die Muſter und Geſetze einer weiſeren Vorzeit, werft ſie weg, überlaßt euch ganz den Inſpirationen eurer ſomnambuliſtiſchen Träume, oder den Fulgurationen eures toll gewordenen Witzes; — rühmt eure freie, eigene Entwickelung — und werdet von einer reifern Nachwelt verlacht, bedauert, vergeſſen!

Und doch höre ich den denkenden Freund fruchtbarer Fortbildung klagen: „Die Philologie iſt für den Unterricht zum Theil ſo verderblich geworden, wie die äußern Gebräuche für den Gottesdienſt. Wie hier die wahre An-

dacht oft unter mechaniſchen Spielen untergeht, ſo dort das wahre Denken, die ächte Bildung unter — — mechaniſchen Formen. — — — Das Römiſche und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbeſondere noch durch die lateiniſche Sprache unpopulär. — Die Sprache hat das Recht aus dem Gewiſſen an den Verſtand der Kaſte, und die Rechtspflege aus dem Leben in's Papier, in die Büreaukratie verwieſen (Menzel, die Deutſche Literatur I.)." Ich höre ihn klagen, und kann ihm nicht ganz, wie ich wünſche, widerſprechen. Was den letzten Punkt betrifft, ſo mag er im Bezirk juridiſcher Studien ſeine Anwendung finden; im Ganzen aber bleibt es auch wieder gewiß, daß ein verflachendes Populariſiren nicht der rechte Weg zur allgemeinen Kultur iſt; — daß ächte Wiſſenſchaft und wahre Kunſt immer etwas Eſoteriſches haben werden und ſollen; daß z. B. in der Medizin das Latein ſelbſt ſchon zu populär iſt, und wir endlich ins Chineſiſche werden flüchten müſſen, um nicht von Hypochondriſten-Weisheit gequält zu werden. Im Allgemeinen aber hat denn doch jener Kläger Recht; wer fühlt es nicht? — Und wie kommt es nun, daß er Recht hat? daß ſo traurige Früchte dem Baume des Lebens entſprießen? Von der Art kommt es, mit welcher die Studien des Alterthums getrieben werden.

Wer von uns darf ſagen, daß er ſich mit Vergnügen jener heißen Stunden erinnere, in welchen er, ehe ſein kindiſcher Verſtand noch fähig war mit dem Maßſtab des Lebens zu meſſen, die Bekanntſchaft jener großen Alten zuerſt machte? Wem fallen bei Kornelius Nepos und Salluſt,

bei Horaz und Virgil, nicht ſtatt ihrer Helden, Schönheiten und Geſinnungen, die übeln Noten ein, die er in der Schule bekam, die Ermahnungen des Präzeptors, der Staubgeruch des Schulzimmers? Es iſt Einem, wenn man lebhaft daran denkt, oft zu Muthe, als hätten es die guten Lehrer, die in ihrer unſchuldigen Gewohnheitsmethode gewiß nichts weniger im Sinne hatten, eigens darauf angelegt, uns die Erinnerung an die lieben Alten auf Zeitlebens zu verderben.

Wie lange ſchon bringen wir mit der mechaniſchen Erlernung ihrer Sprachen zu! welchen Schweiß koſtet ſie uns! und haben wir ſie nun endlich, ohne Liebe, erobert, — ſo lernen wir Chrieen aus dem Cicero, Figuren und alkäiſche Verſe aus dem Horaz gefühllos nachdrechſeln, und halten am Ende die Römer für eben ſolche Pedanten als unſere guten Präzeptoren, — da es doch eben das Alterthum iſt, welches mehr als alles Andere geeignet wäre, uns gegen Wortthum und Pedantismus für ewig zu ſchützen. Da nun eben mit den Sprachen ein Theil des antiken Geiſtes in uns übergeht, und ſie das Mittel weiteren Verſtändniſſes ſind, ſo iſt allerdings ihr Studium unerläßlich; um ſo mehr, als gerade die Sprachen am wenigſten Gegenſtand der Selbſtbelehrung ſein können; ſie ſind das Mittel, uns ſpäter lebendigen Genuß zu verſchaffen; ſo lernt der Knabe leſen und ſchreiben, — aber nicht den Goethe leſen und nicht Liebesbriefe ſchreiben. Um nun jene Idiome ſich anzueignen, dazu bedarf es nicht ſo vieler Jahre, als man gemeiniglich daran wendet; es bedarf noch kürzerer Zeit, wenn man das Studium in rei-

fern Jahren erſt anfängt. Man gewänne hierbei auch noch ſo manche Zeit für die Elemente anderer, ſogenannter realer Studien; die Bildung würde vielſeitiger und doch dem Jünglinge weniger beſchwerlich. Sind aber die Sprachen als Medium bereits Beſitz des Lernenden geworden, ſo wäre es wohl am gerathenſten, ihm die Leſung der Schriftſteller, wie man es bei den einheimiſchen macht, ſelbſt zu überlaſſen; um ſo mehr, als ohnehin die antiken Autoren, wenn ſie verſtanden werden ſollen, weit mehr Reife fordern, als der frühern Jugend eigen iſt; und wenn ſie aufgedrungen werden, ſpurlos vorübergehen, oder das Gegentheil deſſen wirken, was man wohlmeinend beabſichtigte. Denn, wenn je etwas, ſo will das Antike erlebt, nicht buchſtabirt werden. Man kann auch das Selbſtleſen jedem Strebenden unbeſorgt anheimſtellen, da er ohnehin, er weide ſich welchem Fach er wolle, bald einſehen wird, daß er ohne Kenntniß der Alten darin nicht weiter kommt. Er wird ſich alſo bei ihnen umſehen, — und wer ſich einmal da umgeſehen hat, der wendet den Blick ſobald nicht wieder ab! Er fühlt dann, was von ihnen zu lernen iſt, und wirft erzürnt die gelehrten Kommentare weg, die das Lebendigſte mit dem Moder des Schulwitzes zu überziehen, und ſo zu tödten emſig bemüht ſind. Welche Fülle von Leben mußte es enthalten, daß ein ſolches, durch Jahrhunderte fortgeſetztes Beſtreben ihm nichts anhaben konnte!

Dieſes Leben, nicht die Formen, in denen es ſich damals mit Nothwendigkeit geäußert, muß ſich wieder enthüllen, daß das unſere ſich läutere, ſich vereinfache; wir müſſen auf unſere Weiſe — wie der oben angeführte

Schriftſteller ſagt — eine ſo harmoniſche Bildung zu gewinnen ſuchen, als die Griechen auf ihre Weiſe gewonnen. „Eine Wechſelwirkung, ein gegenſeitiger Unterricht der Völker" — fährt er fort — „iſt der Zweck ihres Verkehrs, das Reſultat aller hiſtoriſchen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein anderes nachahmen kann, ſo bildet doch auch jedes etwas Reinmenſchliches aus, das jedes andere ſich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbeſtrittenen Ruhm der humanſten Bildung. Abgeſehen von ihren nationellen Beſonderheiten war ihre Verſtandes- und Kunſtbildung eine ſo allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können. — — — Sie war rein menſchlich; darum iſt es keine Nachahmung, ſich nach ihnen zu richten, ſondern nur ein natürliches Beſtreben des menſchlichen Geiſtes, ſobald er ſich ſein bewußt wird, und einige Sicherheit in dem, was er will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach; die Griechen lehren uns nur, wie wir unſern eigenen Verſtand ausbilden, und wie wir auch in unſer Leben die Grazien einführen ſollen." Kann man ſich hierüber deutlicher und anmuthiger ausdrücken? Ich wünſchte durch dieſe fremde, wohlbeliebte Stimme der meinigen den Nachdruck zu verleihen, der einer ſo guten Sache förderlich ſein möchte.

Sollten wir je zu einer ſolchen Kultur gelangen, ſo würde nicht nur das allgemeine Leben, das Wiſſen, die Kunſt daraus den höchſten Gewinn ziehen; die Kritik würde insbeſondere daran Theil nehmen; manche Verwirrung, mancher Parteikampf würde geſchlichtet werden; der

Zwiſt zwiſchen Klaſſiſch und Romantiſch würde der Anerkennung höherer Geſetze weichen, Kraft und Leben wieder einmal das lange befleckte Papier beſeelen, die Idee der Kunſt, als die höchſte, reiner hervortreten; die ſchöne Symbolik der Alten, trotz des Mißbrauchs eines pedantiſchen Säkulums, wieder Liebe finden, und herrliches Eigenthum, zweite Natur des Dichters werden; und dieſer würde nicht mehr elegiſch hinüberrufen:

Schöne Welt! wo biſt du? kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Fabelland der Lieder
Lebt noch deine gold'ne Spur;
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe noch zurück!

Scott und Bulwer.

Wie der Spiegel, so das Bild darin.
Alte Wahrheit.

In einem kleinen, aber gewählten Cirkel, wo das Besprechen des Gelesenen noch nicht für Pedanterei, und das Vortreffliche, wenn es ein Jahrzehend überlebt hatte, noch nicht für veraltet angesehen ward, verhandelte man über die Frage: in welcher Dichtungsform das Leben unserer Zeit, nach seinen innern wie geselligen Verhältnissen, am fruchtbarsten und zugleich so dargestellt werden könnte, daß man sich bei den ernstesten Zwecken doch den willigsten Antheil versprechen dürfte. Man zweifelte keinen Augenblick, daß der Roman diese Form sei. Was der Lyriker anbiete, hieß es, würde nur selten mit so ernsthaften Absichten zur Hand genommen, selten um mehr als einer flüchtigen Anregung willen gelesen; die Bühne betrachte man als Produktionsschauplatz der Schauspieler und Schauspielerinnen, als eben so flüchtige Abendunterhaltung, und sei nicht mehr gewohnt, sie gegen das Leben zu halten. Mit welchem Antheile aber noch fortwährend Novellen und Romane auf Toiletten und in Schreibtischen verwahrt würden, davon überzeuge man sich täglich, und die Buchhändler würden es gerne bestätigen. Dem Dichter aber seiner-

ſeits ſei auch damit gedient. In welches Format wäre die breite, flache Verworrenheit unſerer Lebenszuſtände, die nur dann und wann von einem großen Charakterzug, von einem bedeutenden Ereigniſſe romantiſch unterbrochen wird, bequemer zu bringen, als in dieſe? Wo träten Geſinnungen und ihre fortwirkenden Folgen deutlicher hervor? wo verweile man länger dabei, als hier? — Als man nun das Gute, was in dieſer Gattung vorhanden iſt, einer unterhaltenden Rekapitulation unterwarf, kam man auch darüber bald überein, daß, ohne die Verdienſte aller europäiſchen Nationen, beſonders unſerer eigenen, zu verkennen, man denn doch in dieſem Bezirke den Engländern die Palme zuzugeſtehen nicht umhin könne. Dieſe praktiſche Nation, auf ihrem alldurchkreuzten, allverſammelnden Eilande von Kindheit auf ihre Söhne an die Betrachtung einer ungeheuer bewegten äußerlichen Welt gewöhnend, wo Einſicht in die Triebfedern der Menſchen, mit denen zu verkehren unſere Lebensaufgabe macht, ſich früh als Bedürfniß aufdringt, — hat von altersher die fruchtbarſten Romangenies aus ſeinem Schooße genährt und gebildet, an deren Meiſterwerken ſich nun ein jüngeres Dichtergeſchlecht, dem Genius einer vorgeſchrittenen Zeit gemäß, vervollkommt, und im Romane, der das ſoziale Leben behandelt, ſo ziemlich das Höchſte erreicht haben wird, was unter den gegebenen Verhältniſſen zu erreichen möglich war. Der Erfolg bewies die Trefflichkeit der Verſuche. Man kann nicht ſagen, daß irgend ein Romandichter ſo in die Maſſe ſeiner Nation gewirkt habe, als Walter Scott.

Waren bisher die Anſichten unſeres kleinen Kreiſes

übereinſtimmend, ſo erregte dieſer Name ebenſo viel Theilnahme, als er Widerſpruch hervorrief. Heinrich, ein junger Dichter, von tiefem Gefühle und ſchwächlicher Geſundheit, früh verwaiſt, und, ehe noch ſein Inneres zur männlichen Reife gediehen war, in die rauhen Stürme des Lebens geworfen, erklärte ſich entſchieden gegen den berühmten Baronet. „Ich kann," ſagte er, „einen Schriftſteller nicht wirkſam finden, der, mit einer Art von Scheu dem ausweichend, was eigentlich den Menſchen zum Menſchen macht, was allein den tiefer Denkenden und Fühlenden intereſſirt, uns überall nur bei den Röcken und Stiefeln, bei den Formen und Aeußerlichkeiten aufhält; der, ſtatt das Flittergewebe, das Zeit und Konvenienz um unſern innern Menſchen ſpinnen, kräftig zu zerreißen, es durch den Reiz und das Detail, womit er es behandelt, nur noch mehr verſtrickt und befeſtigt; — der uns nie die Meinung ſeines Herzens ſagt, ſondern, indem er uns den unaufgelöſten Knäuel der Begebenheiten hinwirft, uns dem traurigen und unfruchtbaren Zuſtande des Zweifels überläßt."

„Seht dagegen," fiel ihm ſein jüngerer Freund und gewiſſermaßen Schüler in's Wort, „ſehet den warmen, geiſtreichen tieffühlenden Bulwer! Ohne ſich bei kleinlichen Armſeligkeiten aufzuhalten, führt er uns unmittelbar in's volle, ſtrömende Leben hinein. Und welches Leben! Vom niedrigſten Böſewicht bis zum zarteſten Gemüthe, das wie hüllenlos aus der Hand der ewigen Güte gefloſſen ſcheint, bewegt ſich eine Welt vor unſerem Innern. Leidenſchaften toben gegeneinander, und mitten durch das brauſende Gewühl ihrer Stürme ſchlägt der leiſe, himmlich klare Ton

der Menſchlichkeit an unſer Ohr. Nicht für imaginäre Puppen, für Gebilde des poetiſchen Traumlebens, wird unſere Theilnahme entwürdigend in Anſpruch genommen, — die Leiden und Freuden, das Glück und der Jammer der wirklichen uns umlebenden, uns mit in ſich verflechtenden Welt, regen unſer tiefſtes Mitgefühl, unſer ernſthafteſtes Nachdenken auf. Die wichtigſten Probleme des ſittlichen wie des bürgerlichen Lebens werden in ergreifenden, ſymboliſchen Darſtellungen gelöſt, die wahren Lebensfragen der Sozietät, wenn nicht beantwortet, doch wenigſtens ſcharf und entſchieden ausgeſprochen; von dem Inneren unſerer, den Wenigſten bewußten, von den Schmetterlingen des Leichtſinnes umgaukelten, von den Blumen vergänglichen Genuſſes überdeckten Zuſtände, wird die täuſchende Hülle geriſſen, und ein ſchauerlicher, nie geahnter Abgrund thut ſich vor uns auf. Wir ſehen uns ſelbſt und die Welt, die uns umſchwirrt, in einem ſchwarzen, aber truglos-ſcharfen Spiegel, aus deſſen magiſchem Hintergrunde ein ſanfter Genius auf milde, zauberiſche, aber wirkliche Fernen deutet. Fernen? nein! auf den ſtillen, unzerſtörbaren Himmel deutet er, der tief in unſerem eigenen Buſen ſich ausbreitet. Nie zweifeln wir über des Erzählenden Geſinnung, nie über ſeine Abſicht; mit unverkennbar richtendem Finger deutet er auf den Guten und Böſen hin, und bezeichnet Jeglichen als den, der er iſt; er will nicht kalte Einſicht, er will Liebe und gerechten Unwillen in unſern Herzen erwecken; und ſelbſt, wo er bloß beſchreibt, todte Gegenſtände beſchreibt, iſt es ihm nicht darum zu thun, ſie eben hinzuſtellen, wie ſie ſind — ſondern auch da trägt er die ganze

Innigkeit seines Gefühles auf sie über, daß uns Baum, Fels und Strom, wie man von Raphael's Gemälden sagte, wie in Seele getaucht erscheinen. So wird er uns zum Freund, Lehrer, Vater, und wir müssen ihn einen Denker, einen Geschichtschreiber, einen Weisen, einen Seher nennen. Was ist Walter Scott dagegen?

„Ein Dichter", antwortete Helene, die heitere, junge Hausfrau, welche unsern Cirkel um sich versammelt hatte. Sie war vom Himmel mit einem fröhlichen, gesunden, offenen Naturell beschenkt worden, das ihr jedes bessere Herz gewann, und mit der beglückenden Gabe, die Welt rein und klar aufzufassen, ohne etwas von selbstsüchtigen Forderungen oder unzufriedener Weisheit in sie hineinzutragen. „Ein Dichter," antwortete sie, „wie ich dieses Wort von Homer, Arioſt, Shakespeare, und Goethe verstehen gelernt habe. Ob nun das mehr oder weniger ist, als das, was Heinrich's Freund einen Philosophen genannt hat, bin ich nicht gelehrt genug, zu entscheiden; aber paradox genug bin ich, zu behaupten, daß mir der Dichter viel mehr zu lernen und zu denken gibt, als der Philosoph; und ich will euch's an Scott erklären, wie ich's meine."

„Das hat schon Aristoteles gesagt," fiel hier ihr hastig ein sonst einsilbiger, kopfhängender Jüngling in's Wort, der Noten zu den Noten eines Andern über einen Klassiker herausgegeben hatte; „das hat, wenn ich Sie recht verstehe, schon Aristoteles gemeint, wenn er sagt: die Dichtkunst ist philosophischer und bildender als die Geschichte." — „Kann sein," fuhr Helene fort, „daß er's auch

ſo gemeint hat; wenigſtens konnte ich oft genug merken, daß die Griechen, die ich mir ſonſt als Pedanten vorſtellte, gar verſtändige und praktiſche Einfälle hatten. So viel aber weiß ich, daß, während mir der Philoſoph in einer Erfindung, bei der ich nur zu ſehr das Abſichtliche fühle, ſeine Weisheit, ſeine Anſicht, ſeine Zwecke, ſtückweiſe auftiſcht, ſo daß mir keine Wahl und keine Prüfung übrig bleibt, — daß, während er mir ſeine Fabel ſammt Moral vollſtändig zu verdauen gibt, und mir nicht ein Jota zu denken übrig läßt, — der Dichter meinem Herzen mehr Umfang, und meinem Verſtande mehr Thätigkeit zutraut. Scheinbar ohne Zweck, ſcheinbar ohne Mitgefühl, wie der Berg und der Strom, die er malt, zeigt er mir die breite, die unendliche Welt, zwar aus einer angenehmen Ferne, aber doch, wie ſie iſt, deutlich und üppig auseinander gelegt. Eine wohlthuende Klarheit, wie ſie nur der von Liebe durchdrungene Verſtand gewährt, ergießt ſich über alle Gegenſtände, ohne einen auf Koſten des andern zu beleuchten; und die Welt erſcheint mir in durchſichtiger Wahrheit und harmoniſchem Lichte. Mich entzückt die heitere Höhe, auf die er mich ſtellt, mich erregen die bunten Bilder, die er mir vorüber gleiten läßt, mich ſtimmt die bedeutende Folge, in der er ſie nacheinander entfaltet, zu forſchendem Sinnen; aber immer ſind es meine Augen, die ſchauen, meine Seele, die wählt und empfindet, mein Geiſt, der durch eigene Wirkſamkeit ſich bildet. Der Dichter zeigt mir den Böſewicht nicht, aber er lehrt mich ihn erkennen; er deutet nicht mit dem Finger auf den Guten, aber er lehrt mich ihn aus Handlungen begreifen; er verkündet mir nicht die

Folgen menschlicher Thaten, aber er läßt mich sie schauen; er nennt mir keine Absicht, hat auch wohl keine einzelne, einseitige, aber tausend Ideen liegen wie Funken in den Steinen, die er aus dem Schacht des Lebens gräbt; ich brauche sie nur herauszuschlagen. Was ich vom Philosophen lerne, habe ich gelernt, was ich vom Dichter lerne, habe ich erlebt. Denn was ist Poesie als Leben, durch den ordnenden Geist noch einmal belebt? Still ruht in ihrer ewig bewegten, durchsichtigen Tiefe das Gewühl dunkler Ereignisse und Verwirrungen, von den Fluten der Dichtung fortverschlungen und gereinigt, wie nach Scott's herrlicher Schilderung im „Robin" über den Leichnam des unglücklichen Morris die Wellen des Sees zusammenschlagen, und auf ihrer Oberfläche in tiefer Bläue den Frieden des Himmels wiederstrahlen."

„Sie werden poetischer, als ich es Ihnen zugetraut hätte," sagte Heinrich's Freund; „aber ehe aus allen schönen Reden etwas Bestimmtes hervorgeht, müßte entschieden werden, ob sie nicht in die Luft gesprochen waren; ich meine, ob auch wirklich Bulwer dem allgemeinen Bilde, welches ich von ihm, und Scott dem, welches Helene von ihm entwarf, gleichen?"

„Eine solche, an den einzelnen Werken dargestellte Vergleichung," erinnerte Heinrich, „würde zu weit führen. Genug, wir verstehen einander, und ich muß Helenen einigermaßen Recht geben. Vergleichen wir die Schilderung Euphemien's und Johannen's im Herz von Midlothian und die der Brüder Devereux in Bulwer's Romane mit einander, so haben wir ein Beispiel für viele. Aber doch sagte

ich nur: einigermaßen; — denn ich bemerke, daß es sich hier nicht um einen Vorzug, sondern um eine Denkart handelt."

„Wir haben im Grunde nicht Scott und Bulwer geschildert, sondern die große, allgemeine Differenz, welche nicht nur alle Dichter und Schriftsteller in der Welt, sondern, laßt mich behaupten, alle Menschen in zwei Klassen scheidet, und, wie ein unübersteigbarer Abgrund, vielleicht für ewig — auseinander hält."

„Ich verstehe Dich", sagte sein Freund; „der eine Theil ruht mit dem Herzen in der Welt, der andere mit dem Auge auf ihrer Fläche. Jenen ist es nun einmal nicht möglich, das Elend und die Verwirrungen ihrer Brüder wie eine Tragikomödie ruhig anzuschauen; sie müssen herbeispringen, retten, helfen, rathen, und wenn alles das vergebens oder unausführbar wäre, wenigstens sich zu ihnen hinsetzen, um mit ihnen zu weinen. Ich weiß nicht, ob ich die Andern beneiden soll, denen es so gut oder kalt geworden ist, daß sie Muth und gute Laune genug haben, das Schicksal der Menschheit zu einem künstlerischen Bilde zu verarbeiten, sich davor ruhig hinzustellen, es mit nachdenklichem Kennerauge zu beschauen, und endlich mit gelassener Ueberzeugung zu sagen: Es ist gut! — Dreht sich's doch immer um diese zwei Achsen! Ein und dasselbe Verhältniß: Euripides, Sophokles; Schiller, Goethe; Bulwer, Scott.

Der Aelteste der Gesellschaft, ein würdiger Naturforscher, der eben aus England zurückgekehrt war, und bisher, wie es schien, am Gespräch wenig Antheil genommen hatte, schüttelte jetzt den Kopf. „Daß doch ihr gelehrten

deutſchen Kritiker," rief er, „überall Klaſſen, Trennungen, unüberſteigliche Abgründe ſehen müßt! Ich finde ſtatt jener ungeheuren Differenz, von der ihr hier Wunder erzählt, wenn ihr gleich ein dunkler Begriff zu Grunde liegt, nichts als den natürlichen Unterſchied zwiſchen werdender und gewordener Bildung. Mit den Dichtern iſt es, wie mich dünkt, ſo: Jeder ſtellt in ſeinen Romanen die liebe Welt ſo dar, wie er ſie eben ſieht, oder wie er ſie gerne haben möchte; denn die Gebilde ſeiner Poeſie ſollen ihm zum Genuſſe werden. Wer nun die Welt recht überdacht hat, das heißt: wer ſich am vollkommenſten ausgebildet hat, der kann die Welt nicht anders ſehen, und nicht anders haben wollen, als ſie iſt; und ſo wird er ſie dann auch darſtellen. Dieſer iſt der wahre Dichter, der wahre Weiſe, der wahre Menſch. Er ſcheint unfühlend, weil er allfühlend iſt; und diejenigen, die ſich als Fühlende ihm gewiſſermaßen feindlich gegenüberſtellen, ſtehen vielmehr unter ihm, und ſollten ihn erſt begreifen lernen, ehe ſie ihn verdammen."

„Damit wir aber", ſchloß Helene, „der Forderung Heinrich's genügen, der, wie es ſcheint, von jeder Darſtellung ein ausgeſprochenes Endurtheil verlangt, ſo will auch ich von unſerer Unterhaltung ſagen: Der zuletzt vor mir das Wort führte, der hat Recht."

II.

Goethe.

Kennt ihr den reichen Lebensbaum?
Er wurzelt tief in seiner Zeit,
Und nährt sich von Vergangenheit.
Indeß in seines Schattens Raum
Der Zukunft heil'ge Frucht gedeiht.

Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten*).

Die Jugend eines Menschen, wie eines Volkes hält sich an der Betrachtung des Menschen, die Betrachtung der Natur ist ein Geschäft reiferer Jahre

J. G. Carus.

Von Allem, was Goethe gedacht, gestrebt und geleistet, haben bisher seine Bemühungen für Naturwissenschaft am wenigsten Eingang, ja vielmehr meistens Tadel und Widerspruch gefunden. Und doch getraue ich mir zu behaupten, daß gerade sie es sind, was, nebst den vollendeten seiner poetischen Gebilde, die Prüfung der Zeiten am glorreichsten bestehen wird; daß sie es sind, worin sich Goethe's Werth und Eigenheit am reinsten und vollkommensten ausspricht, wofür er eigentlich geboren zu sein schien; so daß uns, wenn wir in diese Betrachtungen aufmerksam eingehen, selbst seine dichterischen Hervorbringungen wie Werke erscheinen, die aus Naturforschung hervorgegangen sind. Ja man wird selbst das, was man ihm, sowohl in der Poesie, als besonders in der Kunsttheorie zur Last legt, in dieser Richtung begründet, wenn nicht entschuldigt finden. Auf der andern Seite wird man

*) Die Zitate beziehen sich auf die Duodez-Ausgabe.

an diesem Beispiele bestätigt finden, was von den bessern Geistern unserer Zeit längst nicht mehr verkannt wird, daß ächte, treue Naturforschung, wenn sie fördern und befreien soll, eine poetische Anschauungsweise nicht nur nicht ausschließt, sondern ganz eigentlich fordert. Wie Goethe ohne Naturforschung nicht so vollkommen Dichter, so wäre er ohne Poesie nicht so vollkommen Naturforscher geworden. Ein Anderes ist's: in der Wissenschaft dichten, — und auf der Höhe stehen, wo Kunst und Wissen Eins werden. — Dieses Alles nun wünschte der folgende Aufsatz zu bestätigen; vorzüglich aber soll das Ganze, die leitende und belebende Idee von Goethe's Naturstudien, die man bisher zu wenig auffaßte, hervorgehoben werden; denn so wird meine Arbeit weniger atomistisch, durch Kleinlichkeiten verwirrend, — vielmehr ganz, einig, bedeutend und belebend werden, — und so vielleicht ihren Zweck erreichen: die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu erregen, und Angelegenheiten, die unser höchstes Interesse so nahe berühren, vor das Forum unbefangen prüfender Vernunft zu bringen.

Um aber für das, was ich hierüber zu sagen gedenke, im Leser zum Voraus die gehörige Stimmung zu bereiten, sind vor Allem zwei Punkte festzusetzen. Erstens muß bedacht werden, daß in keinem Bereich menschlichen Wissens der abgeschlossene Geist der Gebilde so durchaus waltet, als in den unpopulären Bezirken der Naturforschung; vorzugsweise in jenen, deren Thron die Mathematik usurpirt hat. Wer würde sich hier so leicht entschließen, die mühsam aufgespeicherten Schätze der Gelehrsamkeit, die geheiligten

Theorien anerkannter Erfinder, die ſüße Vaterluſt an ſelbſterzeugten Hypotheſen, den Nimbus in ſich vollendeter Syſtematik, — der leichtern, freien, heitern Anſicht eines unbefangenen Beobachters, und gar eines Dichters — aufopfernd hinzugeben? Da mag eher die Wahrheit noch lange kommenden Geſchlechtern ein Räthſel bleiben, ehe wir das Siegel von unſerem Diplome wankend machen laſſen! — Es ſei genug, dieſe Stelle berührt zu haben, und uns Aerzten, im Gegenſatze zu den Mathematikern, den ſchönen Ruhm zu vindiciren, daß wir, mit dem Wohle der Menſchen beſchäftigt, die Erſten ſind, die mit aufmerkſamen Danke die Wahrnehmungen eines reinen und ſcharfen Beobachters aufzunehmen und zu nützen uns nicht ſchämen. Loder war es, der zuerſt in ſeinem anatomiſchen Handbuche (1788) des Zwiſchenknochens gedachte. Sömmering that 1791 das Gleiche. Oken wie Steffens haben ſich theilweiſe mit ſichtlicher Liebe aus Goethe's Minen bereichert; Carus (Gynäkologie, Urwirbel u. ſ. w.) hat aus ihnen Manches zu Tage gefördert, und namentlich das Schema der Filiation im Knochenſyſteme bis zum Erſtaunlichen ausgebildet; Schmidt, Dr. J. H. (zwölf Bücher über Morphologie u. ſ. w., Berlin; Enslin, 1831) ſolche Ideen zur komparativen Pathologie zu verwenden geſucht; Dr Engelmann (de Antholysi prodromus etc. Francof. ad M. Broenner 1832) ſie im botaniſchen Fache weiter ausgebildet; Purkinje übereinſtimmende Erfahrungen über das Sehen (1819) veröffentlicht; anderer einzelner Erwähnungen, oder eigentlicher Schüler, als Ernſt Meyer's u. ſ. f. nicht zu gedenken. Den Aerzten zum Ge-

gensatze hat Pfaff (über Newton's u. s. w. Leipzig 1813) die verrosteten Waffen der alten Lichttheorie gegen Goethe zugeschärft, und wir wissen Niemand zu nennen, der ihm hierin widersprochen hätte, als etwa im Stillen Maler, Färber und andere praktische Menschen. Die Professoren in ihren Lehrbüchern gingen den sanctionirten Weg, und blickten höchstens vornehm seitwärts auf den armen Dichter, der sich in ihren aufgestellten Netzen gefangen hatte. Jenen wackern ärztlichen Kollegen nun mich anzureiben, ist mir Ehre und Zweck bei diesen Zeilen; daß sie übrigens nicht für die Gilde, sondern für alle Gebildeten, Freien geschrieben sind, die in diesen Dingen Licht haben wollen, und gesunde Augen mitbringen, brauche ich, nach dem Gesagten, kaum hinzuzufügen.

Ich komme nun zu dem zweiten festzustellenden Punkte. Wer nämlich wähnt, daß Goethe's Bestrebungen in unserem Fache von der Lust herrührten, universal zu scheinen und überall glänzen zu wollen, der irrt gröblich und verdunkelt sich zum Voraus die ganze Untersuchung. Zu zeigen, auf welchem Wege der Dichter in dieses Gebiet mit Nothwendigkeit geführt ward, sei vorerst hier unsere Aufgabe. Wir können sie nur lösen, indem wir uns auf die Geschichte seines Lebens und Denkens einlassen, und, was sich ihm von naturwissenschaftlichen Ideen ergab, genetisch entwickeln. Denn bei diesem Manne war Alles ganz und folgerecht, und wir müssen es auch zu sein versuchen, sobald wir ihn begreifen wollen. Daß ein glücklich organisirtes, zeitlich aufgeschlossenes, heiteres Gemüth, das in der Breite der Welt poetische Nahrung sucht, ein hel-

ler, rüſtiger Verſtand, der ſich zu orientiren wünſcht, frühzeitig auf das ſchöne, klare Wort des Lebens hingewieſen werden, das die Natur in ihren Werken rings um uns lebendig ausſpricht, wird uns nicht befremden. Der erſte Keim alſo zu ſpätern Entfaltungen iſt in Goethe's Naturell zu ſuchen, und in ſo manchen Aeußerungen aus ſeinem erſten geiſtigen Erwachen (aus meinem Leb. 1 u. 2) zu finden. Umſtände, als: der Umgang mit Medizinern, der ſogar zum Beſuch anatomiſcher und chemiſcher Kollegien veranlaßte (aus meinem L. 2. Theil, S. 233), Ausflüge in bedeutende Gebirgsgegenden, wo Steinkohlengruben, Eiſen- und Alaunwerke die Betrachtung auf ſich zogen (ebendaſ. S. 323), die frühe Bekanntſchaft mit Spinoza (ebendaſ. III., S. 290), die perſönliche mit einem würdigen kliniſchen Lehrer (ebendaſ. S. 9), mit dem unvergleichlichen Zimmermann (ebendaſ. S. 337) haben das Ihre zur Pflege jener Keime beigetragen, wie denn ein Blick auf die Medizin, „die den ganzen Menſchen beſchäftigt, weil ſie ſich mit dem ganzen Menſchen beſchäftigt" (25. Bd., 232), die Lektüre der Aphorismen Boerhave's (ebendaſ. S. 204) in einem ſo hellen Geiſte auch hierin fruchtbare Gedanken reifen mußte, wie die über die Kontagien (Bd. 45) oder über das Schickſal neuer Heilmethoden (ebend. S. 366, Vaccination) u. dgl. a. m. O. — ſo wie Herder's große, auf das Letzte, Höchſte bindeutende, unendliche Bahnen vorzeichnende, in den „Ideen" und in „Gott" ausgeſprochene Anſichten, gleichſam im Voraus etwas von den Früchten zu koſten gaben, welche jenen Keimen einſt entwachſen würden. Allein alle dieſe Bedingungen, wenn

gleich nicht in demſelben Maße, traten bei ſo manchem Andern auch zuſammen. Wir haben alſo den Grund beſonderer Naturſtudien noch anderswo zu ſuchen, und finden ihn in den Studien zur Kunſt. Dieß iſt die Pforte, durch welche Goethe in den Iſistempel trat. Auch in dieſem Sinne waren die „Propyläen" Vorhallen. Die italieniſche Reiſe war es, welche die friſche, poetiſche Luſt an Kunſtwerken, durch Anſchauung und Nachdenken zum Begriffe reifte, und von dieſem Begriffe war der Uebergang zum Naturſtudium nothwendig. Von da iſt alſo eigentlich die Aera des letztern zu datiren. Das künſtleriſche Kolorit war es, was zuerſt die Betrachtung auf ſich zog, und zu einer ſichern Begründung gebracht werden ſollte. Woher aber war eine ſolche zu erwarten, wenn nicht von einer naturgemäßen, praktiſchen Theorie der Farbe? Das Bedürfniß war von Malern nie verhehlt, Newton's optiſche Theoreme waren zu nichts zu brauchen, — ein muthwilliges Paradoxon, ein Verſuch einer Künſtlerin, ohne Blau zu malen, führten auf die genauere Betrachtung der atmoſphäriſchen Farben, welche die erſte Ausſicht in eine heitere Phyſik gewährte.

Ich führe dieſe hiſtoriſchen Anfänge ausführlicher an, weil bei der Prüfung wiſſenſchaftlicher Leiſtungen, zumal deſſen, was einer Hypotheſe gleich ſieht, gar viel darauf ankommt, wie der Urheber dazu gelangt ſei; hier aber zeigt es ſich, daß der Weg ſachgemäß, nothwendig und unbefangen war. Denn bald nach der Rückkehr aus Italien ward Newton's ſogenannter Fundamental-Verſuch, der, einſeitig und abſichtlich, wie er iſt, für eine allſeitige Theorie gel-

ten soll, geprüft, und es ergab sich, daß die daraus gefolgerte Hypothese unhaltbar sei (1799). Die um Rath gefragten Physiker schüttelten die Köpfe, wiederholten das alte Evangelium, Lichtenberg verfaßte grämlich seine Theilnahme, und das erste Stück optischer Beiträge (1791) ward mit schlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geschoben (Bd. 31, S. 17). So geschah es, daß ein Bestreben, welches die Freunde des Dichters barock fanden, weil sie dessen Wurzel nicht berücksichtigten, und welches die vom Fache zu ignoriren suchten, weil sie ihr verwöhntes Auge von dem foramen exignum auf den unendlichen Aether wenden sollten, — in sich zurückgedrängt ward; und daß der mildeste, billigste, der Satyre abgeneigteste aller Deutschen zu Ausdrücken sich getrieben sah, wie die folgenden: „Da ich damals in dem Wahn stand, denen, die sich mit Naturwissenschaften abgaben, sei es um die Phänomene zu thun" u. s. w. (Bd. 54, S. 305). — Dieser bittern Erfahrungen ungeachtet, ward im Stillen fortgearbeitet, und unter der liebevollen Mithilfe Meyer's und Schiller's, bei der edlen Theilnahme einer hochgebildeten Fürstin, das Gebäude nach und nach zu jener Festigkeit und Schönheit gebracht, in der es nun mit der Aufschrift Farbenlehre vor uns steht. Die Methode, wie in dem polemischen Theile der alte Schutt aufgeräumt, und im Didaktischen der Grund bezeichnet, und die Steine geprüft, behauen und geschichtet werden, würde allein schon, ein ewiges Muster wissenschaftlichen Verfahrens, den Dank der Unsterblichkeit verdienen. In dieser Gestalt nun wirkte die reine Theorie mehr: hatte aber noch des Kampfes genug

zu bestehen. Theils suchte man durch mißwollendes Verschweigen Goethe's frühere Bemühungen auszulöschen, was um so thunlicher schien, als er selbst deßhalb seit Jahren nichts direkt zur Sprache brachte; theils machte man von seinen Ansichten, die er seit eben so langer Zeit im Leben und Gespräch gern mittheilte, in größern und kleinern Schriften eine Art von Halbgebrauch, ohne sein dabei zu gedenken (Bd. 54, S. 318). Indeß machte Runge übereinstimmende Erfahrungen und Ansichten bekannt, Dr. Schopenhauer trat den Hauptpunkten bei, Steffens ging in freiere Ansichten von der Farbe ein, Künstler, Techniker und unbefangene Menschen fühlten das Unfruchtbare der alten, das Lebendige der neuen Doktrin, — und vielleicht ist Pfaff der letzte in Deutschland, der sich der reinen Lehre, die uns das Blau des Himmels ertheilt, widersetzt hat! — Dieß in wenigen Zügen die Geschichte der Goethe'schen Farbenlehre. Nun wird der Laie fragen, was denn das für eine absonderliche Theorie sei, die so schwer in die theoretischesten Köpfe hineinwolle. Diese Frage complett zu beantworten, müßte man Goethe's Werk abschreiben; liefert doch dieses selbst nur gedrängteste Stoffe, auszufüllende Umrisse! Dabei würde die zu verfolgende Konsequenz in's Gränzenlose führen. Der Kern ist in Folgendem enthalten:

Die ganze Farbenlehre beruht auf dem reinen Begriff vom Trüben, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorsichtige Entwickelung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufgeklärt finden (Bd. 32). Denn die Farbe ist nichts anderes als der Bezug der Natur auf den Sinn des Auges (Bd. 52).

wenn wir nämlich bloß das einen reinen Bezug nennen, wobei das Organ in ſeiner Integrität verbleibt. Dieſer Bezug aber wird nur durch das Trübe zur Erſcheinung gebracht. Das höchſt energiſche Licht, wie das der Sonne, iſt blendend und farblos; das völlig Finſtere iſt unſichtbar; beides alſo hebt jenen Bezug auf, indem es das Organ gleichſam vernichtet; jenes durch übermäßige Entbindung, dieſes durch übermäßige Beſchränkung des innern Lichtes — ein Verhältniß, welches bereits der göttliche Platon ausgeſprochen. Der leer gedachte Raum iſt durchſichtig; der Raum, mit einem Mittel erfüllt, das unſer Auge nicht gewahr wird, iſt durchſcheinend, und gibt den Begriff des Trüben. Die vollendete Trübe iſt das Weiße, die gleichgiltigſte, hellſte, erſte undurchſichtige Raumerfüllung. Das Licht, durch ein auch nur wenig trübes Mittel geſehen, erſcheint uns gelb. Nimmt die Trübe des Mittels zu, ſo erſcheint das Licht nach und nach gelbroth, und ſteigert ſich bis zum Rubinrothen. Die Finſterniß, durch ein trübes, von einem darauf fallenden Lichte erleuchtetes Mittel geſehen, erſcheint uns blau; heller, wenn das Mittel trüber, dunkler, wenn dieſes durchſichtiger wird; beim mindeſten Grad der Trübe als das ſchönſte Violett. Darum ſehen wir den Himmel blau, denn es iſt der unendliche, finſtere Raum, durch atmoſphäriſche, vom Taglicht beleuchtete Dünſte geſehen; darum erſcheint die Sonne, das blendende Licht, durch Dünſte gelb, Morgens und Abends durch Gewölke als Morgen- und Abendröthe. Ein ſchönes Sinnbild dieſer Lehre iſt die reine Flamme. Auf dem dunkeln Grunde eines Tempels ſehen wir ihren untern Theil blau, als

Dunst den mittlern gelb, den höchsten roth als selbstleuchtenden Körper. Die Farbe also ist ein verdunkeltes Licht oder ein beleuchtetes Dunkel. *Σκιερον* sagten die hellsehenden Griechen; lumen opacatum bei Ath. Kircher. Diese Grunderfahrung durch trübe Mittel nennen wir ein Urphänomen. Solche Erscheinungen sind Symbole aller übrigen, und über sie hinaus gibt es nichts mehr. Mit Worten ist ihnen nicht beizukommen, in ihrem Gewahrwerden besteht aber die Naturwissenschaft, welche als vollendet zu betrachten wäre, sobald wir alle Erscheinungen auf solche Urphänomene reduzirt hätten. Ein solches ist der Magnet. Wir hören dieses Wort, und eine Welt von Thätigkeiten ist erklärt. So erhellt die Anschauung des Trüben den Raum, der uns umgibt. Es fällt mir schwer, hier die Andeutung zu unterdrücken, welche Symbolik des ganzen Natur- und Menschenlebens dem Blicke des Denkers bei diesem einfachen Phänomene sich in's Unendliche aufthut; die ewige Formel des Daseins, das Gesetz der Polarität, das Höchste, was er denken kann, was Platon's erhabene Vernunft als *συγχρισις* und *διακρισις* aufgefaßt hat, — kommt zum Vorschein, und der mittlere Zustand des Menschen zwischen Licht und Nacht wird klar, des Menschen, dessen „Leben nur ein farbiger Abglanz" ist. Doch, um nicht abstrus zu werden, verfolge ich meine Darstellung. Zunächst also am Licht entsteht Gelb, zunächst am Dunkel Blau; beides, zum Gleichgewicht gemischt, gibt Grün. Die beiden ersten Farben, verdichtet, werden röthlich, bis zu einem Grade, daß man das primitive Gelb und Blau nicht mehr erkennen kann; doch läßt sich das höchste Roth phy-

ſich hervorbringen, wenn man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereint. Man kann auch zu dem fertigen Blau und Gelb fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Miſchung hervorbringen, was vorwärts durch Intenſiren bewirkt ward. Das ſind die Elemente der Chromatik. Das Große und Wichtige aber iſt, daß Goethe dieſe Erſcheinungen allſeitig, nicht bloß ſubjektiv auffaßt. Er betrachtet demgemäß die Farben phyſiologiſch, phyſiſch und chemiſch. Die erſten ſind ganz ſubjektiv, die zweiten gemiſcht, die dritten objektiv; die erſten, die man bisher als pathologiſche Phänomene anſah, beruhen auf den vitalen Funktionen der Retina, in welchen ſich nur die ewige Lebensformel — Syſtole und Diaſtole — wiederholt; ſie ſind in der Erſcheinung flüchtig; die wirklich pathologiſchen ſchließen ſich an ſie, und Goethe bezeichnet und überläßt hier dem Ophthalmologen ein ſchönes Feld; die zweiten entſtehen durch Mittel, ſind vorübergehend, und zerfallen in verſchiedene Rubriken, welche von der Subjektivität der erſten zur Objektivität der dritten die Stufen bilden; die dritten haften an Stoffen, und ſind permanent. Bei den erſten lernen wir die fruchtbare Entdeckung der geforderten Farben kennen, d. h. der Farben, die ſich gegenſeitig im Auge bedingen und hervorrufen; als: Gelb und Violett, Orange und Blau, Grün und Purpur. Hierin iſt endlich ein Grundgeſetz für Farbenharmonie gegeben, welches der bisher zum Typus aufgeſtellte Regenbogen, dem die Hauptfarbe, das reine Roth, fehlt, durchaus nicht leiſtete. Und ſo wirkt die Theorie der Naturerſcheinung von ihrem Gipfel wieder auf die künſtleriſche Praxis zurück, von wo der

Weg zu ihr urſprünglich ausgegangen war. Wem nun bei unbefangenen Sinnen räthſelhaft erſchiene, wie ſo klare Wahrnehmungen irgend geläugnet oder auf verwickelte Prinzipien reduzirt werden könnten, der erfahre, daß die bisherige Theorie behauptet: in dem weißen Lichte ſeien überall, zumal im Sonnenlichte, mehrere verſchiedenfarbige Lichter wirklich enthalten, deren Zuſammenſetzung das weiße Licht erzeuge. Damit nun dieſe zum Vorſchein kommen ſollen, ſetzt Newton dem weißen Lichte gar mancherlei Bedingungen entgegen, vorzüglich brechende Mittel, die es von ſeiner Bahn ablenken; aber dieſe nicht in einfacher Vorrichtung; er gibt ihnen allerlei Form, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannigfache Art ein, beſchränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, und, nachdem er es auf hundertlei Art in die Enge gebracht, behauptet er, alle dieſe Bedingungen hätten keinen andern Einfluß, als die Eigenſchaften des Lichts rege zu machen, daß es ſein Inneres offenbare. Goethe beweiſt dagegen, daß es keineswegs die Brechung allein ſei, was die Farbenerſcheinung verurſacht; vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich; daß nämlich die Brechung auf ein Bild wirke, und ein ſolches von der Stelle rücke; ein Bild entſteht nur durch Gränzen, und dieſe überſieht Newton. Das Ganze iſt eine Randerſcheinung, und keines Bildes Mitte wird farbig, als inſofern die farbigen Ränder ſich decken (Erklär. zu den Kupfertaf.). Hier hat man ein Spezimen von willkürlicher Experimentation und eines von reiner Auffaſſung der Phänomene. Zum Ueberfluſſe werden die Künſtler aufgefordert, den Vorrath ihrer Palette zuſam-

menzumiſchen — ob ein weißes Licht herauskommen werde? — So viel von den Elementen des Ganzen. Wenn wir aber erſt, dieſen Faden in der Hand, die mäandriſchen Labyrinthe der ganzen Phyſik, Optik, Chemie, Naturgeſchichte, Technologie und Kunſt-Technik, bis hinauf zur Phiſiologie, Philoſophie und in die Bezirke ethiſcher, ja religiöſer Anſchauungen verfolgen, — wenn wir den Gegenſatz von Säure und Alkali in dem der Farbe wieder ausgeſprochen die Geſtalt der Mineralien mit ihrer Miſchung, und dieſe mit ihrer Farbe im Zuſammenhange finden, wenn wir das Kolorit organiſcher Körper als Reſultat einer innern Kochung (πεψις), und die Metamorphoſe der Pflanzen damit in Verbindung betrachten lernen, wenn uns die Pracht des Pfauenauges, des Schmetterlingflügels, des Gefieders überhaupt über animaliſche Lebensverhältniſſe aufklärt, — wenn uns der Spezifikationsgrad der Farbe zum Merkmal der Stufe dient, auf der ſich lebende Geſchöpfe befinden, — wenn das Verſchwinden der Elementarfarben uns andeutet, daß wir im Reiche der Menſchheit uns befinden, und von da aus erſt eine höhere Bedeutung der Farbe angeht, — dann erſt erſcheint uns die Farbenlehre im ganzen Umfang ihres Werthes; und es wird uns klar, daß jeder Theil der Naturwiſſenſchaft ſo wichtig und nothwendig als jeder andere iſt. Ich bin vielleicht ſchon zu breit über dieſen Gegenſtand geworden; allein da er den Typus für die in allen andern Naturforſchungen Goethe's waltende Methode angibt, und zugleich der angefochtenſte iſt, habe ich ihn etwas prolixer erörtert; ich habe dabei ſo viel als möglich Goethe's eigene Worte hervorgeſucht,

weil man bei Darstellung der Ansichten Anderer nicht zu gewissenhaft sein kann, besonders wo man sich auf polemischem Boden befindet. Wer übrigens den historischen Theil und den didaktischen der Farbenlehre zusammenfassend prüft, bestätigt sich wieder in der Ueberzeugung, daß die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selbst ist. Während des historischen Studiums der Physik, „dieser höchsten Wissenschaft", schrieb Goethe: „Eine Wissenschaft ist, wie jede menschliche Anstalt, eine ungeheure Kontignation von Freiwilligem und Nothwendigem, von Gesundem und Krankhaftem; Alles, was wir täglich gewahren, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die auf ihre patho- und physiologischen Prinzipien zurückzuführen sind" (Bd. 32). Ich habe eine solche Reduktion im Vorhergehenden, so bündig als es möglich schien, versucht. — Fahren wir nun in unserer genetischen Entwickelung fort.

Außer dem Kolorit, und in einer noch höhern, geistigern Bedeutung, zog die Gestalt, vor Allem die menschliche, die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes an sich. Die Vollendung dieses höchsten Gebildes, wie sie uns in den plastischen Idealwerken der Alten entzückt, hatte bereits dem scharfen Blick Camper's den Gesichtswinkel geoffenbart, und die Ahnung eines Vorbildes gegeben, dem die Natur, durch tausend Verhältnisse gedrängt, nur in den glücklichsten Augenblicken sich zu nähern im Stande ist. Es mußte aber dem Geiste des Menschen, der ein Ebenbild des Ewigen ist, durch solche Winke geleitet, möglich sein, der Absicht der Natur auf die Spur zu kommen, und sie gleich-

sam bei ihrem Schaffen zu ertappen. Diese tiefste, innere Verwandtschaft zwischen Kunst und Natur war schon den Alten, wie sie selbe durch ihre Werke bethätigten, kein Geheimniß geblieben. „Der geistige Bestandtheil des Samens" — sagt Erasistrat bei Galen (de nat. fac. II.) — „bringt die Entwicklung der Gestalt und des Baues des kindlichen Körpers auf eben die Art hervor, wie Phidias aus einem Marmorblocke eine Bildsäule." — Also auch umgekehrt! Allein wie nun dieser Prozedur, wie ihrem Gesetze auf die Spur kommen? Es fällt in die Augen, daß die Gestalt, wie sie der Plastiker vor uns hinstellt, ihren Charakter durch das zu Grunde liegende Knochengerüste erhält; wie der Kern, so die Schale; nichts wird Außen erscheinen, das nicht Innen vorgebildet ist. War es doch dieser Wechselbezug von Innen und Außen, der erst Lavatern auf seine Physiognomik, später den scharfsichtigen Gall auf seine Schädellehre führte! weßhalb auch Goethe bei Gelegenheit des Kotzebue'schen Scherzes „der Schädelkenner" aussprach: es möchte weder dieser wunderlichen Lehre, noch jener an einem Fundamente fehlen (Bd. 31, S. 148). Der Forscher sieht sich also hier an die Osteologie gewiesen. Er studirt sie im Komplex mit der Syndesmologie, die eigentlich jene erst belebt, „durch eine besondere Verrücktheit der medizinischen Jugend jedoch vernachlässigt wird;" sieht aber bald, daß durch die schulmäßige Kenntniß des einzelnen, todten Skeletts kein Schritt vorwärts zu thun sei. Da eröffnen sich ihm zwei Wege: die Betrachtung desselben organischen Ganzen durch alle Thierklassen — vergleichende Anatomie, und Be-

trachtung desselben Organismus in demselben Individuum, wie er sich zu verschiedenen Zeiten, auf verschiedenen Stufen der Entwickelung befindet, — Morphologie im engern Sinne — ein Wort, und ein Begriff, welche Goethe in die Wissenschaft eingeführt hat. Wenn wir das Skelett in diesem Sinne beschauen, so scheint es durch die Klassen der Lebendigen und durch die Stufen des Lebens sich gleichsam zu bewegen, und wird selbst bewegt. (Hier schalte ich den Vorschlag Goethe's ein, durch plastische Anatomie die fortbildende Natur darzustellen, und zugleich den Schreckensscenen der „Resurrektionisten" vorzubeugen und Einhalt zu thun; Bd. 23 und 44) Die Wahrnehmung, welche Goethe 1786 machte: daß dem Menschen ein Zwischenknochen (os intermacillare) zukomme, so wie die zu Venedig 1790 aus dem Schädel eines Schafes herausgelesene Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen, — werden nun nicht mehr vereinzelt und unwichtig erscheinen; man wird einsehen, daß sie so gut als die Eintheilung des Os petrosum in bulla und os petrosum propr. sic. dict. (Bd. 55, S. 303), des Os sphenoideum in anterius und posterius (ibid.), und die Vergleichung von Ulna und Radius, Tibia und Fibula (ebend.) Glieder eines Ganzen sind. Zu gleicher Zeit, als Goethe mit diesen Anschauungen beschäftigt war, trat ihm, in Sicilien 1788, bei Betrachtung einer herrlichen Vegetation das ideale, aus dem Gemeinschaftlichen der einzelnen Pflanzen abstrahirte Bild einer Urpflanze vor den innern Sinn, während er, nach dem oben erwähnten Doppelschema, zugleich die Umbildung der einzelnen Pflanze, vom Keim bis zur Blüte, zu be-

obachten, und ſo dem Geheimniß der Organiſation auf die Spur zu kommen ſuchte. Wie ſich nun ſo die Botanik, zu der ein fröhliches Jagdleben den erſten Impuls gab, den das peinliche Gefühl der Unzulänglichkeit der herkömmlichen Nomenklatur verſtärkte, den übrigen Naturanſchauungen anſchloß, ward dem Geiſte das Geſetz offenbar, welches, wie Goethe's rother Faden, alle Reiche der Natur durchwaltet; und indem der edle Herder gleichzeitig nach ſeiner Weiſe von Innen heraus dieſelbe große Pulsader des Weltalls entdeckte, ſo, daß man nicht ſagen kann, wem man hierin die Priorität zugeſtehen ſollte (man ſehe Herder's Ideen I. Bd., Gott. 5. Geſp.), ward die Idee der Naturwiſſenſchaft zur Welt geboren. Es iſt die Lehre von der Metamorphoſe; und ich wiederhole: ehe dieſe Idee ausgeſprochen war, hat es keine Naturwiſſenſchaft gegeben.

Ich muß hier ſuchen, zu Athem zu kommen, damit mich das Ungeheure nicht überwältige, und ich zugleich das Fruchtbare wie das Gefährliche eines ſo großen Gedankens zeigen könne. Plutarch erzählt im Leben des Theſeus, das Schiff, auf welchem dieſer nach Kreta geſchifft ſei von den Athenern bis auf die Zeit des Demetrius Phalereus zum Andenken erhalten worden, indem man das veraltete Holz wegnahm, und dafür neues, feſtes einzog. Er ſetzt hinzu, das habe nachher den Philoſophen Stoff zu Kontroverſen über die Veränderung der Dinge gegeben, und Einige hätten behauptet, es wäre das alte, Andere, es wäre ein neues Schiff. Hier iſt der Begriff der Metamorphoſe des Individuums. Der Strom ewiger Umwandlungen würde es verflüchtigen, wie einſt in der alten joni-

schen Schule, wenn nicht das Beharrlichkeitsvermögen, das zentripetale Prinzip sein Bestehen sicherte. (Conatus, quo unaquaeque res in suo esse perseverare conatur, nihil est praeter ipsius rei actualem essentiam. Spinoza. Eth. P. III. prop. 7.) Dieß Ineinanderwirken liefert die Erscheinung, die wir Leben nennen; sein Gesetz heißt: Polarität mit Steigerung; Polarität, in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, Steigerung in immerwährendem Aufwärtsstreben, sich offenbarend; jene mehr der materiellen, diese der geistigen Seite der Naturen angehörig. Das ist die Natur und die Geschichte, — das ist das Wort des Geheimnisses, in dem wir leben und weben. — Wenden wir uns nun zu einem andern Bilde. Wenn wir die Weltgeschichte betrachten, so sehen wir den Genius der Menschheit auf eine ideale Einheit hinwirken, worin die Kontraste der Wirklichkeit sich lösen sollen; ein aufmerksamer Blick aber auf den Globus überzeugt uns, daß diese Einheit nie völlig zur Erscheinung kommen werde, so lange die Erde — Erde ist, d. h. so lange Kontinent und Inseln, Klimate, Ströme und Gebirge auf ihr sind, welche verschiedenartige Bedürfnisse begründen. Alles Individuelle in dem Reiche der Natur würde sich in das universelle Schema des Organismus auflösen, wenn nicht der Spezifikationstrieb es zusammenhielte. Und hierin liegt auch die Gefahr, bei Verfolgung dieser Idee in der Wissenschaft sich in's Allgemeine, in's Unbestimmte, Leere zu verlieren; zugleich mit dem in die andere Schale zu legenden Gegengewichte. „Das Detail verachten", sagt ein tiefer Autor, „heißt Natur verachten. Wo ist mehr Detail

bei mehr Einheit, als in ihr?" — Diesen beiden Formen der Metamorphose liegt eine Urform zum Grunde, die sich durch alle Reiche der Natur verfolgen läßt. Herder nennt sie das Hauptplasma der Organisation. Bei den Pflanzen läßt sich leicht bemerken, wie Stipula und Blatt ein und dasselbe Organ auf verschiedener Entwickelungsstufe darstellen; das Bryophyllum calycinum feiert den Triumph der Metamorphose; die Verwandlung eines Gliedes, das immer dasselbe bleibt, in eine andere Gestalt, ist am Insekte (z. B. Monoculus apus) deutlich zu sehen; in der vergleichenden Anatomie ist schon dem Auge deutlich, wie die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen, erst einfach, einzeln erkennbar, nach und nach schwerer zu beobachten, bis allmählig die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Der allgemeine Typus muß auch da noch anerkannt werden, wenn er sich, auf der höchsten Stufe der Menschheit, in's Verborgene bescheiden zurückzieht (Bd. 31).

Um das Vorhergehende recht zu begreifen, dürfen wir nie vergessen, daß wir die Natur nicht als todt zu denken haben. Ohne Hylozoismus keine lebendige Naturwissenschaft. Jedes organische Individuum besteht aus mehreren Wesen, die selbstständig leben, sich stets bedingen, umbilden, bewegen, trennen und suchen, herrschen und dienen, und eine unendliche Reproduktion begründen. Wir sehen das an der Fortpflanzung der Vegetabilien durch Absenker und Augen, wie durch den Samen, wo sie eine Entwicklung vieler gleicher Individuen aus dem Schooß der Mutterpflanze darstellt; an den Infusorien, die bei Mangel an Feuchtig-

keit vertrocknen, platzen, und eine Menge Körner ausschütten, in die sie, bei naturgemäßem Gange, auch im Feuchten sich zerlegt, und so fortgepflanzt hätten; an Polypen und Lumbricis, die in neue Organismen zerschnitten werden können (Beitr. zur Naturw. und Morph. Tübing. 1817). Der sich zunächst an die Erkenntniß der entelechischen Monade anschließende Begriff ist der von den Gränzen, in welche ihre Thätigkeit eingeschlossen ist, wo Gestalten und Zwecke der einzelnen Geschöpfe sich bedingen, und selbst im Unvollkommenen, in der gestörten Bildung das Walten und die Gesetze einer heiligen Ordnung erscheinen. Denn jeder Organismus ist, wie es schon in den hippokratischen Schriften (περι τοπ. τ. χ. ανθρ.) gesagt ward, ein lebendiger Kreis; ein Organ bedingt das andere und wird von ihm bedingt; die Gestalt des Lebendigen begründet dessen Lebensweise, und die Lebensweise wirkt auf die Gestalt zurück. Das Thier ist Zweck sein selbst, und auf die Grenzen angewiesen, innerhalb derer allein diesem Zwecke genügt werden kann. Durchbricht der animalische Bildungstrieb nach irgend einer Seite die Schranken, so läßt er eine Lücke auf der entgegengesetzten Seite zurück. So entstehen die seltsamen, die abnormen Bildungen (s. das Gedicht: Metamorphos. der Thiere, Bd. 3). Es waren eben die „Kompensationen in einem Ganzen gestörter, organischer Kräfte," aus denen Herder die Idee einer ewigen Nothwendigkeit, Güte und Weisheit deutend erbaute. — Von hier war der Uebergang in pathologische Anatomie natürlich, unausweichlich. Die dahin gehörigen Beobachtungen sind in Goethe's Tagebüchern und Reise-

ſkizzen zerſtreut (Bd. 43, S. 116; Bd. 31, S. 80), und gingen, beſprochen, vermehrt, wiederholt, in's Leben über (Specimen anatomico-pathol. de lab. leporin. auctore Constant. Nicati 1822. — Nova acta physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. — Bonn. Weber 1829. Vol. XIV., die der treffliche Nees von Eſenbeck tedigirte; wo Weber eine merkwürdige Uebereinſtimmung von Mißbildungen im Hirn, Schädel und Becken eines Mannes beſchreibt. Im 15. Band dieſer Zeitſchrift findet man auch die Abbildungen zur Anatomie des oss. intermax., und Goethe's Beobachtungen über die unglaubliche Prolifizität des Antherieum Sternbergianum Schult., die das ganze Leben einer Pflanze vor unſern Augen vorgehen läßt, und über Konfervenbildung aus todten Fliegenleibern). Wie nun die aus pathologiſchen Prozeſſen entwickelte Einſicht in organiſche Verhältniſſe auf die Pathologie ſelbſt zurückwirken mußte, da inſonderheit der Chirurg mit Geiſtesaugen, oft nicht einmal von Taſtſinn unterſtützt, die innen verletzte Stelle zu finden weiß, und ſich daher eine Art von durchdringender Allwiſſenheit erwerben muß (Bd. 55), wohin er nur durch Erhebung zum plaſtiſchen Begriffe gelangt, — ſo wirkte die ganze Reihe organiſcher Naturbetrachtungen wieder auf die Betrachtung der Kunſt zurück, aus der ſie urſprünglich entſtanden war. Was Goethe bei Gelegenheit der Landſchaftsmalerei von der Metamorphoſe der Pflanzen einſchiebt, kann beſtätigen, was ich im Anfange andeutete, daß der Naturforſcher in ihm alles Uebrige überwog. Der Einfluß lebendiger Anatomie auf Malerei und Skulptur iſt deutlich; von der

Physiognomik war es bereits empfunden, was sie bedeute; David nahm bei seinen Arbeiten Antike, Gall und Lavatern zu Hilfe; ja, die Alten müssen hierüber sattsam vorgearbeitet haben, wenn Jamblichus erzählen darf, daß die Pythagoräer keinen initiirten, bevor dessen Schädel und Physiognomie genau untersucht war. Uebrigens begreift man aus reinen, physiographischen Ansichten gar wohl, was durch angeborne, zumal Knochengestalt, charakterisirt werde, und gibt Goethen Recht, wenn er sagt, daß die Physiognomik, von der man mehr durch Ahnung als durch Begriff Rechenschaft geben könne, bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Kredit kam, daß man sie zur Wissenschaft machen wollte (Bd. 32). Diese höchste und tiefste Einheit von Kunst und Natur hat schon Winkelmann gefühlt, als er für seine alten Tage sich Naturstudien vornahm. Camper, Blumenbach (Spec. hist. nat. antiqu. art. operib. illust. Goett. 1808), Geoffroy St. Hilaire, d'Alton, Carus ergriffen diesen Sinn. — Hier nun bin ich wieder auf meiner Heerstraße, und habe von Goethe's naturwissenschaftlichen Ansichten, wie sie aus Kunstforschungen entsprangen, weiter zu berichten.

Die Schweizerreise 1779, so wie später die italienische, gaben Anlaß genug, zu fühlen, daß die Geognosie, zu der schon der Ilmenauer Flötzbergbau Lust und Fleiß erregt hatte, ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium sei; der Zug der Gebirge, der davon abhängige der Gewässer, der um jene Gipfel schwärmende der Gewölke, wurden beobachtet, und so der Uebergang zur Meteorologie gebahnt. Und wenn einerseits die riesigen, vor den

Augen der Sterblichen in der Form von Gebirgen hingestellten Probleme den poetischen Geist auf die ruhige, stumme Großheit der Geologie, dieser uralten steinernen Sybyne der Wissenschaften hinwiesen, so konnte es dem Kunstfreunde nicht entgehen, daß dem Maler zur landschaftlichen Darstellung, und noch mehr dem Plastiker zur Kenntniß der Stoffe, in denen er arbeitet (vergl. Benvenut. Cell. II., S. 319, 330) die Oryktognosie von größtem Nutzen sei. Daß wir hier dem Gebiet der Chemie, welches uns übrigens schon seit der Untersuchung der Farben nicht mehr fremd ist, nicht ausweichen können, ist klar; und wie wollte man auch das letzte Glied der ungeheuren Kette des Weltorganismus in Bewegung setzen, ohne daß alsbald alle übrigen Glieder klirrend mit einstimmten? Was Humboldt angedeutet, Goethe im Großen geschaut, Oerstedt im Einzelnen empirisch nachgewiesen: „Der sich täglich mehr offenbarende, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller physikalischen Phänomene auf einander," wird immer mehr als die Achse der Naturkenntnisse anerkannt werden, und erhält den Muth des Forschenden aufrecht, wenn sein Geist sich in den unabsehbaren Labyrinthen verlieren will. Die Betrachtung der mächtigen, aber stillen und leisen Wirkungen der schaffenden Natur, im Gegensatze zu den beliebten vulkanischen und neptunischen Revolutionen, — und des lebendigen Wechselbezugs zwischen der Erde und ihrer Atmosphäre, schon während der italienischen Reise als ein Pulsiren oder tellurisches Athmen ausgesprochen (Bd. 27, S. 19), — später durch das entsprechende Steigen und Fallen des Merkurs erläutert (Bd. 32, S. 214), — leuchtete in den

dunkeln Grüften der Geologie, wie durch die Nebel der Meteorologie. Dem menschlichen Geiste ist die Idee der Totalität gegönnt und ihr Bedürfniß angeboren; und so sucht er Leben und Bewegung in der Wissenschaft vom Starren, Gesetz und Ruhepunkt in der vom ewig Wandelbaren; er möchte den Granit lösen und den Aether binden. Jener Wissenschaft sollte ein projektirtes Modell förderlich werden, das beim ersten Anblick eine anmuthige Landschaft vorstellen, beim Auseinanderziehen aber in den innern Profilen das Fallen, Streichen u. s. f. der Gebirgsarten anzeigen sollte. Das Projekt blieb aber Projekt (Bd. 32, S. 8). Ueberhaupt schien Goethen das Schematische, Tabellarische sehr förderſam, um das Mentale sinnlich überschaubar zu machen; so zeichnete er eine Temperamentenrose, wie man eine Windrose hat, u. dgl. Was konnte dagegen für die Forschungen in der Meteorologie erwünschter kommen, als die stille Bemühung des frommen Howard, die räthselhaften Gestalten der Wolken zu bannen, zu unterscheiden, zu deuten? In Prosa und Reimen ward die neue Lehre verherrlicht, damit der Forscher wie der Künstler sich aus ihr bereichere. Dabei war Goethe bedacht, die vier lakonischen Grundbestimmungen durch Anwendung zu verdeutlichen, und durch Nüancirung zu vervielfältigen; ohne den Erkennungstypus zu verwischen (vergl. Dr. Kastner's Handb. der Meteorologie. Erlangen 1830, wo zu Goethe's paries noch oelum sich gesellt). Humboldt's grandiose Empirie veranlaßte ihn, die geographischen Verhältnisse der Pflanzenwelt in einer Landschaft zu symbolisiren; — und die herrliche Betrachtung einer Doppel-Tendenz in den Pflanzen: der

vertikalen, beharrenden, und der ſpiralen, fortbildenden, — erheiterte noch den Abend ſeines reichen, großen Lebens. — So zurückhaltend und flüchtig nun auch mir die gegebenen Andeutungen über dieſe Beſtrebungen Goethe's ſcheinen, ſo fürchte ich doch für viele Leſer ſchon zu ausführlich geworden zu ſein, was meinem Zwecke ganz zuwider lieſe, da ich gebildete Menſchen für ähnliche Studien und zur Anerkennung Goethe's zu gewinnen, und nicht davon abzuſchrecken wünſchte. Ich eile daher noch, ehe ich Ergebniſſe ausſpreche, mit einigen Zügen, die vor den meiſten Leſern Gnade zu finden pflegen, mein Bild zu vollenden. Bisher iſt es in allen Partien gleich und hell beleuchtet; noch fehlt ihm vielleicht das, was Schubert „die Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften" nennt; und bei einem Dichter ſollte dieß Etwas gefehlt haben? nimmermehr! es war vielmehr der dunkle Anfang und das dunkle Ende ſeines Forſchertages, und in alle Winkel ſeiner poetiſchen und ſzientifiſchen Werke hat er die myſtiſchen Schatten wie flüchtige Räthſel ausgeſtreut, wo ſie den Vorüberwandelnden, je nachdem er iſt, zur Ruhe einladen, necken oder ungeſchoren laſſen. Die aurea catena Homeri umſchlang den poetiſchen Jüngling mit magiſchem Reiz; die ſchnelle Geneſung nach einem verſchluckten Wunderſalz, die herrliche, nach Welling's op. majo-cabal. ſelbſt bereitete Erſcheinung des liquoris Silicum waren nicht geeignet, jenen Reiz ſo ſchnell zu löſen. Dazu kamen die in ähnlichen Büchern, wie Fulgurationen ausgeſtreuten Fingerzeige, die auf einen lebendigen Wechſelbezug und auf ein Erſtes und Letztes ahnend hindeuten, und ſo den Geiſt erweitern, ohne

ihn auszufüllen; — sie trafen überdieß ein dichterisches Gemüth, in dessen Tiefe sich bereits eine eigene, mystisch-kosmologische Gott- und Weltlehre aufgebaut hatte (Bd. 25), — und so ward in einem Winkel von Goethe's Innerem ein Altar für den Kultus der Nacht gegründet, dessen verborgene Flamme nie wieder erlosch. Wie sie später mit den klaren Emanationen naturwissenschaftlicher Erleuchtung ineinanderfloß, und nur hie und da zwischen den reinen Strahlen durch ihr Flackern bemerkbar wird — ist für Wissende, als Symbol menschlichen Strebens überhaupt, anziehend zu bemerken. Poetische Züge im Faust, so mancher geheimnißvolle Bezug in den Wahlverwandtschaften, zumal Ottiliens siderisch-magnetische Wundernatur, Jarno's Wünschelruthe, selbst ein wissenschaftlicher Seitenblick auf die Astrologie (Bd. 55, S. 52) und noch so manche Seltsamkeiten sind hieher zu beziehen, — und zur glorreichen Vollendung reißt uns Makariens planetarisches Sonnenleben wirbelnd von Sphäre zu Sphäre in die Unendlichkeit hinaus, so daß ich froh bin, an meiner sich abstumpfenden Feder eine Erinnerung meiner Endlichkeit und einen Anlaß zum Abschlusse zu haben.

Wir haben nun, so viel es in unsern Gränzen thunlich war, erzählt, was Goethe im Kreise der Naturerkenntniß gedacht, gewollt, gethan, und wie er zu allem gelangt sei; das Schwierigste bei diesem Unternehmen war, uns von der Fülle des Gegenstandes weder in's Allgemeine noch in's allzu Detaillirte hinreißen zu lassen; — eine Gränzlinie, die ich bereits übertreten zu haben fürchte. Nun bleibt uns die Beantwortung der Hauptfrage übrig, der Frage,

um deretwillen wir die ganze, nicht eben allzu leichte Bemühung unternommen: was iſt nun mit dem allem geleiſtet? worin beſteht das große Verdienſt, das wir Goethen zuſchrieben? Was unterſcheidet ihn von der größern Maſſe der Naturforſcher?

Ich antworte: Zweierlei, — die Beobachtung und die Idee (die Methode und das Reſultat). Das Fruchtbare, Praktiſch-Eingreifende jener Anſichten erwähne ich gar nicht, denn es verſteht ſich von ſelbſt. Der Denker frägt nie: iſt dieſer Satz auch nützlich? Iſt er nur wahr, ſo iſt er es gewiß. — Das Folgende ſoll meine Antwort erläutern; ihr völliges Verſtändniß findet ſie nur in dem ſorgfältigen Studium der beſprochenen Werke, — und der Natur. Denn dieſe Antwort enthält Alles, was über Naturforſchung zu ſagen und zu denken iſt. Zuerſt alle die Beobachtung. Alle Naturforſchung beginnt empiriſch; und auf die Methode des Erfahrens kommt es an, ob ſie mit Grillen oder mit Ideen enden ſoll. Nun hat aber, ſeit den Griechen, deren Behelf, leider! zu arm war, Niemand zu erfahren gewußt, wie Goethe; ja, das Erfahren iſt ihm ganz eigentlich zur Kunſt geworden. Die Unſchuld, Reinheit, Klarheit, Schärfe und Unmittelbarkeit ſeiner Beobachtungen hat in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften nicht ihres Gleichen; und glücklich wären beſonders wir Aerzte zu preiſen, wenn wir mehrere Kapitel ſo abgehandelt beſäßen, als das von den phyſio- und pathologiſchen Farben! wie ſehr würde z. B. der Kreis der ſo außerordentlichen, unſchätzbaren, übertheoriſchen Wahrnehmungen durch eine ſolche Bearbeitung an zuverläſſiger

Fruchtbarkeit gewinnen! (Ich kann mich hier unmöglich enthalten, im Vorbeigehen aus jenem Kapitel, weil sie Niemand dort suchen wird, eine Stelle einzuschalten, die mir den Kern aller pathologischen Philosophie zu enthalten scheint, wie er, nur unausgesprochen, in den therapeutischen Grundsätzen des Hippokrates ruht: „Wenn ein besonderes lebendiges Wesen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet ist, so strebt es in's allgemeine Leben hin, immer auf einem gesetzlichen Wege, und macht uns auf seiner ganzen Bahn jene Maximen anschaulich, aus welchen die Welt entsprungen ist, und durch welche sie zusammengehalten wird"). — Das erste Erforderniß, zur ächten Methode zu gelangen, besteht in der Selbstverläugnung. Der Naturforscher wähnt gemeinhin um so höher zu stehen, je mehr er von seinem Verstande in das Experiment hineinmischt. Allein die Natur verlangt eine tabula rasa, um darauf schreiben zu können. „Ist es der Gegenstand, oder bist Du es, was sich jetzt ausspricht? Das ist die erste Frage im Katechismus der Naturforschung. Der Mensch, und wo möglich nur der Mensch, sei das Werkzeug des Versuches; und damit er es recht sei, sei auch er sich früher objektiv geworden. So thue er seine Frage an die Natur; ohne diese, wie Menelaos den Proteus in Bande, oder wie Newton das Licht in eilf Schrauben (Bd. 50, S. 188) zu zwingen. Die Antwort, nachdem er das Objekt allseitig umfragt hat, fasse er mit kindlichem Sinne auf, wolle nicht erklären, sondern verehren, und begnüge sich, statt Theorien zu schmieden, mit der herrlichen Gottesgabe: Anschauung; — denn das

vollständige Phänomen iſt die wahre Theorie, und die beſte Erklärung doch nur ein idem per idem. Daher kommt es, daß kindlich frommen Gemüthern, wie Howard, Novalis, die Natur ihr Beſtes, ihr Innerſtes am liebſten offenbart. So entſteht jene „zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtande innigſt identiſch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird" (Bd. 22, S. 248). Dabei darf keine der menſchlichen Kräfte unwirkſam bleiben! Die ganze Natur und der ganze Menſch treten in ein lebendiges Verhältniß, Analyſe und Syntheſe halten gleichen Schritt, die Weltſeele offenbart ſich der menſchlichen, und die Naturforſchung wird zur Kunſt.

Nun das Reſultat: Die Idee; denn wie die Erfahrung das Alpha, ſo iſt die Idee das Omega der Naturwiſſenſchaft; und nirgends leuchtet uns ihr himmliſcher Strahl, ungetrübt und glänzend wie bei Goethe entgegen. Denn die Idee kömmt von oben; und wenn Ariſtoteles, der zu ihr hinauf-, und Platon, der von ihr herablehrte, das Symbol zweier Seiten der Menſchenbildung darſtellen, ſo verehren wir in Goethe die ganze. Wenn er geſchaut und gedacht, unterſchieden und verglichen, da ward eine Welt vor ſeinem Geiſte licht, und beſcheiden nannte er das ein Apperçu, was Philoſophen ein Syſtem genannt hätten. Uebrigens würde es der redliche Blick dem Genie bald gleich thun, wenn er ſich liebend in die Gegenſtände verſenkte; „hat doch die Natur kein Geheimniß, das ſie nicht irgendwo dem aufmerkſamen Beobachter nackt vor die Augen ſtellte!" Ihre Geſchöpfe ſind Signaturen, ihre Begebenheiten Chiffern; ausſprechen kann kein Menſch das

Wort ihres Lebens, dann unsere Sprache ist arm gegen ihr Schweigen; aber es lesen zu lehren, war Goethe's Aufgabe und Verdienst. Er selbst beschreibt sein Verfahren mit dem glücklichsten Ausdrucke, wo er sagt, „daß aus der Uebersicht der Phänomene ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird" (Bd. 51, S. 209). Nie fiel es ihm ein, die ewig lebendige Natur dem Partikular-Gesetze des menschlichen Verstandes zu unterwerfen; und wenn die skeptische Schrankenlosigkeit des ersten Anschauens (Bd. 50, die Natur) auch später durch die reife Anerkenntniß nothwendiger Gesetzlichkeit determinirt ward, so blieb die Unendlichkeit unverletzt in ihren Rechten. Le grand défaut de tous les naturalistes — sagt der scharfblickende Casanova — est tr e'd systématiques. Il leur faut un système; mais celui qu'ils ad ptent pour connaître et comprendre ce qu'ils ne pourroint ni concevoir ni deviner, est celui qu'ils ont créés eux-mêmes a secon le de leur besoin. Das war es, was Goethe, nicht mit der Verzweiflung des Grüblers, sondern mit dem freien Bewußtsein eines Geistes, der das Unendliche zu denken vermag, sich gestand; mit Kühnheit sprach er es aus: „Die Natur hat kein System; sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Gränze" (Bd. 50.). Die bisherige Behandlung der Naturwissenschaften aber ließ uns bereits fürchten, daß die lebendigen aller menschlichen Kenntnisse zu einer Nomenklatur von Begriffen ohne Anschauung erstarren möchten. In diesem Sinne war es gemeint, wenn ein verehrender Biograph von Goethe an

die Erlösung der Naturwissenschaften datirt; wenn wir gleich den Alten das schöne Glück eines großen, schuldlosen, freien Blickes in das All nicht streitig machen wollen. Bei einer solchen poetischen Ansicht von der Natur (sie ist am keksten ausgedrückt in dem Aufsatze: Natur Bd. 50) wäre jedoch zu befürchten, daß das All, welches wir eben zu Buchstaben und Ziffern verhärten sahen, nun in Myriaden wechselnder Gestalten sich lösend, unserem Blick auf ewig unerreichbar in fließende Unendlichkeiten auseinanderquölle; die Aufgabe der Physik aber ist — nach dem Ausdruck des eben erwähnten Schriftstellers — das Band in der Natur zu finden; „Encheiresis naturae nennt's die Chemie, spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie." Und dieses Band ist eben die Idee. Hatte dem Dichterweisen schon frühe das Gewahrwerden des Unendlichen Staunen, und die Ahnung des Gesetzlichen Ehrfurcht abgewonnen, so daß schon der drangvolle Jüngling beim Anblicke des Straßburger Münsters nicht bunte Phantasien, sondern Gedanken von Harmonie und Ordnung lallt (so Fr. v. Müller, Goethe in seiner prakt. Wirksamkeit. Weim. 1832), so kann man doch sagen, daß damals, als unter den Ruinen von Agrigent in Sicilien das Bild der Urpflanze vor seinem Geiste auftauchte, über den Gehalt seines Daseins entschieden ward. Die Natur und der Geist begegneten sich in jenem Augenblicke — in der Idee; im aufgeschlossenen Innern der Welt, die einst „ein allverschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" geschienen, offenbarte sich das stille Band, das alle Dinge verbindet,

der Lebenskreis, in dem sie werden und wesen, das Beharrende im Wandel, „das ewige Gesetz, wonach die Rose und Lilie blüht;“ ein zarter Denker aber hat den Ausspruch gethan: „Allenthalben dieselbe heilige Nothwendigkeit wahrzunehmen, lieb zu gewinnen, sich selbst anzubilden, — das macht den Werth eines Menschenlebens.“ Numa Pompilius hatte eine Muse die er „die Schweigende“ nannte, und die ihm das Heiligste in seinen Einsamkeiten verkündete. Eine solche Muse wird uns die Erkenntniß der Natur; sie deutet, ein stummer, Genius, den Sterblichen auf seine Gränze und Bestimmung hin, und beglückt ihn praktisch, wie sie ihn innerlich beseligt; das quem te deus esse jussit wird der denkenden Kreatur klar und wichtig, und der endliche, diskursive Verstand nimmt gleichsam Theil an dem schaffenden Genusse des intellectus archetypus, Theil an der ewigen Liebe, Ruhe, Kraft und Seligkeit. Hier sind wir an der Gränze des irdischen Horizontes, und unser Auge verweilt einen Augenblick bei der Aussicht in ein überirdisches Gefilde. Wir ahnen dasjenige, was keine Zunge ausspricht, von dem alles Sichtbare nur ein Gleichniß ist; und wie dem Geometer von jeher der Triangel, als einfachstes Schema des Urverhältnisses aller Dinge: der Entfaltung und Rückkehr in sich, — als höchstes Sinnbild gegolten hat, und gilt, — wie in den Naturwissenschaften jedes Besondere Symbol des Ganzen, das Ganze Symbol des Kleinsten ist, so wird dem für's Höchste empfänglichen Geiste die ganze Naturwissenschaft und ihre leitende Idee, das Gesetz der Metamorphose, wiederum nur Symbol sittlicher und religiöser

Ideenwelten. Auch der Menſch und ſein Geſchlecht ſind im Tiefſten ein Gebilde des Kampfes und des Aufwärtsſtrebens; auch der Tod, wie das ihn bereitende Leben, iſt Metamorphoſe; ein göttliches, unabänderliches Geſetz des Bewegens und Wirkens geht durch alle Welten (thöricht, was irgend ihm Trotz bieten will!), das Erkennen wird Pflicht, das Forſchen Andacht, und „das Wiſſen, das bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, zumal auf einem Planeten, der — aus ſeinem Zuſammenhange mit der Sonne herausgeriſſen, — als Stückwerk erſcheinen muß, findet ſeine Ergänzung im Glauben“ (Goethe bei Falk: G. aus näh. Umg. u. ſ. f.) — im Glauben, „der nicht der Anfang, ſondern das Ende alles Wiſſens iſt.“ — So beſtätigt ſich, trotz roher Verleumdungen, womit Unſinn und böſer Wille den gottergebenen Denker nie verſchonen, das alte Wort: Philosophia, leviter gustata, abducit a deo, penitus exhausta reducit ad deum; iſt doch jedes Naturwerk immer „ein friſch ausgeſprochenes Wort Gottes“ (G. an die Großherzogin Louiſe) — „der Menſch aber in der Reihe ſo mannichfacher Produkte das erſte Geſpräch, das die Natur mit Gott hält“ (G. bei Falk).

Bei dieſen Gefühlen, die der Süberblick des Lebens ſind, verweilt und beruhigt ſich der Vertrauende. Der Forſcher, überzeugt, daß ein Blick in dieſe Herrlichkeit für's Leben genügt, daß wir aber, je mehr wir davon ausſprechen wollen, deſto mehr uns in ein ſchales, ſtammelndes Gerede verlieren, widmet ſich liebevoll den ſchönen Erſcheinungen, arbeitet wie der Goldſchmied zu Epheſus am Saum des göttlichen Gewandes fort, ſetzt das Unerforſch-

liche voraus, und zieht sich fürder keine Gränze. „Muß er sich denn nicht selbst voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es denn eigentlich mit ihm beschaffen sei? studirt er nicht immer fort, ohne sich jemals zu begreifen? sich und Andere? und doch geht es fröhlich immer weiter und weiter!“ (Zur Morphol.) Dieses Weiter soll auch unsere Parole auf Leben und Sterben sein, — wie es den Grund unseres Wesens ausdrückt; in rastloser Thätigkeit bewege sich die Entelechie von Sphäre zu Sphäre, in immer weitern, immer hellern Kreisen! Auch in der Naturwissenschaft wollen wir dieß Gebot erfüllen, nicht ewig klauben, ausprägen, und zählen, was Goethe und die Besten aus den edlen Gängen gefördert, lieber sichten, läutern, es mit dem Neugewonnenen verschmelzen, und kühn das ewige Urgestein von Frischem behauen, uns nicht Goethe's Sprüche und Formen, sondern den Geist aneignen, aus dem sie entquollen sind.

Auf diesen Geist zu deuten, seine Spuren zu verfolgen, war ich in diesen Blättern bemüht. Haben sie zur Erweckung desselben in Andern, auch nur im kleinsten Kreise beigetragen, so sind sie nicht umsonst geschrieben, nicht umsonst, so lange es wahr bleibt, daß ächte Naturforschung nicht in der Kammer, sondern im Leben gedeiht, und daß ächte Weisheit des Lebens nichts anders ist als treue Naturforschung.

Die größten Dichter Persiens.

Ergänzungen zu Goethe's Noten zum Diwan; für Freunde östlicher Poesie.

Nirgends brennt ein Licht, dem ich die Seele nicht weihe,
Nirgends leuchtet ein Blitz, dem ich Verehrung nicht zoll'.
Hafis*).

Goethe wünscht, in den Anmerkungen zum west-östlichen Diwan, daß man die Schilderung persischer Dichtkunst, die er in sieben der ausgezeichnetsten Geister dieses Volks zu geben versucht, freundlich in der Art aufnehme, wie man runde Zahlen erlaubt; nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, Bequemlichkeits halber, annähernd auszusprechen. Und in der That, wenn man diese Schilderungen zusammenhält mit dem, was uns in v. Hammer's Elementarwerk überliefert wird, so kann es nicht fehlen, daß wir an ihnen gar Manches modifizirt und vervollständigt wünschen. Freilich hat Goethe mehr die Leser seines Diwans als die Freunde

*) Alle in diesem Aufsatze angeführten Stellen persischer Dichter sind in v. Hammer's Uebersetzung gegeben, dessen unschätzbare „Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818" dem Ganzen zur Grundlage dient.

östlicher Dichtkunst überhaupt vor Augen; allein das soll diesen nicht zum Schaden gereichen. Da die Theilnahme an den Herrlichkeiten des Ostens bei uns noch nicht erloschen ist, so wage ich es hiermit, Einiges zur Erfüllung jenes Wunsches beizutragen — in der Absicht, dem genießenden Publikum neue Fernsichten in ahnungsvolle Regionen zu öffnen, und dem eigentlichen Orientalisten diejenigen Schätze anzuzeigen, deren Verarbeitung uns ganz besonders zu Dank verpflichten würde. Denn was frommt alles gelehrte Forschen und Wissen, wenn es nicht endlich wieder Genuß und Leben wird? Nur mit Mühe enthalte ich mich der Fortführung dieser Betrachtung, die hier nicht am Orte wäre; denn diese Verwechslung von Zweck und Mittel ist der Grund jener unerfreulichen Verwirrung, die wir unser literarisches Treiben nennen. Nicht für den Gelehrten also schreibe ich diese Zeilen; seine Belehrung ist es eben, die ich aufrufe; so lange sie uns fehlt, halte ich mich an das, was genießbar vorliegt, und schlage den Weg ein, den Goethe eingeschlagen. Muß ich, bei so sparsamer Leuchte, das Divinations-Vermögen ein wenig in Anspruch nehmen, so wird man mir's beim Orient, wo Poet und Prophet sich in einander verlieren, zu Gute halten, wenn es scheint, daß ich die innere Wahrheit getroffen habe.

Für's erſte möchte der wohl eingeleſene Freund des Orients die Glieder perſiſcher Dichtkunſt durch die ſieben angeführten Dichter kaum ſcharf bezeichnet finden. Wenn man gleich den Perſern, da ihre inneren politiſchen und religiöſen Verhältniſſe eine bloß den Einzelnen, Begabten, fördernde, einſeitige, wenn gleich deſto tiefere Richtung der Kultur bedingen, keine Literatur im europäiſchen Sinne des Wortes zuſchreiben darf, ſo iſt doch ihre poetiſche Welt ſo reich und in ſich vollſtändig, daß Jedem, dem ein Blick in ihr Inneres gegönnt iſt — man darf wohl ſagen — ein Schwindel freudiger Bewunderung angeht. Alle Mittel, die in ihrem Kreiſe liegen, ſind zu dem wunderbarſten Bau, den die geiſtreiche Phantaſie ſich träumen kann, erſchöpft. Eine Reihe glücklicher Zeitalter hat ihn aufgeführt, und nun bleibt den Nachgebornen nichts übrig, als ewig zu wiederholen, oder, die Schöpfungen der Väter mit ſcheuer Ehrfurcht ſchonend, einer neuen, fremden Kultur ſich hinzugeben. Einen ſolchen Reichthum nun hat Goethe durch ſeine ſieben Dichter ſehr in's Enge gebracht. Es handelt ſich darum, welchem von den uns bekannt gewordenen Poeten ein eigener, mit dem keines Andern zu vergleichender Geiſt, ſei es durch die Natur, ſei es durch Ausbildung, geworden und zuzuerkennen ſei. Oft ſcheint es, als habe ein Nachfolger die ausgeſtreuten Perlen der Vorgänger nur zu neuen Schnüren gereiht, — allein eben in der Art, wie er ſie reihte, wenn ihr ſie genauer prüft, ſpricht euch ein neues Leben an. Iſt es in unſerer europäiſchen Literatur anders? erſcheinen nicht die älteren Meiſter auch in den beſten neuern wieder? kann man das ver-

läugnen, woran man ſich gebildet hat? ſoll man es? iſt Cooper Nachahmer, weil ſeine Form an die Scotts erinnert? So iſt der Oſten auch hierin Parabel für den Weſten. — Zu ſolchen Geſtirnen aber, die eigenes Licht ausſtrahlen, rechne ich, außer denen, die Goethe nennt, beſonders noch fünf unvergleichbare Dichter: Omar Chiam, Ferideddin Attar, Hatifi, Said, Feifi. — Ehe ich ſie zu charakteriſiren verſuche, ſei es, noch einiges von denen, die Goethe ſchildert, zu ſagen erlaubt.

Bei Firduſi hätte er, der überall auf den Mann einzugehen ſtrebt, das Eigene in dem Charakter dieſes Dichterhelden mehr hervorheben ſollen, das ſich, in ſeinem Gedichte wie in ſeinem Leben, bis zu einer düſtern Härte geſteigert hat, und ihn von faſt allen Poeten des Orients, ja, von der allgemeinen Farbe orientaliſcher Lebensanſicht überhaupt, merkwürdig unterſcheidet. Seine dunkle Herkunft (er war eines Gärtners Sohn), ſein erſtes Auftreten, durch eine Klage über den Statthalter von Tus veranlaßt, ſein kühnes Andringen zum Dichterfürſten Anßari, der Muth das gigantiſche Werk des Schahname zu empfangen und zu beginnen, die Beharrlichkeit, mit der er es durchführte, der Inhalt und die Behandlung deſſelben, die Anklage der Freidenkerei, die am Hofe gegen ihn erhoben ward, die Liebe, mit der er am Altherkömmlichen, am Vaterländiſchen hing, bis zum Purismus in Worten, der Unwille, mit welchem er das ungenügende Geſchenk des Sultans zurückwies, die Worte des Zorns, die er an dieſen ergehen ließ, ſein verborgenes Ableben, und ſelbſt die freie, ſtolze Denkart ſeiner Schweſter, die ſie mit ihm geerbt,

oder von ihm gelernt haben mag. — alles dieß gibt uns das Bild jener entſchiedenen, ſtrengen Eigenthümlichkeit, welcher ein ethiſcher Dualismus, der zum raſtloſen Kampf mit dem Böſen auffordert, vor allen Lebensanſichten zuſagen mußte. Einer ſolchen Denkart aber geſellt ſich jedesmal ein Zuſatz von Melancholie; und wie ſollte auch dieſe dem Streiter für Licht und Recht in einer Welt, wie die unterm Monde nun einmal iſt, fehlen? So wird ſein Heldenlied zu einer Nänie; er fühlt es, wenn er ſingt:

Hörſt, wie die Nachtigall altperſiſch ſpricht?
Dem Tod Jſfendiar's will ſie Klagen ſchenken;
In Klagen nur beſteht ihr Angedenken.

Bei Enweri hat Goethe den merkwürdigen Zug, daß dieſer unerſchöpfliche Enkomiaſt auch der bitterſte Satyriker war, und die noch merkwürdigere Umkehrung anzudeuten vergeſſen, die im Innern des Dichters vorgehen mußte, daß er, am Rande ſeiner Laufbahn ſich fühlend, ſchreiben konnte:

Bebüt' mich Gott vor Lieb' und Lob und Spott!
Genug hat Seele und Vernunft geirrt.
O Enweri! dem Mann ziemt Prahlen nicht;
Auf Deinem Vorſatz nun beharre Du:
Steig' in den Winkel auf dem Pfad des Heils!
Nur ein paar Augenblicke noch ſind Dein.

Ohne dieſe ſittlichen Beziehungen iſt Enweri nicht zu begreifen.

Hafis ſelbſt, mit dem Goethe ſich ſo verwandt fühlt, iſt dem, auf ein reiches Daſein dankbar zurückblickenden,

deutſchen Dichtergreiſe doch nicht ganz in ſeiner öſtlichen Herrlichkeit erſchienen. Die „mäßige Lebendigkeit“ wenigſtens, wodurch er dieſen unläugbar dichteriſchſten aller Dichter zu charakteriſiren ſucht, möchte das Leben, welches wahrhaft übermäßig aus deſſen Liedern quillt, nicht ausdrücken. Schon die rhapſodiſche Art des Hafiſiſchen Ghaſels, von tiefſter Qual zum himmliſchen Entzücken, zwiſchen Lachen und Weinen, überzutaumeln, die ihm ganz eigen iſt, deutet vielmehr auf dithyrambiſche Fülle, die kein Maß anerkennt, als jenes, das die anmuthvollſte Form jedem Dichter auflegt. Ein wunderbarer Uebermuth, man kann wohl ſagen, Religion und Ausgelaſſenheit, waltet zumal im Moganni Name; und wer ſich in dieſe fluthende Welt überſchwenglicher Gefühle, von heiterem Scherz zu unverhehlter Verzweiflung, einmal hineingelebt hat, begreift es, was der Dichter von ſich ſingt:

Was iſt's Wunder, wenn im Himmel,
Durch Hafiſen's Lied bezaubert,
Zu der Laute Anahid's
Der Meſſias Reigen tanzt?

Ob endlich Dſchami ſeinen Nachgebornen nichts mehr zu thun übrig ließ, werden wir im Folgenden ſehen.

Nachdem ich ſo Goethe's Betrachtungen durchgegangen, verſuche ich jene fünf angeführten großen Dichter zu charakteriſiren.

Omar Chiam, eine in der dichteriſchen Welt des Orients wie Occidents vielleicht einzige Erſcheinung. Geboren zu Niſchabur, im fünften Jahrhundert der Hedſchra,

Univ. Bibl. München

unter der Regierung der Seldschugiden, zu Ende des ersten Zeitraumes persischer Poesie, genoß er der Jugendfreundschaft Nisamolmalks, des geistreichen, thätigen Wesirs Sultan Melekschah's, des Mäcenas seiner Zeit und seines Volks, des Gründers der Akademie zu Bagdad, und sieben ähnlicher wissenschaftlicher Stiftungen; der, nachdem er sich mit Hassan Sbabagh, dem merkwürdigen Stifter der Assassinen, in eine enge Verbindung eingelassen, ein trauriges Opfer dem Ehrgeize und der Rache dieses Bösewichts fiel (S. v. Hammer a. a. O., S. 38). Omar Chiam, auf den diese Verhältnisse tief und bedeutend wirkten, führte ein genußfrohes, geschäftloses Leben, theilte seine Stunden zwischen Frohsinn, Astronomie und Poesie, bildete sich so zu dem geistigen Lebemann, den er darstellt, und hinterließ jene vierzeiligen Strophen, die schon durch ihre bequeme Kürze, noch mehr aber durch ihren Inhalt den leichten, jede Beschränkung hassenden Geist ihres Urhebers verrathen, und von denen uns v. Hammer, welcher dreihundert vorliegen hatte, leider bloß 25 überliefert. Wenn ihn der gelehrte Uebersetzer, bei diesem Anlaß, mit Voltaire vergleicht, so fühlt man wohl, was zu dieser Vergleichung einlud, bedenkt aber zugleich die Schwierigkeit einer Zusammenstellung von Individuen aus so ganz verschiedenen Lebenskreisen, deren Umläufe sich fast in keinem Punkte berühren. Man stelle sich nicht etwa die kühle, wenig tiefe, tändelnd-witzige, auf Ergötzung seiner Gesellschaft berechnete Leichtigkeit der pièces fugitives des Franzosen vor, — mit welchem der Perser bloß die Tendenz gegen das, was ihm Aberglaube hieß, gemein

hat. In seinen Zeilen spricht sich vielmehr Ernst aus: tiefer, bitterer Ernst, wie er aus scharfer Betrachtung des Weltlaufs sich ergibt; sittliches und rechtliches Wohlwollen, wodurch er die Räthsel, die den Menschen im Leben peinigen, am ersten zu lösen hofft; resignirte Ergebung in den unerforschlichen Willen des Ewigen, bei dem Gefühle sterblicher Nichtigkeit; ehrliches Geständniß eigener Unzuverlässigkeit, gegenüber dem Dünkel dogmatischer Pharisäer; fröhliche Verzweiflung, heiterer Trotz gegen Pöbelgerede, Gefühl eigenen Werthes; Wechsel poetischen Uebermuths und vergeblicher Trauer; genügsame Skepsis, nicht ohne kaum verstecktes Bewußtsein tieferer Einsicht; Verlangen und Gewährung gegenseitiger Duldung, bei der Ueberzeugung, daß aller Menschen Weisheit vor der des Herrn in ein Nichts sich auflöst, und nur durch Liebe, Rechtlichkeit und Frohsinn das vergängliche Geschlecht sich das dunkle Erdendasein verschönere; eine hieraus hervorgehende Läßlichkeit über äußerliche Bedingungen bei gründlichem Ernst des Innern: Eigenschaften deren Ensemble einen tiefen, wehmüthig beschwichtigenden Eindruck im Gemüth des achtsamen Lesers zu hinterlassen gewiß ist. Die Selbstanklage versöhnt mit dem Leichtsinn, der leiche Scherz mildert die Schwermuth, die Liebe vergütet den Spott, die Ergebung siegt über alle Zweifel, Stolz und Demuth reichen sich die Hand, und so dienen die feindlichsten Elemente, wie sie wohl selten sich zusammenfinden, der lieblichen Kraft einer alles versöhnenden Poesie. Treffend bemerkt v. Hammer bei unserem Dichter, daß, wie überall, so auch in Persien, die Freigeisterei die Vorläuferin der

Mystik war, die wir in den nächstfolgenden Dichtern betrachten werden; gewiß aber ist es, daß Omar Chiams Erscheinung in der Geschichte seines Vaterlandes nie wiederkehrte. Und so verdient er wohl, unter den Genien Irans aufgeführt zu werden. Folgende Verse des Dichters werden zur Betrachtung seines Wesens anregen; an Salomons Prediger möchte man sich hier und da gemahnt fühlen:

In dieser Hand das Glas, in jener den Koran.
Bin ich ein frommer bald, und bald ein schlechter Mann;
Ich bin im Weltendom, von Türkis hochgewölbt,
Kein ganzer Glauer und kein ganzer Muselmann.

Bin ich von Lieb' und Wein berauscht, so bin ich's;
Bin ich ungläubig Götzen hold, so bin ich's;
Die Leute sprechen Vieles über mich:
Ich bin derselbe, der ich bin, so bin ich's.

Ich trinke Wein, doch siehst Du mich berauschet nicht;
Ich strecke aus die Hand nach einem Glas;
Warum ich Wein anbete? weißt Du das?
Damit ich nicht, wie Du, anbete mein Gesicht.

Ich sprach: mein Herz soll Wissenschaft verstehn,
Und wenig war, was ich nicht eingesehn;
Doch wenn ich's schaue, reiferen Gesichts:
Das Leben ist vorbei, und ich weiß nichts.

Ich lege meine Hand in keines Führers Hand,
Weil sie vergänglich sind. Der Ewige bist Du!

Feridedin Attar, geboren zu Kerken, einem Dorfe unweit der Vaterstadt des Vorigen, im Jahre der Hed-

schira 613 (1216 nach Chriſt. Geb.) unter der Herrſchaft des Sohnes des oberwähnten Sultans Melekſchah, zur Zeit der Kreuzzüge, widmete ſich nur kurze Zeit dem Gewürzhandel ſeines Vaters, und brachte ſein langes übriges Leben (er ſoll über 114 Jahre alt geworden ſein) in beſchaulicher Kloſterruhe zu, vereint mit gleichgeſinnten Frommen, bemüht, die Schätze älterer Myſtik zu ſammeln, zu durchforſchen, zu ſichten, zu bewahren, zu verarbeiten, und in einer großen Anzahl eigener Werke die Quinteſſenz dieſes heiligen Wiſſens andächtigen Jüngern zu hinterlaſſen. Eines Derwiſches fromme Mahnung begründete die Richtung ſeines Strebens, und die ſelbſtvernichtende Demuth ſeiner letzten Worte beſiegelte die Wahrheit ſeiner Lehre wie ſeines Wandels. Schon hatte einer von Dſchengischans Kriegern das Schwert über ihn erhoben, als ein anderer tauſend Silberſtücke für ihn bot. „Hüte Dich," ſprach Attar, „mich um dieſen Preis zu laſſen! Du wirſt beſſere Käufer finden!" Einige Schritte weiter, als der Mongole wieder das Schwert zückte, ſprach ein anderer: „Tödte ihn nicht! ich will Dir einen Sack Stroh für ſein Leben geben!" — „Mehr bin ich nicht werth," ſprach Attar, und der Mongole hieb ihn zuſammen (S. v. Hammer a. a. O. S. 141). — Goethe ſcheint es für ausreichend gehalten zu haben, wenn er den wunderbaren Dſchelaleddin Rumi als Exempel öſtlicher Geheimnißpoeſie hinſtellte; um ſo mehr, als er, bei der ihm eigenen klaren Beſonnenheit, ſchon dieſem außerordentlichen Geiſte ſich fremder fühlte. Es waren aber vorzüglich drei Dichter, welche dieß Gebiet der Poeſie in Perſien beherrſchten; ein myſtiſches Kleeblatt:

Senaji, Attar und Dſchelaleddin. Der erſtgenannte, der Zeit nach der erſte, iſt uns zu wenig bekannt, als daß wir ihn nach Verdienſt zu ſchätzen wüßten; er ſcheint aber von Attar an Gehalt übertroffen worden zu ſein, wenn wir der Steigerung in dem Verſe des Dritten trauen dürfen, der ihn, trotz der chronologiſchen Folge vorſetzt und erhebt:

Attar der Geiſt, — Senaji deſſen Auge:
Ich kam erſt nach Attar, und nach Senaji.

Die perſiſche Myſtik iſt übrigens in den Islamismus und die orientaliſche Volksthümlichkeit ſo verwebt, daß wir Europäer, auch wenn die Werke jener Dichter uns vollſtändig vorlägen, doch nur ihren Glaubensgenoſſen die rechte Schätzung derſelben überlaſſen müßten, weil ſie den Maßſtab dazu beſitzen. Was uns alſo veranlaßt, Attarn eine beſondere Betrachtung zu widmen, iſt die Wahrnehmung, die auch der Uneingeweihte machen kann: daß ſeine Myſtik einen ganz andern Charakter hat, als die Dſchelaleddins. Als Dichter unterſcheidet er ſich völlig von dieſem, und darf alſo nicht mit einer Kollektiv-Benennung abgefertigt werden. Während Dſchelaleddin ſich ganz dem bachiſchen Taumel trunkener Orgien hingibt, und in das Meer der Unendlichkeit ſich verſenkt, aus deſſen Tiefen er, wie Orakel aus der Höhle des Trophonius, Rhythmen heiliger Berauſchung ſtammelt, Himmel und Hölle, Liebe und Egoismus, Glauben und Unglauben, Wonne und Qual, und alle Widerſprüche der Menſchheit in ein brauſendes Chaos miſchend, das durch den gährenden Schlummerſaft dunkler Geſänge, den willenloſen Geiſt des Hörers in ein

Reich formloſer Träume mit ſich reißt, wo die Marken der Wirklichkeit weit, weit im Unabſehbaren verſchwinden, ohne daß es der Prieſter der Mühe werth findet, dieſem auch nur den leiſeſten Wink zur Orientirung zu geben, — ertheilt uns der ruhige Attar im Buch des Rathes (Pendnome) faßliche, auf den erſten Weg der Ergebung leitende Lebensregeln, und trägt in dem unvergleichlichen Buche Mantikettair (Vogelgeſpräche) in der originellſten Form, mit der tiefſten Gründlichkeit, lebendigſten Wärme, und in allmähliger, geſetzlich fortſchreitender Entwicklung das vollſtändige Syſtem einer einfach großen Myſtik vor. Es iſt ſchwer, von dieſem Werke einen Begriff zu geben. Es iſt myſtiſch und doch klar, hält die Mitte zwiſchen Allegorie und Fabel, und erinnert, in einer bunten, durch den Bezug auf das Höchſte, ewig Eine, zuſammengehaltenen Mannigfaltigkeit, an alle Theorien aller Philoſophen, an die Sagen aller Völker, die Träume aller Seher und Dichter, und die innere Geſchichte jedes ſtrebenden Gemüthes. — Die Vögel (nicht die des Ariſtophanes, ſondern ihre ernſten Geſchwiſter: die zu Geſtalten gewordenen Reſultate menſchlicher Denkarten und Beſtrebungen) halten einen Reichstag, ſich einen König zu wählen. Der wohlberufene, einſichtsvolle Wiedehopf, einſt Salomons Rathgeber, deutet auf Simurg hin, der, in ſeiner Einſamkeit auf dem Gebirge Kaf thronend, aufzuſuchen, zu verehren ſei. Da wehrt ſich der Egoismus der Schönheit und Liebe trunkenen Nachtigall, der die Roſe genügt; des zuckerkäuenden Papagei's, den die Luſt des friſchen Lebens feſthält; des ſtolzen Pfau's, der ſich ſelbſt genug iſt; der reinen Gans, „der Vogel-

eremitin," die ihr klares Element nicht laſſen mag; des glühenden Rebhuhns, das ſeine Juwelen mit Flammenſchwingen hütet; des königlichen Geiers, der Keinen über ſich anerkennt; des ritterlichen Falken, der auf der Hand des Königs ſich im Glücke fühlt; des hoffnungsloſen Reigers, deſſen Sehnſucht über's unendliche Meer verſchwebt; der klagenden Eule, die den Schatz ihres Glückes unter dem Moder bewahrt; des ſchwachen Staares, der an allem Finden verzagt. Sie alle widerlegt der weiſe Hudhud; für jeden Einzelnen hat er ein Wort der Stärkung, der Beſchämung; er erhebt, tröſtet, demüthigt, reizt, lehrt, überzeugt, und bringt die Verſammelten endlich zum Entſchluſſe, ſeiner Führung ſich zu überlaſſen, und die große Wanderung zu beginnen. Auch auf dem Wege noch hat dieſer Kolumbus der Geiſterwelt mit erneuertem Zagen und Zweifeln mannigfach zu ringen; und wird man auch muthvoll auf einer Bahn verharren, die nicht die Stimme der eigenen Bruſt, ſondern fremder Zuſpruch uns vorgezeichnet hat? Je weiter ſie gelangen, deſto mehr entſinkt den Pilgernden die Kraft; der Aufrichtigſte bekennt ſein Verzagen, und gibt dadurch Tauſenden das erſehnte Loſungswort: ſie fallen ab, zerſtreuen ſich nach allen Seiten; jahrelang wallen ſie richtungslos durch dunkle Fernen, und ſo wird ihr Leben verſplittert; auf Schreckenspfaden, durch ſchauerliche Wüſten, in Nacht und Grauen — gelangen von ſo vielen tauſend Vögeln nur drei, mit gebrochenen Herzen und ohne Flügel an den Fuß des erſehnten Berges, — ſchon faſt am Ziele, verzweifelnd, daß ſie es je erreichen werden. Da naht ihnen von oben ein herrlich

milder Bote des Himmels, er erkennt sie, und trägt sie, der Vermittler göttlichen Erbarmens, in den Schooß der Liebe und des Geheimnisses, worin sie verschwinden und selig vergehen:

Der Abglanz des Simurges strahlt
Als Eins zurück von allen Dreien.
— — — — — — — —
So blieben sie versenkt in Staunen,
Gedankenlos im tiefsten Denken;
— — — — — — — —
Verstummend fragten sie den Höchsten.
Da kam die Antwort ohne Zunge:
„Der Höchste ist ein Sonnenspiegel;
Wer zu ihm kommt, schaut sich darinnen;
Schaut Leib und Seel', und Seel' und Leib.
— — — — — — — —
Doch Keiner hat uns noch geschaut:
Ameisen schau'n Plejaden nicht!
Was ihr gesehen, sind Wir nicht;
Was ihr gehöret, sind Wir nicht;
Die Thäler, die ihr durchgewandert,
Die Thaten, die ihr ausgeübt,
Sie liegen unter uns'rem Handeln,
Sie löschen aus vor unser'm Wesen,
Um sich an unser'm Thron zu finden;
Auf ewig löschen sie sich aus,
Wie Schatten in der Sonn'. Fahrt wohl!"
Sie gingen fort. — Das Wort ist aus —
Geh zu dem Weg! er liegt Dir offen.

Möchten dieſe ungenügenden Züge einen Orientaliſten veranlaſſen, uns das ganze erſtaunliche Gedicht durch Ueberſetzung zu nähern! — Es kehren im Laufe der Weltgeſchichte ſtets Epochen wieder, wo das tiefſte Bedürfniß des Ganzen nach einer höchſten Einigung ſich lauter hervorthut. Wer dann den Einzelnen zur Aufopferung der Selbſtheit und zu unermüdlichem Kampfe aufruft, hat zur Befriedigung jenes Bedürfniſſes das Tiefſte ausgeſprochen. Ehre einer Myſtik, die uns, indem ſie unſern ſtillen Träumen ſchmeichelt, zur Beſſerung, zur Thätigkeit ermuntert!

Ich übergehe die Frühlingsepoche perſiſcher Dichtkunſt, um auf den Zeitraum nach Dſchami zu kommen, welchen Goethe als eine traurige, aus den Reſten der königlichen Tafel zuſammengeſtoppelte Abendmahlzeit darſtellt. Iſt es doch überall ſchwer und unrathſam, die leuchtenden Phänomene geiſtiger Thätigkeit nach Klaſſen und Perioden gruppiren zu wollen! Mag immerhin jedes Volk ein ſogenanntes goldenes Zeitalter erleben, wo ein Zuſammenwirken ſeiner edelſten Geiſter durch eine glückliche Konſtellation bedingt, Statt findet, — mag der Literar-Hiſtoriker zum Behufe einer geordnetern Darſtellung und leichteren Ueberſicht ſolche Gruppen aufſtellen und feſthalten; — ſtets werden ſich einzelne große, ja die größten Erſcheinungen, auch aus den dunkelſten Jahrhunderten wie Geſtirne aus der Nacht, hervorthun, welche jene Eintheilungen von goldenen und ehernen Zeitaltern verwirren, indem ſie aus ſich ſelbſt eine goldene Aera erſchaffen. Denn das Höchſte im Menſchen, an keine Zeit und keinen Raum gebunden, entfaltet ſich allenthalben, und ſtrahlt uns oft,

daß wir freudig ſtaunen, ſeine Glorie aus einem Dunkel zu, das wir für undurchdringlich gehalten hatten. So ergeht es mir, wenn ich mich jener Abendtafel nahe; froh betroffen finde ich hier, nebſt manchem trefflich zuſammengeſetzten Gericht, das auch nach köſtlichen Leckerbiſſen noch genießbar erſcheint, drei goldene Becher, gefüllt mit ächtem, ſchäumendem Tranke, unverfälſcht, geſund, begeiſternd; ja, der eine von ihnen verlt ein himmliſch reines Naß vielleicht an Chiſers Quelle geſchöpft, dem ich mit Gefühlen der Ehrfurcht mich nahe; kaum aber berühren die heiligen Tropfen meine lechzenden Lippen, ſo faßt mich würdige Sehnſucht: Liebe quillt aus dem Herzen auf, und die Hand ſtrebt, das glänzende Gefäß den Durſtenden zu reichen, daß auch ſie die Beſeligung empfinden.

Hatifi, geboren zu Dſcham, ein Schweſterſohn des großen Dſchami, wagt es, nicht nur mit ſeinem berühmten Oheim zu wetteifern, ſondern ſelbſt Firduſi's geweihte Fußtapfen zu betreten. Wenn er gleich in dieſem letztern Wagniß, nach dem Urtheile der Kenner, die Ohnmacht eines entarteten und gealterten Nationallebens beſtätigte, ſo ſpricht ſich doch in Allem, was von ihm vorliegt, ein ſo ſtreng eigenthümlicher Geiſt aus, daß man ſich genöthigt fühlt, ihn als Eigennatur anzuerkennen, und in den Reigen dichteriſcher Wandelſterne am öſtlichen Himmel mit aufzuführen. Ein ſtrenges, kaum eigene Selbſtbefriedigung geſtattendes Bewußtſein von Sollen und Können, unerſchütterlicher ſittlicher Ernſt, hohe, faſt platoniſche Idealität, Rein-

heit und Kraft, beharrliches Streben, Reife des Verstandes bei tiefer Glut eines liebevollen, vielleicht oft verwundeten Herzens, ächte Religiösität, die wohl im höchsten Alter zu anhaltender Betrachtung der Vergänglichkeit irdischer Formen, beim wiederkehrenden Gefühle eigener Gebrechlichkeit und Abnahme, stimmt, und einen trüben Schleier der Wehmuth über das Gemälde des Lebens wirft, — diese Eigenschaften machen Hatifi's Töne und Bilder so rührend und eindringlich, daß sie selbst nach den erhabensten Vorbildern noch wirken und bezaubern. Vierzig Jahre lang arbeitete der ernste Mann unverdrossen an einem Werke, und am Schlusse genügte er sich nicht. Mehr als achtzig Jahre war er alt, als er erst den Entschluß faßte, mit Nisami die gleiche Bahn zu betreten. Wäre doch uns jungen europäischen Dichtern ein Theil jener Selbstverläugnungskraft gegönnt, welche es diesen Orientalen möglich macht, erst im hohen Alter die Früchte ihres Denkens den Zeitgenossen mitzutheilen! Wenn man nun mit diesem Alter die Farbe des Gedichtes vergleicht, das damals von seinem Kiele floß, so gesteht man gern, nichts Aehnliches je gewahr geworden zu sein, — einen europäischen Maßstab wenigstens durchaus nicht anlegen zu können; denn man darf wohl sagen, das Feuer unserer jugendlichen Poeten sei Wasser gegen die Glut edler Schwärmerei, welche Medschnun und Leila durchströmt. Diese Glut aber liegt bloß in des Dichters Innern; nicht von zusammengelesener oder gewaltsam herausgeschraubter Bilder Ueberschwenglichkeit mühsam angeblasen, entquillt sie einer warmen, reinen, Gotterfüllten Brust; und Hatifi's Sprache

iſt vielmehr auffallend einfacher, als die ſeiner meiſten Zeitgenoſſen, die ihren Ruhm hauptſächlich in der Anhäufung der von ihren Vorgängern gepflanzten Blumen ſuchten, woraus dann der ſo berufene, häufig zur Traveſtie verwendete „orientaliſche Styl“ hervorging. Am bilderreichſten wird er eben bei der Betrachtung des Vergehens, und ſchmerzlich ergeben ruft er ſich ſelbſt zu:

Du, über achtzig Jahre alt,
Warum gedenkſt Du nicht des Todes?
Verzicht' auf Lebensphantaſien,
Gedenke immerfort des Todes!
— — — — — — — —
Dein Haar iſt weiß, um das Gewebe
Des Leichentuchs Dir vorzuhalten;
Verſchwunden iſt der Jugend Nacht —
Des Todes Morgen bricht ſchon an:
Den engen Weg Dir zu erleichtern,
Hat Dich das Alter krumm gebeugt.
— — — — — — — —
Es wird Dir ſchwerer das Gehör:
Um Böſes nicht mehr anzuhören;
Und Deinem Aug' entflieht das Licht:
Um Böſes nicht mehr anzuſchauen.

„Saib“ — ſagt v. Hammer am a. O. — „iſt vielleicht der einzige unter allen perſiſchen Lyrikern, der den Titel eines philoſophiſchen Dichters vorzugsweiſe verdient; — indem er, die Klippen der Sinnlichkeit wie der Myſtik vermeidend, die ewigen Ausſprüche der Vernunft

und die praktiſchen Wahrheiten des Verſtandes in dem tiefen und klaren Fluthenſpiegel ſchöner Rede darlegt. Ernſt und beſonnen, und doch ergreifend und eindringend, verdient er, wie wenig andere Dichter, im vollſten Sinne ſeinen Dichternamen, welcher „der Durchdringende" heißt." Dieſes von Kennerhand entworfene Bild vergegenwärtigt uns vollkommen die großen Eigenſchaften Saib's; und ſollte ein ſo ausgezeichneter Name unter denen der Nachahmer ungewürdigt verhallen? Man braucht nur einige Ghaſelen ſeines Diwans zu leſen, um Achtung, Neigung, ja Vorliebe für ihn zu gewinnen; und es iſt ſehr möglich, daß ſeine Denk- und Dichtart, wenn ſie bekannter wäre, nächſt der Saadi's, dem europäiſchen Sinne mehr als die der meiſten übrigen Orientalen zuſagen würde. Er hält ein, dem gebildeten Talente mehr als dem Genie, und einem kultivirten mehr als einem urſprünglichen Zeitalter angemeſſenes juste milieu, ſowohl in Gedanken, Empfindungen, als im Ausdrucke; die Gedanken halten ſich fern von ſchrankenloſer Myſtik, wie von der Beſchränkung des Islamismus; die Empfindungen erwärmen, ohne zu erhitzen; der Ausdruck hat eine kräftige Fülle ohne Schwulſt. Nirgends wird Saib panegyriſch bis zur Erniedrigung; weder die Macht noch die Liebe kann ihm das edle Gefühl ſeines Werthes entreißen; aber auch dieſes, da es mehr auf dem Bewußtſein erworbenen Charakters als angebornen Genies ruht, ſteigert ſich nie zum Selbſtlob; und es genügt ihm, dem Herrn „für ein Inneres, das nach Weisheit ſtrebt, zu danken", und „Hafis mit holder Zunge und mit holdem Ton ſein Vorbild" zu nennen.

Doch glaube man nicht, sein ganzes Verdienst sei negativ; es bezeichnet ihn vielmehr ein gewisser Schwung der sittlichen Kraft und des Muthes, eine idealische Tendenz, von Lebenserfahrungen hervorgerufen, und zu praktischer Weisheit ausgebildet, — als ihm ganz eigenthümlich; Vorzüge, die unwillkürlich an unsern Schiller erinnern, und schon den Uebergang zu einer Periode andeuten, die den nächstfolgenden herrlichen Dichter hervorzubringen im Stande war. Man wird demgemäß verstehen, was er mit den Versen sagen will:

Darum sieht der Wunsch des Volkes
Nach Saib's Gedankenfülle.
Weil er an die Art und Weise
Des Hafis von Schiras mahnt.

Feisi, der letzte, aber ewige Stern erster Größe am Abendhimmel persischer Dichtkunst*), — von dem man wohl sagen möchte, wenn es nicht allzu sibyllinisch klänge — daß er, abschließend die zauberische, bedeutende Welt der alten Volks- und der Korans-Poesie, die Geburt einer neuen Zeit, einer Morgenröthe der Kultur, vorahnend, dem Orient verkünde. Einsam steht er da, am Abend romantischer Jahrhunderte; und sieht die Nacht hereinbrechen, die ihn nicht irrt, denn er hat das Licht gesehen, welches

*) Denn persisch sind seine Werke verfaßt, obgleich er von Geburt ein Indier war.

gewiß aufgeben wird, und auf deſſen Herrlichkeit die Augen ſeiner Brüder zu lenken, das Tagewerk ſeines Lebens, das heitere Thema ſeiner Akkorde iſt. Jeder Stern, der die Nacht durchfunkelt, jeder Blitz, der durch ihre Räume ziſcht, iſt ihm ein Bote des Tages, den ſein weiſſagendes Lied huldigend begrüßt, bis er, eine ernſte Memnonsſäule, dem erſten, ſegnenden Strahl der Göttin in himmliſchem Entzücken erklingt. — Bruder des erhabenen Weſirs Abul-Faſl, Günſtling des großen Schah Akbar, wird er von dieſem zu den Bramanen geſendet, um, unter dem Scheine eines Proſelyten, in ihre Myſterien zu dringen und ſie dem Sultan zu verrathen. Den uralten Kultus zu vernichten, damit der Islamismus verherrlicht werde, hatte der Herrſcher beſchloſſen. Feiſi gehorchte dem Befehle der Sendung: er ging und kehrte wieder; aber ſiehe da! nicht als Verräther, ſondern als Vertheidiger der edelſten Menſchen, jener Weiſen, „die auf der Erde und nicht auf der Erde wohnen, in feſter Burg ohne Befeſtigung, ohne Beſitzthum im Beſitze von Allem“ (Philoſtr. d. ä. Ap. III. 15.); als ihr Jünger und Freund trat der Dichter vor den König hin; die Kraft ſeiner Ueberzeugung, von dem Athem der Liebe beſeelt (ſiehe v. Hammer a. a. O., S. 400), goß Zauber in ſeine Rede, und wirkte im wohlwollenden Monarchen den ſchönen Sieg einer Duldung, welche den Namen des Großen, den der Fürſt führte, bekräftigte und unvergeßlich macht. Der Dichter aber hinterließ uns als Vermächtniß beſeligender Weisheit jenes Buch, welches zwar nur den kleinſten Theil ſeiner Werke ausmacht, kraft des inwohnenden Geiſtes aber zu den

Denkmalen reiner Menſchheit gehört, und ſeinem Urheber den Platz anweiſt, auf dem wir ihn mit Verehrung gewahren. „Sonnenſtäubchen“ (Serra) hat er es überſchrieben; in tauſend und einem Verſe beſteht es, in welchen der Sänger dem Lichte huldigt. Weder Gehalt noch Behandlung eines ſolchen Werkes läßt ſich, ohne demſelben unrecht zu thun, näher erörtern; möchte die Würdigung, womit wir es aufnehmen, Befähigte anregen, ſich an's Ganze zu wagen, und es in unſerer Sprache uns zur Erbauung vorzulegen! Ich füge nur noch hinzu, daß auch in ſeinen übrigen Gedichten ein Geiſt ſtiller Heiterkeit, reinen Seelengenuſſes, und friedlicher Duldung weht, der uns wie Paradieſes-Luft anweht; und ſetze die Worte her, mit welchen er jenes wunderſame Buch ſchließt:

Dieſer Redepalaſt, den ich erbauet als Meiſter,
Ward auf meinen Wink tauſend-einſäulig geſchmückt;
Alle Züge des Plans entlehnt' ich der ewigen Sonne,
Aller Sinn iſt von Gott, und nur die Worte ſind mein.

Als der ewige Herr in die Hand mir den Schlüſſel gegeben,
Schloſſen Schätze des Sinns meinem Verſtande ſich auf:
Als ich der Sonne Preis geſungen am Morgen in Hymnen,
Sah ich, wie ſie das Haupt ſenkte vom Himmel zu mir.

Sei es geſtattet, zum Andenken des herrlichen Dichters, gegen welchen die Proſa der Kritik ohnehin im größten Nachtheil erſcheint, einige Verſe als Abſchluß anzuführen, wie ſie das erſte Staunen über eine ſolche Erſcheinung in mir erzeugte:

So iſt auch Dir das heil'ge Licht geworden!
Auch Du erklangſt, vom Morgenſtrahl berührt,
Und haſt für Dich die edle Glut geſchürt.
Wenn gleich dein Volk erlag den rohen Horden.

Und ſo vereint in rührenden Akkorden
Der tiefſte Wunſch, den jede Bruſt verſpürt,
Der ſtille Glaube, der zum Höchſten führt,
In Harmonie Oſt, Weſt, und Süd und Norden.

Es iſt ein reines, inniges Genießen —
Dieß Frag- und Antwortklingen zu belauſchen,
Wie's, unverſtanden, durch die Lüfte ſchallt:

Und wie es jetzt nur leiſe widerhallt,
So wird's — wir hoffen's — ineinander fließen,
Und Preis des Höchſten durch die Welten rauſchen.

Nachdem ich nun, was ich im Einzelnen den Erläuterungen Goethe's beizufügen hatte, entwickelt, erübrigt nur noch, die Ueberſicht, welche er als Reſumé von der ganzen perſiſchen Dichtkunſt gibt, mit Rückſicht auf dieſe Modifikationen und Erweiterungen, zum Schluſſe hier zu erneuen, indem ich dem Siebengeſtirn, das er aufſtellt, eine würdige zwölf ſubſtituire.

Ueberblicken wir alſo die Folgereihe perſiſcher Dichter, ſo gewahren wir, daß

Firduſi, ein großer, freier, nationaler Charakter, die ganzen vergangenen Staats- und Reichs-Ereigniſſe, fabelhaft oder hiſtoriſch aufbehalten, vorwegnahm; ſo daß

einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darſtellung übrig blieb.

Omar Chiam, an Freiheit und kühner Eigenheit ihm zu vergleichen, bedingt vielleicht durch ſeine geiſtreiche Schrankenloſigkeit eine folgende enkomiaſtiſche und myſtiſche Epoche.

Enweri hielt ſich feſt an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erſchien, freud- und gabevoll erblickt er auch den Hof ſeines Schah's; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichſten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan. Aber, wunderbar genug, um ein Gleichgewicht darzuſtellen, ergab er ſich zugleich der bitterſten Satyre, — bis er, am Ende ſeines Lebens, von Lob und Schimpf ausruhte, und die Kraft ſeiner Verehrung auf Gott, ſeines Tadels auf ſich ſelbſt richtete.

Niſami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunder-Legende in ſeinem Bezirk vorhanden ſein mochte; alles aber bezieht er auf das Sittliche, und findet in einem liebevollen Handeln allen Räthſeln die beſte Auflöſung.

Attar erſcheint in der erſten Einfachheit und Glorie alter Myſtik, die noch auf ethiſcher Grundlage ruht, und entzündet.

Dſchelaleddin Rumi zu ähnlichen Studien, der ſich aber, jene Grundlage verlaſſend, in eine räthſelvolle Welt abſtruſer Gebilde verliert, in den Ozean ahnender Gefühle träumeriſch untertaucht, und mehr verwirrt, als beruhigt. Glücklicher Weiſe wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben mit gränzenloſen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit, ſich zu ſammeln, überzeugt ſich von der Pflicht zu belehren, und ſo iſt er uns Weſtländern zuerſt fruchtbar und ſegenreich geworden.

Hafis, ein großes, heiteres Talent, begnügt ſich, alles abzuweiſen, wornach die Menſchen begehren, alles bei Seite zu ſchieben, was ſie nicht entbehren mögen, und erſcheint dabei immer als luſtiger Bruder ihres Gleichen. Er läßt ſich nur in ſeinem National- und Zeitkreiſe richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthiertreiber fortſingen, keineswegs um des Sinnes halber, den er ſelbſt muthwillig zerſtückelt, ſondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Er iſt der wahre Dichter: wie Homer befreit er uns noch nach Jahrhunderten durch die glorreiche Macht der Rhythmen von der Laſt des Tages.

Dſchami, allem gewachſen, was vor ihm geſchehen, und neben ihm geſchah, band dieß alles zuſammen in Garben, bildete nach, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler ſeiner Vorgänger in ſich vereinigend.

Hatifi trat noch nach ihm in derſelben Sphäre auf; und nur ſeine Bebarrlichkeit, ſein großer Wille, eine ernſte Tiefe ſeine noch im Alter jugendliche Glut

und Kraft, durften es wagen, zu einem ſolchen Vergleich aufzufordern.

Saïb, der philoſophiſche Lyriker, nähert ſich unläugbar einer neuern, reflektiven Zeit, welche mehr Beſonnenheit, und auf ſich ſelbſt geſtützte Thatkraft fordert, als poetiſche Beſchaulichkeit. Weisheit Einzelner war längſt im Oſten heimiſch; Bildung Aller ſoll ſich nun geltend machen, und ſo ſchließt ſich mit

Feiſi die Wunderwelt des Orients dämmernd ab, indem er zugleich, aus der Nacht, die nur Durchgang iſt, wie der Stern des Morgens aus Gewölken, verhüllt auf höhere Entwicklungen deutet.

Wer zum Symboliſiren geneigt iſt, dem muß ſich, wenn er dieſen Zodiakus überblickt, die Betrachtung aufdringen, daß hier mehr noch als bei Goethe's Siebengeſtirn eine bedeutende ſinnbildliche Folge ſich darſtellt, die uns den Gang menſchlicher Bildung überhaupt, bei Einzelnen wie im Ganzen, vor's Auge bringt. Ein Mährchen- und Heroenleben ſchwebt dem Jugendalter vor, das, wenn es auf dem Boden der Wirklichkeit ſich nicht halten will, dem fröhlichen Genuſſe Platz macht, der in's geſellige Treiben verwickelt. Hier werden wir abwechſelnd zur Anerkennung und Satyre angeregt, bis wir lernen, um die innere Forderung nach einem ſittlichen Daſein zu befriedigen, bei unſerer eigenen Beſſerung anzufangen. Die innere Welt erſchließt ſich uns, wir werden ein geiſtig Unendliches gewahr, das uns in ſeinen Unergründlich-

keiten zu verſchlingen drohte, wenn nicht bittere Erfahrungen uns wieder in den Weltlauf zurückriſſen, und unſere Anforderungen allmählig zu jener Genügſamkeit herabſtimmten, welche das eigentliche Element des Glückes iſt. Wir genießen nur, indem wir uns nach allen Seiten bilden und beſchäftigen; wir geben zu genießen, indem wir leiſten; allein jene alten Forderungen, die tiefſten unſeres Geiſtes, kehren wieder, und, was wir jugendlich vom Augenblicke, vom raſchen Drang erwartet hatten, lernen wir nun, indem wir den Wegen des Ganzen denkend nachforſchen, von der ewigen Vorſehung mit Ergebung hoffen, die gläubige Seele ehrfurchtsvoll dem Lichte zugewendet.

Ich überlaſſe die Zuſammenſtellung dieſer Betrachtung mit jenem Zyklus dem Leſer, und, indem ich hoffe, zum weitern Denken Stoff genug gegeben zu haben, ſchließe ich meine Ergänzungen mit dem Wunſche, daß ſie etwas zur Vermehrung, zur Auffriſchung der Liebe an orientaliſchen Studien, und zur Kenntniß des Orients bei Jenen, die ſich ihnen nicht widmen können, beitragen möchten! Denn ich bin überzeugt, daß im Oriente das Kraut wächſt, welches die Kraft hat, manches Leiden der modernen Poeſie zu heilen, und dabei den Vorzug beſitzt, auch dem Gaumen zu behagen.

Einwirkungen Goethe's.

Die holden jungen Geister
Sind alle von einem Schlag.
Sie nennen mich ihren Meister,
Und geh'n der Nase nach.
Goethe.

Das nennest du unnütz, wenn von deinem Beten
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
Derselbe.

Goethe's große Eigenthümlichkeit wirkte auf seine Umgebung auf eine dreifache Art. Schwache, kleinliche, und dabei, wie immer, eitle Naturen, die ihn auf keine Weise zu fassen fähig waren, denen nur sein Ruhm und der sichtbare Ausdruck von Großheit, der ihm so eigen war, imponirte, — suchten, so wohlfeil sie nur immer konnten von diesen letzten Aeußerlichkeiten etwas an sich zu bringen, —

„und wie er sich räuspert und wie er spuckt,
das haben sie ihm glücklich abgeguckt;"

die Jünglinge, die seine Jugend mitlebten, thaten, als kämen sie ohne Umweg aus Jaxthausen, Wahlheim oder Auerbachs Keller; — ja wenn's nur überhaupt ein Keller war! es war ihnen ganz genial zu Muthe, und sie ge-

dachten vor der Hand, ehe sie die Welt mit ihren Schöpfungen erbeben machen wollten, sich's recht wohl sein zu lassen.

Der Rausch ging vorüber, die Jugend alterte, — aber die Narrheit blieb, oder vielmehr wuchs; denn der Jugend vergibt man sie, dem Alter nicht. Goethe kam, mit Steinen und Antiken beladen, aus Italien, sprach wenig, und war vornehmer geworden. Nun setzten Jene die Brille auf die Nase, gaben sich das Ansehen, Kunstkenner zu sein, und ließen dann und wann ein gnädiges Orakel zu uns armen Sterblichen herniederschallen. Sie thaten, als sei ihnen eben so ruhig zu Muthe, wie ihrem Meister, als stecke hinter ihren vieldeutigen Reden eben so viel Sinn als hinter den seinen. Dieß war das abscheuliche Unheil der Goethe-Thuerei, aus dem wir, leider! noch nicht völlig erlöst sind. — Eine zweite Art der Einwirkung, jener völlig entgegengesetzt, erlitten kräftige, originelle Naturen, die entweder eine innere Diskrepanz mit Goethe's Wesen in sich fühlten, oder von vorneherein jeder Uebermacht feind, je mehr seine Würde sich entfaltete, desto mehr sich gegen sie waffneten. Diese Gegner haben dem Dichter, sobald sie nur wahr und ehrlich waren, weit weniger geschadet, als jene Nachbeter; jetzt, wo Goethe's Eigenthümlichkeit und Verhältniß zu seiner Zeit und Welt immer klarer wird, werden ihrer immer wenigere, aber manche bedeutende fahren noch fort, sich auf ihrem Sattel zu behaupten. — Die dritte Art seines Einflusses, den er zumal in nächster Nähe geübt zu haben scheint, war die erfreulichste. Sie glich der Wir-

kung, welche dieſelbe Eine Sonne auf die mannigfachen Produkte der irdiſchen Vegetation ausübt: Jedes dieſer Gewächſe gedeiht nach dem Maßſtabe, der ihm eingeboren iſt. Und ſo kam durch Goethe's Anregung, aber ohne ſeinen Zwang, mancher treffliche Geiſt zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt und der Sphäre, in welcher er für ſich etwas darſtellen konnte, was, in demſelben Kreiſe, keinem andern möglich war. Unterdrückung eigener Kräfte aus Verzweiflung am Gelingen, im Anblicke eines übergewaltigen Geiſtes, wirkte Goethe gar nicht; denn ſein ganzes Sein, Dichten und Lehren war anregend, aufmunternd, fördernd, belebend. Von jeder der geſchilderten Wirkungsarten geben die mannigfachen erſchienenen Korreſpondenzen intereſſante, der Menſchenbeobachter darf wohl ſagen, inſtruktive Beiſpiele. Uns iſt es, indem wir uns von den odieſen, uns leider nur zu gegenwärtigen der erſten und zweiten Art abwenden, nur darum zu thun, an der ſtillen Betrachtung zweier reinen, an's Wunderbare grenzenden Verhältniſſe der dritten Art, unſer Denkvermögen zu üben und unſern innern Sinn aufzubauen. Nichts ſcheint mir unſerer Zeit mehr zu gebrechen, und nichts ſcheint ſie mir eben mehr zu bedürfen, als daß das Aechte, das Tiefe, das ſich in ihr bewegt, an's Licht gezogen, und — nicht im Poſaunenton wieder zu Grabe geblaſen — ſondern erkannt, und durch Erkenntniß der dürſtenden Menſchheit angeeignet werde.

1.

Schon vor mehreren Jahren bekamen wir, wenn ich nicht irre, im Morgenblatt, und darauf in den Blättern für literariſche Unterhaltung, Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen der Frau R. Fr. Varnhagen v. Enſe zu leſen, die durch eine blitzartige, aphoriſtiſche Lebendigkeit die Aufmerkſamkeit des Leſers anzogen, und ſobald dieſe gefeſſelt war, ſofort die ernſten Kräfte des Geiſtes und Gemüthes in Anſpruch nahmen. Man war dabei mehr angeregt, als befriedigt, und wünſchte eine deutlichere Vorſtellung von der Bildung, Denkart und den Verhältniſſen einer ſo merkwürdigen Frau erlangen zu können. Der Wunſch iſt erfüllt. Der Gemahl der Verewigten, der als Biograph und als Literator im edelſten Sinne des Wortes rühmlichſt bekannte Varnhagen von Enſe, legt erſt einem engern Kreiſe von Freunden und „Gleichgeſinnten“ und nun auch dem größern Publikum in drei ziemlich beleibten Bänden die Schätze eines reichen, gebildeten Lebens vor. Wenn ich dieſe Notizen der folgenden Darſtellung vorſetze, ſo geſchieht es, um mit wenigen Zügen die Schwierigkeiten anzudeuten, die dem Beſprecher eines ſolchen Buches entgegentreten. Der Leſer wird alſo nicht die Löſung eines ſo verwickelten lebensgeſchichtlichen Problems, ſondern die Darlegung desſelben, wie ſie ſich auf wenigen Blättern geben läßt, erwarten.

Wir haben es hier mit einer Natur zu thun, und zwar mit einer eben ſo zarten, als grandioſen; dabei

haben wir die Verhältniſſe zu betrachten, unter welchen ſie ſich entfaltete, und diejenigen, welche — ich weiß nicht ſoll ich ſagen: hemmend oder beſtimmend — auf ſie zurückwirkten. Unter dieſen letztern verſtehe ich die kranken Zuſtände, die Rahel durch ihr ganzes Leben begleiteten, ja, ſo ſehr in dasſelbe verflochten waren, daß man wohl ihre Krankheit ihr Leben nennen dürfte. Man ſieht, daß hier, wenn ein vollkommenes Verſtändniß bezweckt werden ſoll, eine pathologiſche Betrachtungsweiſe einzutreten hat; man ſieht ferner, daß ſich ein Naturell dieſer Art in einem Jahrhunderte die innigſte Theilnahme zu verſprechen hat, welches, in einem ähnlichen krankhaften Prozeß begriffen, einer ähnlichen Betrachtungsweiſe anheimfällt.

Die Zartheit dieſer Natur iſt ſo ungemein, daß auch die winterlichſten Stürme des Lebens, und was mehr iſt, die nüchternſte Wahrheit und eiſige Strenge der Reflexion ihr keine Rauhheit aufzudringen im Stande waren. Daher die ſchöne Eigenſchaft, welche gewiß jeden fühlenden Leſer dieſes Buches auf's Freundlichſte anſpricht, daß bei allem tiefen Ernſte ihrer Studien, bei aller Gründlichkeit und Schärfe ihrer Unterſuchungen, bei aller Kraft und Freiheit ihrer Anſichten, Rahel nicht einen Augenblick das Weib verläugnet. Sie wird vielmehr, was ſie im innerſten Gemüthe zu ſein nie aufgehört, noch in den letzten Momenten ihres von Schmerzen jeder Art zerriſſenen Daſeins, wieder: Kind, in der rührendſten Bedeutung des Ausdrucks. „Ich darf mich im Leiden auf eine Ecke von Gottes Mantel legen; er erlaubt es;“ — iſt ihr Troſt

in den bittersten Prüfungen. Eine stille Redlichkeit, eine heitere Einfalt bleibt ihr Ariadnen'sfaden in dem Labyrinthe des sozialen und literarischen Wirrwarrs, und nur dadurch ward ihr die Gunst, die sie mit Dank zu rühmen weiß: „bei altersmäßiger Reife alle Springfedern wahrer Kindheit und Jugend im Gemüthe zu behalten."

Großartig ist der Urtrieb ihres Wesens; er ging schon vor dem Erwachen der Denkkräfte außer die Schranken ihres eigenen Wohles und Wehes, wie wir mit Erstaunen aus ihren ersten, kindisch-erhabenen Briefen sehen. Er blieb in spätern und den spätesten Jahren der Richtung in's Unendliche, in's menschliche Große treu. „Ist", frägt sie mit mahnender Würde, — „ist Bewunderung nicht die eigentlichste Rührung, und das andere nur Mitleid?" — Griechen und Römer würden sie hierin begriffen haben. — Bei den kleinsten Objekten wendet sich ihr freier Blick auf die unendliche Verkettung, in der sie mit dem großen Ganzen leben — eine Großheit, die hin und wieder an die Selbstbetrachtungen Mark Aurel's mahnt; in allem forscht und gräbt sie nach der Wesenheit; überall frägt sie sich kühn, und antwortet sich unverzagt, wodurch alles, was sie sagt, den Charakter fester Originalität und Sicherheit erhält; welche Färbung noch dadurch erhöht wird, daß sie für jeden Zustand, jedes Aperçu, jede Phantasie, jedes Objekt des äußern wie innern Daseins in allen Winkeln der deutschen und französischen Sprache, und sei es in denen des Dialekts und Jargons, den wahrhaft kongruirenden Ausdruck sucht, so, daß denn auch ihre Terminologie ein ganz eigenes, anfangs dunkel und bunt

aussehendes Kolorit bekommt, mit dem man sich aber, dem bedeutenden Gehalt zu lieb, von dem es nicht zu trennen ist, gar bald und gern befreundet. Vielmehr erscheinen eben durch diese Eigenheit selbst gemeinere Erfahrungen, alltägliche Ergebnisse, einfache Betrachtungen in einem lebendigen Glanze selbst ausgestrahlten Lichtes, und wir erinnern uns an Goethe's „wie das Wort so wichtig dort war, weil es ein gesprochen Wort war." Diese Richtung ihres Geistes in's Große, ausgehend vom Bewußtsein eigener Kraft, verbunden mit tiefer und ausgebreiteter Bildung, macht es möglich, daß ihre Betrachtungen, wenn gleich nicht in einer abgeschlossenen, sich gegenseitig begründenden Gliederung, wie sie mehr dem männlichen Verstande zusagt, sich doch jederzeit von da, wo sie eben steht, auf die sonnenhellen Gipfel menschlichen Erkennens und Glaubens leiteten, daß sie zu Resultaten gelangte, die nur dem Gesetzgeber, dem Erzieher des Menschengeschlechtes in der Stunde der Weihe sich offenbaren, und die ihrem Detaillir-Naturell ohne jene Tendenz ihres höchsten Sinnes wohl immer fremd geblieben wären. Bleiben sie es doch ewig dem größern Theile des menschlichen, dem größten Theile zumal des weiblichen Geschlechts! — Und so gelingt es ihr, mit der Unschuld eines Kindes und dem Scharfsinn eines Sophisten Probleme zu lösen, welche nur aufzustellen die Schule Bände bedarf. Wenn sie z. B. die Verse hinschreibt:

Unser Wille ist der Gang
Nach dem Zwang;

Immerhin, es sei!
Einsicht macht uns frei —

so können wir nicht verheimlichen, daß allen Dialektikern über das grilligste Thema der Metaphysik ein solcher Blick zu wünschen wäre. Ja, man muß zugeben, daß eben die rhapsodische Art, mit der sie in den Lehren der Philosophen gleichsam die Lebenspunkte (die puncta salientia) aufzuspüren weiß, ihr wie im Spiele einen letzten harmonischen Zusammenklang vernehmbar macht, in dem sich die verschiedensten Stimmen zuletzt vereinen, ohne es zu wissen, weil jede, gewohnt nur sich zu lauschen, die Schwestertöne überhört. „Mir kommt vor", sagt sie, „als sagten alle Philosophen dasselbe, wenn sie nicht seicht sind;" den Unterschied findet sie nur darin: „daß sich Jeder bei einem andern Nichtwissen beruhigt." Die Geister der Weisen werden ihr hier lächelnd zunicken; wissen sie doch, daß sie Alle Spiegel Eines Lichtes sind, — freilich vom klarsten zum trübsten in gar vielfachen Abstufungen!

Die Verhältnisse, unter deren Aegis sich eine solche Natur entwickelte und zur Reife gedieh, waren wohl geeignet, eine schöne, vielseitige, intensive Ausbildung zu erzielen. Im Mittelstande geboren, früh dem Einfluß einer Glaubensgenossenschaft, in welcher offene Imagination, Sentimentalität, Bizarrerie und Witz heimisch sind, — so wie dem einer norddeutschen, städtischen Ueberbildung hingegeben, welcher die Wirkungen des erstern noch erhöhte, — früh als eigenkräftig und einsichtsvoll anerkannt, und diese Vorzüge praktisch im Familien- und nächsten Freund-

schaftskreise bethätigend, — früh in der strengen Schule körperlicher und geistiger Leiden durchgearbeitet, — allmählig in die Cirkel der feinern, zumal mit Literatur verflochtenen Gesellschaft hineingezogen, die Welt und ihre Interessen beim Scheine der Lampe mit ihren Büchern, wie im verworrenen Geräusche des Salons übersinnend, und nach und nach mit den Sternen des sozialen wie des literarischen Himmels vertraut gemacht, — kann Rahel uns und der Nachwelt zum Maßstab des Höchsten dienen, was einer Frau unserer Zeit und unseres Vaterlandes an Kultur erreichbar ist. Wir müssen aber den Leser auf den Briefwechsel verweisen, wenn er sehen will, wie aus den rohen Zügen, die wir entwarfen, das interessante Bild sich zusammenfügt. Goethe's mächtige Einwirkung darf hier nicht unerwähnt bleiben. Sie war weit mehr, als eine persönliche zu sein pflegt; und wenn dieser große Geist in allen edleren Gemüthern seines Volkes lebt und leben wird, so hat Rahel ganz und gar in ihm gelebt. Ein Verhältniß, welches mit dem sogenannten magnetischen Rapport die größte Aehnlichkeit hat, trat hier ein: und dieses führt uns auf das Hemmende in ihren Verhältnissen, das wir oben angedeutet, und nun genauer zu bezeichnen haben.

Rahel kann nämlich nicht verstanden werden, sobald man sie nicht als krank versteht. Eine bis zu jenem Grade, der noch Klarheit des Bewußtseins erlaubt, gesteigerte Sensibilität, mit verhältnißmäßig zurückgehaltenem vegetativen Leben, konstituirt die Eine Hälfte ihres Wesens, wenn wir die andere den freien Wirkungen ihres Geistes

zugesteben müssen. Nur einige Züge zu diesem Bilde: „Um 2 Uhr in der Kirche;“ schreibt sie im Jänner 1820 ... „hinter mir ein Mensch umgefallen. Ich erschrocken, krank davon den ganzen Tag;“ — bald darauf: „dann den Abend im größten Schnee zu Hause; mir verging dreimal die Luft gänzlich; ich glaubte zu sterben, und rang wie im Wasser.... Ich war den ganzen Tag zittrig und krank davon.“ Im Jahre 1832 wünscht sie Ernestinen Robert „Harmonie mit der Atmosphäre“ als das Erste, Unentbehrliche; „wem Hygiea den Rücken kehrt“ — fügt sie schön hinzu — „der sieht Apoll auch nur abwärts gewendet.“ Ihre Briefe zur Zeit der Cholera sind in diesem Betracht merkwürdig. So floß ihr Leben zwischen Briefschreiben, Theetrinken und Kranksein hin, ein Kampf-Terrain wechselnder Einwirkungen von Außen, und einer höchst erregbaren Stimmung von Innen. Durch diese Stimmung wird die bis zum Durchsichtigen geläuterte Empfänglichkeit für Influenzen jeder Art, von denen der Witterung bis zu denen menschlicher Geister auf sie begründet, wodurch sie gleichsam eine konduktorische Eigenschaft erhielt; durch sie das Abspringen von einem Objekte zum andern, die Geistes-Oszillation; Resultat einer krankhaften Reizbarkeit, der ein behagliches Verweilen unmöglich ist; weßhalb denn ihr bunter, zerrissener Redestyl dem an schrittweise Folgerichtigkeit, an Steigerung und Entwicklung gewohnten männlichen Leser Unbehagen verursacht, so daß man sich in ihre Briefe mit Neigung hineinlesen muß, um sie, in ihrem Sinne, zu „goutiren;“ durch sie das stete Aufmerken auf sich selbst, nicht bloß in

ſittlicher, ſondern auch in materieller Beziehung, wobei ſie ſich, ſo gut es geben will, als Phänomen zu faſſen und zu zergliedern ſucht — ein Geſchäft, welches vom Geſunden nie ſo ſorgfältig ausgeübt wird, welches ihm auch nie in dieſem Grade gelänge. Und da der Menſch doch nie aus ſeiner Haut heraus kann, ſtelle er ſich wie er wolle, ſo mag man unſere Zeilen als Ergänzung des Bildes von fremder Hand betrachten, welches die eigene ſo muſterhaft zu ſkizziren wußte.

Ich habe oben dieſe krankhaften Zuſtände nicht bloß hemmend, ſondern überhaupt beſtimmend genannt; und in der That, wenn es im Allgemeinen wahr iſt, daß Fehler ſo gut wie Tugenden zum Ganzen eines Menſchen gehören, ſo tritt hier insbeſondere der Fall ein, daß wir uns eben die ſchönſten, merkwürdigſten und eigenſten Vorzüge Rahel's nicht ohne ihre Mängel, nicht ohne ihre Krankheit denken können. Ihre penetranteſten Ausſprüche, ihre, wie Blitzſtrahlen ſternenloſe Nächte aufhellenden Seherworte, ihre tiefſten Empfindungen, welche die geheimen Saiten unſeres Herzens ertönen machen, — was ſind ſie anders, als Divinationen einer Clairvoyante? Nicht einer eiſernen Kette von Schlüſſen entgliedert, ſondern Blüten und Früchte, dem Wunderbaum erhöhten Gemüths- und Nervenlebens im Zauber des Augenblicks entwachſen. Ich fürchte, für manchen meiner Leſer hier ſeltſam und myſtiſch zu werden, und breche deßhalb ab. Das Geſagte reicht hin, ihre Zuſtände zu beleuchten; und wer die angedeuteten Wege verfolgt, wird mehr inne werden, als ich ſagen konnte; wird in dem Wechſelwirken einer zart organiſirten Natur,

eines frühreifen Geiſtes und ſchmerzenreicher Jahre, leicht auch die Wurzelfaſern jener ſchönen Religioſität finden, welche Rahel's eigenſtes Lebensergebniß, und worin ſie Virtuoſin war.

Aus den, im Allgemeinen über eine ſo denkwürdige Erſcheinung angeſtellten Reflexionen, wird ſich ſofort manche Einzelnheit, die, aus dem Ganzen geriſſen, räthſelhaft daſteht, erklären laſſen. Ihr Verſtändniß, z. B. Goethe's, tief und lebendig wie es iſt, iſt doch kein ſolches, wie man es dem Philoſophen, dem Naturforſcher zuſchreibt, wenn er ein Gegebenes aus ſeinen nothwendigen Bedingungen, in ſeinen nothwendigen Folgen, begreift; es iſt eher eine Sympathie, als eine Einſicht zu nennen. Sie faßt das einzelnſte, das gelegentlichſte, bedingteſte, flüchtigſte ſeiner Worte auf, und weiß — man darf nicht ſagen: etwas unterzulegen, ſondern — das Lebendige darin dergeſtalt herauszufühlen, daß den, der mit ihr zu fühlen geeignet iſt, ein Staunen überfällt, welche Fülle des Erlebten ein ächtes Dichterwort in ſich ſchließt. Selbſt die abgeſchloſſenſten Philoſophen, einen Spinoza, den „ehrlichen, unperſönlichen, ſtillen, milden Denker," von dem ſie aber gerade das wunderbarſte und zugleich praktiſcheſte Kapitel de affectibus „ennuyirt," St. Martin, Fichte, „ihren Herrn und Meiſter," nimmt ſie ſo bei einem Ende des Fadens auf, entwickelt mit glücklichem Takt Reſultate aus dem Knäuel, und ſo geſchieht es, daß, indem ſie Jedem das Erlebte nachlebt, in ihr die ſeparateſten Anſichten und Kredo's ſich vertragen. Denn freilich liegt in jeder konſequenten philoſophiſchen Doktrin etwas Aechtes, das zum

Höchſten führt: nämlich die Prozedur des menſchlichen Denkvermögens. Rahel weiß nichts von der Unverträglichkeit jener drei erwähnten Konfeſſionen; ſie weiß nur, daß alle der Einen Sonne zuſtreben, die ihren Strahl auf alle herabſendet.

Wenn wir nun dieſen Geſichtspunkt feſthalten, ſo werden wir billiger gegen ihr nicht ſelten befremdendes Urtheil über Schriftſteller und öffentliche Charaktere, mit dem man durchaus nicht übereinzuſtimmen vermag; ſelbſt über ihren Goethe, den ſie nicht immer völlig erräth: man begreift ihre eigene Verwunderung über das, was ihr an manchem ihrer Lieblinge unbegreiflich erſcheint, weil ſie das Woher und das Wozu vergißt. Dahin zähle ich ihre Kritiken über die Novelle vom Prokurator und der jungen Frau in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, die der Erzähler vorzugsweiſe „moraliſch" nennt; über Hoffmann's Fräulein von Scuderi; über Walter Scott; wohl auch über die Briefe eines Verſtorbenen; und ſo manches andere; dahin ihr Staunen über Novalis Nichtverſtehen Wilhelm Meiſters u. dgl. m.

Ein dem Leſer ſehr zu Hilfe kommendes Beiſpiel von der Art, wie ſie über ſich ſelbſt raiſonnirt, iſt die Vergleichung, die ſie zwiſchen ſich und der Frau v. Staël anſtellte: „Sie war gutmüthig und haßte Affektation, oder vielmehr: die ennuyirte ſie zu Tod; und Ennui war ihr Aergſtes; dies iſt auch mein Aergſtes; ſonſt vergeben wir viel. Die armen Menſchen! ſag' ich immer; pauvre nature humaine! ſagt ſie; aber wir ſind ſehr verſchieden. Sie hat Talent, ich nicht. Wenn ich auch Bücher machte,

so schrieb ich nicht.... Sie vergriff sich sonst in Schätzung der Sentiments; und das sah aus wie Affektation in ihren Büchern; so etwas that ich auch in der frühesten Jugend nicht."

Zu ihrer Selbstbeobachtung gehört es, daß sie häufig am Eingange ihrer Briefe die Witterung und andere äußere Umstände, die während des Schreibens Statt fanden, zu schildern sucht. Sie will damit ihre ganze Situation, und die durch sie erregte Stimmung dem Empfänger vor die Seele bringen; sich als einen Komplex bestimmter Wirkungen heterogener und gleichnamiger Elemente naturgeschichtlich darstellen. Aber nicht bei der unfruchtbaren Beschauung dessen, was nicht in des Menschen Willkür gegeben ist, blieb sie stehen; sondern sie hörte nicht auf, wie sie es nennt, „an sich zu zimmern", — was ihr in den Stunden bitterer Prüfung, die ihr so zahlreich beschieden waren, heilsame Labungen bereitete. So kennt sie auch die in ihren krankhaften Zuständen begründete Unmöglichkeit, ein Ganzes frisch in sich aufzunehmen, treu zu hegen, und mit stiller Ausdauer zu vollenden. Es war wohl diese Erkenntniß, die sie bewog, wiederholten dringenden Aufforderungen zur Ausarbeitung irgend eines gegliederten Werkes zu widerstehen. Zur poetischen Hervorbringung, der lyrischen zumal, war sie übrigens befähigt genug, und obendrein getrieben. Nicht aus den eingestreuten Versen und gelegenheitlichen Gedichtchen, die höchst ungelenksam sind, ist dieß zu schließen, sondern aus ihrer Individualität und einzelnen Flügen ihrer Phantasie. Statt jeder weitern Erörterung folgende Zeilen, die sie zu einem

ausgeschnittenen Bildchen schrieb: „In milder Nacht, bei hellem Mond und sanfter Sterne Licht, in Blumenmitten, die freier athmen, und zu einander flüstern, was sie bei Tag verschwiegen, oder was verhört nur werden mußte; wenn noch verspätet Schmetterlinge jagen, die Schnecke ihren Weg verfolgt, still eine Biene einholt, was sie Tags im Kelche lassen mußte der Schlaf die Welt gefangen hält und befreit, Weste nur leise sich und schmeichelnd zu den Aesten wagen, Vögelchen nicht zu wecken; Gräser und Halme Abendthau auf ihren Häuptern wiegen, das ganze Thal ein Fest der Sehnsucht und der Ruh', ein Tag für Elfen und für ihre Spiele: fehlt nichts als eines lieben Mädchens Gegenwart; ihr Aug' und ihre Brust, dieß Fest zu überschau'n und zu empfinden; und was dem schönen Kinde nun noch mangelt, wird sie im Liedeston uns nun berichten." — So denkt, so wünscht man sich weibliche Dichtungen. Dieses liebevolle Eingehen in das heilige Stillleben der Natur, mit der Fertigkeit, die Fäden dieses Lebens durch angemessenen Ausdruck mit denen des menschlichen zu einem schönen Bilde zu verweben: ist Grundbedingung zur Lyrik. Auch an Betrachtungen über das Wesen der dichterischen Produktion ließ sie es — wie man denken kann — nicht fehlen. „Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein", sagt sie, „macht den Dichter, wie er den Menschen macht;" — und: „der Dichter brauche seine Stimmung, wie der Bildhauer den Marmor:" und so ist ihr der poetische Zustand ein fruchtbares Gleichniß des menschlichen. Vortrefflich unterscheidet sie die „Beschreibung" als subjektiv von der objektiven „Darstellung",

und weiß mit Geſchmack und Schärfe einzelne Schönheiten der Dichter zu deuten.

Wenn ſie häufig Bücher wie Menſchen überſchätzt, ſo hat ſie dieß mit allen Beſſern gemein, und es hat ſeinen Grund in der Schönheit ihres Gemüthes, deſſen Spiegel reinigt und verklärt. Und hier wäre es am Orte, über das, was Rahel eigentlich war, über die ſittliche Würde ihres Charakters, den Kern und Gehalt ihres Lebens etwas beizubringen, wenn nicht alles Vorhergehende, wie Radien aus einer Peripherie, nur nach dieſem Zentrum hinwieſe; wenn nicht die Erzählungen und Zeugniſſe ihres Gatten und Anderer ihren Wandel als würdig und ſegenvoll darzuſtellen genügten; wenn endlich nicht jedes Wort über den eigentlichen und innerſten Werth eines Menſchen ein überflüſſiges, ungenügendes, ja entheiligendes Zeichen deſſen wäre, was nicht auszuſprechen, und nur durch Schweigen genugſam zu ehren iſt.

Doch fehlt es in ihren Briefen auch nicht an Ausſprüchen, welche in bedeutungsvoller Kürze die tiefſten Geheimniſſe einer ſchönen Seele wie die reifſten Früchte eines langen, der Menſchheit liebevoll geweihten Nachdenkens, den Gleichgeſinnten erblicken laſſen. „Jeder trägt ſein Schickſal in ſich: Wünſche nach Dingen, ohne die er nicht weiter leben kann; ..... So lange wir nicht auch das Unrecht, was uns geſchieht, für Recht halten, ſind wir noch ohne Dämmerung; ..... Einſicht macht uns Menſchen zu Sklaven der Pflicht; ..... Handeln iſt an und für ſich ſittlich; da hebt es an; ..... Billigkeit, Haß, Liebe wird geübt, aber keine Gerechtigkeit; ..... Man

hat sich nicht, wenn man sich nicht streng faßt: . . . . Was in der Welt ist liebenswürdiger und glücklicher als eine aufgeschlossene Seele für Alles, was Menschen betreffen kann?. . . . . Es gilt in allen Fächern, Handlungs- und Gedankenkreisen um dieselbe Sittlichkeit. Wahrheit oder Nicht-Wahrheit; die lieben ist sittlich sein; sie zu finden wissen, Verstand haben, — der Vernunft folgen; und niemals darin ermüden: ist der höchste Bund." — In diesen Ueberzeugungen blickt sie auf ihr Leben zurück; das Hochgefühl ihres eigenen Werthes geht ihr auf, und eine tröstliche, einzige, unentreißbare Empfindung beruhigt ihr Gemüth, wenn sie die Zeilen niederschreibt: „Beim Schlimmsten, beim Tode selbst — laß uns denken, daß wir zu den Edelsten gehörten, und mit offenen Augen lebten."

Mit offenen Augen sieht sie ihre Zeit an, ihr Berlin; ihre Bücher, ihre Menschen, ihre Leiden; und, wie sie, vor und mit den Besten ihres Volkes Goethen zu würdigen weiß, so spricht sie sich gründlich und frei über alles aus; und oft genug haben Erfolg und Nachwelt das Siegel auf ihre Orakel und Prophezeihungen gedrückt. Die Urtheile über Tieck's Phantasus (zu jener Zeit), manches über Jean Paul und Schiller, über Frd. v. Schlegel, Schleiermacher (im J. 1816) über Madame Staël, über Thiers (prophetisch) und wie viele politische Reflexionen und sibyllinische Blätter wären hieher zu zählen! Durch diese Schärfe und Tiefe ihres Blickes macht sie uns, wenn er in den Kreis ihrer Freunde fällt, denn auch mit mancher anziehenden oder instruktiven Persönlich-

keit bekannt, die, wie Fr. v. F. unſere Neigung, wie Alexander von der Marwitz unſere Achtung zu erwerben verdient.

Das Bildniß der Verewigten iſt dem erſten Bande mitgegeben, nebſt einem Fakſimile. Jenes drückt den Kampf zwiſchen Krankheit und angeborner Heiterkeit und Stärke, die bedeutende Miſchung von liebevollem Ernſt und freiem, klarem Spott, das Mitgegebene und geſellig Erworbene, ſehr wohl aus, und möchte demgemäß als ähnlich anzuſprechen ſein. Dieſes iſt ein Denkſpruch aus dem Lieblings-Myſtiker Rahel's, dem Dichter des „cherubiniſchen Wandersmannes," — ein Spruch, deſſen Anwendbarkeit auf ſie ſelbſt alsbald in die Augen fällt. Daß ihr die Myſtiker überhaupt zuſagen, indem ſie jedes Bedürfniß des menſchlichen Gemüthes mit ahnungsvollen Klängen beſchwichtigen, wird Jeder, der unſere Zeilen einiger Aufmerkſamkeit werth fand, natürlich finden.

So gewährt uns denn dieſe merkwürdige Briefſammlung von Neuem die Ueberzeugung, daß, unabhängig vom Einfluſſe geſchlechtlicher Verhältniſſe, wenn gleich durch ſie eigenthümlich gefärbt, ſich die Blüte veredelter Menſchheit, — ſo wie, unabhängig von geſellſchaftlichen Einwirkungen und Doktrinen, in der Stille eines gereinigten Gemüthes, ſich das Gefühl und die Einſicht der höchſten menſchlichen Intereſſen entfalten könne. Wenn jeder Einzelne, mit ſtrenger Beharrlichkeit, wie dieſe Frau, über ſich wachend, dieſe Pfade ginge, ſo würden alle auf dem Gipfel zuſammentreffen, und das Ganze würde den unvergänglichen Segen der ſchmerzlichen Bemühungen empfinden.

2.

Wenn wir, zu eigener Förderung, Rahel's originelle Lebens- und Bildungswege zu verfolgen unternahmen, so haben wir die Gelegenheit dankbar anzuerkennen, welche uns Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde gewährt: das Gefühl der Ehrfurcht öffentlich auszusprechen.

Es tritt hier etwas an's Licht des Tages, was, in geweihten Nächten aufgeblüht, dem Geheimniß angehört, aus dem es geboren, und in das es sich zu verhüllen gewohnt ist, seit es unter den Menschen sich entfaltete. Da es sich nun einmal hervorwagt, so sind wir aufgefordert, es zu begrüßen; mehr aber kann man nicht von uns verlangen. Zu beurtheilen ist da schon gar nichts, nicht einmal darzustellen, kaum zu vermitteln; zu vernehmen ist, wo möglich in sich aufzunehmen, zu genießen; wo nicht, mit Achtung und stiller Verneinung abzulehnen. Ein Rezensent, im gemeinen Sinne des Wortes, diesem Phänomene gegenüber, würde recht eigentlich den asinus ad lyram darstellen. Es wäre, als ob man Gewitter, Schmerzen, Genüsse und Blüten rezenüren wollte. „Wer mich kennt, wer mich fühlt — ruft uns Bettina im Tagebuch zu — will nicht urtheilen. Wie die Sonne freundlich mit ihren Streiflichtern auf Deinem Antlitz spielt; so spielt die Liebe, die Laune mir am Herzen; und wen ich liebe, dem bringt es Ehre; ... Du hörtest mir zu, und ließest die Andern den Verstand haben, sich meiner Narrheit zu entsetzen ... Ewiger Rausch der Liebe und Nüchternheit des Verstandes! ihr stört einander nicht: die

eine jauchzt Muſik, der andere ließ den Text.“ — Mit fortgeriſſen von den Wogen dieſer Begeiſterungen, ſetze ich, nicht ohne ein ſchmerzliches Widerſtreben, den Kiel auf's Blatt, um da Gränzen hinzuzeichnen, wo keine ſind. Wir nennen es ordnen, und müſſen es einmal thun, wenn wir nach unſerer Weiſe uns über etwas klar dünken wollen.

Weil ich aber gleich Anfangs von einer Parallele ausgegangen bin, ſo will ich ſie weiter fort-, ja gänzlich durchführen. Vielleicht, daß ſie uns weiter hilft, als die einſeitige Reflexion über eine abgeſchloſſene Natur.

Rahel und Bettina ſind weibliche Charaktere des höchſten Genre; beide wurzeln tief in dem Lebenselemente, das unſer Jahrhundert bietet; beide denken und fühlen rein, eigen und groß; beide fallen in der Verehrung Goethe's zuſammen; beide gelangen merkwürdig zu gleichen Reſultaten, welches wir ſpäter im Einzelnen nachzuweiſen gedenken; und doch ſind ſich beide ſo völlig, als es nur unter ſolchen Verhältniſſen denkbar iſt, entgegengeſetzt. Rahel iſt das exquiſiteſte Kunſtprodukt, welches durch ſeine Vollendung in den Kreis der Natur wieder zurückkehrt; Bettina iſt reines Naturprodukt, welches die Vollendung urſprünglich in ſich hat, und auszuſprechen ſtrebt; Rahel iſt krank, und aus dieſer Krankheit ſetzt ihre Geiſteskraft die wunderbaren Perlen ab; Bettina iſt geſund, und dieſe Geſundheit reift überquellend duftige Blüten und ſaftige Früchte in ihr, die ſie ſelbſt mit liebevoller Andacht bewundert und genießt; bei Rahel überwiegt Intelligenz, angeboren, und entwickelt durch geſellſchaftlichen Verkehr, in dem ſie lebt und webt, und allein

Befriedigung findet; bei Bettina waltet das Gemüth vor, gehegt in stiller Einsamkeit, worin einzig das Höchste zur freien Gestaltung kommt; Rahel sucht Goethe's Geist zu fassen, aus jedem Worte zu saugen, in sich zu verwandeln; sie hat es mit dem Dichter, dem Weisen zu thun; Bettina gibt sich der Einwirkung seines Gemüthes liebend hin; sie sucht sich in ihn zu verwandeln; ihr ist er die Sonne ihres Blühens: Er, nicht seine Werke, zu denen sie eher in einem oft feindlichen Verhältnisse steht; Rahel's Ausdruck ist originell, kurz, expressiv, pointirt, zerrissen, geistreich, unschön; Bettina's Sprache fließt, ein Wohllautstrom des Gefühls, im Abendlicht der Liebe hin, und ist wahrhaft schön; Rahel's Sphäre ist breit und tief, Bettina's Richtung tief und hoch; die Philosophie Beider ist idealistisch, weil sie weiblich ist, und nähert sich der Denkart Fichte's; nur bei Rahel mit einer realistischen Hinneigung zu Spinoza, bei Bettina mit einem Verwandtschaftszug gegen Platon-Jacobi hin; und während Rahel, gewohnt, „an sich zu zimmern," nach erschütternden Wehen und herben Läuterungen uns die Schöpfung ihrer selbst darstellt, begnügt sich Bettina, dem geheimnißvollen Walten eines höhern Geistes in sich zu lauschen, als dessen geheiligtes Organ sie sich selbst, — als dessen mystisches Heraustreten und Rückkehren in sich, sie mit Religion ihr ganzes Leben betrachtet.

Wer dieser Vergleichung mit einiger Theilnahme gefolgt ist, wird nun lieber das Einzelne durchgehen und sehen, in wie fern sie uns dabei fördert, in wie fern sie sich dabei bekräftigt. Das Ganze beginnt mit einer Kor-

respondenz zwischen Bettina und Goethe's Mutter, der Frau Rath. Diese treffliche Frau, die wir hier zur Befriedigung unseres Herzens kennen lernen, bildet, historisch und dem Charakter nach, die Mittlerin zwischen dem Dichter und dem Kinde. Ihre mütterliche Liebe hält ihr den Spiegel vor, in welchem ihr Bettinens ideale Leidenschaft erkennbar wird; und wie sie ihrem Sohne an praktischem Sinne, ruhigem Behagen, kräftiger Seelengesundheit und Freude an Ordnung und Gesetztheit näher steht, so zieht sie das ächt weibliche, zarte Gemüth, der freundliche Kindersinn, „die Lust zu fabuliren," zu Bettinen hin, die ihr mit der Zeit unschätzbar und völlig unentbehrlich wird. Nichts kann sie in dem Glauben an das schöne Herz irre machen, das sich ihr aufgethan, das sich an das ihre geschmiegt; man konnte ihr nicht weißmachen, daß Bettina falsch gegen sie sei. „Der ist falsch" — sagte sie — „der mir meine Lust an ihr verderben will" (II.). Sie wünscht ihre junge Freundin, einzig um dieser willen, beruhigter, gesetzter, sich den Kreisen des täglichen Lebens bequemender, indem sie für die Harmonie ihres Innern bei steter Aufregung besorgt ist. „Das kann ich nicht von Dir leiden" — schreibt sie in diesem Sinne — „daß Du die Nächte verschreibst, und nicht verschläfst; das macht Dich melancholisch und empfindsam. Mein Sohn hat gesagt: was einen drückt, das muß man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, da hat er ein Gedicht d'raus gemacht. Der Mensch wird begraben in geweihter Erd'; so soll man auch große und seltene Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, an den

ein jeder hintreten kann und deſſen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang geſagt, wie er den Werther geſchrieben hat" (I.). Und wieder ſchreibt ſie: „Ich ſag' Dir noch einmal: alles in Ordnung! und ſchreib' ordentliche Briefe, in denen was zu leſen ſteht. Dummes Zeug nach Weimar ſchreiben! ſchreib', was euch begegnet; alles ordentlich hintereinander" (I.). Nichts deſtoweniger ſucht und weiß die gemüthvolle Frau mit des Mädchens Wunderwelt nach ihrer Weiſe fertig zu werden; und wenn ſie ihr in der ſublunaren keinen Platz anzuweiſen findet, ſo gönnt ſie ihr gerne das Himmelreich: „Wenn's nur auch wahr iſt, daß Du das alles geſehen haſt!" antwortet ſie auf die Beſchreibung alterthümlicher Kunſtwerke, die ihr Bettina zuſendet; denn ſie traut der ſchwärmenden Phantaſie nicht recht; gleich aber verbeſſert ſie ſich: „Ja, Du haſt! ſolche Sachen, die man im Kopf ſieht, die ſind auch da, und gehören in's himmliſche Reich, wo nichts einen Körper hat, ſondern nur alles im Geiſt da iſt" (I.). „Gott habe geſagt: es werde!" pflegte ſie zu ſagen — „und habe dadurch die Welt erſchaffen: eben ſo ſei dem Menſchen dieſe Kraft eingeboren: was er im Geiſte erfinde, das werde im Himmel erſchaffen. Der Menſch baue ſich ſeinen Himmel ſelbſt" (II.). Man ſieht, die Verwandtſchaft war größer, als es auf den erſten Blick ſcheinen mochte, und das mit dem „dummen Zeug" war ſo ernſthaft nicht gemeint. Die liebe Mutter läßt Jeden gelten, wenn er nur ächt und folgerichtig erſcheint. „Wer der Stimme in ſeiner Bruſt folgt" — ſo lautet ihr Kredo — „der wird ſeine Beſtimmung nicht verfehlen; dem

wächst ein Baum aus der Seele, aus dem jede Tugend und jede Kraft blüht, ... und Religion, die ihm nicht im Weg iſt, ſondern ſeiner Natur angemeſſen" (II.). Eine ſolche Anſicht führt herrlich über die Proſa des Werktages heraus, und lehrt eine wackere Frankfurter Bürgerin — trotz aller Baſen, Mubmen, Schöppen und Räthe: „daß die Poeſie dazu da ſei, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philiſterthums zu retten" (II.) Gewiß iſt es dieſer Theil des ganzen Briefwechſels, der durch Laune, herzliche Fröhlichkeit, gemüthliche Tiefe beſonders anſpricht; wie er nebenbei über Goethe's Naturell manchen erhellenden Aufſchluß gibt, und auf das Folgende ſchön vorbereitet.

Nun beginnen die Briefe an Goethe. Und hier iſt es, wo wir uns beſcheiden müſſen, paſſiv zu bleiben, und Jeder, nach ſeinem Kreiſe des Denkens und Fühlens, ſich dieſe Wunder anzueignen hat. Hier ward ein Himmliſches zur Welt geboren; das können wir nicht palpabel machen; nur wer das Verwandte, das Gleiche erlebt hat, mag es ſich im Stillen, zu ewigem Labſal, wiederholen. Genug es war, es iſt. Dieſen Stempel hat es ſiegreich an der Stirne, und legt ein Zeugniß ab für die allwaltende Macht des Geiſtes. Das Heliotrop öffnet ſein gläubiges Auge dem heiligen Geſtirn, duftet und ſproßt und blüht ihm entgegen; und das iſt ſein Leben. Und Hyperion? Er neigt ſich herab zur Blume, entwickelt ihre Farbe, ihr ſtilles Wachsthum, ihre Düfte, erwärmt und erhellt ſie wohlthätig, und erfreut ſich ihres liebenden Kultus, indem er ſie durchleuchtet, ohne ſie zu begreifen. So

verhielt sich der sinnende Dichter zu dieser Liebe, so legte er auch dieses höchste Phänomen zu so vielen irdischen, bedeutenden, die er nach seiner Weise gelten ließ, und durch Aufschluß, Darstellung oder Liebe zu deuten suchte.

Wenn wir bei Rahel an sogenannte magnetische Wirksamkeiten uns gemahnt fühlten, so sehen wir uns hier noch magischer in eine Sphäre waltender Naturkräfte fortgezogen. Im Jahre 1807, als Bettina, damals 13 Jahre alt, zum erstenmale vor ihm stand, da erblaßte sie und zitterte; aber an seiner Brust, von seinen Armen umschlossen, kam sie zu so seliger Ruhe, daß ihr die Augenlider zufielen, und sie einschlief. (Tageb). — Von nun an war die Schale gesprungen, und der Kern ihres Lebens lag enthüllt. Immer reiner, geistiger bildete sich Bettina's Seele zum Gefäß einer mystischen Liebe, in das sich von oben das Manna kindlicher Weisheit senkte. Zum Freund, wie zur Kaaba hingewendet, verrichtete sie das Gebet ihres Daseins. „Ich gelobe es — sprach sie — dasjenige, was, von der äußern Welt unberührt, in mir vorgeht, heimlich und gewissenhaft demjenigen darzulegen, der so gern Theil an mir nimmt, und dessen umfassende Kraft den jungen Keimen meiner Brust Fülle befruchtender Nahrung verspricht." Und als dieß Versprechen in Erfüllung ging, als es in ihr blühte und wogte, da staunte sie selbst, und schrieb: „Es ist ein groß Geheimniß der Liebe, dieß immerwährende Umfassen Deiner Seele mit meinem Geist; und es mag wohl manches daraus entstehen, was keiner ahnt" (Tageb.). — Nicht um Erwiederung war es ihr zu thun; ihr genügte es, eine heilige

Richtung zu ihm zu haben, ungestört, ob aufgenommen oder verläugnet (Tageb.). Ja, wenn sie zu fühlen glaubt, ihrer Begeisterung werde nicht so geantwortet, als sie es in schönen Stunden träumt, so irrt es sie nicht: „war ich denn je verstanden?“ frägt sie — „warum will ich verstanden sein? Alles ist Geheimniß; .... Du mich empfinden? wer bist Du, daß ich's von Dir verlangen muß?“ (Tageb.) Von ihrer Seite aber soll kein Dunkel walten; ihm soll nichts in ihr, was sie deuten kann, Räthsel bleiben; und man kann wohl kein rührenderes Bild schuldlos-reiner Hingebung malen, als sie es in diesen Zügen thut: „Ich glaube, daß es die Aufgabe der Liebe ist, zwischen Freunden das Räthsel zu lösen; so daß ein jeder seine tiefere Natur erst durch und in dem Freunde kennen lernt.... Darum möcht' ich auch nicht falsch sein; lieber möcht' ich's dulden, daß alle Fehler und Schwächen von Dir gewußt wären, als Dir einen falschen Begriff von mir geben: weil dann Deine Liebe nicht mit mir beschäftigt wäre, sondern mit einem Wahnbilde, das ich Dir untergeschoben hätte.“ Gewiß, hier kann weiter keine Mißdeutung, nur ein Nichtverständniß Statt finden. Sie hat in Goethe das Höchste geliebt, in dieser Liebe das Höchste gefunden. In ihrem Strahle hellt sich ihr das Dunkel des Lebens auf, vergeistigt sich ihr die Natur; diese Liebe ist ihr Talent, ihre Kunst, ihre Wissenschaft, ihre Philosophie. Um dieses Zentrum kreist ihre Betrachtung; sie kann sich's nicht klar genug machen; und wie alles Denken, das von einem lebendigen Punkte ausgeht, sich in's Unendliche steigert, und stufenweise zum Höchsten leitet, so ergeht es

auch ihr. „Natur empfindet sich selig im Geist des Menschen: Das ist meine Liebe zu Dir; der Menschengeist erkennt diese Seligkeit: Das ist Deine Liebe zu mir; geheimnißvolle Frage und unentbehrliche Antwort;“ so strebt sie das Verhältniß auszusprechen; so, und auf hundert andere Weisen, die alle Eines sagen: ihr ganzes Dichten und Reden besteht nur aus Variationen über das Thema der Liebe. Mag man solche Ergießungen immer Schwärmerei nennen: sie beruhen auf dem Glauben; sie fühlt, sie weiß es. „Wenn ich zweifle und nicht glaube, so verfliegt mir auch Dein schönes Andenken, und ich habe nichts“ (II.); — aber welches Große und Schöne beruht nicht auf dem Glauben? Das Wesentliche des Daseins ist Glaube; durch ihn allein kündet dem Sterblichen eine höhere Macht ihre Gegenwart an, wenn ihm die Liebe entgegenkommt, und so erwächst uns die Seligkeit. „Ich weiß ein Geheimniß — lispelt Bettina; wenn zwei mit einander sind, und der göttliche Genius waltet zwischen ihnen, das ist das höchste Glück“ (I.). So offenbart die Weisheit sich dem liebenden Gemüthe, die Kraft, wie die Schönheit; und wenn man sich verwundert, daß sie den sechzigjährigen Goethe schön nenne, erwidert sie: „Schönheit ist ein von der Gemeinheit abgeschlossenes Dasein; sie verwelkt nicht, sie löst sich nur vom Stamm, der ihre Blüte trug; aber ihre Blüte sinkt nicht in den Staub: sie ist beflügelt und steigt himmelan“ (Tageb.). So baut sich Platon's göttliche Ideenwelt hier von Neuem in dem jungfräulichen Gemüthe eines Mädchens auf; wir vernehmen die herrlichen Orakel und staunen. Niemand jedoch

wird ſie verſtehen, dem der Boden für dieſe Keime gebricht, dem dieſe Worte leerer Schall ohne Körper ſind; wem ſie aber lebendige Früchte bieten, die er zu genießen fähig iſt, ſtatt ſich bloß an der bunten Oberfläche und dem lockenden Duft zu ergötzen, der iſt gewiß glücklich zu nennen; denn ihm hat das Leben ſchöne und große Ergebniſſe geboten: er iſt kraft des Geiſtes, der in uns lebt, denjenigen, in und aus dem alles lebt, gewahr worden, und verſteht nun fremde Offenbarung aus eigener. Es koſtet ein Ringen, das Leben des Lebens zu erfaſſen; dann aber ſchwinden die Zweifel und der Menſch iſt frei. Allein die Meiſten wollen lieber dunkel angeweht, als lebendig ergriffen ſein; unter dem Bann eines Zaubers gefallen ſie ſich, der ihre Kraft gefeſſelt hält, um nur nicht Mühe und Entſchluß aufbieten zu müſſen. Hier hat ein weibliches Gemüth, zum neuen Beweiſe, daß das Höchſte keines Geſchlechtes iſt, ſo Herrliches geleiſtet: was man ſich gewöhnt hat, als hergebrachte leer ſchrillende Phraſe gleichgiltig zu überhören: hier wird es wieder wahr, und der Zweifel verliert ſich freudig in der erneuten erquickenden Gewißheit: daß es Liebe und Leben gebe. Daß Bettinen bei ſolcher Liebesweisheit vor Allem der Geliebte klar ward, bis zu einem Grade, wohin der grübelnde pſychologiſche Verſtand nicht langt, wird ſich denken laſſen; und in der That ſpricht ſie über Goethe Worte, wie ſie Niemand ſprach. „Wahrlich, Du biſt Deines Glückes Schmied, der es mit kühnem, kräftigem Schlag eines Helden zurecht ſchmiedet; was Dir auch begegne, es muß ſich fügen, die Form auszufüllen, die Dein Glück bedarf;

der Schmerz selbst ..... wird ein Stachel für Deine Begeisterung (Tageb)..... Die Dir am nächsten zu stehen behaupten, die werden am meisten Dich verläugnen; ich seh' in die Zukunft, da sie rufen werden: „steiniget ihn!" Hierüber kann ich mir, leider! den Kommentar ersparen. — Bei diesem Bewußtsein, wie ganz sie ihn hat und durchdringt, wird man eine eifersüchtige Bewegung dieses Vorrechtes wohl natürlich finden; sie will es nicht, sie gibt es nicht zu, daß Jemand Goethen näher sei als sie; daß man ihn lobe, daß man ihm schmeichle; man höre, was sie über Frau von Staël sagt, als diese in Weimar sich aufhielt. Wir haben die Parallele mitgetheilt, welche Rahel zwischen jener celebren Frau und sich zog; um so mehr wird nun Folgendes interessiren: „Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist was Kurioses; keine andere kann sich mit ihr messen; sie ist wie Branntwein; mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein bitzelt auf der Zunge, und steigt in den Kopf; das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber; den säet der Säemann in die gelockerte Erd'; die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder und trägt goldene Aehren; da gibt's zuletzt noch ein lustig Erntefest; ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein, als eine berühmte Frau; und will auch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre." Sogar mit den Geschöpfen in ihres Freun-

des Dichtungen eifert ſie; ſie fühlt ſich reiner, beſſer als jene alle — und da mag ihr denn Manches entſchlüpfen, was der Dichter gewiß ihrem ſchönen Herzen zu vergeben gewußt hat. Im Vorbeigehen kann ich aber doch nicht umhin, des Mißfallens an Wilhelm Meiſter zu gedenken. Daß es doch bei ſo vielen Verſtändigen und Edelgeſinnten Statt hat! Ich will von Novalis nichts ſagen, der in einer zarten Traum- und Mährchenwelt mehr als billig gefangen war; aber Bettina! hat denn der Dichter den Kern in eine gar zu ſüße, vielblätterige Schale gewickelt, daß ſich alle Zähne in ſie verbeißen? ſind denn die Anfänge das Werk? die Komödianten deſſen Helden? und gebt Natalien auch nur ein Schmetterlingsſtäubchen von Pſyche's Flügel ab? Hier iſt nicht der Ort, darüber breit zu werden; aber Bettina hätte die heilige Verwandtſchaft fühlen ſollen zwiſchen dem „Nie oder immer lieben" Nataliens und dem Ruf ihrer eigenen Seele! hier war nichts zu eifern, hier war einzugeben. Herrlich aber, — denn ſie ſpricht da von ihrer Wiſſenſchaft, der idealen Liebe, — ſpricht ſie über die Wahlverwandtſchaften, ſo daß Goethe ihr ſeine dankbare Anerkennung nicht verſagen kann (II.). Sei hier auch erwähnt, daß wir Goethe's Sonette und gar manches Lied aus dem Divan Bettinen verdanken; jene nämlich hat eigentlich ſie gemacht und Goethe überſetzt, dieſe ſind unſerem Verhältniſſe entquollen.

Man kann ſich denken, wie ſich der beſonnene Dichter nur allmälig in dieſen Tanz jugendlicher Begeiſterungen zu fügen wußte, den ihm die Prieſterin des himmliſchen Eros vortanzte. „Die beſten Stunden", ſchreibt er

ihr, „benütze ich dazu, um näher mit den Schätzen Deiner Briefe vertraut zu werden, und ermuthige mich, die elektrischen Schläge Deiner Begeisterungen auszuhalten. In diesem Augenblicke habe ich kaum die Hälfte Deines Briefes gelesen, und bin zu bewegt, um fortzufahren" (I.). „Bleib' mir nur auch hübsch bei der Stange und gehe nicht zu sehr in's Blaue; .... ein bischen mehr Ordnung in Deinen Ansichten könnte uns beiden von Nutzen sein." (I. Hier glaubt man die Frau Rath sprechen zu hören.) ....„Man gibt sich so gern dem Eindruck Deiner Briefe hin, selbst wenn es Täuschung wäre; denn wer vermag bei wachen Sinnen zu glauben an den Reichthum Deiner Liebe, den man als Traum aufzunehmen am besten thut" (II.). Das ist ihr denn freilich nicht nach dem Herzen geredet; und kühn, im Gefühle, daß das Beste, was ihrem Innern entquillt, nicht Täuschung sei, scheut sie sich nicht zu antworten: „Der Mutter hab' ich gar nicht gesagt, daß Du geschrieben hattest: ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstyl hätte vortragen müssen" (I.). .... „Zuletzt hast Du ein Dompfaffenstückchen dran gehängt von besonderer Theilnahme; allein ich lasse mir nichts weiß machen; das war nach der alten Drehorgel gepfiffen" (II.). Aber von Tag zu Tag werther wird dem alles anerkennenden Weisen diese tiefe, mit all' ihren zarten aber ewigen Kräften ihm zugewendete Natur; er bekennt: „Mein liebes Kind! ich klage mich an, daß ich Dir nicht früher ein Zeichen gegeben, wie genußreich und erquickend es mir ist, das reiche Leben Deines Herzens überschauen zu dürfen. Wenn es auch ein Mangel in mir

iſt, daß ich Dir nur wenig ſagen kann, ſo iſt es Mangel an Faſſung über alles, was Du mir gibſt. Ich ſchreibe Dir dieſen Augenblick im Flug, denn ich fürchte da zu verweilen, wo ſo viel Ueberſtrömendes mich ergreift" (I.)..... „Predige Deine Natur-Evangelien nur immer in der ſchönen Zuverſicht, daß Du einen frommen Gläubigen an mir haſt" (I.)..... Ich vernehme mit beglückendem Erſtaunen die Lehren Deiner Weisheit (I.). ..... „Kein geſcheidtes Wort bringſt Du vor, aber Deine Narrheit belehrt beſſer, wie ihre Weisheit" (II.). ..... „Du biſt ein einzig Kind, dem ich mit Freude jede Erheiterung, jeden lichten Blick in ein geiſtiges Leben verdanke, deſſen ich ohne Dich vielleicht nie wieder genoſſen hätte" (II.)..... An dieſem olympiſchen Reigen des Hauptes genügt ihr, und ſie ſtreichelt die Locke, die mild und ſegnend zu ihr herniederwallt.

Sollen wir nun, da wir es einmal mit einer Diotima zu thun haben, von ihrer Philoſophie Rechenſchaft ablegen, ſo müſſen wir uns wohl bei einigen großen Konturen befriedigen, wofern wir nicht ſechs Bände über drei ſchreiben wollen. Alles, was ſie ſagt, gehört zu ihrer höchſten Konfeſſion. Wir haben in der Parallele zwiſchen Rahel und ihr den Wendepunkt ihrer Reflexion anzudeuten verſucht; ſei es geſtattet, auf dieſem Wege fortzufahren, und zu zeigen, wie jedem Auge, das redlich ſpäht, und ſeien die Medien noch ſo verſchieden, endlich die Eine Sonne leuchtet. Bettina: „Es kommt alles auf die Frage an; je tiefer Du frägſt, je gewaltiger iſt die Antwort. Der Genius bleibt keine ſchuldig, aber wir ſcheuen uns

zu fragen (II.).... Rahel: „Was ist am End' der Mensch anderes als eine Frage?.... Nicht kühn fragen, und sich schmeichelhafte Antworten geben, ist der tiefe Grund alles Irrthums." ..... Bettina: „Der Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Willen ist nur, daß jener... wig dasselbe will, dieser immer frägt" (II.).... Rahel: „Wir sollten, was Sache an uns ist, beweglich, und was Wille ist, unbeweglich gemacht haben."..... Bettina: „Leben ist Schmerz; wir haben so viel Leben, als unser Geist verträgt".... (Tageb.). Rahel: „Schmerz ist die Bedingung der Persönlichkeit, der Grund unseres Bewußtseins." ..... Bettina: „Ob denn Gott was anderes will, als daß sich die Tugend in die reine Kunst verwandle, — daß man nach den Gesetzen einer himmlischen Harmonie die Glieder des Geistes mit leichtem Enthusiasmus rege?" (so ruft sie beim Anblick einer Tänzerin); ..... Rahel (bei derselben Gelegenheit): „Tanzkunst! die schönste Kunst! wo wir selbst Stoff werden, uns zum Ideale läutern."... Bettina: „Wo bleibt die Freiheit, wenn die Seele Bedürfnisse hat, und sie befriedigt wissen will, durch äußere Vermittlung?" ..... Rahel: „Jeder trägt sein Schicksal in sich: Wünsche, ohne deren Befriedigung er nicht leben kann."..... Bettina: „Ich glaube, daß jede Handlung ihre unendlichen Folgen hat"..... (Tageb.). Rahel: „Unsere Handlungen sind die Kinder unseres Geistes; ..... sie haben wieder Kinder, und werden zu ganzen Geschlechtern." Und so könnte man noch manche merkwürdige Aeußerung denkend zusammenhalten, und man bekäme eine erhabene Gattung einer ernsten, tiefen Frauenphilosophie.

Spürt man nun dem Fundamente nach, auf welchem der Wunderpalaſt dieſes Idealismus ruht, ſo vernimmt man Folgendes: „Ich ſah ein Inneres in mir, ein Höheres, dem ich mich unterworfen fühlte; dem ich alles opfern ſollte; und wo ich's nicht that, da fühlte ich mich aus der Bahn der Erkenntniß herausgeworfen; und noch heute muß ich dieſe Macht anerkennen; ſie ſpricht allen ſelbſtiſchen Genuß ab; ſie trennt von den Anſprüchen an das allgemeine Leben, und hebt über dieſe hinweg. Es iſt ſonderbar, daß das, was wir für uns ſelbſt fordern, gewöhnlich auch das iſt, das uns unſerer Freiheit beraubt; wir wollen gebunden ſein mit Banden, die uns ſüß däuchten und unſerer Schwachheit eine Stütze ſind; wir wollen gehoben ſein durch Anerkenntniß, durch Ruhm, und ahnen nicht, daß wir dieſer Forderung das Ruhmwürdige und die Nahrung des Höhern aufopfern; wir wollen geliebt ſein, wo wir Anregung zur Liebe haben, und erkennen's nicht, daß wir den liebenden Genius darum in uns verdrängen.... Was iſt die Forderung, die wir außer uns machen, als der Beweis eines Mangels in uns?..... Wir alle ſollen Könige ſein; und je widerſpenſtiger der Knecht in uns, je kühner und gewaltiger der Geiſt, der überwindet..... Nur der Geiſt kann von Sünden frei machen..... Geiſt iſt göttlicher Kunſtſtoff; in der ſinnlichen Natur liegt er als unberührtes Material. Das himmliſche Leben aber iſt: wenn Gott ihn als Kunſtſtoff benützt, um ſeinen Geiſt in ihm zu erzeugen.... Selbſtbeherrſchung iſt, wenn Deinem Genius die Macht über Deinen Geiſt gegeben iſt, die der Liebende dem Geliebten

über ſich einräumt. Mancher will ſich ſelbſt beherrſchen; daran ſcheitert jeder Witz, jede Liſt, jede Ausdauer. — er muß ſich ſelbſt beherrſchen laſſen durch ſeinen Genius, durch ſeine idealiſche Natur..... Du ſaugſt göttliche Freiheit aus dem Blick der Liebe (Tageb.).... Selig ſein iſt frei ſein: ein Leben haben, deſſen Höhe und Göttlichkeit nicht abhängt von ſeiner Geſtaltung; das in ſich ſelbſt göttlich iſt, weil nur reiner Entfaltungstrieb in ihm iſt: ewiges Blühen an's Licht, und ſonſt nichts" (I.). — Solche Worte ſchreibe ich mit Ehrfurcht nieder, und ſcheue mich, ihnen etwas anderes beizufügen, als: daß ſie in Bettina nicht die Ergebniſſe intellektueller Bemühungen ſind, ſondern daß ſie hinzuſetzt: „So ſprach der Dämon heute Nacht mit mir.... er ſetzte Gedanken in mir ab, ich erwog ſie nicht, ich glaubte an ſie..... Das Eigene hatten ſie, daß ich ſie nicht als Selbſtgedachtes, ſondern als Mitgetheiltes empfand" (Tageb.). Die Liebe weckte dieſe Offenbarungen in ihr, ſo, daß ſie, ſelbſt betroffen über die Entfaltungen, die in ihrem Innern emporrauſchen, ausruft: „Ich fürchte mich vor dem Geiſt, den Du in mir aufſtehen heißeſt, weil ich ihn nicht ausſprechen kann" (II.). Wie ſollte ihr nun ſolches Schauen nicht auch das Räthſel der Menſchheit löſen? Sie landet aus dem Ozean des Denkens, da, wo alles Denken landen muß, wenn es menſchlich iſt: im Hafen der Sittlichkeit. „Gutſein begnügt die Seele, wie das Wiegenlied die Kinderſeele zum Schlaf befriedigt. Gutſein iſt die heilige Ruhe, die der Sa::: des Geiſtes haben muß, ehe er wieder gezeitigt iſt zur Saat. Der Geiſt aber ahnt, daß Gutſein die Vor-

bereitung zu einem tiefen, unerforſchlichen Geheimniß iſt" (I.). Was ihr aber ganz eigen, ja vor ihr wohl nirgends mit ſolcher Zuverſicht und Beſtimmtheit ausgeſprochen worden iſt, das iſt die Gewißheit: daß Kunſt das Element des höchſten Lebens ſei, daß dieſer Sonne alle Pflanzen der Menſchheit zureifen müſſen. Wir ſind hier auf dem Gipfel; noch einen Augenblick verweilen wir, damit das Gedächtniß der errungenen Ausſicht in uns raſte und den Reſt unſeres Lebens verſchönere. „Gewiß liegen in der Kunſt große Geheimniſſe höherer Entwicklung verborgen; ja ich glaube ſogar, daß alle Neigungen, von denen die Philiſter ſagen, daß ſie keinen nützlichen Zweck haben, zu jenen myſtiſchen gehören, die den Keim zu großen, in dieſem Leben noch unverſtändlichen Eigenſchaften in unſere Seele legen, welche dann im nächſten Leben als ein höherer Inſtinkt aus uns hervorbrechen, der einem geiſtigern Element angemeſſen iſt" (I.)..... „Die Kunſt iſt Heiligung der ſinnlichen Natur;.... was immer die Menſchen in ihr hervorbringen, ... immer iſt's ein Buchſtabiren des göttlichen: Es werde!" (II.) .... Und wenn ſie nun im Einzelnen über Kunſt ſich ergeht, wenn ſie, mit ſchönem Sinn für jede artiſtiſche Denk- und Bildungsweiſe, für's Weſentliche und Anmuthige, Reiche und Einfache, die Kölner Kunſt- und Prachtwerke ihrer erſtaunt zuhorchenden Frau Rath beſchreibt (I.), wenn ihre unwiederholbaren muſikaliſchen Evangelien einen Genius wie Beethoven bewegen, in dieß reine Gefäß den Schatz ſeiner höchſten Idee niederzulegen, — ſo ſcheint es hier am Orte, der Schönheit ihres Ausdruckes zu gedenken, um die ſie man-

cher Dichter beneiden darf; denn was sie spricht, ist Poesie. Der reine Geist hat sich — wie sie es ausdrückt — einen reinen Leib gebildet im Worte — und die Sprache wird zum Styl. „Alles Große und Edle muß einen Grund haben, worin es edel ist; wenn dieser Grund rein, ohne Vorurtheil, ohne Pfuscherei von Nebendingen und Absichten, die einzige Basis des Kunstwerkes ist: das ist der Styl" (I.). Wenn man reine Werke der bildenden oder dichtenden Kunst in diesem Lichte betrachtet, so hat man den Schlüssel zu ihrer Wirkung. Lesen wir (um Beispiele aus der Gegenwart zu nehmen) Platen's Parsenlied, Mayrhofer's Memnon u. dgl. mit diesem Begriff, so möchte man glauben, gerade diese Gedichte seien damit gemeint; denn er bewährt sich auf's Gründlichste. Möchte man sich dann, durch diese Einsicht überzeugt, endlich einmal von jener blumen-übertünchten Lügendecke abwenden, die unter dem Namen „schöne Diktion" dem Seichten imponirt, und gepriesen wird; möchte man verstehen, daß das schöne Wort der nothwendige Körper der schönen Seele ist!

Wie nun das lebendigste Naturgefühl die Basis so schöner Bildung ist, so klingt auch kein Ton, der von Menschenherzen zu Menschenherzen zittert, in dieser harmonisch gestimmten Brust ohne begleitendes Echo vorüber; und nur das Leiden des kriegerischen Bergvolkes, dem sie sich in schmerzlicher Rührung verschwistert, und das so manchen Stachel betrogener Gefühle in ihre Seele preßt, wirft einen Schatten über das sonnige Gefild ihrer Jugend; so daß ihr Goethe schreibt: „Liebe Bettina! es ist mir ein unerläßliches Bedürfniß, Deiner patrioti-

ſchen Trauer ein Paar Worte der Theilnahme zuzurufen, und Dir zu bekennen, wie ſehr ich mich von Deinen Geſinnungen mit ergriffen fühle. Laſſe Dir nur das Leben mit ſeinen eigenſinnigen Wendungen nicht allzuſehr verleiden. Durch ſolche Ereigniſſe ſich durchzukämpfen, iſt freilich ſchwer; beſonders mit einem Charakter, der ſo viel Anſprüche und Hoffnungen auf ein idealiſches Daſein hat, wie Du" (II.). Aus ſolchen Läuterungen aber ging ihre Seele immer neugeſtählt hervor, und ſo bewährte ſich im Schmerz die Kraft der Reinheit und des Willens. Als ſie das unglückliche Ende ihrer phantaſtiſchen Jugendfreundin, deren Leben man den ſchwarzen Hohlſpiegel ihres eigenen nennen möchte, betrauerte, da fragte ſie ſich, ob die Zeit ſie über dieſen Verluſt beſchwichtigen werde; und da war auch der Entſchluß gefaßt, kühn ſich über den Kummer hinauszuſchwingen: „Denn es ſchien ihr unwürdig, Jammer zu äußern, den ſie einſtens beherrſchen könne" (I.).

Wenn man zu all dieſen hohen und ernſten Eigenſchaften noch die heiterſte, naive, unverwüſtliche Laune, den kindiſch lieben Humor, die Mignonartige, bewegliche, knabenhafte Abenteuerlichkeit hinzudenkt, ſo wird man begreiflich finden, daß Bettina mehr Proſelyten machte, als ihr die prophetiſchen Gaben allein je gewonnen hätten. Und wirklich erblicken wir die bedeutendſten Geſtalten in ihrem Feenkreiſe, nach denen wir uns umſehen wollen, wenn wir erſt einen Zug erzählt haben, der ihren Humor charakteriſirt: In langweiliger Geſellſchaft, wo Räthſel aufgegeben wurden, gab ſie dieſes: Warum ſehen die Menſchen keine Geiſter? — Keiner konnt' es rathen. — Sie

ſagte: Weil ſie ſich vor Geſpenſtern fürchten. — Wer? Die Menſchen? — Nein, die Geiſter (I.).

Von den erwähnten Geſtalten mag zuerſt Wieland, der von den Charitinen Geſegnete, auftreten; zu dem, ſtatt zu Goethe, Bettina ſich verirrte. Er gab ihr dieß Billet an den Freund mit, das uns ſein ganzes Weſen vor's Auge ruft: „Bettina Brentano, Sophiens Schweſter, Maximilianens Tochter, Sophiens la Rochens Enkelin wünſcht Dich zu ſehen, lieber Bruder, und gibt vor, ſie fürchte ſich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich Dir mitgebe, würde ein Talisman ſein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß ſie nur ihren Spaß mit mir treibt, ſo muß ich doch thun, was ſie haben will; und es ſoll mich wundern, wenn's Dir nicht eben ſo wie mir geht. Den 23. April 1807" (I.). — Intereſſant traf ſie mit dem ehrwürdigen Herder zuſammen, dem ſie eine Ohrfeige gab, und der hieraus ihre Selbſtſtändigkeit prognoſtizirte (Tageb.); gemüthlich ſchildert ſie das Krankenlager L. Tieck's, das die kindliche Phantaſie des Dichters mit troſtreichen Blüten überdeckt (II.); mit achtungsvoller Neigung knüpft ſie die Hoffnungen ihrer Seele an das Bild des damaligen Kronprinzen von Bayern (II.); Rumohr's Denkungsart weiß ſie vielſeitig, und (zumal II., S. 164) wahrhaft erbaulich darzuſtellen; vortrefflich malt ſie Speckbacher's merkwürdigen Charakter (II.); mit dem biedern, hausbackenen Zeltner weiß ſie ſich nicht recht abzufinden; doch ſchadet ihm ihre ſprechend lebendige Zeichnung in unſern Augen nichts (II.); zu Jacobi freilich fühlt ſie ſchon einen tiefern Zug; eine

zarte Begebenheit zwiſchen ihr und ihm überliefert ſie uns (II.); Tante Lene und Lore irren ſie nicht; fällt ja doch der Schatten von Platon's Lorbeer auf ſie, wie auf ihn! Und ſo ſchmeichelt ſie Goethen das Wort der Anerkennung ab, wie wenig er ſonſt mit dieſem Geiſte ſich verwandt fühlte. „Gewiß iſt Jacobi unter allen ſtrebenden und philoſophirenden Geiſtern der Zeit derjenige, der am wenigſten mit ſeiner Empfindung und urſprünglichen Natur in Widerſpruch gerieth, und daher ſein ſittliches Gefühl unverletzt bewahrte, dem wir als Prädikat höherer Geiſter unſere Achtung nicht verſagen möchten.“ — Ueber Franz Baader ſchreibt er ihr: „Ob ich ſeine Aufſätze verſtehe, weiß ich ſelbſt kaum; allein ich konnte mir Manches daraus zueignen“ (II.). Mit genialer Kühnheit und Charakteriſtik porträtirt ſie den ritterlichen Ringseis, den eleganten Schenk, den würdigen Salvotti, den kindlichen Grimm (II.); aber hoch über ſie alle, wie der Zeus des Phidias über die übrigen Götter, ragt Beethoven's rieſige Geſtalt; und man mag ſich das herrliche Bild nur immer für's Leben feſthalten, wenn man das Folgende mit Andacht in ſich aufgenommen hat: „Es iſt Beethoven“ — ſchreibt ſie aus Wien an Goethe — „von dem ich Dir jetzt ſprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergeſſen habe. Ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausſpreche (was jetzt vielleicht Keiner verſteht und glaubt): er ſchreite weit der Bildung der ganzen Menſchheit voran; und ob wir ihn je einholen? ich zweifle. Möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthſel, was in ſeinem Geiſte liegt, zu

ſeiner höchſten Vollendung herangereift iſt; ja möge er ſein höchſtes Ziel erreichen! Gewiß, dann läßt er den Schlüſſel zu einer himmliſchen Erkenntniß in unſern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt ..... Er ſelber ſagte: Wenn ich die Augen aufſchlage, ſo muß ich ſeufzen; denn was ich ſehe, iſt gegen meine Religion; und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Muſik höhere Offenbarung iſt, als alle Weisheit und Philoſophie. Sie iſt der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeiſtert, und ich bin der Bacchus, der für die Menſchen dieſen herrlichen Wein keltert, und ſie geiſtestrunken macht. Wenn ſie dann wieder nüchtern ſind, dann haben ſie allerlei geſicht, was ſie mit auf's Trockene bringen. Keinen Freund hab' ich; ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher iſt, wie den Andern in meiner Kunſt. Ich gehe ohne Furcht mit ihm um; ich habe ihn jedesmal erkannt und verſtanden; mir iſt auch gar nicht bange um meine Muſik; die kann kein bös Schickſal haben: Wem ſie ſich verſtändlich macht, der muß frei werden von all' dem Elend, womit ſich die Andern ſchleppen." — Nun beginnen ſeine Offenbarungen über Tonkunſt an Bettina; er ſpricht von Goethe's Gedichten, als Vorwürfen der Kompoſition; er ſagt: „Wie Tauſende ſich um der Liebe willen vermählen, und die Liebe in dieſen Tauſenden ſich nicht einmal offenbart, obſchon ſie alle das Handwerk der Liebe treiben, ſo treiben Tauſende einen Verkehr mit der Muſik, und haben doch ihre Offenbarung nicht. Auch i h r liegen die hohen Zeichen des Moralſinnes zum Grunde, wie jeder Kunſt; alle

ächte Erfindung iſt ein moraliſcher Fortſchritt. Sich ſelbſt ihren unerforſchlichen Geſetzen unterwerfen, vermöge dieſer Geſetze den eigenen Geiſt bändigen und lenken, daß ſie ihre Offenbarungen ausſtröme: das iſt das iſolirende Prinzip der Kunſt." — „Geſtern Abends — ſchreibt Bettina wieder an Goethe — ſchrieb ich noch alles auf; heute Morgen las ich's ihm vor. Er ſagte: „Hab' ich das geſagt? nun, dann hab' ich einen Raptus gehabt." — In Goethe's Antwort heißt es: „Es hat mir großes Vergnügen gemacht, dieß Bild eines wahrhaft genialen Geiſtes in mich aufzunehmen;.... Ich möchte Dir für einen innern Zuſammenhang meiner Natur mit dem, was ſich aus dieſen mannigfachen Aeußerungen erkennen läßt, einſtweilen einſtehen. Der gewöhnliche Menſchenverſtand würde vielleicht Widerſprüche darin finden; was aber ein Solcher, vom Dämon Beſeſſener ausſpricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben; und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß ſpricht; denn hier walten die Götter, und ſtreuen Samen zu künftiger Einſicht, von der nur zu wünſchen iſt, daß ſie zu ungeſtörter Ausbildung gedeihen möge; bis ſie indeſſen allgemein werde, da müſſen die Nebel von dem menſchlichen Geiſte ſich erſt theilen. Sage Beethoven das Herzlichſte von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu haben."..... Sie aber erwidert dieſem merkwürdigen Schreiben: „Dem Beethoven hab' ich Deinen ſchönen Brief mitgetheilt..... Er war voll Freude, und rief: Wenn ihm Jemand Verſtand über Muſik beibringen kann, ſo bin ich's" (II.). — Um aber dieſe

ſchöne Reihe würdig zu krönen, ſtehe, zur Beſchämung der Kleingläubigen in unſerem lieben Vaterlande, die ewig mit zweideutigem Finger die Wage zwiſchen Goethe und Schiller balanciren laſſen, folgendes Votivbild hier: „Ich gedenke hier Deiner und Schiller's. Die Welt ſieht euch an wie zwei Brüder, auf Einem Thron; er hat ſo viele Anhänger wie Du (ſie wiſſen's nicht, daß ſie durch den Einen vom Andern berührt werden; ich aber bin deſſen gewiß); ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller, und glaubte, weil ich Dich liebe, ich dürfe ſeiner nicht achten; aber nachdem ich Dich geſehen hatte, und nachdem ſeine Aſche als letztes Heiligthum ſeinen Freunden als Vermächtniß hinterblieb, — da bin ich in mich gegangen; ich fühlte wohl, das Geſchrei der Raben über dieſem heiligen Leichnam ſei gleich dem ungerechten Urtheil. Weißt Du, was Du mir geſagt haſt, wie wir uns zum erſtenmal ſahen? Ich will Dir's hier zum Denkſtein hinſetzen Deines innerſten Gewiſſens. Du ſagteſt: Ich denke jetzt an Schiller. Indem ſaheſt Du mich an und ſeufzteſt tief. Und da ſprach ich drein, und wollte Dir ſagen, wie ich ihm nicht anhinge; und Du ſagteſt abermals: Ich wollte, er wäre jetzt hier. — Sie würden anders fühlen. Kein Menſch konnte ſeiner Güte widerſtehen. Wenn man ihn nicht ſo reich achtete und ſo ergiebig, ſo war's, weil ſein Geiſt einſtrömte in alles Leben ſeiner Zeit, und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt war und ſeine Mängel ergänzte. So war er Andern, ſo war er mir das Meiſte, und ſein Verluſt wird ſich nicht erſetzen..... Dieſe Worte haben mir wohlgethan; ſie haben mich be-

lehrt, und oft, wenn ich im Begriff war, über Einen den Stab zu brechen, ſo fiel mir's ein, wie Du damals in Deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen..... Man berührt nichts umſonſt, — ſagteſt Du, — dieſe langjährige Verbindung, dieſer ernſte, tiefe Verkehr iſt ein Theil meiner ſelbſt geworden, und wenn ich jetzt in's Theater komme, und ſehe nach ſeinem Platz, und muß es glauben, daß er in dieſer Welt nicht mehr da iſt, daß dieſe Augen mich nicht mehr ſuchen, dann verdrießt mich das Leben, und ich möchte auch lieber nicht mehr da ſein" (I.).

Stellen, wie dieſe, ſind Eigenthum der deutſchen Nation, und verdienen in unſerem Herzen fortzuleben; ſie enthalten die Bürgſchaft und Verſiegelung unſeres Werthes. — An dem Buche aber, das wir beſprachen, bleibt uns nun nichts mehr zu betrachten übrig, als der reine, tiefe, unendliche Azur des Himmels, den ſie am Schluſſe des Tagebuches, wie zur Glorie, über das Ganze wölbt; hier wird der Gedanke Religion, und die elegiſche Klage des Gedächtniſſes zum prophetiſchen Hymnus; und melodiſch wälzt ſie den brauſenden Dithyrambus der Liebe über das Grab des Dichters, daß er den ſchauervollen Raum ausfülle zwiſchen der Erde, auf welcher der Herrliche ſich ihr geoffenbart, und der olympiſchen Heimath, in die er zurückgekehrt iſt.

Nun wird es wohl Vielen ſcheinen, als ſeien wir doch gar zu lang bei einer in's Welt- und Tagsgetriebe wenig eingreifenden Erſcheinung verweilt. Es handelt ſich aber hier nicht um jenes zarte perſönliche Verhältniß; es

handelt ſich um das Höchſte, das in dieſem Handbuch der idealiſchen Liebe wieder einmal zur Sprache kommt: und ſolche Zeichen müſſen begrüßt werden im Gewühle des Marktes, wie man die Spuren der Götter verehrt, welche ſie hie und da auf der weiten Erde zurücklaſſen. Achtet ſie doch faſt keiner „in dieſer Zeit der künſtlichen Vernichtung!“ Aber es wird und muß einmal anerkannt werden, daß wir nur deßhalb kommen und vergehen, damit ſich das offenbare, was nie vergeht, — und daß der Geiſt das Leben bedinge. Quelque chose de plus qu'un grossier limon: das iſt die Aufſchrift auf der Stirn des Menſchen. Möchte Jeder, der ſie gewahr wird, ſie buchſtabiren helfen! und ſage Niemand, daß genug geſchrieben ſei davon, und daß wir Maſchinen bedürfen! Es kann nicht genug Erlebtes geſchrieben werden, und dieſen Stempel trägt Bettinens Buch. Jeder Strebende hat ſeine Lehrjahre; wenn er ſie mittheilt, kommen ſie Allen zu Gute: jeder ergänzt ſich daraus, und welcher Blick in eine Segensernte thut ſich vor uns auf!

Im Geiſte und in der Wahrheit ſind jene Blätter geſchrieben, für Gläubige verſtändlich, für Erfahrene, die einen ernſten Blick in ihre Bruſt gethan; nicht für Phantaſten, die „eine Geiſterwelt in die irdiſche hereinragen“ ſehen; was ſoll hereinragen? Eine Welt iſt eben Welt, weil ſie ein Ganzes, in ſich geſchloſſen, iſt; im Geiſte iſt die Geiſterwelt, nicht oben oder unten. — Nur zwei Bemerkungen ſeien mir noch gegönnt; erſtens: Unförderſam, zumal dem Manne, iſt es, ſich ununterbrochen in den Labyrinthen der innern Welt zu ergehen. Dem Gottesdienſt

iſt der Sonntag zugewieſen, die Woche fordert den Schweiß des Angeſichtes für ſich. Wir ſehen auch im Buch nur die Veilen der Nächte zum Kranz gereiht; der Faden der Tage dazwiſchen iſt unſichtbar; daher der Nimbus um das ſchöne Bild. So geht es uns mit dem lyriſchen Dichter: im Buch ſind nur ſeine lichten Momente beiſammen; die dunklen dazwiſchen, die ſehen wir nicht! Zweitens: wir wollen nicht vergeſſen, daß die Liebe nur Eine Manifeſtation des Göttlichen iſt, das auch der Wiſſenſchaft wie der Kraft ſich kund gibt. Wer das wohl bedacht hat, der gehe d'ran, ſich aus dem Buche zu erbauen; dann wird er verſtehen, was als Aegide gegen Mediſance am Eingang geſchrieben iſt: Dieſes Buch iſt für die Guten, und nicht für die Böſen.

3.

Waren es in den beiden eben entwickelten Erſcheinungen vorzugsweiſe die merkwürdigen Naturen der Schreibenden, die uns intereſſirten, ſo dürfen ſich nun wohl Betrachtungen über jenes Buch anſchließen, aus welchem uns Goethe ſelbſt, reiner und wahrer als aus irgend einem andern Spiegel, entgegenblickt. Ich meine: Eckermann's Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens.

„In den letzten Jahren ſeines Lebens!" Das legte das letzte Gewicht auf die Schale contra, als ich vorurtheilend das Buch zur Hand nahm. Und wer darf ſagen,

daß er ohne ein ſolches Vorurtheil lieſt? Glücklich genug, wer es ſich bekennt und deutet, ohne daß es ihn beherrſcht. Goethe war nie der Mann, dem es darum zu thun war, daß man in ſein Inn'res ſchaue, — am wenigſten in den letzten Jahren ſeines Lebens. Wenn er noch gegen Lavater und die Genoſſen einer unbedingt ſtrebenden Sturm- und Drang-Jugend ſein Herz dann und wann vom Ballaſt der Liebe und des Zornes entleerte, ſo nahm er ſchon nach der italieniſchen Reiſe die Decke Aarons vor's Geſicht, und, nach der förmlichen Inſtallirung in die deutſche Dichter-Diktatur, den offiziellen diplomatiſchen Mantel. Ob er darum Tadel verdient oder nicht, iſt eine andere Frage; ob nicht aller Tadel *dasjenige* treffen ſollte, was eine ſolche Vermummung nöthig machte? Aber das iſt gewiß, daß Alle irren, welche ſagen, Goethe habe die Produkte ſeines Lebensherbſtes im Schlafrocke geſchrieben; den erſten Theil des Fauſt ſchrieb er im Schlafrocke, — den zweiten im Galla-Frack. Eben ſo gewiß iſt es, daß man unter ſolchen Umſtänden keine Konfeſſionen erwarten wird, — und dieſe wären doch eigentlich das Intereſſante: am wenigſten wird man ſie von Geſprächen erwarten, von denen Goethe voraus wußte, daß die Preſſe auf ſie harre; ging es doch ſo weit, daß er zu Eckermann ſagte: „Merken Sie ſich dieſes Wort, und unterſtreichen Sie es" (II. 267.). Rebus sic stantibus nahm ich mir die Freiheit, zu vermuthen, daß Goethe hierbei nichts geſagt haben würde, als was in ſeinen Büchern reifer und ausgearbeiteter zu finden wäre. Dieſes, nebſt der trübenden Subjektivität, die ſich nothwendig in ſolche

Referate miſcht, wovon Falk's bedeutendes Buch ein Beiſpiel gibt, motiviren das Vorurtheil, welches ich, trotz dem, daß ich hörte, Frau von Goethe erkläre dieſes Buch für das authentiſchſte, dagegen hegte. — Warum ſo viel von meinem Vorurtheile? weil es wahrſcheinlich das der meiſten Leſer iſt, und die Brücke, die zur Sache führt. Ehe ich aber zur Sache komme, will ich noch ein paar flüchtige Worte meines Freundes Hippel kommentiren, die wir hier vielleicht brauchen könnten. „Der Tiſch-Styl und der Brief-Styl", ſagt er, „ſollten Natur aus der erſten Hand ſein; wer kann Natur genug predigen?" Und wieder ſagt er: „Gewiſſe Art Leute müſſen bei Tiſche nie anders reden, als daß es zur Noth aufgeſchrieben werden könnte." Wie geht das zuſammen? ich weiß nicht anders als ſo: das Natürliche ſoll ſo ausgebildet werden, daß man es drucken könnte, — und: das Gedruckte ſoll mit dem Stempel der Natur bezeichnet ſein. Merket mir dieſes Wort und unterſtreicht es! Uebrigens mag es ein Gefühl ſein, ſo bei Tiſche bevaßt und abgeſchrieben zu werden, wie ſezirt zu werden bei lebendigem Leibe. — Ehe ich nun vom Vorurtheile zum Nachurtheile gelange, wollen wir ſehen, wie ſich jenes bei Eröffnung der Bekanntſchaft halten werde.

Das Buch beginnt à peu près wie Gil Blas oder der Baccalaureus von Salamanca: „Der Autor gibt Nachricht über ſeine Perſon und Herkunft und die Entſtehung ſeines Verhältniſſes zu Goethe." Mit Lächeln beginnt, mit Ueberraſchung verfolgt, mit Liebe und Staunen beſchließt man dieſe Einleitung, und mit Ehrfurcht legt man ſie

aus den Händen, überzeugt, daß nur der, der sich selbst so darstellt, wie hier Eckermann, fähig sei, einen Andern darzustellen. Wenn Einer berufen war, auf ein Bild von Goethe sein Leben zu wenden, so war es Eckermann; berufen war er, und — wohl dem Leser! — auch auserwählt. Denn Goethe hatte die königliche Kunst inne, seine Leute zu kennen und nach der rechten Schätzung zu gebrauchen. Kaum hatte er Eckermann kennen gelernt, als er ihn schon in seinem Geiste zum Herausgeber seiner Werke, zu seinem geistigen Testaments-Exekutor bestimmte (I. 41) — ein Zug, der Goethen bezeichnet.

Soll ich nun aus jener Einleitung ein Bild des Verfassers entwerfen, so gestehe ich, darin sehr im Nachtheile gegen ihn selbst zu sein. Die Treue, Einfalt, Besonnenheit, Schärfe und milde Klarheit, womit er sein eigenes Werden malt, ist völlig unnachahmlich. Zu Winsen an der Luhe, in einer Hütte geboren, „wo man auf einer gleich an der Hausthüre stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg", als Knabe beschäftigt, aus Schilf Streu für die einzige Kuh anzuhäufen, welche die Haupt-Nahrungsquelle seiner Aeltern war, frühzeitig Trieb und Geschick zum Zeichnen entwickelnd, und auf diesen Anlaß zu einigem Unterrichte gezogen, war seine weitere Bildung ganz das Werk seines eigenen beharrlichen, leidenschaftlichen Strebens, das ihn trieb, noch im Alter der Majorennität das Gymnasium mit den Knaben zu besuchen, weil ihm ein paar sogenannte Freunde weiß gemacht hatten, ohne das, was sie klassische Bildung nannten, sei kein Heil zu finden. In dieser Lebensepoche waren es nun

Goethe's Lieder, die ihn mit dem Gewahrwerden der jedem Selbſt inwohnenden Poeſie beglückten, und die Richtung ſeiner Seele für's Leben entſchieden. Wie er produktiv ward, wie er erſt durch Ueberſendung eines Manuſkriptes und dann perſönlich den Weg zu ſeinem Meiſter nahm und dort ſein Daſein beſtimmt und ausgefüllt wurde, das muß man von ihm ſelbſt hören. Die ganze Darſtellung iſt ein Meiſterſtück, und — wie ſie dem übrigen Buche erſt eigentlich Fundament und individuellen Werth verleiht — nach meinem Gefühle das Beſte im ganzen Buche. Er ſelbſt empfindet, wie ſchwer es in einem bedeutenden Zuſammenleben falle, das feſtzuhalten, was eben für die ganze Welt bedeutend ſei; „und wo wäre" — ſetzt er einſichtsvoll hinzu — „derjenige, der die Gegenwart immer ſo zu ſchätzen wüßte, wie ſie es verdient?" (S. IX.) — Darum begnügt er ſich auch, nur in ganz beſcheidenem Sinne zu ſagen: „Das iſt mein Goethe!" (S. X.) Er, der es noch am wenigſten zu ſagen gebraucht hätte, deſſen Bild von Goethe gewiß das reinſte von aller Beimiſchung iſt, das wir beſitzen.

Was nun den Inhalt der Geſpräche ſelbſt betrifft, ſo iſt er ſo mannigfach und wie ſich's von ſelbſt verſteht, ohne äußere Verbindung, daß ſich nicht wohl anders darüber ſprechen läßt, als notenweiſe. Und ſo nehme ich das Buch zur Hand, und erlaube mir, während ich blättere, meine Randgloſſen hinzuzuſetzen.

Erſter Band. S. 51. „Nehmen Sie ſich in Acht" — ſagte Goethe zu Eckermann — „vor einer großen Arbeit. Das iſt's eben, woran unſere Beſten leiden. — Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geſchadet hat. — — Die Gegenwart will ihre Rechte; was ſich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und ſoll ausgeſprochen ſein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, ſo kann nichts daneben aufkommen. — — Welche Anſtrengung von Geiſteskraft gehört dazu, um nur Ein großes Ganze in ſich zu ordnen; welche Kräfte und welche ruhige Lage im Leben, um es dann in Einem Fluſſe gehörig auszuſprechen. Hat man ſich nun im Ganzen vergriffen, ſo iſt alle Mühe verloren. — — Es entſpringt ſtatt Belohnung für ſo viele Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in friſcher Stimmung, was ſich ihm darbietet, ſo macht er ſicher immer etwas Gutes." — Ich glaube, ſo manchem, zumal dem von unbeſtimmter Produktionskraft Getriebenen, dem Dilettanten, dem ohne Klarheit Strebenden einen Dienſt erwieſen zu haben, indem ich ihm dieſes Wort abſchrieb und vorhalte; denn es iſt ein gutes Wort, ein Wort zur rechten Stunde, und man mag nach Eckermann's Weiſe es ſich in's Täflein ſchreiben und dazu ſetzen: „Ich merkte mir dieſes, damit ich wiſſen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken" (II. 316); oder: „ich merkte mir dieſes, als von großer Bedeutung" (II. 290). Und hier ſei en passant bemerkt, daß dieſer Ton

durch's ganze Buch geht — ein Verhältniß, wie in des dreimal großen Hermes Büchern das des Sohnes Tat zu seinem Vater, Herrn und Meister. Was Goethe sagt, wird dem Lebenskanon einverleibt, — wird zum Frommen für des Verfassers Kultur verarbeitet und vervielfacht, manchmal paraphrasirt und verschiedenartig angewandt; selten von der Kehrseite oder überhaupt von irgend einer Seite angesehen, — nie bestritten, als etwa einmal im Gebiete der Farbenlehre (II.), wo sich denn Hermes Trismegistos bärbeißig genug erweist, aber endlich (zu seiner Ehre für alle Zeiten sei es gesagt!) seinen Irrthum doch bekennt (II. 280), wenn auch nur so taliter qualiter; aber wie viele Professoren und Nicht-Professoren werden in gleichem Falle die Hand an den Busen legen? und doch, — wer könnte einer so bescheidenen, stillen, besonnenen, zarten, wahren, — um's auf Einmal zu sagen — einer Eckermann'schen Einwendung zürnen? — Was nun von dieser passiven Stellung des Verfassers gegen „seinen Goethe" dastebt, ist nicht als Tadel gesagt, sondern als Bezeichnung. Es ist wahr, daß ein auf eigenen Wegen zu andern Ergebnissen gelangter, vielleicht an Polemik froher Geist dann und wann bedeutendere Funken aus Goethe geschlagen hätte, — ihm nicht gestattet hätte, sich immer mit dem gewohnten Gesichte zu produziren, sondern ihn gezwungen, einmal die andere, bisher verhüllte Physiognomie des Januskopfes zu zeigen, — ihn auf manches noch unbetretene Rhodus geführt hätte, um da zu tanzen, — ihn — doch wozu all das „hätte?" Das „hat" und „ist" zu beherzigen, ist Menschen- und Leserpflicht; und

Eckermann kann fordern, daß wir ihn aufnehmen, wie er ſich erkennt. „Jedes lebendige vis-à-vis — ſagt er — übt eine ſolche Gewalt über mich, daß ich mich ſelbſt vergeſſe, daß es mich in ſein Weſen und Intereſſe zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle, und ſelten zur Freiheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange (II. 227). Wenn jedes vis-à-vis ſo wirkte, wie erſt das Goethe's, deſſen Perſon, deſſen bloße Nähe ſchon bildend war, auch wenn er kein Wort ſagte (I. 57). Dieſes Gefühl hat übrigens ſeine Richtigkeit, weil man ſich in bedeutender Gegenwart zuſammennimmt. Vor dem Apoll von Belvedere — meint Heinſe — müßte man immer fein geſcheidt ſein.

S. 74. Weil ich nun ſchon im Verrathen bin, ſo ſei noch ein Arkanum ausgeplaudert, welches der erprobte Poet für den Jünger aus der Hand gleiten läßt. Es iſt eine Kunſt-Finte. „Auffaſſung und Darſtellung des Beſondern iſt das eigentliche Leben der Kunſt. So lange man ſich im Allgemeinen hält, kann es uns Jeder nachmachen; aber das Beſondere macht uns Niemand nach: warum? weil es die Andern nicht erlebt haben." Probatum est; wer nur den Vortheil zu nützen Kraft und Talent genug hätte!

S. 78 wird von Gegenſtänden bildender Kunſt verhandelt — eines von Goethe's Steckenpferden. Er beklagt die Maler, die ſich an ſeinen Fiſcher machen, und er hat, dünkt mich, Recht. Dieß Gedicht iſt muſikaliſch; und ich bemerke bei dieſem Anlaſſe, daß es eben das Hinüberziehen des Muſikaliſchen in's Bilden iſt, was der neue-

ren Malerei am tiefſten ſchadet. Schadet vielleicht das Bilden und Malen eben ſo den neuen Dichtern?

S. 95 findet Goethe das Schwierige und Eigenthümliche des Ghaſels darin, daß der ſtets wiederkehrende Reim einen großen Vorrath von Gedanken will. Aber das iſt lange nicht Alles. Das Ghaſel iſt eine ganz bedeutende, geiſtdurchdrungene, man darf ſagen ſymboliſche Form, deren Tiefſinn man erſt bei längerer Bekanntſchaft einzuſehen fähig wird. Der Endreim, oder bei den Orientalen das Endwort, iſt keineswegs ein willkürlich gewählter oder gegebener Ausgang, ſondern in ihm iſt, wie in der Tonart eines Muſikſtückes, wie im Farben-Akkorde eines Gemäldes, der Geiſt des Gedichtes gleichſam vorgebildet, und die Gedanken haben ſich nun, entweder mit bedeutenden Gegenſätzen, oder in überraſchender Steigerung, oder in ſcheinbarer Verwirrung mit wiederkehrendem Bezuge, dieſem Stabe wie Ranken anzuſchließen, bis der Schlußvers, als eigentliche Pointe, ſie entweder alle auf Einen zurückführt, oder widerlegt, oder, wie ein verhallendes Echo, in die Unendlichkeit fragend und unaufgelöſt hinweiſt. Ich ſage nicht, daß dieß ein geſchriebenes Geſetz für das Ghaſel ſei, nach welchem man dichten müſſe, ſondern es liegt im Sinne dieſer Form, und wer ſie beherrſcht, wird es von ſelbſt befolgen. Man leſe z. B. Platen's Ghaſel mit dem Ausgange „nichts", oder das mit dem Ausgange „ſein", oder die Kaſſide mit dem Ausgange „Zeit;" oder die Ghaſelen der Orientalen mit den Ausgängen: „Roſe, Sonne, Perle" u. dgl. m., und, was ich nur gedrängt andeuten konnte, wird der Empfindung klar werden. Hafis,

der Großmeister des Ghasels, weiß durch jede neue Wendung den Leser zu überraschen, bis sich die Ueberraschung endlich beim Empfänglichen zum Entzücken steigert, — so daß man die Summen begreift, welche persische Sultane in der Freude ihres Herzens für solche Distichen hinwarfen.

S. 112. „Ueberall", sagt Goethe, „treibt man auf Akademien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus — bei weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde gehörig, vorgetragen, und der Mediziner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediziner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnt daher alle zerstreuenden Anforderungen ab, und beschränkt sich auf Ein Fach, und wird tüchtig in Einem." — Sobald von der praktischen Brauchbarkeit die Rede ist, zu welcher Jeder für seine Stellung im Staate sich zu befähigen verpflichtet ist, bleibt diese Betrachtung von unschätzbarem Werthe; ja, es werden sich die auffallendsten Mängel unserer Epoche: eine gehaltlose Allwisserei, ein Vermischen Einer Wissenschaft mit der andern, z. B. eine physiologische Therapie, eine botanische Nosologie, ja eine poetische Medizin leicht daher ableiten lassen; wem es aber, auch außer dem, was er für den praktischen Haushalt bedarf, um tiefere Erkenntniß, um Mitwirkung am großen Werke einer allgemeinen Förderung des Wis-

ſens zu thun iſt, der wird, auch ohne äußere Nöthigung, dem Uebergange aus Einem Zweige der Doktrinen in den andern ſich nicht entziehen können; ihn wird die ewige Verkettung mit verſchlingen, in der alle Erkenntniſſe der Menſchheit ſich auf einander und auf ein Letztes beziehen, welches, wie es ſcheint, dem vorſchreitenden Geſchlechte ſich immer ſichtbarer offenbart. Konnte Goethe ſelbſt den Faden aller Naturwiſſenſchaften aus den Händen laſſen, deſſen Anfang er in der Kunſtforſchung ergriffen, und der ihn immer tiefer in's Labyrinth der Unendlichkeit verlockte? — Jene praktiſche Anſicht übrigens, zumal in Betreff der mediziniſchen Lehrkurſe, hat man in Oeſterreich ſtets feſtgehalten, und darum dürfen wir uns auch noch immer eines ſchönen Vorzuges techniſcher und eigentlich nutzbarer Ausbildung der großen Mehrzahl unſerer ärztlichen Praktiker rühmen.

S. 117. „Sie haben Recht," ſagte Goethe; „es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römiſchen Elegien in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertrüge, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen." — Woran ich ſehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwiſch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerſt den Derwiſch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, ſobald wir ein blaues Gewand ſehen, den Derwiſch dahinter. Ich denke, es iſt Gewohnheit und weiter nichts.

S. 118. „Könnte man die Menſchheit vollkom-

men machen", meinte wieder Goethe, „so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig (— ewig?) herüber und hinüber schwanken; der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohl befindet. Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer (— immer?) ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben." — Keines? wir werden's nicht erleben, das ist gewiß; unsere Kinder auch nicht, — und auch ihre Kinder nicht; aber so wahr es einen Finger der Vorsehung in der Führung der menschlichen Geschlechter gibt, und ein Auge des Geistes, diesen Finger zu erblicken, so gewiß wird reine Menschlichkeit in der Welt erscheinen, Ehre werden Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen. Was wäre das Leben ohne diesen Glauben? Ihn je aufgeben? „Lästerung!" sag' ich mit Lessing — „Lästerung!"

Ganz gewiß gibt es eine solche Antizipation der Welt im dichterischen Gemüthe, als Goethe sich (S. 126) zuschreibt, da er den Berlichingen, noch ohne Kenntniß wirklicher Zustände, gedichtet. Wer hätte nicht etwas Aehnliches in der schönsten Zeit des Lebens empfunden? Ach, das Leben, wenn es nun wirklich uns seine eiserne Brust eröffnet, — vermag nicht jenes Bild des Lebens zu ersetzen! es war schön und doch wahr dabei; wahr in jenem poetischen Sinne, wo der Schlamm und Kehricht ausgeschlossen bleibt. Wer dieses Bild in sich verloren hat, sollte nicht mehr dichten; wer klug und klar geworden ist, soll wirken, leben, kaufen und verkaufen — aber nicht mehr dichten!

S. 145 klassifizirt Goethe seine Gegner. Er unterscheidet Gegner aus Dummheit, aus Neid, aus Mangel an eigenem Sukzeß (möchten mit der vorigen Gruppe zusammenfallen), aus Gründen und aus abweichender Denkungsweise (gehören wohl wieder zusammen). Soll aber die Literaturgeschichte und Weltkenntniß hier ergänzend dem Dichter zu Hilfe kommen, so wird sie mit einem freundlich-kühnen Strich diese sämmtlichen Klassen auf die erste reduziren, wenn nämlich unter dem Begriffe „Gegner" diejenigen verstanden werden, welche das ganze Wesen eines Menschen verneinen. Goethe's Wesen aber, das heißt sein Streben und seine Bildung, verneinen, setzt voraus, daß man ihn nicht begreife. Ein anderes sind Meinungen; wer wäre mit Goethe so gut wie mit irgend wem in allen Dingen einerlei Meinung?

S. 153. Für Jene, welche dem Dichter einen menschenwürdigen Begriff von der Ewigkeit des Geistes — ich weiß nicht, aus welcher Präokkupation — abzusprechen gewohnt sind, stehe zum Ueberflusse folgende Stelle hier: „Wir waren indeß um's Gehölz gefahren, und hatten die untergehende Sonne im Anblick. „Wenn Einer", sagte Goethe mit großer Heiterkeit, „fünf und siebenzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Eine große Ansicht, in Glauben und Selbstverläugnung wurzelnd, liegt in dem einfachen Worte: „Jene großen Vorgänger, die einst so nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu sein“ (S. 165). Hat auch Goethe schon aufgehört Mittel zu sein? Wenn uns die östlichen Lichtstreifen keinen Wüstendunst bedeuten, so fängt er an — aufzuhören. Jene Aussicht vom Berge hatt' ich im Auge, als ich, zur Schlichtung des Streites über Schiller und Goethe, die Brückeninschrift kommentirte: Alles ist nur Uebergang.

Auch S. 169 finde ich mich in meiner Ueberzeugung bestätigt, und ich habe nur gewagt, entschiedener hinzustellen, was Goethe andeutet, wenn ich den Lyrikern der neuern Epoche nur von der Ausbildung ihres subjektiven Gehaltes Heil versprach. Auch Goethe sah das Uebel der Vorkämpfer dieser Poesie darin, „daß ihre Subjektivität nicht bedeutend ist, und daß sie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wissen.“ Dieses letztere nun lasse ich dahin gestellt sein. Der Stoff hat noch keinen Dichter gemacht, — und hätte er je dem Talente Anlaß gegeben, sich zu entwickeln, so ist es doch am Ende nur das Entwickelte, das der Menschheit zu Gute kommt: das ausgebildete Subjekt. Wir aber wollen uns, jenem schönen obigen Worte gemäß, immer nur als Mittel zu großen, heiligen Zwecken betrachten, und dafür sorgen, daß wir tüchtige Mittel sind.

Hierher bezieht sich, was S. 189 von den Motiven in Gedichten gesagt wird, als auf welchen aller Werth, alle Wirkung derselben beruhe. Frauenzimmer und Dilet-

tanten verkennen das besonders. „Dieß Gedicht ist schön," sagen sie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, die Worte, die Verse. So werden denn auch Tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null ist, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verse eine Art Existenz verspiegeln." — Ganz gut; aber mit den Motiven wird's auch nicht getan sein. Unter Motiven werden hier die Situationen, das Historische, das eigentlich Stoffartige des Gedichtes verstanden. Mir aber kommt es auf den Gehalt an, auf das Stück Leben, welches in jedem Gedichte begraben sein soll, damit es dereinst wieder auferstehen könne, und Mittel sei im Werke des Geistes. Da sind nun Motive eben Motive, — Körper, in denen jene Seele herbergt, nicht Seelen selbst. Vers und Reim sind dann freilich nur Körper am Körper, — etwa wie Haare und Nägel.

S. 201 werden die drei Einheiten: „bewundert viel und viel gescholten," zu Nutz und Freude der ästhetischen Peripatetiker, mit klarer Leichtigkeit auf ihren Grund zurückgeführt. „Das Faßliche ist der Grund; und die drei Einheiten sind nur insofern gut, als dieses durch sie erreicht wird." — Mir scheint, an das Drama macht man billig, mehr als an jede andere poetische Form, die Forderung der poetischen Gegenwart; und in dem Gesetze des Gegenwärtigen wurzelt schon das der Einheiten.

Ich las irgendwo: Die Hoffnung der Welt beruht weder auf den Destruktiven, noch auf den Konservativen, sondern auf den Produktiven. Zu dieser kleinen Gemeinde hat Goethe gehört. Man mochte um ihn herum erhalten

oder zerstören, — er produzirte. Macht es doch so auch Mutter Natur! Sprach er dieß Verfahren je als ächtes Prokardikum aus, so geschah dieß in den Worten (Seite 204): „Alles Opponiren geht auf's Negative hinaus; und das Negative ist Nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um's Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde." — Daß es nichts einzureißen gäbe, bleibt nun freilich ein votum pium auf dieser höckerigen Kugel; bis es so gut ist, laßt uns versuchen, ob wir mit dem Hall der poetischen und literarischen Posaunen das Jericho des Bösen zu stürzen vermögen!

S. 224. An die Grübler und Zweifler: „Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucrezia, eines Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt kommt die Kritik und sagt, daß das Fabeln sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben." — Groß war es unbestritten, das gesagt zu haben. Uebrigens gibt es meines Bedünkens eine zweifache Art, Geschichte zu kultiviren: eine esoterische, zu welcher sich der Forscher, und eine exoterische, zu welcher sich der gebildete und strebende Mensch überhaupt bekennt. Die Er-

gebniſſe, welche jener zu Tage fördert, ſollen dieſem zu Gute kommen; jener gräbt nach dem Faktum, dieſen intereſſirt der Charakter. Es iſt das allgemeine Schema menſchlicher Anſichten: das Wiſſen und das Thun. Mögen beide neben einander leben und einander leben laſſen!

Schlingt ſich doch ein ſolches Verhältniß bis in die höchſten Angelegenheiten des Menſchen fort! auch hier gibt es ein Inn'res und ein Aeuß'res, ein Glauben (denn wer möchte das Höchſte dem Wiſſen anheimſtellen?), und ein Handeln. Jenes bleibt ewig unausſprechlich, und dieſes iſt die eigentliche Sprache des ächten Geiſtes. — „Wir ſollen höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zu Gute kommen. Andere ſollen wir bei uns behalten; aber ſie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten" (S. 227).

S. 233 kommt wieder, wie in dieſem Buche beſonders häufig, Lord Byron auf's Tapet. „Hätte dieſer," meint Goethe, „Gelegenheit gehabt, ſich Alles deſſen, was von Oppoſition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlamente zu entledigen, ſo würde er als Poet weit reiner daſtehen. Einen großen Theil ſeiner negativen Wirkungen möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen." Gewiß liegt hierin viel Wahres; nur daß der größere Theil von Byron's Klage- und Hader-Element in jenem innern Zwieſpalt, in jenem Geiſt- und Körper-Dualismus wurzelte, der vor keinem irdiſchen Parlamente verhandelt und ausgeglichen wird.

S. 240 legt Goethe den Finger an den Mund und

sagt: „Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv; dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive." — Ich kann dieser geistreichen Bemerkung nicht beistimmen. Für's Erste glaube ich an kein Rückschreiten, sondern sehe in jedem Aschewerden den Phönix, der sich daraus entschwingen wird. Dann aber scheint mir jene Bemerkung, insoweit sie geschichtliche Wahrnehmung ist, nur auf die erste Kultur vom sinnlichen zum intellektuellen Leben überhaupt zu passen; von letzterem aber beginnt eigentlich erst das Fortschreiten des großen Ganzen. So hat sich die antike Welt objektiv gebildet, — man möchte sagen: von der Kindheit zum geistigen Dasein herangearbeitet; wer aber wird sagen, daß unsere jetzige Welt-Kultur, deren Wurzel subjektiv ist, einen Rückschritt darstelle? Die äußere Welt hat nun einmal den höchsten und eigentlichen Zauber ihrer Schönheit, den sie nur Kindesaugen fröhlich offenbart, unserem vergeistigten Blicke entzogen, — sollen wir darum die Pflichten verachten, welche die Natur dem Mannesalter auflegt? Die Kindheit ist ewig objektiv, die Reife subjektiv; lasset uns das heitere Glück, das uns nun einmal nicht mehr beschieden ist, preisen, — aber thun, wozu wir in unserem jetzigen Zustande geschaffen sind, überzeugt, daß kein Schritt, den die ewige Vorsehung veranstaltet hat, ein Rückschritt sein kann!

S. 263 fühlt sich wohl manches Auge bestätigt, wel-

ches der Kompositionen von Overbeck: Christus mit den Kleinen, nichts Bedeutendes abzugewinnen vermochte. Was hier als Grund angegeben ist, möchte eben sowohl auch von dessen: Einzug Christi in Jerusalem, gelten.

Ueber Musik hört man Goethe am seltensten reden. Es bleibt auch das Reden, welches überhaupt mehr das Wissen als die Kunst zu fördern geeignet ist, bei dieser Kunst am allerunzulänglichsten. Seite 282 aber finde ich eine treffende Ansicht: „Es ist wunderlich, wohin die auf's Höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Komponisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus, und man kann solchen Sachen aus eigenem Herzen und Geiste nichts mehr unterlegen. Wie ist es Ihnen? mir bleibt Alles in den Ohren hängen." — Wem ist es nicht auch so, der überhaupt gewohnt ist, Unterlagen aus Geist und Herz zu suchen? Es ist eben auch hier wieder der alte Kapitalfehler der Zeit: das Vergessen der Zwecke über die Kultur der Mittel.

S. 302 wird über Goethe's „Novelle" verhandelt, die dann oft genug wieder zur Sprache kommt. Wenn der Dichter hier die Blume des Ideellen, welches er in diese Novelle eingepflanzt haben will, als das Wesentliche, und das Reale in der objektiven Darstellung nur als das grüne Blätterwerk betrachtet, so scheint er, wie sehr diese Ansicht mit der unsern auch zusammentrifft, seinen eigenen früher erwähnten Behauptungen damit zu widersprechen. Dem sei wie ihm wolle, darin wird uns wohl der größere Theil der Leser beipflichten: daß diese Novelle von

ihm und von seiner Umgebung zu hoch angeschlagen wird. Der Gehalt erscheint zu einfach gegen den Aufwand von kleinen Mitteln und Dekorationen, der Inhalt ist fast Null, das eigentlich menschlich Bedeutende, das Charakteristische wird vermißt, der Stoff ist bloß seltsam und arm und reicht eben für eine Anekdote hin, die Behandlung ist gekünstelt, und man merkt zwischen mancher Schönheit das Machen zu sehr. „Wie das Unbändige oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde" — wird darin nicht, wie Goethe angibt, gezeigt, sondern bloß erzählt. Mag sich übrigens Jeder erfreuen, woran er kann! Urtheil und Behagen sollen einander nicht stören. Man muß sich aber auch kein Wohlgefallen aufdogmatisiren lassen, wie es hier Eckermann sich gefallen ließ, dessen richtiges Gefühl ihm Anfangs das Wahre sagte, bis Goethe's Erklärung, die doch nur das aussprach, was der aufmerksame Leser bald wahrnimmt, ihm so imponirte, „daß es wie Schuppen ihm vom Auge fiel," und „daß er sich endlich freute, daß diese in ihrer Art einzige Produktion doch nun existire!" — Es ist wahr, daß die ächte Trefflichkeit, so in Menschen wie in Büchern, erst allmälig verstanden werde, aber bei einem schönen Werke der Dichtkunst geht dem Verständnisse auch schon ein erfreuender erster Eindruck voran, der sich später nur gründlicher bestätigt. Ich habe mich hier etwas aufgehalten, weil dieser Fall symbolisch ist, und zur Erklärung vieler ähnlicher dient.

Schiller schrieb einmal in einem Briefe: „Ich sehe nun ein, daß das Vortreffliche eine Macht ist, der gegen-

über es keine Freiheit gibt, als die Liebe." Dieser schöne Satz darf als das Resultat seines innern Lebens gelten. Vom Unbedingten ging er kämpfend aus, und eroberte sich nach manchen Wunden und Schmerzen das herrliche Reich der Selbstbeschränkung. In gleichem Sinne entfaltet hier der Freund seine Laufbahn, und spricht dabei das Ergebniß aus: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es anerkennen, legen wir an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen, und werth sind, seines Gleichen zu sein." (S. 307).

S. 316. „Ein versiegeltes Paket lag auf dem Tische. Goethe legte seine Hand auf dasselbe." — „Was ist das?" sagte er. „Es ist Helena, die an Cotta zum Drucke abgeht." Ich empfand bei diesen Worten mehr, als ich sagen konnte; ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks. Denn wie bei einem neuerbauten Schiffe u. s. w." — Nun ist die Helena eine sehr schöne Dichtung, aber eine solche Art, sich auszudrücken, muß man nicht billigen. Dieser Fall gehört zu dem obigen, den ich symbolisch nannte. Wir haben eben gehört, daß Ehrfurcht befreie, Anbetung aber beschränkt. — Wenn man nun vollends S. 317 vernimmt, daß der Dichter und sein Freund sich goldene Berge von der Aufführung dieses Drama's versprechen, — da muß man wohl lächeln!

Ich weiß nicht, ob die Definition, welche Goethe S. 319 von der Novelle gibt, nämlich: „sie sei eine unerhörte sich ereignete Begebenheit," — nicht bloß jener

Lieblings-Novelle zu Liebe gegeben ist. Wenn ich die Novellen der Italiener ansehe, so erscheinen sie mir als heitere Darstellungen interessanter Kombinationen von Lebensverhältnissen. Das ist nun freilich die Goethe'sche nicht.

Ein gutes Wort an die aufblühende Dichterjugend steht S. 322: „Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und Reime machen, wo dann ein Wort das andere gibt, und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was." — Das wäre nun vortrefflich, aber wir haben's inzwischen weiter gebracht, und auch in Prosa etwas sagen gelernt, „das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was."

Ob sich das chinesische Reich, wie S. 324 angegeben wird, durch jene strenge Mäßigung in Allem, welche sich unter der Form des Sittlichen und Schicklichen in all seinen Legenden und Werken ausspricht, seit Jahrtausenden erhalten habe und dadurch ferner bestehen werde. — ist wenigstens eine interessante Frage Ob auch hier Natur und Geschichte gleiche Gesetze bethätigen?

Darin löst sich der Knoten, den der Streit um das Antike und Romantische geschlungen: daß das Griechenthum deßhalb ein ewiges Vorbild bleibt, weil es ein Menschenthum war, mehr als irgend sonst ein „thum" in der Welt. Was dabei griechisch blieb, ist eben um nichts besser, als was am Modernen französisch, spanisch, altdeutsch oder serbisch ist. Diese Ansicht führt zu Goethe's Begriff von einer Weltliteratur, wie er sich Seite 325 daraus entfaltet.

S. 340 finde ich Goethe unbillig, wenn er, wiewohl um Leſſing zu vertheidigen, im Nathan „polemiſche Piquen" zugibt. Wer wird läugnen, daß Leſſing's ganzes Leben und Streben Polemik war, — jene Polemik, welche einer ſeiner Brudergeiſter die läuternde Verweſung genannt hat, aus welcher Licht und Unſterblichkeit ſich entbinden? Nun iſt aber Nathan gerade das Werk, in welchem dieſe Polemik, überwunden vom durchbrechenden Geiſte der Liebe und des tiefſten Menſchengefühls, verklärt von dem milden Lichte duldender Weisheit, ſich ſelbſt aufhebt. Es iſt nie etwas Reineres als dieſes Buch aus eines Menſchen Hand und Seele gekommen.

„Ich ſage immer," begann Goethe (S. 342), „die Welt könnte nicht beſtehen, wenn ſie nicht ſo einfach wäre. Dieſer elende Boden wird nun ſchon tauſend Jahre bebaut, und ſeine Kräfte ſind immer dieſelbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und ſofort." — Ich fand auf dieſe Worte nichts zu erwidern und hinzuzuſetzen, — fügt Eckermann bei. — Was wäre auch auf ſolche hörbar gewordene Gedanken zu erwidern? Höchſtens ein Echo, dort, wo ſie lang entſchlummerte Brüder wecken. Und ſo ergeht es mir. Die Vergänglichkeit menſchlicher Geiſteswerke, die aus den reichſten Verzweigungen von Fähigkeiten und Stoffen aufgeblüht ſind, — gegenüber der ewig treuen Gegenwart der Natur, — wem hat ſie nicht im innerſten Gemüthe ſchmerzliche Fragen angeregt? Saaten, der Erde anvertraut, gibt ſie zwanzigfach wieder, und lohnt dem Menſchen das Werk, das er ihr zuwendet, durch dauern-

des Gedeihen; wechselnde Geschlechter werden durch diese Thätigkeit an einander geknüpft, und die späte Zukunft genießt und erkennt in der Gestalt des mütterlichen Bodens das unvergängliche Leben der Vergangenheit. Die flüchtigen Werke des Wortes aber, die der sinnende Geist des Ahnherrn schuf, werden schon vom Enkel kaum mehr begriffen; die rauhe Hand der Zeit fährt durch die zarten Blätter, die eingehauchte Seele entflieht, und der trauernde Denker müßte sich einer vernichtenden Wehmuth hingeben, wenn nicht der Glaube versöhnend einträte, — der Glaube, der allein die Wunden heilt, welche klügelnder Verstand und irdische Bande der Menschheit schlagen.

So lockt uns ein ernstes, bedeutendes Wort in die gewohnte Tiefe verschlungener Betrachtungen; und wir werden zu ähnlichen gereizt, wenn Goethe S. 343 meint, sein Verhältniß zu Jakobi, weil es sich nicht auf Gleichheit der Bestrebungen gründete, habe der Freundschaft bedurft, um sich zu erhalten, während das zu Schiller derselben entbehren konnte, da es ein herrliches Bindungsmittel in gemeinsamen Bestrebungen fand. — Nun ist es aber eben dieses letztere Verhältniß, welches allein Freundschaft genannt werden sollte. Jede andere Verbindung zwischen Männern ist nur geselliger Verkehr in mannigfachen Formen. Nur ein hohes Ziel, in welchem sich die Edelsten begegnen, bindet ewig; nur die, welche in diesem Sinne verbunden sind, bilden eine wahre Gemeinde; die Trennung ist nicht im Stande, sie zu trennen, und sie finden sich wieder, auch wenn alle Bedingungen des irdischen Daseins gelöst sind.

Die Vorſtellung, welche Goethe vom Pulſiren der Erde hatte, iſt in ſeinen Werken kaum je ſo rein ausgedrückt als hier (S. 345): „Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunſtkreiſe gleichniſsweiſe als ein großes, lebendiges Weſen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen iſt. Athmet ſie ein, ſo zieht ſie den Dunſtkreis an ſich, ſo daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt, und ſich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Dieſen Zuſtand nenne ich die Waſſer-Beſatzung; dauerte er aber über alle Ordnung fort, ſo würde er die Erde erſäufen. Dieß aber gibt ſie nicht zu; ſie athmet wieder aus, und entläßt die Waſſerdünſte nach oben, wo ſie ſich in den ganzen Raum der hohen Atmoſphäre ausbreiten, und ſich dergeſtalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, ſondern auch ſogar die ewige Finſterniß des unendlichen Raumes als friſches Blau hindurchgeſehen wird. Dieſen Zuſtand der Atmoſphäre nenne ich die Waſſer-Verneinung. Denn wie beim entgegengeſetzten nicht nur häufiges Waſſer von oben kommt, ſondern auch die Feuchtigkeit nicht verdunſten und trocknen will, ſo kommt bei dieſem nicht nur keine Feuchtigkeit von oben, ſondern die Näſſe der Erde ſelbſt verfliegt, ſo daß bei einer Dauer über alle Ordnung die Erde auch ohne Sonnenſchein zu verdorren Gefahr liefe. Am Einfachen, Durchgreifenden halt' ich mich, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu laſſen. Hoher Barometer: Trockenheit, Oſtwind; tiefer Barometer: Näſſe, Weſtwind. Webet aber einmal bei hohem ein naſſer Nebel her, ſo ſehe ich daraus bloß, daß manches Mitwirkende exiſtirt, dem man nicht ſogleich bei-

kommen kann." — Nun ist es gut, daß Goethe gleich Anfangs das „gleichnißweise" beigesetzt hatte; denn Alles, was der Mensch anthropomorphistisch von dem Leben der Natur aussagt, ist nur ein Gleichniß. Jede ächte Naturforschung ist Hylozoismus, — aber sie kann es nie über die symbolische Anschauung bringen; und eben darin wurzeln die meisten Irrthümer und Phantastereien der sogenannten Natur-Philosophen, daß sie, Bild und Sache verwechselnd, die zarte Welt der Beziehungen mit der rohen Hand realer Anwendung zerstörten.

Ich will vom ersten Bande mit Ausbebung einer bedeutenden Bemerkung Goethe's scheiden, welche sich der Geschichtsforscher zurecht legen wird.

S. 349. „Es ist merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Ueberzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer Alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und so sind sie denn für ihr Leben ausgerüstet und beruhigt. Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen sie mit der Lehre: daß nichts existire, wovon sich nicht das Gegentheil sagen lasse. Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Beharren; er treibt den Geist zur Prüfung, woraus denn endlich die Gewißheit hervorgeht."

Zweiter Band. S. 6 fühlt man ſich in den Zuſtand verſetzt, welchem das Gedicht „Dornburg, September 1828" entquoll, das ich für eines der ſchönſten halte, die Goethe gemacht hat; wobei ich bemerke, daß in der Duodez-Ausgabe (Bd. 47, S. 68) ein unnöthiges Abtheilungszeichen dieſes Eine edle Gedicht zu zweien macht. Alle Kommentare, wie ſie Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens den Sangeslerchen, die er am Morgen in den Aether geſandt hatte, an den Hals zu binden pflegte, ſind nichts und helfen nichts. Der einzige und rechte Kommentar iſt, wie hier, ein anderer Geſang aus derſelben Atmoſphäre. Da ich aber ſelber gern und pflichtſchuldig kommentire, ſo erkläre ich „die geiſtige Zwieſprache," welche hier Goethe „mit den Ranken der Weinrede" gehalten haben will (S. 7). Dieſe Ranken verriethen ihm damals eine ſeiner ſchönſten Naturbetrachtungen; die Betrachtung einer vertikalen und einer ſpiralen Tendenz in den Pflanzen, deren Beharren in jener, deren Bildung und Verwandlung in dieſer repräſentirt iſt. Es iſt eine weit ein- und ausgreifende Wahrnehmung, die uns das liebliche Spiel des Alls in einem netten, faßlichen Bilde vor's Auge bringt.

S. 10 wird es doch zu arg, wie gründlich es nachgewieſen wird, warum Goethe beim Diner verſtimmt war.

S. 13 erhalten wir Nachricht, wie Goethe bei der Naturforſchung zu Werke gegangen ſei. Das halte ich nun für ſehr wichtig, und glaube, ein ſolches Bekenntniß von Seite Aller, die in den Naturwiſſenſchaften berühmt geworden ſind, würde uns mit einem Male gar viele

Binden von den Augen reißen. Die Geſchichte einer Theorie wäre, dünkt mich, wichtiger als die Theorie; nicht die Geſchichte der Theorie ſeit ihrer Geburt, in der Welt, ſondern vor ihrer Geburt im Gehirne des Zeus, deſſen Pallas ſie ward. „Wenn ich", erzählt Goethe, „zu einer Meinung gekommen war, ſo verlangte ich nicht, daß die Natur mir ſogleich Recht geben ſollte; vielmehr ging ich ihr in Verſuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn ſie ſich ſo gefällig erweiſen wollte, gelegentlich meine Meinung zu beſtätigen. That ſie es nicht, ſo brachte ſie mich wohl auf ein anderes Aperçü, welchem ich nachging, und welches zu bewahrheiten ſie ſich vielleicht williger fand." — Das iſt nun noch ein leidliches Verfahren, und wäre ſehr zu wünſchen, daß alle Iſis-Freier ſo ſyonſirten; aber wie wäre es, wenn wir lieber der ernſthaften und (sub rosa!) etwas eigenwilligen Dame gar nie zumutheten, unſere „Meinungen zu beſtätigen?" Wenn wir ſie reden ließen, und uns bloß aufs Sehen und Hören beſchränkten? Die Damen haben einen ſolchen Trieb, ſich mitzutheilen, daß, je weniger man ihnen Neugierde ſehen läßt, ſie deſto mehr und Wichtigeres von ſelbſt verrathen.

Warum man ſich ſo gerne in's räthſelhafte Düſter unwiederbringlicher Epochen zurückdichtet, iſt ein Problem. Wenn jede Zeit eine Sphinx iſt, und ſich in den Abgrund ſtürzt, nachdem ihr Räthſel gelöſt ward, — wozu dieſen Abgrund aufwühlen und das Vermoderte an's Licht reißen, ſtatt ihn mit jener Löſung, die unſer Tagewerk ſein ſollte, auszufüllen, daß es einmal glatt und eben werde auf den ewigen Bahnen der Geſchichte? Das ſage

ich in Bezug auf die altdeutſche Poetenſchule, die uns einen dunklen Traum für unſer helles Leben hintäuſchen will; und bin mit Goethe des Glaubens, daß der Menſch der Klarheit und Aufheiterung bedürfe; „und daß es ihm Noth thue, ſich zu ſolchen Kunſt- und Literatur-Epochen zu wenden, in denen vorzügliche Menſchen zu vollendeter Bildung gelangten; ſo daß es ihnen ſelber wohl war, und ſie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf Andere auszugießen im Stande waren" (S. 14).

Was S. 15 u. w. über Walter Scott geſagt wird, iſt ſehr erfreulich. Möchte doch ein im Aburtheilen allezeit fertiges Publikum ſich hier ein Beiſpiel nehmen, mit welcher Intention, mit welchem Studium ein großer Dichter die Werke eines andern lieſt! Der tiefe Gehalt jener Werke entgeht ihm nicht, wenn gleich ſein Auge vorzugsweiſe — vielleicht allzuſehr! — an der Behandlung ſich weidet. So kann ich es nicht billigen, daß er (S. 18) auch die leſenden Frauen von der Betrachtung der Charaktere ablenken und in jene äſthetiſchen Myſterien einweihen will. Der Dichter genieße den Dichter, wie nur Er ihn genießen kann; das eigentlich Wirkſame aber gehe in die Herzen der Menſchen auch ohne Aeſthetik über! — Daß keiner jener Romane mit Waverley den Vergleich aushalten könne, iſt ſehr zu bezweifeln. In Robin dem Rothen iſt ein richtiger abgeſtuftes Verhältniß der einzelnen Partien gegen einander zu bewundern, während in Waverley die Expoſition gegen die Kataſtrophe zu viel Umfang hat; abgeſehen von dem eben ſo poetiſchen als mit Lebenseinſicht durchgeführten Ineinanderwirken von Le

ben und Poesie, wodurch Osbaldistone's Bildung erzweckt und der Zwiespalt in seinen Anlagen und Wünschen geschlichtet wird — ein Triumph des dichterischen Genie's, welcher den Robin zu einem Romane macht, der seines Gleichen sucht. Das Romantische, das Ideale hat hier einen Körper, einen Boden, wozu dem Dichter sein geschichtlich-ethnographisches Element verhalf, — dergleichen selbst dem Wilhelm Meister mehr zu wünschen wäre; und am Ende bleibt es doch die Hauptfrage und die schwierigste Aufgabe der modernen Dichtkunst: auf welche Weise das Ideale in unser nüchternes Leben einzuführen sei, ohne Zwang und Unwahrheit, lebendig und versöhnend?

Sollte es wahr sein, was Goethe, begeistert vom Zusammenwirken der Mitarbeiter am Globe, ausruft: „In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Partikuliers; an Uebereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines Individuums; und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen" (S. 18). Laßt uns dieses Wort Goethe's Lügen strafen! — Wenn nicht Alles täuscht, so schimmern überall verbindende Lichtstreifen hervor.

S. 33 vertraut wieder Goethe, der unnöthiger Weise gar zu oft den Zeigefinger an die Lippen hält, seinem Freunde, indem er ihn an ein Fenster zieht: „daß seine Sachen nicht populär werden können;" und sagt noch viel Schönes von solchen Dingen. Aber sollten wir die Welt so wenig zu überblicken verstehen? bloß Goethe's Werke hätten diese Eigenschaft? Welches Große und Tiefe ist je

populär geworden? welches Aechte iſt „für die Maſſe geſchrieben?“ welches nicht „für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen ſind?“ Auch Eckermann verliert ſich in dieſe Erkenntniſſe, ſo naiv er Seite 35 die Worte des Orakels wiederholt: „Ja, Goethe hat Recht! Er kann nicht populär werden; und ſeine Werke ſind nur für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen ſind.“

Des Cartes nahm ſich klüglich vor, bei ſeinem Philoſophiren vom Standpunkte Adam's auszugehen. Es iſt indeß mit dem Abthun alles deſſen, was man Vorurtheil nennt, ſo eine Sache. Liebe und Haß, älter als das Ich, das ſie aus ſich zu gebären wähnt, laſſen ſich eben nicht ausziehen wie Beinkleider; und warum ſollten wir auch dann Vorurtheile weglegen, wenn ſie in Urtheilen wurzeln? „Ich war einſt auf Wolff böſe“, erzählt Goethe S. 37; „er hatte Abends zu ſpielen; ich ſaß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, ſollſt du ihm doch einmal recht aufpaſſen; es iſt doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn ſprechen könnte. Wolff ſpielte, — und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut ſein.“ — Darf ich hier als Pſycholog hinzufügen, daß Goethe nie ſo ſehr vom Verdienſte Wolff's überzeugt war, als in dem Momente, da er ſich vornahm, es in Zweifel zu ziehen?

Darf ich ihn für S. 41 gegen ihn ſelbſt in Schutz nehmen? „Meine dargeſtellten Frauen-Charaktere ſind alle beſſer, als ſie in der Wirklichkeit anzutreffen ſind.“ — So? Philine? die Melina? Adelheid? und es gäbe keine

Ottilien, Thereſen, Natalien? Gewiß, wenn nicht Leidenſchaften und Angewöhnungen, ſondern die tiefſte Meinung des Herzens den Menſchen machen, — ſo gibt es ſelbſt Iphigenien. — Laßt uns von der ſchöneren Hälfte der Menſchheit nicht ſo denken, als ob wir Körbe bekommen hätten.

S. 41. Goethe ſpricht vom Edinburgh Review: „Sie finden da folgende Aeußerung: Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es iſt, immer in ſolchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer ſich gern aus dem Sinne ſchlägt. — Nun, was ſagen Sie? da wiſſen wir mit einem Male, woran wir ſind, wiſſen, wohin wir viele neueſte Literatoren zu klaſſifiziren haben.“ — Wirklich? wiſſen wir das? und wiſſen's aus dieſer Bemerkung? ich weiß daraus nichts, als was ich lange gewußt: daß es mancherlei Narren gibt. Wir kennen das an Goethe, daß er alle Gedankenglieder, die ſich in ihm an einen Ring knüpfen, den er irgendwo liegen ſieht, dieſem Ringe zuſchreibt. So fand er ſich durch Heinroth's ſehr ſimple Wahrnehmung von ſeinem gegenſtändlichen Denken, ich weiß nicht wie, getroffen und geſchmeichelt; ſo durch Schubarth's halbwahre Vergleichung zwiſchen ihm und Shakeſpeare, und was dergleichen mehr iſt.

Ein kompetenterer Richtſpruch, mit billigerer, gnädigerer Anerkennung, iſt wohl kaum je über den armen Schelm Voltaire ergangen, als den er S. 49 mittheilt. „Ich kann wohl die Kaiſerin von Oeſterreich anführen, die ſehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürſtliche Perſonen keine Spur ſei, daß er je

die Linie der Konvenienz überschritten habe." — Und doch war der Schalk verwegen genug!

Im vollen Ernſte: die Schälke ſind nicht zu verachten. „Wir müſſen uns hüten", ſteht Seite 52, „das Bildende ſtets im entſchieden Reinen und Sittlichen ſuchen zu wollen. Alles Große bildet, ſobald wir es gewahr werden." — Mich dünkt, zu lernen gibt es von Pugatſchew mehr als von Howard; dieſer ließ nur den Geiſt in ſich gewähren, und legte der Liebe keine Feſſeln an; welchen Aufwand von Verſtand, Willen und Energie mußte jener entwickeln, um ſich in der geſetzlichen Welt zu erhalten! Nicht umſonſt ſchrieb ich zu meinen Reſultaten:

Gebet Acht, wie Räuber ſchalten
Bei dem mörd'riſchen Geſchäfte:
Merket ſtaunend, welche Kräfte
Sie bethätigend entfalten!

Ich nehme, wie Jarno beim Lehrbriefe Wilhelm Meiſters, meine Rolle wieder zur Hand, und ſehe, was es weiter zu erklären gibt. „Für das Theater zu ſchreiben, iſt ein Metier, das man kennen ſoll, und will ein Talent, das man beſitzen muß" (Seite 59). Nun iſt Goethe im Tempeldienſte Thaliens ergraut, und ſollten ſein Wort Alle beherzigen, die da glauben, mit der Poeſie des Herzens laſſe ſich ein Stück für die Bühne erzeugen, — oder: der Dichter müſſe mit Theater-Piecen anfangen und lyriſch enden! Der Schauſpieler und der Schauſpiel-Dichter haben das mit einander gemein, daß ſie mit der Poeſie ſo ziemlich fertig ſein müſſen. Es iſt bei die-

sen Dingen mehr vom Handwerk, als die Unerfahrenen glauben und wünschen.

S. 63 stehe ich wieder für Goethe gegen Goethe auf. „Ich habe", sagt er, „das Gedicht: „Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen", als Widerspruch der Verse: „denn Alles muß zu Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will", geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung zu meinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben." — Hier spuckt wieder der selbstbespöttelnde Tic, den man vom Triumphe der Empfindsamkeit aus kennt, der aber, so lange es eine Kritik und wohlunterscheidende Anerkennung gibt, keine gute Seele irre machen soll. Deutsche Naturforscher wissen, Gottlob! für welche Worte goldene Lettern passen. So viel ist klar, daß jene dummen Verse genau dasselbe sagen, was die andern besser wissen wollen: eine rein gezogene Summe aller Goethe'schen Naturforschung. Es ist nur die Grammatik, der tödtende Buchstabe, was den Eris-Apfel zwischen diese Gedichte warf. Lesen wir: Alles müßte in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren wollte, — und bedenken wir, daß das Sein des zweiten Gedichtes nichts anderes ist, als das Werden des ersten, so erkennen wir das Gemeinsame beider: „das Ewige regt sich fort in Allem."

Es ist die Lehre von der Metamorphose, die in jenen Worten, wie in einer Knospe verhüllt, ruht, und sich S. 65 in einer Blumenkette durch die Welt des Lebendigen schlingt. „Die Pflanze geht von Knoten zu Kno-

ten und ſchließt zuletzt ab mit Blüte und Samen. In der Thierwelt iſt's nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm gebt von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf: bei den höher ſtehenden Thieren und Menſchen ſind es die Wirbelknochen, die ſich anfügen und anfügen, und mit dem Haupte abſchließen, in dem ſich die Kräfte konzentriren. Was ſo bei Einzelnen geſchiebt, geſchieht bei Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die ſich an einander ſchließen, bringen etwas hervor, das als Kopf des Ganzen anzuſehen iſt; den Bienen-König. Wie dieß geſchiebt, iſt geheimnißvoll, ſchwer auszuſprechen. So bringt ein Volk ſeine Helden hervor, eine Epoche ihre Häupter." — Nun iſt hier an das zu denken, was ich früher von den Natur-Philoſophen geſagt habe. Man muß das zarte, myſtiſche Gewebe mit ſinnendem Auge beſchauen, aber die Hände fein davon laſſen, die den goldenen Faden gern hinausſpinnen möchten in's verworrene Netz der Analogien. Sonſt möchte Einer fragen: bringt der Kopf Samen hervor? erzeugt ſich nie der Mann die Epoche?

„S. 70. So wiſſen wir denn, daß die Verſe vom Blocksberg:

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fiſchen:
Darum ſebt ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen;

Lavatern bedeuten. „Des Propheten Wort, oft iſt's nur Charade." — Wiſſen, daß, was in des letzteren Phyſiognomik über Thierſchädel vorkommt, von Goethe iſt, was

unſerer Ahnung ſo wenig entging, als wir ſeine Hand in Herder's „Ideen" verkannten (S. Falk S. 36).

S. 71. „In der indiſchen Philoſophie wiederholen ſich die Epochen, die wir Alle durchmachen. Wir ſind Senſualiſten, ſo lange wir Kinder ſind; Idealiſten, wenn wir lieben. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue, und ſind Skeptiker, ehe wir's glaubten. Der Reſt des Lebens iſt gleichgiltig, und wir endigen mit dem Quietismus, wie die indiſchen Philoſophen auch." — Nur weiß ich, daß aus der Raupe der Gleichgiltigkeit ſich ein Schmetterling des Friedens entflügelt, der, in ſchönerer Apathie, über den Furchen der braunen, höckerigen Erde ſchwebt; die Keime ſeiner Schwingen ſind in der Sehnſucht nach Ruhe angedeutet, die uns Alle hat, und die Pascal für eine Reliquie des verlorenen göttlichen Ebenbildes hält. — Omnia placata posse mente tueri.

Wie ſteht's aber dann mit S. 72, woſelbſt geſchrieben iſt: „Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann, iſt das Erſtaunen; und wenn ihn das Ur-Phänomen in Erſtaunen ſetzt, ſo ſei er zufrieden, und ein Weiteres dahinter ſoll er nicht ſuchen." Setzen wir die Ehrfurcht an die Stelle des mirari, ſo behalten wir Alle Recht: Goethe, Lukrez, die Stoiker, die Inder, Pascal, und wir ſelber. Das Staunen iſt blind, die Ehrfurcht aber ſiehet.

S. 75 drückt ſich Goethe nur zu zart über Schiller's Amputation am Egmont aus, die mit einigem Verſtändniſſe des Gedichtes gar nicht zu reimen iſt.

Bei allem Reſpekt, den ich vor der Farbenlehre und vor Shakeſpeare's Blick in Natur und Welt habe, glaube

ich doch, daß Eckermann zu viel ſieht, wenn er S. 80 das Bleich-Erſcheinen Romeo's und Julia's dem Gewahrwerden eines chromatiſchen Phänomens zuſchreibt. Der ſcharf ſehende Britte war mehr ein Herzens- als ein Naturkundiger, und mag wohl das Phänomen innerer Vorgefühle hier im Herzen geſehen haben.

S. 90 beginnt das Dämoniſche, welches von nun an eine große Rolle ſpielt, und ſich rechts und links wenden und analyſiren laſſen muß. Freilich, wenn man ſo auf ſeine Pilgerſchaft von einem Hügel zurückſchaut, wird man da die leiſe Spur vom Tritte eines begleitenden Genius überſehen können? und ſollte ſie nicht ſichtbarer ſein, je bedeutender der Wanderer? Ich blicke hier in die Rolle meines eigenen Lehrbriefes, und finde die Worte: Es ſchauert Einem, wenn man die zarten Fäden gewahr wird, an denen unſere innere Kultur, und alſo auch das eigentliche Heil unſeres Lebens hängt. Was wärſt Du, wenn es an jenem Tage nicht geregnet hätte, ſo daß Du, ſtatt jenen Cirkel zu beſuchen, Dich einſchloſſeſt, und den Gedanken gebarſt, den Tags darauf der herrliche Freund zur Reife brachte? — Aber es iſt Pflicht, dieſes Geheimniß nicht weiter zu verfolgen, ſobald man es erblickt hat, und fortzuſchmieden, — als wäre man ſelbſt der Schmied ſeines Glückes. So war denn auch Eckermann's Frage (S. 303): wie ſich das Dämoniſche zur Idee des Göttlichen verhalte, Wagneriſch genug, und wenn ihm ſein Fauſt nur ausweichend darauf antwortet, ſo ſagen wir ohne Rückhalt: Dämoniſch nennen wir Sterbliche in unſerer Blindheit das Göttliche ſelbſt, wo wir es nicht begreifen;

und wo wir es zu begreifen glauben, da nennen wir es gut; in der Einfalt unſeres Herzens, vergeſſend des Wortes: „Wo warſt Du, da ich die Erde gründete? ſage mir's, biſt Du ſo klug?“ (Hiob 38, 4.) — Erſt S. 317 athmet man wieder freier, wo es heißt, man müſſe auch wiederum gegen das Dämoniſche Recht zu behalten ſuchen, und ſeine Arbeit ſo gut machen, als es geben will. Es iſt ein Ringen Jakob's mit dem Herrn, welches der Herr gnädig anſchauen wird. Es iſt — ſagt Goethe — wie mit dem Spiele Codille, wobei die Würfel viel entſcheiden, die Klugheit aber dann auch die Steine im Bret zu ſetzen hat. Hier thut nun Eckermann wohl, nach ſeiner Weiſe an die Bruſt zu klopfen und zu ſagen: Ich verehrte dieſes gute Wort, und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um darnach zu handeln (S. 318).

Die Bezeichnung des Klaſſiſchen als des Geſunden, und des Romantiſchen als des Kranken, worauf ſich Goethe S. 92 etwas zu Gute thut, hält keineswegs Stich. Wie? es gäbe keine geſunde Romantik? Nach meiner Anſicht exiſtirt gar kein ächter Gegenſatz zwiſchen Beiden. Kein geſchichtlicher, denn es gab von jeher eine Romantik, und es wird — wir hoffen's — in alle Zukunft klaſſiſche Werke geben; kein formeller, wie S. 157 den Franzoſen zugegeben wird, denn in allen Formen kann man romantiſch dichten, in allen hat man Klaſſiſches erlebt. Mir iſt romantiſch dasjenige, es ſei nun klaſſiſch oder nicht klaſſiſch in der Ausführung, was jene myſtiſche Tiefe aufruft, die, auch im geſundeſten Zuſtande, wie ein ſtiller Lebenstraum in jedem menſchlichen Gemüthe ſchlum-

mert; mir iſt klaſſiſch alles Vortreffliche, tiefen Gehalt in vollendeter Form darlegend, — ſei es nun zugleich romantiſch oder nicht.

S. 101 heißt es von Buch: „Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da iſt's denn am Ende einerlei, was gelehrt wird.“ Dieſen Ausſpruch erkläre ich für den Gipfel alles Symboliſchen, wo es als Ironie erſcheint. Es iſt hier nur von Geologie die Rede, aber all unſer menſchliches Lehren und Lernen iſt in kein beſſeres Bild gebracht worden (ſagt der Prediger; „ſobald es über den Menſchen hinaus-, ja in den Schöpfungsprozeß hineinreichen will“ — ſetzt Triſtram hinzu).

Was Goethe S. 103 von Böhmen rühmt: „daß die Bildung der Literatoren da noch etwas Reines habe, welches im nördlichen Deutſchland anfängt, ſelten zu werden, indem hier jeder Lump ſchreibt, bei dem an ein ſittliches Fundament, an eine höhere Abſicht nicht zu denken iſt“ — dürfen wir wohl auf ganz Oeſterreich beziehen, und die ſchönſte Ernte daraus erhoffen.

Was oben bei Gelegenheit des Berlichingen von einer dichteriſchen Vorempfindung der Welt, vor ihrer Erkenntniß, geſagt worden, das iſt es auch, was, in Verbindung mit Geiſtesgegenwart, jene Wunder des Heldenthums begründet, welche S. 113 beſtaunt werden. Durch jenes Vorbewußtſein macht ſich der Held der Zukunft Meiſter, durch die Geiſtesgegenwart des Augenblicks, und da ihm die Lehren der Vergangenheit unverloren ſind, — muß ihm nicht das Leben gehorchen?

S. 119 erbaut ſich Eckermann an der Claudine von-

Villa Bella. Es ist ein lustiges, liebes Ding, man mag es leiden, ja lieben, aber mit dem Erbauen gebt's beim besten Willen doch nicht.

„Nicht nur bei den Farben, wie Seite 124 steht, überall muß man sich hüten, zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen in's Unwesentliche, vom Wahren in die Irre, vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden." — Hat sich die kürzlich vergangene Epoche der Synthese zu sehr hingegeben, so war dieß ein Merkmal jugendlichen Aufstrebens; die kritliche Feinheit und Aengstlichkeit im Distinguiren beweist, daß wir gealtert sind. Kunstrichter und vor Allen die Schüler Aeskulaps mögen sich das zu Herzen nehmen.

War es Goethen, wie billig, ärgerlich, daß man sich auszuklügeln bemühte, wer das Eine oder das Andere der Xenien gemacht habe, so bleibt es eben so philisterhaft, ihn zu katechisiren, wo er die Hexenszenen geschrieben, -- ob im Facnessischen, ob im Garten Borghese (S. 134)? Sie sind nun eben da, und so laßt uns nicht toller sein als sie!

S. 170 hört ihr's einmal von Goethe selbst: „daß der erste Theil des Faust aus einem etwas dunklen Zustande des Individuums hervorgegangen;" — ihr, die ihr mit deutschem Tiefsinne der Himmel weiß welches philosophische Bekenntniß und System „in diesen Kolben verlutirt, und ihn gehörig kohobirt" — und es heraus destillirt habt! — Nun werdet ihr aber, ihr Wagner's aller Regionen, die Ohren spitzen, zu vernehmen, was denn

das für eine Stelle im Plutarch iſt, von der S. 171 geredet wird. Ich habe längſt die Fiction im zweiten Theile Fauſt's darauf bezogen, und will euch die Freude machen. Sie ſteht im Marcellus, und heißt: Der Dienſt geheimnißvoller Gottheiten, welche ſie „die Mütter" nennen, wird zu Enguon in Sicilien an gewiſſen Jahrestagen feierlich begangen. Nun frage ich mit der Voluſpa: was wiſſet ihr mehr?

Die Reiſe-Notizen, die uns Eckermann mittheilt, ſind ganz im Style ſeiner treuen Seele; immer wieder dieſe reine, klare, liebevolle Auffaſſung, welcher das Kleinſte nicht zu klein iſt; wie am Meiſter die flüchtigſte Laune, ſo an Frankfurt die guten Beefſteaks und das Weißbrot (S. 207). Ich ſage das nicht mit Spott; ein jedes Gemüth will geduldet ſein in ſeiner Weiſe, das kindliche aber hat auf Liebe Anſpruch und auf eine innige Verehrung.

S. 267. Nun kommt das Wort, welches (ſ. oben) Eckermann unterſtreichen ſollte. Von dem, was den Bildern der Neueren fehlt, iſt die Rede: das Männliche, ſagte Goethe; und ich unterſtreiche auch. Bloß den Bildern? frag ich weiter, ſehe in meine Rolle mit Reſultaten, und erlaube mir, auszuſchreiben: Was denn eigentlich unſeres Säkulums hemmend Prinzip ſei? Krankheit iſt's, Aſthenie; kräftige ſichs! es gedeiht. Und doch wollen ſie Dir, wackerer Euripides, das Erhabene abſprechen, — die armen Häringe! (S. 269.)

Ganz vortrefflich betrachtet Eckermann (S. 291) die Beſchäftigung mit der Poeſie, die dem Menſchen ſchmei-

helt und ihn meist läßt, wie er ist, im Gegensatze zu der mit der Natur, die unsere Schwächen ausmerzt und uns erhebt. Es ist das Sittliche, welches eigentlich sein Charakter ist, und hier in Schönheit durchbricht.

Mit einem solchen Herzen schloß er sich an Goethe, ward empfangen und befriedigt, und so ist es rührend, daß, wie das Buch von seiner Geburt beginnt, und die Gespräche mit Goethe gleichsam nur den Kern seiner Selbstbiographie ausmachen, mit dem Tode Goethe's auch sein Leben wie das Buch abgeschlossen erscheint. Eine solche Erscheinung im sittlichen Leben bewegt uns im Innersten zu Theilnahme und Achtung; wir unterdrücken, was uns, von den frechen Dämonen des Weltverstandes eingegeben, noch auf unheiligen Lippen schwebt, und bewahren das treueste Bild, das uns von unserem größten Dichter aufbehalten wurde, nebst der Erinnerung an den, dessen Liebe es gezeichnet, für immer in dankbarem Herzen.

Goethe und Schiller *).

Alles iſt nur Uebergang.
Brückeninſchrift.

In einer Zeit, wo ſo häufig die Namen, welche den Titel dieſer Zeilen ausmachen, als Fahnen zum Streit ausgeſteckt werden, — wo das Heil für alles Dichten und Trachten bald von der Nachfolge des Einen, bald von der des Andern prophezeit und erwartet wird, — mag es auch dem Einzelnen geſtattet ſein, von ſeiner Seite die Zuläſſigkeit dieſes ganzen Streites zu negiren, das Heil anderswoher zu prophezeien, und die Gründe, die ihn hierzu bewegen, anzugeben.

Für's Erſte muß der eigentliche Fragepunkt feſtgeſetzt werden, damit wir nicht, nach der Mode neueſter Genialität, in den Tag hinein phantaſiren. Alſo: daß von Nachbildung der Formen, deren ſich beide Dichter bedient, die ihnen eigen waren, nicht die Rede ſein kann, leuchtet wohl gleich ein. Wer möchte noch daher irgend ein Heil er-

*) „Da ſtreiten ſie ſich lange herum, ob Schiller oder ich den Vorzug verdiene; ſie ſollten lieber Gott danken, daß ein paar Kerls da ſind, über die ſie ſtreiten können.“ — Goethe zu Eckermann. I.

warten? Jeder lebendige Gedanke wird mit ſeiner nothwendigen Form zugleich geboren, jede ſelbſtſtändige Bildung ſchafft ſich die ihrige ſelbſt. Und was Goethen und Schillern eigen war, werden wir ihnen wohl laſſen müſſen, eben weil es ihnen eigen war, — weil wir nie Schiller und Goethe ſein können, und weil Derjenige weniger wird, als er ſein kann, ja als er iſt, der mehr oder etwas Anderes ſein will, als er ſelbſt. Was man Reminiszenzen nennt, kann und ſoll bei einer ſo reichen Bildung, wie die moderne, zumal die deutſche iſt, nicht vermieden werden. Die ganze Literatur iſt Reminiszenz; und die Bemühungen der größten Geiſter wären verloren, wenn ſie es nicht wäre, wenn das Schöne, das Große keine Spuren in uns zurückließe. Frägt es ſich aber um ein Vorbild reinen Styls, wobei die Eigenheit des Perſönlichen gemäßigt, veredelt werde, ſo ſchlage ich hierzu die Alten vor, die, wenn ich nicht irre, den angeführten großen Dichtern ſelbſt zum eigentlichen Muſter dienten. Wir dürfen dabei nicht fürchten, monoton zu werden; denn das Nachahmenswerthe im antiken Style beſteht in der Einfachheit, Präziſion und Anmuth — Eigenſchaften, welche mit der eigenthümlichen Farbe jedes originellen Schriftſtellers recht gut vereinbar ſind. Oder waren die Großen unter den Alten nicht auch originell? geht Ein Ton durch Herodot, Thukydides, Platon, Cicero, Tacitus? Wenigſtens haben wir dabei nicht mehr Eintönigkeit zu beſorgen, als wenn wir Alle Goethe oder Schiller kopiren. Die Nachahmung von Goethe's früherem Style würde zu einer gewiſſen Nachläſſigkeit, welche nur dem Genie, — die Nachahmung des ſpätern zu einem

Vornehmthun, welches kaum dem Genie erlaubt iſt, verführen; die Nachahmung Schillers zu leerem Phraſenſchwall bei Solchen, die den Pomp ſeines Ausdrucks ohne ſein Gefühl beſäßen, — zu einer Subjektivität, die nur einem ſo von Grund aus liebenswürdigen Subjekte, als er war, geſtattet werden kann.

Doch ſchon zu viel hierüber! Um Kopie handelt es ſich alſo nicht. Welcher von Beiden überhaupt den Vorzug verdiene, möchte wohl auch nicht gefragt werden können. Schiller wenigſtens war der Antwort darauf gewiß, er, der, je weiter er vorſchritt, deſto mehr ſich der realen Fülle und idealen Vollendung Goethe's zu nähern ſtrebte; auch möchte es wohl von allen Gebildeten jetzt anerkannt ſein, daß die höchſten Hervorbringungen Goethe's nicht nur das Höchſte ſind, was Deutſchland, ſondern was die neuere Zeit überhaupt aufzuweiſen hat. Ich ſage: die höchſten, weil es ſich von ſelbſt verſtehen ſollte, daß man nur dieſe zum Maßſtabe eines graduellen Vergleiches machen darf; wer „Epimenides Erwachen" mit „Wilhelm Tell" zuſammenhielte, würde ſo gut fahren, wie, wer „Cabale und Liebe" zum ewigen Vorbilde der Poeſie machen wollte.

„Noch immer nicht die eigentliche Frage!" unterbricht mich der Leſer; — „nicht um Manier, nicht um Vorzug handelt es ſich, ſondern um den Weg, den der deutſche Schriftſteller in Zukunft einzuſchlagen habe, wenn er ſeinem Volke das werden will, was ihm zu ihrer Zeit jene Dioskuren geweſen ſind; ob den Weg Schiller's oder Goethe's? Denn auf dieſe Doppelbahn ließe ſich zuletzt alles literariſche, zumal poetiſche Streben zurückführen." — Ich ge-

ſtehe, dieſe Vorausſetzung nicht zu begreifen. Warum gerade Schiller's oder Goethe's Weg? warum nicht Leſſing's, Herder's, Wieland's? kommt es überhaupt auf den Weg an? führen nicht alle Wege nach Rom? haben es nicht jene angeführten Dichter — ich möchte ſagen — wunderſam bewieſen? iſt nicht Schiller, wie ich oben bemerkte, in der zweiten Hälfte ſeiner Bahn ſo ziemlich Goethe's Weg gegangen? Aber zugegeben, daß es ſei, wie jene ſagen — ſo muß ich mich weiter fragen: welches war denn Goethe's Weg? welches der Schiller's? Wenn ich hierüber nachſinne, ſo finde ich Folgendes: Goethe iſt bei ſeinem Dichten und Denken vom Leben ausgegangen, und hat das große Glück gehabt, ſich nie davon entfernen zu dürfen, wenn ihm gleich nach ſo manchen Pilgerfahrten das Land der Idee nichts weniger als fremd blieb; vielmehr das Reale und Ideelle, in ſeinen ſchönſten Produktionen, wie im Taſſo, ſich zu einer Einheit verband, wie man ſie ſeit den Tagen Sophokles nicht mehr bewundert hatte. Schiller's produktive Kraft ward im Anbeginn durch den ſchmerzlich gefühlten Kontraſt der äußern und innern Welt zur Oppoſition gegen die erſtere geweckt, bis die Reife und Erfahrung des männlichen Alters allmälig die Forderungen des edelſten Herzens abſpannten, und einen ruhigern Sinn für's Leben in demſelben erſchufen, — daß es, ſeinen ewigen Idealen nie untreu, in der Poeſie endlich die gleiche Verſöhnung zwiſchen Ideal und Leben ſuchte und fand, — wie ſie aus Goethe's Dichtungen weht. Dieſer Unterſchied iſt alſo, wie man ſieht, durch Naturell und Verhältniſſe bedingt, und es frägt ſich demnach nicht: welchen von

beiden Wegen *ſoll* man geben? ſondern: welchen *kann* man geben? So bliebe uns denn vor der Hand nichts übrig, als dieſe Frage an uns zu richten, und — nach erhaltener Antwort — zu geben. Denn ein Schelm thut mehr als er kann. Wer dann am weiteſten kommen wird? Hierauf ſcheint die Geſchichte zu erwiedern: daß eine glückliche Organiſation bei beharrlichem Weiterſtreben, unter Begünſtigung der Verhältniſſe, das Höchſte leiſtet. So war es bei den Griechen, ſo bei Goethe. Glaube ja Niemand, daß Goethe oder Schiller ihre Zeit gemacht haben; zu der Zeit, als dieſe Geiſter emporſtrebten, ſtrebte die Welt mit ihnen; eine Unzahl Opferflammen loderten auf einmal hinan, von einem gemeinſchaftlichen Strahl von oben her entzündet, — nur daß Goethe's Flamme am höchſten emporſchlug. Nur wenn eine *Zeit* Anlaß gibt, daß *eigene* Naturen ſich rein und frei entwickeln, entſtehen Vorbilder. „Man kann ſelten unterſcheiden," ſagt ein Stimmführer neueſter Kritik, „wie fern ein Mann mehr auf ſeine Zeit, oder dieſe mehr auf ihn gewirkt. Große Geiſter ſind nur die Spiegel der Zeit, durch die ſie eben geſchliffen werden." — In einem dieſer Geiſter erreicht dann wohl die Zeit die man immerhin nach ihm nennen mag, das Letzte, was ſie als ſolche erreichen kann, — aber nicht das Letzte überhaupt. Darum ſind die größten, wirkſamſten Geiſter als Durch- und Uebergangs-Medien zu betrachten, — als Triumphpforten, durch welche die Zeiten ziehen; die Formen, in denen ſie ſich bewegten, als Schlangenhäute, die bei der Wiedergeburt abgeworfen werden müſſen. Umgehen kann, ſoll man dieſe Pforten nicht, — aber bei ihnen ſtehen

bleiben auch nicht. Schiller hat ſo ziemlich unter uns ausgewirkt, wie Leſſing; Goethe's Geiſt wirkt noch fort, oder vielmehr, wirkt erſt jetzt; aus ihm entſprang der Quell der Gegenwart, die uns umrauſcht; die Söhne des gewaltigen Stromes erkennen ihn bereits ſelbſt als Vater an: ihn, der die urſprüngliche Welle friſchen Lebens entfeſſelte, und ſich ſelbſt keinen ächtern Namen weiß, als den des Befreiers (Goethe Bd. 45, S. 429); und in ſo fern könnte man ſagen, daß ſeine Richtung für uns gemacht ſei; aber auch dieſe Haut wird die ewig lebendige Bildung einſt von ſich abſtreifen, und neuen Formen entgegenblühen.

Richtung ſagte ich? hier habe ich die Saite berührt, die bei unſern Zeitgenoſſen am ſchnellſten und lauteſten nachklingt. „In der Richtung, in der Tendenz ihrer Anſichten" — höre ich dieſe rufen — „waren ſich doch jene beiden entgegengeſetzt?" — Entgegengeſetzt? warum nicht gar! von differenten Naturen habe ich einen Begriff, weil der Menſch das Holz, woraus er ſich ſchnitzelt, von oben erhält; aber davon habe ich keinen, wie zwei reine, wohlwollende, denkende Geiſter über die heiligſten, höchſten Intereſſen entgegengeſetzter Anſicht ſein ſollten. Die Bildungsgeſchichte unſeres Geſchlechtes ſollte uns hinlänglich belehrt haben, — wohin alle Geiſter, die ſich ihrer und des Ganzen bewußt werden, tendiren. Hier gibt es keinen Eigenwillen, und die Neigung verliert ihr Stimmrecht; der gebildete Menſch kann ſich die höchſten Bedürfniſſe nicht verhehlen, — kann dem hörbaren Schritte der Menſchheit das Ohr nicht verſchließen; nicht das Auge dem ſichtbar deutenden Finger der Vorſehung; — und der Gebildetſte

aus uns, Goethe, hätte es gekonnt? Nimmermehr! Wenn man an ihm je dieſe Richtung, der er gerade ſein ganzes Leben geweiht, verkannt hat, ſo war es Mißverſtändniß, das die Geſetze der Kunſt mit denen der Moral verwechſelte; oder Kurzſichtigkeit, die den lichten Punkt in der Ferne nicht gewahrt, wo beide zuſammentreffen; oder Oberflächlichkeit, die ſich die Mühe nicht gibt, in den Kern ſeiner Werke einzudringen; oder gar Bosheit und Abſicht, der es um die höchſten Intereſſen der Menſchheit nicht ſo ſehr zu thun iſt, als ſie uns glauben machen will; was wir aber, zur Ehre unſerer Nation, lieber nicht annehmen wollen. Sein Wollen und Denken iſt den Tieferſchauenden nicht fremd geblieben; auf einſamen Höhen erwarten dieſe Keime himmliſche Befruchtung, mit jenen, welche der prophetiſche Herder gelegt, den man weit öfter zitirt als begriffen hat, und deſſen Wirkung weit über unſer Jahrhundert hinaus reicht. Schiller's Lebensathem drang in den Buſen ſeines Volkes und ſeiner Zeit, und belebte unſer Herz zu feurigen Pulſen; wir ſchreiben ihm allein die Richtung zu, die wir an ihm allein verſtehen. Herrlicher hat Niemand ſeinen Werth ausgedrückt, als Goethe an Bettina *).

Nun iſt nur noch eine Seite übrig, von der aus wir allerdings dem eifrigen Studium Schiller's vor dem Goethe's den Vorzug zugeſtehen möchten. Ich meine den Dichter, deſſen Abſicht es iſt, von der Bühne herab, und zwar

*) Man ſehe Goethe's Einwirkungen.

durch die Tragödie, auf uns und unser Vaterland zu wirken. Ihm hat Schiller den Weg vorgezeichnet, auf dem allein er sein Publikum zu einer Stufe emporheben kann, von der aus es einer reinen, höhern Wirkung empfänglich wird. Das scheinen die besten der neuern Dramatiker, das scheint Grillparzer vor Andern zu empfinden.

Was folgt nun aus diesem allem? was haben wir zu thun? *Alles in uns aufzunehmen, und unsern Weg dabei fortzugehen.* Unsere Bildung sei ein Strom aus ursprünglichem Born, von mündenden Bächen und Flüssen geschwellt, aber nicht gehemmt. So, und nur so werden wir die Ahnungen unserer Väter überflügeln; man wird nicht länger müßige Elegien anstimmen, daß kein Griechenland, kein Goethe mehr wiederkommt; es wird etwas in die Welt treten, was auch Griechenland, auch Goethe ist, nur anders. Denn die Menschheit ist unendlicher Entwicklungen fähig. Aber auf *dem* Wege, welchen die Himmelsstürmer der neuern Kritik zu bahnen wähnten, wird es nicht gehen; durch Verläugnung des Größten, was unter uns gedieh, werden wir nicht größer werden; wir müssen es erst in uns aufnehmen, bevor wir es verdauen, bevor wir es überwachsen. „Ich begreife nun," — schrieb einst Schiller — „daß das Vortreffliche eine Macht ist, der gegenüber es keine Freiheit gibt, als die Liebe."

Lasset uns ein so großes Wort durch Thaten der Ehrfurcht bekräftigen, — aber auch nicht vergessen, daß *Jedem* von uns Kräfte gegeben sind, mit denen er weiter reicht als mit allen fremden, — und daß nur von der

Entwicklung und Thätigkeit aller dieſer Kräfte das zu erwarten iſt, dem wir Alle ſehnlichſt entgegendürſten, und das kein Einzelner je darzuſtellen hoffen darf. Das hat Goethe mit ſeiner Weltliteratur gemeint; den Gewinn hat er berechnet, der der Menſchheit fiele, wenn alles Monopol aufhörte, und alle einzelnen Intereſſen dem großen Kapitale zugeſchlagen würden. Und wahrlich! wenn wir das ein goldnes Zeitalter nennen, in welchem eine Verſammlung großer Charaktere und Köpfe auf eine Nation bildend einwirkt, — von welchem Metall wird jenes ſein, das uns bevorſteht, wenn eine ſolche Bildung allgemein wird? Die Trägheit ſchiebt Alles auf's Genie; aber man beginne nur, — und man wird erfahren, was wir Alle können! wie man denn auch, wenn man Goethe's Leben prüft, gar bald bemerkt, daß es nicht ſo geiſtig ſchlaraffenmäßig war, als man fabelt, — daß ihm auch nicht Alles nur ſo eingefallen iſt, wie der Blitz einſchlägt, — ſondern daß auch Er ſich ſein mißgönntes Theil Lorbeer ſauer genug verdient hat, — ſaurer, als ihr eurer Bravo vom literariſchen Parterre. — Laſſen wir dieſen ſeinen Schweiß nicht vergebens ſein! kehren wir mit den von ihm erkämpften Trophäen in die Heimath zurück — in uns ſelbſt; denn hier nur blüht unſer Lorbeer. Dadurch, daß die Größten ſie ſelbſt geweſen ſind, — geweſen ſind, was nur ſie ſein konnten, dadurch ſind ſie die Größten geweſen; dieſe Pforte ſteht auch uns offen. Nicht uns geben, wie wir ſind, — uns bilden zu dem, was wir, nur wir, ſein können, das iſt unſere Aufgabe. Ohne eigenes Leben kein Heil. Träumen müſſen wir, um zu ſchaffen, eine eigene Größe träu-

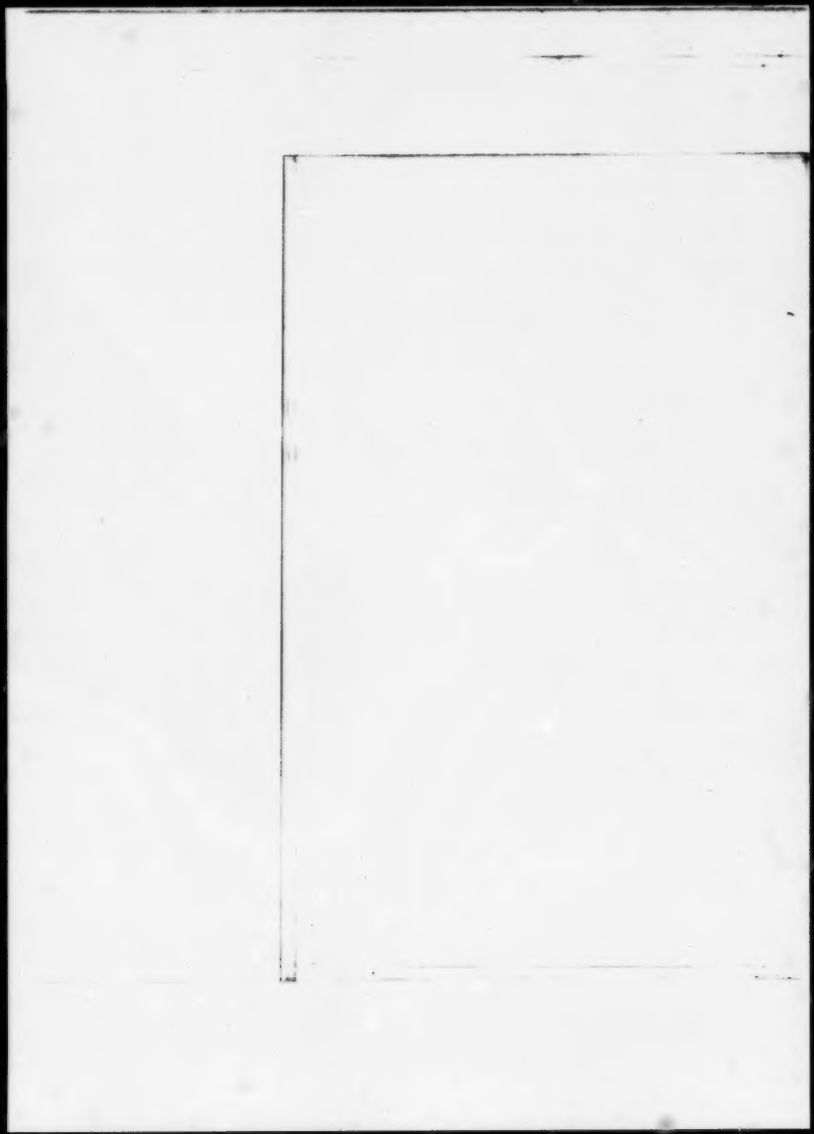
men. Ewig zurückſchauen, raubt uns die Gegenwart den Boden des heiligſten Samens. Anerkennung jeder Kraft, und Ausbildung der eigenen! Folgen wir dieſem Wahlſpruch, durch den Hellas groß ward, dann wird des Dichters Wort wahr werden:

Sind dieſe Thatenquellen wieder unſer eigen,
— Das Dunkel ringt noch zweifelhaft mit Licht —
Dann wird gewiß ſich eine neue Größe zeigen,
Dieß hoffe, ihr Guten, und verzaget nicht!

III.

Kunst.

Ein schwierig Thema ist das Leben,
Die Wissenschaft ein mühvoll Streben,
Nur selten lächelt Göttergunst
Den Sterblichen. Sie nennen's: Kunst.



Elemente der künſtleriſchen Kompoſition.

> In der bildenden Kunſt ſteht der Gegenſtand feſt, wie der Glaube, der Geiſt des Menſchen umwandelt ihn wie der Begriff.
>
> Bettina.

Das Wort Kompoſition drückt den Begriff eines aus Einzelnheiten erſchaffenen Ganzen aus. In dieſem Begriffe iſt eigentlich ſchon das höchſte Geſetz der Kompoſition enthalten; aus ihm laſſen ſich alle Forderungen, die man an ein Ganzes zu machen berechtigt iſt, ableiten. In einem Ganzen muß nirgends zu viel noch zu wenig ſein, — alle Theile müſſen nothwendig ſein, und ſich wechſelſeitig auf einander beziehen. Jeder Theil muß nur mit Rückſicht auf den andern da ſein und verſtanden werden. Nur iſt dieß nicht ſo gemeint, daß alle Theile ſich koordinirt ſeien; vielmehr müſſen einige herrſchen, andere dienen, und alle ſich einem Mittelpunkte unterordnen, der ſie hebt, indem er von ihnen gehoben wird. Dieſe Erſcheinung bemerken wir in den Gebilden der Schöpfung, und nennen ſie Organismus; wir wünſchen ſie in den Gebilden der Kunſt gleichfalls ausgeſprochen, und verlangen demgemäß, daß dieſe organiſch ſeien. Das gilt von der einfachen Kompoſition ſo wie von der zuſammengeſetzten, welche, als eine Kompoſition aus Kompoſitionen, zwar

mehrere Ganze darſtellt, die aber wieder nur erſt im Bezug auf einander ihren völligen Werth behaupten. — Alles dieß wird, wenn auch von Jenen, die ſich Künſtler nennen, nicht immer befolgt, doch mindeſtens ſo ziemlich eingeſtanden. Weniger anerkannt, aber nicht weniger fruchtbar, dürfte das Folgende ſein.

Jede Kompoſition beſteht aus drei Elementen, deren einſeitiges Vorwalten, bei Malern und Kunſtrichtern, drei Schulen des Irrthums bedingt; deren einiges Zuſammenwirken allein das Werk zu einem lebendigen Ganzen macht, und ihm das verleiht, was das lateiniſche Wort als Nebenbegriff enthält: Die Wirkung zu beruhigen, zu befriedigen.

Das erſte dieſer Elemente liefert der Gegenſtand, den der Künſtler zu ſeiner Aufgabe gemacht hat. Jeder Gegenſtand nämlich, ſobald er Vorwurf bildender Kunſt wird, trägt das Geſetz ſeiner Darſtellung in ſich; der Künſtler, wenn er das treue Bild desſelben auf die Leinwand zaubern will, muß ihn vor allem rein auffaſſen; dieß wird nur dadurch möglich, daß er ſich, wenigſtens für dieſe Periode des Schaffens, ſelbſt vergißt, ſich dem Objekte unterordnet. Das Vermögen, die Geübtheit, dieß zu leiſten, iſt es, was man in der dichtenden Kunſt unter der Benennung Objektivität mit Recht ſo hoch ſchätzt, und an den Alten, an Goethe, ſo ſehr bewundert. Denn die höchſten Geſetze gelten gleich in allen Künſten. So wird in der bildenden das wahr, was, paradox klingend, von der Muſik geſagt ward: daß nicht der Tonkünſtler den Satz, ſondern eigentlich der Satz den Muſikus durchführe. Durch

dieſe allſeitige, ungetrübte Aufnahme des Gegenſtandes wird der Künſtler zum herrlichen Organe, durch das die Natur wie die Geſchichte zu dem genießenden, fühlenden Menſchen ſpricht; durch ſie feſtgebannt, ſtellt Roms Majeſtät in Rubens, die zauberiſche Heiterkeit der lächelnden Natur in Claude's Gemälden ſich einer ſpäten Nachwelt dar. Der Künſtler wird alſo trachten, den ganzen Gegenſtand, ſei er Natur oder Geſchichte, nach all' ſeinen Motiven zu erſchöpfen, damit der Beſchauer durch die Klarheit, womit er ihn überſehen kann, eines freien Urtheils, eines tiefen Eindrucks fähig werde. Doch wird er nicht außer Acht laſſen, daß Vollſtändigkeit und Breite zweierlei ſind; und daß ein Gegenſtand erſchöpft iſt, ſobald ſein Weſen klar wird. Das Weſentliche aber einer Begebenheit, eines Gedichtes u. ſ. w. zu finden und in Eine pittoreske Handlung zu konzentriren, hat freilich ſeine Schwierigkeiten, die hier zu erörtern nicht der Ort iſt. Diejenigen, bei denen dieß Element des Gegenſtands vorwaltet, verkennen die Grenze ihrer Kunſt; ſie wollen auf der Leinwand den Dichter oder die Geſchichte ganz erſetzen, oder, wenn ſie Kunſtkritiker ſind, ganz erſetzt ſehen. Ein Beiſpiel dieſer Einſeitigkeit iſt die alterthümliche Weiſe, zwei auf einander folgende Handlungen in Einem Raume darzuſtellen — ein Verfahren, welches, indem es ſchreibt, ſtatt zu malen, doch das Bedürfniß nach vollſtändiger Uebertragung des Gegenſtandes unverkennbar andeutet.

Das zweite Element der Kompoſition beſtimmt der gegebene Raum, der, nach den Geſetzen der Kunſt, vom Künſtler mit einer anmuthigen Harmonie von Formen, Far-

ben und Beleuchtung auszuschmücken ist. Denn dadurch, daß eine Geschichte Schmuck eines Raumes werden soll, wird sie erst Eigenthum der Kunst. Die Alten beweisen in allem, was sie hinterließen, daß sie diese Maxime erkannt und geübt haben; und Goethe, dem sie als Triumph der Kunst besonders zusagte, war sogar bemüht, im Laokoon ihr Walten nachzuweisen, und diese schmerzlich ergreifende Gruppe als herrlichen Zierrath darzustellen. Gewiß bleibt es, daß die bedeutendste, gefühlteste, klarste Handlung von der Leinwand nicht zu uns spricht, so lange sie nicht malerisch verarbeitet, so lange sie nicht Bild geworden ist: gewiß bleibt es andererseits, daß auch beim Element des Raumes ein Extrem möglich, ja wirklich ist: nämlich: zu Gunsten einer dem Auge (zumal dem durch akademische Phantome verwöhnten) schmeichelnden Symmetrie oder Farbenharmonie das Wesentliche des Gegenstandes aufzuopfern, und Charaktere zu Arabesken zu erniedrigen.

Das dritte Element endlich liegt in der Brust des Künstlers. Wie, nach Lenau's schönem Ausdrucke, das Weib etwas von ihrer Liebe in das Gericht mischt, das sie dem Manne vorsetzt, — so wird jener Maler die Tafel nur beklecksen, nicht beleben, der nicht einen Theil seines Selbst abzulösen und auf sie überzutragen vermag. Denn wenn auch jedes ächte Künstlerthema das Gesetz seiner Darstellung diktirt und sich in diesem Sinne selbst komponirt, so sieht doch jeder gebildete Mensch jedes Objekt auf seine eigene Weise; und keiner darf sagen, daß Er allein es recht sehe. Was von der gesetzgebenden Macht einfach ausgeht, vermannigfacht sich unter den Händen der vollzie-

benden. Tausend Dichter haben die Linde besungen, unter deren sanft bewegten Schatten sie glücklich waren; jeder hat sie anders besungen; wollt ihr es nun dem Künstler verdenken, der das stille, heilige Gedächtniß seiner besten Stunden über die Gestalten hinhaucht, die sein warmer Pinsel schuf? der den Farbenton seines Herzens über das Werk seiner Hände zieht? Nur wer gerührt ist, rührt; und was nicht vom Leben kommt, wie soll es Leben erzeugen? Wer seinen Bildern dieses Etwas nicht zu geben weiß, wodurch sie, nicht der Manier, sondern dem Gehalte nach, *seine* Bilder werden, der nenne sich nicht Künstler; er bleibt Kopist, und wenn er im Stande wäre, Phidias und Skopas bis zur Täuschung zu kopiren. Das Uebermaß dieses Elements des *Individuellen* ist es, wenn der Komponist *sich* statt des Objekts hinstellt, wenn er das Wesentliche des letztern einer geliebten Grille opfert, wenn er eigene Träume und Erlebnisse, zur Verwirrung der Handlung wie des Beschauers, in sein Bild hinein allegorisirt.

Hat aber ein Künstler eine Handlung allseitig dargestellt, zu malerischer Wirkung verarbeitet, und mit dem Namenszug seiner Liebe bezeichnet, so hat er *komponirt*. Sein Werk ist abgeschlossen, und genügt den Forderungen, die am Eingange dieser Zeilen gemacht wurden. —

In einer zweiten Skizze werde ich zu erörtern versuchen, daß der einzelne Künstler, so wie ganze Kunstschulen nur dann auf dem rechten Wege sind, wenn sie von der Natur, von der häuslichen Sphäre des sie umgebenden Lebens ausgehen, und sich durch Ausbildung zur Freiheit

und Allgemeinheit steigern, — nicht aber, wenn sie, ohne eigenes Leben, sprungweise durch Nachahmung des Vollkommenen die Vollendung ertrotzen wollen. Wenn wir die Antike erreichen, ja überbieten wollen, so müssen wir nicht nachahmen, was die Griechen gemacht haben, sondern fragen, wie sie dazu gekommen sind, es zu machen. Fragen wir aber: wie sie dazu gekommen? so erhalten wir zur Antwort: Dadurch, daß sie von der Natur ausgingen, und sie nie aus den Augen verloren. Auf diesem Wege wird dem menschlichen Geiste die Summe seiner Verhältnisse klar: daß er ein Ebenbild des göttlichen ist, und die Ahnung jener höchsten Einheit in sich trägt, in welche Kunst und Natur zuletzt verschmelzen.

Natur und Styl in der Malerei.

> Man kann die Natur nicht abschreiben: sie muß empfunden, und von dem ganzen Menschen wieder neu geboren werden.
>
> Heinse.

Es gibt, wie in allen menschlichen Angelegenheiten, so auch in der bildenden Kunst, Traditionen, die, gleich einem erblichen Grundbesitze, vom Ahn auf den Enkel übergeben; jeder fühlt sich behaglich im Hause der Vaters, und bedient sich des alten Geräthes, ohne viel nach dem Woher? oder Warum? zu fragen, als müsse es eben sein. Dann findet sich einmal ein baulustiger Erbe; er will in einer ihm lieb gewordenen Gegend eine Wohnung aufschlagen, wie die seiner Väter ist. Da untersucht er diese bis auf den Grund, — das alte Gerüst baut sich neu wieder in ihm auf, der Geist der Väter kommt über ihn, lehrt ihn, was sie wollten und wie sie's schufen, und er schafft seinen Nachgebornen das Erbe, das sie bedürfen.

Braucht das Gleichniß eine Erklärung? Dem Künstler, dem Liebhaber summen, wo er sich hinwendet, um sich Weisheit zu erhorchen, die schönen Worte: „Styl, Ideal, Antike," in die Ohren. Diesen Kompaß gibt ihm die Theorie mit auf die Fahrt: er segelt damit — in's Blaue. Verzweifelnd nach manchen trostlosen Irren, strebt er in

den Hafen der Natur zurück, — glücklich genug, wenn er nicht an den Sandbänken der Gemeinheit scheiterte! Nun wirft er den Maßstab der Schule weg, und betrachtet noch einmal die Werke der Meister. Da öffnet sich sein Auge, und, von den Thränen eigenen Ringens gereinigt, gewahrt es Lebensspuren, wo es einst nur Pinselstriche gesehen. Das Leben, und was es in ihm entwickelte, ist nun sein Maßstab; und da liest er aus jenen Werken ganz was anderes heraus als Kompositionsregeln, Licht- und Regenbogeneffekte. Er erlebt die Bilder seiner Vorgänger, weil sie erlebt worden sind; er erfährt, daß alle Meister von der Natur angefangen, und mit der Darstellung ihres Gemüthes geendet haben. Und kann der Mensch am Ende etwas Anders, etwas Höheres darstellen, als sich?

Alle ältesten Kunstschulen, so wie der beginnende Künstler, — was streben sie, als: die liebe Welt um sie herum auf ihre Tafel zu bringen? so wahr, so treu, als es geben will. Das war und bleibt die erste Stufe der Kunst, — von da steigt sie empor. Hier zieht der Mensch das Höhere herab; denn die Natur ist höher als der noch ungebildete Mensch, weil sie gesetzlich, er aber willkürlich wirkt; es ist ein gemeines Bestreben, aber der Künstler muß es mitmachen; denn wie will er den Dingen das Siegel seiner Herrschaft aufdrücken, ehe sie sein sind? Das Antike, das ihr thöricht der Natur entgegenstellt, hat keine andere Wurzel; niemand blieb, auch noch in der Periode des freiesten Schaffens, dem schönen Kreise der Natur und Heimath so treu als der Grieche. Das Altgriechische, das Altdeutsche, das Altitalienische, das Altniederländische, die

ersten Produktionen des einzelnen Künstlers, haben etwas, das Wesentliche, mit einander gemein. Nun wird der Künstler in den Formen, Farben und Beleuchtungen der Gegenstände immer heimischer, die Signaturen der Dinge werden ihm geläufig, und während so sein Auge und seine Hand sich bilden, dringt das Leben seinem Innern Resultate auf. Sein Verstand reift, seine Phantasie füllen Bilder, sein Herz liebt; die Fülle gährt und treibt in seinem Gemüthe, er schaut auf die Außenwelt, und auf das Werk seiner Hände, und siehe da! er gewahrt, daß die Natur ein Echo des Geistes ist, und daß er, indem er ihre Lettern verbindet, zu sprechen vermag. Und dann, und nur dann, wenn er das erlebt hat, nenne er sich Künstler. Wen es nicht von innen heraus treibt, in Linien und Farben, Lichtern und Schatten zu lallen, dem frommen Gesetz und Antike nichts. Seine Werke werden, wie die von Mengs, nicht bis zu unserem Herzen gelangen. Dieses nun ist die zweite Stufe der Kunst. Den Uebergang von der ersten zu ihr stellt uns die Schule der spätern Niederländer dar; die neuesten Künstler scheinen gleichfalls das höchste Bedürfniß zu fühlen, und, bereichert mit den Schätzen der Vorwelt, ein frisches Leben beginnen zu wollen. Auf dieser Stufe beginnt das Regiment des Menschen. Das Leben seines Geschlechtes wird ihm zum Spiegel seiner Gedanken, ächte Gestalten werden Typen, — ja die Thiere des Waldes und die Blumen der Flur weiß die Kunst seiner Hände zu nöthigen, daß sie, zum Bilde verbunden, Kunde von seinem Wollen geben. Er hebt die Natur zu sich empor, denn der gebildete Mensch ist höher als sie,

weil er sein Gesetz erkennt. Diese Stufe der Kunstübung aber setzt eine bestimmte Anlage voraus; nur dem spricht die Natur, der sie zu hören weiß. Viele Maler lernen nie sehen; ihre Werke sprechen also auch nicht zu den Sehenden, und es ist besser, daß sie durch erlernbare mechanische Technik dem gemeinen Auge zu Nutz und Frommen arbeiten, als daß sie die Antike travestiren, was sie dann für Styl verkaufen.

Frägt man mich nun nach der dritten Kunststufe, in der Hoffnung, endlich das Rechte vom Styl zu vernehmen, so antworte ich: es gibt keine als die Vollendung; und diese ist der Styl: die Uebereinstimmung einer ausgebildeten schönen Individualität mit den Gesetzen der Natur. Hat der Künstler sein Inneres so kultivirt, daß in ihm kein Widerspruch mehr ist, und die Außenwelt harmonisch im Spiegel seiner Seele sich verklärt, hat sein Meißel, sein Pinsel gelernt, mit lebendigen Formen wie mit Chiffern zu handthieren und äußeres Leben zum Ausdruck des innern zu erhöhen, so wird seine Schöpfung die Einheit des Menschengeistes mit der Natur, das seligste Gefühl, die höchste Erkenntniß offenbaren, und das ist Styl, das ist Raphael, das sind die Griechen. Die Kunst wird hier Sinnbild des Lebens; sie lehrt, daß das höchste Ideal der Menschenbrust Eins ist mit der tiefsten Seele der Wirklichkeit; die Liebe, welche die Leinwand beseelte, wird zum Glauben, das Tagwerk des Künstlers ist geheiligt. Nach solchen Werken machen dann die Andern ihre Regeln, damit sie was zu schwätzen haben, und die Nacktheit ihres Herzens mit antiken Lappen bedecken können. Es gibt

keinen andern Weg in den Künſten, für Völker wie für Einzelne, als den ich da gezeichnet habe. Er enthält die Geſchichte der Kunſt und erklärt ſie.

Es handelt ſich alſo darum: erſt der Handgriffe Herr zu werden, durch die man der Natur ihren Schein abgewinnt, dann ſich zu bilden, damit man etwas auszuſprechen habe, was jenes Scheines würdig iſt. Wer am wahrſten, und in dem Wahren das Tiefſte darſtellt, der iſt Künſtler, der hat Styl. Er braucht ſich auch um keinen Effekt weiter zu kümmern; die Wirkung folgt ihm ſo gewiß, als ſie ewig der Urſache folgt. Wer aber malen will, was er nicht gelebt, nicht geliebt hat, wird tadelloſe Kompoſitionen zuſammenſtoppeln, bei denen unſer Herz in ſich zuſammenſchrumpft. Wenn Goethe einmal zu verlangen ſcheint, der Landſchafter ſolle fleißig ſeine Metamorphoſe der Pflanzen ſtudiren, oder gar die Theorie von den Spiralgefäßen, um ſie in ſeinen Blumen und Bäumen den Kenner merken zu laſſen, ſo gönne man dem Philoſophen ſeine Freude! Die Kunſt will den ganzen Menſchen, die Wiſſenſchaft kultivirt nur den halben; den ganzen aber erweckt die Begeiſterung; ſie iſt das Element der Wirkung: denn nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen.

Raphael's ganze Bildungsgeſchichte ſtellt uns wie in einem Symbole die Bildung des Talentes, ſo wie der Kunſt überhaupt, dar. Von einer treuen Ergebung an Natur und praktiſche Lehre geht ſie aus. Der glücklich begabte Schüler übt ſein Auge und ſeine Hand, und folgt dabei einſtweilen gänzlich dem Meiſter. Er läßt in dieſer Periode ſeinem Talente Zeit, ſich zu entfalten, und greift ihm nicht vor,

ehe er die Mittel in seiner Gewalt hat, ihm zu genügen. Hier scheitern die meisten jetzigen Künstler; sie wollen singen, ehe sie lallen können. Glücklich, wer, wie Raphael, mit dem menschlichsten Sinne begabt, in eine Zeit und Schule fällt, wo noch nichts verdorben, nichts verkünstelt ist! Dieß ist die erste Periode, wo Raphael's Bilder von denen Perugino's oft nicht zu unterscheiden sind. Seine Arbeiten in Perugia, zumal die Krönung Mariens für das Kloster San Francesco, werden das Gepräge dieses Zeitraumes tragen. Nun aber, wenn der Stoff besiegt ist, wird die Seele sich ihrer eignen Schönheit bewußt, und wirft das stille Licht ihrer innern Anmuth auf alles, was die Hand vollendet. Dieß ist die zweite Periode Raphael's, wo seine Bilder alle der Abdruck seines Gemüthes sind, und wie in Seele getaucht erscheinen. Wir freuen uns in Wien des Vorzugs, in der Madonna im Grünen ein herrliches Werk aus dieser Epoche zu besitzen. Es ist die Blütezeit jedes wahren Künstlers, wo jeder am meisten er selbst ist. Da kommt es denn auf die angeborne Natur eines Jeden an, was sich in seinen Gebilden aussprechen wird, und zweimal glücklich ist nun Raphael zu preisen, dem die schönste inwohnte! Kommt nun noch die Gunst des Schicksals hinzu, die dem Künstler, wie unserem an Papst Julius dem Zweiten, einen edlen Gönner und Kenner zuführt, so rühmen wir ihn dreifach beglückt; er aber lernt, während sein Geist sich klärt, nun andere Forderungen an sich machen, als die, welche bisher sein eigen Herz in ihm erweckte; er will dem objektiven Begriff einer großen, von den Weisesten und Besten anerkannten Kunst

genügen, und dieß iſt Raphael's dritte Epoche. Die Schule von Athen darf wohl zur Erläuterung des Begriffs von dieſer Periode als Beiſpiel dienen. — Dieſer Gang iſt jedem Talente angewieſen, und der Kunſt im Großen ſelbſt. Nachahmung, Manier (im beſten Sinne), Styl. In der erſten Epoche wird oft noch eine gewiſſe naive, trockene, herzliche Einfalt ſichtbar werden, wie ſie der Beſchränkung, dem Unvermögen eigen iſt, und man kann hieraus diejenigen beurtheilen, welche dieſe Epoche allen übrigen vorziehen, und ewig darin verweilen möchten. In der zweiten bemerkt man häufig die Mängel und Einſeitigkeit des Individuums; und in der dritten wird manchmal eine theoretiſche Satzung überſchätzt, und als Kunſtgeſetz in Ausübung gebracht. Von den beiden erſten Mängeln iſt Raphael frei geblieben, — ob er dem letzten nie verfallen, wird ſchwer zu entſcheiden ſein, ſo lange nicht entſchieden wird, was in der Kunſt für Satzung, und was für Geſetz zu gelten habe. Auf jeden Fall wird deutlich, was Raphael dem Glücke zu danken hatte; und iſt es nicht das Glück, welches jede himmliſche Pflanze auf Erden reift und zur Blüte bringt? Dann wird auch klar, in welchen Zeitraum Raphael's Vollendung zu ſetzen ſei: in den Uebergang nämlich vom zweiten zum dritten, *wo die herrlichſte Natur in den Schranken der Schönheit waltete*. Um auch dieſen Moment durch ein Beiſpiel zu fixiren, wähle ich aus vielen das unvergleichliche Bild lo spasimo di Sicilia. — So ſchwebt uns billig Raphael für immer als die ſchönſte Erſcheinung, als das bedeutendſte Sinnbild vor!

Diese Zeilen sind allgemein, denn es ist hier der Ort nicht, das Thema zu variiren. Wer es gefaßt hat, wird es leicht auf Formen, Farben, Licht und Schatten, Köpfe, Landschaften, Genre's, Stillleben und Historie anwenden, denn aus allem läßt der Geist seine Stimme ertönen. Man erinnere sich jenes Malers, der, nach dem Tode seiner Geliebten, die hinterlassenen Kleinigkeiten ihres Zimmers, die Werkzeuge ihrer zarten Arbeiten u. s. w. zu hundert lieblichen, symbolischen Stillleben rührend zu verbinden wußte. Was aber im Großen von der Kunst aus jenen Sätzen zu folgern ist, wird sein: daß wir eine Kunst haben werden wie die Griechen, sobald wir ein Leben haben, wie sie. Laßt uns bis dahin aus der Welt, die wir die unsere nennen, seit wir am Mutterbusen schliefen, ein Elysium schaffen, und ihr das Leben unseres Geistes zur Freude der Mit- und Nachgebornen, in seelenvollen Werken aufprägen!

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1836.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet.

Man erinnert sich kaum aus den verflossenen Jahren einer so allgemeinen Theilnahme an der diesjgen Kunstausstellung, als sie dieses Jahr erfahren zu haben sich rühmen darf. Es ist gewiß, daß die vielen Anzeigen, Beurtheilungen und andere Aufsätze, die wir darüber zu lesen das Glück hatten, der vorzüglichste Grund eines solchen Antheils waren. Möglichste Ausbreitung und Diskussion fordert jegliche Art von Leistungen; das Gute wird doch hier und da erkannt, — und, wo es verkannt wird, von einer andern Seite vertheidigt; das Mittelmäßige lernt sich vielleicht, durch so manches Hin- und Widerreden, auf seinem Standpunkte begreifen, und nach und nach verstehen, wo es gebricht und wo Keime des Schönen treiben, und das Schlechte darf denn doch, da es einigen Widerspruch erfährt, seine gewohnte Tyrannei über den Geschmack der Menge nicht gar zu arrogant ausüben. Diese Vortheile sind einleuchtend, und die Künstler sollten sich selbst über manchen allzulauten Tadel und manches allzugrobe Mißverstehen hinaussetzen; das Reden ladet zum Sehen ein, und was verstanden werden soll, muß besprochen werden. Für mich aber haben diese vielen Kritiken, die

zum Theile an Ausführlichkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen, noch einen Vorzug, den ich mit dankbarem Egoismus anerkenne. Sie erſparen mir gar viele Worte; und, wie bei der kurzen hiſtoriſchen Ueberſicht, die ich nun in's Reine bringen will, mir jeder Leſer danken wird, daß ich ihm das sat superque! Geſehene und Geleſene nicht noch einmal auftiſche, — ſo darf ſich kein Künſtler beklagen, der hier ſeinen Namen vermißt, weil es mir nun einmal gar nicht um Vollſtändigkeit der Namen, ſondern um Reſultate zu thun iſt. Sind wir im Ganzen vorgeſchritten? oder zurück? oder ſtehen geblieben? und wie im Verhältniſſe einzelner Fächer? welche Richtungen, im Guten oder Gegentheile, thun ſich hervor? wer macht ſich bemerkbar? und wodurch? was bleibt zu wünſchen? was zu thun? — das ſind ſo ungefähr die Fragen, die unſer ernſteres, an hiſtoriſche Fragen gewohntes Publikum uns vorlegt. Es ſoll dabei das vaterländiſche Intereſſe im Auge behalten werden. Solchen Forderungen wiſſen wir nun durch katalogmäßige Herzählung ſo wenig wie durch kunſtkenneriſche Gourmandiſe in Detaillirung techniſcher Mängel und Vorzüge zu genügen. Wir glauben ihnen beſſer dadurch nachzukommen, daß wir das Auffallendſte hervorziehen, das Meiſte, Vielbeſprochene ganz übergehen. Zu unſerem Zwecke werden wir, wo es thunlich iſt, aus einem Kunſtzweige immer nur Ein Werk, als Spezimen des Beſten, was in dieſer Gattung bei uns geleiſtet ward, ausdrücklicher beſchreiben, und uns bei dem, was wir betrachten, an das Weſentliche halten, was allein wir zu erörtern befugt, und woraus allein die obigen Fragen zu beantworten ſind.

Das Wesentliche aber an Kunstwerken ist der Geist, in dem sie gemacht sind. Das Verdienst solcher, die in gar keinem Geiste gemacht sind, spricht ohnehin an's Auge selbst, und braucht keiner Worte, die nur Formeln sein sollen, jene Geister zu beschwören.

Es würde freilich sowohl dem Beschauer als jetzt uns, den Besprechern, gar sehr zur Erleichterung dienen, wenn sämmtliche Produkte in einer gewissen Folge, nach den Kunstfächern: Historie, Genre, Landschaft u. s. w., wenigstens innerhalb der Rubriken: Zeichnungen, Aquarell, Oelgemälde u. s. w. geordnet wären; der Liebhaber und Künstler könnte dann, ohne sich umzusehen, mit hastigen Schritten auf sein Fach zueilen; der Beschreiber wüßte, wo er anfinge und endete, und würde nicht zum Cicerone degradirt, der den Schaulustigen durch die Zimmer begleiten muß. Da es uns aber auch heuer so gut nicht geworden ist, so brechen wir uns selber Bahn, und beginnen mit unserer Geschichte bei der obersten Region.

Historie.

Hier würden wir uns nun gleich bei L. Schulz's Karton aufhalten, der uns die romantischen Helden des ersten Kreuzzuges in einer Situation sehen ließ, wo ihr Heldenthum andern Empfindungen, ihre Erscheinung fast der Wichtigkeit und Schönheit anderer Gruppen weichen muß. — wenn die Rücksicht auf den Lokalzustand vaterländischer Kunst uns nicht einem Bilde entzöge, welches als ein Abkömmling der edelsten neuern Malerschule und durch eigene, große

Verdienste, doch wenigstens auf Erwähnung Anspruch macht, da eine rechte Würdigung einer so reichen Komposition ohnehin die Gränzen, die uns angewiesen sind, überschreiten müßte. Im nächsten Jahre werden wir wohl das Bild selbst zu sehen bekommen; dann wird eine aufmerksame Detaillirung am Orte sein.

Rahl's Oelgemälde aus dem Nibelungenliede galt mit Recht als dasjenige historische Bild, welches bei respektabler Behandlung den Vorzug der gründlichsten Konzeption und eines ernsten Adels geltend machte. Es war zu bedauern, daß ein so anziehendes Gemälde so ungünstig gehangen war, daß ein gewöhnliches Auge, geschweige denn ein myopisches, von dessen Genuß ausgeschlossen blieb. Es war eben so zu bedauern, daß der Künstler den ihm so ganz gemäßen Gegenstand, nachdem er sein einmal Herr worden war, nicht lieber gleich in Lebensgröße ausgeführt hat, welches wiederum sowohl dem Gegenstande als der Manier des Künstlers gemäß gewesen wäre. Dem ersten „zu bedauern" ist nun wohl in der k. k. Galerie im Belvedere abgeholfen, — das zweite bewegt vielleicht, wenn die Theilnahme des Publikums sich steigert, den regsamen, energisch strebenden Künstler, sich in große, in kolossale Räume zu wagen. Beide Uebelstände aber haben nicht gehindert, daß einerseits das Bild durch Gehalt, Einfachheit der Anordnung, und Grandiosität der Formen in seiner Umgebung doch groß erschien; andererseits, daß die Verdienste der Farbe und besonders des Helldunkels doch nicht verkannt wurden. Die Komposition selbst ist zwar sowohl von Andern als von mir andern Ortes beschrieben wor-

den, — allein, wie man ein gutes Buch zweimal leſen, und, ſo lange man lernt, von einer Addition die Probe umgekehrt machen muß, — ſo ſchadet es auch weder einem guten Bilde noch einem guten Kunſtfreunde, wenn jenes von dieſem auf mancherlei Weiſe wiederholt in Betrachtung gezogen wird. In dieſer Abſicht will ich den Begriff dieſes Werkes in uns zu erneuern ſuchen. Wir ſehen, bei düſterer Beleuchtung, in der Mitte einer gothiſchen Kirche den aufgebahrten Leichnam eines Helden. Die Waffen zu ſeinen Füßen, der Schild, den berühmten Kampf mit dem Lindwurme darſtellend, ſagen uns, daß dies Siegfried war, — die Wunde, in der noch das tückiſche Eiſen ſteckt, berichtet, daß er ermordet ward, — und die rothe Welle, die ſich aus ihr hervordrängt, — dem alten Volksglauben nach, — daß der Mörder gegenwärtig ſei. Und gewiß! es bedurfte weder der Rache und Schuld deutenden Hand der unglücklichen Heldenwitwe, noch der wilden, ſchmerzlichen Frage im Hinaufblick des greiſen Vaters, der die ſchauerliche Wunde enthüllt hat, noch der nichtigen Entſchuldigung des ſchwachen Günther, — um uns den Mörder kenntlich zu machen. Kühn und trotzend ſtellt er ſich uns und einer Welt entgegen; alle Blicke hält er mit fürchterlicher Ruhe aus, ſie gleiten an ſeiner Schroffheit hernieder; den ſeinen verträge Keiner. Gerecht und unantaſtbar fühlt er ſich, ſo lange ſeine Rechte noch auf dem Schwerte ruht, auf das allein in der Welt er glaubt und vertraut; mit gelaſſenem Hohn ſtemmt er den rechten Fuß dem Widerſacher entgegen, kein Blut tritt in die gelben, wie vom Wetter durchgearbeiteten Wangen, kein Schmerz

durchbebt, kein Sturm erſchüttert den fühllosen Buſen, den dieſer Panzer deckt. Die alte Königin wird von frommen Schauder beim Anblicke eines ſolchen Mannes wie zum Gebet bewegt, Gernot ſammelt ſeine Kraft gegen ihn, die entſetzte Menge ſcheut ſich nicht, ihn unwillig zu bezeichnen, ſelbſt ſein Bruder wendet alle ſeine Theilnahme dem herrlichen Gefallenen zu, — nur die geſättigte Rache eines Weibes kann es hier noch an Trotz und Behagen mit ihm aufnehmen, und ſo freut ſich Brunhilde im Stillen ihres Werkes. — Es bleibt, wir mögen ſie betrachten, wie wir wollen, eine große bedeutungsvolle Szene, klar, ergreifend, kunſtreich dargeſtellt, und wir wiederholen, was wir anderwärts geäußert: hätte der Künſtler nichts als Hagens Kopf hervorgebracht, — dieſer Kopf allein würde ſein Talent verbürgen. — So hätten wir denn heuer, wenigſtens an Einem Bilde, was wir im vorigen Jahre, mit einer Art von Beſchämung, vermißten: eine gut gedachte, dem Individuum des Künſtlers im Gegenſtande, und ſeinen Fähigkeiten in der Ausführung ſchön entſprechende, hiſtoriſche Kompoſition. Damit ſoll nun keineswegs geſagt ſein, daß die andern hiſtoriſchen Gemälde verdienſtlos waren. Nur das Zuſammentreffen günſtiger Verhältniſſe war bei keinem in dieſem Grade zu bemerken, und dieſes Zuſammentreffen iſt es, welches von jeher die beſten Werke irgend einer Gattung entſtehen gemacht hat, — und welches mich bewog, da meinem Vorſatze gemäß Eines auszuwählen war, im Hiſtorienfache bei dieſem zu verweilen. Sonſt war, der Quantität nach, dieſes Fach beſſer beſetzt, als im vorigen Jahre. Auch das iſt ein gutes Zeichen. Wenn diejenigen

Felder nur einmal angebaut werden, wo die rechten Aehren gedeihen, ſo wird das Volk nicht mehr vor Hunger nach der Spreu verlangen. Von Führich konnte man ſich mit dem tröſtlichſten Gefühle ſagen, daß er auf den friſchen Spuren der Natur und Menſchheit ſchrittweiſe vorwärts gegangen war. Seine Ruth, wie ſie vor dem weidlichen Boas ſich in Ergebung neigt: „womit habe ich die Gnade gefunden vor deinen Augen, daß du mich erkenneſt, die ich doch fremd bin?“ war zum Mittelpunkt eines patriarchaliſchen Idylls geworden, bei dem man in der Freude an der naivſten, menſchlichſten Auffaſſung ſo manches Unzulängliche der Behandlung gern überſah. Zumal wußte ſich „der Knabe, der über die Schnitter geſtellt war,“ wie er mit dem innerſten Wohlbehagen des Herzens hinter dem Herrn auf die liebliche Magd herüberblickt, in die Herzen der Beſchauenden zu ſchmeicheln. Von Kuppelwieſer war nicht das Gleiche zu rühmen. Hielten wir uns im vorigen Jahre noch an der rein gefühlten und kunſtgerechten Darſtellung einer durch Wohlthaten Heiligen feſt, ſo hat uns der Künſtler dießmal keinen ſolchen Anhaltspunkt gegönnt. Was damals von der Richtung dieſes Kunſtvermögens überhaupt zu ſagen war, galt dießmal nur noch mehr, und weder das bekannte Blendwerk des Fieſoliſchen Kolorits, noch der Mangel an Haltung, noch die hölzerne Starrheit und Schwere einer großen Drapperie konnten uns für das Abſtruſe einer Darſtellung entſchädigen, die einer durch Geſchmack geregelten Phantaſie und dem prüfenden Gedanken doch gar keinen Boden gewährte. Das Aeußerliche dieſer Uebel war auch an der, dem Gegenſtand

nach ſo fruchtbaren Darſtellung „Chriſtus am Oelberge“ zu bemerken. Es iſt Schade, daß die ſchönſten Talente dadurch leiden, daß ſie ſich theils durch die unbedingte, wohlgemeinte Zuſtimmung eines freundſchaftlichen Kreiſes, der Vermögen und Leiſtung verwechſelt, im Fortſchreiten hemmen laſſen, theils Zwecke verfolgen, deren völlige Realiſirung nun einmal eine Don-Quixotiade bleibt, und, wenn ſie möglich wäre, den wahren, einzigen Zwecken der Kunſt widerſpräche. Das Alterthum wird ſchon einſt, wenn ſie es werth ſind, auch unſere Werke ehrwürdig machen; herbeiraffen läßt es ſich nicht, ſo wenig der Grünſpan eines modernen Groſchens ihn zu einer Münze Hadrians ſtempelt, und die Kunſt iſt an und für ſich Gottesdienſt, wenn ſie ſich göttlicher Weihe würdig bewährt, — am meiſten, — wenn ſie heilige Gegenſtände auf eine, des reinſten Menſchenſinnes würdige Weiſe, die den Verſtand befriedigt, und das Gemüth erbaut, den Sinnen erfreulich vorzuführen weiß. Was iſt dabei gewonnen, wenn eine ſpäte Nachwelt, wenn z. B. Steinle's Fegfeuer, oder ſelbſt deſſen ſehr gemüthlicher, niedlicher Hausaltar, an ſie gelangen, in Verlegenheit geſetzt iſt, zu beſtimmen, ob dieſe Werke aus der unſern, oder der altflorentiniſchen, oder gar byzantiniſchen Epoche herrühren? Man kann kaum ſagen, wobei man mehr leidet: wenn man das Heilige unter träumeriſchen Grillen entmenſchlicht, oder wie z. B. im vorigen Jahre bei Schiavoni durch modiſchen Leichtſinn entgeiſtigt ſieht. Eine in Gruppirungen und Charakteriſtik erfreuliche bibliſche Kompoſition war Jgn. Dullingers Darſtellung der dem Maler ſehr günſtigen Parabel vom

Scherflein der Witwe, die ich anführe, um ein Beispiel von der Vermeidung beider erwähnten Irrwege aufzustellen: obgleich nicht zu übersehen ist, daß die Befolgung einer kalten, akademischen Norm auch nicht zum lebendigen Ziele führt. Wenn wir nun in diesem Bezirke uns nicht innerlich reicher sahen, als im vorigen Jahre, so sahen wir in unserer Lieblingswelt, im lieben Alterthum, der ewig jungen Heimath des Schönen, uns deste ärmer. Eine Art Wehmuth ergreift mich, die wertheften Gegenstände meines Herzens von rohen Händen, nur zu oft, gemißhandelt zu sehen, und ich will schnell vorübereilen, — weil ich denn doch auch das Verfehlte bemerkbar machen muß. Das alberne Erschrecken eines römischen Konsuls vor zwei Nymphchen, auf welche sein unbarmherziger Freund gar einbauen will, wäre es auch in Farbe und Helldunkel mit der gefälligsten Praxis dargestellt, — mit Waschen beschäftigte Frauenzimmer, welchen der Waldmann seine Aufwartung macht, was für Nausikaa und Odysseus gelten wollte, — Gewölk und ungreifbare Schattengestalten, welche sich Luna und Endymion zu sein dünkten, — würden uns an der Möglichkeit des Wiedererwachens griechischer Gedanken und Formen haben verzweifeln lassen, wenn uns nicht Rameswayers Psyche getröstet hätte, zu der wir, ihren Orts, wiederkehren werden. Schon zu viel von der höchsten Kunstregion, in welche zu dringen uns noch bisher einseitige Richtung Einzelner, Mangel an höherer Seelen-Kultur bei Künstlern und Publikum, Beschränktheit akademischen Formelwesens hauptsächlich gehindert haben!

Genre.

Das iſt unſer Rhodus, auf dem wir tanzen. In dieſen Zimmern hält ſich die Menge der Sehenden auf; hier wird gelacht, geprieſen, gedeutet, beſtritten, vertheidigt. Leider, daß heuer auch in dieſem Kreiſe, beſonders in der Wahl der Objekte, eine Luſt am Niedrigen, am Gemeinen ſichtbar war, die das Publikum verdirbt, und dem Künſtler den Weg verrammelt.

Danhauſer's oft genug beſchriebener „Praſſer" hatte ſich hier des größten Beifalls zu freuen, und verdiente allerdings den erſten Platz. Die glückliche, einfach-ſymboliſche Erfindung, die verſtändliche Darſtellung, die gefällige Anordnung, die ſprechende Charakteriſtik, die harmoniſche Färbung, der Geſchmack und die Routine, womit alles bis auf's kleinſte Beiwerk durchgeführt war, — deuteten an, was wir in dieſem Felde leiſten können, wenn wir die uns eigene treue Hingebung an die Wirklichkeit mit einem gebildeten Sinne für künſtleriſche Bedürfniſſe verbinden wollten. Der Beiſpiele von einer entgegengeſetzten Huldigung, welche Viele unſerer Maler, ſelbſt begabtere, den faden, niedrigen, auch wohl ſchlechten Neigungen eines frivolen oder entſittlichten Haufens bringen, gab es leider manche. Ritter's Gemüſehändlerin, ein Bild, deſſen Gegenſtand man nicht einmal mit anſtändigen Worten bezeichnen kann, ſtand an deren Spitze. Darſtellungen, wie: ein ſlovakiſches Bauernweib, eine Prozeſſion betrachtend; ungariſche Bauern im Heu; ein Taglöhner, der ſein Mittagseſſen kriegt; ein Rauchfangkehrer, der mit einer

Köchin dahlt; ein Bauer, der die Zustellung erhält, als Militärpflichtiger zu erscheinen; eine Schneider-Werkstätte, und noch mancherlei Bauern, Dirnen, Handwerksbursche, Schulkinder, alte Weiber u. s. f. schlossen sich würdig an. Diese Darstellungen fanden im Durchschnitte große Theilnahme; wobei jedoch zur Ehre unserer Landsleute nicht verhehlt werden darf, daß die eigentliche Bosheit und Schadenfreude, wie sie bei den Karrikaturen der Engländer und Franzosen mitwirkt, hier weder von den Künstlern noch von den Zuschauern mitgebracht wurde. Die ächte Karrikatur setzt mehr Verstand und weniger Herz voraus, und hat jene Folgen, die Hogarth so rührend bezeichnete. Die Kinder haben sich heuer vermindert. Das zarte, innige Motiv der Volkssage, daß den sterbenden Kindern Engel zuwinken, hat K. v. Besque benützt.

Naturleben.

Ich weiß im Augenblick keinen bessern Ausdruck für die Gattung, zu welcher Gauermann's Bilder, und was ihnen nachstrebt, gehören. Da wir bei dem französischen Worte Genre unwillkürlich an das Treiben der städtischen Gesellschaft erinnert werden, so dachte ich mir nach der Analogie von „Stillleben" unter obigem Titel jene Darstellungen, die uns einen bedeutenden Moment der äußern Natur, durch irgend eine Handlung dergestalt belebt vor's Auge bringen, daß wir mit Einer Empfindung die Szene wie das Ereigniß umfassen. Landschaft mit Staffage sagt hier doch zu wenig, wenn nämlich, wie

gewöhnlich die Staffage der Landſchaft, — ſagt zu viel, wenn die Landſchaft einer faſt hiſtoriſchen Staffage dient. Genug, wie überall Wort und Theorie weit hinter der Praxis zurückbleiben, ſo brauche ich wohl auch hier nur an die genannten Bilder zu erinnern, und Jedermann, der ſie geſehen hat, wird ſofort verſtehen, was ich meine. Der Bethätigung des geübteſten Kunſtvermögens nach waren ſie ohne Zweifel das Schätzbarſte der dießjährigen Ausſtellung.

Das Eine verſetzte uns an einem ſchwülen Mittag, wo ſchwere Wolkenſchichten von Zeit zu Zeit bedenkliche Schatten auf die Felder werfen, und die Vögel, wie gedrückt von der bangen Atmoſphäre, näher an der Erde ſchweben, auf eine reiche, vom Golde der Aehren beglänzte Höhe, die nur rechts hinab, im blauen Dufte der Hitze einen Theil der weiten, beglückten Ebene ahnen läßt. Der bereits üppig beſpeicherte Wagen des geſegneten Landmannes hält mitten auf der Höhe; von den Zugochſen, ſteyermärkiſcher Race, hat ſich der eine behaglich geſtreckt, und beugt ſo das Joch des andern herunter, bei welchem ein Knecht beſchäftigt iſt. Im Vorgrunde graſet ein geſchirrtes Pferd, und ein Füllen blickt kindlich zu demſelben auf. Ein junger Bauer auf dem Wagen iſt bemüht, den Bund Getreide heraufzuſchaffen, den ihm ein zweiter von unten auf zureicht, während ein dritter ſchon wieder einen neuen zuſammenbindet; ſo, daß das Mädchen müßig dabeiſtehen, und einſtweilen „in die andere Woche" ſchauen kann. Unterm Schatten aufgehäufter Gebünde aber ruht der brave Landmann nach dem Kruge langend, den ihm ſein Weib

hinreicht; auch das kleine Mädchen daneben ſchaut bittend zur Mutter hinan, und der Hund beſchnüffelt verlangend den ſchweren Korb. Um das ökonomiſch Behagliche einer ſo hoffnungsvollen Szene durch das uneigennützige Spiel glücklicher Jugend zu veredeln, küßt ein älteres Mädchen im linken Vordergrund, mit müheloſer Innigkeit über einen Bund Getreide gebückt, ſein jüngeres Geſchwiſter. — Eine ſolche Kompoſition, ein Diebſtahl an dem Zarten und Innigen, was die Natur im Vertrauen dem Maler preisgibt, ſpricht für ſich ſelbſt, wo in jedem Pinſelſtrich eben ſo viel Treue als Freiheit waltet.

Faſt widrig wirkte die Virtuoſität auf uns, als ſie uns das peinigende Schauſpiel eines rettungslos verendenden edlen Thieres zu empfinden gab. In der einſamſten Uferwildniß liegt blutig und lechzend der Hirſch, der mit dem letzten Kraftaufwande nur die Todesgefahr anſchauen kann, die unabwendbar über ihm ſchwebt. Auf erhöhtem Felſenvorſprung ſteht ein Adler, der Füße, Flügel und Schnabel aufgeſpreizt, mit gräßlicher Feinſchmeckerei die Beute anglotzt, die ihm der zweite nicht gönnen will, der ihm neidiſch von der Seite zukrächzt, während unten am dunkeln Strande der dritte, den ſcharfen Blick in die Wolken ſendend, den vierten herbeiruft, der ſchon ſtill zum Fraße herniederſchwebt. Eintöniges Grau umhüllt die traurige Szene. — Unfühlend wie die Natur erſcheint Gauermann, wenn ſein Pinſel ſich mit gleichem Genügen jetzt in Saatengold und Himmelsbläue, jetzt in Blut tauchen kann. Iſt aber die Natur unfühlend, oder nennen wir ſie ſo, weil ihre Gefühle über die menſchlichen hinausgehen, —

so wolle es die Kunst nicht sein, die das eigentlichste Palladium der Menschlichkeit ist! Die Charakteristik der Vögel erschien mir übrigens eben so erstaunlich, als die Färbung des Ganzen mein Auge nicht als wahr ansprach.

Wenn ich für Gauermann's Arbeiten, die mir sehr merkwürdig erschienen, eine eigene Rubrik erfand, so habe ich nur beizufügen, daß ich sonst Niemanden auf ähnlichem Wege traf, wenn man nicht etwa K. Gruber dahin zählen will, der das berühmte antike Motiv von Adler und Schlange (vergl. Goethe: Reizmittel in der bildenden Kunst. Bd. 44, S. 214) in Anwendung brachte.

Porträt.

Hier sind wir im Bereich einer Produktion, die von jeher etwas besonders Verfängliches hatte. Das Publikum hat dafür ein auffallendes Interesse; aber leider! meist ein bloß stoffartiges; der Maler sieht sich in der Verlegenheit, den widersprechendsten Forderungen genügen zu sollen; ein wahres Kunstwerk dieser Art ist von zu vielen Zufälligkeiten bedingt, als daß es oft zu Stande kommen sollte. Es geht fast wie beim Bau eines Hauses, zumal in nordischen Ländern, wo ökonomische Rücksichten die Aeußerung der Kunst fast unmöglich machen. Wir werden, unter solchen Umständen, den Künstler loben, der uns eine bestimmte Individualität, im abgelauschten Momente ihrer völligen Selbst-Offenbarung, in allen Theilen und Einzelnheiten folgerichtig, begreiflich und wo möglich gefällig zu machen weiß.

Einem ſolchen billigen Begriffe entſprach nun dießmal vor allen das Porträt eines Offiziers von H. Schlesinger. Ein Mann im Kulminationspunkte des Lebens, mit einem geſunden, kräftigen Naturell, vom Leben ausgearbeitet, aber nicht der Heiterkeit beraubt, auf ſich ſelbſt ruhend, die Rechte auf den Griff des Degens geſtützt, die Linke bequem über die Rechte gelegt, in einer hechtblauen, die Fülle gerundeter Muskeln umſchließenden, auf der gewölbten Bruſt rothausgeſchlagenen Uniform, ſah uns durch die beſchattende Brille an, die einen gewiſſen praktiſchen Scharfblick nicht zu verbergen im Stande war. Die Modellirung der Züge, die Wärme des Incarnats, das Relief, die Ausführung des Einzelnen, der Geſammteindruck des Ganzen, — alles machte uns an dieſem Bilde das größte Vergnügen.

Es war übrigens in dieſem Bezirk, wie immer, des Gelungenen Mancherlei zu ſehen. Amerling's Mädchen mit dem Buche und Israelit fanden, wie die Verwaiſten von derſelben Hand, den gebührenden Beifall, wogegen Waldmüller's Familienbild drei Figuren zur Schau bot, die in ſteifem Egoismus einander nichts anzugehen ſchienen, und den Verdacht erregten, als ſeien ſie des Atlaſſes wegen da. Joh. Enders in Farbenſchmuck prangendes Porträt Sr. Durchlaucht des Fürſten v. Metternich darf ſo wenig übergangen werden, als Waldmüller's kleinere Porträts, gegen deren Wahrheit und Technik uns das gerügte größere nicht ungerecht macht. An H. Hollvein's Bildniß des Hrn. Baron v. Hammer-Purgſtall konnten wir die frappante Aehnlichkeit bewundern, die

in Betreff unseres Grillparzer weder diesem Künstler, noch einem andern, A. Hähnisch, gelingen wollte.

Mehr noch von einzelnen Porträten zu erzählen, wäre Unhöflichkeit und Mißbrauch der Geduld der Leser; genug, wenn die Freunde der Abgebildeten, und die Freunde dieser Freunde, daran ihre Genüge hatten und noch haben!

Landschaft.

Der Ausdruck „ideale Landschaft," dem wir auch heuer wieder begegneten, sagt eigentlich gar nichts. Er soll wohl im Grunde nur so viel als „imaginirte Landschaft" bedeuten, und diese thäte besser nicht zu existiren. Die Landschaft so gut wie alles andere, was in der Welt vorkommt, wird nur dann zum Kunstwerke, wenn der Mensch durch Verknüpfung, Ausscheidung, Anordnung, Hinzudichtung die bildende Kraft seines Geistes daran bethätigt. Insofern er dabei von einer Idee, nämlich von der des Kunstzweckes ausgeht, wird seine Schöpfung ideal zu nennen sein. Mehr war es dieß Jahr wohl keine, im Gebiete der Landschaften, als L. Schnorrs Dichtung, die so unglücklich geblieben ist, sich keine allgemeinere und entschiedene Zustimmung erwerben zu können. Von einer wohnlichen Höhe sieht man über ein schattiges Mittelgebirg, wo eine ritterliche Burg mit Mauern und Thürmen uns den Begriff von kriegerischer Abgeschlossenheit erweckt, in eine sich immer höher und höher thürmende Alpenferne. Friedliche Hütten und schattendes Laub beleben den Vorgrund, Burg und Wald umdämmern die Mitte, öder, rauher und felsiger

wird es im Hintergrunde; ein riesiges Gebirg erhebt über alle Vegetation hinaus die grauen Zinnen, und in dessen Rücken noch schließt ein Kreis ewig schneebedeckter Gipfel erhaben die einsame Weite. Eine Straße lenkt und deutet in diese Region hinaus, ein Gewässer ergießt sich rechtsher mit stillem Laufe, ein anderes links in stufenweisen Fällen aus ihr herunter. Links steht noch ein dunkles Gewölk über den Bergen; es scheint, das Wetter hat sich verzogen; wie sollte es auch anders, da auch das des Krieges wich, und der edle Herzog, der sich zum erstenmal wieder bloß Mensch fühlen darf, mit leichtem Schritte den Hügel heranstrebt. Er hat sein Roß den Knappen übergeben, frei und froh blickt er herauf, seine Arme öffnen sich schon von weitem herzlich zum Empfang, wie ihm von oben der freudige Gruß der lieben entgegeneilenden Gattin winkt. Der eine Knabe hält sich an die Mutter, fröhlich ruft ein anderer der kleinen Schwester, und mit hastiger Unbehilflichkeit arbeitet sich der dritte von einem erkletterten Felsblock herab. Auch den Kriegern unten lacht nun häusliches Glück und Ruhe wieder, nachdem sie jene rauhen Fernen hinter sich haben, — und der Segen des Friedens kehrt in diese stillen Gebirge zurück. — Das nennt man nun ein empfundenes Bild, und läßt sich durch eine gewisse Trockenheit und ein kleinliches Detail, welches wie bei unsern guten Altvordern aus Liebe entspringt, in der Freude nicht stören. Den Beisatz „nach einer Ballade," der im Katalog dieß Bild begleitete, fanden wir eher störend, als zum Verständnisse nöthig.

Daß sonst an Landschaften aller Art, Veduten, See-

stücken, Alpenpartien u. s. w., und zwar auch an guten, nicht eben Mangel war, brauche ich kaum zu erwähnen. Man weiß, daß hier unsere starke Seite ist. Auch die Unmöglichkeit, das, was uns in der Natur an der brausenden Herrlichkeit der Wasserfälle entzückt, auf der Leinwand festzuhalten, schreckt unsere gefühlvollen Künstler noch immer nicht ab, sich an dieses Problem zu wagen. Noch immer übt auch der Hallstädtersee seine zur Reproduktion nöthigende Herrschaft über sie aus; F. K. Geylings Auffassung war besonders glücklich, und es gelang ihm, das, was man eine wässerige Sonne nennt, auf's wärmste wiederzugeben. Thomas Enders Ansichten, zumal die italienischen, verfehlten nicht, den gewohnten glänzenden Effekt zu machen. Jos. Schwemminger machte keine so günstigen Gegenstände ausfindig, als im vorigen Jahre. Ueberhaupt ist eine gewisse Einförmigkeit in unsern Landschafts-Charakteren bemerkbar, die vielleicht in unseren Gegenden ihren Grund hat. Aber selbst die ungünstigsten Flachlandpartien hat J. Waltmann auf eine Weise zu verarbeiten gesucht, welche praktisches Bewußtsein der Kunstmittel verräth. — Es ist oft räthlich, ja Pflicht, auf das, bei geringerer Fertigkeit, schön Gewollte und Gedachte hinzuweisen, wo das virtuos Geleistete ohnehin durch augenfällige Wirkung Aufmunterung genug gefunden hat.

Blumen.

Wenn wir Waldmüllers Familien-Porträt in Verdacht hatten, des Atlasses wegen da zu sein, so sahen wir

auf einem andern Bilde deſſelben Malers zwei Menſchengeſtalten zur Folie eines Roſen-Bouquets verbraucht, und wenn wir bei Schnorrs Landſchaft die Technik gern über der Empfindung vergaßen, ſo ward uns hier zugemuthet, einigen Blumen zu lieb den Gedanken aufzugeben. Einigen Blumen, — denn kaum konnte man die ganze Maſſe als rund und vollendet anſprechen, wenn gleich die einzelnen Roſen unbeſtreitbar die ſchönſten in der Ausſtellung waren.

Die meiſten der übrigen Blumenſtücke litten an den Uebelſtänden, die in der letzten Ausſtellung zu tadeln waren: Ueberladung, Flachheit, Aengſtlichkeit, rohe Farbengrellheit. Blaſchecks Fleiß in Beobachtung der Abſtufungen und einer geſchmackvollen Anordnung, und Grubers Friſche und Detail gaben Augenweide genug in einem Bezirke, dem vorzugsweiſe die Damen ihre Gunſt und Aufmerkſamkeit ſchenkten.

Uns aber erlaube man, uns zu ſammeln, — dasjenige, was noch an Federwild, Früchten u. dgl. Deſſertkoſt übrig wäre, geſchweige denn die nachgeahmten Marmorarten und Aehnliches der Liebhaberei zu überlaſſen, — ſelbſt manches Gute mit Schweigen zu ehren, da wir ohnehin ſchon breiter geworden ſind, als wir Anfangs wollten, und den ausgeſprochenen Zwecken gemäß ſollten. Kupferſtiche, Lithographien, Zeichnungen übergehen wir, um nur noch bei einer der dießmal zahlreichern und mitunter ſehr netten

ſchließlich zu verweilen, die einen ſehr freundlichen, zarten Eindruck zurück ließ. Es war: Ramelmayers Pſyche. Das Piedeſtal dieſer Alabastergypsſtatue ſtellte ein Oktogon dar, auf deſſen acht Seitenflächen die lieblichſte Fabel des Alterthums, die Geſchichte Pſyche's, in Basreliefs vorgeſtellt war. Auf dem erſten erblickt ſie Eros zum erſtenmale; auf dem zweiten trägt ſie Zephyr durch den Aether in den Palaſt des mächtigſten Gebieters; auf dem dritten ſah man die Unglückliche den Schweſtern ihre Schätze zeigen, und den ahnenden Gott ernſt danebenſtehen; auf dem vierten war der ſchreckliche Moment feſtgehalten, wo ſie zugleich ihr Glück erkennt und ihre Thorheit bereut, da der Geliebte zürnend erwacht: der Flußgott nimmt ſie auf dem fünften in ſeinen Schutz und Pan freut ſich ihrer Anmuth. Nun folgte die traurigſte Epoche ihres jungen Lebens, und wie danken wir dem Künſtler, der uns ſtill hinüberträgt, und uns auf dem ſechsten nur noch die Zeichen der überdauerten Gefahren ſehen läßt, bis auf dem ſiebenten Aphrodite ſelbſt die Liebenden vereint, die dann, geläutert und verklärt, auf dem achten in die Verſammlung der unſterblichen Götter einzutreten würdig ſind, wo ewige Jugend Kränze für unwandelbare Liebe windet. Ueber dieſen bedeutungsreichen Szenen ihres Daſeins, als ob ſie ſie in göttlicher Ruhe überſänne, ſitzt die entfeſſelte Pſyche in der anmuthigſten Stellung auf dem Globus, — das liebliche Köpfchen abwärts gegen die linke Seite geneigt, die eine Hand nachläßig in den Schooß gelegt, mit der an-

dern, über deren Arm die leichte Draperie geworfen iſt, das zarte Kinn unterſtützend, ſo daß der Zeigefinger nachdenklich die ſchwellende Wange berührt.

Man ſieht aus der ganzen Darſtellung, daß der Künſtler, im Geiſte des Apulejus, wie es unſtreitig für unſere jetzige Art zu fühlen und zu denken am paſſendſten iſt, halb der altgriechiſchen, naiven Auffaſſung, halb einer ſpäter beliebt gewordenen allegoriſchen Deutung ſich bequemte, ſo daß im Einzelnen keine Anſicht der andern Eintrag thut, im Ganzen aber doch der Haupteindruck durch die letztere beſtimmt wird. Der Charakter der Pſyche ſelbſt iſt ihm, nach meinem Gefühle, ſo gelungen, daß ich die ſeine den beiden mir bekannten Canovas unbedingt vorziehe: ſie iſt lieblich, ohne frivol, denkend, ohne kalt zu ſein; ein anmuthiges Mittelding zwiſchen Kind und Jungfrau. Auf den Basreliefs ſind die körperlichen Allegorien, wie ſie der unſchätzbare mythiſche Kunſtgebrauch geſtattet, auf's Gewandteſte benützt, und eine erſtaunlich reinliche und zarte Technik zum zierlichſten Erfolge in's Werk geſetzt. Mir ſagte die gefällige Anordnung des zweiten, die originale Auffaſſung des vierten, und die gefühlvolle Heiterkeit des ſiebenten, beſonders zu; das erſte und das dritte haben einen modernen Beigeſchmack, den unſere reinſten Künſtler kaum ganz werden abthun können, weil er uns mit der Mutterbruſt eingeflößt wird; das achte hat wohl der Raum in etwas beeinträchtigt. Der Eindruck aber, zu dem dieſes Kunſtwerk unſere Seele geſtimmt hat, ſoll der letzte bleiben, den wir von dieſer Kunſtausſtellung mitnehmen wollen. Möchte doch das Reine, — das Seelenhafte, wel-

ches darin vorwaltet, seine schöne, stille Wirkung nach und nach immer weiter und weiter auf empfängliche Gemüther verbreiten, daß die häßliche Lust am Rohen, Schlechten, Gemeinen mehr und mehr verschwinde, und die heilige Blume des Schönen einen heimatlichen Boden gewinne!

Ist es nun noch nothwendig, die oben gesetzten Fragen zu beantworten? oder geht die Antwort aus der, in treuen Umrissen summirenden Darstellung hervor? Ich hoffe das letztere. Wir stehen im Ganzen, wie im vorigen Jahre; im Verhältnisse der Fächer hat die Historie zugenommen, an Zahl und an Bedeutung; die schädlichste Richtung im höhern Kunstbezirke scheint in zwei Talenten sich dem Rechten zuzunähern; wer sich hervorthat, haben wir angemerkt; wodurch, gleichfalls; was zu wünschen bleibt, — reduzirt sich auf Weniges: ernsteres Studium von Seite der Künstler, edlerer Sinn von Seite des Publikums; was zu thun bleibt? ist eine müßige Frage; emsig fortfahren in unverdrossenem Streben — die einzige und ewige Antwort. Wozu wir denn unsererseits Alles, was Kräfte in sich spürt, unablässig aufzumuntern nicht ermüden; — Schaffende und Richtende auf den heiligen Spruch hinweisend, der an der Spitze dieser Zeilen steht.

IV.

Aphorismen.

Dies Erdenleben iſt ein Tagen,
Ein Kämpfen zwiſchen Nacht und Licht;
Was einzeln durch die Nebel bricht,
Läßt ſich nur aphoriſtiſch ſagen.

So Manches, ſagſt du Conſequenzen,
Es würde Manchem nicht behagen;
Du mußt es aphoriſtiſch ſagen —
Der Leſer mag es ſelbſt ergänzen.

Zum Verſtändniſſe.

Aphorismen ſchreibt entweder Jemand, der auf vereinzelte piquante Einfälle ſich was zu gute thut; und das zeigt von Beſchränktheit. Oder Jemand, der ſeine Ausſprüche für Orakel hält oder gehalten wiſſen will; und das zeigt von noch größerer Beſchränktheit. Und doch — indem man dieſes weiß und ausſpricht — ſchreibt man Aphorismen. In der That, es ſollte doch dem Denkenden ſo ſchwer nicht fallen, neben jenen zwei Fällen viele und verzeihlichere zu erkennen; ja, auf den wunderſamen Wegen menſchlichen Denkens, die ſo ſchnell von Extrem zu Extrem führen, dahin zu gelangen, daß am Ende das beſte Wiſſen doch nur aphoriſtiſch zu Tage gefördert werden kann; und etwa: daß Ergebniſſe irdiſchen Erkennens nicht mehr wahr ſind, wenn ſie nicht mehr aphoriſtiſch ſind. — Dem ſei nun wie ihm wolle; der Verſtändigbillige wird nicht verkennen, daß die Geburten des Momentes — bald Ahnung, bald Wiſſen, aber immer bedeutend — nicht ſtets in die Regiſter der Syſteme können eingetragen werden; daß die Ruhepunkte der philoſophiſchen Geſchichte eines Individuums meiſt mit Wenigem anzudeuten ſind, zu eigener Erinnerung und fremder Belehrung; — daß — doch

wozu? Ob etwas nothwendig oder willkührlich exiſtire, zeigt ſich bald, ohne Für- und Widerrede, an ſeiner Wirkung. — Daß der Schriftſteller das Publikum nicht nöthigen ſoll, ſeine Lehrjahre mitzumachen, iſt eine thörichte Forderung. Wann enden ſeine Lehrjahre? —

Wenn ſich Jene glücklich preiſen dürfen, die, wohl organiſirt, weiſe erzogen, ihre Ausbildung rein und ungetrübt zu Stande gebracht ſehen, wie eine Kriſtallbildung vor ſich geht, — ſo werden Jene, deren Entwickelung durch leiſe-kräftiges Untergraben in die Bahn geworfner Hinderniſſe, oder durch einen großen Impuls von Außen, wie durch ein befruchtendes Gewitter, gereift ward, mit einer wunderbaren Empfindung auf die denkwürdige Epoche ihres Lebens zurückblicken, da ihr Inneres aus dem Raupen- in den Schmetterlingszuſtand überging. Jene Periode der Wiedergeburt, jener Orient des Menſchentages, da das Bewußtſein erſt eigentlich praktiſch wird; die Erfüllung des γνωθι σεαυτον; denn dieſes Wortes ächte Deutung heißt: Erkenne Art und Maaß deiner Kraft, um ſie für die Menſchheit zu verwenden! — Einzelne Lichtſtrahlen aus jener Zeit werden Manchem, der eben in jenen Kriſen verweilt, erfreulich und förderlich ſein. So ſeien ſie denn ausgeſtreut!

Wissenschaft.

Es ist allerdings merkwürdig, daß in keinem Bereiche menschlicher Bestrebungen die Grundsätze des Wahren und Nothwendigen so allgemein geworden sind, als in der Politik. Man erstaunt, wenn man periodische und sonstige Schriften der Zeitgenossen liest, welche die höchsten Staatsinteressen behandeln, — wie anerkannt und überall geltend man die letzten Ergebnisse des Denkens, die Früchte bitt'rer historischer Erfahrungen findet. Eine andere Frage bleibt: ob diese Erkenntnisse auch allenthalben innig verarbeitet, mit dem Leben verwachsen sind? ob es nicht etwa bei Worten bleibt, während ganz andere Interessen das Handeln bestimmen? Traurig, wenn man fände, daß gerade in diesem Bezirke mit der Sprache der Weisheit, mit dem Urim und Thumim, die schauerlichsten Leidenschaften und der tiefste Egoismus sich beschilden, — so daß man sich bekümmert fragen müßte: wann, ja ob je dieser tödtende Zwiespalt geschlichtet werden solle?

Fichte nannte Glauben: Den Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen. Das ist mir kein Glaube,

sondern eine feige Resignation, die schlimmer ist, als eine herzhafte Verzweiflung. Mir ist Glaube jene heiligende Anerkennung des Höchsten, deren sich der reifende gute Mensch gar nicht erwehren kann. Zum Glauben bedarf er keines Entschlusses. Im Glauben ist die Wurzel seines geistigen Daseins, also auch seines Willens. Glauben ist Seligkeit und Gnade.

Was ist das für eine Welt gewesen, an deren Erbe die unsrige sich nährt und aufrecht hält, die unserm nüchternen Leben Würde, Bedeutung und edle Form verleiht! Wir übersehen, aus Gewohnheit, daß fast Alles, was uns bildend, erhebend, sprechend umgibt, nichts als der Schatten ist, der jener entschwundenen Prachtgestalt durch Jahrhunderte nachschwebt. Die Embleme und Randschriften unserer Münzen, die Monumente und Epitaphien unserer Großen, die in unsre Tempel und Paläste hineingeflickten Säulen, der Gebrauch der römischen Sprache in juridischen und medizinischen Wissenschaften, die Technicismen aus der griechischen entlehnt, womit jeder seine Gedanken, Erfindungen, Worte, zu schmücken glaubt, — was ist alles das, als Sehnsucht nach jenem unwiederbringlichen, einzigen Zustande, in welchem sich die Menschheit, wie ein gesunder Jüngling, in der Fülle ihrer Vermögen empfand? Wenn irgend eine Emphase zu verzeihen ist, so ist es die, womit der fühlende Archäolog jeden Scherben, jeden überkrusteten Buchstaben, jeden verwitterten Torso aus jenen ewigen Tagen betrachtet und verehrt.

Rochefoucault hat weit mehr sittliche Zartheit, als man gemeinhin glaubt, und man darf das absprechende Urtheil über ihn Verläumdung nennen.

Seine zweideutigen Sätze sind ehrlich gemeint; man muß sie nur bis an's Ende ausdenken, oder nicht mißverstehen.

Er zeigt das Egoistische, er lehrt es nicht.

Für Freundschaft hat er Sinn.

Oft muß man für seine herkömmlichen Ausdrücke andere setzen: z. B. für „Größe" — „Berühmtheit;" für „Liebe" — „Leidenschaft" u. dgl.

Er hat es überall auf das konventionelle Leben der Franzosen, zumal das Hofleben, abgesehen, was man berücksichtigen muß.

Durch Tiefblick in die Irrgänge des Herzens wird der gerade Weg nicht abgesperrt, sondern erleuchtet.

Gefährlich bleibt er, wie alle Lektüre, Solchen, die nicht würdig fühlen und nicht weiter, als das Buch sagt, denken.

Die physiognomischen Fragmente bleiben ein denkwürdiges Phänomen. Sie beruhen auf der Erkenntniß des tiefsten und universellsten Naturgesetzes; daß Wesen und Form, Ursache und Wirkung, sich ewig entsprechen, und berühren Kunst und Schöpfung mit unzähligen Lebensfunken, aus denen allenthalben Strahlenkreise schießen.

Lavater selbst ist der studiumswürdigste Mensch: Ahnung, Empfindung, Ertappung der bildenden Natur, fruchtbare Fingerzeige, große, scharfe Blicke mit seltsamen Ge-

sichtstäuschungen und einseitiger Schwärmerei. — Als Autor, historisch und technisch angesehn, ist er Spezimen damaliger deutscher Literatur; er strebt überall nach dem wahrsten, kürzesten, unmittelbarsten, und dabei poetisch erhöhten Ausdrucke, und das mit entschiedenem Erfolge.

Bei G. Pfitzer werden nicht Gräber mit Blumen überdeckt, daß man sie nicht mehr sehe; die Gräber stehen offen, und die Blüten liegen an den Rändern. Sein Gedicht: Hermes Psychopompos ist ein poetischer Gipfel und völlig unvergleichbar. Immermann's reiches, tüchtiges Gemüth ist nicht mit ästhetischen Tiraden abzufertigen; hier liegt viel zu Grunde, und dem Verständniß eines Mannes zu lieb müssen Zeit, Form und was sonst das Wohlgefallen bedingt, vergessen werden. Heine hat noch Manches in sich auszugleichen, und wenn es ausgeglichen sein wird, wird der lyrische Blütenstaub verweht sein. An Platen sahen wir die Manifestation des höchsten dichterischen Talents, das, wie eine Flamme, die den Stoff suchte, um sich an ihm zu nähren, in den Aether hinaus leckte, und leuchtend, prasselnd und sehnsüchtig in sich selbst zurückkehrte, um zu verlöschen. Ehrfurcht verdienen die Gedichte J. Mayrhofer's (Wien b. Volke 1824); der Geist verkörpert sich in Geschichte und Natur, den Schmerz muß die Darstellung und das Ideal versöhnen; als ein einziger Tropus erscheint Kunst und Welt, und wie der Sohn Aurorens, vom ewigen Strahl berührt, athmet sie

die verhüllte Klage ihres Lebens hin — „die Seele mit den treuen, tiefen Klängen!“

Das Ganze der geiſtigen Bildung bezieht ſich auf drei große Objekte: Geiſt, Natur, Kunſt. Was außer dieſen Kreis fällt, gibt keine Wiſſenſchaft.

In die erſte Sphäre gehört Philoſophie, Matheſis u. ſ. w.; in die zweite Phyſiographie mit ihren Zweigen: Phyſik, Phyſiologie u. ſ. w.; in die dritte Aeſthetik, von der Philoſophie, dem Objekte nach, zu trennen. Die Betrachtung des Werdens, der Entwicklungen, iſt nur ein Theil jeder Wiſſenſchaft, keine eigene. Die Religion iſt keine Wiſſenſchaft.

Der Denkende wird dieſes Schema zu nützen wiſſen.

Es war dasſelbe Element im römiſchen Charakter welches die Tugenden der Cocles, Regulus, Torquate u. dgl. und die Laſter der Nerone und Caracalla auf jenen Grad des Grotesken trieb, der uns unüberdenkbar bleibt, von dem aber im heutigen römiſchen Charakter noch genug rührende und erſtaunliche Spuren ſind (Cose grosse).

Auch war es dasſelbe Element im griechiſchen Leben, welches in die Dichtung Homers, in die Weisheit Sokrates, in den Heldenmuth Epaminondas, wie in Polyklets Gebilde jenes Maaß legte, ohne welches alles menſchliche Beginnen unvollendet bleibt oder in's Ungeheure verfließt (Χαρις).

Dieſe Grundzüge fördern beim Studium des Alterthumes. — Und läßt ſich eine ſolche Betrachtung nicht weiter verfolgen? Floß nicht die Weisheit und Thorheit der Egypter, die Weichheit und Sittlichkeit der Inder aus Einem Quell? Hier ſchließt ſich die Reflexion an das allgemein Menſchliche an.

„Inſtinkt" bezeichnet räthſelhaft etwas an ſich Klares. Wozu erklären wollen, was, wie das Daſein ſelbſt, allgemein giltig erſcheint? was iſt Inſtinkt? was iſt nicht Inſtinkt? Geht nicht ein (veniam verbo)! sensus communis durch die ganze Natur, von dem jener der Schwalbe, der Biene u. ſ. f. nur ein Theil iſt? wodurch hängt der dünkelhafte Menſch mit ſeiner Erde zuſammen? wozu ein individuelles Wort für einen generellen Begriff? Daß der Weſt Veilchen bewege, der Löwe auf ſeine Beute ſpringe, der Menſch ſich ſelbſt beſtimme, die Boa das Reh umſchlinge, der Fels ruhe, kryſtalliſire, verwittre, ſtürze, ſich löſe, — hier ſehe ich überall Ein Waltendes, Ein Gebot allwirkſamer Natur. Und warum ſoll die Schwalbe, der Biber allein davon ausgenommen ſein?

Und ſo iſt es mit hundert Problemen in der Naturlehre. Wir ſuchen unergründliche Kräfte für Erſcheinungen, die ſich ſelbſt begründen; wir beweiſen das Leben, das einzig der Beweis unſerer Beweiſe iſt.

Die ſogenannte völlige Unpartheilichkeit iſt ein Unding. Eklektiker bleibt jeder nach ſeiner Art; ſelbſt der

Dogmatiker. Ganz unparteiisch aber ist nur der Unwissende. Wozu auch soll jener Zwang, dem unter'm Schilde der Objektivität ihr euch unterwerft, frommen? Kenne Jeder das Beste, und lege dessen Maaßstab an's Uebrige! Was wäre aus Winkelmann's Kunstgeschichte geworden, wenn er die ägyptische Kunst der griechischen koordinirt hätte? Kein antiker Geschichtschreiber ist unparteiisch, jeder ist, nach seiner Ueberzeugung, pragmatisch. Aber die modernen suchen ängstlich selbst am Erhabensten eine Schattenseite, um nur unparteiisch zu scheinen.

Der Dichter kann nur durch unmittelbare Mittheilung seiner Stimmung erheitern; die Gründe, die er angibt, um froh zu werden, sind eben dieselben, die den Hypochondristen verdrießlich machen.

Die Philosophen, wie die, welche sich der Geschichte widmen, nennen sich nur insofern Eingeweihte, als sie sich mit dem Unwesentlichen befassen: Der Schul-Philosoph mit formaler Dialektik, der Schul-Historiker mit unfruchtbaren Exegesen; jenen, die, den Leichnam der Wissenschaft verlassend, aus ihrem Geiste erzeugen und gebären, schreiben „die vom Fache" nur eine dilettantenmäßige, konventionelle Einsicht zu. Jene sind die Fauste, diese die Wagner. Wohl den Dilettanten, denn sie lieben!

Der Lapidar-Styl repräsentirt den römischen Charakter. Ist es nicht, wenn man die Annalen des Tacitus liest, als läse man Epitaphien? Sein ganzes Werk ist ein Epitaphium seines Volkes. Aus ihm kann Rom, Griechenland aus dem freundlichen Xenophon verstanden werden.

Es ist wahr, die lyrische Kunst ist ein schönes Spiel. Aber auch das Spiel verlangt, um schön zu sein, Bedeutung, Einsicht und Geschmack. Was im Rhythmus liegt, will durch Liebe und Ernst begriffen werden; es zu begreifen ist ein Glück; dann schweben uns in trüben Stunden Chöre und Stanzen vor, die uns vom Grund aus erheitern und beleben.

Ueber ein treffliches Werk der Dichtkunst kann es verschiedene, aber nie entgegengesetzte Ansichten geben. Recht mag Jeder haben, das Rechte hat Keiner, oder Alle zusammen; denn ein solches Werk ist ein Spiegel für alle Seelen.

Gerade in das, was Schubarth an Göthe's Werken, im Vergleich zu Homer und Shakespeare geringer findet, — daß sie von unserm beschränkten Zustande ausgehen, und uns nur allmälig in einen reineren, idealen versetzen, — gerade in das lege ich ihren größten Werth. Hierdurch werden sie bildend, und befähigen uns erst zum Genusse der reinsten Kunstgebilde. Sie müssen aber, wenn sie so viel leisten sollen, gelebt und geliebt werden.

Man ſagt wohl, Geographie werde durch Geſchichte belebt. Ich weiß nicht, ob die friſche Gegenwart der Vergangenheit zum Leben bedarf; das aber iſt gewiß, daß die Geſchichte erſt durch Geographie, durch die Bezeichnung des Bodens, auf welchem ſie fußte und ſchritt, wahrhaft, körperlich und reizend wird. Darin begründet ſich der Vorzug vaterländiſcher Hiſtorie.

Man bemüht ſich in neueſten Tagen vielfach, die Kunſtgeſchichte durch ſorglich ausgearbeitete Künſtlerbiographien zu fördern. Dabei iſt nur zu wünſchen: daß das, was den beſprochenen Künſtler von den übrigen unterſcheidet, ſo wie das, was ihn mit ihnen verbindet, ſcharf nachgewieſen werde; und dann: daß man über die Geſtalt ſeines Innern, welche ſtets die ſeiner Gebilde bedingt, wie ſie ward und wechſelte, Aufklärung erhalte. Das Verzeichniß ſeiner Werke und der Orte, wo ſie ſich befinden, nehmen wir als Zugabe gerne an.

Es hält gar ſchwer, in den Verſuchen, ſeine Umgebung an der eigenen Fortbildung Theil nehmen zu laſſen, bei Geduld zu verbleiben. Sie wollen Alle wiſſen, ohne zu lernen; ſie empfinden etwas Unbeſtimmtes, kleben an Worten und Namen, verſetzen ſich in Gedanken auf den Gipfel, denken nie über das Verſchwiegene, bemühen ſich nicht um die Sache. Man hört dich an, fühlt ſich unterhalten, für und wider angeregt, tadelt und lobt, ſtatt zu denken, vergißt dich, und geht ſelbſtzufrieden den alten,

lieben Schlendrian. Wie oft, wenn ich, mit dem beſten Willen, das Erkannte, das Frommende, mittheilen wollte, ſah ich es abgewieſen, daß ich bitter lächeln mußte; wie oft, wenn ich Einzelnen bot, was ſie bedurften, ja was ſie begehrt hatten, und ſie erkannten es nicht; wie oft konnte ich meinen beſten Ergebniſſen nur dadurch nützliche Geltung verſchaffen, daß ich ſie, als nicht von mir ſtammend, unter der Firma irgend einer Autorität einführte; wie niederſchlagend ſind dieſe Erfahrungen!

Kraft iſt das Wirkſame. Und ſo iſt in menſchlichen Werken der Gehalt an Kraft das Weſentliche, dem durch Ausbildung die Anmuth als Geſtalt entſprießt. Was aber gewährt Kräfte, als der Geiſt? Dahin muß unſer Blick gerichtet bleiben.

Wir meinen, Gott weiß was, gewonnen zu haben, und die Alten weit zu übertreffen, da wir die Geſchichte, wie wir's nennen, zur „Wiſſenſchaft" erhoben haben; d. h. da wir ihr Proömien vorangehn, Reſumée's nachfolgen laſſen, und die That-Ereigniſſe wie Mineralien in eine Lade, zwiſchen beſtimmte Fächer, gezwängt haben; ſtatt daß ſie, wie bei Thukydides und Tacitus, lebendig auf- und auseinander ſprießen, und eine wahre „Geſchichte" bilden.

Es gibt wenige Naturen unter den Schriftſtellern. Eine friſche, anmuthige, geſunde war Heinſe, mit frohem Inſtinkte überall den Kern ertaſtend, aus der Fülle des

Durchlebten verſchwenderiſch Leben mittheilend. Zu dieſen Quellen des Frühlings unſerer Literatur ſollten wir jetzt im Herbſt öfters wallfahrten; es ſind die rechten Geſundbrunnen für die Schwind- und Waſſerſucht unſerer Journaliſtik.

Abſcheulicher Grundſatz moderner Kritik: es müſſe Alles von der Licht- und Schattenſeite betrachtet werden; Lob ſei platt, Tadel zeige von Einſicht, Schärfe und Freiheit des Urtheils; je impoſanter die Erſcheinung, deſto gewaffneter müſſe der unbeſtechliche Blick für die Schwächen ſein; u. was dgl. mehr iſt. O über den Areopagus! ſo werden wir weit kommen!

Der Dichter erwirbt ſich Lob, ſo lange er zu den Leidenſchaften der Menſchen ſpricht. Das Geläuterte wird keine Theilnahme finden.

„Da ſchweigt er nun, und ruht, und läßt ſie zieh'n.“

Oft ſoll die Menge von Gründen ihre Kraft erſetzen; nach der Analogie von $\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 1$. Doch, wie überall mathematiſche Gewißheit von lebendiger unendlich verſchieden iſt, ſo auch hier. Aus vielem Halbgewiſſen wird nichts Gewiſſes. Ungleiche Größen kann man nicht addiren. Man ſetzt bei jener Schlußweiſe dunkel den Satz voraus: „Es gibt nichts Qualitatives; die Qualität eines Ganzen iſt nur die Quantität ſeiner kleinſten Theile.“ Ein

wichtiger Irrthum, auf welchem alle atomiſtiſche Anſicht von den Dingen beruht; der Tod des Wiſſens.

Im Ganzen entſteht alles Irren aus der Zerſpaltung unſeres Weſens, unſerer Vermögen. In keinem Momente ſoll der Menſch ganz Wille, ganz Intelligenz u. ſ. w., immer ſoll er ganz Menſch ſein. Hier liegt die Differenz aller Philoſopheme. Die ächte Weisheit iſt ein allſeitiger Zuſtand.

Man kann nicht alles aphoriſtiſch, nicht alles ſyſtematiſch ſagen.

Alles was da iſt, iſt nur durch eine Kraft, die ihm innewohnt; das Leben dieſer Kraft iſt: Aeußerung; die Bedingung der Aeußerung: Thätigkeit, — aktive Metamorphoſe. Das iſt die Wurzel des Lebens. Wo Kraft des Einzelnen zu wirken aufhört, überläßt ſie das Objekt allgemeinen, löſenden, elementariſchen, — wir nennen's Vernichtung, paſſive Metamorphoſe: das iſt die Wurzel des Todes. Kräfte ſind die Kapitalien der Natur, Erſcheinungen ihre Intereſſen. Die göttliche Oekonomie verewigt jene, indem ſie dieſe opfert. Sie nachzuahmen, iſt Aufgabe des Menſchenlebens. Denn auch die Sterblichen ſind in dieſem Geſetze mitbegriffen. Zwiſchen der Allmacht und der Unmacht liegt das Streben — die reine menſchliche Thätigkeit, wodurch wir unſere Kraft ausſprechen, leben, da ſind. Trägheit übergibt uns den verneinenden Gewalten, dem Tode. Den Irrthum gleicht der Fort-

ſchritt aus, — wer ſich aber aufgibt, und ſagt: es iſt genug! — der iſt verloren.

Es iſt eine der falſchen gangbaren Vorſtellungen, daß das Genie, wie die Unſchuld, nichts von ſich wiſſe. Das Genie, eben weil es eins iſt, wird bald genug ſeinen Standpunkt, wie den der Andern gewahr; es kann ſich nichts verbergen, alſo auch ſich ſelbſt nicht; und überhaupt iſt das Genie Geiſt und Einſicht, und nicht, wie ſo Viele wähnen, eine wunderſame, überaus geſchickte Dummheit.

Die Schule ſpricht immer von einer unendlichen Möglichkeit und einer endlichen Wirklichkeit. Und doch iſt nur das Mögliche endlich, das Wirkliche aber unendlich.

Man kann ſagen, wenn man Wortſpiele liebt, daß all unſer Wiſſen Anthropologie iſt; die Philoſophie: philoſophiſche Anthropologie, die Naturwiſſenſchaft: phyſiſche u. ſ. w. Und es iſt nicht nutzlos, daß man dieß ſagen kann.

Es iſt gewiß, daß zuletzt alle Philoſophie in eine Identitätslehre zuſammenfließt. Der ächte, gründliche Dualismus iſt im Grunde identiſch mit dieſer Identitäts-Doktrin. Denn Analyſe und Syntheſe ſind ſo Eins wie Expanſion und Kontraktion. Wiſſenſchaft wäre nur dann vollendete Wiſſenſchaft, wenn ſie eines aus allem und al-

les aus einem erklären könnte. Dann wäre, wie im Universum, auch in ihr keine Lücke.

Geſchichte, will ſie was bedeuten, muß von der Kenntniß des einzelnen Menſchen und ſeiner Modifikation im Weltverkehr ausgehen. Je mehr ſie, wie ein guter Roman und ein wirkliches Ereigniß, aus Individuen ſich entfaltet, und dann, Zweige mit Zweigen verknüpfend, Kronen und Maſſen bildet, deſto fruchtbarer wird ſie ſein. Hierin liegt die allenthalben empfundene Bedeutung der Memoiren. Je mehr ſie gleich anfangs unter dem Vorwande von Ideen und Prinzipien, in die Wolken greifend, Maſſen ballt, deſto leerer läßt ſie uns. Alle Theorie muß Reſultat ſein, nicht aber Fundament. Der Menſch aber bleibt Wurzel, Stamm, Blüte und Frucht der Geſchichte.

Das Produziren, die eigentliche, freie, geiſtige Zeugung, bleibt, wie die leibliche, eine geheimnißvolle Operation erhöhter Momente. Nicht bloß vom Dichter gilt jenes est deus in nobis; — auch in der Wiſſenſchaft wird Jeder, der ſich ihr ganz und lebendig hingibt, dieſe Mittheilung von oben erfahren, vermöge welcher er zu ſchaffen befähigt wird. Denn auch die Wiſſenſchaft hat ihr poetiſches (ſchöpferiſches) Element.

Es iſt wenig Verſtand in der Beſchuldigung: Spinoza räume dem Verſtande zu viel ein (kalter Verſtan-

desmenſch u. dgl.); da wir Spinoza aus ſeinen Büchern beurtheilen, die von Dingen des Verſtandes handeln, ſo iſt das, als ſagte man: A hat den Fehler, beim Rechnen zu viel Arithmetik anzuwenden. Zum Verſtehen gehört Verſtand; und wenn hierin ein Fehler liegt, ſo wäre er unſern neuern deutſchen Weltweiſen zu wünſchen.

Den Gelehrten, die ſich vorzugsweiſe „wiſſenſchaftlich" zu ſein rühmen, fehlt meiſt der Begriff eines organiſchen Ganzen. Was ſie Syſtem nennen, iſt nur ein gut geordnetes Kompendium, ein Schulbuch im Kopfe; ſie verwechſeln innern und äußern Zuſammenhang. Dieſer beſteht oft ohne jenen; jener oft, ſcheinbar ohne dieſen.

Die, welche die Welt gebildet nennt, unterſcheiden ſich von den wahrhaft Gebildeten dadurch, daß jene die Aeußerungen, dieſe die Sache haben.

Daſein iſt das einzige, das ungeheure Geheimniß. Tauſende, mit ihrer erhitzten Phantaſie in Wundern wühlend, ahnen nie das eigentliche Wunder. Auf dieſem Begriffe ruht, in ihn verliert ſich alle Reflexion.

Die Idee der Kompenſation im ſittlichen wie im körperlichen All iſt groß und praktiſch; eine fortzeugende, unſchätzbare Geburt der Naturphiloſophie, ein Schema, welches dem Denker allenthalben als Geſetz vorſchwebt.

Keine Regel ohne Ausnahme? Das wäre mir eine saubere Philosophie! Jede Regel ist ohne Ausnahme; sonst ist sie keine Regel.

Will man aus der Existenz von Isomorphen mit differenten chemischen Bestandtheilen einen Beweis gegen die tiefe Naturwahrheit, auf der die Möglichkeit einer Naturwissenschaft beruht — gegen die Wahrheit ableiten: daß Form und Wesen sich ewig typisch entsprechen? Sind denn Edukte das Wesen einer Substanz, sie sei nun organisch oder kryptobiot? Mit unsrer Chemie ist es noch so eine Sache.

Die Theorie ist nicht die Wurzel, sondern die Blüte der Praxis.

Zum Lernen ist das Interesse nöthig; zum Interesse der Glaube. Der Anfänger muß das Ueberlieferte vorerst gläubig aufnehmen. Die Skepsis findet sich schon selbst ein.

Es gibt eine ewige, unumstößliche Wahrheit. Sie, wie die deutschen Philosophen, aus etwas vor ihr beweisen wollen, ist Puppenspiel. Wer sie nicht, wo sie sich offenbart, anerkennt, hat keine Stimme im Reiche des Wissens. Irrthümer suchen sich als „Ansichten" geltend zu machen. Freilich sind wir alle nur Subjekte, Individuen; aber allen Individuen liegt ein gemeinschaftliches Ur-Individuum zu Grunde, welchem die Wahrheit als

Objekt entspricht. Wer nur die Dinge, wie sie sind, auffaßt, und sein Tiefstes an ihnen entwickelt, der hat die Wahrheit. Denn alles Lernen ist ein Achtgeben auf die Entfaltung des Göttlichen in uns selbst.

Wir nützen selten dadurch, daß wir Wahrheiten aussprechen, Lehren ertheilen; weit öfter dadurch, daß wir anregen, Probleme hinstellen, den Widerspruch aufrufen, das Gefühl ansprechen. — Man kann wohl den Weg weisen, — aber g e h e n muß Jeder selbst.

Kunſt.

„Wie die Perſer der Sonne, ſo werden einſt die Völker der Kunſt huldigen.“

Nur wenn man die Bitterkeit des Lebens geſchmeckt hat, fühlt man ganz die Süßigkeit der Kunſt.

Kunſt iſt keine Entdeckung, keine Erfindung, kein Plan, keine Weisheit, keine Kirche; ſie ſpricht nicht das forſchende, nicht das fühlende Vermögen im Menſchen einzig an, — ſondern den Menſchen ſelbſt und ganz. Sie überliefert das Unausſprechliche, ſelbſt unausſprechlich; ein ächtes Geheimniß.

„Einem ächten Künſtler kann das Leben nie langweilig werden, denn es liefert Reſultate; ernſte oder heitere, gleichviel: ſie müſſen die Herrſchaft der bildenden und ordnenden Kraft anerkennen.“

Das Maleriſche iſt der Uebergang des Plaſtiſchen in's Muſikaliſche.

Was nicht das Innerſte des Menſchen befreit, iſt kein Werk der Kunſt, ſondern des Handwerks.

Man ſpricht ohne wahre Sachkenntniß, wenn man das Metier der Schauſpieler Kunſt nennt. Nicht jede Ausübung eines Talents, wozu Geiſt und Bildung gehört, macht den Künſtler, — nur die freie, ſchöpferiſche Manifeſtirung der Idee.

In der Kunſt, wie im Leben, beginnen wir empiriſch mit Nachahmung; bilden uns allmälig eine Manier (im guten Sinne); und gelangen endlich (wenn uns die Götter wohl wollen) zum Styl.

Styl iſt freie Ergebung des ausgebildeten Individuums an das allgemeine Geſetz. Religioſität.

Im Style verlieren ſich allmälig die Gegenſätze, oder vielmehr, ſie verbergen ſich. Es entſteht die antike Einfachheit: Reichthum der Motive bei Einheit des Reſultats.

Der Anblick des Firmaments wie der des Meeres oder ruhig hinfließender Ströme in weiten Ebenen gibt

uns das große Gefühl eines einfachen Zuſtandes, wo unendliche Bewegung zuletzt im Ganzen als Ruhe erſcheint.

Die Phraſe, man lege einem ächten Kunſtwerke mehr unter, als es enthalte, iſt hohl. Als ob ein wahres Kunſtwerk nicht Alles enthielte! als ob man's je auserklären könnte! Die Kunſt, wie die Natur, ſpricht an's Ganze der Menſchheit, welches in den einzelnen Menſchen vertheilt, und wie ein Lichtſtrahl gebrochen iſt. So mögen Winkelmann, Goethe, Herder, Leſſing, Heinſe und Feuerbach an dem Einem Laokoon forterklären.

Das Gute iſt ſchwer zu wirken; das Wahre zu finden, koſtet noch mehr Bemühung; kein Menſch hoffe, das Schöne hervorzubringen, es werde ihm denn von oben gegeben.

Kunſtwerke wirken zur ſittlichen Veredlung, indem ſie das Beſte in uns frei machen, unſern Standpunkt erhöhen, unſer Inneres läutern. *Καθαρσις*. So werden wir beſſer, indem der Künſtler bloß ſeinen eigenen Zweck im Auge hält, und die eigentliche, unmittelbare Moraliſirung den Predigten, Müttern und Prügeln überläßt.

Gemeine Porträtmaler glauben zu veredeln, wenn ſie auf eine vornehme Allgemeinheit hinarbeiten.

Alle Kunſt iſt Symbolik. Wenn ſie bedeutungslos bleibt, wird ſie Handwerk; wenn ſie allegoriſirt, wird ſie Philoſophie; das ſind ihre beiden Abwege.

In Beurtheilungen von Kunſtwerken heißt es gewöhnlich: der Künſtler hätte beſſer den oder jenen Moment gewählt! — Es frägt ſich aber, was er aus dem gewählten zu machen gewußt hat.

Die Kunſt kann nicht tröſten; ſie verlangt ſchon Getröſtete.

Gorgo-Meduſa, — der höchſte Kunſtbegriff.

Ein Werk bildender Kunſt iſt unvollkommen genug, wenn ſich deſſen Vorzüge durch Worte deutlich machen laſſen. Der Künſtler hat ſich dann ſeiner eigenſten Mittel begeben.

Die Stimmung, in welcher der Künſtler ſchuf, geht durch ſein Werk auf Andere über. Darum warte er die gute Stunde ab, glaube an ein höheres Walten, und wiſſe, daß er Organ iſt.

Der Maler, zumal der Oelmaler, muß nicht Kompoſition und Form allein im Auge haben; muß bedenken, daß er ohne Licht und Farbe nicht Maler wäre.

Die Natur ist eine Sprache, von der wir selbst nur Accente sind: Häßlichkeit, Tod und Uebel verstehen wir nicht. Die Kunst ist eine Sprache von Menschen zu Menschen. Hierin liegt viel.

Der Augenblick der Konzeption ist der Augenblick der Begeisterung. Wenn dem Geiste ein ihm gemäßer Gegenstand in gemäßer Gestalt erscheint, fühlt er eine sinnliche Berührung. Man merkt es den Werken an, ob sie diese Feuertaufe haben.

Kunst ist dem Wesen nach: Darstellung des Göttlichen. Göttlich ist das Wahre, Gute, Schöne. Die Werkzeuge unterscheiden die Künste. Auszusprechen ist keine; jede spricht sich in Thaten aus: ein offenbar Geheimniß. Die höchste Kunst ist die, wo die ganze Menschheit Organ wird, und ihr Leben Darstellung des Göttlichen.

Leben.

Die Trägheit iſt der wahre Teufel; die eigentliche Verneinung des Sittlichen. Fortwährend arbeitet die Indolenz mit müßiger Allmacht am Ruine des Einzelnen wie des Ganzen; alle Kraft, die Luſt und Mannheit gewähren, iſt aufzubieten gegen dieſen Erbfeind des Guten.

Bulwer erinnert irgendwo, daß, wenn man einmal eine Maxime für allgemein gültig erkannt habe, man ſich durch kein Privatmotiv je von ihr abwenden laſſen ſollte. Das iſt ſo tief wahr und praktiſch als jenes ſophokleiſche Wort: daß Jenem Alles übel bekomme, der ſeine angeborne Natur verlaſſe; denn das geiſtig Erworbene erweiſt ſich, nicht minder denn das Angeborne, als die wahre Natur des Menſchen. Geſetzt, ich habe erkannt, daß für mich das Spiel durchaus verwerflich iſt; nun tritt der Fall ein, daß ich einen Menſchen retten kann, wenn ich ſpiele; wenn ich nur dießmal ſpiele. Soll ich ſpielen? Nein.

Das Schlimmſte, was die Kränklichkeit unſerer Zeit mit ſich bringt, iſt, daß in ihr ſelbſt ein einlullendes Gefühl verborgen liegt, eine Süßigkeit, welche in den armen Kranken ſogar den Wunſch zu geneſen unterdrückt. Kann man daher in ihnen nur die Ahnung der Geſundheit rege machen, ſo iſt zur Heilung der erſte Schritt gethan.

Wer das Große nie in ſeiner Manifeſtation an lebenden Menſchen geſehen hat, der hat nur davon geträumt. Bücher ſind nur ein ſchlechter Erſatz dafür.

Die unmittelbare Einwirkung des Menſchen auf den Menſchen iſt das einzige geiſtig Wirkſame; und nur was davon in ein Buch geheimnißvoll übergeht, verleiht dem Buchſtaben Werth. Der Sittliche verbreitet eine Atmoſphäre des Anſtandes um ſich her, der Begeiſterte entzündet, in der Nähe des Klugen ſchärft ſich das Urtheil, Liebe erzeugt Gegenliebe, der Frohe belebt.

Hat man nur einmal den Ton getroffen, aus dem mit einem gegebenen Individuum zu ſprechen iſt, ſo bildet ſich ein beſtimmtes Verhältniß. Der Ton, einmal angeſchlagen, klingt von ſelbſt immer wieder.

Vom Zentrum aus beginnt die Bildung, ſtrahlenförmig. Hat der erſte Radius die Peripherie erreicht, ſo entfaltet ſich ſein Nachbar, oder meiſt, nach dem Geſetze der Extreme, ſein entgegengeſetzter; und ſo einer nach dem andern, bis die Sphäre vollendet iſt: harmoniſche Ausbildung.

Es iſt in unſerer Natur, nebſt dem Streben nach Enträthſelung, etwas Träumeriſches, das auch befriedigt, ja ausgebildet ſein will.

Objektivität im geiſtigen Leben, Mäßigkeit im phyſiſchen, in beiden raſtloſe Thätigkeit ohne Haſt, — bedingen einen behaglichen Zuſtand.

Die Väter ſehen in ihren Kindern meiſt nur ihre Kinder. Was ſich in dieſen auch durch Zeit und Verhältniſſe oder von innen heraus entwickle, — für jene iſt es nicht vorhanden. Das macht nun oft die Söhne unwillig und unbillig. Es ſollte aber nicht. Den Aeltern gegenüber ſind wir nichts als Söhne; da iſt Liebe und Ehrfurcht an ihrem Platze.

Der Vorgeſetzte, der General, der Miniſter, der Monarch u. ſ. f. bedürfen der Selbſtverläugnung beſonders. Es iſt nicht zu vermeiden, daß ſie von Einigen gehaßt werden. Sie können ihrer Stellung nicht genügen, ohne

Manchen weh zu thun; und wie viele Menſchen gibt es, die eine ſolche Handlungsweiſe begreifen, wenn ſie darunter leiden?

Es iſt für den Arzt und Wiſſenden genug geſagt: wie man Geiſteskranke behandelt, ſo müßte man die meiſten Menſchen behandeln, wenn man ihnen helfen wollte. Mag es dem Unerfahrnen grell klingen!

Das Beſte iſt zu finden, wo es Niemand ſucht; Schätze der Einſicht in wenig geachteten Büchern, größere Schätze in Menſchen, die man kaum berückſichtigt. Wer nur recht ſucht, der wird finden; wer ſtrebt, wird erlangen; ſchweigend verſteht man ſich, wunderſam trifft man zuſammen; nicht das, was man ſich ſagen kann, nur das Erweckte bleibt Beſitz. Die ſtillen Erwerbniſſe verſchließt man vor der Menge, ſeltene Keime in jungfräuliche Erde ſenkend; und wer je ſolche Wege gegangen iſt, weiß, daß es weder Räthſel noch Träume ſind.

Man muß immer dasjenige treiben, wozu man ſich am wenigſten getrieben fühlt; das iſt: nach Zwecken, welche die Vernunft zur Vollendung des mangelhaften Individuums diktirt, ſich leiten und beſtimmen.

Es iſt wahr, man kann ſich keine andere Empfindung geben; aber man kann ſich durch einen kühnen Entſchluß in eine Situation bringen; da gibt ſich dann das

Empfinden von ſelbſt. Erſt will man, dann muß man, und dem wird die Palme, der müſſen will.

Die wenigſten Menſchen ſehen ein, daß es noch immer dieſelben Intereſſen ſind, welche die Welt zerſplittern und vereinen, wie vor zweitauſend Jahren; mutatis nominibus.

Menſchen von trägem Genie haben keine Vorſtellung von der Wolluſt, die das kühne Kombiniren gewährt; ſie ſind blind für den Faden, der, auch zwiſchen die bunteſten Enden der Dinge eingewebt, ſie verbindend Einer Farbe nähert. Aber oft ſehen Menſchen von allzuſchnellem Genie Fäden, wo keine ſind, und ziehen ein willkürlich Geſpinnſt über die Welt der Erſcheinungen und Gedanken, das ſie trübt und verſchleiert.

Die tiefſten Gefühle des Menſchen geben allerdings erſt aus der Intelligenz hervor.

Das Aechte wird immer wieder hie und da — wenn nicht anerkannt, doch „anerfühlt," — und ſo ſei es genug! Nichts geht ſpurlos über die Erde, das Gute wie das Böſe. Alles iſt Saat im ewigen Acker.

Die Sehnſucht iſt ein Irrthum der Seele, welche die Kraft des Geiſtes verkennt. Denn der Geiſt allein vermag zu erſchaffen, was jene von Außen ewig vergebens

erhofft. Wer nach Liebe ſucht, wird ſie nicht finden; wer aber Liebe gibt, wird ſie wieder empfangen. Das verzärtelte Gemüth fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Erde, der nur im Geiſte und in der Wahrheit iſt.

Das wahre Unglück iſt dasjenige, welches den Geiſt ſich ſelbſt entfremdet, daß er, in Verhältnißbanden, ſich ſeiner Herrlichkeit ſchämt. Das Unglück als Schande zu empfinden, iſt das Vorrecht einer ſehr zarten, jungfräulichen Seele, die den Keim und das Verdienſt zur Seligkeit in ſich ſpürt.

Jeder lernt nur, was er im Tiefſten ſchon weiß; ſo daß man, im unmuthigen Momente, alles Schreiben für eitel erklären möchte: Denn wer Dich verſteht, braucht Dich nicht, und wer Dich brauchte, verſteht Dich nicht.

Das Leben des Menſchen erſcheint als ein geheimnißvoller Kreislauf, in welchem das Urſprüngliche, Einfache geläutert, vervielfacht endlich wieder zur Erſcheinung kommt, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, ſo wird man, was man war.

Leicht ſetzt ſich das einſeitige Beſtreben durch, indem es eine vereinzelte Kraft auf Koſten der andern bewegt, während das Aechte nur durch die allmächtige, aber unſcheinbare Harmonie der Kräfte gedeiht, die nur in den Händen der Vorſehung ruht.

Die Leere des Innern, da ſie eine Negation iſt, kann man nicht eigentlich empfinden; es gibt aber Momente, in denen ſich dieſes vacuum gleichſam verdichtet; und nun entſteht das Gefühl derſelben. Dieſes iſt der Anfang der Heilung, denn es erzeugt ein Streben.

Es gibt eine herrliche Konſequenz, die nicht das kümmerliche Ergebniß berechneten Selbſtzwanges iſt, ſondern das treue Bilden und Weſen einer ſtillen, klaren, in ſich einigen Natur.

Jede wahre Verehrung flößt mir wieder Verehrung ein. Denn, daß wir das Schöne und Rechte erfaſſen dürfen, iſt doch die höchſte Gnade, die uns wird.

Das Hoffen iſt aus dem Wünſchen und aus dem Vermuthen zuſammengeſetzt; beides aber deutet auf die Grenzen der menſchlichen Natur.

Wie im Auge ein Punkt iſt, der nicht ſieht, ſo iſt in jeder Seele ein dunkler Punkt, der den Keim des innern Verderbens enthält. Alles kommt darauf an, dieſen Punkt in ſich durch ſittliche Klarheit zu begrenzen, daß er unſichtbar bleibe, ſo lange wir leben. Wird ihm Raum gewährt, ſo breitet er ſich aus, weiter und weiter, ein Schatten legt ſich über die Seele des Menſchen, und die Nacht des Wahnſinnes bricht endlich über den Unglücklichen herein.

Bis in's ſpäteſte Alter lernen (nicht auswendig, ſondern inwendig), das iſt Genießen, das iſt Leben. Da wächſt die Seele, in konzentriſchen Kreiſen, göttlichen Sphären zu.

Je beſcheidner, ja zaghafter man beginnt, deſto ſicherer, kräftiger werden bald die Schritte.

„Die Kinder der Welt ſind klüger als die Kinder des Lichtes; dieſe aber ſind ſeliger."

Armuth und äußerer Druck ſind nichts; aber fürchterlich iſt das Loos des Edlen, das ihn unthätig macht, und der Willkür der Gemeinen unterwirft.

Der Glaube gibt durch ſich ſelbſt, was er verheißt.

Die Verſchwendung, wie die Kraft, ſpielt mit Mitteln, die der Schwäche, dem Geize Zweck und Höchſtes ſind.

„Arroganz, die Karrikatur des Stolzes."

Aechte Tugend iſt Stärke des Geiſtes; ihr Grund iſt Weisheit, ihre Erſcheinung Schönheit.

Wer ſtets in Ironie und Satyre ſich ergeht, gibt zu erkennen, daß er auf niederer Stufe ſteht; daß er mitleidet, unfähig ſich zu erheben.

Entwürdigender Ausſpruch: daß Liebe blind ſei! — Leidenſchaft (cupido) mag die Binde vor dem Auge haben. — aber nichts, im Himmel und auf Erden iſt ſehend, als die Liebe.

Göttliche Apathie und thieriſche Indifferenz werden ſo oft verwechſelt. Dieſe iſt der Zuſtand der Larve, jene des Schmetterlings.

Man iſt ſcharfſinnig im Leiden, weiſe in der Freude.

Ein Menſch ohne Liebe — eine Landſchaft ohne Himmel; ein Menſch ohne Streben, — eine Landſchaft ohne Fluß.

Wenn man gefehlt hat, ſo iſt man über Andere unwillig.

Man fürchtet, was man nicht verſteht.

Ueber etwas grübeln, und ſich etwas klar machen, — das iſt zweierlei.

Die Wahrheit eröffnet ſich uns nicht: wir müſſen uns ihr öffnen.

Gebundenes Feuer zeitigt Früchte.

Der ſteht hoch und am höchſten im Leben, der in gewiſſen Stunden ſich nach Schmerzen ſehnt.

Man lehrt am beſten, wenn man vergnügt, lernt am beſten, wenn man betrübt iſt.

Man hat noch nicht bestimmt, bei welchem Grade von Seelendisharmonie der Wahnsinn anfängt.

Ein gewisses Selbstgefühl macht besonders geschickt zum Umgange mit Menschen; und nichts erzeugt dieß Selbstgefühl gewisser, als der Umgang mit Menschen.

Auf Kultur kommt alles an. Kultur ist Angewöhnung zum Rechten. Wie der physische Mensch an alle Klima's gewöhnbar, so ist der geistige nach allen Seiten hin entwicklungsfähig.

Die Redensart: „Dieß oder Jenes erhebt uns über uns selbst" ist uneigentlich; es muß heißen: „zu uns selbst."

Das ist der Fels, an dem die Besten scheitern, daß sie aufhören zu lieben, wenn sie anfangen zu erkennen. Wohl Jenem, der Erkenntniß errungen, und Liebe bewahrt hat, — der die Welt, ihr zum Trotze, liebt!

Pläne sind die Träume der Verständigen.

Es ist nicht genug, sich als Objekt zu betrachten; man muß sich auch so behandeln.

Nur der Beseelte ist empfänglich: ohne Begeisterung wirkt man nicht; der Enthusiasmus hindert; es vernichtet der Fanatismus.

Das Geſchick iſt ſtumm; ihm gegenüber ſei es der Menſch.

Das Geſchick ſpricht durch Ereigniſſe; durch Thaten ſpreche der Menſch.

Die Kluft zwiſchen zwei Naturen iſt nicht auszufüllen; denn ſo hat es die Natur gewollt. Aber hier wird Liebe Pflicht, die nichts als Duldung iſt.

Schickſal und Zufall! Jenem unterwirf dich, dieſen unterwirf dir — und du biſt, was Menſchen ſein können.

Willſt du das Licht ſehen, ſo darfſt du nicht den Kopf hängen; aufwärts mußt du blicken, denn es kommt von oben.

Die Philoſophie lehre uns unſer Loos begreifen; die Religion lehre es mit Ergebung tragen; die Kunſt lehre es verſchönen.

Bei der Welt ſetzt man ſich in Reſpekt, wenn man tadelt, — bei Vernünftigen, wenn man billig iſt.

Weder Demokrit noch Heraklit iſt mein Mann. Es iſt in der Welt nichts zu belachen, nichts zu beweinen, — aber viel zu betrachten.

Univerſalgenie? Jedes wahre Genie iſt ein Univerſalgenie. Man hat mehr oder weniger Anlage zu dieſem oder jenem, aber man iſt ein Genie ein- für allemal.

Die Welt spürt die Ueberlegenheit eines tüchtigen Geistes; sie gibt dieß Gefühl durch Kritteln zu erkennen, weil sie sich gern von der Uebermacht befreien möchte; allein nur Liebe und Anerkennung befreien wirklich.

Den wahren Werth Anderer erkennen, heißt seinen eigenen aussprechen; denn nur der Würdige würdigt.

Die Unzufriedenheit ist auch ein Element in der Komplexion des Menschen; es ist zu etwas da; man muß ihm seinen Wirkungskreis anweisen.

Mit wenig Bemühung, im Rausche des Momentes, wird das Ungeheure zur Welt geboren; rastloser Aufwand harmonischer Kräfte bringt nach langen Jahren das unscheinbare Große hervor.

Instinkt ist das Naturgesetz unter dem Scheine des Willens; Wille ist das Naturgesetz mit Selbstbewußtsein; Charakter ist die ausgebildete Gewohnheit zu wollen.

Reue ist Verstand, der zu spät kommt.

Man hätte die Anlagen zu bilden, die Neigungen dagegen zu dämmen, und dabei stets die Uebereinstimmung mit sich selbst im Auge zu behalten.

Jeder Mensch will eigentlich jeden Andern anders haben; das ist der Ausdruck für das gemeine Menschenver-

bältniß. Jemanden nicht anders haben wollen als er iſt, heißt ihn lieben, und entſpringt aus Erkenntniß. Alle Menſchen haben wollen, wie ſie ſind, heißt die Menſchheit erkennen, und lieben. Es verſteht ſich, daß hier bloß vom Menſchlichen die Rede iſt, das dieſen Namen verdient. Der Höchſte läßt uns Alle gelten.

Was wäre das Große, wenn es vom Kleinen gefaßt werden könnte?

Die gemeinſten Sätze ſind noch nicht verſtanden genug, weil man ſie oft geleſen hat. Es wird Einem nichts geſchenkt; man muß eben Alles erleben, und dann erſt begreift man die Verkettungen.

Man hört immer vom Ideale; man ſchwärmt darüber und bält es ſich ſo erſt recht vom Leibe. Das wahrhafte Ideal des Menſchen aber iſt: ein geſunder Zuſtand, innen und außen.

Wenn uns das Schickſal anrührt, ſo beginnt erſt unſer Daſein. Der Finger des Unglücks deutet auf unſer Ziel. Ein Leben ohne rechte Aufgabe erſcheint dem Denker ſchaal und unnütz. Mit was ein Jeder zu kämpfen habe, das unterſcheidet die tüchtigen Menſchen von einander.

Wo nichts mehr zu enträthſeln bleibt, hört unſer Antheil auf.

Alle Mittel, die geeignet ſind, dem Menſchen über die Stoppen des Weltlebens zu helfen, müſſen liebevoll

gepflegt werden. Der Leichtsinn, diese liebe Göttergabe, gehört dazu.

Es ist ein alberner Vorwurf: man überschätze das Nahe, Bekannte; als wenn man im Stande wäre, das Ferne, das Unbekannte nach Verdienst zu schätzen!

Das höchste Glück, das du erfuhrst, die tiefsten Schmerzen, die du littest, das ist dein wahres Eigenthum. Du kannst es nicht veräußern, nicht hinterlassen.

Rühme sich Keiner seines Muthes, der allein auf Erden ist!

Wie der Strom über die Leichname der Ertränkten seine Wogen hinwälzt, so lerne der Geist die Opfer des Herzens überfluthen, und, während sie unten ruhen, oben das Licht des Himmels wiederstrahlen.

Der Natur ist so viel abzulernen: die Ruhe, die Unermüdlichkeit, die stete Produktion, die Dauer im Wechsel, die Grandiosität, die fortbildende Entwickelung.

Grandiosität ist die Eigenschaft, Alles im Großen und Ganzen, ohne Rücksicht auf's kleinliche Einzelne, zu wirken.

Ein Gefäß, bis an den Rand voll, läuft über, wenn ein Tropfen darauf fällt. Dann sagen die Leute: Das Gefäß ist von Einem Tropfen übergegangen!

Umändern kann sich Niemand, bessern kann sich Jeder.

Die Mode iſt ein intereſſantes Phänomen. Noch hat es kein Philoſoph gehörig beleuchtet.

Oft genug hört man ſein Echo in der Welt; ſelten einen verwandten, ſelbſtſtändigen Anklang; ſeltener eine wahre, fördernde Beurtheilung.

Das Gefühl, auf ſich zu beruhen, iſt mit nichts in der Welt zu vergleichen. Es iſt das wahre Prometheusabzeichen.

Geringe Menſchen ſind ſtolz. Sie halten feſt an ihrem idealen Beſitz in der Sozietät, weil ſie fühlen, daß ſie ohne ihn nichts mehr ſind. Große Charaktere wiſſen, daß ihnen Alles bleibt, wenn ſie ſcheinen Alles geopfert zu haben.

Der Einſeitige wird, auch bei großer Ausbildung, ſtets etwas Rohes behalten.

Harmonie iſt nicht Gleichſetzung, ſondern gehöriges Verhältniß. Das Niedere muß dienen, das Höhere herrſchen. So muß die Vernunft der Phantaſie gebieten, nicht beide dürfen gleiches Recht genießen.

Es gibt eine Sittlichkeit auch in den gemeinen Verhältniſſen des Weltverkehrs. Man nennt ſie Diskretion.

Daß die ſozialen Zuſtände nicht weſentlich ſind, macht ſie nicht weniger nothwendig.

Was du dir selbst glaubst, glaubt dir Jeder.

Nichts ist leichter, als außerordentlich zu scheinen: man braucht nur seine Bedürfnisse zu verbergen; nichts schwerer, als es zu sein: man muß den Bedürfnissen der Menschen entsagen.

Alles Gute liegt in der Beschränkung des Subjektiven gegen das Objektive: Liebe, Weisheit, Aufopferung. Alles Böse ist Egoismus. Jenes erhält, dieser verneint das Ganze, und würde für sich die Welt zerstören.

Aus dem Vergleichen und Unterscheiden geht die Erkenntniß hervor.

Auf der Erkenntniß beruht die Freiheit.

Jeder, der sich bildet, hat eine Epoche der Wiedergeburt; wohin er da geboren werde, das entscheidet über sein Schicksal.

Ein gebildeter Mensch ist kein fertiger. Bildung ist der Weg von Nichts bis zum Anfang. Man hat sich orientirt, — nun heißt es wandern!

Es schauert Einen, wenn man die Spinnewebenfäden sieht, an denen unsere innere Kultur, also unser eigentliches Glück hängt.

Die Anlage zur Furcht wird durch Ausbildung des Denkvermögens oder des Stolzes bekämpft.

Mängel gehören ſo ſehr zur menſchlichen Natur, daß ſie bei der Erziehung gar oft gehegt werden müſſen, wenn ein Menſch das werden ſoll, was nur Er werden kann.

Der Zartheit iſt die Geduld beigegeben, um ſich zu erhalten; der Kraft bereitet die Ungeduld oft den Untergang.

Reine geiſtige Ein- oder Mitwirkung iſt die höchſte Wohlthat, die der Menſch dem Menſchen gewähren kann.

Hypochondrie iſt Egoismus. Am gewiſſeſten wird ſie durch Erweckung des Sinnes für die Welt und Menſchheit geheilt.

Skeptizismus iſt Schwäche. Man reſignirt ſich beim Gewahrwerden von Schwierigkeiten, die der Muthige mit Ausdauer bekämpft. Halbe Aerzte ſind meiſt Skeptiker.

Es gibt mehr Dinge im Gehirne der Narren, als der Weiſe begreifen kann.

Wenn Menſchen einander haſſen, ſo kennen ſie ſich nicht.

Doppelt bleibt die Aufgabe des Menſchen: abgeſchloſſen zu ſein in ſich, aufgeſchloſſen für die Menſchheit.

Ein großer Impuls frommt mehr als tauſend kleine.

Thätigkeit nach einem ernſt durchdachten, tief empfundenen Zwecke, mit Ruhepunkten des Genuſſes, hebt und erhält die innere Lebenskraft.

Man erkennt, was Andre leiſten, und möchte ſich ſelbſt vorgreifen. Das iſt ein Kriterium unſerer Zeit.

Das Gute, Aechte, wenn es ruhig und unverdroſſen, ſich wiederholend fortlebt, gewinnt magiſche Kräfte, und endlich den gewiſſen Sieg. Unſere Waffe iſt die Offenbarung unſers innern Seins.

Religion iſt das tiefſte und letzte Bedürfniß des hochgebildeten Menſchen. Er fühlt, daß er verehren und anbeten muß, und ſucht ſich dieß Gefühl zu deuten, um ergeben und klar im Lichte der Gottheit zu wandeln.

„Es iſt leicht, da, wo die Geſellſchaft empfänglich iſt, etwas praktiſch hinzuſtellen. Gebt es aber nicht an, ſo denkt man: Du wirſt im Stillen etwas machen, was die Andern nicht verhindern können, und was noch Andere erfreut und in Geſinnung und Streben befeſtigt.“

Edle Erinnerungen ſind der Stoff, woraus unſer Gemüth die Poeſie unſeres Lebens geſtaltet.

Das Beſte läßt ſich durch Worte nicht mittheilen. Es offenbart ſich das Mark der Dinge dem ſtillen, durchdringenden Geiſte durch treue Hingebung an die Gegenwart; der Geiſt des Lebens dem Guten durch Umgang und ſtrebendes Zuſammenſein mit den Beſten, die, in Liebe und verſchwiegenen Thaten, eine große, ewige Gemeinde bilden.

Inhalt.

		Seite
	Einleitung	1
I.	Kritik und Literatur	9
	Die Kritik	11
	Die Leser	29
	Moderne poetische Literatur	35
	1. Lyrik	39
	2. Epos	47
	3. Drama	55
	Epilog	61
	Die Alten als Bildungsgrundlage	63
	Scott und Bulwer	72
II.	Goethe	81
	Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten	83
	Die größten Dichter Persiens (Zum west-östlichen Diwan)	117
	Einwirkungen Goethe's (Rahel, Bettina)	144
	Goethe und Schiller	231

Seite

III. Kunſt 241
Elemente der künſtleriſchen Kompoſition 243
Natur und Styl in der Malerei 249
Die Wiener Kunſtausſtellung im Jahre 1836 257
IV. Aphorismen 279
Zum Verſtändniſſe 281
Wiſſenſchaft 283
Kunſt 300
Leben 305

Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's

sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Sechster Band.

Wien 1853

Verlag von Carl Gerold und Sohn

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Kritiken, Charakteriſtiken
und
vermiſchte Aufſätze.

J. J. Wagner's kleine Schriften. Auch unter dem Titel: Straßburg deutſcher Weltanſchauung, — herausgegeben von Philipp Ludwig Adam. Ulm, Stettin'ſche Buchhandlung, 1839. Erſter Theil, mit des Verfaſſers Bild in Stahlſtich, XIV und 394 Seiten. Zweiter Theil, VII und 418 Seiten. gr. 8.

Wenn wir den Zuſtand der Philoſophie in Deutſchland im gegenwärtigen Moment überſchauen, ſo bietet er uns zwei Seiten dar. Auf der einen ſcheint das Intereſſe der Speculation von einem mächtigeren practiſchen verdrängt zu ſein. Die Richtung nach innen und nach der Zukunft die Idealität, die uns Deutſche ſonſt charakteriſirte, und auf die wir uns, im Vergleiche mit andern Nationen, ſo viel zu Gute thaten, iſt in der nach außen, in den realiſtiſchen Forderungen der Gegenwart untergegangen; auch wir wenden, wie es Engländer und Franzoſen längſt gethan, unſer Denken, Dichten und Trachten mehr den empiriſchen, materiellen, induſtriellen Gegenſtänden zu. Gegen dieſes Verfahren iſt im Ganzen nichts einzuwenden; es gehört mit zu den Evolutionscyclen der Völker; die metaphyſiſche Richtung war von jeher nur einzelnen Geiſtern gemäß, und ihre allzu allgemeine, ihre modiſche Bearbeitung hat, wie

eben Deutſchland ſattſam bewies, die abenteuerlichſten, nutzloſeſten, ja ſchädlichſten Verirrungen zu Tage gefördert. Nur iſt natürlich ihre gänzliche Vernachläßigung der Philoſophie ſelbſt, von der zu ſprechen eben hier Aufgabe iſt, nicht förderlich. Auf der andern Seite hat ſich, durch einen Reflexionsgang, der Allen, die ſich mit ſolchen Aufgaben beſchäftigen, bekannt iſt, die deutſche Philoſophie, von den erſten Ueberſchreitungen der durch Kant gezogenen Gränzen an, bis auf die letzten, welche ſelbſt Hegel zu überbieten ſtreben, ſo in ſich ſelbſt ſublimirt, daß das Nichts ihr eigentlicher Inhalt, — das erſte Geſetz des Denkens, der Satz des Widerſpruchs, Unſinn geworden iſt, — eine Philoſophie, die ſich ganz außerhalb der Sphäre möglicher Beurtheilung verſetzt, — mit der wir daher nichts zu thun haben. Betrachten wir dagegen das erſte Decennium dieſes Jahrhunderts, ſo bietet es uns ein höchſt erfreuliches Bild. Wenn der Begriff von goldenen Zeitaltern ſich in der Geſchichte je verwirklicht, und wenn er auf verſchiedene Kreiſe des Menſchheitlebens anwendbar iſt, ſo war damals das goldene Zeitalter deutſcher Philoſophie; und Niemand wird uns eigenſinnige Laudatores temporis acti ſchelten, der in jene Zeiten wie in unſere zu ſchauen gleich fähig iſt. Ein allgemeines, ernſtlich gemeintes Streben hatte alle Bezirke der Intelligenz, der Kunſt und des ſocialen Lebens durchdrungen, die großen Fragen der Menſchheit waren unter uns zur Sprache gekommen; Kant's ſcharfer und heller Geiſt hatte Licht in das Labyrinth der Philoſopheme gebracht, den Dogmatismus beſchämt, das Selbſtdenken geweckt, die Kritik befreit; die empiriſchen Fächer wurden

mit philoſophiſcher Strenge, die philoſophiſchen mit practiſchem Sinne behandelt, — und Geiſter mannigfacher Tendenz, die ihr Streben dem Ganzen menſchlicher Intereſſen zuwendeten, thaten ſich vielfach hervor.

Unter dieſe gehört denn auch J. J. Wagner; und ich habe die ganze vorhergehende Schilderung nur entworfen, um in ſeiner Epoche auch ihn zu ſchildern, — um den Leſer über die Schrift zu orientiren, und einen Geſichtspunkt zu geben, aus welchem ſie mit Gerechtigkeit beurtheilt werden kann. Denjenigen, die ſich mit philoſophiſchen Studien fachmäßig beſchäftigen, iſt J. J. Wagner bekannt; allein unſere alles verſchlingende, in ſtetem Umſchwunge begriffene Zeit hat nur für das Neueſte Raum, was der Tag bringt, — und taucht ein Aelteres auf, das nun, als in ſich fertig und abgeſchloſſen, dem geſchichtlich Vorhandenen eingereiht ſein will, ſo findet ſich ſelten Jemand, der Geduld und Ernſt genug hat, ihm, unbeirrt von dem Gewühle des alles mit ſich reißenden Stromes, für immer ſeine Stelle anzuweiſen. Dies Geſchäft habe ich nun für den Verfaſſer der vorliegenden kleinen Schriften, die ein Bild ſeines ganzen Denkens und Strebens geben, übernommen; und ſo ſei denn ein gedrängter Bericht über dieß letztere hier niedergelegt.

J. J. Wagner trat zuerſt (denn eine Art didactiſch-dithyrambiſchen Romanes: Chiaramonti, aus welchem, als aus einer unausgegohrenen Maſſe, nichts hervorgeht, laſſen wir unberührt) i. J. 1799 mit einem „Wörterbuche der platoniſchen Philoſophie" auf; ein Unternehmen, welches eben ſo verdienſtlich an ſich, als charakteriſtiſch für unſeren

Verf. bleibt. Alle seine späteren Schriften deuten auf dies frühe Studium Platon's hin, und dieses ist zur genetischen Kenntniß von W.'s Theoremen ein Hauptschlüssel. Bei den Deutschen mehr als bei den Schriftstellern anderer Nationen muß man die Schriftsteller, die vorzüglich auf sie gewirkt haben, in Anschlag bringen, — da wir selten Selbstdenker, meist nur Nachdenker (im besseren Sinne des Wortes), manchmal Fortdenker sind, die das Gespinnst mehrerer Köpfe fortspinnen, und mit Eigenem verweben, — wohin wir denn auch unseren Verf. zählen, an dessen Gewebe die Fäden ziemlich deutlich aus einander zu kennen sind. Der erste, der uns in's Auge fällt, gehört, wie erwähnt, Platon, den W. in der genannten Schrift mit Fleiß und Treue commentirt, wenn ihm gleich der Sinn für dessen mehr poetische als philosophische Großheit, die in seiner durchgängigen Ironie liegt, nicht aufgegangen war. Glücklicher Weise gesellte sich zu diesem Lieblingsstudium eben so frühe das Kant's, wovon die heilsamen Spuren: Ernst und Strenge, schon in seinen früheren Schriften sichtbar sind. Das dritte einwirkende Moment war die Naturphilosophie Schelling's, die in ihrer ersten Reinheit und Schöne wie billig sich seinem Gedankenkreise einflocht. Diese drei Elemente sind so deutlich die Grundzüge von W.'s System, daß man seine sogenannte „Konstructionsmethode" als Sprößling der platonisch-pythagorischen Zahlenmetaphysik (Tetractys), der Kantischen Categorien und der Schellingischen Schematismen (Quadruplicität) genetisch bezeichnen kann. Der Einfluß Schelling's prägt sich am entschiedensten in der i. J. 1802 erschie-

nenen Schrift W.'s „Von der Natur der Dinge" aus, — welche, neben Oken's, Steffens's u. a. Syſtemen, als einer der manchen geiſtreichen Verſuche in unſerer Literatur daſteht, die Idee Schelling's in dem Ganzen und Einzelnen der Natur durchzuführen. Zu dieſem Plane gehören noch einige andere Schriften W.'s aus jener Zeit: über Licht und Wärme, 1802; über das Lebensprincip, 1803; ſo wie ſich das Uebergewicht der naturphiloſophiſchen Anſicht auch in dem „Syſtem der Idealphiloſophie, 1804" — ſelbſt gegen die Meinung des Verf.'s, noch ſattſam geltend macht. Allein dieſes Werk iſt es allerdings, in welchem jene Theorie, die W.'n eigen iſt und fortan eigen blieb, ſich zuerſt herauswickelt, und welches daher jenen Leſern, die gern über das Herankommen einer Denkform im Klaren ſind, und in ihrer Geſchichte ihr eigentliches Gericht ſehen, beſonders empfohlen werden müßte. — W. ſpricht hier zuerſt von „einer Philoſophirung der Mathematik und einer auf dieſem Wege zu findenden Paſigraphie, von formaler Vollendung der Philoſophie in einem als Conſtructionslehre erſcheinenden Organon;" und wandte die von ihm gefundene „viergliedrige Conſtruction" alsbald auf einzelne Probleme an, wobei er mit der Staatswiſſenſchaft (1805) den Anfang machte.

Während nun ſo das eigentliche Philoſophem des Verf.'s ſich geſtaltete, machte ſich glücklicher Weiſe ſein practiſcher Sinn und ſeine äſthetiſche Mehrſeitigkeit in Nebenarbeiten Raum, auf die er, wie jeder Syſtematiker, weniger Werth legt, die aber uns gerade erfreulich ſcheinen, — ja als Motive erſcheinen, die im Methaphyſiker den

Menschen nicht untergehen ließen, und sein Denken vor völliger Stagnation bewahrten, — wozu die vier Dämme seiner Construction eine nicht ganz ungegründete Befürchtung veranlaßten. Diese Nebenarbeiten waren: eine Erziehungskunst, 1802, wobei wieder Platon's Studium nützlich war; — eine Schrift über legislative und executive Staatsgewalt, 1804, wobei, für einen so ganz practischen Gegenstand, die Spielerei mit Parallelen von Staats- und menschlichem Organismus im Geschmacke der naturphilosophischen Schule, den ernsthaften Politiker freilich nicht befriedigt; — eine Schrift über Philosophie und Medicin, 1805, die so gesund im Grundgedanken ist, daß man wohl sagen möchte, sie sei für einen Philosophen zu vernünftig, und hier habe sich einmal der Menschenverstand, der Construction und Idealmathematik zum Trotze, ein wenig Luft gemacht; — mythologische Ideen, 1808, die mit so vielen ihrer hypothetischen Geschwister diejenigen erfreuen mögen, die lieber hinter sich in den Nebel, als vor sich hin auf den Weg ins frische Leben blicken; — und eine Schrift über Homer und Hesiod, die aber nie zum Drucke gelangte; was zu bedauern ist, da der Verf. selbst von ihr sagt: daß der Gesichtspunkt darin ganz griechisch und aus Homer, nicht über Homer genommen war. Eine dialogische „Theodicee," 1809, — worin „das Uebel aus der Verschiebung der Verhältnisse der Dinge, und die Entstehung der Schiefe der Ekliptik für unsere Erde als das Ursactum erklärt wird, woraus ihren Kindern das Uebel entstanden sei" — gehört, der Sache nach, mehr zu den eigentlich philosophischen Schriften. Kleinere,

vorzüglich äſthetiſche, Aufſätze, wobei wieder die Einwirkung Goethe's, die damals in ganz Deutſchland empfunden ward, nicht zu verkennen iſt, werden wir ſpäter noch erwähnen, da ſie zum Theil in die vorliegende Sammlung aufgenommen ſind. Für jetzt zur Geſchichte des Verf.'s zurück!

Im J. 1811 erſchien endlich in W.'s „mathematiſcher Philoſophie" ſein eigentliches Evangelium, von welchem alle ſeine ſpäteren Schriften weitere Entwicklungen, Anwendungen und Commentare, und das „Organon der menſchlichen Erkenntniß," 1830, welches von allen Werken W.'s am bekannteſten geworden iſt, den Hauptcanon darſtellen. Er verwandelt hier bekanntlich die Kategorieen des Verſtandes, die ihm, als bloß logiſch, zur „Architectur der Welt und der Erkenntniß" nicht genügen, in Kategorieen der Anſchauung, „als erſte Producte ihrer (intenſiven) Multiplication mit ſich ſelbſt (Brechung)." In dieſen Kategorieen glaubt er das „Weltgeſetz," und in dieſem eine Heuriſtik, eine Allſprache, eine Allgeſchichte, kurz den Schlüſſel zur Löſung jeder wiſſenſchaftlichen, ja wie der Verſuch der „Dichterſchule" zeigt, auch künſtleriſchen Aufgabe gefunden zu haben. Auf Unterricht, Staat, Privatökonomie, Sprachalphabet, Forſtweſen, Technik, Religion, Poeſie und Pſychologie mußte nun dieſer Hauptſchlüſſel verſucht werden; ob er alle dieſe Heiligthümer aufſchloß? mag und wird die Geſchichte beantworten. Der Herausgeber der vorliegenden zwei Bände beantwortet (laut Vorwort I. S. VII) dieſe Frage mit „Ja," glaubt, daß durch J. J. Wagner „das Höchſte, was der Menſchengeiſt zu leiſten vermöge, nämlich

das Schauen des Universellen, wirklich geleistet worden sei," und hat in diesem Sinne die Herausgabe dieser Sammlung unternommen, wodurch er das Wirken seines Freundes abschließt, wie wir damit die historische Uebersicht desselben abschließen.

Wir sehen aus ihr, daß der Verf. im Sinne des oben geschilderten Decenniums, dem er ganz eigentlich angehört, in der ganzen Breite menschlicher Interessen verkehrt, Physik, Biologie, Theologie, Metaphysik, Rechtslehre, Politik, Kunst und Leben nach allen Dimensionen durchmißt, wobei man ihm das Zeugniß nicht versagen kann, daß er mit einem Janusblicke stets zugleich das Recht des Gedankens und das des Stoffes erwägt, ohne, wie wir von den meisten Jüngern der Gegenwart klagten, einseitig nur jenes oder dieses zu bedenken. Wenn es nun in der Natur der Sache liegt, daß bei so vielfachen, ja heterogenen Intentionen ein mehreres und minderes Gelingen, ein Zusammentreffen und Abstoßen mit Ansichten Anderer sich herausstellen muß, so sollte es auch in der Natur der Sache liegen, daß die Ansichten eines so vielfach geübten und gebildeten Mannes, die allenthalben dasjenige berühren, was zu allen Zeiten Gegenwart ist, vor der Juri der Gegenwart nicht ungehört bleiben, nicht leichtfertig abgethan werden. — wie es leider so häufig geschieht, wie es auch in diesem Falle bereits geschehen ist. Wir suchen unsrerseits die verdiente Genugthuung zu geben, indem wir zuerst ein Wort über die ganze Denkart, sodann eines über das vorliegende Buch insbesondere aussprechen; wenn wir in Bezug auf jene, auch nicht völlig übereinstimmen, und,

in Bezug auf dieſes, den Leſer nicht mit einer Kritik jedes einzelnen Aufſatzes ermüden wollen, ſo wird doch die ganze Erſcheinung ſich hoffentlich ſo herausſtellen, daß der Leſer ſein Verhältniß zu ihr leicht ſelbſt völlig ausmitteln mag. Jede eigene Denkweiſe, jedes ſogenannte Syſtem findet in Deutſchland einen geſchloſſenen Kreis übertreibender Schüler, wie herabziehender Gegner, — und ſo ſtellt ſich Alles mit der Zeit ins Gleichgewicht.

Was nun das zu beſprechende Syſtem betrifft, ſo ſtellt es nicht entſcheidender und nicht verwerflicher als ſo viele, von Platon bis auf Hegel gewagte Verſuche des menſchlichen Geiſtes, ſich über ſich, Gott und Welt zu orientiren, eine Bethätigung der im Geiſte wirkenden Geſetze dar, die der Abdruck eines Individuums iſt, und als ſolcher der Theilnahme des Denkers, dem alle Denkarten intereſſant ſind, ſo wie des Nachdenkers, der ſich bei dem erſten beſten ihm dictirten Schema beruhigt, gewiß ſein kann. Und dabei mag und wird es auch bleiben. Die Jünger mögen fortfahren, auf die Worte des Meiſters zu ſchwören, — die Geſchichte wird fortfahren, Syſtem nach Syſtem nebeneinander in ihre Archive niederzulegen. Nun verſichert jeder auftretende deutſche Philoſoph, die Syſteme aller übrigen ſeien in dem ſeinigen enthalten, und aus ihm erklärbar (auch unſerer thut dasſelbe) — allein nur Kant durfte das mit Recht, auch nicht von ſeinem Syſteme, wohl aber von ſeiner Methode, ſagen: weil ſie bloß kritiſch war, und die Mittel an die Hand gab, über ſie ſelbſt und andere die Rechnungsprobe zu machen. Was nun W.'s Schema und deſſen Conſtruction betrifft, ſo muß es gar

manche glücklich machen, weil es ein rechter Fund für die Bequemlichkeit des lieben Menschenverstandes ist, so einen Schlüssel zu haben, mit dem man, mir nichts dir nichts, Himmel und Erde aufschließt, ein Hocuspocus von vier Worten, womit man jedes Räthsel löst, einen Leisten aus vier Hölzern, über den man Alles und noch etwas schlägt. Dabei bleibt es immerhin für den Meister beauem, wenn der Versuch fehlschlägt, dem Schüler zu sagen: du hast nicht gut construirt! du verstehst das Handwerk nicht! — Dem sei wie ihm wolle; wir unsrerseits glauben das Weltgesetz gut aufgehoben in den Händen Gottes, und begnügen uns mit dem Denkgesetze, das Er uns gnädig überlassen und anheimgestellt hat. Und hier thun nun allerdings die alten Kategorinen recht brauchbar ihre Pflicht, — und es bleibt immer ein Zug, der dem Scharfsinne W.'s Ehre macht, daß er das bemerkt und getroffen hat, worauf es ankommt; nur daß er, mit dem „redlichen Gewinne" nicht zufrieden, das Gespann vor einen Wagen spannte, den zu führen es nicht stark genug ist. Alles hienieden hat seine Gränzen, und diese abzumarken und über sie zu wachen scheint mir die Aufgabe der Philosophie. Was heißt das, Kant beschuldigen, er sei auf der Reflexionsstufe stehen geblieben? oder Spinoza vorwerfen, er philosophire bloß mit dem Intellect? Wollte Gott, alle deutschen Philosophen philosophirten mit dem Verstande, statt mit ich weiß nicht was für übermenschlichen Vermögen! Wer zu viel fassen will, ist in Gefahr, das Wenige zu verlieren, was er fassen kann. Eine mathematische Philosophie, eine philosophische

Poeſie ſind mir dasſelbe, wie ein wäſſeriges Feuer, ein ſphäriſcher Kubus. W. will „die Mathematik in Philoſophie auflöſen, und dadurch wieder die Philoſophie conſtruiren," und glaubt, daß hierin das Heil liege. Nun weiß Jeder, der hier zu Hauſe iſt, daß die Mathematik intuitiv, die Philoſophie discurſiv, jene ſynthetiſch, dieſe analytiſch verfährt, alſo die eine Methode nicht in die andere verwandelt werden darf. W. will ferner die Poeſie wiſſenſchaftlich behandeln, und es ſoll, von ſeiner „Dichterſchule" an, Jeder, der nach ſeiner Vorſchrift conſtruiren kann, ſofort auch nach Belieben Trauerſpiele, Epopöen und Sinngedichte machen können. Ich denke, wir bleiben vor der Hand dabei, die Philoſophie philoſophiſch, die Poeſie poetiſch zu behandeln; mir aber ſcheint die Poeſie eben nur durch das Poeſie zu ſein, was in ihr nicht Intelligibles, was Gabe iſt. Auch ſpricht das Beiſpiel des Verf.'s, nach den in den vorliegenden Bänden (I. 44 u. f. — 55, 78 u. f.) mitgetheilten Proben, keineswegs für die Unfehlbarkeit ſeines Receptes; bei manchen glücklichen Eigenſchaften, die auch hier wieder von der Bildung und den Fähigkeiten des Verf.'s zeigen, wird ſie ſchwerlich ein Kenner poetiſch nennen. Die dichteriſche Sprache, Bilder und Tropen, — das iſt noch nicht Poeſie. Für's Conſtruiren iſt W.'s Tetras recht hübſch, und nicht nur dies Schema, ſondern das Schematiſiren überhaupt iſt dem menſchlichen Geiſte, der eine lebendige Form iſt, eingeboren, nothwendig und alſo auch gedeiblich; aber geſchaffen kann damit nicht werden. Einen Begabten wird W.'s Schema, wie jedes

andere, dem eine Bedeutung zum Grunde liegt, fördern und anregen; ein Unbegabter wird mit allen Schematen der Welt nicht ein Epigramm zu Stande bringen. „Den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist!“ Dabei bleibt es, — und was einer nicht hat, das kann er nicht geben. W. bemerkt nicht, daß er factisch nicht die Objecte aus seinem Schema gebäre, sondern vielmehr sein mannigfaches Wissen und Fühlen in das Schema hineintrage. Es gibt keinen Schlüssel zu Allem, wie sich ihn der philosophische Epikuräismus vorschmeichelt. Der beste Schlüssel ist: was Rechtes lernen, und dabei selbst denken. Zum Dichten aber ist nun einmal nicht zu helfen; da gilt's: ein frisches Auge für Welt und Leben, ein warmes Herz für menschliche Zustände, und Fingerspitzen, aus denen es gestaltend quillt, — „denn die Form, sie kommt von oben.“ So viel im Allgemeinen. Das Ganze behält seinen historischen Werth, als eines der bedeutenden Philosopheme, und in diesem Sinne ist der Titel: „Strahlen deutscher Weltanschauung,“ wiewohl er etwas präcios klingt, vom Herausgeber ganz gut gewählt. Die Gebildeten haben längst anerkannt, und die Mitwelt sieht es immer klarer ein, daß alle Philosopheme nur Formen sind, in denen bloß die Consequenz des menschlichen Denkvermögens ein Gemeinsames bildet, das, gehörig durchgeführt, auch überall zuletzt auf das Eine, Wahre hinleitet, so daß die Systeme weit verträglicher mit einander sind, als sie selbst wissen und zugeben. Es gibt eine Höhe, in welcher Plato und Aristoteles, Spinoza und Leibnitz, Jakobi und Schelling, Fichte und He-

gel ſich begegnen und verſöhnen. So wird denn auch W.'s Anſchauungsweiſe Viele, die von gleichen Prämiſſen ausgehen, fördern, denen man dieſe Luſt und dieſen Gewinn auf keine Weiſe verkümmern ſollte. Wir ſind es alſo vollkommen zufrieden, wenn Andere, trotz der Ueberzeugung, die unſere Nicht-Uebereinſtimmung bedingt, mit W.'s Vorſtellungsart ſympathiſiren.

Was das Detail der beiden Bände betrifft, ſo mag ſich der Leſer ſelbſt damit bekannt machen, damit nicht, bei dem Reichthume des Inhaltes, dieſe Anzeige zum Buche werde. Hier nur, was mich zu beſonderen Bemerkungen anregte. Die „Anſichten deutſcher Poeſie," womit der erſte Band beginnt, worin Klopſtock's Hermannsſchlacht in die erſte Reihe, Goethe „als zweiter Hans Sachs," der Roman „als Tanz," Wieland als wenig bedeutend, Leſſing „als die niedere Potenz von Schiller" (S. 19), und dieſer als „Repräſentant des Modernen" bezeichnet wird, — wird wohl kein Unterrichteter unterſchreiben. Auch haben dieſer und die folgenden äſthetiſchen Aufſätze: Die Klaſſiker (S. 22), Was von Poeten zu halten ſei (S. 33), und vorzüglich der „Gradus ad Parnassum" (S. 38), der in einer ſeltſamen, man muß wohl ſagen läppiſchen, wahrſcheinlich humoriſtiſch ſein ſollenden Manier geſchrieben iſt, nichts Practiſches und Inſtructives. Der Verf. desavouirt ſie wohl jetzt ſelbſt. Dann folgen die oben erwähnten poetiſchen Proben, die mehr Ueberſetzungen in die poetiſche Sprache als Poeſieen ſind. Die „Ideen über Muſik" (S. 94) enthalten vieles Anregende, wenn auch manches

Halbe. Es begreift sich von vorne herein, daß eine pythagorische Verhältnißlehre in dieser Region den angemessensten Spielraum findet. So finden sich auch über Deklamation (S. 210), Wahl der Farben zur Kleidung (S. 229), Oekonomie (S. 233) u. a. manche anziehende Bemerkungen. Dagegen zeigt sich wieder die schädliche Influenz einer Philosophie, die, mit dem philosophischen Standpunkte nicht zufrieden, in die Regionen der Uebervernunft durch's Schauen sich verliert, in dem Aufsatze (S. 250) über Vision und Sympathie, — wo der Mangel an Bildung, der Aberglaube, zum „Allsinne" erhoben, und unter diesem Namen apotheosirt wird. Dahin führt endlich diese Art zu philosophiren, die sich andere als intellectuelle Organe erschafft! — Der Aufsatz (S. 256): „Leben, Gesundheit, Krankheit," enthält, im Sinne der ursprünglichen, Schellingschen, Naturphilosophie, manches Gute. Die großen Contouren, mit denen die ganze Sphäre umzeichnet ist, zeigen den geübten, weiten Blick des Denkers, und das Bekenntniß, daß die Philosophie die Methode alles Erkennens zu läutern habe, und die Bearbeitung der Naturforschung durch sie eine schon empirisch durchgearbeitete Masse von Wissen voraussetze, macht gewiß unserem Philosophen auf seiner damaligen Stufe Ehre, — wie denn überhaupt in diesem Festhalten am Vernunftmäßigen im Ganzen das Hauptverdienst W.'s besteht. Daher kommt es denn auch, daß er in dem trefflichen Programme zur Eröffnung seiner Vorlesungen im Jahre 1804 (S. 304) zu unserer innigsten Befriedigung, die Grund-Idee des Kriticismus: daß die wissen-

ſchaftliche Conſtruction bloß die Erſcheinung des Abſoluten, nicht das Abſolute ſelbſt in ihr Gebiet zu ziehen habe, — nicht nur dem Leibnitz-Wolf'ſchen Dogmatismus, ſondern auch der Fichte-Schelling'ſchen Speculation verzieht, bei dieſer Immanenz der Erkenntniß beharrend, alle „intellectuelle Anſchauung" verwirft, das Abſolute nur anerkannt, nicht erkannt wiſſen will, und: die Elemente im Gleichgewichte zu halten, als Aufgabe der ächten Wiſſenſchaft erklärt. Hier möchte man wohl den deutſchen Philoſophen ein „Hört ihn!" zurufen, und bedauert nur, daß dieſes Credo nicht überall ſeine Anſichten durchdringt. So muß z. B. (S. 290) Prof. Fuchs ſich bemühen, die phyſiologiſchen Anſichten des Verf.'s mit dem anatomiſchen Meſſer nachzudemonſtriren, — während nur aus der wiederholten Autopſie behutſame Schlüſſe gewagt werden ſollten! — Das erwähnte Programm (S. 304) iſt überhaupt der Aufſatz, welcher faſt von allen am meiſten wahrhaft philoſophiſchen Geiſt mit Beſtimmtheit ausſpricht, und man ließe ſich einen neuen Pythagoras gar wohl gefallen, wenn es ihm bloß darum zu thun wäre, Maß und Ordnung in unſere Wiſſensmaſſen zu bringen. Allein leider betritt von S. 318 an der Verf. ſchon wieder die Region des Schauens, das er kurz vorher verworfen hatte, und zaubert mit ſeinem Tetragramma die gewohnten Hierophantenſprüche. Wenn dieſe Zahlenmyſtik ſchon durchgeführt werden ſoll, ſo wünſchten wir wenigſtens, daß es mit ſo viel Geiſt und Sittlichkeit geſchehe, als bei St. Martin (der auch mit einer Vier operirt), dem unſtreitig reinſten und ver-

ständigsten aller Mystiker. Am Schlusse des ersten Bandes bedauert man, daß der Herausgeber nicht die chronologische Ordnung in den Aufsätzen streng befolgte, was gerade bei Wagner dem genauen Leser manches Nachsuchen über seine Bildungsphasen erspart hätte.

Der zweite Band enthält, außer einem größeren Aufsatze im gewohnten Sinne, eine Menge wohlgeschriebener Kritiken über Bücher des verschiedensten Inhaltes, mit deren Aussprüchen man sich denn natürlich bald in Einklang, bald in Widerspruch fühlt. So finde ich gerade das, was der Verf. an Ph. E. Hartmann tadelt: daß dieser, statt einen Maßstab mitzubringen, Systeme bloß nach dem Maßstabe ihrer logischen Consequenz prüft (S. 177), an dem unschätzbaren Manne, dessen Gleichen uns dringend Noth thut, so lobenswerth; so wird Salat gelobt (S. 280 u. f.) und Weiller getadelt (S. 395), da doch beide einander commentiren; so können wir mit den Urtheilen über poetische Werke selten (es wäre denn über Schlegels Alarcos, wo es immerhin auch dem Verf. Ehre macht, seiner Zeit vorgeurtheilt zu haben) übereinstimmen; z. B. wenn er den „Wallenstein" (S. 67) geradezu „einen verunglückten Versuch" (!) nennt, — welcher Deutsche, der sein Drama noch kennt, wird ihm beistimmen! —

Dem Allen sei nun wie ihm wolle, — der Schriftsteller überhaupt kann sich aus diesen Recensionen, die oft mit Witz und Scharfsinn geschrieben sind, eine vortreffliche Lehre ziehen: daß nämlich, wie scharf sich auch die sogenannten Systemphilosophen unter einander befeh-

den, ſie doch nicht umhin können, einem geſunden, klaren, practiſchen Streben (wie hier W. dem unſeres Vierthaler, S. 213) gemeinſchaftlich ihre Anerkennung und Achtung zu gewähren. Und dabei bleibe es auch fortan! Denn die Regien des eigentlich Practiſchen: der Sittlichkeit, — ſie iſt jene Höhe, von der ich vorhin ſprach: auf welcher ſich Platon und Ariſtoteles, Spinoza und Leibnitz, Jacobi und Schelling, Fichte und Hegel, Kant und J. J. Wagner begegnen und verſtehen!

J. J. von Littrow's vermiſchte Schriften. Herausgegeben von von C. L. von Littrow, Director der Sternwarte zu Wien, Ritter v. Dancbr. u. ſ. w. Drei Bände, Stuttgart, Hoffmann'ſche Verlagsbuchhandlung, 1846. I. 555 Seiten, II. 558 S., III. 647 S. gr. 8. Mit Porträt und Kupfertafeln.

Die Jahrbücher der Literatur ſehen ſich dieſer Sammlung gegenüber in einem beſonderen Verhältniſſe. Der Verf., ein vieljähriger Mitarbeiter des Inſtitutes, hat demſelben durch eine Reihe von Aufſätzen, welche zu den Zierden der Jahrbücher gehörten, ein Denkmal geſetzt, — und nun hat das Inſtitut die Aufgabe, ihm dankbar wieder ein Denkmal zu ſetzen, — und zwar zum Theile aus denſelben Materialien.

Jetzt, da Jeglicher ſchreibt, und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern, und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſelt'ner Fertigkeit pfropfen.

Soll auch ich . . . . . über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
So in's Unendliche fort die ſchwankende Wage ſich wälze? . . .

Goethe, Epiſt. I.

Wir werden dieſem Selbſtvorwurfe vielleicht durch die Art der kritiſchen Behandlung der vor uns liegenden Sammlung zu begegnen im Stande ſein; allein noch ein anderer Geſichtspunkt ſcheint die Beſprechung derſelben wünſchenswerth zu machen, und macht ſie wenigſtens dem gegenwärtig Beſprechenden angenehm. Dieſer iſt: das Verhältniß des Geſammtcharakters, der ſich in dieſen Arbeiten Littrow's ausſpricht, zu dem Geſammtcharakter (oder Nichtcharakter) der literariſchen Gegenwart. Der Charakter der erſtern nämlich beſteht vor Allem darin — daß ſie einen Charakter haben und zeigen, — was bekanntlich von der letztern nicht immer zu rühmen iſt. Dieſen Charakter zu umzeichnen ſoll für's Erſte meine Aufgabe ſein.

Der Geiſt, der uns aus dieſen Schriften wohlthuend anweht, — wohlthuend wie eine Frühlingsluft in der Treibhausatmoſphäre der Salons — iſt der Geiſt, welcher die deutſche Literatur in ihrer ſchönſten Periode, im letzten Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts belebte, und ihr einen kräftigen, leider nur zu kurzen Aufſchwung gab. Er zeigt ſich uns hier in Formen und Stoffen, die gerade für unſere Zeit die zugänglichſten ſind und am meiſten Intereſſe haben: es iſt das Walten der reinen Geſinnung und des ernſten Gedankens in den In-

tereſſen des realſten Lebens. Littrow's Bildung fiel in jene gelobte Zeit. Eine lebhafte, reine Theilnahme an jeder geiſtigen Regſamkeit hatte ſich aller beſſern Kräfte bemächtigt; er theilte das allgemeine Streben. Den mathematiſchen Studien durch Hauptberuf gewidmet, die ihm für immer die unſchätzbare Gabe eines conſequenten und nüchternen Denkens ſicherten, wendete er ſich gleichzeitig im äſthetiſchen Sinne dem griechiſchen Alterthume zu (ſ. d. Biographie); woraus eine glückliche Harmonie hervorging, die das reale und ideelle Element der Bildung, mit einem leiſen Uebergewichte des erſteren, verſchmolz. Ein Mathematiker, ein Realiſt, durch unvertilgbare frühe Jugend-Eindrücke von Liebe und Achtung für die ewigen Vorbilder des Schönen durchdrungen, — welche erfreuliche Erſcheinung! — Vielfache Verſuche in den verſchiedenſten Fächern, in der Periode der Unſchlüſſigkeit vor der Berufswahl (ſ. d. Biographie) fügten jener Verbindung eine gewiſſe Verſatilität und Mehrſeitigkeit hinzu, einen Grad von Polyhiſtorismus, der geeignet iſt, einen helleren und freieren Blick in die verſchiedenen Bereiche menſchlichen Strebens zu geſtatten, und der vorzugsweiſe zum populären Schriftſteller befähigt. Ein ſolcher, im beſten Sinne des Wortes, iſt uns denn auch bekanntlich in Littrow entſtanden; ein Verdienſt, welches vornehmthuende Flachheit bei weitem nicht ſattſam zu würdigen verſteht. Echt populär iſt nicht der Schriftſteller, der ſich mit Redensarten hilft, wo er die Sache nicht verſteht; auch jener nicht, der ein oberflächliches Wiſſen in encyklopädiſcher Halbheit, die Weisheit der Jahrtauſende im Taſchenformat à la

portées du monde überliefert; noch jener, der dem unvorbereiteten großen Publikum die Labyrinthe des Forschens leichtsinnig öffnet und die innern Kämpfe des Strebens der schadenfrohen Neugierde preis gibt, — sondern nur der, welcher die letzten Ergebnisse, die alles Forschen und Wissen endlich für das Leben und Handeln abwirft, erkennt, sammelt, prüft, sichtet, und mit practischem Geiste und Talente zum Gemeingute Aller macht. Ein solcher war Littrow, und dieß ist vorzüglich sein Berührungspunkt mit der Gegenwart, der diese Tendenz bei der riesenhaft anschwellenden Masse des Stoffes besonders willkommen und förderlich ist. Nimmt man hinzu, daß jene Mehrseitigkeit des Wissens und dieser Trieb, es zu verbreiten und zu fructificiren, in Littrow durch die Einheit seines sittlichen und rechtlichen Charakters verbunden, getragen und geleitet wurden, so erscheint der Werth einer solchen Popularität in seiner ganzen Bedeutung; und wie sehr wäre die Wiederkehr eines solchen Mannes einer Zeit zu wünschen, wo Alles sich in den Vorgrund drängt, Alles die Sprache der Wahrheit lügt, mit Verheißungen des Fortschrittes täuscht; eines Mannes, der uns mit schlichter Offenheit sagte: Hier, Freunde, glaubt und hört, denn hier ist Wahrheit! hier aber hütet Euch oder spart doch die Zeit, — denn hier ist Lüge oder doch zweckloses illuloriſches Streben! — So stellt sich uns Littrow's Charakter als literarischer im Allgemeinen dar; so müssen wir ihn anerkennen, wenn er auch von gewissen Beschränkungen nicht frei geblieben ist, die immer die Beigabe eines autodidaktischen Erwerbes sind; ich meine die, den Selbst-

denkern meiſtens eigene Schroffheit und Unnachſichtlichkeit beſonders in Urtheilen über ſolche Dinge, die zunächſt mit ihren Charaktermaximen in Conflict treten; eine Härte, die manchmal ſelbſt einſeitig und ungerecht machen kann, Dagegen gibt es kein beſſeres Mittel, als: ſie nicht zu theilen. Wenn z. B. Littrow gegen die damalige deutſche Philoſophie manchmal unbillig erſcheint und mit dem Bade das Kind ausſchüttet, ſo bedenke man, daß im Weſentlichen mit ſeinem Urtheile jetzt die ganze Zeit übereinſtimmt, daß der Erfolg es gerechtfertigt hat, und daß es ſeinem Verſtande Ehre machte, ſchon damals heller geſehen zu haben, als die vom Schwindel ergriffene Mehrzahl. So repräſentirt uns denn Littrow in ſeinem literariſchen Charakter die Eigenſchaften, die uns am meiſten noth thun: Ehrlichkeit und Liberalität der Geſinnung, Geſundheit und Nüchternheit des Verſtandes, Reinheit des Geſchmacks, Männlichkeit und Klarheit. Er erinnert in dieſen Eigenſchaften an den engliſchen Literaturcharakter, der ihm auch wirklich vorzugsweiſe zuſagte; wie er denn zur Beſprechung allgemeiner Literaturzuſtände drei engliſche Werke (Babbage, Israeli, Cunningham) gewählt hat. Ehre genug, daß — im Vorbeigehen ſei es zu ſagen erlaubt — in Oeſterreich dieſer Charakter ſich zu wiederholen fand; daß wir uns, in andern Fächern ähnlicher Leiſtungen, in der Dramaturgie eines Schreivogel erinnern dürfen. Mögen wir ein ſolches Verdienſt zu würdigen wiſſen, es zu behalten, zu vermehren ſtreben!

Wie der Mann, ſo ſeine Schriften. Damit wäre im Allgemeinſten die vorliegende Sammlung charakteriſirt.

Theils aus selbstständigen Aufsätzen über mannichfache Gegenstände, theils aus Beurtheilungen bedeutender Werke des verschiedenartigsten Inhaltes bestehend, gewährt sie ein sehr vielartiges Interesse. Man fühlt sich mit innigem Vergnügen jene schöne Zeit des allgemeinen Aufschwunges wissenschaftlicher und künstlerischer Begeisterung vor die Seele zurückgerufen, und gewinnt einen Standpunkt, von welchem aus man die Hauptrichtungen und die vorragendsten Erscheinungen jener Epoche im Ganzen überblicken kann. Man genießt dieses Ueberblickes gleichsam durch das Auge eines unbefangenen, durch klaren Verstand unsere Gegenwart anticipirenden Mitgenossen jener Vergangenheit; man fühlt sich belehrt, zu eigener Betrachtung angeregt, unterhalten, und immer in guter, sittlicher, rechtlicher und verständiger Gesellschaft, — während man sich nur zu oft bei moderner Lectüre in einen sehr gemischten, müßigen, zerstreuten Gasthaus- oder Kaffee-Klubb, oder in die langweilige Blasirtheit des Salons versetzt sieht: Freuden, die man haben kann, ohne Bücher zu kaufen, — wie denn auch die Bücher, seitdem sie dieses Kolorit angenommen haben, immer mehr an Ansehen verlieren und immer weniger gekauft werden. Die Art und Weise von Littrow's Kritiken entspricht ganz den geschilderten Grundsätzen. Sie sind eigentlich: pragmatische Geschichte. Die betreffenden Werke werden ausführlich und doch succinct in ihrem wesentlichen Inhalte treu und vollständig dargelegt; es wird ein berichtigender Bericht über sie erstattet: und nur selten, wo es Littrow seiner nun einmal festgesetzten und entschiedenen Denkart, die dann immer mit der

Gesinnung zusammenhängt, schuldig zu sein glaubt, erlaubt er sich, auch ohne genaueres Referat, ein verneinendes Urtheil, eine satyrisch abfertigende Darstellung (z. B. bei Wagner und Fessler). Durch eine solche rechtliche und ironische Kritik gewinnt die vorliegende Sammlung den Werth einer kleinen Handbibliothek der wichtigsten wissenschaftlichen Erscheinungen jener Epoche. Wir aber können den löblichen Grundsatz des Verf. nicht lebendiger anerkennen und passender ehren, als dadurch, daß wir ihn bei dieser Anzeige der Schriften des Verf. gleichfalls anwenden.

Zum Verständnisse also der angeführten Eigenschaften wird es zuvörderst wünschenswerth sein, einen berichtenden Auszug aus der Biographie Littrow's mitzutheilen. Denn das Leben eines Mannes ist und bleibt der Schlüssel zu seinen Werken. Die Biographie ist von der Hand des Herausgebers dieser Schriften, des Sohnes des Verewigten. Es bedurfte für sie des vorgesetzten Motto's nicht: hic interim liber, honori Agricolae, soceri mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus (Tacit. Agric. vit.). Sie ist ganz so geschrieben, wie es sich für das Verhältniß eignet, und wie sie der theilnehmende Leser nur immer wünschen konnte. Es wird gerade so viel Detail gegeben als nöthig ist, ein bestimmtes Charakterbild aufzubauen, und nicht so viel um die Theilnahme zu ermüden. Die Pietät, sei sie nun familiaris oder humana, ist dem Biographen unerläßlich, wenn er die innern Vorzüge eines tüchtigen Menschen erkennen und schildern soll; sie hindert auch in dieser Biographie

durchaus nicht das Wahrheits-Pflichtgefühl; und könnte das anders sein? wäre sie sonst Pietät? — Dazu kommen, da nur ein kurzer Zeitraum das hier geschilderte Leben von unserem Leben trennt, und jenes doch schon unbefangen als abgelaufene Geschichte dargestellt werden darf, manche unmittelbare Berührungen mit Interessen und Ereignissen, die noch lebendig sind, die noch durch so frische Symbole der Vergangenheit gefördert werden können; und so bildet diese Biographie zwar der Räumlichkeit, aber keineswegs dem Werthe nach die letzte Partie des Ganzen. Ich muß mich hier mit den äußersten Umrissen begnügen, um zu ihrer Lectüre anzuregen.

Joseph Johann von Littrow ward zu Bischof-Teinitz, einem deutsch-böhmischen Städtchen, am 13. März 1781 in derselben Stunde geboren, als Herschel den Planeten Uranus entdeckte (559). Nach fast beständiger Kränklichkeit in seinen ersten Lebensjahren kräftigte seine Gesundheit sich so sehr, daß die erste bedeutende Krankheit seines spätern Lebens auch seine letzte war. Fünf Jahre alt bezog er die Schule seiner Geburtsstadt. Früh schon zog er Bücher den jugendlichen Spielen vor. Nach Vollendung des ersten Schulunterrichtes bemächtigen sich Religionszweifel des erwachenden Geistes; fast durch drei Jahre raubte ihm eine tiefe Melancholie allen Genuß des frohesten Lebensalters. Am Gymnasium zu Prag (1794) wendete sich seine Liebe und Thätigkeit dem Studium der Alten zu, und jene unselige Gemüthszersplitterung verschwand. Auch an der Universität daselbst (1799) setzte Littrow diese Studien mit Vorliebe fort, und so bietet

ſich uns hier ein neuer Beleg, daß es kein glücklicheres Element für die erſte geiſtige Entwicklung gibt. Proben, die der Biograph aus einer von Littrow und ſeinen jungen Kollegen damals herausgegebenen Zeitſchrift (561) mittheilt, bewähren dieſe Bemerkung. Sie zeigen von Verſtand, Geſchmack und einer unverdorbenen Empfindung. Hier rundete ſich aber das Ganze ſeiner Bildung zu der Geſtalt, die ihm dann eigen blieb; zu den äſthetiſchen Studien geſellten ſich mathematiſche; er ergriff ſie mit Eifer und Vorliebe, und ſo entſchied ſich ſeine künftige Laufbahn. Für dieſesmal hatte Littrow noch eine kurze militäriſche mitzumachen: er trat mit den meiſten ſeiner Journal-Mitarbeiter in ein vom Erzherzog Karl gegründetes militäriſches Corps ein, das ſich freilich ſchon nach neun Monaten mit dem Friedensſchluſſe auflöste und ſeine jungen Krieger den friedlichen Studien zurückgab (1801). Wie der geſammten deutſchen Literatur in jener Periode, ſo erging es auch unſerm Freunde. Nach den Aufregungen eines, mit ideellen Intereſſen gekämpften Kampfes verloren ſich Beide in die Friedensgefilde der Naturphiloſophie, die ſich damals eben flügelweit aufthaten, um uns mit all unſern Hoffnungen, Wünſchen und Träumen aufzunehmen. Und wie derſelben Literatur, ein paar Jahre ſpäter, ſo erging es auch unſerm Freunde, — zur Ehre ſeines Verſtandes bald genug. Sie wurden beide gewahr, daß der Zauberſchlüſſel, den man ihnen mit großen Verheißungen gereicht hatte, — leere Paläſte aufſchloß. Unmuthig wandten ſie ſich ab, — und es bleibt nur, wie Börne meinte, die Frage übrig, ob ſie

gut gethan, auch den Schlüssel wegzuwerfen? ... Littrow hatte sich nun der Reihe nach in der Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und Theologie versucht, ohne in ihnen einen archimedischen Punkt für seinen Hebel zu finden. Er wählte, um sich zu einem solchen vorerst selbst völlig erziehen zu können, für einige Jahre den Beruf eines Erziehers (1803 — ?). Nach manchen krampfhaften Bewegungen des Geistes, wie des Gemüthes, die in solchen Gährungsepochen keinem bessern Menschen erlassen werden, fand sich endlich der gewünschte Ruhepunkt. Ein glücklicher Zufall führte Littrow mit dem Direktor der Realschulen, J. Hall, zusammen. Dieser bestimmte seine Richtung zur Astronomie (368). Mit ganzer Kraft warf sich von da an Littrow auf dieses Studium. Er besuchte die Wiener Sternwarte und wohnte im Hause der als kenntnißreichen Freundin der Sternkunde bekannten Barenin Matt. Bald darauf, nach Schlesien zurückgekehrt, schrieb er (1807) die ersten astronomischen Briefe an P. Triesnecker. Am 19. November desselben Jahres wurde er zum Professor der Astronomie und höhern Mathematik an der Universität zu Krakau ernannt. Ein Jahr später vermählte er sich, — und so war denn seine Lebensbahn abgesteckt und ihr Kreis geschlossen. Littrows Ehe war glücklich. Fünf seiner Söhne leben noch. Doch blieb auch dieses Glück nicht ungetrübt. Das französisch-polnische Heer rückte (1809) in Krakau ein, und ihm folgten alle Drangsale, die den Krieg begleiten. Littrows Lage ward so mißlich, daß ein entschiedener Schritt gethan werden mußte. Sein Verdienst war glücklicher Weise bereits anerkannt;

es fehlte nicht an Anerbietungen. Littrow nahm die von Seite Rußlands an, und reiste am 19. Jänner 1810 von Krakau ab, um die Professur der Astronomie an der Universität zu Kasan anzutreten (572). Die sechs Jahre, die er hier verlebte, scheinen die gehaltvollsten seines Lebens gewesen zu sein. Eine seinen Wünschen und Kräften gemäße Thätigkeit, in Verhältnissen des Kampfes bewährt, durch Anerkennung befriedigt, verband sich mit der Ruhe häuslichen Behagens, und, wenn gleich Littrow sich allmälich wieder in seine Heimat zurücksehnte, so blieb ihm der Aufenthalt in Kasan doch stets der liebste Kreis der Erinnerung. Aber er nahm diese nicht nur mit, er hinterließ sie auch. Die Gründung einer Sternwarte, die Früchte seines öffentlichen und selbst seines Privatunterrichtes (er hatte eine Privat-Erziehungsanstalt unternommen), und seine Mitwirkung zur Aufnahme der Volksbildung in Rußland, als er zur damaligen großen Schulcommission berufen ward, sichern sein Andenken in jenem Reiche. Im Sommer des Jahres 1816 verließ er es, um einer Berufung nach Ofen zu folgen. Leider stellte sich hier ein greller Contrast heraus, der vielleicht für die Folge jene russischen Erinnerungen verschönte. Konflikte mit widrigen Localverhältnissen und mit dem starren, ausschließlichen Charakter eines Collegen vergällten den Aufenthalt in Ofen, der, als Exil auf einem 70 Klafter über der Donau erhöhten, steilen, nackten Felsen, im Sommer unter Schlangen, im Winter unter Füchsen und Wölfen, vom Biographen (584) freilich nicht einladend geschildert wird. Im Jahre 1817 starb Triesnecker in

Wien, und, nach einem fast zweijährigen Harren, während welchem jene Mißverhältnisse sich auf's Höchste gesteigert hatten, schlug für Littrow die Stunde der Erlösung. Am 15. September 1819 trat er das Amt eines Directors an der Sternwarte zu Wien an. Hier war denn seinem Wirken und seinen Wünschen eine bleibende Stätte geboten; er nahm keine weitere Berufung mehr an, und lebte sein übriges Leben der Wissenschaft und den Seinen. Was er hier leistete und wie er unter uns anerkannt wurde, ist uns Allen noch in zu lebendigem Angedenken, um einer Erzählung zu bedürfen. Wenn von einem wissenschaftlichen Leben Wien's die Rede sein soll, so muß Littrow genannt werden, — wenn man wissenschaftliche Charaktere sucht, die ihm Halt und Richtung geben konnten, so fällt auf Littrow der Blick; — leider sammelt sich jetzt unsere Erinnerung bloß in den Wunsch, ihn noch zu besitzen! Die literarischen Zustände, für die er sich bildete, denen er vor allem frommen konnte, scheinen sich jetzt erst heranbewegen zu wollen, — da wir ihn vermissen. Als Schriftsteller gehört Littrow eigentlich uns an; seine wichtigsten, astronomischen Arbeiten, die seinen Ruhm, und die vielen gemeinfaßlichen Schriften, die seinen Ruf vorzüglich begründeten und verbreiteten, gingen von hier aus; und die letztern bezeichnen ganz eigentlich die Mission, die schöne und segenreiche Mission, welche Oesterreich, seiner Eigenthümlichkeit und Bildung gemäß, dem übrigen Deutschland gegenüber, übernehmen zu können und zu sollen scheint. Der gesunde Sinn des Oesterreichers hat über den idealen Flügen der Vernunft noch

nicht die Rechte des practiſchen Verſtandes, über den Klügeleien des Verſtandes noch nicht die Anſprüche des Gefühles aufgegeben; ihm hat die papierne Welt noch nicht die lebendige verdrängt. „Die Deutſchen — ſagte Einer ihrer erſten Schriftſteller — haben ein beſonderes Talent für das Halbgahre.“ Welche ſchöne Aufgabe, es gahr zu machen! die nahrhaften Elemente, die wirklich vorhanden ſind, auch wo man ſie am wenigſten vermuthen ſollte, genießbar und gedeiblich zu machen! wie erfreulich, wenn ſie unſerm Vaterlande vorbehalten, wenn ſie von ihm gelöst würde!

In dieſem Sinne hat Littrow gewirkt. In dieſem Sinne fand ſein Wirken Anerkennung. Auszeichnungen mancher Art und freudenreiche Erfolge verſchönerten die zweite Hälfte ſeines Lebens und halfen ihm vielleicht manches herbe Ereigniß, manchen Widerſpruch ſeines Innern gegen die Fügungen der Außenwelt, manchen ſchweren Verluſt, wie den dreier Kinder, ſeiner Gattin (1833), ſeines von ihm hoch verehrten Freundes Jacquin (1839), ungebeugter übertragen. Mehrere kleine Reiſen, veranlaßt durch die lebhafte Theilnahme an den jährlichen Verſammlungen der deutſchen Naturforſcher, bei denen ſeine Perſönlichkeit eben ſo vortheilhaft für ihn als für das Inſtitut wirkte, erheiterten ſeine Spätjahre. Die bei dieſen Anläſſen gehaltenen Reden, ſo wie die mancherlei bezeichnenden Züge und Anekdoten, beſonders aber die höchſt anziehenden Fragmente aus Familienbriefen, die der Biograph einſchaltet, ſind die dankenswertheſte Zugabe, und runden erſt das Charakterbild, das er hinſtellt, vollſtändig und befriedigend ab.

Einer der Hauptgedanken, welche Littrow längst, besonders aber noch in seinen letzten Lebensjahren beschäftigten, war: die Gründung einer Academie der Wissenschaften. Gewiß waren Wenige so berufen, wie Er, in einer so folgenreichen Angelegenheit ihr Wort mit abzugeben. Ihm gebührt und bleibt das Verdienst, Einer von Jenen gewesen zu sein, welche seit Leibnitz diesen Gedanken für unser Wien zuerst mit Muth und Umsicht in's Leben zu rufen versuchten; Vorschläge gemacht zu haben, die, was auch gegen Einzelnes derselben zu sagen sein möchte, zu den Grundsteinen jedes künftigen Baues gehören. In diesem Sinne gehört Littrow unter die Gründer der Wiener Academie, und sein Name darf in den künftigen Annalen ihrer Geschichte nicht fehlen. Seine Ansichten über diesen Gegenstand liegen zum Theile in den Aufsätzen über die russische Academie und Unterrichtsanstalten vor (II. 391 u. f.). Die Biographie gibt aber eine nähere Auskunft, die um des gegenwärtigen Interesses willen hier mitgetheilt werden mag. Leitende Grundsätze waren Littrow in dieser Sache: unabhängige Stellung jedes einzelnen Mitgliedes in ökonomischer Beziehung (bloß in dieser?) — und: Freiheit der Anstalt von büreaukratischem Einflusse (bloß von diesem?). Noch Eines wäre hier nicht zu vergessen, als Bedingung, ohne welche Beides nur negativen Werth behält: sorgfältigste Wahl der Mitglieder, als höchstes Ehrenziel beglaubigter Verdienste, — wenn nicht die Staatsausgabe eine unverantwortliche Verschwendung und die Freiheit ein eben so unverantwortliches Privilegium werden soll; und noch Eines, als lei-

tendes Gesetz der Fahrt: Einheit und Organismus im wissenschaftlichen Wirken überhaupt, — wenn nicht die Schiffer nach allen Weltgegenden sich zerstreuen und — scheitern oder doch festsitzen sollen. — In einem Gutachten, das Littrow im J. 1838 als Dekan der philosophischen Fakultät abgab, machte er für Wien folgende Vorschläge: Vertretung der sämmtlichen Wissenschaften mit Ausschluß der sogenannten Fakultätsstudien; zwölf ordentliche Mitglieder mit 2000 fl. jährlichen Gehaltes; sechs Adjuncten mit der Hälfte dieses Gehaltes; zwei Kanzlisten, jeder mit 500 fl; eine Zulage von 1000 fl. für den zum Sekretär gewählten Akademiker; 2000 fl. zur Bestreitung der Korrespondenz; 4000 fl. für den Druck der Memoiren und das Honorar der Arbeiten der korrespondirenden Mitglieder; 500 fl. zu zwei jährlichen Preisen; also: laufende Gesammtauslage 30,000 fl. Zur Deckung derselben wies er, nach dem Beispiele ähnlicher Einrichtungen in Rußland und Würtemberg, auf die in Oesterreich erscheinenden Kalender hin, und berechnete, daß ihr Monopol oder ihre Stempelerhöhung eine mehr als hinreichende Quelle biete. Die Stellen eines Präsidenten und Vicepräsidenten wünschte er ganz weggelassen oder als unbesoldete Ehrenämter behandelt. So Manches sich gegen diese Vorschläge einwenden lassen dürfte, so waren sie in Littrow durch die reinsten und nur im Interesse der Sache gedachten Motive begründet; er gab das Gutachten ab, schwieg, überließ die noch unreifen Keime der Zukunft, und zog sich auch bedarrlich von allen Privatversuchen zu ähnlichen Zwecken zurück.

Seine rastlosen Bestrebungen hatten ihn mit sicht-

barer Schnelligkeit altern gemacht. Wiederholte Körperleiden stellten sich ein, und endeten in der Nacht vom 29. auf den 30. November des J. 1840 sein an Verdiensten reiches Leben. „Sonne, Moment, Sterne", waren seine letzten, kaum verständlichen Traumworte (627).

Um die vorliegenden Schriften Littrow's nach ihrem innerlichen Charakter zu übersehen, ist es am zweckmäßigsten, sie nach ihrem Inhalte zu ordnen. Sie bestehen aus selbständigen Aufsätzen und Beurtheilungen fremder, durchaus bedeutender Werke. Die letzteren beziehen sich auf Naturwissenschaft überhaupt (die größte Zahl), Astronomie und Mathematik, Philosophie, Geographie und Statistik, Industrie und Technik, wissenschaftliche Zustände im Allgemeinen, Geschichte und Biographieen. Nach dieser Ordnung wollen wir sie dem künftigen Leser vorblättern, um ihm die Wahl zu erleichtern. Etwaige Bemerkungen, die kein Leser, wie ihn Littrow wünschte, unterdrückt, sollen keine Kritik vorstellen, höchstens eine veranlassen; und auch das nicht, denn über Ansichten gibt es keine Kritik, sondern nur einen Austausch. Diese Art literarischen Verkehrs ist ein Läuterungsprozeß; es bleibt zuletzt doch ein regulinischer Rückstand.

Die selbstständigen Aufsätze (I.) beginnen mit einer eben so anziehenden als instructiven Schilderung Rußlands, die in der Form einzelner Skizzen von den klimatischen und ethnographischen bis zu den sozialen und ethischen Zuständen eines merkwürdigen Reiches eine lebendige Vor-

ſtellung gewährt. Es ſind Mittheilungen eines treuen Beobachters, denen ſich ohne eigene Erfahrung nichts nehmen und geben läßt, und die, wenn gleich die Lichtſeite vorwaltet, wozu die Biographie den Schlüſſel enthält, doch überall das Gepräge der Wahrheitsliebe haben. Wie ſehr verkennt dasjenige Publikum, das in ſolchen Schilderungen immer nur die Satyre und den Tadel ſucht, ihren eigentlichen Zweck! Nur wer das Licht in den menſchlichen Zuſtänden erblickt und wieder gibt, gibt das Poſitive in ihnen und vermag wieder ein Poſitives zu erzeugen. Der Schatten bildet ſich von ſelbſt dazu. Leſer der verſchiedenſten Intentionen, der Arzt, der Pſycholog, der Oekonom, der Politiker werden in dieſen Blättern manchen, vielleicht hier nicht geſuchten, Aufſchluß finden. Schilderungen des Brandes von Kaſan im J. 1815 und des im Mittelalter über Rußland eingebrochenen ſchwarzen Todes, des Propheten der Cholera, ſchließen ſich als Nachträge dieſen Bildern an. Die übrigen Aufſätze ſprechen theils in einem ſehr glücklich populären Tone über Gegenſtände, die eines ſolchen Tones am wenigſten fähig ſchienen, den Geiſt, theils in einem ſittlich-gemüthlichen das Herz an. Zu den erſten gehören Bemerkungen über die Denkmäler Denderah's, über das Nordlicht und den Winter, über einen Mangel in unſerer Zeitrechnung u. a., zu den letztern eine lebhafte Schilderung einer gelungenen Staaroperation. Von allgemeinem Intereſſe dürften auch die Grundſätze ſein, welche Littrow über die Zwecke, Errichtung und Verwaltung der Witwen-Inſtitute (I. 205) aufſtellt. Er verdient hier nicht nur als Mathematiker, ſondern auch als

practisch Erfahrener volles Vertrauen; denn er hatte selbst an der in Wien gegründeten allgemeinen Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt theilgenommen, und unter mannigfachen Kämpfen und Widersprüchen seinen Ueberzeugungen allmälig Geltung, ja Autorität verschafft (III. 594 u. f.). Den Zweck solcher Institute spricht er dahin aus: daß alle Witwen der Gesellschaft bis auf die letzte in dem Maße versorgt werden müssen, daß, wenn diese letzte stirbt, das ganze Versorgungskapital verzehrt sein muß. Als Grundlage gibt er eine auf den Mortalitäts-Calcül berechnete Tabelle (I. 212), die ihm zugleich ein Prüfungsstein für alle Witwenvereine ist. Aus ihm geht hervor: daß beim Eintritte eines jeden Ehepaares zwei Fragen zu stellen sind: wie alt ist der Mann, wie alt ist die Frau? Anstalten, die auf das Alter der Frau nicht Rücksicht nehmen, sind nichts werth (216). Eben so Anstalten, die bei der zweiten Ehe die Pension fortgewähren. Hier hört aller Calcül auf; der Boden schwankt, auf dem die Anstalt gebaut ist. Eben so unzulässig ist endlich die Aufnahme der Kinder in solche Anstalten (218). Eine solche Vermischung der Prinzipien einer Witwen- mit denen einer Waisenanstalt untergräbt beide (ebend.). Möchten ähnliche Institute diese Winke beherzigen!

Die naturwissenschaftlichen Werke, welche Littrow in einem raisonnirenden Auszuge ausführlich bespricht, sind folgende: zur allgemeinen Naturwissenschaft und auf unorganische Welt bezüglich: Whewell's history of inductive sciences (III.), Brewster's natürliche Magie (I), Garthe, über den Heiligenschein (I.), Petzbold, Geologie (II.), Som-

merville, phyſikaliſche Wiſſenſchaften (II.), Herſchel, preliminary discourse und on Light (II.), Schübler über den Mondeinfluß (II.), Cuvier, die Naturwiſſenſchaften (III.) und Arago's Aufſätze (III.); — im organiſchen Gebiete: Quetelet, über den Menſchen (II.), Volkmann, über den Geſichtſinn (III.), Treviranus, das organiſche Leben (III.), Schultze's mikroſkopiſche Unterſuchungen (III.). — Die Anſicht, welche Littrow bei Anlaß dieſer reichhaltigen und vielſeitigen Darſtellungen im Ganzen repräſentirt, iſt die ſeit Baco von Verulam, mit wenigen Ausnahmen, bei Behandlung der Naturwiſſenſchaften allgemein angenommene: Erfahrung und Induction. Er hält ſich an die gegenwärtig als die legitime anerkannte Geſtalt wiſſenſchaftlicher Ueberlieferung, jedoch nicht ohne prüfende Kritik im Einzelnen, und ſucht dabei, wo es irgend thunlich ſcheint, die Beſtimmtheit der ſogenannten exacten Wiſſenſchaften, weßhalb er der möglichſten Anwendung der Ziffern und des Calcül's günſtig geſinnt iſt. Da nun eine ſolche Methode weit mehr Anwendung in den Bezirken der unorganiſchen als der organiſchen Welt findet, ſo ſind auch Littrow's Zuſätze und Bemerkungen in jenem Kreiſe bedeutender als in dieſem. Dagegen tritt auch in letzterem ein Verhältniß ein, welches ſehr erfreulich und geiſtig förderlich erſcheint. Es iſt eine bei Betrachtung der organiſchen Naturen kaum entbehrliche, teleologiſche Rückſicht und ein überhaupt höherer, theils äſthetiſcher, theils ſittlicher Sinn, der ihr erſt wahrhaft menſchlichen Werth verleiht. Dieſen Sinn verdankt Littrow theils der erwähnten glücklichen Grundlage humaniſtiſcher Bildung, theils — und vorzüglich — ſei-

nem innern Charakter; und möge bei dieſem Anlaſſe den Zeitgenoſſen das zur Paradoxie gewordene oder vergeſſene Wort wiederholt werden: auch die Naturforſchung, wie alles wiſſenſchaftliche Streben, fordert ein Gewiſſen, eine Geſinnung, ohne die ſie vergebens Vollendung anſtrebt! — Glücklicherweiſe kommt die Naturforſchung, im Ganzen und Großen betrieben, dieſer Forderung auf halbem Wege ſelbſt entgegen. Sie nährt, ja ſie weckt, wo es irgend zu nähren und zu wecken iſt, das äſthetiſche, wie das moraliſche Gefühl. „Es gibt eine Seite des Studiums der Natur, die den höheren Sinn des Menſchen in Anſpruch nimmt (III. 82).“ Nicht im Einzelnen, nicht in dem, was die Griechen Parergon genannt haben, ſuche man Alexander von Humboldt's Verdienſt. Er iſt ein ſchöner Geiſt und will als ſolcher aufgefaßt ſein. Mag er immerhin manchmal im Sehen, manchmal im Schließen getäuſcht worden ſein — und wer ward es nicht? — er ſieht nicht mit Reptilaugen, ſondern mit denen des Adlers, wie Büffon und Goethe ſahen; er zeichnet nach ſeiner wirklichen Vogelperſpektive die großen Contouren des Erdlebens, die man niemals in der Studierſtube, nach dem mikroſkopiſchen Detail oder nach der ſpeculativen Hypotheſe wird zeichnen können; und die Zeichnungsfehler im Einzelnen werden hier den Kenner der Natur ſo wenig irre machen, als die des Cornelius den Kenner der künſtleriſchen Compoſition, und die des irdiſchen Lebens den Kenner — wenn es einen gäbe — vom Plane des Weltganzen im göttlichen Geiſte. — In demſelben Sinne war auch Littrow, wenn gleich das Materiale der Erfahrung als unentbehrlichen

Stoff mit Recht vorausſetzend und vor Allem wichtig haltend, von der Nothwendigkeit des geiſtigen Sonderns und Zuſammenfaſſens, beſonders heutzutage, wo dieſes Materiale ſich bis zur Verwirrung anhäuft, vollkommen überzeugt. (Man ſehe die Bemerkungen zu Treviranus, III. 81, und Cuvier, III. 145.) Allein eine in der Redlichkeit ſeines Charakters begründete Furcht vor den Erſchleichungen der Speculation, vor den Schwindeleien der Phantaſie, machte ſeine Schritte auf dieſem Wege oft allzu behutſam. Daher ſeine nicht immer gerechte Abwürdigung deſſen, was man in Deutſchland Naturphiloſophie nannte; die ſich ſelbſt ſo nennenden Naturphiloſophen hatten durch ihre Escamotagen jene Abwürdigung oft verdient, und ihre Verallgemeinung leider entſchuldigt. Allein man vergeſſe nie, daß die eigentliche Philoſophie der Naturforſchung es nur mit den letzten Gründen der Phänomene zu thun hat; erſt von da ausgeht, wo die Erfahrung Anker wirft. Hier iſt ſie unentbehrlich; denn wie will der Menſch ſich helfen, als nur mit dem Kompaß, der ihm in der Kraft ſeines Geiſtes mitgegeben ward? welchen andern Maßſtab ſoll er, kann er anlegen, als ſich ſelbſt, der „das Maß der Dinge" iſt? oder ſoll er in dieſe Gränzregionen gar nicht vordringen? nicht vordringen wollen? ja, wenn er anders könnte! wer nicht muß, thut allerdings beſſer, zu Hauſe zu bleiben. — Aber indem man die Würde dieſer Speculation als Begränzung anerkennt, läßt man ſie an ihrem Orte unangefochten, und muß ſie nicht anwenden wollen, wo ſie nicht nöthig iſt, wo es noch zu *erfahren* gibt. Man muß nicht Haſen mit Kanonen ſchießen wollen, d. h.

die nächsten Gründe, das Wie, versäumen, um Erscheinungen aus den fernsten, dem Warum, zu erklären. Einen Schnupfen aus dem Gesetze der Polarität zu erklären ist eben so thöricht, als es unvorsichtig wäre, das Gesetz der Polarität und mit ihm die Philosophie der Natur überhaupt zu verneinen. Das wollte denn auch Littrow nicht, und diese Bemerkungen gehen nur dahin, bei Anlaß einer seiner Eigenheiten, die gerade mit der Tendenz der Gegenwart zusammentrifft, vor gewissen Consequenzen zu warnen. — So viel über diesen Abschnitt; daß in sein Detail hier nicht eingegangen werden kann, versteht sich von selbst. Es versteht sich noch mehr von der zweiten Abtheilung, die ich nur den Männern des Faches anzuempfehlen habe, welches auch Littrow's eigentliches Fach war. Sie enthält Referate über: Beer's und Mädler's Mondkarte (II). und Selenographie (II.), Herschel's treatise on Astronomy (II.), Whewell's Astronomy (III.), Pontécoulant Astronomie (III.), Hugenii exercitationes mathematicae (III.), Libri histoire des sciences mathématiques en Italie (III.). Nur den Herausgeber glaube ich ihrentwegen in Schutz nehmen zu müssen. Es möchte scheinen, daß Arbeiten in einem so streng abgeschlossenen Fache aus einer für das gesammte gebildete Publikum bestimmten Sammlung besser weggeblieben wären. Es scheint aber auch nur so. Gerade hier zeigt sich Littrow's ausgezeichnetes Talent für ächte Popularität; gerade hier beweist es sich wieder, daß man das am klarsten und am anziehendsten darzulegen fähig ist, was man am besten versteht, was man am gründlichsten durchdacht hat. Jeder Leser,

der für Wiſſenſchaft im Ganzen Intereſſe fühlt, wird dieſe Aufſätze, namentlich die vortrefflich auseinandergeſetzte Geſchichte der Verhandlungen zwiſchen Huygens und Leibnitz (III.) — und wäre es auch nur aus dem geſchichtlichen und pſychologiſchen Geſichtspunkte — mit der größten Befriedigung leſen.

An dieſe Abtheilungen ſchließen ſich die drei Beurtheilungen, welche in den Kreis der eigentlich ſo genannten philoſophiſchen Wiſſenſchaften gehören; über: J. J. Wagner's Organon (I.), Rapp's Erziehungslehre Platon's (II.), und Ritter's Geſchichte der Philoſophie (III.). Hier verhält ſich der Verf. mehr als Dilettant, und die Aufſätze regen mehr zu eigenem Urtheilen an, als daß ſie es zu entſcheiden geeignet wären. Abgeſehen von der erwähnten völligen Negation der naturphiloſophiſchen Speculation, aus der das erſte jener Bücher hervorgegangen iſt, und dem mehr geſchichtlichen als ſyſtematiſchen Inhalte der beiden letztern, bietet auch der Beurtheiler kein Gedankenganzes, an das man einen prüfenden Maßſtab legen könnte. Er hält ſich **außerhalb** des Terrain's, referirt mit möglichſter Klarheit und Unbefangenheit im Sinne eines gebildeten Eklekizismus, und iſt, was ſeinem rechtlichen Gefühle Ehre macht, überall ſichtlich bemüht, die Anſprüche des geſunden Menſchenverſtandes und der Sittlichkeit zu wahren, und dieſe Leuchte an jeden Winkel, vor jede Ritze hinzuhalten, aus denen ihm irgend ein verdächtiges Dämmerlicht hervorzulocken ſcheint. Gehen nun gleich die höchſt ehrenhaften Anſprüche des geſunden Menſchenverſtandes eben nicht weiter — als ſeine Kräfte reichen,

nicht auf Probleme, die er sich gar nicht aufzugeben findet — urtheilt er gleich, einem Platon, einem Aristoteles, einem Marc Aurel gegenüber, manchmal so, daß diese Männer wohl nur mit einem Lächeln hätten antworten können, — so laßt uns doch nicht verkennen, daß alle Dinge und Ansichten einen unbedingten und einen bedingten Werth haben. Einen unbedingten hat der Grundsatz: den reinen Menschensinn vor den Täuschungen der Dialektik bewahren zu wollen; und der redliche Zweifler steht gewiß dem Throne der ewigen Wahrheit näher als der unredliche Dogmatiker. Einen bedingten Werth hat die Vertheidigung des gesunden Menschenverstandes zu einer Zeit, wo sich — unter den Philosophen — Niemand mehr auf ihn beruft; wo nach dem wachsenden Verhältnisse ihrer Entfernung von ihm die Bedeutung philosophischer Ansichten berechnet wird. Und wenn man unsere Zeit mit der vorhergangenen Epoche zusammenhält, — kann man sie als eine solche verkennen? Kant, „der Zermalmer," hatte Recht, den Appell Mendelsohn's an jene Instanz mit Achtung aber Entschiedenheit zurückzuweisen; aber wenn er die Schüler Hegel's erlebt hätte . . . mit welchem Blicke würde er Mendelsohn die Hand gedrückt haben! Auch Littrow glaubte, daß mit der Naturphilosophie der letzte Kopf der Hydra gefallen sei; er triumphirte über die Wiederkehr einer reineren Naturforschung; — laßt uns auch ihm über's Grab hinüber im Geiste die Hand drücken!

Der Abschnitt zur Geographie und Statistik enthält besonders schätzenswerthe und mannigfach belehrende Aus-

züge. Besprochen werden: Lessing, Reise nach Norwegen (I.), Parrot, Reise zum Ararat (II.), Balbi, Abrégé de Géographie, Bilancia politica und Essai statistique (III.). Die Reisebeschreibungen — Werke, welche einem Kant, Lichtenberg u. s. f. die reichste Vorrathskammer des Bildungsstoffes waren, welche, wenn die Verbindungswege und mit ihnen die gleiche Form der Bildung sich mit der begonnenen Schnelligkeit über die Erde verbreiten, bald den mythisch-poetischen Werth der Geschichten Herodot's haben werden, liest man hier fast eben so angenehm, und die statistischen Arbeiten mit eben dem Gewinne, als in den Originalen. Man sucht doch eigentlich bei beiden mehr das Neue und die Resultate, als das Detail. Jene spricht der Verf. aus, und theilt von diesem gerade genug mit, um sie zu begründen.

Noch förderlicher erweist sich diese Methode bei der Anzeige von Werken, welche Industrie und Technik betreffen. Als solche erscheinen: Babbage, Fabrik- und Maschinenwesen (I.), und Pope's Geschichte der Erfindungen (II.). Eine perpetuirliche Fortsetzung des letzteren Unternehmens in dem Umfange, welche der von Littrow hier vorgelegte Ueberblick vorzeichnet, würde höchst verdienstlich sein und, mit derselben kritischen Wahrheitsliebe bearbeitet, einen integrirenden Theil der jetzigen Weltgeschichte liefern. Der Mensch hat seine Werke allgemach an die Stelle seiner selbst gesetzt; vielleicht daß diese Epoche erst in sich vollendet werden muß, bis die Weltgeschichte wieder, wie sie es in einer frühern Epoche ihres Umschwunges war, zur Menschengeschichte wird!

Wiſſenſchaftliche Zuſtände überhaupt, öffentliches Unterrichtsweſen u. ſ. f. ſind bei Anlaß folgender Werke beſprochen: Babbage, decline of sciences (I.), Israeli, curiosities of literature (II.), Cunningham, british literature (II.), Organiſation der Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg (II.), Krusenstern, instruction publique de la Russie (II.), Bericht über Rußland's Unterrichtsanſtalten (II.), Ruhnkenii epistolae (III.). Man ſieht, daß dieſe Werke vorzugsweiſe England und Rußland betreffen. In Einem Blicke, wie ich ſie hier zuſammengeſtellt habe, überſchaut, veranlaſſen ſie zu den intereſſanteſten Parallelen und Folgerungen. Dieſe chemiſche Ineinanderlöſung werdender und abſterbender Bildungszuſtände, die mechaniſche Beimiſchung unlösbarer Beſtandtheile, dieſes Gähren und Verdampfen im Großen, — welche Kryſtalliſationen wird es liefern? . . . Hier kommen denn auch Littrow's ſchon erwähnte Anſichten über Akademien zur Sprache. Möchte ſich doch auch neben der theoretiſchen Entſcheidung: welche Wiſſenſchaften durch ſie wahrhaft gefördert werden können und welche nicht, — einer Entſcheidung, die ſo ſchwer nicht ſein dürfte, — irgend ein wiſſenſchaftlicher und zugleich mit den betreffenden Verſuchen vertrauter Kopf die Aufgabe hiſtoriſch ſetzen; zu entwickeln: was haben Akademien der Wiſſenſchaft bisher nachweisbar genützt? worin waren ſie fördernd? worin gleichgiltig? worin etwa hinderlich? . . . Herder hat etwas Aehnliches verſucht; allein er ſpricht vorzugsweiſe von den Akademien unter Ludwig XIV.; und Herder beſaß wohl die Eine zu ſolchen Arbeiten erforderliche Eigenſchaft im

höchſten Grade: den weiten, zuſammenfaſſenden Blick, die bejahende, allem Fortſchritte warm huldigende Geſinnung, — minder die andere: ſtrenge, ausſcheidende Beſtimmtheit, zu entſcheiden: worauf es ankommt, zu verneinen, was nun einmal verneint werden muß. Eine ſolche Arbeit, wie ich ſie hier vorſchlage, würde einem rührigen Talente unſerer Zeit- und Landesgenoſſen bei der jetzt zu organiſirenden Wiener Akademie gewiß den Dank nicht fehlen laſſen.

Die Geſchichte betrifft nur ein einziges von Littrow beſprochenes Werk: Der hiſtoriſche Atlas von Le Sage (I.). — Deſto bedeutſamer ſind die nicht ſowohl beſprochenen als von ihm in einem kritiſchen Auszuge neu gegebenen Biographien. Sie bilden eine der anziehendſten Partien des Ganzen. Knebel (I.), Wolf (I.), Newton (I.), Jean Paul (I.) werden hier vorgeführt, die Darſtellung ihrer Biographen gleichſam im Schmelztiegel der Prüfung geläutert und ſo die wahren Geiſter der Männer heraufbeſchworen. Nur gegen Feßler (III.) iſt Littrow nicht ganz ſo gerecht, als er es ſonſt zu ſein ſtrebt. Er geht ſchon von vorne herein mit einer gewiſſen Ironie zu Werke. Sie mag durch die vorangegangene Kenntniß der Schriften Feßler's und durch die Anſicht, die der Biograph von ihnen faßte, veranlaßt, vielleicht ſelbſt begründet ſein, — gerechtfertigt iſt ſie dadurch nicht. Ein anderes iſt Kritik, ein anderes Biographie; die Werke des Menſchen mag der Menſch mit der Sonde ſeiner Erkenntniß immerhin, ohne Schonung und Rückſicht prüfen, — über ſein Leben laſſe er Jenen richten, deſſen Auge allein es in ſeinen Tiefen,

in ſeinem Ganzen überſieht! Selbſt aus der unbilligen Schilderung, die hier von Feßler's Leben gegeben wird, kann ſich jeder billige Leſer, der eines tiefern Blickes in das menſchliche Gemüth und in den Zuſammenhang der Dinge fähig iſt, ohne Zwang die wahre Geſchichte dieſes Lebens herausleſen; kann ſich die Zuſtände eines raſtlos gährenden, nach Größe und Gewißheit ringenden Geiſtes, bei einem weichen verletzbaren Naturelle, ausmalen, deſſen Streben erſt durch Mauern eines Kloſters, dann durch Schulzwang, dann durch Täuſchungen menſchlicher Veranſtaltungen, menſchlicher Forſchung, menſchlicher Pläne, endlich durch die ſchmerzlicheren der eigenen ſchmeichleriſchen Phantaſie von einem Ziele vor der Fahrt, durch die Sirenenſtimme der Sophiſtik und den unaufhörlichen Kampf mit den Dämonen in der eigenen Bruſt: den Leidenſchaften und der ſich verkennenden Selbſtſucht, — durch's ganze Leben hin erſchwert, verleidet, zuletzt in ſich ſelbſt erſtickt, und unter Schmerzen, die kein Zuſchauer wahrnimmt — langſam verkohlt wird! . . . Alſo: Achtung für jedes Streben eines Mannes, Mitleid für ſeinen Irrthum, — aber keinen Spott für ſeine Leiden! Ruhe Feßler's Aſche . . . und wäre dieſe kurze Biographie lieber aus der Sammlung weggeblieben! Es begreift ſich übrigens ſehr gut, wie dem geraden, einfachen, hellen und kräftigen Sinne Littrow's der ſchwankende, excentriſche, düſtre, endlich in Weichheit zerfließende Feßler's widerſtehen mußte. Wie würde Jener von Dieſem beurtheilt worden ſein? und ſo mögen wir denn uns Alle gegenſeitig um Duldung erſuchen.

Um ſo befriedigender ſind die übrigen Biographien;

und jeder Freund der Wiſſenſchaft wird mit dem lebhafteſten Intereſſe aus den gedrängten aber charakteriſtiſchen Skizzen die Bilder des wackern Knebel und des liebenswürdigen Jean Paul, und mit ihnen die Zuſtände eines unvergeßlichen deutſchen Dichter- und Lebenskreiſes, ſo wie die ſcharf ausgeprägte eigenthümliche Geſtalt Wolf's, neben der feſten, gediegenen des ehrwürdigen Newton ſich vergegenwärtigen.

Zuletzt aber kehrt das Auge immer wieder auf den Darſteller zurück, und ein Blick auf das Ganze, das er vor uns ausbreitete, beſtätigt die allgemeinen Anſichten und Hoffnungen, die der Eingang dieſer Zeilen ausſprach. Das Vaterland wird ſie rechtfertigen, und Oeſterreich, welches am längſten von den Staaten der europäiſchen Bildung in der Periode der Unſchuld verweilte, wird, wie der einzelne Menſch in einem ſolchen Falle, auch am längſten die Geſundheit und Kraft in ſich bewahren, welche dem Zerſetzungsprozeſſe widerſteht. Wenn die geſammte Literatur in Gefahr ſchweben wird, ihres Binde-Elementes beraubt, in zerſtreute Trümmer eines nicht mehr überſehbaren Stoffes, in vergebliche Bemühungen einer längſt geſchwächten, einer erſchöpften Kraft ſich aufzulöſen, wenn, von tauſend drängenden Intereſſen des Lebens abſorbirt, das Publikum den höhern, aber leiſen Anſprüchen der Wiſſenſchaft und Kunſt nicht mehr zugänglich ſein wird, — wird vielleicht der noch nicht ausgebeutete, noch nicht verdorrte Boden unſeres Vaterlandes die Keime einer friſchen und fröhlichen Wiedergeburt in ſich aufnehmen und zu kräftigen Schößlingen emportreiben. Helle, nüchterne Köpfe für die

Wiſſenſchaft, warme, fühlende Herzen für die Kunſt (nicht wie es ſo oft umgekehrt vorkommt: Hitze in der Wiſſenſchaft und Kälte in der Kunſt), — das ſind die Bedingungen, unter welchen jene Keime reifen können. So lange man noch Grillparzer's lebendige Geſchöpfe als ſolche erkennt und ihnen lebendig entgegenfühlt, — ſo lange man noch, wie der Verfaſſer des vorliegenden Nachlaſſes, mit gerechtem Unwillen, oder wie es dem Naturell des Oeſterreichers noch mehr zuſagt, mit harmloſem Scherze die Arroganz einer dünkelhaften Leerheit beantwortet, — ſind jene Hoffnungen nicht aufzugeben.

Betrachtungen

über einige Stellen aus Rahel und Bettina, mit Bezug auf den Aufſatz: Ueber die Wahrheit gegen die Welt und gegen ſich ſelbſt.

Du frottement des cerveaux sortent les étincelles de l'esprit.

Diderot.

Der Werth geiſtiger Aperçü's, eingegebener Gedankenblitze, ausgeſprochener Reſultate beſteht hauptſächlich darin, daß wir unſer eigenes Denken an ihnen entwickeln können. Wir haben ſolche étincelles d'esprit, und kämen ſie aus der Feder der entſchiedenſten literariſchen Autoritäten, nicht als Orakel, ſondern als Probleme zu betrachten. In dieſem Sinne können ſie kaum paradox genug ſein; denn ein Problem iſt um ſo prägnanter, je ſchärfer

es den tiefen Widerſpruch, den Dualismus, auf welchem alle Probleme beruhen, an's Licht ſtellt. Auch diejenige Eigenſchaft, vermöge welcher ſolche Ausſprüche gewöhnlich dunkel und nicht ganz verſtändlich genannt werden, wird uns, bei dieſer Anſicht der Sache, eher willkommen als tadelnswerth erſcheinen; denn je mehr im Dunkel gelaſſen iſt, deſto mehr gibt es an's Licht zu fördern; und, ſollte es uns ja unmöglich ſein, das Object zu entwickeln, ſo entwickeln wir, bei dieſer Gelegenheit wenigſtens uns ſelbſt. Uebrigens bleibt der Ausdruck „unverſtändlich" immer relativ; und was dem Einen, der auf gleichen Lebenswegen und Denkfaden ging, ſehr klar einleuchtet, mag oft dem Andern, wenn auch Geiſt- und Erfahrungsreichen, ſehr zweideutig und unklar erſcheinen. Rahel's und Bettina's Briefe, Bücher, welche, aus dem Innerſten zweier tiefen, eigenthümlichen Naturen hervorgegangen, auf befreundete Geiſter, nicht auf ein großes Publikum berechnet waren, bieten eine beſonders große Anzahl ſolcher Aeußerungen, wie die, von denen wir eben ſprechen. Da es nun keine fruchtbarere Unterhaltung gibt, als, bei eigenen Betrachtungen ſolche allgemein anerkannte Texte zu Grunde zu legen, und ſo zwiſchen dieſen Geiſtern, dem Leſer, und dem Commentator ein inneres Geſpräch einzuleiten, ſo wird man uns, wie wir hoffen, nicht ungern folgen, wenn wir es unternehmen, einige bedeutende Sätze aus jenen Briefen genauer zu betrachten, und, in unſerem Sinne, eine Deutung zu verſuchen. Wir wählen hierzu diejenigen, welche in einem ſehr wohlgemeinten und wohlgeſchriebenen Aufſatze in den „Blättern für Literatur, Kunſt und Kritik" (v. J. 1836.

Nr. 56 und 57) einer gewiſſen Dunkelheit und Unklarheit beſchuldigt werden. Noch finde ich früher zu erwähnen, daß ich mich mit der Hauptanſicht jenes Aufſatzes, um derentwillen er wahrſcheinlich geſchrieben iſt, vollkommen in Uebereinſtimmung fühle: — mit der Anſicht nämlich, daß dieſe Bücher für „junge, unerfahrene, beſonders weibliche, Herzen" auf keine Weiſe geeignet ſeien. Es ſollte aber auch billiger Weiſe Niemanden in den Sinn kommen, ſie zu ähnlichem Gebrauche zu verwenden, oder nach dieſem Umſtande zu beurtheilen. Was ſoll die unerfahrene Jugend mit den Erlebniſſen der außerordentlichſten Geiſter, zu deren Verſtändniſſe kaum der Gebildetſte reif genug iſt?

Nun zu unſerem Verſuche. Wir beginnen bei Rabel.

„Unglück iſt Schimpf des Schickſals; des wahren Unglücks ſchämt man ſich, und man kann es auch daran erkennen."

Dieſen Satz finde ich eben ſo bedeutend als deutlich, und im höchſten Sinne ſittlich. Wer je in ſich zum Bewußtſein der Humanität gereift iſt, fühlt im tiefſten Kern ſeines Weſens den Anſpruch auf Seligkeit, der mit unſerer Würde zugleich geboren wird. Das Glück erſcheint ihm als das heimatliche Element der Seele, das Unglück als Verbannung, und der traurige Ausſpruch: Zum Leiden iſt der Menſch geboren, — als der Weheruf der Verzweiflung oder Hypochondrie, nicht als Ergebniß billiger Weisheit. Das wahre Unglück iſt dasjenige, welches den Geiſt ſich ſelbſt entfremdet, wo er ſich in Banden irdiſcher Bedingniſſe bis

zur Scham erniedriegt ſieht. „Alle natürlichen Empfindungen — ſagt irgendwo Frau v. Staël — haben ihre Verſchämtheit;“ das Unglück aber als Schande empfinden zu müſſen, iſt das Vorrecht einer ſehr zarten, feinen und edlen Seele, die den Keim und das Verdienſt zur Seligkeit in ſich trägt. Das iſt das Sittliche in jenem Satze, der, wie Alles, was Rahel ſagt, vielleicht zu unbedingt ausſieht; da ſie gewohnt iſt, ſich immer ohne Schonung zu fragen und „ehrlich zu antworten,“ wobei ſie denn, mit einer Art von Härte gegen ſich ſelbſt meiſt die ſchärfſte und rückhaltloſeſte Art des Ausdrucks vorzieht. Wie nun überhaupt Rahel die Probleme des inneren Lebens mehr ſchroff hinſtellt, während Bettina ſie in himmliſche Accorde auflöſt, wie Rahel's Aeußerungen meiſt nur die feinen Verwirrungen aufgreifen, deren Fäden Bettina bis an den Urſprung in der Tiefe des Lebens oder ahnend bis in unendliche Höhen verfolgt, — ſo wird neben dem Satze Rahel's der folgende Bettina's eine zu weiterem Sinnen anregende Bedeutung gewinnen: „Unglück iſt vielleicht die geheime Organiſation des Glücks; ein flüſſiger Demant, der zum Kryſtall anſchießt, eine Krankheit der Sehnſucht, die zur Perle wird.“ — Man könnte ſagen: Rahel öffnet uns die Pforten des Hades, von wo nur eine kurze Strecke in's Elyſium iſt, auf welche Bettina deutet.

„Ich weinte und ſchrie laut (über ein Gedicht), ſonſt wäre mein Herz todtgeblieben.“

Hier bedarf es wohl keiner Erläuterung, und die eben berührte Vorliebe für ſchneidende Ausdrücke erklärt, was allenfalls an einer ſolchen Wendung mißfallen könnte. Daß Thränen und der laute Aufruf das von Gefühlen jeder Art gepreßte Herz befreien, das unter der furchtbaren Laſt zu brechen wähnende wieder in's Leben wecken, — wer hätte das nicht erlebt oder doch geleſen? Erinnern wir uns dabei an die Nervoſität, an erethiſtiſche Aſthenie (womit ihr krankhafter Zuſtand zu bezeichnen wäre) der Schreibenden, und an den tiefen Einklang, den ſie in ihrem Innern mit Goethe's Worten faſt ſtets empfand, — ſo wird dieſe Emphaſe über ein Goethe'ſches Gedicht von ihrem Seltſamen viel verlieren. Ein tiefes Wort aus dem Munde eines Dichters, der uns in geheimer Stille Freund, Vater, Lehrer, Geliebter geworden iſt, im entſcheidenden Momente mit einem Ruf des Geſchickes, mit einem Bedürfniſſe des Herzens zuſammentreffend, hinterläßt für's Leben eine Spur im Inneren, als ob eine Gottheit dort verweilt hätte.

„R. weiß nur, was er gelernt hat, und das iſt wenig; denn man kann nichts lernen, als was man ſchon weiß."

Wenn dieſe Behauptung paradox iſt, ſo iſt ſie wenigſtens nicht neu; denn Platon hat ſie vor zweitauſend Jahren gemacht. Er hat das Lernen äußerlicher Fertigkeiten, welches ein unorganiſches Zunehmen per aggregationem iſt, von dem Lernen des inneren Menſchen, welches ein organiſches Wachsthum von Innen heraus iſt, tief unterſchieden, und begriffen, daß der Menſch ewig nichts anzueignen ver-

mag, was nicht von Anbeginn ſein eigen war, daß alles geiſtige Wachsthum nur eine Entwickelung der jedem Menſchen eingepflanzten Idee iſt, ein ſich Bewußtwerden, eine Selbſtoffenbarung, eine Rückerinnerung. Das was N. gelernt hatte und wußte, war jenes Erſte, was freilich wenig iſt, und ſei es noch ſo viel (multa, non multum); das was man ſchon weiß, iſt man während der Dauer des ganzen Lebens zu lernen beſchäftigt. Wer auf die Geſchichte ſeiner Bildung zurückſchaut, wird deutlich gewahr werden, wie das ganze Leben nur Lernen, das ganze Lernen nur ein Achtgeben auf die Entfaltung der mit uns zur Welt geborenen Idee iſt. Das Practiſche eines ſolchen Ausſpruches empfinden wir Schriftſteller oft nur zu bitter, wenn wir bemerken müſſen, daß all unſer Aufwand an Worten und Gründen für unſre heiligſten Angelegenheiten ganz vergebens bei Solchen iſt, denen nicht ſchon früher dieſelben Angelegenheiten heilig geworden ſind, — bemerken müſſen, daß eigentlich Niemand von uns lernt, als wer ſchon gelernt hat, — Jeder nur lernt, was er ſchon weiß, ſo, daß man im Augenblicke des Unmuthes wohl alles Schreiben und alles Geſchriebene für unnütz halten möchte; denn wer es verſteht, braucht es nicht, und wer es brauchte, verſteht es nicht. In einem ſolchen Momente ſchrieb ich zu meinen Reſultaten:

Du wirſt, um Lehrer ſein zu dürfen,
Gar manches bitt're Tränkchen ſchlürfen;
Und darfſt du's ſein wie irgend Einer,
Den alle Welt preist, —
Was frommt es auch? Glaubt dir doch Keiner,
Der nicht ſchon ſelbſt weiß!

„Ich beneide keinen Menschen als um Dinge, die Niemand hat.“

Rahel empfand so schmerzlich, und man kann wohl sagen mit einer krankhaften Philantropie die Leiden und Verwirrungen, in welche das menschliche Geschlecht, wie es scheint, unauflösbar verflochten ist, daß ihr ein hingeworfenes Wort, worin sie die Verachtung dieses Elendes ausspricht, wohl zu verzeihen ist. Warum auch könnte ein reineres Wesen den thörichten Haufen beneiden, als um Dinge, die ihm fehlen, die aber nur Wenige schmerzlich vermissen, während die Mehrzahl im Wahne des Besitzes stolzirt? „Die Natur,“ sagt Rahel anderswo, „wendet den großen Blick weg von dem wimmelnden Haufen Elend:“ sie aber blickt mit einer Art von Neid auf den beglückenden Wahn der Menge. Als ein würdiger Offizier mit einem neuen Kadetchen, welches sich selbst beliebelte, vorüberging, sagte ein Freund zu mir: Ich beneide den Jungen mehr um das, was er nicht ist, als den Alten um das, was er ist.

„Alle Menschen waren dereinst Ein Mensch.“

Dieser Satz ist aus der Verbindung gerissen, gibt aber Anlaß genug, sich der Geschichte und des Zustandes der Gegenwart vergleichend zu erinnern. Betrachten wir die in tausend und tausend Individuen zertheilte und reflectirte Bildung unserer Tage, — bekennen wir uns dabei, daß durch eine solche Ausbreitung und Refraction doch nur das Eine, ursprünglich und endlich, ungetheilte Licht der Humanität sich in vielfältigen Strahlen über

die Menſchheit ergoſſen, — ſo möchte man für eine ſolche Wahrnehmung keinen beſſeren ſymboliſchen Ausdruck finden können, als jenes Wort: Alle Menſchen ſind einſt Ein Menſch geweſen, — und man möchte mit froher Zuverſicht hinzufügen: und werden dereinſt wieder Ein Menſch ſein. Denn das Leben der Menſchheit wie des Menſchen ſcheint ein Cyklus zu ſein, — ein Kreislauf, in welchem das Urſprüngliche vereinzelt, gebildet und geläutert, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, ſo wird man, was man war.

„Nur Thörichtes gelingt, weil nur thörichtes Streben einſeitig iſt, und ein beſſeres die Zuſtimmung verſchiedenartiger Dinge fordert."

Dieſer Ausſpruch iſt leider! nur zu verſtändlich, nur zu wahr. Wir ſehen ihn alle Tage auf's Traurigſte bekräftiget. Das einſeitige Beſtreben findet leicht Wege, ſich durchzuſetzen, indem es irgend eine vereinzelnte Kraft auf Koſten der andern in Bewegung ſetzt, während das Gute, das Große ſich verlaſſen ſieht, das nur durch jene mächtige, aber unſcheinbare und ſelten zuſammentreffende Harmonie von Kräften gedeihen kann, die meiſt nur die Vorſehung aus dem Schooße der Zeiten ruft. Um nur Ein Beiſpiel anzuführen, ſetze ich die Worte eines Kunſtfreundes her: „Das Schöne gehe wirkungslos vorbei? Man bedenke, was zu ſeiner Wirkung gefordert wird! Große Intention des Kunſtwerks, Begeiſterung des Darſtellers, Virtuoſität der Ausführung, inneres Verlangen

des Genießenden und momentane günſtigſte Stimmung, glückliche Conſtellation der Zeit- und Raumverhältniſſe, Mittheilung, freier Zuſammengenuß des Werkes mit Gleichen; — wie oft trifft nun das zuſammen?" — Und ſo iſt es in allen Wirkungskreiſen. Exempla sunt odiosa, und nicht einladend, länger bei dieſem Kapitel zu verweilen.

An den, im erwähnten Aufſatze noch folgenden Stellen iſt es wohl eher das Gewagte, als das Unklare des Ausdrucks, was Bedenken erregt hat. Sie ſind völlig unverkennbar, und jeder Commentar würde eine bloße Wiederholung vorſtellen. Wir dürfen uns alſo zu der eigentlichen Pythia, zu **Bettinen**, wenden.

„Die Wahrheit hat keinen Leib; aber das ſinnliche Leben iſt die Spur ihres Weges."

Bettina, frühzeitig in ſich ſelbſt eingekehrt, in die Myſterien des geiſtigen Daſeins eingeweiht, iſt zur Ueberzeugung gelangt, daß Wahrheit nur im Leben des Geiſtes iſt. Sie faßt die Idee Wahrheit als Subſtantiv rein und unvermiſcht auf: mag der Menſch in Wort und Thaten, die Natur in folgerechten Wirkungen wahr erſcheinen, — die Wahrheit ſelbſt hat keinen Leib; ſie theilt nur allem Lebendigen etwas von ihrem Geiſte mit, wie einen Hauch ihrer göttlichen Exiſtenz; ſie kann ſich nicht verkörpern, nicht vermiſchen mit den vereinzelnten, vergänglichen, dem Scheine unterworfenen Dingen, ohne aufzuhören, die Wahrheit ſelbſt zu ſein. Wahrheit iſt

nur in Gott, und Gott ist körperlos. „Von der Wahrheit zu reden," heißt es im Poemander des Hermes Trismegistos, „darf der Mensch, dieß mangelhafte, aus mangelhaften Theilen bestehende Thier, dessen Hülle aus Verschiedenartigem zusammengesetzt ist, nicht wagen. Bekommt aber unsere Denkkraft Einfluß von oben, so bildet sie die Wahrheit nach." Und das ist es, was die zweite Hälfte ihres Satzes sagen will. „Dieses sinnliche Leben, wie es aus der Hand der ewigen Weisheit und Güte fließt, was kann es dem ernsten Denker, der das Auge seiner Seele von dem Wandel der Phänomene abwendet, anders bedeuten, als ein Zeichen eben jener Weisheit und Güte? Eine Spur des Weges zur Wahrheit. Liegt doch in dieser Betrachtung die ganze Philosophie! Denn alle Weisheit des Menschen ist nichts, als ein Aufsuchen göttlicher Spuren. Wer in den irdischen Begebenheiten ewige Offenbarungen ahnet, hat den ersten Schritt auf jenem Wege gethan, hat den Schleier der Isis gelüftet. Es weiß und übt dieß jeder ruhige Forscher, jeder praktisch gute Mensch nach seiner Weise; und wenn wir in der Darstellung zu platonisiren schienen, so haben wir es mit einer Diotima zu thun gehabt.

„Denken ist Inspiration der Freiheit."

Fast möchte ich ihn hier herbeirufen, den Aristoteles von Amsterdam (denn, im Vorbeigehen gesagt, möchte mehr Verwandtschaft zwischen ihm und dem Spinoza von Stagira aufzufinden sein, als man wohl glaubt); hat

doch Keiner ſeiner vor-, mit- und nach-gebornen Brüder das Verhältniß des Denkens und der Freiheit ſchärfer und allſeitiger beſtimmt, als er! Jeder Menſch, der nur einmal dazu gelangt iſt, über das Denken zu denken, ſchreibt ſofort dieſer Sphäre ſeines Daſeins das zu, was er ſeine Freiheit nennt. Wir ſind frei, in ſo fern der Gedanke unſer leibliches Daſein durchdringt und beherrſcht. Aber dieſe Freiheit, iſt ſie ein Privilegium der Willkür? von welcher Art iſt der Geiſt, der ſchöpferiſch in ihr waltet? der ſie inſpirirt? iſt es nicht eben der Gedanke, der mit ihr Eins iſt? und iſt es nicht der Geiſt Gottes ſelbſt — um ſymboliſch zu reden — der in uns denkt, einem ewigen Geſetze gemäß, dem wir eben durch unſere Freiheit unterworfen ſind, — ſo daß das Denken in uns gar wohl Inſpiration der Freiheit zu nennen wäre; wodurch das Verhältniß unſerer Freiheit zum göttlichen Walten, im Geſetzlichen des Denkens, das uns doch nur von oben kommt, kühn und bedeutend ausgedrückt iſt?

„Geheimniß iſt Inſtinct der Phantaſie."

Bei den zwei letztangeführten Sätzen, wie bei ſo vielen, die man aus Büchern oder Geſprächen hervorhebt, iſt wohl Acht zu haben, daß man nicht jede Ausſage, deren Glieder die Kopula „iſt" verbindet, für eine Definition anſehe und als ſolche beurtheile. So handelt es ſich hier nicht darum, was Geheimniß ſei, ſondern welchem Vermögen des Menſchen die Beziehung darauf zugetheilt ſei. Man könnte in dieſem Sinne eben ſo gut

ſagen: Liebe iſt Inſtinct des Gefühls, Wahrheit des Verſtandes; denn wie dem Triebe des Gefühls der entgegenkommende, dem Forſchenden des Verſtandes die Wahrheit, ſo entſpricht dem Ahnenden der Phantaſie das Geheimniß. Da nun Liebe das eigentliche und tiefſte Geheimniß iſt, ſo mag Bettina wohl Recht haben, wenn ſie nur demjenigen den Boden für ihren Samen zugeſteht, der ihrer Ahnung fähig iſt. In ihr ſelbſt war das ahnende Vermögen, die Phantaſie, auf's Höchſte ausgebildet; es war ihr ganz eigentlich das Organ, wodurch ſie die überſinnliche Welt vernahm, welche das geoffenbarte Reich der Liebe iſt. Ihre muſikaliſchen Theoreme ſind auch auf dieſem Boden gewachſen, und werden auch nur von Solchen ganz verſtanden werden, die gleicher phantaſtiſcher Gaben, wie ſie, theilhaftig geworden ſind. Sie gibt ſich oft genug Mühe, uns die Art, wie ſie zu ihren Eingebungen gelangt, deutlich zu machen; bald nennt ſie's Ahnen, bald Träumen; aber was hilft alles Beſchreiben? es ſind eben Zuſtände; Zuſtände aber laſſen ſich weder definiren, noch durch irgend einen Apparat des Verſtandes oder Willens abſichtlich hervorbringen. Sie müſſen, wie das Glück und das Unglück, erwartet und dem, der ſie erlebt hat, geglaubt werden.

Und ſo glaube denn auch ich, bei dieſer Bemühung, das Vereinzelte ſeiner Verkettung, in der allein es lebendig und klar wird, wieder zu geben, nur Eines befürchten zu müſſen: den Umſtand nämlich, daß diejenigen, die zu dem Grundtexte keinen Schlüſſel in ſich fanden,

auch meine kurzen Erörterungen dunkel finden werden. Denn mit dem Erklären iſt es eine eigene Sache. Iſt etwas nüchtern gedacht, und bloß durch die ſeltſame Stellung oder Wendung der Worte unverſtändlich, ſo darf man nur dieſe Worte umſtellen, oder ihnen andere ein- und unterſchieben, — und das Verſtändniß iſt bezweckt. Wo aber irgend etwas eigenthümlich und neu aus der Tiefe des Geiſtes tritt, da iſt alles Erklären bloß ein Umſchreiben, eine Variation. Weſſen Ohr aber dem einfachen Satze des Thema's nicht zugänglich iſt, wie ſollte es ihm durch die Combinationen des Variirens deutlicher werden? Es iſt alſo in dieſen Dingen das Meiſte dem eigenen Entwicklungsgange zu überlaſſen. Doch kann dabei in Betracht kommen, daß bei der großen Mannigfaltigkeit unſerer Kultur faſt jedem Gebildeten eine typiſche Form zur Gewohnheit geworden iſt, in die er das Neue, das Fremde erſt bringen müßte, um es ſich anzueignen. Kann man nun das Originelle, was ſich ſeine Form mit zur Welt brachte, einer mehr curſirenden nähern, ohne von ſeinem Gehalte etwas zu opfern, ſo darf man wohl hoffen, etwas, wenn nicht zur Vermehrung, doch mindeſtens zum erweiterten Mitgenuſſe des Weltbildungs-Kapitales beigetragen zu haben. Einzig dieſer wohlgemeinten Abſicht wünſchen die eben mitgetheilten Zeilen zu genügen; einzig um ihretwillen ſind ſie geſchrieben.

1. **Briefe über Goethe's Fauſt**, von M. Enk. Wien, bei Fr. Beck. 1834. 80 S. 8.

2. **Goethe's Fauſt.** Andeutungen über Sinn und Zuſammenhang des erſten und zweiten Theiles dieſer Tragödie, von Dr. J. Deycks. Koblenz bei K. Bädeker. 1834. 148 Seiten. 8.

„Jetzt, da Jeglicher lieſt, und viele Leſer das Buch nur
„Ungeduldig durchblättern, und, ſelbſt die Feder ergreifend,
„Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltener Fertigkeit pfropfen,
„Soll auch ich . . . . . .
„Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
„Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
„So in's Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze."

Goethe, I.

Indem ich es unternehme, über zwei, eben ſo bedeutende als von einander abweichende Schriften, von meinem Standpunkte aus mich auszuſprechen, bekenne ich, mich in einer ſonderbaren Lage zu empfinden. Der Verfaſſer von Nr. 1, ein denkender, gemüthlicher, wohlgeübter Schriftſteller, der auf jedem Blatte des rein und reif concipirten, gewandt und folgerichtig durchgeführten Ganzen beweiſt, wie ſehr es ihm Ernſt, und um das Letzte, Höchſte zu thun ſei, wie tiefe, ſtrenge Blicke er in Stunden der Ruhe wie der Prüfung in ſein eigenes Innere gethan habe, — der uns durch alles das unwiderſtehlich für ſich gewinnt, und deſſen Schrift von beiden in Bezug auf Form und Behandlung unläugbar den Vorzug verdient, — dieſer Schriftſteller befindet ſich in Rück-

ſicht auf das Werk, das er beſpricht, auf einem Standpunkte, der dem, welchen ich einzunehmen mich genöthigt ſehe, gerade entgegengeſetzt iſt. Der Verfaſſer von Nr. 2, weniger auf die Verkettung des Ganzen eingehend, als, dem beſcheidenen Titel „Andeutungen" gemäß, von Scene zu Scene wie auf dem Spaziergange vorüberwandelnd, wobei er denn Manches liegen läßt, Manches wieder mit einer Aufmerkſamkeit und mit einer Armatur, die aus allen Winkeln der Rüſtkammer menſchlichen Wiſſens herbeigeholt iſt, zu durchdringen ſtrebt, — durchgehends mehr auf's Einzelne gerichtet, — dieſer Commentator ſtimmt mit dem, was ich über das zu Grunde gelegte Werk bekenne, dergeſtalt überein, daß ich Manches faſt wörtlich ſo wiederfinde, wie ich es in einem kleinen Aufſatze (Schreiben an einen Freund über den zweiten Theil von Goethe's Fauſt. Wiener Zeitſchrift für Kunſt u. ſ. w. December 1834) auszudrücken bemüht war, der dem Verfaſſer gewiß ſo wenig, wie mir ſein Büchlein vor dieſem Augenblicke zu Geſichte gekommen iſt. Eine ſolche Uebereinſtimmung bleibt angenehm, auch da, wo eine auf Klarheit beruhende Ueberzeugung ſie zu erwarten berechtigte. Doch werden ſich im Verlaufe einige Differenzen finden, die wohl, ſobald zwei Menſchen ſich über Gegenſtände der inneren Welt ausdrücken, niemals fehlen werden. Und vielleicht iſt das der eigentliche Zweck und die fruchtbarſte Eigenſchaft jener Art Werke, zu welcher ich den zweiten Theil des Fauſt zähle, daß ſie ſolche Stimmen des Innern wecken und ertönen machen; wenn ſie nun auch da und dort diſſoniren: ſie werden ins Ganze auf-

genommen, und die Harmonie wird irgend einmal zum Vorſchein kommen. Anders freilich iſt's bei reinen Werken der Kunſt, auch dichteriſchen, die jeden Gebildeten entzücken, bei denen der Mangel an Wohlgefallen daran nicht aus verſchiedener Meinung oder Maxime, ſondern aus Mangel an Bildung herrührt. Daß nämlich der zweite Theil Fauſt's nicht in dieß Gebiet gehöre, das iſt es eben, wovon wir, ehe wir ein Wort über ihn verlieren, ausgehen müſſen; und was gewiß praktiſch ſchon dadurch völlig beſtätigt wird, daß zwei ſo ausgezeichnete Denker, wie die Verf. beider vorliegenden Schriften ſo ganz verſchieden, ja entgegengeſetzt darüber urtheilen. Bei einem reinen poetiſchen Kunſtwerke, wie z. B. dem Agamemnon des Aeſchylos, Goethe's Iphigenia, wird dieſer Fall nie eintreten. Denn das Wiſſen entzweit, die Kunſt aber verſöhnt. Von dieſer Baſis alſo muß auch ich, wenn ich meine jetzige Aufgabe löſen will, wieder beginnen, und darf dabei dasjenige, was ich in oben erwähntem Aufſatze nur aphoriſtiſch hingeworfen, wohl dem Urtheile des Aufmerkſamen näher bringen, wobei ich das meine an den beiden Werken vergleichend prüfen, und ſo die Formel für uns alle Drei ausſprechen kann. Denn von Lob und Tadel iſt hier die Rede nicht, ſondern von Meinungen; — und jede dieſer Schriften für ſich genetiſch zu entwickeln und zu verfolgen, würde den Raum eines eigenen Buches erfordern, und am Ende überflüſſig ſein, denn die Schriften liegen Jedem vor.

Zuvörderſt alſo bleiben wir gleich bei jener Eintheilung ſtehen, unter welcher ich oben die Werke der Dichtkunſt zu begreifen geſucht habe: denn hier wird entſchieden, ob und wie der zweite Theil des Fauſt überhaupt zu beſprechen ſei? „Die eigentlichen Werke der „Kunſt," ſo beiläufig drückte ich mein Bekenntniß in erwähntem Aufſatze aus, „ſind ſymboliſch; ihre Gebilde „lebendig, individuell, organiſch, keine Abſtraktionen, ſondern allenfalls Typen; bloß ſich ſelbſt, aber durch ſich „Alles bedeutend; in dem Sinne, in welchem die Natur „Symbol des Schöpfers iſt. Ueber dieſe Werke iſt kaum „zu reden. Sie ſprechen ſich ſelbſt aus. Eine andere „Art bilden die allegoriſchen Werke der Dichter. Hier „iſt alles Abſicht oder dient ihr. Die Geſtalt muß der „Bedeutung weichen. Wir ſind auf dem Gebiete der Anſichten. Der Kampf der Meinungen erhebt ſich. Hier„her gehört der zweite Theil des Fauſt." Hier finde ich mich nun ſogleich bei dem Verfaſſer von Nr. 2 zu Hauſe. Denn ich leſe S. 66: „Von der Bedeutſamkeit einzelner „Geſtalten bis zur wirklichen Allegorie ..... iſt nur „ein Schritt. Das Vorwalten der Allegorie entdecken „wir beſonders in Goethe's ſpäteren Werken ..... „Das Schöne des klaſſiſchen Alterthums iſt auch Sinn„bild der Natur; aber ohne Reflexion. Daher iſt die „Romantik in höherem Grade allegoriſch, die Antike ſym„boliſch." Wir treffen hier ſelbſt im Ausdrucke zuſammen. Nur ſcheint der Verfaſſer ſeiner eigenen Anſicht nicht ganz treu zu bleiben, wenn er am Schluſſe die bildlichen Darſtellungen der, nach ihren verſchiedenen Cha-

rakteren und Lebensläufen auf verſchiedene Weiſe Büßenden und Geläuterten, allzu hiſtoriſch und perſönlich auffaßt. Denn, wenn auch der Dichter eine geſchichtliche Grundlage anzudeuten für gut fand, ſo mag es dabei ſein Bewenden haben; um hiſtoriſche Nachweiſung iſt es hier gewiß nicht zu thun. Und wenn wir das recht bedenken, ſo fällt zugleich der Vorwurf weg, den der Verfaſſer in Bezug auf das Dogma dem Dichter zu machen nicht ungeneigt ſcheint. Was nun dieſen allgemeinen Geſichtspunkt betrifft, ſo finden wir hierin auch den Verfaſſer von Nr. 1 mit uns im Einverſtändniß; denn ſeine ganze Schrift geht vom ethiſchen Standpunkte aus. Er begreift alſo den Urtext auch als allegoriſch. Das Wie ſcheint alſo abgethan; es erübriget das Was. Und hier ſcheiden ſich unſere Wege. Die Entſcheidung aber wird uns nicht gleichgültig dünken, — wenn wir uns erinnern, daß wir in dem wunderſamen Büchlein, wie es Hr. D. anerkennt: „das Werk des Goethe'ſchen Lebens vor uns „haben, das gleichſam ſein Vermächtniß bildet (S. 30)." Hier frägt es ſich nun: Ruft uns der Verklärte von drüben zu, wie ich es ausſprach und empfinde, wie es Hr. D. mit mir gefühlt, wenn gleich nicht als Hauptwort hingeſtellt: Liebt, ſtrebt und wirkt, ohne zu ermüden, nach euren Gaben: und euch wird Gnade werden! — oder iſt es an dem, wie der Verfaſſer von Nr. 1 ausſpricht: daß nichts im zweiten Theile des Fauſt's „als „Grundidee nachweisbar wäre? nichts, als die reine Will„kür, die das Geſchaffene in ein Nichts auflöſt? (Seite „66.) — —" Wenn es ſo wäre, es wäre, bei den Göt-

tern! gar zu schlimm. Um uns hierüber zu trösten, scheint es denn doch unerläßlich, so wenig wir auszuschweifen gedenken, ein Bischen näher auf die Betrachtungsweise Herrn Ent's einzugehen.

In dem ersten seiner sechs Briefe entwickelt der Verfasser wahrhaft philosophisch und in einer anmuthigen Folge der würdigsten Betrachtungen die schmerzlichen Zustände, die den strebenden Menschen auf der Dornenbahn des Lebens erwarten; die Täuschungen der Fantasie, des Herzens, des Kopfes, wie der Begierde; und die Entzweiung im Innern des Ringenden, die endlich eintritt; und die er als den Quell anzeigt, von dem die ganze Geschichte Faust's ausströmt; worin wir ihm völlig beistimmen.

Aber schon im zweiten Briefe sehen wir mit Mißbehagen den geistreichen Verfasser diese vortrefflichen Erörterungen wie vergessen, und den Charakter Faust's, der alle jene Richtungen in sich faßt, der, wie Hr. D. ganz richtig sagt „den forschenden, sinnenden, träumenden, dichtenden Deutschen vom besten Schlage, mit Einem Worte „— Goethe'n selbst in seiner frühern, auch wohl spätern „Epoche darstellt (S. 13)," ganz willkürlich nur von wenigen und den schlimmsten Seiten auffassen, als „hochmüthig und genußgierig (S. 27)," und ihm „jedes Ziel eines kräftigen Strebens (S. 28)," ja bald darauf (S. 29), im dritten Briefe, jedes Streben überhaupt absprechen. Und hiermit wäre im Voraus dem zweiten

Theile der Dichtung jeder Gehalt benommen: denn auf dem Streben allein beruhet dieſer. In raſtloſer Thätigkeit ſehen wir Fauſt vom Anbeginn bis zu ſeinem Gerichte unter Schmerz und Luſt beharren. Freilich können wir ihm nicht überall Beifall ſpenden, denn

„es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt;"

aber unſere Theilnahme, denn auch wir ſind Irrende und Strebende, können wir ihm nicht verſagen. Wir fühlens im Tiefſten:

„Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
„Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt;"

und das ſtille aber dringende Bedürfniß unſerer Herzen läßt uns von der ewigen Gnade Barmherzigkeit für den Durchgeprüften hoffen; die uns denn auch am Schluſſe durch die Worte der Engel verheißen wird:

„Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
„Den können wir erlöſen."

Wir hören dieſen Chor mit der innigſten Befriedigung, glauben in ihm das Löſungswort des Ganzen zu haben, und ſind weit entfernt, den Dichter oder ſein Geſchöpf ſtrenger zu richten, als es das Maß der begränzten Menſchheit geſtattet. Wir denken vielmehr an uns ſelbſt, und danken dem Dichter, der uns ſo freundlich zu beruhigen weiß. Jeder Wiſſende mag hiernach beurtheilen, ob der Verewigte (wie Fr. Wähner wähnt, und Hr. E.

S. 30 zu bestätigen scheint) „der nöthigen Bekanntschaft mit den Labyrinthen metaphysischer, sittlicher und religiöser Nachforschungen ermangelt habe;" der große Mann hat wohl in Tiefen geschaut, vor deren bloßer Ahnung Hunderte erstarren würden; er hat in der heiligen Einsamkeit seines Busens Dinge abgethan, die man, wie die Eumeniden bei den Alten, nicht beim Namen rufen darf; und wir dürfen ja am Ende auch nur sagen:

„— er ist ein Mensch gewesen,
„Und das heißt ein Kämpfer sein."

Hier mögen wir wohl auch einschalten, daß wir Stellen, wie die S. 72, wo es heißt: „daß von allen Heroen „der deutschen Literatur kein Andrer dem Geist seiner „Zeit ..... so wenig verwandt sei, als Goethe, dem „die höchsten Interessen derselben ..... bis auf einen „gewissen Grad immer fremd geblieben sind;" nicht wieder zu hören wünschten. Darüber sollten wir nun wohl hinaus sein, und ein geist- und gemüthvoller Kritiker sich nicht einer Brille bedienen, welche die Augen unberufener Sprecher bisher getrübt hat. Hiervon genug. Und wir begleiten Herrn E. zu seinem *vierten* Briefe, worin er, dem Vorangeschickten freilich entsprechend, darzuthun sucht, daß der erste Faust ewig Fragment hätte bleiben müssen, „weil das Leben selbst nur ein Bruchstück sei (S. 52)." Gut und wahr! allein wir müssen gedenken, daß das Leben des Einzelnen eben nur dadurch aufhöre, Fragment zu bleiben, daß es von einer ewigen Macht und Weisheit, deren Wege wir nicht durchdringen, in eine höhere

Sphäre aufgenommen wird; was darzuſtellen gerade die Aufgabe des Abſchluſſes des zweiten Theiles, und ſomit des Ganzen, geweſen iſt. Freilich wird dieſer Abſchluß unbegreiflich, wenn man, wie Herr E. (S. 55) im fünften Briefe, die vier erſten Akte des zweiten Theils ganz überſpringt, die das weitere Irren, Streben und Genießen Fauſt's darſtellen; und ſo den Anfang ohne Vermittlung willkürlich an's Ende knüpft.

Hier zeigen ſich nun die falſchen Früchte jenes oben gelegten Samens des Irrthums. Wie? Mephiſtopheles (S. 64) hätte ſeine Aufgabe gelöſt? dieſen „Geiſt von ſeinem Urquell abgezogen?“ wann und wo hätte ſich Fauſt „auf das Faulbett gelegt?“ wann iſt er im Genuſſe eingeſchläfert worden? Das Vorgefühl der Früchte eines wohlthätigen Wirkens, das Höchſte, was der Menſch auf dieſem Planeten edel zu genießen berufen und befähigt iſt, betrügt den hölliſchen Geiſt, der das nicht faßt, mit dem Scheine der Erſchlaffung; und der Mann, der in dieſem Wirken und Bauen ſein irdiſches Ende erreicht, ſollte der vor dem Ewigen nicht Gnade finden? —

Ich glaube genug geſagt zu haben, und darf auf das Formelle im Gedichte übergehen, wo ich mitunter mehr Anlaß finden kann, mit Hrn. E. übereinzudenken, als bisher. Gewiß iſt's, daß der Verf. von Nr. 2 den poetiſchen Werth des zweiten Theils von Fauſt, als Ganzes, etwas zu hoch anſchlägt; obwohl er zugleich ſehr richtig die Gründe angibt, warum dieſer Werth nicht ſo groß ſein könne. Wie kann man erwarten, daß ein Gebilde völlige Einheit der Form, der Stimmung, jene Har-

monie der Theile und ſanft geſchwungenen Uebergänge an ſich tragen ſoll, die echten Kunſtgebilden zukommen, — welches im Jahre 1770 concipirt, im Jahre 1831 vollendet ward, und das bei einem Dichter, wie dieſer, deſſen Inneres, wie vielleicht das keines Andern, in einem perpetuirlichen Fortbildungs-Umſchwunge begriffen war? Daher die Forderung ſo Mancher, die den Fauſt ſo fortgeführt wollten, wie er anfing; weil ſie ſeitdem auf derſelben Stufe des Lebens verharrten, während der Dichter ganz andere Regionen, die Jene nicht ahnen, durchklomm; daher aber auch die auffallende Verſchiedenheit in der Ausarbeitung der einzelnen Partien, von denen manche, wie z. B. die Helena, die höchſte Stufe, auf welcher der Dichter je ſtand, bezeichnen, was durch Hrn. D. (S. 75) aus einem Briefe Goethe's an Schiller, vom Jahre 1800, wo dieſer Arbeit erwähnt wird, begreiflich erſcheint; andere wieder, z. B. die Scenen des vierten Aktes, wenigſtens theilweiſe, die Spuren eines vorgerückten Alters unläugbar an ſich tragen. Doch aber möchten wir nicht mit dem Verfaſſer von Nr. 1 ſagen, „daß wir, auch mit der aufrichtigſten Verehrung für den Dichter, die klaſſiſche Walpurgisnacht nicht zu Ende bringen können, ohne zu ſagen:

„Mir widerſteht das tolle Zauberweſen!“

(S. 68) oder, daß es Mühe koſte, das Ganze dreimal zu leſen (S. 69); wenn es ſo wäre, — woher „die aufrichtigſte Verehrung für den Dichter?“ — Auch können wir keinem der beiden Erklärer beiſtimmen, wenn ſie (Nr.

1 S. 62; Nr. 2 S. 111) wünschen, die Scene zwischen Mephistopheles und den Engeln möchte ganz oder theilweise unterdrückt worden sein. Warum soll der alte nichtswürdige Schelm plötzlich aus seiner Rolle fallen? Und das Gemeine ist, wie ihn Goethe gebraucht hat, seine Rolle; er ist das Negative in Allem, wie Mrs. Jameson (Frauenbilder ꝛc. u. s. w.) so gründlich bemerkt; anders mögen sich Lessing's, Klinger's, Müller's u. a. Dämonen benehmen; dieser aber ist nun einmal „der Schalk" und der schmutzige „Herr der Ratten, Mäuse, Fliegen, Wanzen, Läuse!"

Daß uns aber durch den zweiten Theil des Faust jener Zauberhauch von ahnungsvollem Jugendleben nicht anweht und umwittert, der den ersten durchzieht; nicht wie in diesem die Gestalten des dahintaumelnden Lebens, wie im Fluge magisch festgebannt, und ihre Seelen wahrhaft verkörpert erscheinen, — der Moment, die Epoche, die Stimmung, nicht mit jener, zum zweitenmale nicht mehr erreichbaren Unmittelbarkeit, die den Kern unseres Lebens trifft, ausgesprochen, das sei dem Verfasser von Nr. 1 willig zugegeben. Und wir dürfen mit diesem Zugeständniß einstweilen von dem trefflichen Verfasser der Melpomene Abschied nehmen, um von Nr. 2 noch einiges Nähere beizubringen.

So wie Hr. E. überall als Selbstdenker und Erfahrener erscheint, dem es vorzüglich um Beruhigung und Abschließung in sich selbst zu thun ist, so gibt sich Hr. D. alsbald als Verehrer Goethe's zu erkennen, der es

nicht scheut, eine unerquickliche Menge halbvergessener Folianten zu durchwühlen, und die Waffen einer allerdings respectabeln Gelehrsamkeit anzuwenden, um die eigentliche Festung des verehrten Mannes zu erobern. Und wenn er in dieser Taktik auch unläugbar glücklich ist, indem er, wie es uns scheint, überall die Pforten des Gedichtes aufgeschlossen, so möchten wir doch hinzufügen, daß es solcher Rüstungen kaum bedurft hätte; da ein offener Sinn, ein empfängliches Gemüth, ein Geist, der durch Erfahrung selbst zu Resultaten gelangt ist, und eine genetische Kenntniß Goethe's völlig ausreicht, um in diesem testamentarischen Werke des Unsterblichen nichts Wesentliches unergründlich oder räthselhaft zu finden. Wie denn auch unsern Verfasser dieses Suchen und diese Exegese hin und wieder zu weit geführt hat; wie S. 20 die Stelle: „Blut ist ein ganz besondrer Saft" — unnöthiger Weise auf theologische Betrachtungen bezogen wird, was, wie ich oben schon anführte, am Schlusse wieder der Fall ist. Auch wird den naturwissenschaftlichen Ansichten, die allerdings, aber nur im Vorübergehen, mit „hinein geheimnisset" sind, auf Kosten der eigentlichen ethisch-practischen Tendenz, zu viel Wichtigkeit eingeräumt. Die Schrift unseres Ent ist Herrn D. wohlbekannt; auch weiß er sie an manchem Orte zu würdigen; gibt aber in der Vorrede (S. VI) nicht undeutlich zu erkennen, daß die seine, wenn gleich früher entstanden, als ein Gegengewicht in der Schale des öffentlichen Urtheils zu gelten wünscht. Der Gegensatz zwischen dem ersten und zweiten Theile Faust's wird nicht genug herausgehoben; wiewohl

Stellen, die der Verfaſſer aus Briefen Goethe's u. a. anführt, ihn nahe genug legten. Der erſte Theil, in Jugendglut empfangen, aus „überfreier Geſinnung" (Dicht. u. W. III.) hervorgeſtrömt, ſucht das Gränzenloſe. Der zweite Theil, das Ergebniß eines Lebens voll Prüfungen, bringt das Geſetz, mit ihm die Beſchränkung, und hat in dieſem Sinne die dem erſten entgegengeſetzte Richtung. Reiner Thatendrang (T. 20) wird endlich, von tauſend Felſenwänden zurückgeſtoßen, in die Bahn des allgemeinen Beſten einlenken, und eine Beſtimmung ſelbſtbewußt, mit höhern Kräften vereinigt, erfüllen, der er, in einem weitern Sinne, auch während des Irrſtrebens ſeinen Pflichttheil unbewußt zollte. Denn wir erfüllen die Zwecke der Vorſehung, wollend oder nicht wollend. „Weil die That „überall entſcheidend iſt, ſo kann aus einem thätigen Irr„thume etwas Treffliches entſtehen; weil die Wirkung je„des Gethanen in's Unendliche reicht." (G. 49, S. 15.) — Daß uns Hr. D. überall aufmerkſam macht, die Maximen Mephiſto's als ſolche, und nicht als die des Dichters, aufzunehmen, erſcheint dankenswerth. Hieraus wird mancher Irrthum verhütet, manche Anſchuldigung zurückgewieſen. Unterrichtete wiſſen die einzelnen Stellen wohl zu unterſcheiden, wo ſich der Weiſe allerdings hinter den Schalk verſteckt. Es ſind die, wo er zu negiren hat, — wo das Leben mit ſeinem großen Schatten das Licht von oben verdüſtert; aber der Schatten, der wohl über jeden von uns hinzieht, ſchwindet wieder, und läßt nur wenige Spuren, wie die Rhythmen des Unmuths im Divan, zurück. Nur im Fauſt erkennt Hr. D. mit Recht überall

das Spiegelbild jenes großen Lebens. „Keine Richtung „desſelben blieb hier ohne Denkmal. Der Zwieſpalt iſt „einmal vorhanden. Ihn lindern durch fortgeſetzte Thä„tigkeit, wird fortan Beſtreben ..... Er iſt glücklich „und bliebe es, ſtünde nicht Mephiſto ihm ewig drohend „zur Seite." (S. 22.)

Dieſe Stelle iſt in allem, was wir über Fauſt bisher zu leſen hatten, die einzige, die auf ein Verſtändniß deſſen hindeutet, was eigentlich die Achſe des Ganzen ausmacht: wie ſich nämlich Mephiſtopheles zu Fauſt, und beide zu Goethe verhalten. Jene dunkle Macht iſt ein Stück von Fauſt's Innerem, und Goethe hatte ſich's klar gemacht, wie Fauſt und Mephiſto nur die Theile ſeines eigenen Innern ſeien. Denn im Menſchen lebt die nach dem Höhern ſtrebende, die bejahende, ſo wie die herabziehende, die verneinende Gewalt.

„ . . . Daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes wird,
„Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
„Die mich den Göttern nah und näher bringt,
„Mir den Gefährten . . . . . .
„ . . . . . der kalt und frech
„Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts
„Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Dieſes Princip iſt in der Bruſt des Menſchen, wie im Weltall, das Vergängliche, das Irdiſche,

„ . . . . . es ſetzt der ewig regen,
„Der heilſam ſchaffenden Gewalt
„Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
„Die ſich vergebens tückiſch ballt."

Vergebens! denn wie die irdiſche Hülle ihr Raub ward, ruft eine höhere Macht den Geiſt zu andern Wirkungsſphären. Das iſt Fauſt's Ende; das iſt der gelöſte Pact.

Goethe's eigene Aeußerungen über das Werk, mit denen uns Hr. D. bekannt macht, ſind immer inſtructiv, oft merkwürdig. Die Hoffnung, man würde keine Ungleichartigkeit in der Behandlung wahrnehmen (S. 30 u. 128), war wohl unerfüllbar. Aber wir finden den zweiten Theil treffend bezeichnet, wenn Goethe ſchreibt: „Der „Verſtand hat mehr Recht daran ..... Er wird Je„nen erfreuen, der ſich auf Miene, Wink und Hindeutung „verſteht. Dieſer wird ſogar mehr finden, als ich geben „könnte." (S. 31.) — So finden wir unſer Gefühl beſtätigt, wenn wir (S. 32) erfahren, daß der Abſchluß Fauſt's, früher als das Uebrige, ſchon im Jahre 1829, ſo gut wie vollendet war. Denn er übertrifft das Uebrige, Helena ausgenommen, an Friſche und Wärme. Wir empfinden mit Hrn. D. den Zuſammenklang des Anfangs mit dem Schluſſe.

In der verſuchten Erklärung des reichen Details hat den Commentator ſein Studium faſt ſtets das Rechte finden laſſen. So die Bezüge auf Farbenlehre (S. 33), philologiſche (S. 53 u. w.) und geologiſche (S. 84. u. w.) Polemik, abergläubiſche Geiſterſeher-Theorien (S. 110) u. dgl. m. Die Mütter hat der Verfaſſer (wie wir im oben angeführten Briefe) als die gebärenden Ideen in der innern Welt anerkannt, und dieß Erkenntniß mit verſchwenderiſcher Gelehrſamkeit zu begründen geſucht (S. 38).

Der Dreifuß aber darf nicht (S. 41) alchemiſtiſch gedeutet werden; da hier nicht von Natur, ſondern von Kunſt und Schönheit die Rede iſt. Wir mögen uns erinnern, daß der Tripus das Emblem der Begeiſterung bei den Alten darſtellte; und aus ihrer Hand möchten wir wohl eher als aus der einer mittelalterlichen Retorten-Philoſophie den Schlüſſel zur lebensvollen Welt der Griechen erwarten. Homunculus wird, wieder mit merkwürdigem Aufwand von Citaten (S. 79), erklärt; über Euphorion (S. 72) ſtimmt Hr. D. mit der allgemeinen Anſicht überein; bringt aber eine, mir bisher unbekannte Stelle (Ptolem. Heph. L. IV. p. 317) bei; ſo wie er uns über den Negromanten von Norcia (S. 89) aus Görres, Raumer und Andern belehrt. Die Anſpielung auf Kryſtallographie (S. 99) laſſen wir dahin geſtellt ſein. Goethe iſt ein Dichter, den aus allen ſeinen Beſtrebungen gleichſam zuſammenzuklauben und ſchätzen zu lernen, Keinen reuen und Jeden fördern wird; er denke gleich oder anders. Prüfet Alles, und das Gute behaltet! wird hier wie überall leitender Wahlſpruch bleiben. Ueber das Schlußurtel und den Pact denkt der Verfaſſer (S 109) wie wir, nach unſern wiederholten Bekenntniſſen. Und wir haben nichts hinzuzufügen. So wird auch (S. 124) das „Ewig-Weibliche," das ſo manchen Anſtoß gefunden, bei ſo manchem Verſtändigen Kopfſchütteln erregt hat, ganz nach unſerer Ueberzeugung, als naturgemäßer Ausdruck völliger Hingebung gelobt, wobei ſich wohl das Ideal der Madonna in der italieniſchen Kunſt unwillkürlich dem Blick der Erinnerung vorbildet.

So haben wir denn auch über dieſen wohlgemeinten und mit Geſchick durchgeführten Verſuch uns weitläufig genug ausgeſprochen; und würden uns als völlig zufriedengeſtellt mit Vergnügen erklären, wenn der Verfaſſer, weniger bemüht ums Einzelne, ſich entſchiedener dem groſſen Sinne des Ganzen zugewendet, und ſo wie er in ihm aufgegangen, auch die, zu denen er ſpricht, unabläſſig und mit ernſtem Nachdruck dahin gewieſen hätte. Denn wie die Fortführung des Wilhelm Meiſter, ſo iſt auch die des Fauſt, deren Verwandtſchaft mit jener wohl Jeder, der ſich mit Goethe's Werken liebevoll beſchäftigt, empfinden wird, einzig bemüht, uns Ehrfurcht vor dem Höchſten und liebevolle Thätigkeit in unſern Kreiſen auf's Dringendſte an's Herz zu legen; die Moral, welche alle die andern in ſich ſchließt, welche von allen Werken der Natur wie des Geiſtes, wiſſentlich oder unwiſſentlich gepredigt wird, und die wir, als das Vermächtniß unſeres gröſten Dichters, mit doppelter Pietät in unſre Gemüther einſchreiben wollen! —

Nicht dem Verfaſſer der beſprochenen Schrift alſo, der ſie, wie wir, in ſich aufgenommen, ſondern Denen, die ſie bisher noch unberührt unter dem ſiebenfachen Siegel gelaſſen, rufe ich, wie ich es ſchon früher that, neu wieder zu:

„Euch zur Erde mühſam bückend,
„An des Kleides Saum beſchäftigt,
„Uebertändelt ihr die Stunden.
„Gb' ihr noch das Aug' gekräftigt,
„Aufwärts zu dem Antlitz blickend, —
„Iſt das Götterbild entſchwunden."

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Erster Band mit Knebel's Bildniß. LXIII und 263 Seiten. Zweiter Band 512 Seiten. Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1835. gr. 8.

Knebel entwickelte an Goethe's Seite ein erfreuliches Naturell, lernte seine Fähigkeiten, nach gehöriger Schätzung, cultiviren, und lieferte so jene gesunden Producte, die ihm von seinen Freunden wohl etwas zu hoch angerechnet werden, die aber immer einen schätzbaren Beitrag zu unserer Literatur liefern. Bei ihnen jedoch blieb er auch stehen, und suchte nicht, wie wir es so oft in neuesten Tagen sehen, durch ein phosphorisches Mißlingen mitleidigen Nachruf für herzlichen Beifall einzutauschen. Alles bisher Gesagte sucht der vorliegenden Sammlung die rechte Stelle unter der großen Masse neuerer Erscheinungen anzuweisen. Sie stellt nämlich ein Stück deutscher Literaturgeschichte dar, und zwar vorzüglich aus jener Epoche und jenem Kreise, welche wir uns nicht ohne besondern und innigen Bezug auf Goethe denken können.

Die einleitende Biographie Knebels von Th. Mundt ist breiter als tief. Es wird viel geredet und wenig gesagt. Im Ganzen wird Knebel als das bezeichnet, was er war. Es wird zu verstehen gegeben, daß ein eigentlicher dichterischer Genius ihm nicht inwohnte, was in der That die folgenden Gedichte bestätigen. Es sind mehr geist- und gemüthreiche Aeußerungen in rhythmischen Formen, als wahre Gedichte. Dasselbe läßt sich nun freilich von der bei weitem größern Zahl sämmtlicher existirenden

lyriſchen Sammlungen ſagen; aber jene wollen auch für mehr nicht gelten, und das läßt ſich nicht von dieſen rühmen. Den großen Lucretius ſcheint der Biograph nie ſtudirt zu haben, ſonſt würde er eher begreifen, was denn „dieſe auf die barſte Lebenswirklichkeit hinauslaufende Dichtung . . . enthalten mußte, um jene Gemüther nicht nur zu blenden, ſondern auch zu erheben." (S. XLI.) Da hat ſich der dialectiſche Hegel ſchon beſſer umgeſehen, wenn er (II. 447) ſchreibt: „Ich weiß wohl, daß einen Zeitungsartikel abfaſſen, Strohheſſen heißt, gegen das Schwelgen in dem Drehen und Ausmeißeln lukreziſcher Hexameter, voll tiefſinniger Philoſophie. „Daß aber vollends, wie Mundt verſichert (XLI) „in der heidniſchen Unvermitteltheit die Weisheit des Epikur etwas Richtiges iſt „und die Wahrheiten, die in ihr ſtecken, nur erſt durch eine Begründung auf chriſtlicher Baſis zu ihrem eigentlichen Recht gebracht werden" — mögen die Philoſophen und Theologen, jeder nach ſeiner Art widerlegen; jene werden behaupten, den Epikur ohne Chriſtenthum zu verſtehen, — und dieſe werden ſchwerlich unſern Glauben zu einem Commentar des Epikur machen wollen.

Die Gedichte ſind, mit wenigen Ausnahmen, in antiken Versformen, welche Knebel bekanntlich mit bequemer Lebendigkeit behandelt, abgefaßt, und beſtehen aus Hymnen, welche ein edles religiöſes Gefühl für die Natur ausdrücken, — Elegien, welche den Widerſpruch zwiſchen den ernſten Forderungen und idylliſchen Träumen eines liebevollen Herzens und der traurigen Kälte einer bedenklichen Gegenwart abermals zur Sprache bringen, — vermiſchten

Gedichten (vom J. 1766 bis zum J. 1829), meistentheils bei bestimmten Anlässen entstanden, uns zum Theile, wie das Gürtelband (S. 42) aus Herder's Werken bekannt, und durch diese Sammlung nur erst ihrem Vater vindicirt, — und Distichen, wie sie eben von bedeutenden Augenblicken einem aufmerksamen Geiste eingegeben werden. S. 83 treffen wir ein Gedicht, das dieselbe Idee entwickelt, die Goethe mit der Ueberschrift: „Urworte; Orphisch" (3. Bd. S. 101) zum Typus des menschlichen Lebens zu stämpeln suchte. Nur hat es Knebel mit der determinirten Strenge eines Philosophen dabei bewenden lassen, uns auf die ernste Nothwendigkeit, als die dunkle, eiserne Schlußmauer unsers Daseyns zu verweisen, während Goethe mit dichterischer Milde die eherne Pforte dieser Mauer entriegelt, und die Hoffnung, das liebliche Wesen, uns zum Troste herbeiruft. — Herder's Einfluß ist in allen Dichtungen unverkennbar; ein Centrum in Knebels Naturell, eine gewisse zusammenhaltende Kraft, durch den steten Umgang mit den Alten, besonders mit dem so bündigen Lukrez, noch mehr befestigt, hat diesen Einfluß unschädlich gemacht. Denn man kann im Ganzen nicht sagen, daß Herder auf die Seinen günstig wirkte; sein großer, weiter Blick verlockte das ungeübte Auge in's Grenzenlose, und wenn Goethe befreit hat, so hat Herder entzügelt.

Der nun folgende Briefwechsel ist unstreitig das Interessanteste am Ganzen. Eine merkwürdige, ja man muß wohl sagen die merkwürdigste Epoche der deutschen Bildungsgeschichte bewegt sich hier, wie in einer reichen Aus-

ſtellung, lebendiger als es in Compendien geſchehen kann, vor der Erinnerung des Literaturhiſtorikers vorüber. Die bedeutendſten geiſtigen Perſönlichkeiten erſcheinen, gleichſam durch ſich ſelbſt gemalt, wie wandelnde Porträts, jeder die Attribute und Inſignien mit ſich präſentirend, die ihn charakteriſtiſch bezeichnen. Ohne daß es deutlich ausgeſprochen wird, merkt auch hier der kundige Leſer überall, daß Goethe der verborgene Mittelpunct iſt, auf den ſie ſich alle beziehen, in dem ſie ſich reflectiren. Knebel erſcheint dabei wie der Romanheld nach W. Meiſter's Theorie, er läßt eben alle auf ſich wirken, nimmt auf, lehnt ab: vermittelt, und iſt dabei der gewinnende Theil. Sein eigener Gefühls- und Gedankenkreis wird im dritten Bande deutlicher werden; denn dieſer wird ſeine eignen Briefe, ſeine vermiſchten Schriften über philoſophiſche und literariſche Gegenſtände, und Auszüge aus ſeinen Tagebüchern enthalten.

Den Reihen der vorüberziehenden Geſtalten eröffnet würdig der Großherzog Carl Auguſt von Weimar. Ein Welt- und Lebemann im beſten Sinne, aufgeklärt, geprüft, durch Geiſt und Geburt gleich hoch geſtellt, dieſer Stellung ſich heiter bewußt, und ſie zu kräftiger Anregung froher, lebendiger Thätigkeit um ſich her benützend, mit der echten Fürſtengabe gekrönt, Menſchen jeder Eigenthümlichkeit anzuerkennen und zu behandeln, von den Grazien beſchenkt, practiſcher Philoſoph mit einem angenehmen Uebergewicht edlen Epikuräismus, — unterhält ſich hier mit einem biedern Freund über mannigfache Reiſe-, Lebens- und Seelen-Angelegenheiten. Es thut wohl, einen ſolchen Für-

ſten in einem ſolchen Kreiſe wahrzunehmen, und im Geiſte die Früchte vorzugenießen, die ein ſo herrliches Verhältniß reifen muß. Eines Auszuges ſind dieſe Briefe, die in der Breite des Weltverkehrs herumwagiren, nicht fähig. Einem ähnlichen, practiſchen, realen Geiſte ſagt vor Allem die Sphäre der Natur zu, und ſo mag ſtatt aller Eine treffliche Stelle zur Bezeichnung hier ſtehen: „Die Naturwiſſenſchaft iſt ſo menſchlich, ſo wahr, daß ich jedem Glück wünſche, der ſich ihr auch nur etwas ergibt; ſie fängt an leicht zu werden, daß auch gern trägere Menſchen ſich eher dazu einladen laſſen; ſie iſt ſo leicht wahr zu behandeln, daß ſie den Geſchmack zum Unwahren überwiegen kann; ſie beweiſt und lehrt ſo bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollſte, das Zauberhafteſte ſo ordentlich einfach, öffentlich, unmagiſch zugeht; ſie muß doch endlich die armen, unwiſſenden Menſchen von dem Durſt nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da ſie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen ſo nahe, ſo deutlich ſo unaußerordentlich, ſo beſtimmt wahr iſt. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich . . . immer auf dem ruhigen, beſtimmten Wege leite, den uns der Naturforſcher vorſchreibt." (I. 143) — Die Herzogin Amalie läßt ohne Rückhalt die gefühlvollen Ausdrücke einer ſchönen, zart geſtimmten Seele wallen, während die kürzeren Billets der Großherzogin Louiſe das Gepräge geiſtiger Hoheit und ſorgfältig gemeſſenen Betragens haben. Deſto ungezwungener, halb in Proſa, halb in Knittelreimen, läßt ſich der wackere Einſiedel aus, in welchem ſich der fröhliche Welt- und der herzliche Biedermann auf's Erquickendſte durchdringen.

Der würdige Dalberg ſchließt mit edlen, philoſophiſchen Aeußerungen, die ſämmtlich auf ſittliche Befriedigung hinwirken, den erſten Band. — Briefe von Knebel an ſeinen Jugendfreund Gilbert, die den zweiten eröffnen, verſetzen uns in die angenehmen Jahre, wo man den Pegaſus zuerſt beſteigt, und der gewiſſen Hoffnung lebt, er werde uns in olympiſche Räume tragen. Nüchterner wird man ſchon geſtimmt, wenn man Ramlers Briefe lieſt, dem das edle Flügelroß nie ſauber genug gezäumt, geſattelt und geſtriegelt iſt. Ein einziger Brief der Karſchinn reicht hin, was noch an Illuſion übrig war, zu vernichten. Die kindiſchen Spielereien des alten Gleim haben doch etwas Gemüthliches. Geiſtreicher, mit gefühlvollem Behagen, wirft Fritz Jacobi einige Worte hin. Der ehrliche Boje erhandelt und behandelt kümmerlich Beiträge zu ſeinem Muſen-Almanach, protegirt ſtudierende Poeten, macht Bücklinge vor ausſtudirten, und iſt ein rechter Göttinger-Mäcen. Von Nicolai's wenigen Briefen iſt nichts zu ſagen. Die von Großmann hätten neben jenen an Gilbert, und die von Knebel an ſeine Schweſter Henriette, herzlich, ſchön und bedeutend für Knebel's Charakteriſtik, wie ſie ſind, im dritten Bande eine paſſendere Stelle gefunden. Nun geht es aus einem höhern Tone. Die Briefe des herrlichen, ſo oft, und leider! noch jetzt häufig verkannten Wieland ſtellen uns dieſen wahrhaft ſchönen Geiſt wieder in ſeiner liebenswürdigen Größe dar. Feiner, gefühlvoller Scherz, ſcharfe, menſchenenträtſelnde Gedanken, rührende Innigkeit, große Anſichten, wechſeln mit einander, und werden nur durch

die ſanfte Beleuchtung zuſammengehalten, welche das Licht innerer Klarheit über ſie ausgießt. Dieſe ruhige Helle iſt es nebſt anderen, was unſerer verworrenen Zeit, der alles Große nur als Komet vorſchwebt, an Wieland ungenießbar bleibt. Dieſe Briefe aber, die zum Theile aus den Tagen ſeiner Zurückgezogenheit ſind, verdienen Dank, daß ſie uns das ſchöne Bild großen, klaren, anmuthigen Daſeins wieder vor Augen bringen, das Wieland unter dem Namen Agathodämon zeichnete, „als letzten Verſuch, ein ſchon ſo lange in ſeiner Seele liegendes Ideal abzuſchatten.“ (II. S. 213) Ein Ideal, das ſeine eigene Perſönlichkeit und Art zu ſein, auf's Lebendigſte verwirklichte. — Herder ſendet geflügelte Blätter, verſchiedenſten Inhaltes, an den ihm beſonders ergebenen, ſeelenverwandten Freund. Sein Styl iſt in dieſen Briefen derſelbe wie in ſeinen Werken, nur noch individueller. Es ſind hingeworfene Skizzen, große Umriſſe, ahnungsvolle Blitze, vielbedeutende Orakel; alle Worte deuten in's Unendliche hinaus. Was ſich von ihm aneignen läßt, hat ſeine Gattin Caroline mit ihrer eigenen gemüthlichen Zartheit und Weichheit, bei etwas Unbeſtimmtem, Unaufgehelltem in ihrem Denkkreiſe, zu einer wohlthuenden Perſönlichkeit verſchmolzen. Ihre Briefe behandeln meiſt litterariſche Verwürfe, und ich kann nicht umhin, hier eine Stelle daraus mitzutheilen, die dem beliebten Gemeinſpruch über Goethe's Eugenia; „marmorglatt, aber auch marmorkalt“ — gänzlich zuwider lautet (II. 345): „Das Thema des Stücks hat eine große Anlage — nämlich: der ewige Kampf der menſchlichen Verhältniſſe mit den politiſchen.

Der Keim und Gang des Schickſals wird vor uns entwickelt, wie eine Blume entfaltet ſich eine Folge aus der andern. Handlungen und Empfindungen ſind Eins, vortreffliche Geſinnungen, Gedanken, ausgeſprochen in einer klaſſiſchen Sprache .... die Stände handeln, ohne Namen: König, Herzog, Graf u. ſ. w.; zwiſchen dieſe kommt nun die natürliche Tochter des Herzogs ins Gedräng. Das Verhältniß eines verſtändigen, zärtlichen Vaters zu ſeiner geliebten Tochter iſt unvergleichlich dargeſtellt, ſeine Liebe und ſein Schmerz, da er ſie verloren, ſo rührend wahr! Die Schuldloſe wird vom Bruder verfolgt, von ihrem Vater, der ſie todt glaubt, entfernt, — ſie ſoll über's Meer. Hier zeigt ſich nun, in den verſchiedenen Situationen, wo ſie um Hülfe fleht, daß ſie nur Stände, nicht Menſchen antrifft. Nur Einer hat ein mitempfindend Herz, er will ſie retten ... Sie ſagt ihm ihre Hand zu ... dieß iſt die erſte Abtheilung von dreien. Es iſt ein wahrhaft hohes, klaſſiſches Stück, ... nach dieſem Anfang zu urtheilen, das Schönſte, was Goethe je gemacht hat.“ — Nach dieſer enthuſiaſtiſchen Aeußerung wirft ſie einige ungerechte Seitenblicke auf Schiller, und verzweifelt wieder im nächſten Briefe bei der Vorſtellung, Goethe könne das Stück zu Gunſten der Stände ſtatt zu Gunſten der Menſchlichkeit, wie es ihr gutes Herz wünſcht, enden wollen. Wie nun, wenn er es zu Gunſten der Wahrheit geendet hätte? der alten, grauen, eiſernen Wahrheit, die von Ständen ſo wenig als von guten Herzen weiß? und wenn es eben dieſe Wahrheit wäre, deren harte, ſchwer verdauliche Biſſen uns die hätſchelnde Amme Poeſie in gezuckertem Brei

darreicht? — Knebel's Antworten an das bedeutende Ehepaar folgen auf ihre Briefe; und nun tritt uns Lavater's Kerngestalt entgegen. Schade, daß so wenig von ihm da ist! man spürt sogleich, daß man es mit einem tüchtigen, in sich ausgearbeiteten Manne zu thun hat, der weiß was er will und es ganz will. Jedes seiner Worte lebt, alles ist individuell, wahr, kräftig, groß, und wir wagen es zu sagen, daß vielleicht von Allen, die hier vor uns auftreten, dieser unschätzbare Mann an eigentlichem geistigen Gehalte Goethe am nächsten steht. Er fühlt sich auch so. — Heinr. Meyer, auf schlichte, klare Weise, Fernow mit etwas mehr Aufwand, Passow mit modernem, gelehrtem Enthusiasmus, Wolf mit der Sicherheit des bewährten Kenners, und Schütz mit Bescheidenheit, geben Meinungen über philologische Gegenstände, Vorschläge, Conjecturen, Lesarten u. dgl. m. Jean Paul wiederholt seine bekannte Art, über allerlei Objecte mit geistreich-sentimentaler Laune zu phantasiren, und sich zwischen „den zwei Brennpuncten seiner närrischen Ellipse, Hesperus Rührung und Schoppens Wildheit (S. 425) zu bewegen. Die wenigen Briefe Matthisson's haben etwas unangenehm Elegantgefühlvolles, etwa wie sich Apoll mit Frack und Beinkleid bei einem ästhetischen Thee am Genfersee ausdrücken würde. Hegel zeigt sich beschäftigt und vertraut mit den öffentlichen Angelegenheiten, und bewährt auch hier den eindringenden Verstand. Falk, und der frische, herzliche Voß lassen sich nur kurz vernehmen; so wie ein einziger Brief hinreicht, um Wernern auf's Täuschendste zu porträtiren, und uns diese ganze merkwür-

dige Persönlichkeit, wie wir sie im Leben kannten, wieder vor's Auge zu rufen. Die altfränkische Ungeschicklichkeit mit emphatischen Kraftäußerungen, die übertriebene Demuth bei unverholner Selbstgefälligkeit, der fromme Ton von mythologischen Formeln durchbrochen, — dieses aus Widersprüchen geknetete Ganze macht einen wehmüthigen Eindruck. Oken endlich rechtfertigt bündig seine consequente, freilich mancher Mißdeutung fähige Lehre gegen die Zweifel des, die determinirte Sprache einer schlußfesten Systematik nicht so gewohnten Knebel. Er verfährt dabei mit der ihrer selbst gewissen, liebenswürdigen, runden Derbheit des Philosophen, die dem Gegner nichts übrig läßt, als das Bekenntniß seiner Unwissenheit. — Dieß sind sämmtliche Briefsteller. Ueber Knebel selbst wird der dritte Band erst die rechte Auskunft geben. — Weil wir nun doch das Ganze in Bezug auf Goethe gefaßt und dargestellt haben, so werden einige Stellen über ihn von den Briefstellern die Charakteristik vollenden. Der Herzog K. A.: „Goethen hab' ich geschrieben. Diesem Menschen scheint's gewaltig wohl zu geh'n, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht wohler werden zu lassen, als sich's geziemt." (I. 161) „Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen; es ist gar possirlich, wie der Mensch so feierlich wird." (I. 180) Wieland: „Verzeihen Sie das unartige Zeug, das ich Ihnen letzthin in einem hypochondrischen Anfall über Goethe schrieb. Ich bin inzwischen radicaliter von allem Mißmuth gegen diesen sonderbaren großen Sterblichen geheilt worden." (II. 210)

Herder.: „Goethe hat uns seine Abhandlung vom Knochen vorgelesen, die sehr einfach und schön ist; der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen, . . . Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle, und ist in jedem Schritt des Lebens ein Mann. Wie Viele gibt's Solcher? . . . In der Kunstbetrachtung bin ich nach meiner Weise fleißig, und ich gebe Goethen in Allem Recht was er darüber sagt." (II. 236, 240, 246) Lavater: „An der Iphigenie lab' ich mich noch alle Tage." (II. 399) Jean Paul: „Goethe sei von allem, was gut und recht in mir ist, auf's Innigste gegrüßt." (II. 429) Jacobi: „Goethe hat einen Kupferstich von mir; ich hätt' ihn gern wieder; eine feierliche Zurückforderung will ich aber nicht; der Hasenfuß möchte sich, wer weiß was, dabei denken." (I). 72) So komisch dieser letzte Zug ist, so bezeichnend ist er, und mag, als ein lustiges Problem, der letzte bleiben.

Das beigegebene Bildniß präsentirt Knebeln mit dem von Wieland ererbten Käppchen, und einem flüchtigen Facsimile. Von einer „plastischen Schönheit, von echt antiker Bildung des Kopfes" wie sie Mundt (S. LXIII) rühmt, bemerke ich nichts. Der gemüthliche, sinnende Ausdruck, verbunden mit dem deutschen Costüme, erinnert eher an einen Steinmetz oder Baumeister des 16. Jahrhunderts.

Dem dritten Bande sieht man mit Erwartung entgegen. Wenn auch die goldenen Zeitalter mehr in den Köpfen der Dichter spucken als die Wirklichkeit beglücken, so gewährt doch immer die Betrachtung bedeutender Indivi-

dnen und einer regſamen Literatur-Epoche ein reines und fruchtbareres Vergnügen, als die Erſcheinungen einer verworrenen und verwirrenden Gegenwart.

Louiſe Strozzi. Eine florentiniſche Geſchichte aus dem ſechzehnten Jahrhundert; vom Verfaſſer der Nonne von Monza. Nach dem Italieniſchen bearbeitet. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835. Zwei Theile.

Den Inhalt dieſer vortrefflichen Erzählung macht ſcheinbar das traurige Schickſal Luiſe Strozzi's aus, — in der That aber der Zuſtand der Florentiner unter Alexander von Medici. Das Beſte wie das Schlimmſte, was ſich von dem Buche ſagen läßt, iſt: daß es ein hiſtoriſcher Roman iſt. Dieſe Behauptung zu begründen, bemerke ich Folgendes:

Wenn gleich ſeit Xenophon's Kyropädie die Geſchichte oft genug als Roman und der Roman als Geſchichte behandelt ward, ſo iſt es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen hiſtoriſchen Roman nennen. Dieſer ausgezeichnete, und trotz der Launen einer leichtfertigen Mode und den Grillen pedantiſcher Zünftler, unſterbliche Schriftſteller kannte genau die Bedürfniſſe ſeiner Zeit und Nation, und war der Mann, ſie zu befriedigen. Er machte die Geſchichte, und zwar die vaterländiſche, zum Hintergrunde ſeines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringſte zu ſchnitzeln; ſie gab nur dem Erfundenen Würde

und Intereſſe, ohne ſich damit zu vermiſchen. Ich rede hier von ſeinen beſten Werken; wo er jene Maxime verließ, entſtanden Zwitter, die dem Hiſtoriker Verdruß, dem Romanleſer Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Anſicht feſt: Der höchſte Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es iſt Entweihung der Dichtkunſt, wenn ihre tiefſte Bedeutung factiſchen Intereſſen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut ſich einer Geſchichte, die man ihm vorerzählt, erſt dann, wenn man ihn verſichert, daß ſie ſich wirklich zugetragen hat; es iſt Erniedrigung der Geſchichte, wenn die Reſultate tiefſter Forſchung die müßigen Stunden romanleſender Damen tödten ſollen, und nur der Verbildete zieht das Pikante ergötzlicher Lügen der einfachen Wahrheit vor. Was alſo Scott's beſte Werke dem gebildeten Leſer ſo werth macht, iſt nicht das Hiſtoriſche, ſondern das Menſchliche in ihnen. — Von ſeinen Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftſtellern haben die Einen jene Maxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleiſtet; oder, wie Washington Irving, verkannt, und ſind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geiſtern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlich unmöglich nennen; und ſo hat Salvandy im Alonſo ein Werk geliefert, von dem wir nicht ſagen können, ob die hiſtoriſche oder die innere menſchliche Bedeutung der Hauptzweck ſei; ihm ſind die Menſchen zur Geſchichte geworden, die Geſchichte hat ſich ihm vermenſchlicht; ſein Geiſt hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und claſſifiziren; wir beugen uns dem Ge-

nius, und laſſen uns von ihm bezaubern und belehren. Indem ich nun Roſini, den Verfaſſer des vorliegenden Buches, als einen Geiſtesverwandten dieſes großen Mannes, nur auf geringerer Stufe, bezeichne, glaube ich ihm ſeine Stelle ehrenvoll genug angewieſen zu haben.

Jene Einheit von Geſchichte, Leben und Dichtung iſt auch hier bezweckt, nur nicht völlig erreicht; die Geſchichte überwiegt, und will das friſche Leben hier und da verdrängen; es iſt, als liebte und litte manches ſeelenvolle Weſen, um uns eine Jahreszahl tiefer einzuprägen; und der deutſche Bearbeiter, dem gelehrten Hang unſerer Landsleute treu, hat, ſtatt dieſem Mangel nachzuhelfen, ihn vielmehr durch eine hiſtoriſche Einleitung und ähnliche Noten nach Kräften unterſtützt. Damit Niemand glaube, ich thue dem Verfaſſer Unrecht, ſtehe hier: daß mitten in einem intereſſanten Abenteuer, die Flucht Alamanni's betreffend, der geſpannte Leſer durch den Zwiſchenſatz wie geohrfeigt wird: „Es braucht hier kaum erinnert zu werden, daß Alamanni nach dem Arioſt der berühmteſte Dichter der damaligen Zeit war.“ (I. 299.) Eben ſo wundert man ſich, im zweiten Theile, S. 136, aus dem Munde eines Unglücklichen in Momenten der Schwermuth literariſche Anſichten über Bojardo, Arioſto und Berni zu vernehmen. Gleicher Weiſe wird man mitten im Heranblühen der ſchaurigen Kataſtrophe, in den Momenten ſchmerzlichſter Erwartung (II. 335) mit einem Abriß der Geſchichte von Siena hingehalten. Hierin liegt es denn auch, daß mehr Perſonen auftreten, als mit Bedeutung beſchäftigt werden konnten; daß manche Situationen bloß

als hiſtoriſche Decoration da ſind; daß erſt vom zwölften Kapitel des erſten Theils an die Geſchichte eigentlich anfängt und an ſich intereſſirt; daß ſie überhaupt vorzugsweiſe auf den Florentiner, auf den Patrioten berechnet iſt und wirken muß. Der Verfaſſer iſt ſo von vaterländiſcher Art und Hiſtorie durchdrungen, daß ſogar die Schreibart den Styl jener denkwürdigen Zeit annimmt, und an Machiavell, ja an die Alten erinnert. Glückliches Land, dem ſeine Ahnen einen Geiſt eingeimpft, deſſen Aura ſelbſt die dumpfe Atmoſphäre der Gegenwart noch durchduftet! Da iſt nichts von ſentimentalen Expectorationen, nichts von ſubjectiven Erinnerungen, nichts von moderner Effectjägerei, nichts von philoſophiſch ſein wollenden Radotagen; einfach, bündig, in gut berechneter Folge werden Facta erzählt, die an ſich wichtig und rührend genug ſind; die handelnden Perſonen werden, der Weltgeſchichte, nicht der particulären zu lieb, in wenigen Zügen gemalt; die Localitäten mehr für Heimiſche als für Fremde bezeichnet; Geſpräche zur Belebung und Charakteriſtik, lebhaft, kurz, bedeutend, eingewebt; Reflexionen, nur wo ſie ſich faſt unabweislich aufdringen, kräftig und bündig hingeſtellt; ſie ſind immer wahr, nicht ſelten tief; nur manchmal wird man auch hierin an die Alten gemahnt, daß eine Wahrnehmung, die man täglich zu machen Anlaß hätte, alſo als bekannt vorausſetzen ſollte, mit einem gewiſſen, Neues verkündenden Pathos vorgetragen wird. Freilich gedenkt man dann der Nothwendigkeit, uralte Wahrheiten heut zu Tage, noch ſo gut wie zu Herodots Zeiten, als neu einſchärfen zu müſſen!

Das Wichtigſte aber am Buche iſt die Geſinnung des Verfaſſers, um derentwillen es geſchrieben iſt, — von der er wünſcht, daß ſie auf uns übergehe. Möchte ſie's doch! ſie iſt durchaus wacker, kräftig, echt. Er weiß ſehr gut, was er will; und auf Leſer, die bis über das zwölfte Kapitel des erſten Bandes ausdauern, wird er auch ſeine Wirkung nicht verfehlen. Hier aber tritt, wie überall und immer, der alte fatale circulus vitiosus ein: die, welche die Lehre brauchten, faſſen und fühlen ſie nicht, — die ſie verſtünden, brauchen ſie nicht. Tugend, Kraft, Selbſtgefühl iſt es, was er predigt; welch ein Unterſchied von jenen modernen Novellchen und pikanten Allerlei's, in deren üppigen Verſtecken Entſittlichung und Auflöſung lauern, den Mann zu Gunſten des Träumers in Schlaf zu lullen. Es iſt eine alte Geſchichte, die er erzählt, ein altes Thema, das er variirt, — von Hipparch bis auf Alexander von Medici öffentlich und geheim oft genug aufgeführt. Tugend und Laſter werden ſich, zu einem einfachen, großen Kontraſte, aber nicht in hohlen Perſonifizirungen, ſondern in zwei lebendigen Menſchengeſtalten, gegenüber geſtellt; um ſie herum bewegt ſich eine vielfach abgeſtufte, krankhaft agitirte Maſſe. An leiſe, allmählige Charakterentfaltung wird man da nicht denken; ſie iſt nicht einmal nöthig; denn man hat meiſt hiſtoriſche Menſchen vor ſich, deren Bekanntſchaft bei uns vorausgeſetzt wird. Alles dient nur dem Einen Zweck: ein Stück Weltgeſchichte lebendig hinzuſtellen, damit es ein Symbol für hundert andere Stücke derſelben ſei. Die Intention iſt klar, der Entwurf zweckgemäß, das Detail

ikizirt. — Es iſt hiervon genug geſagt, um Roſini's Verdienſt, aus ſeinem Innern heraus, gewürdigt zu haben. Des Nähern belehre ſich der Leſer ſelbſt, ſo wie man dieſem das bittere Vergnügen lieber ſelbſt überläßt, von der Schürzung des Knotens geängſtigt, von deſſen Zerhauung überraſcht zu werden. Wenn der deutſche Bearbeiter im Vorworte fürchtet, man möchte die Hauptſachen zu grell finden, ſo wird ein Blick auf die blutigen Blätter der Weltgeſchichte genugſam lehren, daß ſeine Furcht, leider! ungegründet ſei.

Weil ich hier auf den Bearbeiter zu ſprechen komme, ſo muß ich, bei Unbekanntſchaft mit dem Original, nur loben, daß er die nationale Färbung des Ganzen ſo treu zu erhalten gewußt hat. Kann ich nun meinen Bericht anders ſchließen, als mit dem Wunſche, daß ein ſolches Werk recht viele Leſer finden möge? ſcheint nicht ein geſundes, nahrhaftes, minder gewürztes Gericht von Zeit zu Zeit dringend nöthig, wenn wir nicht bei unſern üppigen, aromreichen, aber ſaftarmen Aſſietten, entweder aus Heißhunger oder aus Ueberladung mit giftigem Nichts, endlich ſterben ſollen?

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Ludolph Wienbarg. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1835. VIII und 260 Seiten. 8.

Nach der, den modernſten Schriftſtellern wie Leſern behaglichſten, und in der That unſern Bedürfniſſen gemäßen Manier, wird hier ein Allerlei von Aufſätzen, durch kein äußeres Band verknüpft, durch innere Einheit allerdings verwandt, aufgetiſcht. Die Zeichen des Thierkreiſes müſſen, wie Herodot's Muſen, nicht ohne paſſenden, oft humoriſtiſchen Bezug, die Titel liefern. Will ich nun redlich verfahren, und des Verfaſſers Freunden keinen Grund geben, mich der Flüchtigkeit anzuklagen, ſo muß ich wohl jedes einzelne Zeichen mit Aufmerkſamkeit, wenn gleich mit der Kürze, die einem leichten Bändchen angemeſſen iſt, betrachten.

Die Vorrede hat, bei warmem, kräftig ſchönem Wortſtrome, etwas Ausruferiſches. Dem Jünglinge, wenn er ſich der Welt und ſeiner zum erſten Mal lebendig bewußt wird, kommt es immer vor, als entfalte ſich mit ihm erſt auch die ganze Welt. Verbinden ſich nun in dieſer glücklichen Periode gleichfühlende Herzen mit dem ſeinen, ſo ſcheint ihm eine neue Aera aufzugeben, deren Apoſtel er und ſeine Freunde ſind. Dieſe Erſcheinung hat man zu allen Zeiten erlebt, und zu allen Zeiten wird man ſie erleben. Wer aber einen Blick in die Zeiten thut, lächelt über das ſtete Verkünden des neuen Tages und Verdammen der alten Nacht: da es doch immer und überall Tag iſt in den hellen Geiſtern und reinen Her-

zen, — immer und überall Nacht, wo Vorurtheil und Bosheit herrſchen. Daß es aber allgemein unterm Monde tage, iſt nicht das Werk einer Inſtitution, eines Aufrufs, eines guten Schriftſtellers, alſo auch nicht Herrn Wienbargs, ſondern das ſtille Werk der Aeonen, die den geheimnißvollen Händen des Ewigen entfließen. Dieſes nun, was ich da ſage, ſo gut wie das, was Hr. W. ſagt, haben unſere großen Schriftſteller, unſer Leſſing, Herder, Wieland, Goethe, Schiller, alles auch ſchon geſagt, — reifer, ſchöner, vernünftiger als wir; und gewiß! wir könnten uns manches Wort erſparen, wenn wir jene fleißiger läſen, ſtatt uns an ihre Stelle ſetzen zu wollen. Ich habe mich hierbei etwas aufgehalten; die Vorrede gibt doch den Text an, wozu das andere die Noten ſind, und ſo darf ich mich ſpäter nicht wiederholen.

Der Widder gibt, nach einer ſehr hübſchen, wahren Einleitung, wie man den Pindar überſetzen müſſe, — die ſich alle Anhänger der wortelnden Schule geſagt ſein laſſen mögen! — ein Beiſpiel, wie man ihn nicht überſetzen müſſe. Des Verfaſſers Gedicht iſt an und für ſich gut, mit einer gewiſſen Virtuoſität der Einfachheit, im Geiſte von Schiller's Virgil gearbeitet; wer nun je den wahren Pindar gekoſtet hat, braucht weiter keine Kritik.

Der Stier bringt eine ſimple Geſchichte tiefen Gehaltes. Es wäre Läſterung, wenn man an das Gefühl taſten wollte, das ihr zu Grunde liegt. Nur führt es den Verfaſſer zu weit. Er möchte, daß Jeder, wie ſein Karl, ſeinen Beſitz „bis auf den letzten Thaler in den Waſſerfall werfe (S. 70)." Dann aber ſind wir,

wo wir waren, ehe die Blutherrſchaft Mammons begann, — und die Wege der Vorſehung, die uns durch dieſen das Mittel wider ihn ſelbſt in die Hände gab — waren vergebens. Wir wollen alſo ſtatt: „werket hin und beginnt von neuem!“ lieber ſagen: „beſitzet und verwendet!“ Dann wird der Beſitz dem Edlen kein Nachtgeſpenſt mehr ſein, ſondern belebender Genuß.

Die Zwillinge müſſen als Symbol des Doppelgeſtirns Liebe und Haß, Luſt und Qual, Wolluſt und Grauſamkeit, Leben und Tod, Schaffen und Vernichten, des Einen großen Gegenſatzes, der die ganze Welt der Erſcheinungen bedingt, — einer Reihe von — ich weiß nicht, ſoll ich ſagen „Betrachtungen“ oder „dithyrambiſchen Rhapſodien“ — leuchten, deren hinreißende Darſtellung den Leſer, wenn er am Ende iſt, dem losgelaſſenen Strome ſeiner eigenen Gedanken überliefert. Es iſt ein Zug aus jenem Abgrund, in den jeder Denker einmal geſchaut hat; Viele wenden ſich haſtig ab, dem heitern Tag des Genuſſes zu, — Viele kriechen gelähmt in den Winkel der Frömmelei, — Viele ſtarren dumpf, wie der bezauberte Vogel, in den Rachen der Klapperſchlange, bis ſie verſchlungen ſind, — der Verf. hat den Anblick ausgehalten, ja aus dem Waſſer des Todes den Becher des Lebens mit Kraft gefüllt.

Der Krebs unſerer Zeit: das Unvermögen, zu glauben und zu handeln, veranlaßt ihn zu redlichen Ergießungen und zu einer Schilderung Schleiermachers, die zu beurtheilen ich außer Stande bin. Recht iſt's, daß uns am Schluſſe der Krebs als Lenz kündendes Himmels-

zeichen vorgeführt wird, damit wir nicht in der Verzweiflung der Unheilbarkeit die Hände ſinken laſſen.

Der Löwe ſchließt ſich dem Inſecte herablaſſend an, indem er jenes Allgemeine auf Deutſchland und Politik klarer bezieht.

Die Jungfrau iſt ein poetiſches Votivbild, welches nur die Pietät recht würdigen könnte, wie die Pietät es ſchuf.

Der Scorpion legt ein allzugroßes Gewicht auf Heine's Lieder. Dieſe kecken, liederlichen Kinder einer unbekümmerten Eigennatur nehmen ſich auf dem hiſtoriſchen Kothurn, den ihnen der Verfaſſer unterſchnallt, mit den Philoſophenmänteln, die er ihnen umgibt, komiſch genug aus. Doch fließt ſein Wort aus reiner Quelle, führt Goldſand, befruchtet manchen dürren Acker, — und ſtraft ihn ſchließlich mit Selbſt-Ironie, wenn er ſagt: „daß jene Lieder nicht beſſer ſind, als wir ſie verdienen (S. 167);“ und wenn er die Zeit preiſt, „die glückliche, in der ſie ihren geheimen Reiz werden verloren haben.“

Die Wage iſt ein guter ſymboliſcher Spaß. Und wenn nur noch ſtets etwas ſo Unſchuldiges, und ohne Zweifel Aergerliches, als ein ungehorſamer, verbildeter Backenbart, in die eine Schale der ewigen Waze gelegt würde! Aber der ſchmuzige Egoismus, die blinde Leidenſchaft ſchweren ſie tiefer hinab; da haben die Doctoren, wie der in dieſer Geſchichte, ein leichteres Spiel.

Der Schütz übernimmt den Schutz der Frauen gegen ihre Unterdrücker. Ob er überall den Nagel auf

den Kopf getroffen, mögen die geistreichsten und ehrlichsten Clientinnen selbst entscheiden. Sie allein haben die echten Documente. — Das alte Mährchen, daß sich Napoleon vor der Frau v. Staël gefürchtet, kommt hier wieder vor, und Herr W. glaubt es.

Der Steinbock ist ein Gedicht an die in Hamburg versammelten Naturforscher, das früher die Censur gestrichen. Verloren hätten wir nicht viel daran. Es läuft nun so mit der zahmern Herde darein.

Der Wassermann bringt ein skizzirtes Seestück, und eine Schiffermoral, aus der ich nicht klug werde.

Die Fische versichern gleich in den ersten Zeilen, daß der Verf. im Wassermann zeigen wollte, wie er einen Roman schriebe. Man darf aber wohl, nach den sonst geäußerten Kräften des Verfassers, hoffen, daß ihm ein Roman besser gelänge, als diese Probe. Noch weniger gelungen ist ihm hier die Kritik Walter Scott's und dessen, was er historischen Roman nennt. Es ist hier der Ort nicht, in dieß Kapitel sich breit einzulassen, — aber die Ehrenrettung eines großen Mannes vor dem Angriffe eines geistvollen Gegners ist überall am Orte. Herr W. hat Walter Scott zu einer Zeit gelesen, wo er ihn nicht begriff (S. 246); seitdem hat er sich nicht die Mühe genommen, seine Vorstellung zu berichtigen, und so ficht er gegen einen Schatten. Was ihm an jenem Dichter allein verdienstlich scheint, „das Rüst- und Rumpelzeug aus Abbotsford" — gerade das ist nicht Scott; es ist die Schachtel, in der er seine Pillen verkauft; das, was sich Herr W. in der Vorrede lobt: die große Kom-

poſition, – und das, was er ſo wahr und ſchön vom künftigen Dichter zu fordern weiß: das „vom und zum Leben" — das hat W. Scott, — und wer wie er? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenoſſen trifft! eine tiefe Einwirkung muß tiefe Gründe haben; — oder ſoll die „Reaction gegen die lebendige Gegenwart" ſolche Wunder wider ſich ſelbſt wirken? Das wird man uns noch weniger glauben machen wollen. Was irgend den Menſchen klar macht über ſein Verhältniß zu ſich und zur Gegenwart, das wirkt für und nicht wider die Zeit; und thun dieß die Werke Scott's nicht? Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöſte Zwieſpalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poeſie im Guy Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer zu Abbotsford? und ſind nicht eben jene Werke Scott's, in welchen er dieß Ankleidezimmer am meiſten vergaß, die beſten, die gehaltvollſten? es muß alſo ſein Werth tiefer liegen. Aber wir Deutſche ſehen nur da Tiefe, wo uns philoſophiſche Phraſen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben! — So viel zur Ehrenrettung der beſten Romane unſerer Zeit. Was der Verfaſſer weiter über die Unmöglichkeit des hiſtoriſchen Romans ſagt, beweiſt, daß er Salvandy nicht kennt. Denn hier iſt, was er verlangt. Beſſer würdigt er den trefflichen Bulwer und die Franzoſen; aber was ſoll man zu dem Wunſche ſagen, „das Goethe und Jean Paul Milchbrüder möchten geweſen ſein (S. 254)?"

„Dann beſäße — meint Herr W. — „Deutſchland einen Titan, der meiſterhaft, und einen Meiſter, der titaniſch wäre.“ Nicht doch! dieß Wortſpiel ſoll uns nicht irre machen; Titan's Nebelſchein von Größe würde am Lichte Meiſter's zerrennen, oder dieſes durch jenen getrübt worden ſein. Ehre alſo, dem Ehre gebührt! — Nun wirft er die Frage auf: „warum hat Jean Paul gar keinen, Goethe nur ſo wenige, Scott ſo ungeheuer viele Nachahmer gefunden?“ — und antwortet: „weil Scott ſo leicht nachzuahmen war.“ Allein dieſe Leichtigkeit betrifft wieder nur die Schächtelchen, — die Pillen hat der Verf. nicht gekoſtet, und Niemand wird ſie ſo leicht nachcomponiren. Daß Jean Paul keinen Nachahmer gefunden, iſt bekanntlich nicht wahr; wenn Goethe weniger fand, ſo kommt's daher, weil an ihm am wenigſten Manier iſt; und dieſe iſt Affenköder. — Was der Verf. nun am Schluſſe den künftigen Romandichtern vorpredigt, kann nicht wahrer, ſchöner, eindringlicher geſagt werden, und man kann nichts hinzufügen, als: Amen! — Ich habe mich bei dieſem Abſchnitte aufgehalten, weil es Ehrenrettungen galt, deren unſere, aller Autorität höhnende Zeit ſo ſehr bedarf; und weil es ſich um Literaturgeſchichte handelte, die der Zweck dieſes Blattes iſt.

Hiermit ſei dem Verfaſſer für jedes warme Wort aus reiner Bruſt gedankt, und ſchließlich bemerkt:

Ein Bischen Uebermuth wird den Verſtändigen nie verletzen, wenn er aus übervollem Herzen quillt; nur der Neid wird an ihm ein Aergerniß nehmen. War doch Uebermuth von jeher das ſchöne Vorrecht des Glückes

und der Jugend! Auch das wollen wir der letztern nicht verdenken, daß ſie den Bau von vorne beginnt, als ſeien die Meiſter nicht geweſen; hat doch jede Zeit als den Anfang und das Ende der Bildung ſich betrachtet! Die Arbeiten der Väter ſind nicht umſonſt, wenn ſie den Söhnen die ihrigen erleichtern; mag man ſie immerhin vergeſſen, nur roh zertrümmern ſoll man ſie nicht. Der Weltgeſchichte, oder vielmehr dem heiligen Willen, der in ihr offenbar wird, liegt nichts an Namen und Ruhm — alles an der Wirkung. — Was die Darſtellung betrifft, ſo mögen ſich die neueſten Schriftſteller einer gewiſſen Einfachheit befleißigen; wir bekommen ſonſt, trotz unſern Fortſchritten, wieder eine Manier, wie ſie das ſchwülſtige Mittelalter, der hochtrabende Orient gehabt. Alſo: Kraft, je mehr deſto beſſer; aber nur Klarheit dabei!

Frauenbilder; oder Charakteriſtik der vorzüglichſten Frauen in Shakeſpeare's Dramen; von Mrs. Jameſon. Deutſch von Dr. Ad. Wagner. Leipzig, bei J. A. Barth. 1834. 8. XII und 532 Seiten.

„Wir können Shakeſpeare's Menſchen mit vortrefflichen anatomiſchen Wachspräparaten vergleichen, welche „diejenigen, die ohne Schauder ein wirkliches Exemplar „nicht zerlegen können, ſtudieren; woran ſie das Geheimniß unſers Baues, die geſammte, innere Wirkſamkeit unſeres wunderbaren Lebensgetriebes ergründen lernen können.“

(Worte der Einleitung.)

Es war unſtreitig ein ſehr glücklicher Gedanke, und der den Dank der geſammten, zumal der weiblichen, Leſewelt verdient, den Mrs. Jameſon in ſich gebar. Frau, Engländerin, in vollem Beſitze der conventionellen, im unbeſtreitbaren ſelbſt der tiefern, literariſchen Kultur, erſcheint ſie völlig geeignet, ihn auszubilden und in's Leben einzuführen. Was ſich an die Betrachtung Shakeſpeare'ſcher Geſchöpfe alles knüpfen läßt und von ſelbſt knüpft, ſpringt Jedem in's Auge. Hier war ein unbegränztes Feld, von tauſend Ausgangspunkten, in tauſend Richtungen zu durchwandeln. Unſerer Verfaſſerin ſagte die comparative Darſtellungsweiſe vor andern zu. Beleſen, man darf wohl ſagen eingelebt, in den lebenvollen Dichtungskreiſen ihres ehrwürdigen Textes, iſt es ihr weniger darum zu thun, den einzelnen Charakter aus den gegebenen Elementen gleichſam zu reconſtruiren; was auch ungleich mehr Raum erfordert hätte; als vielmehr das Verwaltende der Individuen, wie es ihr erſcheint, in wenigen, freien und dabei ſicheren Umriſſen anzudeuten, und wechſelweiſe belehrend gegen einander zu halten; durch welches Verfahren der Leſende unterhalten, und zur eignen Reproduktion jener typiſchen Formen angeregt wird, wobei er ſich dann nach Umſtänden, zu Beifall oder Widerſpruch beſtimmt fühlen mag. Denn abgeſchloſſene Bildungen der geſetzmäßigen Natur — und das ſind Shakeſpeare's Gebilde — erſcheinen Jedem ſo, wie ſeine Auffaſſungsorgane beſchaffen und geſtimmt ſind; und es läßt ſich oft das Verſchiedenſte, ja das Widerſprechende davon mit gleichem Rechte ſagen. Wenn wir Deutſche gelernt haben, Lady Macbeth als

„zärtliche, liebevolle Seele," den Monolog Hamlets als weit entfernt von jeder Anſpielung auf Selbſtmord, aus dem Geiſte eines hochgeſchätzten Dramaturgen, zu betrachten: ſo werden wir der engliſchen Erklärerin lieber nachgeben, wenn ſie etwa in ihrer Nachempfindungsart von unſerer nüchternen Ueberzeugung manchmal abweicht; wenn ſie vielleicht bei der Entwicklung von Ophelions Lieben und Leiden die irdiſche Baſis allzuſehr aus dem Auge verliert, auf welche Wilhelm Meiſter — den übrigens auch ſie zu Rathe zieht — ſo treffend hinweiſt; wenn ſie Julien mehr von der Seite flammender Leidenſchaft, als inniger Tiefe, begreift, wiewohl ſie gerade hier den echt ſittlichen, für's Leben fruchtbaren Kern, den wohl die Mehrzahl liegen läßt, ſelbſtſtändig, zur frohen Ueberraſchung des Denkenden, herauszuſchälen weiß; wie ſie denn auf ihr Bild von Julien auch den größten Werth zu legen ſcheint. Und ſolche Differenzen mag jeder einzelne Leſer aus dem Seinigen hinzufügen. Denn ſo weit iſt allerdings die Bildung unſerer Tage gediehen, daß des Einzelnen Stimme nicht mehr als kritiſches Orakel, ſondern eben als Stimme angeſehen werden darf, die aus beſonderem Naturell, Bedürfniß, Bildungsſphäre hervorgehend, auf ihre Weiſe den Einklang des Ganzen beſtimmen hilft.

Wie nun unſere Bildnerin ihren Marmor im Ganzen behandelt, möchte Manchen intereſſiren, und vor der Lektüre das Verſtändniß fördern.

In einem Dialoge, der zur Einleitung dient, bekennt ſie zuvörderſt, daß es ihr vor Allem darum zu thun war, die bittern Erfahrungen, die ſie über den Stand ihres

Geſchlechtes in der Societät und über weibliche Erziehung gemacht, zum Frommen derer, die es betrifft, mitzutheilen; daß ſie die Ergebniſſe, zu denen ſie gelangt, aber lieber beiſpielsweiſe an Shakeſpeare als in anmaßlichen Tractaten oder unmenſchlicher und unweiblicher Satyre darſtellen mochte. Denn der Dichter erſcheint ihr, wenn nicht conſequenter, doch faßlicher, gleichſam aſſimilirter, als das unendliche Leben ſelbſt. Sie geht dann auf eine Vertheidigung der Shakeſpeare'ſchen Frauenwelt gegen britiſche Kritiker über, deren es bei uns wohl kaum bedurft hätte; von da auf eine Rechtfertigung ihres Geſchlechtes überhaupt gegen falſches Erziehungs- und Weltweſen, wobei ſie allenthalben die reifſten und anmuthigſten Betrachtungen, über das Verhältniß der Frauen zur Satyre, der Menſchen des Poeten zu denen der Natur, über witzige Frauen, über das Gemeine „als das Negative in Allem," über weiblichen Muth, weibliche Freundſchaft, politiſche Frauen, einſchaltet; und ſchließt mit der Wiederholung der oben gegebenen Verſicherung, daß eine tiefe und ernſte **Moral** die Abſicht und der wahre Inhalt ihrer Blätter ſei, „welche diejenigen wohl finden würden, die ſie ſuchen."

Dieſe Confeſſionen der Verfaſſerin glaubten wir weitläufiger mittheilen zu müſſen, weil ſie es ſind, die eigentlich den Leſer über dieſes Buch orientiren; die den Standpunkt der Darſtellenden vollkommen bezeichnen, und Werth wie Mangel des Geleiſteten in's rechte Licht ſtellen; denn jeder Einſichtsvolle wird uns wohl zugeben, daß wohl nirgends vollkommenere Buchſtaben für das Wort des ſittlichen Geſetzes aufgefunden werden können, als in

Shakespeare; daß es aber auch nicht eigentlich den Dichter erläutern heißt, wenn man seine organischen Geschöpfe zu moralischen Exempeln verwendet. Und hiermit ist Alles gesagt, was sich über's Ganze, als solches, sagen läßt.

Um sich das breite Geschäft zu erleichtern, bringt sie nun ihre idealen Individuen in gewisse Classen, wobei sie freilich nicht mit pedantischer Skrupulosität verfährt; denn pedantisch wäre es gewiß, wenn sich das Lebendige einer arithmetischen Proportion fügen müßte.

Der Uebersetzer findet hierbei Anlaß, sich über die Unbestimmtheit der englischen Wörter intellect, wit, reason, sentiment, zu beklagen; und allerdings wird es Manchen befremden, Miranda unter den leidenschaftlichen, phantastischen Charakteren zu finden, so wie Julien von den Seelenvollen ausgeschlossen zu sehen. Auch entsproß die Rubrik „geschichtliche Charaktere" keinem logischen Eintheilungsgrunde; denn auch geschichtliche Menschen können geistreich, seelenvoll u. s. w. sein; außerdem sagt uns eine vortreffliche Stelle der Einleitung, wie richtig die Verfasserin selbst empfindet, daß eben jene Charaktere nicht mehr der Geschichte angehören, sobald sie des Künstlers Hand berührt. „Shakespeare löste ihr das Räthsel, das ihr die Geschichte knüpfte." Wir werden also billig den formellen Behelf nicht mit ihrer gründlichen Art zu denken verwechseln.

So viel, um nicht in's Breite zu gerathen, vom Wesen und Charakter des vorliegenden Werkes, dem der wohlverdiente allgemeine Beifall nicht entgehen wird. Ueber das Einzelne und Einzelnste mag sich der Theilnehmende

ſelbſt unterrichten; wie ſich denn überhaupt über Urtheile, wenn ſie nämlich gebildet ſind, nicht weiter urtheilen läßt; es ſind eben Anſichten; und Jeder füge vergleichend, zu eigner und fremder Förderung die ſeinige hinzu. Von unſerer Seite dürfen wir allenfalls bekennen, daß uns die Darſtellung von Kordeliens reinem, ſtillem Weſen am meiſten, die der Lady Macbeth, die wohl zu hoch geſtellt iſt, am mindeſten gemäß erſchien. Vortrefflich werden, im Vorbeigehen, auch oft männliche Naturen erörtert, z B. „der fürſtliche, philoſophiſche, wohlwollende Zauberer Proſpero;“ „Kloten, der Miſchling von Teufel und Bube“ u. m. A. So werden wir neuerdings erinnert, daß den engliſchen Schriftſtellern ein eigenes Organ für das Charakteriſtiſche verliehen zu ſein ſcheint. Einſicht in den Weltlauf und in die ſtillern Wege des Gemüthes, Erfahrung, Fülle der Beleſenheit in der eigenen ſo wie in fremden Literaturen, Geſchmeidigkeit und Routine im Ausdrucke, Schönheit und Adel in der Geſinnung, wohlthuende Wärme bei anſtändiger Beſonnenheit, lobenswerther Enthuſiasmus für ihren Dichter, wodurch das Ganze nebenbei den Anſtrich einer Apologie Shakeſpeare's bekommt, ſind Eigenſchaften, die überall hervorleuchten. Beſonders erfreulich wird ihre Darſtellung, wenn ſie Bilder aus der Kunſt- und Naturwelt, die ſie wohl auf ihrer italieniſchen Reiſe erbeutet, oder aus der griechiſchen Geſchichts- und Mythenwelt, die ihr überall vorſchweben, zum Organe ihrer Empfindungen wählt. Sie ſpricht nicht um zu ſprechen; ſie ſpricht aus der Fülle des Erlebten, das aber den ſchönen Fluß ihrer Imagination nicht zu trüben vermochte; und ihre Rede,

wie ſie vom Herzen kommt, geht zu Herzen. Oft wird ſie Dichterin, und ihre Worte erſcheinen wie das erläuternde Accompagnement eines herrlichen Liedes; denn bei ihrer herzlichen Hingebung an den großen Dichter kann es nicht fehlen, daß auch dem umſichtigen Literator gar Manches in einem Texte erſt durch ihre Offenbarung aufgeht, der für das Studium ewig unverſiegbar bleibt. Und ſo dürfen wir mit dem Ueberſetzer, dem wir dabei unſern Dank nicht verſchweigen, nur wünſchen, „daß die Verfaſſerin Leben und Zeit gewinne, das Werk auszuführen, wovon das vorliegende, nach einer Aeußerung in der Vorrede, nur einen Theil ausmacht!“

Die Ueberſetzung, von der Hand eines ſo thätigen, als dazu berufenen Mannes, in wiefern ſie ohne Kenntniß des Originals zu beurtheilen iſt, erſcheint fließend und ſich aneignend; obwohl hin und wieder nach der jetzt in Deutſchland beliebten Art, die Worte mehr ſagen möchten, als der Text. Man will dadurch, ſo ſcheint's, die einfachern Genien fremder Idiome dem combinirenden, metaphyſiſchen des unſern annähern. Hieher möchten Ausdrücke, wie: „eigenwichtig, ebweiblich, Anſchau, Schlechtnis, innkräftig, urheiter, empfindſelig, Bekundungen, Ueberſchwang, Doppelei“ u. ſ. w. gehören. Derjenige aber verdient den Preis ſprachlicher Vollendung, der mit einfachen aus dem Bereich der geſellſchaftlichen Uebereinkunft geſchöpften Mitteln das Tiefſte und Bedeutendſte auszuſprechen im Stande iſt.

Hindeutungen auf eine neuere vaterländiſche Dichterin.

Spirat adhuc amor,
— commissus —
Aeoliae fidibus puellae.
Horatius.

Das Vollkommene, einem heiligen Geſetze in der Entwickelung unſeres Geſchlechtes gemäß, macht ſich, früher oder ſpäter, aber doch gewiß irgend einmal, Bahn, trotz Hinderung und Indifferenz, nach ſeiner Beſtimmung durchzudringen und zu wirken. Das Schlechte, werde es auch Tage-, ja Decennien-lang durch den trüben Schlamm der Vorurtheile und Moden auf der Oberfläche der Wellen erhalten, ſinkt eben ſo gewiß, wenn ſich einſt die Fluthen klären, in den Abgrund, wohin es gehört. In beiden Fällen hat die Kritik nichts zu thun, als, wenn ſie es vermag, dasjenige ſchneller herbeizuführen, was auch ohne ſie endlich erfolgt wäre. Ihr eigentlichſtes Geſchäft iſt einem dritten, bei den verwickelten Bildungszuſtänden unſerer Zeit häufig genug vorkommenden Falle gewidmet. Es regen ſich nämlich hie und da Talente, die, bei einer abgeſchloſſenen, einſamen Stellung des Individuums, bei einer, durch mancherlei Zufälligkeiten bedingten, eigenthümlichen, von der gewohnten verſchiedenen Erziehung oder Bildungsweiſe, einen Weg einſchlagen, auf dem ihnen Niemand, auch nur mit dem Auge, folgt, — weil man ihn im Voraus für verfehlt und ungangbar erklärt. Bemerkt nun bei ſolchen Umſtänden die Kritik einen Kern des

Strebens, eine angeborne Fähigkeit, die nur der Richtung bedürfte, oder eine Richtung, die größerer Fähigkeit oder mehrerer Anerkennung bedürfte, — da iſt es ihre beſonderſte Pflicht, einzutreten, und, wo man ſie hören will, dem Bringenden wie den Abweiſenden ein förderndes Wort zuzurufen.

Ein ſolcher Fall, zu deſſen Wahrnehmung ich ganz zufällig gelangte, veranlaßt mich zu dieſen Zeilen; und zwar um ſo mehr, weil die im Ganzen ſonderbare Erſcheinung eine vaterländiſche iſt, und weil durch ſie zum Theile jene Anſichten beſtätigt werden, die ich in dieſem Blatte (erſter Jahrgang, Nr. 80: die Alten, als Bildungsgrundlage) zu vertheidigen bemüht war.

In Salzburg (alſo wieder in dem dichteriſchen Ländchen ob der Enns) erſchien im Jahre 1832 in Commiſſion der Mayr'ſchen Buchhandlung ein beſcheidenes Bändchen, unter dem Titel: Gedichte von Maria Johanna Sedelmaier. Wahrſcheinlich iſt es nur in ſehr wenige Hände gekommen, hauptſächlich für den Kreis beſtimmt, in welchem die Verfaſſerin lebt. Haben es Fremde zufällig zur Hand bekommen, ſo haben ſie es vermuthlich, nach kurzem Blättern, für ewig wieder bei Seite gelegt. Gedichte ſind es an und für ſich nicht, nach denen man, ohne vorgängige Empfehlung der Mode oder der berühmten Recenſenten, greift; Gedichte eines Frauenzimmers noch weniger; Gedichte, meiſt antiken Inhalts und antiker Form, wieder weniger; und ſolche Gedichte noch dazu von einem Frauenzimmer, am allerwenigſten. Wer in dieſem Büchlein beim erſten Aufſchlagen ſofort die übel berufene

Geſtalt der Hexameter, ſapphiſchen und alcäiſchen Formen erblickte, wem ſogleich die oft vorkommenden Namen aller Bewohner und Bewohnerinnen des Olymps, ja ſämmtlicher Philoſophen von Athen, und Heroen von Lacedämon und Rom in's Auge ſprangen, der hat wohl alsbald das Buch mit dem Ausrufe weggelegt: welche unglückliche Richtung für ein weibliches Gemüth! — Iſt es mir doch faſt auch ſo gegangen, und nur die Gewohnheit, zum Behufe einer gewiſſenhaften Kritik alle, auch die reinſten Brillen, abzulegen, hat mich zu genauerer Betrachtung und theilnehmender Billigkeit geſtimmt.

Die Verfaſſerin, entfernter von den breiten Strömen der modernen Poeſie, die nun alle Lande durchwogen (durchwäſſern?), ſcheint ihr frühes Bedürfniß aus wenigen ältern Quellen geſtillt zu haben. Klopſtock, Stolberg, Matthiſon, Schiller, waren es wohl hauptſächlich, an denen ſie ihre Gabe ausbildete. Vielleicht iſt Wiethaler, der edle, beſonders der Geſchichte des Alterthums zugewendete Mann (ſeinem Tode iſt eines der Gedichte geweiht) nicht ohne Einfluß geweſen. Alle dieſe Männer erkannten und prieſen Griechenland und Rom als Urſprung und ewiges Vorbild menſchlicher Kultur, ihre Muſen bekannten ſich zu beſcheidenen Nachfolgerinen der alten, echten, und wie konnte ein ſolches Bekenntniß ein für das Schöne und Große empfängliches, und durch eine gewiſſe bürgerliche Abgeſchloſſenheit nur noch mehr geſtimmtes Gemüth ohne Eindruck laſſen? Iſt nun Paſſivität einmal der weibliche Geſchlechts-Charakter, ſo kann es nicht fehlen, daß ſo lebhafte und ausſchließliche Eindrücke die eigene Production

eine Zeit lang unterdrücken; wie denn die Gedichte „Sehnsucht" und „das Fest der Proserpina" wohl bloß Reminiscenzen aus Schiller, und „Abendfeier" und „Frühlingsgemälde" aus Matthisson darstellen. Nichts desto weniger trat, eben bei dem unläugbaren angebornen Talente der Dichterin, der Fall ein, der, was wir im erwähnten Aufsatze aussprachen, bestätigt. Es beweist sich nämlich auch hier: daß ein längerer, herzlicher Umgang mit der Welt der Alten nicht umhin kann, unser edleres Selbst zu wecken und zu bilden, und uns, ja alles was wir thun und reden — wenn ich so sagen darf — in einen Aether von Klarheit und Größe einzutauchen; und daß, wenn die Poesie auch jetzt noch einer Mythensprache bedarf, sie trotz der Kälte derer, die sie verbraucht nennen, keine vollkommenere finden wird, als die uns das Alterthum überlieferte und die auch die Sprache Aller blieb, die unter uns groß und herrlich gewesen sind.

Sollen wir denn sowohl dem Leser von den Gedichten, die uns zu allen diesen Bemerkungen veranlassen, einigen Begriff geben, als auch die Verfasserin, wenn sie uns hört, unseren Ueberzeugungen gemäß, zu fördern suchen, so müssen wir zuvörderst aufmerksam machen, daß die sämmtlichen Gedichte, wie sie uns vorliegen, sich beiläufig in acht Classen absondern. Zur ersten gehören solche, in welchen sich die Dichterin so ganz ins Alterthum versetzt, daß ihr eigenes Leben ganz dabei verschwindet.

So ernsthaft gerade *diese* Gedichte aussehen, so kann man sie nur als Spiele betrachten, als Verkleidungen, um zu sehen, ob eine Chlamys besser als ein Ueber-

rock-Kleid anſteht. Hierzu kommt, daß die Verfaſſerin das antike Metrum, welches hier im Grunde Hauptſache iſt, doch offenbar nur dem Gehöre nachſchreibt, was freilich den auf ſolche Liebhabereien eingehenden Leſer und Kenner nicht zu gewinnen gemacht iſt. Von ihren Hexametern merkt man es meiſt nur an dem letzten — ⏑ ⏑ — ⏑, daß ſie es ſein wollen. Gehören nun eigentlich dieſe Gedichte nicht ihr an, und hat ſie dabei nicht die Routine und Virtuoſität, durch die Jongleur-Künſte der Rhythmik dem Scheine Werth zu verleihen, ſo wäre es gerathener, in dieſer Gattung künftig ſparſam zu ſein. Als Beiſpiele derſelben bezeichne ich: „An den Apollo, Klage eines Heloten, Aegeus, an Brennus, Hannibal an Fabius" u. a., die faſt wie poetiſche Schulaufgaben ausſehen. — Gelingt ihr nun die nöthige Strenge der antiken Formen nicht, ſo iſt die gänzliche, unter der Firma des Dithyrambiſchen eingeſchwärzte Formloſigkeit noch unzuläßiger. Schon bei den Stolbergen, wo das innere Feuer warm genug durchſchlägt, laſſen jene hymnenartigen Exclamationen kalt; und ſo ſollte unſere Verfaſſerin, zu eigener Förderniß, nichts mehr wie „An die Erde, An die Göttin der Geſundheit" dichten, ohne ſich ein wohlthätiges, die ſelbſtentquellende Fülle zur Harmonie begränzendes Maß anzulegen. — Nicht zu verwechſeln mit den Gedichten der erſten Art ſind jene, wo die warme Begeiſterung für's Alterthum in bequemer moderner Form ſelbſt den Stoff ausmacht. Man muß in ihnen den unverkennbaren Stämpel einer großen und reinen Empfindung reſpectiren, die, ſei ſie uns auch an dem zarteren Geſchlechte noch ſo ungewohnt, doch auf keine

Weise dem männlichen ausschließlich zum Monopole angewiesen ist. In dieser Art wird sich das Gedicht „das alte Rom" neben jedes stellen dürfen, welches edle Wehmuth über den Untergang so vieler Herrlichkeit irgend hervorgerufen hat. — Gelegenheitsgedichte, „juvavienſiche" u. dgl. mögen mitunterlaufen, wie wir ſie, mit nicht mehrerem Antheile, auch bei den großen Dichtern, nur dulden; was auch Goethianer, einem mißverſtandenen Worte ihres Meiſters zu Folge, der ſelbſt genug Unbedeutendes in dieſer Art gedichtet hat, zu ihrem Lobe vorbringen mögen.

Alle Gedichte, die mit „Dich will ich beſingen" (S. 24) oder „Nicht dich will ich ſingen" (S. 13) anfangen, wären nach unſerem Rathe künftig zu unterdrücken. — Eine untergeordnete Gattung ſind ferner diejenigen, welche in einer gedrängten, an die ſinnigen Epigramme der Griechen erinnernden Form bekanntere Motive oder anregende Gedanken neuerdings wirkſam zu machen ſuchen. Die Verfaſſerin iſt nicht immer unglücklich in dieſer Art, welche Goethe unter der Aufſchrift „antiker Form ſich näbernd" (Bd. 2. S. 125) zu regeneriren verſucht hat. Die Gedichte „Die Geſchenke, an die Tanne, die Statue der Nemeſis" u. a. ſind unſerer Schülerin der Griechen artig genug gerathen; aber freilich ſind dergleichen Blüthen der Lektüre und Erinnerung nicht als eigentlicher Lebensgewinn zu betrachten. — Wieder eine andere Art bilden die verſifizirten Erzählungen, worin die Dichterin nach mancherlei Vorbildern den Eindruck, den eine bedeutungsvolle Begebenheit in ihr zurückließ, feſtzuhalten und zu einem poetiſchen Effekt zu geſtalten ſuchte.

So wünſchte ſie in der Geſchichte des entführten Oreſtes (S. 142) die ernſte Bedeutung der griechiſchen Mythe mit der kurzen, abgeriſſenen, getuſchten Manier Oſſians zu ſtärkerer Wirkung zu verarbeiten. Allein die erfolgreiche epiſche Darſtellung ſetzt jene erfahrungsbreite und ruhige Objectivität voraus, welche der Jugend faſt durchgehends, und noch mehr der weiblichen, abgehen. — Nun kommen wir auf jene Gedichte, in denen uns die Seele der Dichterin rein, ungetrübt, aber auch ungeſtaltet entgegenklingt. Sie haben ſchon den großen Vorzug, nicht *gemacht* zu ſein, und uns etwas zu offenbaren. In der Form iſt meiſtens der dunkle Anklang der genannten deutſchen Dichter zu empfinden; wer möchte auch, in einer ſo ausgeprägten Sprache wie die unſere, fähig ſein, an das Beſte, was in ihr geſagt ward, nicht zu erinnern? Der Gehalt aber iſt denn doch, wie man ohne unbillige Forderung vorausſetzen mußte, nicht ſo bedeutend, daß er für den Mangel einer frappanten Außenſeite ſattſam entſchädigen könnte. Wir fühlen und denken gerne mit, ohne eben einen Wachsthum in unſerem Inneren zu gewahren. Es ſind eben die Gedanken und Gefühle einer edlen, reinen, gebildeten Natur. Eine ſanfte, durch Sittlichkeit und Hingebung an die erkannte weiſe Ordnung der Welt verklärte Melancholie beſtimmt ihre Färbung im Ganzen. Als das Beſte in dieſer Art iſt das Gedicht „Duldung" auszuzeichnen. — Von hier iſt nur ein Schritt zu der letzten Gattung, in welcher das Beſte geleiſtet, in welcher das Talent der Verfaſſerin auffallend und merkwürdig entwickelt iſt, und um derentwillen ſie uns

eigentlich im höheren Grade bedeutend erſcheint. Wir möchten dieſe Art zu dichten, nach dem Vorgange eines ihrer Kultoren (v. Schober's Palingeneſien, Breslau 1826) die „palingenetiſche" nennen. Die ausgeprägten, aus verehrtem Alterthume überlieferten Typen (hier die helleniſche Mythe) werden zum Behikel für das Erlebte, Empfundene gebraucht, und ſo in gewiſſem Sinne wiedergeboren. Die Wahrheit und der Ernſt des Inhalts verleiht der todten Form lebendige Bedeutung, und die Anmuth und Verſtändlichkeit des Bildes dem Inhalte Klarheit und Intereſſe. In dieſer Art nun iſt unſere Dichterin bemerkenswerth. In dem kurzen Gedichte „Ate" drückt ſie, durch einfache Hinſtellung des mythiſchen Begriffes, die ſchauervolle, über das ganze Menſchengeſchlecht ſich ausbreitende Gewalt der Schuld ſo kräftig aus, daß man ein Gedicht von Mayrhofer zu leſen glaubt. Und damit es doch nicht ſcheine, als redeten wir von einem Welttheile, den Niemand zu ſehen bekommt, und wovon das Fabeln erlaubt iſt, ſo ſtehe, zur Beurtheilung einſichtiger Leſer, das Gedicht hier, welches ich für das beſte dieſer Gattung und der ganzen Sammlung halte. Man denke ſich ein Mädchen, welches den tiefen Schmerz männlicher Unbeſtändigkeit erfahren hat. Die Götter haben der Armen keine anderen Waffen verliehen, als die zarten, beſchwingten Pfeile des Geſanges; und ſie möchte nun, unter fremdem Bild und Namen, was ſie erlitten, mit den Klagen tauſend Anderer in die Lüfte ſenden, daß ein mitfühlendes Echo ſie vernähme; könnte ſie es zarter, inniger und poetiſcher thun, als im folgenden Gedichte?

Die Liebe der Hamadryade (S. 166).

Seht der Esche Zweige neigen,
Ihr gefiedert Laub erblaßt,
Ihre Wurzeln sehr entsteigen,
Die der Erde Grund nicht faßt.
Ach, sie stirbt, die Luft der Hirten,
Wenn sie das Gefild durchziehn,
Fröhliche Cicaden schwirrten
Auf dem dunkeln Blättergrün.

Rhökos, fremdem Land entsprossen,
Reizend wie Endymion,
Hat die Wurzeln fromm begossen,
Wie die Daphne Leto's Sohn;
Deckt sie dann mit schwarzer Erde,
Fleht zum Zeus, der Regen schickt,
Ehrend, was sein Glaube lehrte,
Der den Baum beseelt erblickt.

Plötzlich borst entzwei die Rinde,
Die Dryade trat hervor;
Staunend horchten Meer und Winde,
Und der Cypris kleiner Chor.
Eros spannte schnell den Bogen,
Zielte nach der Beiden Herz,
Zwei der schärfsten Pfeile flogen,
Und sie fühlten gleichen Schmerz.

Beide wollten mit Entzücken
Wonnetrunken sich umfah'n,
Liebe liegt in ihren Blicken,
Liebend will sich Rhökos nah'n.

„Sprich, wie mag ich es dir lohnen,
Daß du ſorgſam mein gepflegt?
Willſt du in Palläſten wohnen?“
Frug Meliſſa tief bewegt.

„Willſt du Herden? Schäferkränze?
Willſt du Ares hohen Ruhm?
Willſt du, daß dein Name glänze
In Apollens Heiligthum?
Willſt du über Fluthen ſchiffen
Nach Agenors reicher Stadt?
Schätze aus des Meeres Tiefen
Bring', Poſeidon, an's Geſtad'!“

„„Nicht Neptun aus ſeinem Meere,
Zeus vom Himmel, Ares nicht,
Göttlich nur belohnt Cythere,
Göttlich, wenn Meliſſa ſpricht.
Sie, mit ſilberweißen Füßen,
Und ihr Haupt in Lockennacht;
Iris ſanfte Strahlen fließen
Um der Stirne Perlenpracht.““

Und vereint zum ſchönſten Bunde
Hatte ſich das ſchönſte Paar;
Aber, ach! der Trennung Stunde
Weiſt die ſchnelle Hore dar.
„Wenn du ſcheideſt, werd' ich nimmer,
Rhökos, weh! dich nimmer ſeh'n!
Nicht mehr lacht mir Luna's Schimmer,
Einſam ſeh' ich Thebe ſteh'n!“

Wo die königliche Helle
In dem Meergewoge ſchwand,
Fern, ach fern der Dirke Quelle
Am Sicaums Blumenſtrand.

Bringet eine treue Biene
Kunde von Meliſſa dir:
„Liebſt du noch mit feſtem Sinne,
Sagt ſie frohe Botſchaft mir.“

Rhökos ſchied. Mit düſtern Blicken
Eilt er, ohne Pfeil und Spieß.
Ohne Köcher auf dem Rücken,
Durch den Hain der Artemis.
Wann die Fluren Eos röthet,
Schweift ſein Aug' in blauer Luft,
Und, wann Philomele flötet,
Horcht er, ob Meliſſa ruft.

Und mit leicht entbund'nem Flügel,
Mit der Liebe ſüßem Wort,
Ueber Thetis glatten Spiegel
Eilt die kleine Biene fort.
Ruht nicht im Myrtenlaube,
Nicht im dunklen Myrtengrün;
Schneller als Cytherens Taube
Schwirrt ſie durch den Aether hin.

Rhökos ſieht ſie, und ein Feuer
Färbt ſein blaſſes Angeſicht,
Wie wann Phöbos durch den Schleier
Trüber Nebelwolken bricht.
Und der Laut ſtirbt ihm im Munde,
Und ſein trunk'nes Auge ſchwimmt,
Da Meliſſas liebe Kunde
Sein entzücktes Ohr vernimmt.

So unnennbar tiefe Weben
Trägt kein ſchwacher Sterblicher;
Und er flieht zur goldnen Sonne,
Daß ſie weile überm Meer.

Und wie eine Marmorbüſte
Starrt er, mit gebohrner Hand,
Als nach der entfernten Küſte
Seine holde Botin ſchwand.

Wann auf ihrem Drachenwagen
Ceres durch die Felder zieht,
Sirius in heißen Tagen
Am entwölkten Himmel glüht;
Fliegt die Biene her von Thebe
Wieder ohne Raſt und Ruh':
Daß Meliſſa lieb' und lebe —
Flüſtert ſie ihm freundlich zu.

Und es freut ihn, ſie zu ſchauen,
Und ſie ſchwebet um ihn her;
Doch in ſeinen Augen thauen
Keine ſtillen Thränen mehr.
Arme Biene! deine Schwingen
Sind zu weitem Fluge nicht,
Ueber See und Land zu bringen,
Was der Freundin Lippe ſpricht.

Da der Apfel der Dione
Und die braune Feige winkt,
In des Laubwerks dichter Krone
Golden die Olive blinkt,
Und der Gärtner, froher Miene,
Fromm ſie dem Vertumnus weiht:
Schwebet noch einmal die Biene
Aus des Haines Einſamkeit.

Aber weh! was ſieht die Arme?
Iſt's ein Traum, was ſie erblickt?
Hält nicht Rhökos in dem Arme
Eine Fremde feſt umſtrickt?

Mit dem grünen Zweig der Rose
Hat der Freche sie verscheut, —
Er vergaß auf weichem Moose
Seiner ersten Liebe Eid.

Schlimm ist, was aus Pyrrha's Stamme
Treules ist der Männer Herz,
Liebe nur ein schöner Name,
Und ihr sich'rer Lohn der Schmerz.
In der Rache heißem Drange,
Tief empört von seinem Glück,
Läßt sie in des Jünglings Wange
Ihren scharfen Stahl zurück.

Die ersehnte Botin schwebet
Ueber Kopai's Gestad, —
An der schlanken Esche bebet
Freudig lauschend jedes Blatt, —
Setzt sich auf des Baumes Krone,
Spricht das bitt're Wort, und stirbt.
„Regen haß' ich, Thau und Sonne!"
Ruft die Nymphe, und verdirbt.

Wir haben oben nur das Grundmotiv zu diesem Gedichte angedeutet, um dem Leser in der Empfindung nicht vorzugreifen; nun wird er wohl fühlen, daß in dem Stiche der Biene und in dem Verderben der Dryas noch mehr liegt, als was wir aussprachen.

Es müßten, dünkt mich, unfühlende oder von unbilligen Ansprüchen ausgehende Leser sein, welche, nach der mitgetheilten Probe, noch staunen könnten, warum wir auf eine vaterländische Erscheinung aufmerksam gemacht

haben, die, mag man ſie nun beurtheilen wie man will, doch jedenfalls merkwürdig genug iſt. Haben wir, bei dem Raume, den wir uns, um andere Mittheilungen nicht zu beeinträchtigen, anwieſen, etwas geſagt, was die Verfaſſerin ſelbſt in ihrem Inneren zu befeſtigen, zu ordnen, zu leiten, zu fördern geeignet wäre, ſo wäre Alles, was wir bei Abfaſſung dieſer Zeilen bezweckten, erreicht. Ihr wünſchten wir deutlich zu machen, daß alle Wirkung von Innen ausgehe, aus einer reinen, ernſten Seele, wie die übrige, mit und ohne den Schmuck ererbter Edelſteine, die das Licht zwar widerſtrahlen, aber nicht erzeugen; dem Publikum wollten wir an einem Beiſpiele beſtätigen, was der Umgang mit den Alten in Denjenigen hervorrufe, die ihn, unberührt von den Launen einer wechſelvollen Zeit, in ſtiller, ernſter Einſamkeit cultiviren. Quod erat demonstrandum.

Briefe an Joh. H. Merck, von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenoſſen. Herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmſtadt, J. P. Diehl, 1835. XL und 528 Seiten. 8.

Dieſe Sammlung ſchließt ſich am nächſten an Knebels Nachlaß. Wir befinden uns meiſt in demſelben Kreiſe, in den wir dort eingeführt worden. Die Korreſpondenz faßt die Zeit zwiſchen dem Jahre 1770 und dem Jahre 1790 in ſich; und hier haben wir gleich Urſache, uns eines Vorzuges zu erfreuen, der ſie vor allen auszeichnet.

Sie iſt nämlich mit einer beſonderen Sorgfalt angeordnet und redigirt. Ein Vorwort ſetzt uns ſogleich auf den rechten Standpunkt; eine möglichſt ausführliche, verſtändig, und, wie es ſich ziemt, mit Liebe für den Gegenſtand geſchriebene Biographie erleichtert uns im Voraus das Verſtändniß; hierauf folgt ein wohlgeordnetes Verzeichniß von Merck's gedruckten Schriften; dann eine Auswahl aus deſſen Fabeln und Erzählungen, aus denen außer einer negativen, philanthropiſchen Richtung, die wohl mehr jener Periode als dem Einzelnen angehörte, nichts Individuelles hervorleuchtet; die Briefe ſelbſt nun ſind chronologiſch geordnet, dabei aber nummerirt, und, da am Schluſſe ein alphabetiſches Verzeichniß der Namen der Briefſteller mit den ſie betreffenden Nummern, wie am Eingang eine kurze Ueberſicht aller Briefe, gegeben iſt, ſo kann man die Sammlung bequem nach jedem Geſichtspunkte durchſehen. Ja, damit nichts vergeſſen ſei, ſind den Briefen überall erklärende Noten und dem Schlußinhalt kurze Notizen über jene bedeutenden Perſonen beigefügt. Nur Eines fehlt, was freilich zum fruchtbaren Genuſſe des Ganzen das Meiſte beigetragen hätte, was zu geben, leider! nicht in der Macht des Herausgebers ſtand: Merck's eigene Briefe.

Hier heißt es alſo eine inverſe Methode einſchlagen, und aus dem Verhalten der Andern zu Merck auf das ſchließen, was er eigentlich war; um ſo mehr, als die biographiſchen Propyläen nicht in's innere Heiligthum führen. Der Herausgeber ſelbſt wußte nicht viel anders zu verfahren; er ſammelt ſchlichte, faktiſche Daten, ſucht

die Aussprüche der bedeutenden Menschen, in deren Mitte sich Merck bewegte, am rechten Orte über ihn geltend zu machen, und zieht besonders einige Apophthegmen herbei, durch welche sich Merck vorzüglich ausgezeichnet, welche auf die Heroen unserer Literatur, wie es scheint, wirksamen Einfluß geübt, und nun von einer aufmerksamen Nachwelt, wie es bei den sieben Weisen Griechenlands der Fall war, als Reliquien im Gedächtniß bewahrt bleiben. Sie sind meist gegen Goethe gerichtet, dem sie meistens die Richtungen bemerkbar machen wollen, die er zu vermeiden hätte; zumal da, wo es schien, als sei er schon im Begriffe sie einzuschlagen, so, daß man das Wort: merk! als symbolisch für Goethe betrachten darf. Jene Differenz, welche Merck so bestimmt und hell aussprach: zwischen Jenen, die das Imaginative verwirklichen wollen, und Jenen, die das Wirkliche poetisch gestalten, — bleibt immer ein glückliches Aperçü, welchem Goethe Aufklärung und Förderniß zu schulden (nachgel. Werke 8. Bd.) selbst gesteht. Allein den übrigen Winken kann man nicht leicht gleichen Beifall zollen; sie enthalten meist leere Negationen, und in den Aeußerungen: „daß Clavigo ein Quark sei" (S. XV.), — daß Werther „ganz hübsch" wäre (ibid), — und in der: „was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, oder, was mir alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen;" — (S. XVII.) sehe ich weder den „Scharfblick" noch „die feine Ironie," die ihnen der Herausgeber zuschreibt. Zum Glück hat sich Goethe nicht mehr als billig durch

Univ. Bibl. München

ſie determiniren laſſen, — ſonſt würden die Iphigenien, Taſſos und Pandoren unter dem Scheffel geblieben ſein. Reducirt ſich doch faſt alles, was gegen dieſen Mann, der ſo ganz Er war wie wohl Keiner, geſagt worden iſt, darauf, daß er nicht hätte Goethe ſein ſollen; und ſollten wir das wünſchen? — Im Ganzen wird ſo viel deutlich, daß Merck durch Negiren erregend wirkte, ein Ferment, welches die umgebenden größeren Kräfte in beſtändig thätiger Gährung erhielt, weßhalb ihn Goethe als „Mephiſtopheles" bezeichnete. Er ſcheint die Individualitäten der Handelnden gut herausgemerkt und unterſchieden zu haben, und nur ſo wird das Verneinen fruchtbar, welches, im Allgemeinen, eine zerſtörende Gewalt iſt. Solchen Menſchen iſt es nicht gegeben, etwas Ganzes, Lebendiges aus ſich hervorzubringen; ſie negiren auch ſich als Individuum, und ſo war es auch mit Merck; es blieb bei Rhapſodieen, Fragmenten, Kritiken; — ihr Feld iſt mehr die Wiſſenſchaft; wo man nicht ſchafft, ſondern unterſcheidet und denkt, — und in ihr wieder das Fach der Raritäten, noch uneingeſchalteter Einzelnheiten, Erfindungen, und ſo war es auch bei Merck. Wie ſich an dem auffaſſenden, empfangenden Knebel der allaustheilende Herder, ſo erfreute ſich vorzüglich der geiſtreiche, freundlich verneinende Wieland an dem gleichgearteten Merck.

Wielands Briefe ſind die zahlreichſten und aus denen am meiſten Liebe zu Merck ſpricht, im ganzen Bande. Ihr Inhalt iſt, außer allem Anderen, — der Merkur. Für ein ſolches Inſtitut ſchien Merck ein ge-

fundener Mann; wenn es irgend kritische Naturen gibt, so sind es solche, wie wir ihn geschildert haben. So überträgt ihm denn Wieland-Zeus das Recensir-Packet des Götterboten, „mit Macht und Gewalt als Obermeister" — erklärt sich „geborgt, und mit allem zufrieden," wenn er es übernimmt (S. 82), und wenn er später Ursache fand, seine Zufriedenheit zu limitiren, so war wieder nur Merck's negatives Wesen daran Schuld, welches ihn lässig, unproduktiv, und unentschieden machte. Es ist unbillig, wenn man (Gervinus, über den Goethe'schen Briefwechsel Leipz. 1836) das Persönliche, das Parteiliche aus diesen Verhandlungen aufstöbert, oder, weil man selbst verdrießlich sieht, die Publikation solcher Angelegenheiten für bedenklich hält. Wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf! und was geht aus der Enthüllung des Wirkens unserer Besten hervor, — was kann anderes daraus hervorgehen, — als daß sie eben auch Menschen waren wie wir, — nur bessere; gescheidtere? — wer mehr will, weiß nicht was er will. — Arbeiten zumal, die für das Publikum der Journale bestimmt sind, — können, dürfen sie sich rein und zart wie Gedichte halten? honny soit qui mal y pense! — Im Uebrigen brauche ich über Wieland nichts weiter beizubringen. Auch, als er diese Briefe schrieb, ist seine Charis neben ihm gestanden. Die Art, wie er Goethes Wesen und Verhältniß zu den Andern auffaßt, der heitere Unwille des liebebedürftigen Herzens über Herders Herbigkeit, die genügsame Uebereinstimmung mit sich selbst, eine Aura jener Lebensluft, die in allen seinen Büchern „Freiheit und

Frieden" weht (nicht „Schwäche" und „Mittelmäßigkeit," wie es die gar zu kräftig thuende neue Kritik nennt), — das unabirrende Wandeln auf der zarten, Tausenden unauffindbaren Linie echter Menschlichkeit, — das klare Auge, die heitere Billigkeit, das gründliche Wohlwollen, der gesunde Aerger über das Verkehrte, die immer jugendliche Wärme fürs Gute, Schöne, die Strenge gegen sich, die Liebe für uns, mit dem beharrlichen Muthe und Humor uns zu erfreuen und zu fördern, — wir finden das alles in diesen Briefen wieder; aber wo sonst? — Nächst ihm war es Goethe, der an Merck den nächsten Antheil nahm; und so ist es billig, seinen Briefen die zweite Stelle einzuräumen. Man muß sie in zwei Hälften sondern: die erste dauert vom Jahre 1774 (S. 54) bis inclusive 1778 (S. 122); sie enthält durchgängig nur flüchtige Billets, angemessene „Wische," meist individuellen Inhalts, in jenem Tone geschrieben, der in den Briefen an Lavater herrscht, nur nicht so herzlich und innerlich, weil kein tiefes Verhältniß zu Grunde liegt; man kann auch wohl etwas von dem Vorsatze, sich gegen mephistophelische Zurechtweisungen zu verwahren, herauslesen. Es war die Epoche, von der man sagen kann, daß in ihr sich Goethe's Wesen zuerst zu präcipitiren anfing; der Eintritt in die weimarischen Verhältnisse; kurz vorher, wie bei einer Krise, war die Gährung am ärgsten, — die italienische Reise erst klärte die oben stehende Flüssigkeit völlig, und vollendete den Bodensatz zum Krystall. Von 1778 (S. 136) kann man, freilich nicht ohne vermittelnden Uebergang, die zweite Hälfte der Briefe

unterscheiden. Das Gefühl und die Betrachtung eines gegründeten, schönen, folgenschwangern Zustandes, erfüllen den Geist mit einer kräftigenden Ruhe, die sich sofort in seinen Schöpfungen durch Conception größerer, ganzer Gebilde (Wilhelm Meister), wie in den Briefen durch behaglichere Breite und ernstere Richtung ausdrückt. Gerade der Brief, den ich an die Pforte dieser Periode setze (S. 136), enthält die Selbstoffenbarung dieses Zustandes. „In meinem Thale — heißt es darin — wird's immer schöner; das heißt, es wird mir näher und Anderen und mir genießbarer, da ich die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe. . . . Im Innersten aber geht alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an, und doch versagt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus, und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun. Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugniß" (S. 137). Wie die Bäume gewachsen sind, Blüthen entfaltet und Früchte getragen haben, wissen wir Alle, und man hat in den eben nicht

zahlreichen Briefen, die nun folgen, Gelegenheit, dem schönen Vegetations-Processe schrittweise zuzusehen. Immer entschiedener sondern sich vor Goethe's Blick die mancherlei Sphären des Denkens und Wirkens auseinander, und wie er sich selbst seine Bahn immer bestimmter vorzeichnet, so läßt er Jeden auf der seinen gelten, schaut mit Lust den tausendfältigen Fortschritten zu, und, indem er das Ziel, in welchem sich alle Wege vereinen, mit stiller Beruhigung voraussetzt, sucht er an den Kreuzungspunkten, wo er mit Anderen zusammentrifft, wechselseitig von ihnen zu gewinnen und ihnen zu frommen. Eine solche Station ist hier das Kunst- und Naturstudium; — und während die Briefe der ersten Periode richtungslos „irrlichterirten" — sehen wir ihn in denen der zweiten sich immer mehr auf diese Richtung concentriren, bis in den letzten fast von nichts anderem als Naturwissenschaft mehr die Rede ist. — Hier ist es am Ort, zu erwähnen, daß auch von Goethes Mutter ein Briefchen mitgetheilt wird, welches, so klein es ist, ganz den Geschmack ihrer Küche hat, den wir von Bettinen her noch auf der Zunge haben. Daß Wieland einem so gemüthlichen Wesen sich insonderheit befreundet fühlte (S. 247), ist ganz gemäß.

Herders Briefe sind die ältesten in der Sammlung; sie datiren sich aus seiner leidenvollen Bräutigamszeit, handeln von Herzens-, gelehrten und chirurgischen Angelegenheiten, und geben über den, wie ein Meer innerlich stets bewegten, nach Außen ruhigen, allabspiegelnden, bodenlosen, unbegränzten Geist (auch die Herbigkeit des Meerwassers gehört mit in den Vergleich) keinen weiteren Aufschluß. Von

ſeiner Gattin, die wir auch aus Knebels Nachlaß kennen, folgt ebenfalls ein herzliches Blatt. Karl Auguſt und Amalie leuchteten auch hier als freundliche Dioskuren einem thätigen, Waaren aller Art beſorgenden Schiffer. Gar wohlthuend und bedeutend werden für Jeden, der in den Bezirken der ernſten Muſen, des innern Lebens ſeine Hütte aufgeſchlagen hat, die drei Briefe J. G. Schloſſer's ſein. Hier ſchließt ſich ein ſchönes, weiches, liebeſuchendes Herz auf, das der Wahrheit gewiß näher iſt als das Gehirn, das ſie erträumen oder errechnen will. Nur darin irrt es ſich, daß es ein Objekt für das innigſte Bedürfniß ſucht, als könne es gewährt werden, während es doch nur von der eigenen Kraft der Liebe und Thätigkeit befriedigt werden kann. Wer nach Liebe ſucht, der wird ſie nicht finden; wer aber Liebe gibt, der wird ſie wieder empfangen. Die allzuweiche Seele fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Welt, den ſie nur ſelber in ſich erſchaffen kann; daher dann jene betrübende Wehmuth, die auch aus Schloſſer's Briefen athmet. — „In dem Augenblick des vollen Gefühls, der lebenden Harmonie in uns macht die Fülle des Herzens glücklich; aber iſt der vorüber — wie viel Unmuth der Leerheit, wie viel Qual der Mißſtimmung folgt dann! das Herz iſt ſo abhängend; abhängend von den übrigen Menſchen und der übrigen Welt" (S. 49). Iſt es das, wenn die dauernde Kraft eines allgemeinen Wohlwollens es belebt? Nur dieſe Kraft, nicht der Verſtand, wie ſich Schloſſer ſpäter bereden möchte, der Verſtand, der nichts ſchaffen, nichts geben kann, — füllt die Lücke unſeres Innern aus. Sie gibt uns

jene tiefste Selbstgenügsamkeit, die er so gut, wenn gleich nur durch Verneinungen, zu bezeichnen weiß. „Es ist noch was — sagt er — zwischen Freude, Leiden und Gleichgiltigkeit. Ich weiß nicht, wie ich's nennen soll; . . . es ist so etwas vom Kinderleben" (S. 51). Es traf sich sehr glücklich, daß eine Lebensgenossin von so ernstem, strengem ja starrem Naturell als Goethes Schwester, und die Beschäftigung mit Mathematik und Mechanik einem so unbedingten Triebe die Stange hielten, sonst hätte es um einen Phaeton mehr gegeben. Ein solches Individuum erinnert in manchem Punkt an F. H. Jakobi, von welchem auch einige Zeilen mitgetheilt sind, — gedrungener, frischer, lustiger, als man es sonst von ihm gewohnt ist. Besonders charakteristisch sagt er: „Heinse will mehr als jemals nach Italien — auf den Aetna — da, meint er, säß' es!" (S. 130). — Ein Billet des edlen Hemsterhuis, und eines des mineralogischen Fürsten Gallizin vervollständigen die Erinnerung an jene liebenswürdige, philosophische Coterie: auch von dem gefühlvollen Denker Dalberg ist nur Ein Schreiben bewahrt, freilich für den Empfänger ein Ehrendiplom, indem es darin heißt: Sie sind „der einzige feste, gründliche, und doch gefühlvolle Kunstrichter, der mir bekannt ist." (S. 172). Ein seltsamerer Kunstrichter von einer kuriosen, nun zwar abgeleteten, aber wie es scheint mutatis mutandis wieder aufs Tapet kommenden Façon ist Füßli der jüngere. Er wünscht Klopstocks „Vaterlandspoesie" „zum Teufel" (S. 60), nennt Alle Lügner (S. 59), die in den Psalmen Poesie finden, schimpft „Young's Pyramiden von Teig" (S. 61), und verlangt,

man ſoll ihn (S. 60) „im A— lecken.“ Daß er nicht ganz ohne Grund einen ſolchen Lärm ſchlägt, ohne Empfindung vom Rechten, — wird ihm zugeſtanden; der Styl aber, das Extrem von der ſpäter, zumal durch die Schlegel in Schwung gekommenen, glatten, leeren pathetiſchen Breite (ſollte attiſch ſein), — mag aus der Mode bleiben! — Wie ſticht gegen ihn der flache, nüchterne Nikolai ab, der hier beſonders durch die Art, wie er ſich gegen Goethe anſetzt, komiſch wird! er hält ſich für zu gut, einen Streit mit ihm anzufangen; er iſt und bleibt ein ehrlicher Mann; „ſollte es aber Herrn Goethe einfallen, mit mir zu ſpielen, . . . ſo dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publikum ſehr bald mit ihm fertig werden wollte“ (S. 81). Ein dito Ehrenmann iſt Boſe, der auch hier wieder wie bei Knebel ſeine Bude für „ſchöne, neue Gedichte“ aufſchlägt, und literariſche Perſönlichkeits-Klatſchereien mit in den Kauf gibt. Der Ort, an den ich ihn ſtellte, iſt ſo unpaſſend nicht. Schöne Seelen finden ſich. „Nikolai's Freuden Werthers haben ihn überraſcht. Vieles darin iſt ſo übel nicht“ (S. 57.) Warum denn nicht gerade heraus bekannt: das iſt meine Herzensmeinung! jeder Menſch gewinnt, wenn er den Muth hat, wahr zu ſein. — Mag der Dritte in dieſem Bunde der nierenprüfende Knigge ſein, der ein Empfehlungsſchreiben für einen Schöngeiſt komponirt hat, welches ein Meiſterſtück von unnöthigen Verrenkungen iſt. — Die Briefe des ehrlichen Bode, des höflichen Berendingen, des Kupferſtechers Zentner, des thätigen Bertuch, des gelehrten Eberhard, des realiſtiſchen K.

Heß, eines v. Hohenfeld, von dem Schiller geſchrieben hat: „mein Freund und der edelſte Mann, den ich kennen lernte“ (ſ. Inhalt), deſſen Freundes la Roche, des ungenirten, immer „ich bin wie ich bin“ verſichernden Sarrafin, der den Grafen Caglioſtro ſeinen Wohlthäter und Freund nennt (S. 505), des Sammelfreundes Schmerfeld, des beſcheidenen J. G. Schneider, des ſchon zahmer gewordenen F. L. Stollberg, des Balladen ſammelnden Urſinus, des Steine ſammelnden Veltheim, und des „hochgeehrten Kupferſtechers“ Wille, — alle dieſe Briefe geben keinen Anlaß zu weiterer Erörterung. — Eben ſo muß es den Leſern überlaſſen bleiben, aus den Blättern der Damen von Göchhauſen und la Roche etwas für ſich zu erbeuten. Hier genügt die Aufzählung der Namen, um den Reichthum des Materials zu bezeichnen. Größerer Theilname werden ſich die Künſtlerbriefe Tiſchbeins zu erfreuen haben; deren Inhalt hinreichen würde zu vergnügen, wenn nicht deſſen einfache, aber gemüthvolle und inſtructive Behandlung das Intereſſe bedeutend erhöhte. Naturſinn, praktiſcher Blick, warme Empfindung, und ein vernünftiger Tact ſind ohne Zweifel die erſten Bedingniſſe zur Entfaltung eines künſtleriſchen Vermögens; ja ſie ſind unentbehrlich, um auch nur wahre Empfänglichkeit für Kunſtgenuß zu begründen; und dieſe Eigenſchaften ſind es, welche aus jeder Zeile dieſer Briefe ſprechen. Allein ſie reichen keineswegs hin, einer, bis in's Gebiet umfaſſender Ideen geſteigerten Theorie oder Praxis zu genügen; was hiezu erfordert wird: das ideale Vermögen des Geiſtes, das geniale der Phan-

taſte, die letzte, hohe Bildung, — das iſt es, was wir bei Tiſchbein vergebens ſuchen. Es wäre ſehr ungerecht, wenn man mit Gervinus (am ang. O.) behaupten wollte, das, was unſere neue hiſtoriſche Malerei am nothwendigſten bedürfe, werde hier angeregt. Man denke an die Compoſitionen des Cornelius, und vergleiche damit die arme Conception von den Schach ſpielenden Prinzen (S. 407)! Man ſtelle ſich die Zeichnungen vor, „zu denen aber auch noch Wörter gehören, aber ſo, daß Eins dem Andern aufhilft“ (S. 509)! Man leſe Tiſchbeins Beſchreibungen von Rafaeliſchen Werken S. 515 u. f.), wo er ſich freut, „daß alles ſehr fein und ausführlich gemalt iſt; ſogar den Schweiß, der über die Schläfe herabrinnt, hat er gemacht“ (S. 515)! — wo immer nur „die Eile in den Beinen“ und „daß man glaubt, die Worte ſtocken im Munde“ (S. 516) und dgl. gerühmt wird, — und man wird das treue Auffaſſen Tiſchbeins, ſein geſundes Organ für Charakter preiſen, ohne ihm Begriff vom Höchſten anzudichten, oder die herrlichſten Leiſtungen der Gegenwart zu verkennen. — Was nun noch an Briefen übrig iſt, bezieht ſich auf jene Zweige der Naturwiſſenſchaften, welche Merck cultiviren und ausdehnen half: Mineralogie, Geologie, vergleichende Anatomie, Botanik. Es finden ſich hier die Verhandlungen der Autoritäten über den armen Zwiſchenkieferknochen, den ſie, weil er nun einmal in das Knochengerüſte der Doctrin nicht paſſen will, lieber wegwerfen. Iſt es ihnen doch „ſelten um den lebendigen Begriff einer Sache zu thun, ſondern um das, was man davon geſagt hat“ (S. 445). Und doch, indem ich dafür ſtimme, daß eine Gilde thätiger

Menſchen der andern ihre Zunftbeſonderheiten nachſehe, in Erwägung deſſen, was jede leiſtet, — weiß ich dieſe Zeilen nicht würdiger zu ſchließen, als mit den ehrwürdigen Namen jener Prieſter der Natur, von welchen in dieſem Bande ſchriftliche Denkmale niedergelegt ſind: Banks, Blumenbach, Peter und Andrian Camper, Faujas de St. Fond, Forſcher, Lichtenberg, de Lüc, Sömmering, Voigt, Wyttenbach.

Franz von Schober's Gedichte.

Franz von Schober iſt zwar nicht von Geburt ein Oeſterreicher, er iſt in Schweden geboren, was zum Verſtändniſſe des Gedichts S. 192 bemerkenswerth iſt. Aber er gehört als Menſch zu uns, iſt als Poet einer der Unſrigen.

Die lyriſche Dichtkunſt findet ſich, der jetzigen deutſchen Literatur gegenüber, in einem ganz eigenthümlichen Verhältniſſe. Von der einen Seite hört man über die überſchwemmende Menge von Gedichten klagen, die, ſchon gar nicht mehr einzeln, ſondern nur immer gleich zyklenweiſe producirt und feilgeboten werden; von der andern Seite ſcheint ſich, wie in einer wahren Waſſerſucht, mit dem Ueberfluſſe der Durſt nur zu vermehren; man ſpricht von einem wieder ſteigenden Bedürfniſſe nach Lyrik, und die wiederholten Auflagen der beliebteren Sammlungen ſcheinen es zu beweiſen. Dem ſei nun wie ihm wolle! ſo viel ergibt ſich thatſächlich: die ungeheure Concurrenz

veranlaßt die Einzelnen zu dem Bestreben, einander an Reiz, an Eigenheit, an Neuheit zu überbieten; — ein Bestreben, welches der immer freiern Ausbildung der Formen nur nützlich sein kann, wie denn auch die besten Gedichte unserer Zeitgenossen zeigen. Ihre Formen sind so ausgeprägt, daß es dem Dilettantismus, der sonst am liebsten und am glücklichsten dieses Feld bebaute, schwer fallen muß, mit ihnen zu wetteifern. Anders verhält es sich mit dem Inhalte. Da auch dieser neu und interessant, selbst für eine blasirte Welt, sein soll, so wird er entweder von außen, aus der Tageswelt oder aus ungewohnten Fernen, entlehnt, oder das Innere wird seltsam umgestaltet, um ihm die Farbe der Originalität, um ihm das nöthige „Interessante" zu geben. An nichts wird weniger gedacht, als an die uralten, einfachen, nahe liegenden, immer gleichen Interessen des menschlichen Herzens, wie es, unter allen Hüllen ewig dasselbe, in uns Allen schlägt, — des menschlichen Geistes, wie er, in allen Sprachen und Formen, ewig das Eine will und ausspricht. Es müßte, wenn man überhaupt ihnen sich zu öffnen Lust und Sinn hätte, einen ganz eigenen Eindruck machen, wenn ein wahrhaft Begabter wieder einmal diesen Ton ganz einfach anschlüge, und sich, ohne viel nach unsern sonstigen Verhältnissen zu fragen, mit einem kräftigen: „Wie siehts hier aus?" — an unser lange nicht berührtes Herz wendete! . . . An nun mag man uns diese recensentenartige Einleitung zu gute halten; denn wenn wir uns die Aufgabe setzten, die vorliegenden Gedichte kurz zu charakterisiren, — so sind sie es bereits. Franz v. Schober ist der Mann, von dem wir sprachen.

Mag die Zeit dieſe Sammlung aufnehmen, wie ſie will, mag die Kritik ihr eine Stelle anweiſen, wohin ſie will, mögen Anſichten darüber ſich ausſprechen, wie ſie wollen, — jenes Eine iſt dieſen Gedichten, ſelbſt vor manchen der ausgezeichnetſten der neuen Zeit, eigen, — jenes Eine, das die alten, die ausländiſchen (namentlich die engliſchen) und unſere eigenen, früheren Dichter ſo hoch ſtellten, das freilich jetzt nur eine unintereſſante Kleinigkeit iſt, — die Kleinigkeit: daß ſie vom Herzen kommen! Wir dichten mit der Phantaſie, mit dem Verſtande, mit der Vernunft, mit der Sinnlichkeit, mit dem Talente, mit — ich weiß nicht was noch ſonſt, — hier iſt nun einmal Jemand, der mit dem Gefühle dichtet. Daß wir es mit keinem ſentimentalen Knaben, daß wir es mit einem durchgebildeten Manne zu thun haben, lehrt uns wohl der erſte Blick; allein es iſt nicht die Frucht ſeiner ſcientifiſchen oder künſtleriſchen Bildung, wodurch er uns gefallen oder etwas leiſten will; es iſt ſein Leben ſelbſt, ein reifes, volles, reiches Leben, deſſen innerſten Gehalt er zutrauensvoll vor uns darlegt. Und welch ein Geiſt ſpricht aus dieſem Leben! welche Tiefe, Kraft und Innigkeit! hier gilt es nicht, die Elle der herkömmlichen Gattungsvergleichungen wieder kritiſch anzulegen, — wenn wir uns nicht vor dem Dichter ſchämen ſollen, der, im Vertrauen auf unſere Empfänglichkeit und unſern beſſern Sinn, ſeinen Buſen uns willig aufſchließt und ſein Beſtes mittheilt. Wir müſſen nicht gleich recenſiren wollen; wir müſſen uns fragen, ob wir das Aehnliche erlebt, empfunden haben, — und wenn nicht, ob wir gegen dieſe Empfindungen gerecht zu ſein, ob wir dieſe Entwick-

lungen aus ihrem Lebensgange zu beurtheilen im Stande ſind. Wehe den edleren Söhnen des Vaterlandes, wenn es ihrem Worte erginge, wie es hier (S. 1 und 2) heißt:

„Ein and're Wort, ganz ſchuldlos im Entſtehen,
Kommt der Kritik zufällig in die Quer',
Zur Mode wird's, das arme Ding zu ſchmähen,
Verketzert iſt's, es hebt ſich nimmermehr!
Denn läßig wirft, nur im Vorübergehen,
Noch jeder einen Stein darauf, bis ſchwer
Verdammniß und Vergeſſenheit es decken;
Kein Gott vermag es wieder aufzuwecken;"

Nein, das ſoll man von uns Deutſchen nicht ſagen dürfen, — und wir wollen mit dem Dichter

. . . . . „nicht vergeſſen:
So wird die äuß're Geltung nur gemeſſen!"

Das Innere kann einer höhern, wenn auch nicht immer lauten, Wirkung gewiß ſein, und was vom Herzen kam — es wird auch wieder zum Herzen gehen! — Wenn ich mich hier ſo lange im Allgemeinen verweile, ſo liegt die Urſache eben in dem, was mir zum Verſtändniſſe dieſer Gedichte eben am nöthigſten ſcheint. Das Beſondere ergibt ſich für Jeden leicht, der ſich mit uns auf dieſen Standpunkt ſtellen will; wer es nicht mag oder kann, der laſſe *dieſe Gedichte ungeleſen, aber auch unrecenſirt. v. Schober iſt, im höhern, im höchſten Sinne des Wortes: ein Dilettant*; ſo wie es Goethe von ſich geſagt haben wollte:

*) M. ſ. S. W. Meyern, Dya-Na-Sore. 3. Aufl. Wien, 1840. Vorw.

„Was willſt Du, daß von Deiner Geſinnung
Man Dir nach in's Ewige ſende?“
Er gehörte zu keiner Innung. —
Blieb Liebhaber bis an's Ende!

Hierin liegen alle ſeine Vorzüge, — denn es iſt die Liebe, die ihm alles zur Poeſie geſtaltet, hierin ſeine Mängel, — denn wenn er irrt, ſo iſt es das glühende Herz, das ihn fortreißt und uns den Irrthum faſt lieber macht, als die Wahrheit. Ich kann mich über das Einzelne kürzer faſſen, wenn ich noch etwas Allgemeineres beifüge. Jedes Gedicht — pflegte Goethe zu ſagen — iſt ein Gelegenheitsgedicht; von dieſen hier iſt dieß noch ausſchließlicher zu ſagen; vielleicht keines von allen iſt gemacht, um ein Gedicht zu machen, — jedes dankt ſeine Entſtehung einem ganz perſönlichen Anlaſſe und iſt „ein gelöster Theil von einem Leben.“

Doch würde der Dichter offenbar beſſer gethan haben, noch einige von jenen, mehr auf äußere Anläſſe entſtandenen Gedichten wegzulaſſen, die, im engeren Sinne des Wortes, Gelegenheitsgedichte, den übrigen Eintrag thun, indem ſie den Schein eines falſchen Dilettantismus erzeugen und dem Gefühle ſeinen Credit benehmen. Soll ich nun ferner das Gefühl unſers Dichters, auf das ich ſo viel Gewicht lege, ſeiner Art und ſeinem Umfange nach, allgemein bezeichnen, ſo würde ich beiläufig ſagen: Ein inniges, tiefes, frühe von höherer Sehnſucht ergriffenes Gemüth fühlt den ewigen Conflict des Ideellen mit dem Wirklichen; jetzt mit der Zartheit einer Senſitive ſich in ſich verſchließend, jetzt mit titaniſchem Uebermuthe gegen die ehernen Schranken an-

kämpfend, müßte es ſich der Vernichtung preisgegeben ſehen, wenn nicht der in gleichmäßiger Fortbildung begriffene Geiſt ihm in der Form ein Bett vorzeichnete, in das es ſich ergießen, anfangs melodiſch brauſen, ſpäter den Himmel, den es zu erreichen ſtrebte, in den beruhigten Wellen abſpiegeln kann. Ein ſolches Gemüth gehört ganz eigentlich der Dichtkunſt, zumal der lyriſchen, an. Das übermüthige Stürmen wie das ſchmerzliche Sehnen regen gleich ſehr zur Theilnahme an; ein gewiſſes myſtiſches Element, das mehr der Ahnung als dem Gedanken Spielraum gewährt, iſt das der Poeſie; und was der ideale Sinn, im Widerglanze ſeines eigenen Lichtes, etwa überſchätzt, das macht er zum Gedichte, indem er es verklärt. Es iſt nun einmal ewiges Geſetz: was im Leben nicht verwirklicht werden kann und ſoll, das iſt das liebſte, das eigenſte Gebiet der Kunſt. Die Welt des Ernſtes und die Welt des Spieles trennt eine unüberſchreitbare Kluft, — und man muß die Eine vergeſſen, wenn man in der andern landen will. —

Doch nun zu dem Einzelnen. Liebe, Natur, Kunſt, Freundſchaft und die Entfaltungen des innern Lebens ſind die Gegenſtände, welche Franz v. Schober am liebſten beſingt. Er weiß ihnen ſo viele Seiten für die Empfindung abzugewinnen, daß es unmöglich iſt, das Colorit der einzelnen Gedichte beſonders zu ſchildern. In mannichfachen Formen bewegt er ſich mit Bequemlichkeit, ja mit Virtuoſität. Doch iſt in der Wahl der Versmaße, in dem Vorwalten der weiblichen Ausgänge und in einem gewiſſen „Sich gehen laſſen," das manchmal den natürlichen Abſchluß, manchmal kleine metriſche Nachläßigkeiten überſieht,

jenes dilettirende Element wieder zu erkennen. Die vollendetsten Producte sind daher diejenigen, in welchen eine vorgeschriebene Form unsern Dichter in feste Schranken einengt, und, indem sie seinen Ueberfluß beschneidet, die Fülle seines Gehalts erst recht zur Anschauung bringt. Namentlich ist dies der Fall im Sonette; und ich wage zu behaupten: die deutsche Sprache hat keine Sonette aufzuweisen, die, bei gleicher Bedeutung des Inhalts, den hier mitgetheilten an Reinheit, Kraft und Schönheit des Ausdruckes gleich kämen. Ich bin übrigens nicht der Einzige, nicht der Erste, der dieses sagt; da schon bei der ersten Erscheinung der „Palingenesieen" (S. 221. Breslau, bei Max 1826), deren Verständnisse freilich das gewissermaßen Enigmatische der Conception im Wege steht, dasselbe Urtheil andern Ortes ausgesprochen wurde. Die Lieder, die zum Theil durch den unsterblichen Schubert, den Freund des Verfassers, die angemessenste Würdigung fanden, indem er sie mit seelenvollen Melodien begleitete, zeichnen sich, wie „Trost im Liede" (S. 6.) „Am Bache" (S. 9.) „Nocturnen" (S. 28.) „Todesmusik" (S. 70.) u. a. durch eine ganz eigenthümliche, bezaubernde Innigkeit, ein, ich möchte sagen, musikalisches Denken aus, das, in minderem Grade, sich auch durch die übrigen Gedichte Schober's hindurchschlingt. Die erzählenden Gedichte (z. B. das treffliche Gedicht „Ismendiar" S. 144.) halten die Empfindung, das lyrische Element fest. Die Allegorien, (z. B. die Heilquelle S. 59.) sind so consequent durchgeführt, daß sich der Faden, der in das Wirkliche zurückführen soll, schwer festhalten läßt. Die Gedichte, welche sich auf große Er-

ſcheinungen in Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben beziehen, zeigen einen reichen, auf der Höhe der Bildung ſtehenden, und jene, welche gewaffnet erſcheinen (z. B. „der Sumpf" S. 92.), einen freien, kräftigen Geiſt, der, über den feindlichen Stürmen, das Licht der Heiterkeit, ja das Lächeln des Witzes zu bewahren wußte. Der hohe Mythus der Antike, die ſchöne Feenwelt des Orients, die heilige Urkunde der Bibel reichen dem Dichter ihre Blumen zum Kranze; die tiefſten Lebensfragen der Philoſophie ſind ihm zu Ereigniſſen des Herzens geworden, die er, bald wie im leichten Spiele („Accorde" S. 150.), bald in ſchmerzlichen Klaglauten, zu Dichtungen geſtaltet. Den Zeitgenoſſen können beſonders die „Schattenriſſe" (S. 195.) intereſſant und aufklärend ſein, in welchen Schober die Seelen Walter Scott's, Byron's, Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, Börne's, Heine's, Hoffmann's, Voß's, Rückert's und Mayrhofer's auf ſein Blatt beſchwört und in wenigen, aber geiſtreichen Zügen vor dem Leſer umzeichnet. Gedichte zu ſchildern, wenn es, wie die eben beſprochenen, wahre ſind, iſt, — ich fühl es in dieſem Augenblicke — ein eben ſo vergebliches Bemühen, als Farbentöne mit Worten nachzuahmen. Man ſagt hier immer weniger, je mehr man ſagen will. Es war nur meine Abſicht, ein Verſtändniß einzuleiten, dem vielleicht, — nicht zur Ehre unſerer Mitlebenden! Manches im Wege ſtehen möchte. Möchten dieſe anſpruchloſen und doch groß empfundenen Gedichte, dieſe Denkmale eines an ſchmerzlichen Erfahrungen reichen Daſeins, das unſere Zeit in allen ihren Zuſtänden in ſich abſpiegelt, — Denkmale, die ich nur mit

hoher Achtung und inniger Rührung überblicken kann. — möchten sie in unserm Vaterlande empfängliche Gemüther finden, welche die Sirenenstimme der Mode noch nicht sich selbst untreu und unverständlich gemacht hat! möchte ich nicht der Einzige sein, der es öffentlich zu gestehen wagt, daß er die Stimme eines verwandten Menschenherzens nicht verkennt! und wenn ich es wäre, — gut! so soll doch ein Echo diesen Tönen geantwortet haben, die nur zu oft, ohne Erwiederung, im Gewühle des Lebens verhallen.

Ueber Bildung und Selbstbildung. Von M. Enk. Wien, Carl Gerold, 1842. 226 Seiten. kl. 8.

Wie viel ist schon *über*, *für* und *wider* *Popularität* in der Literatur verhandelt worden! Man kann sagen, daß im jetzigen Augenblicke die ganze Literatur populär geworden ist, oder die Tendenz ausdrückt, es zu werden. Das Niveau einer allgemeinen, konversationellen Bildung erscheint als Richtschnur aller Bewegungen in Kunst, Wissenschaft und Leben, ihr unmittelbar practisches Eingreifen in die Entwicklungen der Gegenwart als Zweck, popularisirende, encyklopädische, journalistische Darstellungen als ihre Vermittler, das Publikum en gros, der Salon, der Markt, als ihr Forum. Der stille, unverdrossene, ernste Gelehrte, der die mühsam erzielte Frucht jahrelangen Forschens und Denkens von einem Augenblicke flüchtig gepflückt sieht, jammert darüber; der verständige Weltmann, der nun die Tafel, an welcher sonst nur Ein-

geweihte geheimnißvoll schwelgten, auch für sich gedeckt sieht, freut sich; und — unser Leser, welcher wohl weiß, wie wir hier zu diesen Betrachtungen kommen, da Enk so ziemlich den ersten Rang unter den sogenannten populären filosofischen Schriftstellern Oesterreichs einnahm, — möchte nun wohl wissen, wer in dieser Angelegenheit Recht, wer Unrecht habe. Vielleicht, wie so oft, Jeder und Keiner. Es gilt nämlich vor Allem, bei dem Begriffe Popularität die Behandlung und den Stoff zu unterscheiden. Man ist dadurch populär, daß man sich Gegenstände wählt, welche allgemeines Interesse haben und allgemein verständlich sind, oder daß man Gegenständen, welche diese Eigenschaften nicht haben, sie durch die Darstellung zu leihen sucht. Es stellt sich, wenn man diese Sonderung festhält und verfolgt, leicht heraus, daß jenes ein löbliches, dieses ein verkehrtes Beginnen ist. Denn, daß es Erkenntnisse gibt, welche, ihrer Natur nach, eine ganz besondere, schwierige, lange, gründliche Vorbildung bedürfen, um auf irgend ein giltiges Resultat geführt zu werden, wird wohl kein Gebildeter, der die Geschichte menschlicher Erkenntniß-Entwicklungen auch nur oberflächlich kennt, namentlich kein Deutscher, mehr in Abrede stellen. Solche Gegenstände sind: die Metafisik, die Aesthetik, die Fakultätswissenschaften — auf einer gewissen Höhe. Von diesen kann das Publikum für den praktischen Hausbedarf nur die Fundamentalsätze und die endlichen Ergebnisse nützen und brauchen. Was dazwischen liegt, die weitläufigen und verwickelten Untersuchungen, wodurch man von den Fundamentalsätzen zu den Ergebnissen gelangt, wird man

ſich vergeblich abmühen, ihm faßlich und angenehm zu machen. Wer dieſe Anſicht feſthält, wird leicht die ſcheinbaren Widerſprüche, die oben berührt wurden, löſen, und ſich ein Urtheil über die dort angeführten Meinungen, über die betreffenden Schriftſteller, alſo auch — über Enk, bilden. Denn da die Werke dieſes letztern im Weſentlichen nur auf die erwähnte Weiſe verſchieden ſind, im Einzelnen nur wenig wichtig Eigenthümliches bieten, ſo haben wir uns bei dieſen Zeilen zur Aufgabe geſetzt, weniger das vorliegende Buch, als Enk's ſchriftſtelleriſchen Charakter im Ganzen zu beſprechen. Ein Rückblick auf die bisherigen Betrachtungen zeigt uns alſo, daß jener Gelehrte Recht hatte zu jammern, ſobald man Gegenſtände, die ihrer Natur nach tiefe Studien erfordern, durch oberflächliche Darſtellungen zu erſchöpfen wähnt, eigentlich aber nur profanirt und die Verwirrung ſteigert; daß aber auch der Weltmann Recht hatte, ſich zu freuen, wenn man Gegenſtände, die ihrer Natur nach klar und practiſch ſind, und über welche die Gelehrſamkeit bisher ein verderbliches Monopol ausübte, dieſer ehrwürdig ſein ſollenden Finſterniß entreißt, und ſie der Welt, der Geſellſchaft, die ein unabweisbares Recht auf ſie hat, zurückgibt. Ein ſolcher Rückblick zeigt uns, daß der populär genannte Schriftſteller, — alſo auch Enk, dort Lob verdienen wird, wo er Gegenſtände, welche das Leben und die Geſellſchaft in ihren practiſchen Intereſſen berühren, im Tone gebildeter Converſation inſtructiv behandelt; dort Tadel, wo er Filoſofeme oder wiſſenſchaftliche Specialitäten, die im Stillen mit Ernſt abgemacht ſein wollen, vor die Schranken

herauszieht, und den Leidenschaften, dem Egoismus, der Flachheit, dem Spotte und der Unwissenheit des Haufens preisgibt.

Noch gibt es einen andern Begriff der Popularität, welcher sich auf Klarheit der Darstellung innerhalb des wissenschaftlichen Kreises bezieht. Diese sollte aber nicht Popularität heißen; wer seinen Gegenstand selbst klar sieht, wird ihn klar darstellen, für — den klar Sehenden. Kant, in seinen streng philosophischen Schriften, ist keineswegs unklar, wohl aber unpopulär; wer würde auch Raisonnements, wie die, auf welchen die Kritik der Urtheilskraft beruht, je populär machen können? Herder in seiner Gegenansicht, ist populärer und doch weniger klar; war er es vielleicht sich selbst weniger?

Enk's Verdienst läßt sich, mit Rücksicht auf diese Erörterungen, in Kürze dadurch bezeichnen, daß er in mannigfachen Versuchen bestrebt war, Gegenstände, die sich dazu eignen, und welche die Fragen der Gegenwart eben an die Tagesordnung riefen, vor den Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes zu fordern, der in Oesterreich nie unbesetzt geblieben ist, und noch am Anfange unsers Jahrhunderts, im Gegensatze zu den damals modischen, nun verschollenen Schwindeleien der Romantik, in dem trefflichen Schreyvogel (West's Sonntagsblatt) so gediegen (wenn gleich leider! ungeachtet) repräsentirt war.

Enk's Schattenseite lag theils darin, daß er Gegenstände, die vor ein höheres Forum gehören, eben so bequem abfertigte, — theils in einem gewissen Pedantismus der Behandlung. Dieser Pedantismus, der sich den heu-

tigen Leſern, welche eine elegante, lebhafte, mitunter nur zu freie und formloſe Behandlung gewohnt ſind, zumeiſt fühlbar machte, rührt von der Art her, wie Enk producirte. Er wartete nämlich nicht die Forderung von innen ab, ſich ſelbſt ein Räthſel des Lebens oder der Reflexion zu löſen, und das gelöſte auszuſprechen, ſondern er griff in den Vorrath gangbarer Lebensfragen, wählte ſich eine Aufgabe, ſtellte ſie über das ſchon Vorhandene geordnet zuſammen, fügte hier und da einflechtend eigene Bemerkungen hinzu, und ſo entſtanden jene populären Schriften über die Freundſchaft, den Umgang mit uns ſelbſt, die Seelenruhe, und die vorliegende über Bildung und Selbſtbildung. Sie tragen alle das Gepräge jenes, ich möchte ſagen thematiſchen Verfahrens; ſie haben bei aller richtigen Denkweiſe, bei aller verſtändigen Anordnung und ſo mancher treffenden und ſelbſt prägnanten Bemerkung, etwas ſchulmäßiges; es fehlt ihnen das Erlebte, der lebendige, friſche Keim eines neuen Lebens. Ja ſelbſt das beliebteſte, vielleicht auch das bedeutendſte von Enk's Werken: Melpomene, oder über das tragiſche Intereſſe, wiewohl reich an wohlüberdachtem Stoffe, vielfach belehrend und anregend, ſchwankt zwiſchen dem moraliſchen, äſthetiſchen und philologiſchen Standpunkte und hat gewiß noch keinen Dichter auf ſeiner Bahn practiſch gefördert. Ja, ich würde gerade aus dieſem, in manchem Betrachte vortrefflichen Buche die Ueberzeugung geholt haben (wenn es überhaupt noch eines Beweiſes bedürfte!), wie grundlos das Gerücht war, das vor einiger Zeit dem theoretiſchen Enk die ganz prac-

tischen Gebilde eines unserer beliebtesten Bühnendichter zuzuschreiben wagte. Wenn — wie ein altes Wort sagt — nichts so absurd ist, was nicht einmal irgend ein Philosoph behauptet hätte, — was sind denn dann die Behauptungen der müßigen Welt?

Die bisherige Schilderung möchte so ziemlich auch das vorliegende, legt erschienene Buch unseres Verfassers im Wesentlichen mitcharakterisirt haben. Der Begriff der Bildung wird entwickelt, ihr Zweck, ihre Schranken gezeichnet. Jede wahre Bildung muß, wie die Anlagen des Menschen, eine harmonische sein (S. 17). Sie muß aber zugleich, wie die Anlagen der Menschen, eine individuelle werden (S. 18). Ihre Mittel sind: Belehrung, Erfahrung, Selbstdenken (S. 24). Ihre besten Ergebnisse: Klarheit des Erkennens (S. 44) und Kraft im Wollen (S. 46). Die Bildung zur Religiosität (S. 47), zur Sittlichkeit (S. 60), zur Humanität (S. 105) (welche Enk, obwohl er Herdern beschuldigt, sie zu weit zu nehmen, offenbar zu eng nimmt, wenn er sie bloß auf die Charitas beschränkt), zur Geselligkeit (S. 124), zur Wissenschaft (S. 143), zum Schönheitssinne (S. 166), zu einem bestimmten Berufe (S. 190), — werden im Einzelnen erörtert, und es bieten sich dabei manche Anläße zu Digressionen über dieses und jenes, namentlich in der modernen Lebensform und Literatur, was dem nüchternen und sittlichen Sinne des Verf. nicht zusagt. Eine der besten und beherzigenswerthesten dieser Digressionen ist die (S. 207) über den Dilettantismus, diese Schmarotzerpflanze auf dem Stamme der Menschheit-Kultur, die ihre

Blüten durch künstlich nachgeäffte wegtäuscht und uns um die Früchte betrügt. Man kann nicht streng genug gegen diese krankhafte Halbheit sein, aus welcher, zumal in der Literatur, die Krebsschäden unserer Zeit stammen; man kann nie genug das Eine, was Noth thut, an die Herzen legen: Ernst und Ganzheit in jeglichem Beginnen. Das scheint denn auch Enk (S. 213) schmerzlich empfunden zu haben. Doch war er gegen die Zeit nicht ungerecht und verschlossen; er beschließt sein Buch mit der Bildung für ihre Forderungen (S. 214), er anerkennt, daß in allen Bestrebungen das geistige Element der Zeit zu erfassen sei (S. 224), aber auch: daß sie an Jeden die Forderung stelle, daß er, was sie von Außen nicht bietet, mit selbstständiger Kraft in seinem Innern sich erschaffe (S. 225). Diese sittliche Grundlage, dieser sittliche Schlußstein begründen und vollenden das Ganze, und in dieser Denkart liegt der größte und eigentlichste Werth dieses Buches.

Einer wehmüthigen Erinnerung aber kann sich, wer den Verlust des trefflichen Verfassers betrauert, nicht erwehren, wenn ihm als Motto und Schlußwort eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit mit schmerzlicher Ironie entgegenlächelt. Quantum mortalia pectora coeca noctis habent!

Ueber die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit. Von Melchior Meyr. Erlangen, Verlag von C. Heyder, 1838. X und 154 Seiten.

Anſichten kann man nicht kritiſiren, — man kann nur andere dafür geben. Ehe wir dies im gegenwärtigen Falle thun, iſt es nöthig, Folgendes voranzuſchicken. Das vorliegende Buch iſt aus einer reinen, achtungswerthen Geſinnung hervorgegangen, und, mit Einſicht und Folgerichtigkeit, in einem edlen, angenehmen und würdigen Tone geſchrieben. Möchte nur Jeder ſeine Art zu denken, wenn ſie denn ſchon geäußert ſein muß, ſo äußern! Es wäre uns beſſer damit geholfen, als mit humoriſtiſchen Tiraden, philoſophiſchen Orakeln, oder rohen Verneinungen. Nach dieſer Anerkennung iſt es erlaubt, Differenzen auszuſprechen.

Lyriſche Richtungen ſind noch nicht poetiſche überhaupt; einige deutſche Lyriker ſind noch nicht unſere Zeit; abgeſehen davon, daß man über Richtungen in der Poeſie gar kein Wort verlieren ſollte, denn nicht was Einer will, macht ihn zum Dichter, ſondern wie er es geſtaltet. Man findet alſo in dieſen Blättern nicht ſowohl das, was man ſich beim Anblick des Titels verſprechen mag, als eine mit Sachkenntniß durchgeführte Darſtellung der Eigenſchaften einiger deutſchen, lyriſchen Dichter. Es ſind Recenſionen über Heine, Platen, Uhland, Rückert.

Das Buch iſt in Erlangen gedruckt, und wenn man im Voraus vermuthet, daß Rückert darin die Palme erhalten werde, ſo war man nicht im Irrthume. Wir haben,

wie uns dieſer vortreffliche Dichter in ſeiner Stellung zur Poeſie und zur deutſchen Literatur erſcheint, wiederholt ausgeſprochen, und ſind am wenigſten geneigt, dasjenige zu verneinen, was aus wahrer Anerkennung und edler Zuneigung entquillt, — auch wenn es uns als Ueberſchätzung erſchiene. Rückert's Poeſie und Philoſophie iſt denn doch im Ganzen eine Art von Ueberſetzung, und in neueſter Zeit ein Spiel mit den dürren Reliquien ehemaliger Blüten und Früchte. Nun iſt es aber gerade eine dieſer neuen Hervorbringungen des Dichters: das brahmaniſche Lehrgedicht, — woran unſer Verfaſſer ſich beſonders erfreut. Dieſer Umſtand führt uns auf den Punkt, von welchem aus ſeine Art über Poeſie zu denken, überhaupt klar, und Zweck und Zuſammenhang ſeines Büchleins verſtändlich wird. Sein Auge iſt nämlich unabläſſig auf jenes letzte Ziel gerichtet, in welchem das Schöne, das Wahre und das Gute in Eins zuſammenfließen, während wir gewohnt ſind, zum Behufe der Beurtheilung deſſen, was in Einem Bezirke geleiſtet wird, uns ſtrenge auf die Gränzen dieſes Bezirkes zu reduciren. Wer ahnt nicht, daß der Dichter, ein Werkzeug in der Hand einer höheren Gewalt, zu demſelben höchſten Zwecke mitarbeite, welchen der Denker auf ſeinem rauhen Pfade erſtrebt? aber eben dadurch, daß er ſich von dieſem Pfade fern hält, iſt er Dichter; und wir haben, ſobald wir ihn als ſolchen zu beurtheilen beſchließen, nicht über ſein Wollen und Wiſſen, ſondern über das Leben und die Schönheit ſeiner Gebilde zu richten. Meyr begehrt, daß die Dichtkunſt dasjenige unmittelbar in ſich aufnehme, wozu ſie ſelbſt nur vielleicht ein Mittel iſt; daher alle

Differenzen, die wir beim Leſen ſeines Buches fühlen; daher der Umſtand, daß er auch da, wo wir im Ganzen beiſtimmen, gerade das lobenswerth findet, woran wir wenig, gerade das manchmal tadelnswerth findet, woran wir viel Wohlgefallen finden.

So ſagen ihm an Platen jene ſpäteren, ernſten, von ſchätzbaren Geſinnungen beſeelten, meiſt in antiken Versmaßen abgefaßten, Gedichte vorzugsweiſe zu, in welchen wir mehr den Lateiner als den Dichter ſehen. Seine früheſten, aus mannigfach aufgeregten, oft ſchönen und edlen, oft vielleicht mit Schonung zu richtenden Gefühlen hervorgequollenen, ſeelenvollen und melodiſchen Geſängen athmen Wahrheit und Natur, und ſie ſind es, die uns mehr, als die pindariſch-horaziſchen Hymnen und Oden, Platen's poetiſches Talent anzudeuten ſchienen.

Eben ſo können wir nicht finden, daß das S. 57 angeführte Liedchen Heine's gelungener ſei, als andere ſeiner Lieder, weil es ſittlicher iſt. Es ſcheint vielmehr, daß ihm die, ihrem Inhalte nach nicht zu billigenden Gedichte am beſten gelingen. Uebrigens handelt es ſich darum, gewiſſe Phänomene nicht nur in ihrer Einzelnheit, ſondern in ihrem Zuſammenhange mit der Epoche aufzufaſſen, deren Bedürfniß ſie andeuten. Dieſer Geſichtspunkt iſt es, welchen man feſthalten muß, um Heine, und was ſich aus ihm entwickelte und an ihn ſchloß, mit dem rechten Verſtändniß zu ergreifen; er iſt es, den man in Meyr's letztem Aufſatze (S. 145) wohl angedeutet, aber nicht völlig begriffen und erklärt findet. Man wird billiger gegen die überfreie Weiſe jugendlicher Talente, wenn man mehr

das auffaßt, was aus ihnen ſpricht, als das, was ſie ſprechen; wenn man die nothwendigen Evolutionsvorgänge literariſcher Perioden kennt, und die, in welcher wir leben, damit zuſammenhält; und wenn man die übrigen, triſteren und völlig unfruchtbaren Verkehrtheiten, die ſich auch in unſern Tagen geltend machen wollen, mit dieſer, wenigſtens heitern und über ſich ſelbſt hinausführenden Verkehrtheit vergleicht.

Am meiſten wird das Gefühl und der Geſchmack deutſcher Leſer mit der Darſtellung übereinſtimmen, welche (S. 87 u. ff.) von Uhland's Eigenſchaften gegeben iſt. Uhland hat gewiß von allen hier recenſirten Dichtern am eigentlichſten den dichteriſchen Weg eingeſchlagen, den Weg der Schönheit und Natur. Er gewährt eine, auf einen engen Lebenskreis beſchränkte, aber in dieſem Kreiſe vollkommene Befriedigung. Dadurch, daß er, als echter Poet, die Poſition ſo gut wie die Verneinung in ſittlichen Dingen dahingeſtellt ſein läßt, und doch durchaus ſittlich iſt und wirkt, reizt er unſern Verfaſſer wenigſtens zu keinem Widerſpruche, und nöthigt ihn, bei ſeiner Erörtung mehr auf die poetiſchen Eigenſchaften einzugehen, als auf andere; und dieſe Stellung iſt es eben, welche wir dem Beurtheiler von Poeten überall wünſchen, um ihm danken, um ihm glauben zu können. Wenn noch, was man getroſt der oft ſehr wohlthätigen Mode überlaſſen darf, die Begriffe von „Romantik, ethiſcher und philoſophiſcher Poeſie" u. dgl. (S. 70 iſt ſogar von „ſittlichen Balladen", als einer Gattung, die Rede), ſich allmälig verlieren, und einer geſunden, reinen, genie-

fenden Auffaſſung dichteriſcher Productionen Platz machen werden, werden ächte, poetiſche Talente wohl auch wieder Luſt bekommen, uns damit zu beſchenken, — was ihnen für jetzt eine allzuweiſe Kritik wohl verleiden dürfte.

Dankbar muß man es anerkennen, wenn Männer wie der Verfaſſer des vorliegenden Buches, frei von kleinlichen Nebenabſichten, in klaren, warmen Worten uns die innerſte Meinung ihres Herzens, uns das treue Ergebniß ihres Denkens nicht vorenthalten; wenn ſie, in den Tagen der Lüge, des Indifferentismus, der Frivolität, die Stimme der Wahrheit, der Sittlichkeit, zur Freude aller Gutgeſinnten, ertönen laſſen; wenn ſie prophetiſch auf das letzte, höchſte Ziel hinweiſen, zu welchem, bewußt oder unbewußt, die ganze Menſchheit auf tauſendfachen Pfaden geleitet wird: aber der Dichter wird die leiſe Forderung nicht verſchweigen, daß ihn die Kritik auf ſeinem Pfade fördern möge, ohne ihn durch Vorhaltung des letzten Zweckes zu demüthigen, zu ermüden; er wird zum Beurtheiler ſagen: lieber Freund! laß es mir über, was ich dir zu bringen, zu ſagen habe; ſage mir nur, ob ich es ſo gebracht habe, daß es dir auch zu Herzen gegangen iſt! Denn, wie der Menſch, in der Dunkelheit ſeiner irdiſchen Sendung, nur in ſeinem ſchmalen Bezirke das Rechte thun und ſagen muß: Herr! thue nach deiner Weisheit mit den Werken meiner Thorheit! — ſo kann auch der echte Poet nur ſagen: Hier ſind die Gebilde, die ich nach den Geſetzen der Kunſt, die in mir wirkt, geſchaffen; ſeht zu, ob ſie Leben haben, und ob ſie in das Ganze, das ihr zu überblicken behauptet, ſo eingreifen, wie ihr Philoſophen es wünſcht und fordert!

Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen, von Dr. G. G. Gervinus. Erſter Theil. Von den erſten Spuren der deutſchen Dichtkunſt bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts. Leipzig, bei Engelmann, 1835. VIII und 476 Seiten. gr. 8.

Opus aggredior, opimum casibus.
Tacit.

Ein Werk von ſo ernſter Intention, und welches mit einer ſolchen Fülle und Beherrſchung von Mitteln unternommen ward, wie das vorliegende, fordert die Kritik zu redlicher Bemühung auf, wenn ſie ihren Beruf erfüllen, und dem Publikum von dem, was der Verfaſſer gewollt und geleiſtet hat, Rechnung legen und gleichſam ein Facit ziehen will. Hier nun kommt es ihr ſehr zu Statten, wenn der Autor, ſo viel es ſeine ſubjective Stellung zuläßt, dieſe Bemühung anticipirt, und den Verſuch gewagt hat, ſich und ſein Werk ſelbſt zu charakteriſiren. Der Ort dazu pflegt die Vorrede zu ſein; und darum erſcheint bei Werken dieſer Art jenes Proömium ſo wichtig; der Beurtheilende hält ſich mit Recht daran feſt, und dabei auf; erſpart ſo ſich und dem Leſer eine verdrießliche Folge von Wiederholungen, da doch eine in's Detail angewandte Anſicht nur eine Wiederholung ihrer ſelbſt iſt, und gleicht, wie er ſoll, dem Prologus oder Chorus, der dem verſammelten Publikum die Scene, den Umriß und Charakter des aufzuführenden Stückes bezeichnet, dann aber noch zu

rechter Zeit abtritt, und dem Werke selbst überläßt — zu sprechen; nicht bloß was er gesagt hat, noch einmal zu sagen. Er deutet besonders jene Partien unter den Zuschauern an, welchen das Werk vorzüglich gemäß sein wird; damit befriedigt er zugleich die übrigen, die nun wissen, wie sie daran sind, und den Dichter wenigstens gelten lassen.

Alles was ich hier gesagt habe, paßt vollkommen auf den gegenwärtigen Fall; um so mehr, da das Werk selbst eine fortlaufende Kritik ist; denn was ist pragmatische Geschichte, zumal der Literatur, anders? wir haben uns also vorerst aus dem, was der Verfasser im Vorworte Preis gibt, über den Geist seiner Darstellung zu orientiren, und dann diese letztere nur in großen Conturen zu verfolgen, wobei wir unsere eigenen Meinungen über die Gegenstände die er vorführt, als Anregung für den Forscher solcher Sphären, nicht aber als Berichtigungen der Resultate die ein diesen Regionen ganz geweihtes Leben gebracht hat, anreihen und betrachten dürfen.

„Jeder, der da weiß" — sagt Gervinus auf der ersten Seite — „daß man heut zu Tage nicht bloß für das Leben . . . sondern auch (leider nicht so sehr für Wissenschaft und Kenner, als) für Gelehrsamkeit und Gelehrte schreiben muß, und der zugleich den Wunsch mit mir theilt, daß dies Muß nicht sein müßte, der wird das Verhältniß meiner . . . Schriften zu einander leicht finden." — Den Wunsch theilen wir von ganzem Herzen, allein das Muß will uns nicht einleuchten. Warum muß? kein Mensch muß müssen, und ein Autor müßte? Wenn sich der wahre

Forſcher von der gelehrten Gilde Geſetze vorſchreiben ließe, wohin würde die Wiſſenſchaft gerathen? würde ſie ihren Zweck erfüllen: vom Leben aus für's Leben zu wirken? wenn es ſo wäre, wozu noch eine Feder anrühren? nein es iſt nicht ſo, es gibt noch Menſchen, denen es um die Sache, nicht um's Wort zu thun iſt; für dieſe und für Niemand ſonſt ſchreibt der wahre Hiſtoriker, und wenn ſie nicht exiſtirten, er müßte ſie erträumen, um nur überhaupt ſchreiben zu können; ja, ich gehe noch weiter, und ſage: er ſoll ſie erträumen, denn dann nur wird er ſo ſchreiben, daß er ſie ſich erſchaffen kann; um das übrige Publikum hat er ſich nicht zu kümmern, — als ob es gar nicht da wäre. In dieſem Verfahren liegt das Heil und die Rettung unſerer Literatur. Das iſt nun der erſte Punkt, in welchem wir mit dem Verfaſſer, gleichſam übereinſtimmend diſſentiren, und wobei wir bemerken, daß von hier aus alles, was man mit Recht an dem trefflichen Werke bemängeln könnte, ſich erklärt. Hat er die Zunftgelehrten durch Verſchmähung todten Citatenweſens beleidigt, ſo hat er es uns Weltkindern dadurch, daß er ſich jenem Muß unterwirft, auch wieder nicht ganz recht gemacht; nach dem alten Sprichwort: zweien Herren zugleich iſt ſchwer zu dienen. Wenn alſo Gervinus Verdienſt gehörig geſchätzt werden ſoll, ſo gehört dazu ein aus beiden Claſſen gewiſſermaßen abſtrahirtes Publikum; ein Publikum, das ſich an dem Durchſtöbern rauchgeſchwärzter Pergamente erfreut, ohne ſich an der Freiheit, mit der ſie vor das Licht des Verſtandes gebracht werden, zu ſtoßen. Weil ich nun hier, indem ich die Stellung des Ver-

faſſers bezeichne, über ihn etwas Allgemeines ausſpreche, ſo ſoll ſich gleich eine kurze Schilderung ſeiner Art und Richtung im Ganzen anſchließen, wie man ſie ſonſt als Schlußſtein zu ſetzen pflegt; ich verſchaffe mir dadurch die Erleichterung, im Verlaufe das Weſentliche als geſagt vorausſetzen zu dürfen.

Gervinus, gleich entfernt von jener kindiſchen Ueberſchätzung des deutſchen Alterthums, die jetzt, Gott ſei Dank, immer mehr aus der Mode zu kommen ſcheint, — wie von der Ueberſchätzung unſeres eigenen Werthes, welche die Wurzeln der Gegenwart in der Vergangenheit zu ſuchen vergißt, — unternimmt es, eine Geſchichte, d. i. eine genetiſche Darſtellung der deutſchen Poeſie zu liefern, aus welcher hervorgehen ſoll, wie ſich das, was ſie iſt, aus dem, was ſie war, mit Nothwendigkeit entwickelt hat; wobei ſich vielleicht ein Lichtſtrahl über das, was ſie werden ſoll, entzündet. Er kennt und fühlt die Größe und Schwierigkeit ſeiner Aufgabe ſehr genau, ja faſt mehr als zu einer leichten, kühnen Bewältigung des Stoffes wünſchenswerth iſt; er iſt aber auch ganz der Mann, mit einem ſolchen Probleme ſiegreich fertig zu werden. Vertraut mit den Denkmälern unſerer alten Poeſie, geübt, in die Zeiten und Völker zu ſchauen und durch Vergleichung und Unterſcheiden den Blick beſtimmter und heller zu machen, vergißt er nie, ihn prüfend auf die Gegenwart zu heften, deren Erklärung der Zweck der ganzen Arbeit iſt. Dieſes Feſthalten am Zwecke wäre vielen wiſſenſchaftlichen Rittern zu wünſchen, die vor den Schranken der Einleitung, weil es einmal Turnierbrauch

iſt, etwas wie ein Ziel oder einen Preis aufſtanzen, dann aber auf der ganzen Rennbahn ſich nicht weiter darum bekümmern. Daß unſeren Hiſtoriker eben die große Umſicht, die im Felde der Weltgeſchichte gegönnt iſt, manchmal da zur Syntheſe leitet, wo eine Analyſe das Verſtändniß mehr befördert hätte, daß er gern alles maſſenhaft aufgreift und wirken läßt, iſt mehr der Geſchichtsſchreibung unſerer Zeit überhaupt, als ihm insbeſondere, eigen, und es wird bald Anlaß ſein, mehr davon zu ſprechen. Uebrigens iſt ſeine Denkart edel, würdig, frei; ſeine Anſichten ſind verſtändig, vielſeitig, hell, bedeutend und überall begründet; ſeine Darſtellung iſt ſtufenweiſe fortſchreitend, folgerichtig, lebendig; ſeine Sprache der Majeſtät der Geſchichte angemeſſen, gebildet, einfach mit Wärme, rhetoriſch ohne Schwulſt; doch nicht ohne eine gewiſſe pathetiſche Färbung und Periodenbreite. Von letzterer rührt zum Theile wohl auch der dem Leſer unerfreuliche Anblick ununterbrochen angefüllter großer Octavſeiten, ohne Abſatz, ohne Ruhepunkt; von erſterer iſt das zweimalige Beginnen mit „Ich“ (Vorwort, Einleitung) ein Beiſpiel. Es iſt höchſtens dem Rhetor, — dem gebildeten Briefſteller längſt nicht mehr — geſtattet; und der Schriftſteller, beſonders der deutſche, ſollte ſich immer mehr an die Geſetze der guten Geſellſchaft und an den Styl einer geiſtreichen Correſpondenz gewöhnen. So viel an Umriſſen. Es iſt Zeit, daß wir näher treten.

In der Einleitung mißt der Verfaſſer den Umfang ſeines Werkes, und zählt vorerſt, ohne den Vorwurf der Ruhmredigkeit zu befürchten, die Schwierigkeiten auf,

die er zu überwinden fand. Allzu große Forderungen enthalten oft in sich selbst den Grund, warum ihnen nicht genügt wird; bei der stäten Rücksicht auf's Ganze ist das Eingehen in's Einzelne erschwert, in so fern, wie es bei der Poesie besonders der Fall ist, das Eigenthümliche nur aus sich selbst zu begreifen ist, und hier ist es am Orte einen Faden wieder anzuknüpfen, den ich oben fallen ließ. Das ungeheuere Gedränge literarischer Erscheinungen, das uns umtobt, die Schulen, welche sich theils selbst gebildet und benannt haben, theils bei Zusammenstellung gewisser Schriftsteller vom Kritiker aufgestellt werden, die großen Ereignisse der neueren Geschichte, welche uns die Wirkungen der Massen und Epochen im Vergleich mit der des einzelnen Menschen auf's Merkwürdigste bewährt haben, endlich der philesophische Geist der Deutschen, welcher sich seit Herder gewöhnt hat, Alles im Großen anzuschauen, — alle diese Umstände haben unsern historischen Blick vielleicht in's Weite und Universelle gelenkt. Unter den Kritikern hat es, so viel ich weiß, Menzel zuerst ausgesprochen, daß er gesonnen sei, die deutschen Dichter fortan nach Classen, gleichsam in Bausch und Bogen, zu recensiren. Wenn sich nun aber ein unglückliches Individuum durchaus nicht will „in Catalogum registriren" lassen, — wie dann? es muß dem Ganzen geopfert werden! es mag wollen oder nicht, es muß „sich aus seiner Zeit erklären lassen!" volentem ducit, volentem trahit, — kann man von dieser Kritik sagen, welche eben so unerbittlich, wenn auch nicht eben so weise als das Schicksal ist. Hätte sich Gervinus dieser Ansicht weniger unterge-

ordnet, hätte er die einzelnen Werke mehr beſchrieben und weniger verglichen, ſo würde er mehr Hiſtoriker als Kritiker, alſo ſeinem Ideale treuer geblieben ſein. Das Gefühl einer ſolchen Unzulänglichkeit ſcheint ihn bewegt zu haben, als er ſein mit Rieſenfleiße ausgearbeitetes Werk „eine Skizze, ja den bloßen erſten Entwurf einer Skizze" (S. 1) nannte, — eine Beſcheidenheit, die nicht leicht zu überbieten iſt, und einen deutſchen Literator charakteriſirt; es iſt als ob der Erbauer des Straßburger Münſters ſein Werk „einen Plan zu einem Modell" nennen wollte. Wie dem auch ſei, jene Art die Dinge zu ſehen, iſt Schuld, wenn er ſich im Einzelnen ſelbſt nicht genügte. „Die ſchöne Zeit des Thucydides — klagt er — iſt vorüber; ... mit ſolchem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer, wie wir, brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen!" (Seite 4 und 7.) Dieſe Zeit iſt nie vorüber, ſo lange es einen Thucydides gibt, d. h. einen geſunden, practiſchen Mann, der ein feſtes, beharrliches Auge auf ſeine Zeitgenoſſen wirft, und die Urſachen der Ergebniſſe nicht immer in Ideen, ſondern oft auch in Boudoirs, Küchen und Kammern ſucht. Wenn das eine Abſchweifung war, ſo wollen wir die folgenden Capitel um ſo ſuccincter behandeln.

Die älteſten Spuren mythiſchen Geſanges in Deutſchland veranlaſſen die Bemerkung, daß dieſe Art Dichtungen über der Völker Anfänge meiſt überall gefunden wird, überall aber auch erſt in Zeiten entſtanden zu ſein ſcheint, wo ſchon durch irgend einen Gegenſatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zuſtände die Veranlaſſung

dazu gegeben ist, so daß die Gesänge dieses Inhalts bei den Germanen schwerlich aus viel älterer Zeit gewesen sein mögen, als in der sie Tacitus erwähnt (S. 19); eine Bemerkung, die ich als historisches Problem dahin gestellt sein lasse. War die Herleitung der Nation von den Göttern, wie es wahrscheinlich ist, zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung, so sehen wir hier in den Vorstellungen der Germanen, schon bei den ersten dunklen Spuren das Menschliche, das Historische vorwaltend (S. 20); ein Zug welchen Gervinus glücklich und bezeichnend auffaßt. In jener Verehrung des Herkules und Ulysses vermuthet er Spuren einer priesterlichen poetischen Sage (S. 20); von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach, die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland kaum Spuren (S. 22). Die von Tacitus geschilderten Schlachtgesänge mußten wohl am ersten verschwinden. Quant à ces chants populaires — sagt Fauriel — germes premiers de l'épopée complexe et developpée, il est de leur essence, de se perdre, et de se perdre de bonne heure, dans les transformations successives, auxquelles ils sont destinés (S. 24). Mehr noch ist der Verlust der historischen Gesänge zu bedauern, von deren Inhalt Gervinus aus Jornandes Kunde gibt, wobei er eine Anekdote, die sich dort findet und die in der Volsunga- und Wilkina-Sage wieder zu erkennen ist, zum Typus für die oben erwähnte Differenz der deutschen und nordischen Dichtung, und zum Belege für seine Annahme des deutschen Ursprungs der in Scandinavien und Deutschland zugleich vorfindlichen Sage anführt (Seite

26). Eigentliche Nachbildungen deutscher Dichtungen sind die Eddalieder freilich nicht; und das hat auch wohl Niemand im Ernste behauptet (S. 27). Diese vergleichende Ansicht scheint durch die longobardischen Geschichten des Paul Warnefried Sohns bestätigt zu werden, deren Inhalt so poetisch, menschlich, nationalgeschichtlich erscheint, daß sie dem Verfasser längst eine Bearbeitung für die deutsche Jugend wünschenswerth machten (S. 20). Die schöne Charakteristik nordischer und deutscher Dichtung, aus dem Leben, der Naturumgebung, den Urzuständen der Völker abgeleitet, die nun folgt, ist ganz in dem von Herder (oder von R. Wood über Homer) angeregten Sinne, trefflich gedacht und durchgeführt (S. 30, 31). In eine noch weitere Sphäre führt die Zusammenstellung der ältesten Dichtungsweise der Deutschen mit jener der Hellenen. Was Gervinus (S. 33), aus freiester, historischer Umsicht und geläutertem, ästhetischem Sinne hierüber ausspricht, halten wir fest, weil es uns über die ganze Differenz der alten und neuen Poesie, ja über das, was man Polarität der Dichtkunst überhaupt nennen könnte, aufklärt, und uns später, wo wir es mit der Ansicht, welcher die Nibelungen als Ilias erscheint, zu thun haben, trefflich zu Statten kommen wird. Ich müßte mehrere Blätter ausschreiben, wenn ich alles das Schöne und Gediegene dieser Erörterung mittheilen wollte; das Resultat aber läßt sich in Einem Satze zusammenfassen, den ich so ausdrücken würde: das Eigenthümliche griechischer Kunst ist Selbstständigkeit; die deutsche unterwirft sich dem Stoffe, der aus ihr begeisternd wirkt. — Schließlich vindicirt Gervinus der

deutschen Poesie das Vorrecht, mehr als jede andere, von ihren Ursprüngen bis zur Periode ihrer Ausbildung, im reinsten Sinne populär gewesen zu sein; er erkennt aber sehr richtig, daß diese Eigenschaft nur den Anfängen, nicht aber der Höhe der poetischen Cultur gedeihlich ist; er empfindet den edlen geistigen Aristokratismus, welcher der Dichtkunst inwohnt, — wirft einen Blick über die Gränze seines Capitels prophetisch in die Gegenwart hinüber, und kehrt zur Betrachtung der Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang zurück. Sehr einsichtsvoll deutet er aus der getrübten, gestörten, von römischer Cultur überwältigten Fortbildung der alten Nationaldichtung, aus der weltgeschichtlichen Erschütterung und Verwirrung einer Zeit, in welcher Europa unter traurigen Wehen wiedergeboren ward, und aus der durch das Christenthum allgemein aufgeschlossenen, durch das beschauliche Naturell des Deutschen früh und individuell angebauten Zauberwelt des Gemüthes, — das Eigenthümliche unserer, zumal poetischen, Bildung; er löst und bindet vor unsern Augen die Elemente dessen, was unter dem Namen „Romantisch" in der neueren Literaturgeschichte eine so verhängnißvolle Rolle spielt; er erklärt, als ein wahrer Geschichtschreiber, aus der Vergangenheit die Gegenwart. Hiermit ist ein großes Lob ausgesprochen; denn, wenn gleich fast alle Historiker dasselbe zu thun, in der Vorrede und im Context wiederholt versichern, so leisten es doch die Wenigsten. Gervinus aber reißt uns in's Ganze fort, ohne auch nur ein einzelnes Sandkorn im Fluge zu verschütten. So darf er es

wagen, ohne kernlose Paradoxie, die Edda und Hoffmann's Spuckgeschichten aneinander zu knüpfen. Den größten Werth legt er billig auf das berühmte Hildebrandlied. Die Brüder Grimm haben uns darüber die bedeutendsten Aufschlüsse gegeben; sie setzen sein Vaterland nach Hessen; der Zeit nach gehört es in's 8. Jahrhundert, ist also mit den Eddaliedern gleichaltrig, vor denen es sich aber durch Wahrscheinlichkeit und Einfalt in den Motiven, durch menschlichere Fühl- und Redeweise, durch epische Besonnenheit und Ruhe, kenntlich macht. Gervinus äußert sich über den in's Niederdeutsche vorneigenden Dialect des Gedichtes, wie über den Vorzug, den das ältere Fragment vor den spätern Bearbeitungen verdient, ganz wie der einsichtsvolle, gelehrte Verfasser der Abhandlung „die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache" in Nr. 8 u. 9 des dießjährigen Bandes dieser Zeitschrift. Eben da wird man sich auch über das Wessobrunner-Gebet nach Wunsche belehren, welches in dieselbe Epoche gehört, von Gervinus aber, dem es mehr um die innern Verhältnisse der Dichtkunst, als um Erläuterung der Formen zu thun ist, übergangen wird. — „So weit also" — schließt er diesen Abschnitt — „führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines momentanen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöste, erweiterte, auf großartige Verhältnisse und Zustände . . . ausdehnte. . . . Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volks-Epen: . . . Die Anstrengungen der Nation waren nöthig, um einen weiten,

würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Producte der Kunst zu bilden, bedurfte es der Einheit. . . Eben so wie Carl der Große die germanischen Nationen wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniß aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. . . . Das Epos dankt überall seine Entstehung, und im Mittelalter insbesondere seine ungeheure Verbreitung und Mannigfaltigkeit demselben Geiste, der wie er hier das Zerstreute und Vereinzelte in der Poesie, so in andern Verhältnissen die Mönche in Orden, die Edeln in einen Ritterstand, die Handwerker in Gilden verband und schloß. Es ist das Bestreben, ganze Corporationen zu vereinigen, und mit Ideen zu durchdringen . . . jenes Bestreben, das dem ganzen Mittelalter einen so poetischen Anstrich gibt, der nur seine Kehrseite hat, weil die Ideale allzu schnell in Träumereien ausarteten. . . . Die Dichter blieben mit ihren Kräften hinter der Aufgabe zurück, . . . die begonnenen Werke waren der Zeit zu groß!" (S. 56—58.) — Der welthistorische Blick, den Gervinus hier gethan, der gründliche Umriß, mit dem er das Mittelalter bezeichnet, und die neue Zeit von der alten vollständig gelöst und geschieden, und auf jenes tiefe, fortzeugende Element hingewiesen hat, welches sich dem Auge keines Einzigen, der das Problem der Zeiten vor sich hinstellte, entzog. — haben mich gleichsam genöthigt, die ganze Stelle, die zugleich ein Specimen der Darstellung bietet, mitzutheilen. Jene Betrachtung eröffnet uns das Verständniß aller folgenden; ihr Eigenes würde noch erleichtert worden sein,

wenn es dem Verfaſſer gefallen hätte, auch die übrigen Kunſt- und Lebensbeſtrebungen jener palingenetiſchen Epoche, zumal die Baukunſt, mit in die Schilderung aufzunehmen. Ich aber habe nun, wenn ich mich nicht abſorbiren will, den Faden der Entwicklungen zu verfolgen: denn meine Hauptaufgabe bleibt es, die Conturen des ganzen Gemäldes zuſammenzudrücken, die Mittelglieder, welche in dem weitläufigen, von hundert Epiſoden durchflochtenen Geſchichts-Epos ſchwer aufzufinden ſind, aneinander zu ketten, die Hauptpartien effectvoller, und ſo eine Ueberſicht des großen Ganzen möglich, ja wirklich zu machen.

Wir haben nun, auf dem Punkte, wo wir ſtehen, zu betrachten: „welcherlei Dichtung um und nach Carl's Zeit beſonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen das Volks-Epos plötzlich in die Feder der Geiſtlichen, und aus der Volksſprache in die Lateiniſche übergehen ſehen." Es ſind dieß die geiſtlichen Dichtungen im neunten Jahrhundert. Hier nimmt nun Gervinus Anlaß, ſeine Anerkennung des ſprachlichen Werthes dieſer unſchätzbaren Reliquien zugleich mit der Ueberzeugung auszudrücken, daß ihr poetiſcher Werth, in Folge dieſes grammatikaliſch-geſchichtlichen Intereſſes, überſchätzt werde. Die oft ventilirte Frage, wie die Sprache und die Bildung überhaupt in ihren Pro- und Regreſſen ſich zu einander verhalten, wird dahin beantwortet, daß allerdings Fortbildung und Rückgang für alles Exiſtirende gleich geordnet ſei, und daß wir, wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unſerer Forſchung, nachweiſen können wür-

den, daß auch einst eine Zeit war, in welcher der Körper der Sprache von einer niedern Stufe zu jener Höhe hinaufsteigen mußte, von der wir ihn nachher absinken sehen. Wenn wir hiermit den gelehrten Verfasser des erwähnten Aufsatzes in den Bl. f. Lit., Kunst u. Kritik, Nr. 5, in Widerspruch finden, so wird dieser dadurch ausgeglichen, daß Gervinus Sprache und Poesie von einander unterscheidet, Entwicklung und Bedürfniß beider als getrennt darstellt, indem einerseits die reichste, sinnlich vollkommenste Sprache keineswegs einer mehr auf's Innere gerichteten Poesie, andererseits den anschaulichen Gestalten, welche die epische Dichtung fordert, eine naive, weit mehr als eine geistig cultivirte Sprache genüge. Hierbei schlägt er den Einfluß fremder Sprachen auf die unsere hoch an, will dem Herausgeber des gothischen zweiten Corinthierbriefes (Castilionaeus. Mediol. 1829) seine Ansicht von der Einwirkung des Griechischen auf's Gothische nicht abgeläugnet haben, und schlägt den Philologen vor, die Art und Verhältnisse dieser Einflüsse genauer zu untersuchen. Da aber diese Gelehrten, von der Wichtigkeit Otfried's und ähnlicher Werke für Sprachkenntniß hingerissen, sofort auch der Jugend solche Studien anmuthen, da der neue Herausgeber des Otfried die Commentation dieses Denkmales zu einer stehenden Lection auf der Universität und in den Gymnasien und höhern Bürgerschulen machen will, — da erwacht in Gervinus der Mensch. „Wie?" ruft er aus, „wir sollen also zu der ungeheuren Last, die unsern Schülern ohnehin schon aufgebürdet ist, ihnen auch noch dieß Opus aufladen? . . . . eine neue Sprache, zu der noch

die nöthigsten Hilfsmittel erwartet werden, soll um eines Buches willen erlernt werden? . . . . und was sollte uns Bunte uns denn in diesem Buche ansprechen und belehren? . . . . sollen wir die naive, reine Sprache der Bibel mit diesem Otfried verdrängen? . . . . oder sollen wir mit diesem Buche den Geschmack an der altdeutschen Poesie eröffnen?" (S. 65 und 66.) So frägt Gervinus, der solche Studien unter die Aufgaben seines Lebens zählt; und wir stimmen lebhaft mit ein, und berufen uns auf das, was wir wiederholt hierüber gesagt haben. Gerade je bedeutender, tiefgreifender eine literarische Aufgabe ist, desto weniger gehört sie vor die Jugend, die am Leben für's Leben zu erziehen ist.

Nur die beiden Evangelienharmonien (die hochdeutsche des Weissenburgischen Otfried, und die niedersächsische des Heliand) hebt Gervinus aus dieser Periode geistlicher Dichtung heraus. Die erstere repräsentirt den deutschen Süden, die zweite den Norden; sie stehen sich gegenüber wie die Ritter-Epen der schwäbischen Periode dem Volks-Epos. Der Vers des sächsischen Gedichtes besteht aus jenen, der Alliterations-Poesie eigenen Satzweisen (vittene); Otfried's Werk dagegen ist das älteste, in welchem der Reim herrscht, bei dessen Kritik Gervinus wunderlich unser Landvolk beneidet, dessen Ungeschick, die Reinheit der Reime zu empfinden, ihm als „volles Ohr" erscheint (S. 69). Im Heliand ist ein Ton der Unschuld, der Bewußtlosigkeit; im Otfried Besinnung, Kritik; dort reines Aneignen des Stoffes, hier Erkenntniß und Erstrebung einer Form; dort Anklang der Volks-Poesie, hier

Bearbeitung nach gebildeten Muſtern. Auf welcher Seite Gervinus echtes, poetiſches Leben gewahrt, wird man leicht errathen. Die Mönche retteten Wiſſenſchaft und Philoſophie, — das gibt er zu — allein die Poeſie gedeiht nur in der Blüte und Friſche der Welt, und wer in Otfried's Werke ihren Hauch zu ſpüren vorgibt, der — meint er — müſſe zu rechter Genügſamkeit herabgekommen ſein. Hier iſt er nun bei dem Ziele, das er am Anfang des Kapitels feſtgeſtellt: Abhängigkeit geiſtlicher Dichtkunſt. Der bedingende Satz: es wäre einſeitig, wenn man an die Dichtkunſt jederzeit Selbſtſtändigkeit fordern wollte; ſie beſaß ſie nur höchſt ſelten, und hat oft, indem ſie der Gelegenheit diente, das Höchſte erreicht;" (S. 74) — dieſer Satz iſt auszuſtreichen, wie alle bedingenden Sätze, denn die Ausnahmen verſtehen ſich immer von ſelbſt, oder vielmehr es gibt keine Ausnahmen von einer rein und ſcharf ausgedrückten Regel. Immer iſt Selbſtſtändigkeit von der Dichtkunſt zu fordern; immer war die wahre Poeſie ſelbſtſtändig; nie hat ſie, im Dienſte der Gelegenheit, das Höchſte erreicht, nie überhaupt der Gelegenheit gedient; entwachſen iſt ſie wohl aus ihr, wie jede Erſcheinung des Göttlichen auf Erden. So viel im Vorbeigehen, nur des „zwar" und „nur" halber; denn in der Hauptſache denkt Gervinus überein. Indem er das übrige wenig Bedeutende dieſes Zeitraumes übergeht, weil es ihm „eine Hauptpflicht des Hiſtorikers iſt, überflüſſigen Stoff auszuſcheiden von der Geſchichte" (S. 75) — wendet er ſeinen Schritt weiter.

Die Volksdichtung in den Händen der

Geiſtlichkeit bot ein gemüthliches Bild von einer innigen, religiös durchdrungenen Zeit; in dieſem Betracht intereſſirt das Siegeslied über die Normannen, nach 881, zu Ehren Ludwigs, eines Sohnes Ludwigs des Stammlers, gedichtet, ein durchaus volksmäßiger Geſang, ſei er nun durch geiſtliche Hände gegangen oder nicht. Mit Recht nimmt Gervinus die rührige Periode der Ottonen in Schutz; mit Recht findet er das Anerkennen, das Aufnehmen deutſcher und gedeihlicher als das Abſchließen, das Hypernationaliſiren; mit Recht deutet er ehrfurchtsvoll auf das hehre Alterthum hinüber, deſſen ewig lebendige Wirkung nur eine trotzige, gottesläſterliche Selbſtbeſchränkungsluſt ablehnen wollen kann. Er macht uns auf das lateiniſche epiſche Gedicht von Walther von Aquitanien (von Eckehart I. in St. Gallen; 1. Hälfte des zehnten Jahrhunderts) aufmerkſam, welches dem Stoffe nach, wie der Geſinnung, echt deutſch, der Behandlung nach ganz antiken Muſtern nachgebildet, als Beiſpiel vaterländiſcher Heldenſage in den Händen eines Geiſtlichen, einen Begriff von jener übergänglichen Bildung gibt; wenn es gleich dem poetiſchen Werthe nach weniger preiswürdig erſcheinen möchte, als es Gervinus ausgibt. Naivetät und Ungeſchicklichkeit ſehen ſich oft zum Sprechen ähnlich; aber jene bleibt ſich gleich, während dieſe bald einen rechten bald einen Fehltritt macht. In die Betrachtung dieſes quaſi-klaſſiſchen Zeitraumes, in welchem gleichzeitige Heroen unmittelbar vielfach in den Geſang verwoben wurden, flicht Gervinus die Bemerkung ein, daß, abgeſehen von W. Grimm's Hypotheſe von einem lateini-

schen Nibelungenbuche, jedenfalls die Zeit der Ottonen eine Durchgangs-Periode für das Nibelungen-Epos, eine Zeit seiner Wiederaufnahme und Umgestaltung war, — welche Bemerkung er sehr schön commentirt und fortsetzt, und die Erläuterung des zerstückelten, lückenhaften Wesens dieses Gedichtes daran knüpft; es sind treffliche Gedanken und Worte, von denen ihm nur „Haimons Liebelei" die alten Götter verzeihen mögen (S. 91); ich aber fürchte, sie werden's nicht, sondern ihm einmal bei Gelegenheit einen scharf angelegten Pfeil dafür abwenden vom Leibe des Feindes.

Wissenschaft und Kunst blieben während des Ueberganges zur ritterlichen Poesie der Hohenstaufen-Zeit wohl noch in den Händen der Geistlichkeit; allein der Geist des Ritterthums beginnt zu wehen, und eine neue Welt will sich entfalten. Ehe wir aber diese Morgenröthe erblühen sehen, geht, wie bei der wirklichen, ein Moment der Kälte voran. Die Zeit der fränkischen Kaiser gab vorzugsweise politisch-kirchlichen Angelegenheiten Raum; die Welt hatte damit zu thun, ihren eigenen Lauf zu betrachten; das Gewahrwerden dieses großen tragi-komischen Thier- und Puppenspieles versetzte der Poesie einen fast tödtlichen Schlag; unverwüstlich wie sie ist, schuf sie sich in der Bedrängniß ein neues Element, dessen launig-bittere Geburt: die Thiersage, von der Darstellung jener geistigen Lebensprocesse nicht ausgeschlossen werden kann. Gervinus zieht sie einsichtig in den Umriß seines Bildes, und Reinhart Fuchs, der alte Schelm, muß herhalten und sich nolens volens philosophisch-ästhe-

tisch-histerisch analysiren lassen. Der Stänkerer macht freilich ein wunderlich Gesicht dazu; allein Wolfen und Isegrimm ergeht's auch nicht besser. Am komischesten verzieht er seinen Mund zu dem, was er über das „uralte Thiermährchen" (S. 110) und von den „Heimlichkeiten der Thierwelt" (S. 113) zu hören bekommt; daß übrigens etwas Gefühltes in diesen Rhapsodien steckt, kann er doch nicht läugnen. Ist doch nur sein ärgerlich weltliches Wesen allein Schuld, daß uns, neben seiner Figur, der gründliche Ernst eines Gervinus, der dieselbe mit der Reformation und Weltgeschichte in feierliche Verbindung bringt, ein Lächeln abnöthigt.

Dieser Ernst erscheint ganz am Platze, wenn es sich um die Einwirkung handelt, welche die Kreuzzüge auf die Bildung, und somit auf die Poesie jener Zeit geäußert. Ob der Uebergang der alten Welt zur neuen, christlichen, durch diese „außerordentlichste Revolution, welche die Welt je sah" (S. 125 — dieser Superlativ möchte angefochten werden!) so scharf zu markiren sei, wie Gervinus meint, — ob denn dem Orient dabei so ganz aller Miteinfluß abzusprechen sei, wie er auch meint, — bleibe mit einem Fragezeichen in der Weltgeschichte stehen. Ob man wohl thut, die ganz neue Bildung immer durch das eine Epitheton „christlich" zu charakterisiren, — bänge ich diesem Fragezeichen an. War denn nicht schon in der zerfallenden alten Welt ein Element, welches das christliche vorbereitete? und war dieß das einzige der neuen? Gervinus selbst hat im Früheren solche Uebergänge leiser und vollständiger angedeutet. In der Geschichte so gut wie in der

Natur geschiebt alles übergänglich, und was uns als impetus erscheint, ist immer Wirkung und Ursache zugleich. Im Gefolge dieser Betrachtungen möchte von den zwei Haupteinflüssen, welche Gervinus den Kreuzzügen zuschreibt, der erste: Erweiterung des Verkehrs, und durch ihn Ausdehnung der Kultur, — der wichtigste sein. Hierauf beruht wohl allerdings die Differenz beider Weltalter; und es wird immer mehr anerkannt werden, daß Extension der errungenen Masse von Kultur über die Masse der Menschheit, die Aufgabe dessen ist, was wir unsere Zeit nennen; so wie das Erringen die Aufgabe der Vergangenheit war. Hier, wenn irgend wo, ist dem Sterblichen ein bescheidener Blick in die heiligen Wege der Vorsehung gegönnt. Der zweite, von Gervinus statuirte Hauptpunkt: Entfaltung des Innern, — bleibe dahin gestellt. Wir fühlen nicht genug mit den Alten, weil wir nicht mit ihnen gelebt haben, — wir glauben, wie jeder einzelne Mensch, die Welt sei mit uns geboren worden; das Gemüth aber, das tiefste Innere des Menschen, hat sein eigenes Leben und bedarf keiner Kreuzzüge, keiner Welterschütterungen, um sich sein bewußt zu werden. — Daß Gervinus, in der Entwicklung dieser Zeiträume, nicht bei uns Deutschen stehen bleibt, ist seiner großen Manier und Absicht gemäß; daß er dabei Ariost (S. 136) überschätzt, vergibt man gern in Betracht so Vieler, die diesen herrlichen Dichter zu wenig achten; übrigens ist das, was nach seiner eigenen richtigen Angabe (ebend.) demselben zum Homer fehlt, gerade das, was diesen zum Homer macht.

Das französische Volks-Epos scheint dem Ver-

faſſer den Geiſt der Kreuzfahrten am treueſten auszuſprechen, der Geſang der Troubadours und ihr Frauendienſt ſcheint ihm einen fröhlichen Gehalt, einen unverſiegbaren Stoffquell in die breite Welt geſtrömt zu haben. Er verweiſt die, welche ſich über dieſe Kreiſe urſprünglicher unterrichten wollen, auf Uhland, Schmidt, und vorzüglich unſern verdienſtvollen F. Wolf (die neueſt. Leiſt. der Franz. f. i. Nation. Heldenged. Wien 1833); und wir können nichts Beſſeres thun, als dieſe Andeutung wiederholen. Conrad's deutſche Bearbeitung der Rolandsgeſchichte wird nun charakteriſtiſch geſchildert, und Geiſt und Werth dieſes Gedichtes gebührend anerkannt.

Den Uebergang zur Darſtellung des veränderten Zeitgeſchmacks, der ſich an Legenden und Novellen letzte, macht eine Reflexion, die mir nicht gefällt. „Was der groſſen Maſſe — heißt es (S. 152) — die gewöhnlichſte Unterhaltung bietet, . . . verdiene in einer Geſchichte der Dichtung keinen vorzüglichen Platz; . . . von einem poetiſchen Geſchmack ſei es gegenwärtig eine Sünde zu reden; . . . die Romangattungen und dergleichen (!) verdienen in einer Geſchichte der Dichtung, ihrem Werthe nach, wahrlich keinen Raum" . . . (S. 153). Dieſes hiſtoriographiſche Naſenrümpfen kann man einem Gervinus doch nicht ſo hingehen laſſen; einem Gervinus am wenigſten, ſonſt machen ſichs' die „Kleinen von den Seinen" gar zu bequem, nennen Sterne, Scott, Bulwer, Salvandi, Manzoni, Cervantes, Boccaccio und den Dichter des W. Meiſter „gemeine Unterhaltungsſchriftſteller" — und finden es unter der hiſtoriſchen Würde, ein Wort über ſolchen Kram zu

verlieren, — was freilich das größte Unglück nicht wäre! Belletriſtiſche Zeitſchriften, Romane, Novellen, Bühnenſtücke und dergleichen (!)" werden S. 153 auf einen Miſt geworfen, da ſich der Geſchichtſchreiber nur mit dem „Belehrenden, was bleibendes Muſter iſt" abgeben ſoll; nun frage ich: was iſt belehrend, — das Lied von Hildebrand und Hadubrand, oder Triſtram Shandy? was iſt bleibendes Muſter, — das Meſſobrunner Gebet, oder W. Meiſter?

Es fürchte die Dichter
Das gelehrte Geſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Es gefällt ihnen aber, zu leben und leben zu laſſen; und ſo ſei es genug an dieſem Ausfalle; ein anderes Mal wollen wir die Materie wieder aufnehmen, und darthun, daß „die Charakteriſtik einer Zeit" (für welche Gervinus die angeführten Werke ſelbſt wichtig findet) mit der Geſchichte der Poeſie gar ſehr zuſammenhängt, und daß Roman und Theater von dem künftigen Geſchichtſchreiber unſerer Poeſie nicht ungeſtraft werden verachtet bleiben dürfen. Nach einer Abſchweifung über das Nibelungenlied, die der entſpricht, welche ich mir eben zu Schulden kommen ließ, — kommt Gervinus auf die Kaiſer-Chronik, deren Druck uns ſo lang verſprochen und noch nicht erfolgt iſt, zu reden, die er, ihrer deutſchen Quelle nach, worauf ſie ſich beruft, in den Anfang dieſes Jahrhunderts

ſetzt, — und mit der er, der Form und dem Weſen nach, den Lobgeſang des heil. Hanno genau verbunden wiſſen will, von welchem er mit Recht ſagt, daß man ihn ſeit Herder überſchätzt habe. Er tadelt an dem veränderten Geſchmacke die Unklarheit, das leichtſinnige Untereinanderwerfen, das kleinlich Materielle, wovon er aus der Kaiſer-Chronik ein Beiſpiel gibt, das freilich ſpaßig genug iſt: Nero verlangt von ſeinen Aerzten, daß ſie ihn ſchwanger machen; ſie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt, und er gibt eine Kröte von ſich:

die walche ſprungen uf ſa
ſie riefen lata rana:

daher der Name Lateran! (S. 159). — Konnte ich eben das Vornehmthun gegen die lebendigen Formen der neuen Zeit nicht ungeneckt laſſen, ſo klatſche ich deſto herzlicher Allem Beifall zu, was Gervinus nun über die kindiſche, doch glücklicher Weiſe wie es ſcheint, ſchon abnehmende Liebhaberei an Märchen ſagt, deren wiederholtes Herausgeben oder gar neues Erfinden, zu andern als geſchichtlichen Zwecken, er unverantwortlich nennt (S. 164). Was er hierüber weiter ſagt, ſollte man fleißig leſen, und denen einprägen, denen es Noth thut; ihm aber danken, daß er uns einmal die Stimme eines Mannes wieder hören ließ, in einer Welt, die bereits drohte zu einer Kinderſtube zu werden. Italien war zu der Zeit, von der jetzt gehandelt wird, der Herd der Unterhaltungs-Poeſie; aus Italien leitet Gervinus, mit Ausſchließung alles andern Einfluſſes (was wir oben ſchon befragzeichneten), die Wellen dieſer

Dichtungen nach Deutschland, gibt aber bald eine mittelbare Influenz des Orients und Griechenlands zu, wobei sich an den geistreichen Seitenblicken, die er auf Bidpai, Hitopadesa, und die griechischen Erotika wirft, eine leicht und frei beherrschte Gelehrsamkeit glänzend hervorthut. Zu mancherlei Betrachtungen regt die Wahrnehmung an, daß sich ähnliche Erscheinungen, die, frei von einander, im Osten, Süden und Norden aufkeimten, in jener Mittel-Epoche begegneten (S. 174), und so Brücken bildeten, auf welchen die alte Welt in die neue, und die seltsame Fremde in die Heimath herüberschritten.

Die Ausartung der Volks-Poesie, theils durch Veränderung, theils durch Verpflanzung, Entstellung durch gereiste Poeten, ungeschickte Amalgamirung mit griechisch-morgenländischen Sagen, und Bereicherung aus neueren Erfindungen, wird nun am König Rother, wie an einem tauglichen Specimen, klarer vor Augen gestellt.

Gervinus bescheidet sich, den Streit, der über die Geschichte dieses Gedichtes unter den größten Kennern herrscht, nicht schlichten zu können; so viel ist gewiß, daß es ein ursprünglich deutsches ist, daß äußere Verhältnisse aus Byzanz darauf eingewirkt haben, und daß man dem Werke viel zu viel Bewunderung gezollt hat. Mit Salomo und Morolf, mit Herzog Ernst von Veldek ist es nicht anders. Der Nationalgeist ist verschwunden, die Willkür des Einzelnen schaltet mit dem poetischen Eigenthume des Volkes, und wirft Fremdes und Einheimisches roh untereinander.

Die Einflüsse aus England oder der Bretagne,

welche der Verfaſſer mit etwas gar zu ſchneller Analogie, der Anglomanie des vorigen Jahrhunderts gleichſtellt, veranlaſſen wieder ethnographiſch-literarhiſtoriſche Ausflüge in jene britiſch-walliſiſchen Regionen. Die Echtheit der walliſiſchen Bardenlieder und der Geſänge Oſſians ſoll aus dem wechſelſeitigen Verhältniſſe hervorgehen. Die Merlin- und Arthur-Sage werden beleuchtet, von den Tafelrunde-Romanen, denen nichts als ihre Neuheit Werth und Anſehen gegeben haben ſoll (?), wird das vorwaltende Element der Courtoiſie und Frauenliebe, das hier zum erſten Male (?) Eingang in die epiſche Poeſie fand (S. 205), abgeleitet. Es iſt zu wundern, daß nicht gleich auch die Verbindung mit Lafontaine und Kotzebue nachgewieſen wird! Die Poeſie, und ſomit auch ihre Geſchichte, iſt ein gar proteiſches Element; es iſt das Spielzeug des menſchlichen Gemüthes, und ſchlüpft, wenn es zu ſehr en gros gefaßt wird, aus den Händen des Hiſtorikers, welche Schwert und Wage zu halten gewohnt ſind. Hier macht ſich die Willkür geltend, keine blinde, aber eine freie, geiſtige, der nur der ſchöpferiſche Genius gebietet. Dieſe Willkür ſchaltet oft ſelbſt mit Recenſenten, und wirft ihnen Abſchweifungen, wie dieſe da, auf's Blatt, wo ſie triste supercilium Catonis ſich vorgeſetzt hatten. — Bei Ulrichs Lancelot verweilt Gervinus einen Augenblick; wie es denn ſeine Art iſt, ſeine theoretiſche Anſicht immer an einem Beiſpiele zur Anſchauung zu bringen. Er beſchreibt das Gedicht; und was er von der dichteriſchen Ungeſchicklichkeit, vom Mangel innerer Nothwendigkeit, zumal in der deutſchen Verarbeitung ſagt, iſt recht gut; — allein bei

seinem Sinne für's Innerliche, Tiefe, befremdet es doch, daß er das Menschlichgroße, was in diesen Dichtungen verborgen ist, und von einer spätern Zeit gar gut herausgefühlt und herausgebracht worden ist, verkennt oder übergeht. Die hier zum Grunde liegenden Ideen von Erziehung, Liebe, Kraft, Prüfung, Geselligkeit, haben eine tiefe Wurzel, und es entwuchs ihnen ein Baum, der späten Enkeln herrliche Früchte trug. Hier aber kann man auf eine solche Entwicklung sich nicht einlassen.

Sehr ergötzlich ist der folgende Abschnitt, wo wir antike Dichtungsstoffe in der abenteuerlichen Gestalt des Mittelalters uns vorgeführt sehen. Der alexandrinisch-wälsche Geschmack hatte sich geltend gemacht, das Nationelle war verdrängt, das Hellenische lebendig nicht wieder hervorzurufen. — und Gervinus bricht in Klagen aus. Aergerlich überläßt er den barocken Dares Phrygius den kritischen Literarhistorikern, und wendet sich mit mehr Interesse zur Sage von Alexander, die er, von den Quellen bis in die Mündungen, verfolgt. Mit Recht zieht er die orientalischen Darstellungen mit herein; nur war nicht zu vergessen, daß diese, dem Geiste östlicher, zumal persischer Dichtkunst gemäß, nicht sowohl als das Ergebniß populärer Ueberlieferungen zu nehmen sind, als vielmehr als Gebilde des Geistes einzelner großer Dichter, zumal des herrlichen Nisami aus Gendsch, der, nach seiner Weise, im Iskendername ein romantisches Gemälde, dessen einzelnen Partieen man die Erfindung, die Allegorie, alsbald abmerkt, zu sittlichen Zwecken hinzauberte, welches dann die Nachfolgenden, ein Dschami u. A. theils modificirten, theils

copirten. Dieſe perſiſche Dichtung vom Alexander darf alſo nicht als Sage betrachtet werden, und hat einen eigenen Charakter. — Sehr bedeutend iſt die jedenfalls deutſche Bearbeitung dieſer Geſchichtsfabel von Lamprecht, ſei nun das Verdienſt ihm oder ſeinen Vorgängern beizumeſſen. Sehr ausführlich und beredt entwickelt Gervinus das kräftig-verſtändige Gedicht, und gibt ihm den Vorzug vor faſt allen mittelaltrigen deutſchen Dichtungen (S. 229). Wir, indem wir die Vergleichung mit der Odyſſee (S. 233) liegen laſſen, machen nur auf die trefflichen Erörterungen des Verfaſſers und auf das merkwürdige Gedicht alle Freunde jener älteren Poeſien aufmerkſam (S. Maßmann's Denkmäler deutſcher Sprache u. Literat. 1828). — So werthvoll jenes Werk iſt, ſo ärmlich ſieht es mit der Aeneide des Heinr. v. Veldeck aus. Wenn Gervinus gleich den römiſchen Urdichter ſelbſt, wie es ſcheint, nicht gehörig zu ſchätzen weiß, ſo zeigt er doch in einer Parallele ſehr einleuchtend das parodiſtiſch Lächerliche ſeines altdeutſchen Rivals, bei welchem Anna die Dido nach ihres Liebſten Namen fragt, und dieſe antwortet: E— und ne—, und ehe ſie ſagt —as, hat die kluge Anne ſchon gewußt, wer es geweſen. Nach der Kritik der Schönheiten dieſer „Eneit" bemüht ſich unſer Geſchichtſchreiber zu unterſuchen, warum denn dieſem Dichter ſeiner Zeit ein ſo beſonderes Lob geworden, — eine Frage, auf die ſich bequem hätte antworten laſſen: weil ſeine Zeit [illegible]i beſſer war als er, — und ſtellt dann den troj[illegible]chen Krieg des Herbort v. Fritzlar in die Mitte zwiſchen beide letztbeſprochenen Werke. Das Zuſammentreffen mit dem Inhalte des

schönsten Gedichtes in der Welt wirkt drastisch in dieser quasi Epopöe.

Einer so schwankenden, gehaltleeren, da und dort hinausvagirenden Poeterei folgt das Bedürfniß der Nation, wieder einmal tiefer und ganz angesprochen zu werden, und bedingt in einer an sich noch kräftigen Zeit, wo die Vergangenheit noch lebendig in's Gegenwärtige herübergreift, — eine Regeneration des Volks-Epos, welche uns längst nicht möglich ist, denen selbst das Verständniß jener Reliquien versagt scheint. Hier ist es, wo Gervinus die Betrachtung der Nibelungen und der Gudrun am Platze findet: hier, wo man wohl auch meinerseits eine ausführliche Erörterung eines so oft erörterten Lieblingsgegenstandes erwarten mag, und wo ich es eben für meine Pflicht halte, so kurz als möglich zu sein. Ich habe es mit Gervinus zu thun, nicht mit dem Nibelungen-Gedichte; dieses ist nicht da, — sagt der dichterischeste Kenner — um ein für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines Jeden Anspruch zu machen und deßhalb an die Einbildungskraft, die der Reproduction fähig ist, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, so wie für's Zarte, Feine, für ein weit umfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne; aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben. — Da es sich nun trifft, daß sich das Gedicht in den Hauptsachen mir eben so darstellt, wie es Gervinus schildert, so kann ich dem Leser wie mir viel ersparen, und ziehe nur Folgendes zusammen:

Daß die Gudrun im zwölften Jahrhundert in früherer Gestaltung existirte, ist durch neugefundene Zeugnisse entschieden; daß aber die Niebelungen darin vielfältige Schicksale erlitten haben, ist von Niemanden geläugnet. Wo die nordische Siegfried-Sage, zu jener Zeit, in Deutschland wieder eingeführt ward, ist ungewiß. In Nieder-Deutschland am wahrscheinlichsten; wo die ersten Zeugnisse dafür gefunden werden. Der Norden, das Alterthum trat damals so in die Gegenwart, wie in neuerer Zeit das Deutschthümliche (?) (S. 253); und „nicht anders" wandte sich Goethe von den Göttingern, Schiller von Bürger ab, als die Hofsänger jener Tage vom Volksgesang (!?). — Die ungeschickte Verbindung zweier heterogener Stoffe (im Niebelungenlied) springt in die Augen. (?) Nicht zwei Stoffe kämpfen mit einander; sondern der Stoff und die Behandlung. Der Unterschied nordischer und deutscher Sage, den wir festsetzten, bestätigt sich auch hier; auf jene ist die allegorische Deutung (Sagabibl. II S. 366) anwendbar (wir geben ihr das Zeugniß, mit dem chemisch-naturphilosophisch sein sollenden Unsinn bei Zeune nichts gemein zu haben; ob sie aber durchaus rein und unschuldig ist?); diese hat geschichtlichen Boden. Dieser Boden ist in Deutschland, die ursprüngliche deutsche Gestalt, die uns verloren ist, hatte aber mit der nordischen weit weniger gemein, als die, so wir jetzt vor uns haben, die ihre Züge aus dem Norden borgte, und, ungeschickt genug, uralte Rohheit und neue Courtoisie vermischte. — (Hier folgen Vermuthungen, Annahmen und Wünsche S. 356—261.) Ein letzter überarbeitender Dichter muß an-

genommen werden; ob er Ofterdingen oder Klinsor hieß, ist gleichgiltig. Dieser Ordner hat nicht Vermögen genug, den ungeheuern Stoff zu bewältigen (S. 263). Wir finden aber doch im Nibelungenliede die rein plastische, objective Kunst (? liegt denn diese im Stoff?) der Alten. (S. 263). Unklare, wenig practische Erörterungen folgen; Widersprüche werden offenbar; Vergleichungen zwischen den Nibelungen, den Ritter-Gedichten jener Zeit, und dem griechischen Epos, die zu keinem rechten Resultate führen; historische Phantasien, die außer der Sphäre der Beurtheilung liegen. Für poetischen Genuß ist das Werk nicht allzuhoch anzuschlagen (S. 271); es dient dazu, den alten Geschichten unseres Volks (wie Schlegel will, dessen verkannte Aufsätze im deutschen Museum Gervinus mit Recht vertheidigt) einen poetischen Hintergrund zu geben: zur Bildung der Frühjugend möchte es eher schädlich als nützlich sein, und was hierüber gesagt wird, ist von Zeile zu Zeile zu unterschreiben, und ich kann es nur dem Lesen dringend anempfehlen S. 272; wir beziehen uns dabei auf das bei Otfried Gesagte; auch das, was hier von Homer zu lesen ist, erquickt das Herz, — wie es aber im Haupte des Verfassers sich mit dem kurz zuvor Behaupteten verträgt, ist schwer abzusehen; „wenn man vollends" heißt es S. 273 sehr gut, „den poetischen Werth im vaterländischen Dünkel dem Homer entgegenzustellen kühn genug war, so muß man bedauern, daß solche Aussprüche unter uns nur eine Möglichkeit sind!" — wenn aber im Nibelungenliede die „plastische Kunst der Alten zu finden ist" (S. 263), so wüthet Gervinus ge-

gen ſich ſelbſt. — So viel von den Niebelungen. Es geht hoffentlich aus den Sätzen und meinem Eingeklammerten genügend hervor, was Verfaſſer und Referent wollen und meinen. Verläßt man die engeren Territorien geſchichtlicher und äſthetiſcher Demarcationen, nimmt man das Lebendige lebendig auf, das Einzelne einzeln, das Ganze mit großem Gefühle, ſo wird man erſt des Wahren inne werden, und keines Kritikers bedürfen. Zu Menſchen, die ſo zu genießen fähig ſind, ſpricht die Poeſie aus allen Jahrhunderten gleich verſtändlich; um ſolcher Menſchen willen iſt die Poeſie da.

„Den Niebelungen ſetzt nun Gervinus „die Gudrun" entgegnen oder (?) zur Seite, die deutſche Odyſſee (?) deutſcher Ilias (?);" (S. 274). — Wir laſſen es bei einigen Fragezeichen bewenden, und erfreuen uns der anziehenden und inſtructiven Darſtellung, die er uns von dem bedeutenden Gedichte gibt, über deſſen Urſprung und Alter noch einige hiſtoriſche Zähne auszubeißen ſind. Man hat an dieſem Werk, wie früher an der Alexander-Sage, Anlaß zu der Bemerkung, daß der entſchiedene Vorzug, welcher dem Lied der Niebelungen vor allen Denkmalen unſeres Alterthums faſt ausſchließlich, geworden iſt, ein Reſultat von Zeitverhältniſſen war, und eigentlich noch sub judice ſein ſollte. Die Geſchichte der Gudrun iſt jedenfalls farbiger, zarter, menſchlicher, und bei ſchaurig wilden Zügen verſöhnender, als die im Niebelungenliede; wenn nur Gervinus nicht den Brauch hätte, alles mit antiken Muſtern zu vergleichen! So wird hier zur unrechten Zeit das Wiederſehen des Oreſt und der Elektra (S. 281)

angeführt, und dadurch, mit der besten Meinung, unserem braven Versahr nur geschadet. Diesen Anspruch müssen wir nun einmal fahren lassen mit den Griechen zu concurriren! man braucht nicht von der Grăcomanie befallen zu sein, um zu empfinden, welch' ein Abgrund zwischen uns und ihnen gähnt; durch keinen Literarhistoriker auszufüllen, nur durch eine frische, schöpferische Gegenwart dem Blicke zu verbergen.

Gervinus nimmt sich (S. 284) vor, den Minnesang kurz abzuthun, wie es billig gewesen wäre, da seit Bodmer dieser Nachtigall-Literatur wohl mehr Aufmerksamkeit, als sie verdiente, geschenkt ward, und ein neuer kritischer Singsang dem alten poetischen folgte. Es blieb aber beim schönen Versatz; und der Ursprung des deutschen Minnesangs, sein Verhältniß zur provençalischen Troubadour-Poesie, ihre Berührungspuncte (das joie marimen), ihre Differenz, wobei es sich versteht, daß uns der Vorzug ernster Innerlichkeit und Wahrheit vindicirt bleibt, alles dieß wird mit beredter Weitläufigkeit erörtert, Hafis und Dschelaleddin (S. 300) werden sogar (nicht mit rechtem Verständniß, wenn ich das: „selbst sie hätten's verstanden, Wein und Lust zu preisen" recht auslege; wer mehr als sie?) zu Hilfe gerufen, und der Verfasser gibt zu merken, daß er selbst empfinde, er habe diese Ansichten „weit her" geholt (S. 292). Dabei wird sein eigenes letztes Urtheil nicht klar, die vereinzelten Aussprüche wollen sich nicht verbinden lassen, und der gute Leser, der, wie so viele, gerne glauben möchte, gerne sich aus dem probaten Geschichtschreiber einen Richterspruch in sein Hirn einschreiben

möchte, um ihn, wenn von Minneliedern die Rede ist, fix und parat zu haben, — dieser brave, fromme, jedem Autor wünschenswerthe Leser kommt in Verlegenheit, wenn er aus Sätzen wie die folgenden eine Durchschnittsformel herausziehen soll: „Wer durch altkluge Erziehung, oder durch Schullast, oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor den Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir vergeblich einen Begriff von dieser Periode, . . . gewiß keinen Geschmack an dieser Lyrik beibringen. . . . Wer möchte unter uns so unverkünstelt emporwachsen, um ungestört jenes Leben in Innigkeit erfassen zu können?" (S. 293) Also: widrige Verhältnisse hindern uns am Auffassen schöner? Gervinus möchte uns Geschmack an Lyrik beibringen? in Innigkeit muß ihr Leben erfaßt werden? Nun: „Aus allen Ansprüchen auf Reichthum des innern und des äußern Lebens muß Jeder weichen, der diese Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf er nicht hoffen; auf Nahrung für das Gemüth — auch auf diese nicht Jeder." (S. 301) Jetzt erklär' mir Oerindur diesen Zwiespalt des Verfassers! Wenn dir, verlegener Leser, mit einer dritten Ansicht, für zweie, gedient ist, so habe ich hier die meine: Die Lyrik jener Zeit nahm, wie eben jede, Stoff und Form aus ihrer Welt und ihrem Sänger; jene wäre reich genug gewesen, dieser war meist desto ärmer: eine freie, edle Bildung unterstützte ihn nicht, und über das für ihn süße, für die nach That, Leben und Kultur strebende Welt langweilige Thema seiner Liebe, variirte, nach hergebrachten Weisen, mit mehr, minder, oder gar keiner Anmuth, das traurig-frohe Geleier. Wir

brauchen eben keine tiefweltbistorischen Deductionen zur Erklärung solcher Phänomene; ein gewaltiger Geist hätte auch damals was Rechtes geschaffen, — und wiederum: auch unsere Zeit hat ihre Minnesinger. Der Geist der Zeiten ist etwas, aber der Geist des Menschen ist Alles. So ragt schon Walther von der Vogelweide wie eine lustige Oase aus dem Sahara jener Liedwüste. Gervinus würdigt ihn vortrefflich: Verstand und Vielseitigkeit unterscheidet ihn von den übrigen Minnesingern, Tiefe und Ernst von den Troubadours: „einlöthig und wohlgeviert" bleibt er den Treuen, eine geballte Faust wirft er den Argen; Liebe ist ihm „Leidvertreib; Sittlichkeit, Recht, Menschlichkeit" — sind ihm heilig. Mitten in den schönsten Betrachtungen über eine so respectable Poesie verfällt Gervinus in die gewohnte Parallele mit dem hellenischen Alterthum, deren wir wohl schon genug haben, — und selbst in jene, seit den Philosophen aus Schellings Schule übliche, bei Zeune (Rieb. L.) den Zenith erreichende Analogien-Liebhaberei, welche stets mehr für die Versalität eines Geistes als für seine Tiefe und Wahrheit zeugt, — und welche die Kritik gehörigen Orts zu rügen hat. Spärische Form und Linie werden (S. 312) als weiblich und männlich, demgemäß die griechische Architectur, wegen der kanelirten Säulen, als männlich, die deutsche, wegen der Bündelsäulen, als weiblich bezeichnet; daraus die Minnesänger und griechischen Lyriker weiter charakterisirt, und was dergleichen mehr ist. Es sind üble Angewöhnungen oft trefflicher Schriftsteller, wie in der Gesellschaft die ehrenwerthesten Männer manchmal sie durch das Schütteln des

Korſes, das Zupfen am Halskragen, das Ziehen an den Knöpfen, merklich bezeichnen. Man tadelt das Zupfen, man achtet den Mann.

Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg werden von dem Ehrentitel der größten Dichter, den man allzufreigebig an ſie und ihres Gleichen verſchwendet, abſolvirt. „Kann man — frägt unſer Verfaſſer, und wir fragen mit — „ein ſchönes Talent und eine ehrenwerthe Geſinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hieße das nicht ſelbſt dem Intereſſe der Geprieſenen ſchaden, weil es der Wahrheit geſchadet iſt?“ (S. 324.) Die ehrenwerthe Geſinnung iſt im „armen Heinrich“ freilich deutlich genug, — deutlicher vielleicht als es der Poeſie geſund iſt, die in einem Gedichte die Hauptſache bleibt; vom ſchönen Talente iſt im Iwein deſto weniger zu bemerken, wenn einzelne gelungene Stellen nicht deſſen Beweis ſein ſollen. Der Wigalois des Wirnt (entſtanden um 1212) gehört mit dieſen Gedichten in eine Kategorie; Benecke (Berl. 1819) findet die größte Familienähnlichkeit zwiſchen demſelben und Iwein; mir ſcheint dieß letztere Gedicht ganzer und einiger, Wigalois dagegen intelligenter, lebenvoller zu ſein. Den Winsbeke (in Benecke's Beiträgen Band 2) nennt Gervinus einen der theuerſten Reſte unſerer ritterlichen Poeſie, wegen der hohen, eigenthümlichen Moralität, die darin waltet.

Wie aber aus ſolchen Anfängen ſich ein großes Ganzes, wie aus dieſem Stamme „die Krone epiſcher Dichtkunſt“ ſich entfaltet habe (S. 322), verſtehe ich nicht völlig, ob-

wohl es Gervinus erklärt zu haben denkt. Es wird wohl hier wieder, wie meistens, zu viel auf volksthümliche, weltgeschichtliche Epochen und Processe geschoben; wenn auf Dichtungen geringen Kalibers Werke von größerer Bedeutung folgen, so liegt unseres Bedünkens das Geheimniß meistens darin, daß die Dichter der spätern mehr Geist besaßen, als die der frühern. Nur in den ursprünglichen Zuständen der Völker lassen sich füglich ganze Massen von Poesie charakterisiren; in Zeiten, wo wirklich noch das Volk selbst dichtet, oder poetische Geister so sparsam und einsam dasteben, daß eine ganze Periode nichts thut als: sie wiederklingen; nur in solchen Zeiten läßt sich von Entstehung eines Epos reden, in spätern wird das Epos gemacht; und ist es dann noch Epos? Je tiefer und breiter nun eine allgemeine Kultur in und über die Nation sich fortpflanzt, desto mehr ist dem Einzelnen anzurechnen, desto weniger ist von Epochen und Entwicklungen zu phantasiren. Wenn z. B. ein Geschichtschreiber unserer modernen Poesie tiefsinnig und quellengetränkt in nationellen Vorgängen den Grund nachweisen wollte, warum Raupach niedriger als Schiller, und Grillparzer höher als Raupach stünde, warum Matthisson schöner als Haller, Platen schöner als beide und am Ende wieder weniger schön als er selbst gedichtet habe, warum auf einen Goethe ein Hofmann, und auf diesen wieder vernünftige Erzähler gefolgt, warum mitten unter Schöngeistern eine Rahel, mitten aus der romantischen Zunft eine Bettina sich hervorgebildet, warum derselbe Tieck drei verschiedene Dichter in drei Cyclen seines Lebens dar-

ſtelle u. ſ. w. u. ſ. w., wenn Jemand das mit Aufwand von Volks- und Geſchichts-Metaphyſik entwickeln wollte, — nicht wahr, wir würden ihn auslachen? — So viel ein für allemal an den modernen Hiſtoriker, der manchmal den Baum vor lauter Wald nicht ſieht. Genug, Wolfram v. Eſchenbach war bedeutend, und wohl werth, daß man ihn zum Beginn oder Culminationspunct einer Aera machte. Daß Gervinus bei Betrachtung dieſes Poeten ſagt, es gehöre zum Plane ſeiner Arbeit, auf das Biographiſche wenig oder keine Rückſicht zu nehmen (S. 345), iſt ſehr zu bedauern; aus Gründen, welche ſich leicht aus dem eben Geſagten folgern laſſen. Die Quellen des Parzival intereſſiren ihn mehr; unglücklicher Weiſe ſind ſie verborgener als die des Nigerſtroms, während Leben und Gedicht jenes Dichters, fleißig gegen einander gehalten, gewiß Klarheit über Beides verbreiten. Mit Aufwand von Geiſt und Wiſſen faßt Gervinus Wolframs Eigenheit als Weltanſicht zuſammen, und ſetzt ſie als ſolche der des Gottfried von Straßburg entgegen. „Der Triſtan", ſagt er, „ſchwimmt mit der Welt, Parzival ſteuert ihr entgegen" (S. 356). Er entfaltet dieſe Bezeichnung ſehr ausführlich und leſenswürdig; und es bleibt allerdings ſehr lehrreich, zu bemerken, wie ſich der bedeutendſte Gegenſatz zwiſchen geiſtigen Naturen und geiſtiger Bildung, das Scheiden in ideelle und reale Tendenz, von jeher in jeder ſich entſcheidenden Kultur hervorgethan hat, und wie hier in zwei ältern Dichtern Deutſchlands eine Differenz, die ſich in den neuern ſo wichtig gemacht hat, und als deren Haupttypen man bekanntlich Goethe und Schiller anſieht, gleich-

sam schon vorgebildet ist. Da werden wir denn nicht umhin können, wie in allen ähnlichen Fällen, dem tiefen, rührenden, wundervollen Wolfram unser Mitgefühl, dem heitern und erheiternden, geistreichen, kunstvollen Gottfried die Palme des Beifalls und der Anerkennung zu schenken. Daß uns hier Gervinus mit einem Cornu Copiae von Vergleichungen, Herleitungen, Andeutungen u. dgl. erfreut und überschüttet, hat man wohl schon errathen; Aeschylos, Dante, Milton, Klopstock, Goethe werden heranzitirt, und wir überlassen es jedem Leser selbst, sich in diesen schönen Labyrinthen kritischer Geschichtsphilosophie an der Hand des „rückwärts gekehrten Sehers" zu ergehen. Nur wo er etwas von „Verdammen" (S. 390) über den liebenswürdigsten jener Dichter fallen läßt, wird uns an seiner Seite bang, und wir athmen nur wieder leichter, wenn er am Schlusse die Frage hinwirft (ebend.): ob nicht der Dichter mit Recht verlangt hätte, an ein Kunstwerk die Forderungen der Moral nicht zu stellen? — Leider bloß als Frage! — Weniger als es mit dem Geschmack der meisten Freunde „der fröhlichen Wissenschaft" übereinstimmen möchte, ist das liebliche Gedicht Flora und Blanscheflur (Blume und Weißblume) von Conrad Flecke gewürdigt. Den Vorwurf „nichts weiter als zu unterhalten" (S. 392) kann sich ein Dichter immerhin gefallen lassen; das Wort „unterhalten" ist so prekär und vieldeutig, daß alles Schöne hineinpaßt; den ersten Historiker besticht das Pathos der Gegenstände und Ansichten, — allein in das Anmuthige, Heitere hat von jeher die Poesie ihre größte Tiefe gelegt.

Sehr ausführlich wird nun Thomasin Tirkler's

„welſcher Gaſt" (Cod. Pal. Nr. 389) als Specimen einer ſich hervorthuenden didactiſch-ethiſchen Poeſie beleuchtet. „Einer der bedeutendſten Reſte aus den zwei erſten Decennien des 13. Jahrhunderts, leider noch nicht gedruckt, während wir ſo viel Entbehrlicheres erhielten" (S. 396). Der Dichter iſt aus Friaul gebürtig; er ſchrieb ein italieniſches Werk über höfliche Sitte, — ſpäter dieß deutſche, worin er um Nachſicht als „welſcher Gaſt" erſuchte. Er lehrt eine tüchtige, aus ſcharfer Betrachtung des Weltlaufs abſtrahirte Moral: Ohne Stetigkeit ſind alle Tugenden nichts. Die Abſicht und nicht die That, entſcheidet. Stete Tugend weicht nicht vor Lieb und Leid. Denn was innerlich iſt, weicht nie dem Aeußern. Einfach, eindringlich und practiſch iſt ſeine Lehre, „denn er hat ſich feſt das Ziel geſetzt, das der Laie erreichen kann" (S. 401 bis 409). — Dieſes Werk führt zur Erwägung des Urſprünglichen unſerer Volks-Philoſophie, — der Sprichwörter. Nie kann dieſes Element achtſam genug behandelt werden; was ſteckt nicht alles darin! und Gervinus, mit Rückſicht auf die gnomiſchen Reliquien anderer Nationen, der Hellenen, Hebräer, Italiener, weiß über dieß Capitel ſo viel Feines und Intereſſantes zu ſagen, daß der Kritiker nur zum Leſen aufzufordern hat (S. 410 u. f.). Das Reſultat iſt: „Eine rein practiſche Anſicht der Welt und der Menſchen war das älteſte Element in unſern Sprichwörtern." Dieß Element wird wohl das älteſte in der Philoſophie aller Völker geweſen ſein; wenn aber der Ausdruck für die der Deutſchen ſich beſonders beſtätigen ſollte, ſo darf uns wohl der hochgeprieſene Flug in's Leere, den unſere im Anbeginn

ſo fruchtverheißende Weisheit ſpäter nahm, ein Ach! auspreſſen. Wenn uns auch nicht, wie dem ſtets vergleichenden Gervinus, der brave Tomaſin mit Kant und Sokrates (S. 408) zuſammenſtellbar erſcheint, ſo haben doch ſchon ſeine nächſten Nachfolger, die Gervinus genauer durchgeht, zu ihrem Nachtheile gegen ihn, jenen traurigen Flug begonnen, von welchem Gervinus, wie es ſcheint, zweifelt, ob er ihn Fort- oder Rückgang nennen ſoll (S. 424).

Das folgende Capitel von Legenden, deren Behandlung Gervinus ſtreng genug recenſirt, wird dem Leſer eine Unterhaltung gewähren, die ich durch Auszug und Vorkritik um ſo weniger ſtören mag, als ich im Ganzen mit den Anſichten des Verfaſſers mich übereinſtimmen fühle. Der Anklang der majeſtätiſch-lieblichen lateiniſchen Kirchen-Lyrik iſt erfreulich, wie in den Verſen:

Moyſes und Abraham mit Davide ſingent,
Und ihr ſüßes ſeitenſpiel wunniglich erklingent,
Da die edlen cherubin tanzent unde ſpringent
Mit geſang in jubilo ihre flügel ſchwingent (S. 240).

Nach dem Geſetze des allenthalben waltenden Contraſtes (Tieck oder Fr. Horn würden ſagen: der Ironie) ſtreckte zwiſchen den frommen Sagen der Schelm Reinecke ſeinen Kopf heraus. Er erſcheint diesmal als Franzoſe, Niederländer und Niederſachſe: dem mittlern wird der Preis zuerkannt; von Goethe füge ich den gelehrten und ſcharfſinnigen Erörterungen des Verfaſſers, nur im Vorbeigehen hinzu: daß es ihm nicht ſo um Bewahrung des urſprünglichen Tons als darum zu thun war, alte, bittere

Wahrheiten in luſtigen Hexametern durch Beſtien an den Mann zu bringen.

Die alte Zeit des Ritterthums und der Minne ging zu Ende. Der moraliſirende Reinmar von Zwetter, in Oeſterreich aufgewachſen (Maneſſ. Samml. II. 122—155), der alberne, langweilige Ulrich von Lichtenſtein, der talentirte, aber wenig bedeutende Rudolph von Ems, ſelbſt der denkende, reich ausgeſtattete, aber doch auch überſchätzte Conrad von Würzburg, können ſie nicht wieder zu Ehren bringen, können ſich der eindringenden Proſa nicht erwehren. Mit den herrlichen Beſtrebungen der hohenſtaufiſchen Monarchen ſinkt auch die Poeſie (S. 474); wie jene, ſucht auch ſie an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts noch einmal das alte Banner wieder zu ergreifen, — umſonſt! morſch entfällt es ihren Händen, — und auch der Geſchichtſchreiber wendet ſich betrübt von dem Anblicke des Verfalls, und ſammelt, ausruhend, Kraft zu — einem zweiten Bande.

„Noch haben wir nichts weniger — ruft der Erwecker der Volkspoeſie in unſerem Vaterlande — „als eine Geſchichte der deutſchen Poeſie und Sprache! . . . welch' ein Meer iſt da noch zu beſchiffen, wie ſchöne Inſeln zu entdecken! . . . wann ſammeln ſich einſt die Schätze dieſer Art? wo arbeitet der Mann, der Jüngling vielleicht im Stillen, die Göttin unſeres Vaterlandes damit zu ſchmücken? . . . Ich freue mich unendlich auf dieſe Arbeiten in dieſem Felde, wozu ich ihm bei kritiſchem Scharfſinne zugleich

völlige Toleranz jeder Sitte, Zeit und Denkart zur Muse wünsche!" — Freue dich, edler Herder, dein Wunsch ist erreicht, — der Mann ist gefunden; Gervinus vereinigt alles in sich, was hier gefordert wird.

Aber wenn wir die ganze Bahn, die wir an seiner Hand durchgepilgert haben, nun noch einmal überschauen, — ist die Ausbeute an Blüten oder Früchten so reich als wir erwarteten? Wir haben es ihm zum Theil selbst aus dem Munde gelockt: sie ist es nicht. Desto mehr Dank dem rastlosen, aufopfernden Historiker, der den Moder und Staub vergilbter Pergamente nicht scheut, und dumpfe Tage nicht für verloren achtet, die er damit zubrachte, uns das Ueberschätzte in seiner Armuth, das Gute in seinem Werthe zu deuten und zu ordnen! Wir haben der Dankbarkeitspflicht uns dadurch zu entledigen gesucht, daß wir seine Bemühungen nicht unbeachtet ließen, daß wir sein Werk zugleich im Auszuge mit unsern Beiwerken begleiteten, daß wir dem Leser so die nicht ganz behagliche Lectüre zu erleichtern suchten, daß wir die letzten Spuren von Staub, die hie und da noch das Frische trübten, zu verwischen strebten. Der Gelehrte selbst würde sein Dasein für verfehlt und verloren achten, wenn nicht am Ende doch die Früchte seiner Pflanzung der lebendigen Welt auf irgend einem Wege zu Gute kämen; dieser Weg sollte die Kritik sein. Ich wünsche, ihn fruchtbar eingeschlagen zu haben, und freue mich auf den Verfolg des Werkes, wo der Stoff selbst schon der Gegenwart und dem Leben näher tritt.

Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt bis auf unſere Zeit. Mit einer Blütenleſe aus zweitauſend zweihundert Dichtern; von Hammer-Purgſtall. Erſter Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's 1300—1521. Peſth 1836, C. A. Hartleben's Verlag. XVI und 327 Seiten. gr. 8.

Dieſes neue Rieſenwerk der unermüdlichen Thätigkeit des berühmten Verfaſſers gibt Stoff zu den mannigfachſten und weitausgreifendſten Betrachtungen. Die Poeſie eines ganzen Volks, in Europa bis zur Stunde, man darf wohl ſagen, unbekannt — (denn außer dem von derſelben Hand überſetzten Divane Baki's, Wien 1825, ſind nur wenige zerſtreute Einzelnheiten türkiſcher Lyrik vor ein größeres Publicum gekommen), wird vor uns aufgeſchloſſen, — Rhythmen von zweitauſend zweihundert Dichtern klingen, in die Töne unſerer Mutterſprache übertragen, an unſer Ohr. Ein Werk, in welchem eine ſolche Aufgabe gelöſt wird, überſchreitet den Horizont literaturhiſtoriſcher oder poetiſch-ergötzlicher Collectaneen, greift in die Sphäre ethnographiſchen und hiſtoriſchen Wiſſens, und erklärt einen Theil der Weltgeſchichte. Aus dieſem Geſichtspunkte ſcheint der Herr Verfaſſer ſein eigenes Werk zu betrachten; denn die Worte, womit derſelbe ſeine Geſchichte des osmaniſchen Reiches ſchloß, finden wir am Eingange des vorliegenden Buches als Vorrede wieder abgedruckt; und ſo ſcheint, was der unvergeßliche Herder gewünſcht und begonnen, hier geleiſtet und vollendet: Ge-

ſchichte, durch Poeſie belebt und erläutert. Und in der That, wenn ein ſolches Verfahren irgend ausführbar und hoffnungsvoll war, ſo war dieß am Oriente der Fall, wo allein eine Poeſie exiſtirt, welche nicht wie das gewöhnliche Volkslied bloß die Eigenheit der untern Claſſen, — nicht wie die ſtudirte Dichtkunſt bloß die Bildungsſphäre der Gelehrten, — ſondern als wahre, lebendige Nationalpoeſie die Denkweiſe und Geſinnung, die Kultur und den Geſchmack ganzer Völker ausdrückt. Und unter den Poeſien des Orients iſt es wieder insbeſondere die türkiſche, welche nicht ſowohl Schöpfungen genialer Geiſter zu betrachten gibt, nach deren Typus Jahrhunderte zu bilden haben, wie es bei Niſami, Saadi, Hafis der Fall war, im herrlichen Iran, — als vielmehr den deuterotypiſchen Charakter ſprechend bezeichnet, den dieſe nachgebildete Völkerſchaft aus dem urſprünglichen der Araber und Perſer gleichſam erbeutet und erſpeichert hat. Dieſe Anſicht müſſen wir feſthalten, um unſere Erwartung nicht zu hoch und nicht zu niedrig zu ſpannen; ihr gemäß werden wir auch, wenn wir dieſen erſten Band durchgeleſen, die Empfindung haben, in einem Garten geweſen zu ſein, wo ein heimgekehrter nordiſcher Reiſender die Erinnerung an den lieblichen Süden in tauſend überpflanzten Blüten zu verewigen ſtrebt, von denen freilich nur dann und wann eine beſonders lebensvolle Samen entwickelt, der auch im fremden Boden keimt und neue, ſeltſame, üppige, aber von nun an unfruchtbare Gewächſe hervortreibt.

Dieſen Garten wollen wir nun an der Hand deſſen durchwandeln, der ihn uns aufſchloß, — wollen im Vor-

übergeben in unſer Herbarium einlegen, was uns beſonders bedeutſam, inſtructiv und geeignet erſcheint, unſern Freunden zu Hauſe einige Anſchauung von dem Ganzen der exotiſchen Vegetation zu geben. Daß wir etwas länger in den Eingangshallen verweilen, wo Bilder, Tabellen und Erklärungen von Kennerhand aufgehängt ſind, die uns zu orientiren dienen ſollen, wird Niemand mißbilligen, der, wie wir, nicht bloß gaffen, ſondern lernen und begreifen möchte.

Vorrede und Einleitung enthalten eine Fülle geiſtreicher und von re[illegible]em Materiale wuchernder Betrachtungen, denen wir, [illegible] ſo fern ſie den übrigen, hauptſächlich durch den Hrn. Verfaſſer ſelbſt uns ſchon bekannter gewordenen Oſten, ja die Formen und Geſetze der Dichtkunſt ſelbſt in ihren Kreis ziehen, wohl die unſern zur Begleitung geben dürfen. Im Eingange wird die Geringſchätzung orientaliſcher Poeſie gerügt, welche hier und da, und mirabile dictu! gerade in unſerem, das Fremde ſonſt überſchätzenden Vaterlande, gerade unter den Gelehrten, welche ſich faſt ausſchließlich damit beſchäftigen, laut geworden iſt. Es geht eben hierin wie überall. Die wahre Einſicht, die ohne Liebe nicht denkbar iſt, wird nicht bei der Zunft gefunden, ſondern in unbefangenen, ſchönen, empfänglichen Gemüthern. Dichter ſind es, wie Herder, Goethe, Rückert, Platen, welche das heilige Feuer, welches Geweihte wie der Hr. Verfaſſer aus dem Oſten zu uns bringen, bewachen und nähren. Wir wollen dabei die Schwierigkeiten nicht verkennen, die ſich freilich einer allgemeinern Anerkennung jener herrlichen Dichtungswelt ent-

ſchuldigend entgegenſtellen. Das ſo wenigen Menſchen mögliche, hier im unbegränzten Sinne erforderliche Eingehen in eine, der unſern diametral entgegengeſetzte Denk-, Handlungs-, Gefühls- und Redeweiſe, die nur allmälich zu beſeitigende Unbekanntſchaft mit dem weiten, reichen Kreiſe von Gegenſtänden, den jene Dichter ſo verſchwenderiſch in ihre bunten Schriftgemälde verarbeiten, — und die an Unmöglichkeit gränzende Schwierigkeit, den geiſterfüllten Wohlklang ihrer eigenthümlichen Formen für ein deutſches Ohr zu reproduciren, — ſind allerdings erſchwerende Umſtände. Von der Schönheit der Ghaſelenform allein z. B. iſt ſchwer ein Begriff zu geben. In der Wiederkehr des einen Wortes, verbunden mit dem verkündenden Reime, liegt jedesmal eine Art rhythmiſcher Pointe, die endlich am Schluſſe auf's Höchſte geſteigert, einen Gourmand der Verſe wohl entzücken kann; ſo daß man die großen Geſchenke doch einigermaßen begreift, welche orientaliſche Fürſten glücklichen Poeten für ihre Rubajat gemacht haben. Am ähnlichſten hat doch, nach meiner Empfindung, Gr. Platen das Ghaſel dem Geiſte des Hafiſiſchen nachgebildet. Die Ghaſelen Rückert's ſind mehr Lieder mit Refrain und haben das Gepräge ſeiner deutſchen Eigenthümlichkeit. So ſehr wir nun das Bedenkliche einer ſolchen Bearbeitung der heterogenſten Poeſie für ein weſtliches Publicum fühlen, ſo ſei doch der gegenwärtige Anlaß ergriffen, uns an die Stimme des Hrn. Verfaſſers anzuſchließen, und neuerdings auf die öſtliche Dichtkunſt, welche hier treffend Zendaveſta, d. i. lebendiges Wort, genannt wird, hinzuweiſen. Denn wahrlich, weſſen unſere Zeit in-

nerlich bedarf: lebendige Anregung, Gefühl mit Kraft, Geist mit Wärme, Phantasie mit Verstand, eine Welt des Innern, ausgeschmückt mit allen Reizen, welche die äußere bieten kann, — wenn alles dieß irgendwo zu finden ist, so ist es in der Dichtkunst des Orients. Man darf wohl sagen, daß, wenn die belebende, heilende Frühlingsaura, die in unser tiefstes Dasein dringt, das Merkzeichen echter Poesie ist, — daß dann alle Dichter der Welt, mit Hafis verglichen, kaum den Namen von Dichtern verdienen. Anlaß und Gegenstand mögen diese Abschweifung entschuldigen.

Wenn nun der Herr Verfasser (S. XV), indem er das Verhältniß dieses Werkes zu seinem unschätzbaren frühern Werke „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818) bestimmt, dem erstern gewissermaßen den Vorzug einräumt, so kann man dies nur beistimmend anerkennen, wenn man erwägt, daß ein vierzigjähriges Sammeln, Sichten, Arbeiten und Vollenden dazu erforderlich war, und daß hier vierzig Quellenwerke zu Gebote standen und Proben von zweihundert und zweitausend Dichtern gegeben werden, während bei den Persern nur aus vier Werken geschöpft werden konnte, und wir also nur Proben von zweihundert Dichtern erhielten. Allein was den Inhalt betrifft, so gibt uns die Vorrede selbst einen Wink, wenn sie uns belehrt, „daß die Türken von keinem ursprünglichen und eigenthümlichen poetischen Genius, wie die Araber und Perser beseelt waren." Und eben dieser Umstand weist auch schon ihrer ganzen Dichtkunst einen untergeordneten Rang an; und wir werden wohl im Ver-

folge bemerken, daß man ihnen kaum zu ihren Originalen ein gleiches Verhältniß zugestehen darf, wie den Römern zu den Griechen; denn wenn die kräftigen Söhne Latiums sich der hellenischen Bildung in so mancher Hinsicht bemächtigt und Enkel eigenen Naturells erzeugt haben, so ließen es die trägeren Kinder Osmans wohl meistentheils beim Nachmachen im stricteren Sinne bewenden. — Auch in der innern Form der beiden Werke ist eine Differenz, die wohl den Ausschlag eher zu Gunsten der älteren geben möchte; woran aber nicht die Behandlung, sondern einzig der Stoff selbst Schuld ist. Wir bemerken nämlich an der Geschichte der persischen Dichtkunst einen periodischen, geist- und kenntnißreich erläuterten Stufengang, eine genetische Gliederung, welche den Denker wohl veranlassen konnte, in der Folgereihe der persischen Dichter etwas Symbolisches, wie in jener der römischen Könige, zu gewahren, und welche jenem bedeutungsvollen Buche erst eigentlich den Charakter einer Geschichte ertheilt. Nicht ganz so ist es bei dem vorliegenden. Obwohl das Ganze noch nicht abgeschlossen, und also ein Endurtheil noch zu suspendiren ist, so werden wir doch in den zwei uns dargestellten Zeiträumen nichts von einer begründeten Entwickelung wahrnehmen, und sonach erhält das Werk mehr das Ansehen einer chronologisch geordneten, mit biographischen Notizen geschmückten Anthologie, als einer Geschichte.

Die Einleitung, welche zur großen Bequemlichkeit des Lesers, nach altem, nachahmenswerthem Brauch, mit Marginaltiteln versehen ist, gibt vorerst eine klare, weit-

geſchichtliche Anſicht von der orientaliſchen Poeſie überhaupt. Die chineſiſche, indiſche, altperſiſche werden als antik betrachtet, der Islam als Gränzſcheide im Mittelpunkte, wo die hebräiſche und älteſte arabiſche zuſammenſtoßen, die ſpätere arabiſche, neuperſiſche und türkiſche als modern. Vielleicht darf die indo-perſiſche, als ein zwar kleiner, aber dem Geiſte nach bemerkenswerther Abſenker der neuperſiſchen einige beſondere Rückſicht anſprechen. Bei Betrachtung der türkiſchen haben wir es nun freilich vorzugsweiſe mit den drei letztern zu thun, von deren Strahlen ſie ein Abglanz iſt; und ſo ſei es uns erlaubt, das Charakteriſtiſche derſelben, wie es uns erſcheint, zur Begründung ſpäterer Erläuterungen, in Kürze anzudeuten. Wir finden nämlich im Ganzen, ohne dem Eigenen einzelner Schöpfungen zu nahe zu treten, daß in der arabiſchen Dichtkunſt ein Athem urſprünglicher Kraft wehe, welcher ſchöpferiſch und zeugend in die Welt einfloß. Das vorwaltende Element der Weisheit iſt, dem Charakter der Nation gemäß, in der perſiſchen nicht zu verkennen, und, wenn nun die osmaniſche nicht ganz leer ausgehen ſoll, ſo muß man ihr zugeſtehen, daß ſie ſich vorzugsweiſe, wenn nicht des Schönen, doch mindeſtens des Schmuckes, der Bilderfülle, des würzigen Aroms bemächtigt habe, deren ein ſtill vor ſich hin genießendes, üppiges Volk im mildeſten Klima wohl bedarf. Vergleichen wir die drei berühmteſten Lyriker dieſer Zungen, wie wir ſie durch die Bemühungen des Hrn. Verfaſſers kennen gelernt haben, ſo wird es uns nicht entgehen, daß aus Motenebbi vor allem die Kraft, eine [illegible]erſam verhüllte Lebensweisheit, aus

Hafis und aus Baki eine genußfrohe, man darf wohl sagen wollüstige Muse spricht, und daß uns eine solche vorläufige Bezeichnung von weiterem Nutzen sein kann. Bei der Betrachtung dieser Verhältnisse erscheint uns sehr belehrend, was S. 3 gegen Rosenkranz und Goethe berichtigend gesagt ist: daß nicht der Koran das geistige Princip der modernen orientalischen Poesie enthalte, daß diese nicht von den Arabern ausgegangen, die der Perser nicht erst durch diese angeregt worden, — sondern daß umgekehrt die persische bei weitem die reichste sei, aus welcher die Araber, als sie an der Kultur der Besiegten die übrige bildeten, geschöpft. Bei dieser Gelegenheit wird auch (S. 4 u. f.) der Irrthum widerlegt, der bisher über das feindliche Verhältniß des Korans zur Dichtkunst gewaltet hat; es werden Worte des Propheten bekannt gemacht, die dem „heiligen Volke der Poeten", wie es Platon nannte, allzugnädig lauten, als daß wir nicht Brosamen davon hier auch unserem Nachwuchs dieses Volkes auftischen sollten. „Bei Gott ruhen Schätze, unter dem Throne desselben" — lautet ein überliefertes Wort Muhammed's, — „und ihre Schlüssel sind die Zungen der Dichter." Und: „Schöne Poesie ist wie gutes Wort, schlechte wie schlechtes zu achten." Endlich finden wir hier Verse übersetzt, durch welche der Prophet selbst, bei der Belagerung Mekka's, vom Schanzen ermüdet, seinem bedrängten Herzen Luft machte (S. 7).

Der Nagel scheint uns auf den Kopf getroffen, wenn es in den folgenden Zeilen heißt: Der Islam kann nur in so weit für die gemeinsame Grundlage der Poesie der Araber, Perser und Türken angesehen werden, als das

Christenthum die gemeinsame Grundlage der modernen Poesie ist." Ein Satz, welchen wir denkenden Dichtkunst-Historikern zu weiterer Ueberlegung anempfehlen.

Um nun den Gegenstand, mit dem wir es zu thun haben, noch schärfer in's Auge zu fassen, müssen wir uns an die Haupteintheilung halten, nach welcher (S. 8) die Literatur der Türken (man muß hier schon die Metapher „Literatur" gelten lassen) in die alt-türkische, tschagataiische oder uigburische der östlichen, und in die neu-türkische, seldschukische oder osmanische der westlichen Türken zerfällt. Der Ausdruck „Türken" ist hier nur collectiv; denn die Uigburen dürften ein anderer als türkischer Stamm gewesen sein (S. 8). Der bedeutendste Schriftsteller dieser Literatur ist der gelehrte Wesir Mir Alischir, welcher biographische Kunden von vier hundert ein und vierzig tschagataischen Dichtern hinterließ. Diese Literatur ist also eine ganz verschiedene von der osmanischen, dem eigentlichen Gegenstande des vorliegenden Werkes (S. 9). Der älteste Stamm der Weststürken sind die Oghusen, die sich selbst Kunen nannten. Er überschwemmte Asien von der chinesischen Gränze an bis an die Ufer des Bosporos, und siedelte sich, als Kumanen, bis in Ungarn an. Eine bisher gar nicht beachtete Stelle der ältesten türkischen geschichtlichen Urkunden lehrt uns, daß die Kunen ursprünglich an der chinesischen Gränze saßen, von wo sie vertrieben, Asien überfluteten. Diese wichtige Kunde erklärt das bisher ungedeutete Räthsel der Aehnlichkeit türkischer und chinesischer Sprache und Sitte. Aus dieser Entdeckung nun leitet der Hr. Verf. (S. 10) weitere Folgerungen und die ganze

organische Kette östlicher Gesänge. Die ältesten Sprachdenkmäler dieses Volkes sind wie die anderer Völker gnomisch. Sie waren in dem Buch des Oghuf, „den Weisheitssprüchen der Väter", niedergelegt; und was uns hier davon mitgetheilt wird, deutet sehr charakteristisch auf einen kräftigen, egoistischen Naturzustand. Z. B.

Ein Grüß dich Gott! ist besser als tausend Behüt' dich Gott!

Wenn die Türken Heilige werden, werden die Städter Propheten.

Der Araber ißt sich satt, der Türke frißt sich schachmatt.

Man geht hin, wann man will, und geht weg, wann man kann.

Verkaufe nicht den Vogel in der Luft (S. 11).

Der Fremdling hat keinen Stern am Himmel (S. 12).

Die zwei andern ältesten Denkmäler dieser Dichtkunst sind: Distichen, und ein eclectisches Werk über Jagd und Fischfang (S. 12).

In den jetzt folgenden Reflexionen ist der Hr. Verf. bemüht, das Substantiv: „Dichtkunst", welches er an die Stirne seines Werkes gesetzt hat, dem Inhalte desselben

zu vindiciren; im Widerſpruche mit einem Paradoxon Goethe's, welches der Poeſie nicht den Namen Dichtkunſt, wenigſtens nicht den einer redenden Kunſt zugeſtehen will. Da nun in der That gerade die Umſtände, welche Goethe zur Begründung ſeiner Ausdrücke anführt, bei der osmaniſchen Dichtkunſt wegfallen, ſo kann man dem Geſchichtſchreiber derſelben nur beiſtimmen. Weniger kann wenigſtens ich die Anſichten, die ſofort über die Grundformen der Poeſie geäußert werden, theilen. Ewig bleiben Lyrik, Drama, Epos die einzigen Naturgeſtalten der Dichtkunſt; es wird entweder geſungen, oder gehandelt, oder erzählt; wie wir bereits anderswo (ſ. Blätter für Literatur, Kunſt und Kritik, April 1836, Nr. 30) auseinander zu ſetzen bemüht waren. Das „klar" beim Erzählen, das „enthuſiaſtiſch" beim Singen, das „perſönlich" beim Handeln, welche Beiwörter Goethe hinzufügt, ſcheinen allerdings auch mir tautologiſch, ja das mittlere zweideutig. Allein die Claſſen des „beſchreibenden" und „didactiſchen" Gedichtes, welche nun hinzukommen ſollen, ſind nicht mehr auf den Eintheilungsgrund der Form, ſondern des Inhaltes gebaut. Das lyriſche, epiſche wie dramatiſche Gedicht *kann* ganz oder theilweiſe beſchreibend oder didactiſch, — und das beſchreibende oder didactiſche *muß* lyriſch, epiſch oder dramatiſch ſein, wenn es überhaupt den Namen eines Gedichtes verdienen ſoll. Wollen wir nun die Gränzen der angegebenen Formen nicht enger ziehen, als wir ſie, nach der Natur, gezogen haben, ſo werden darin gewiß alle nur denkbaren Species ihre Stelle finden; der „Spruch" wird, als freier Erguß des Innern, im Kreiſe der Lyrik,

„die Fabel", je nachdem sie erzählt oder vor uns in Handlung dargestellt wird, im Epischen oder Dramatischen gelten dürfen. Die Dreitheilung, welche nun der Hr. Verf. (S. 15) für die orientalische Poesie aus der tiefen grammatikalischen Bedeutung des Verbums, Nomens und Partikels aufstellt, ist besonders originell und scharfsinnig, und hat eigentlich mit jenen Elementarformen gar nichts zu schaffen. Das Verbum nämlich, der handelnde Theil der Rede, wird zum Epos entfaltet; das Nomen, mit allen dazu gehörigen Epitheten breitet sich als beschreibendes und belehrendes Gedicht aus, und die Partikel, als Ausdruck der Empfindung, entwickelt sich als Lyrik (S. 15). So viel ist mindestens gewiß, daß hiermit Inhalt und innere Form orientalischer Dichtarten erschöpft sind. Was die äußern, rhythmischen Formen derselben betrifft, so werden uns hier zwölf bekannt gemacht, die wir zu belehrender Zusammenstellung in Kürze bezeichnen wollen:

1. Das Mesnewi, das doppelgereimte, große Gedicht; unter welcher Gestalt das historische und romantische Epos, das didactische, ethische wie mystische, und beschreibende Gedicht auftreten. Wir werden dabei an die größten Meisterwerke der Perser, an das Schahname, die romantischen Gedichte Nisami's, das Pendname, und jenes berühmte Werk des wundersamen Dschelaleddin erinnert, welches schlechtweg Mesnewi heißt. Hierzu kommt noch im Türkischen eine sonderbare Sorte beschreibender Poesie, unter dem Namen „Stadtaufruhr" gang und gebe, welche sich mit den todten oder lebendigen Schönheiten einer Stadt befaßt 2. Die Kassideh, das verlängerte Ghasel,

beiläufig an das, was die Westwelt Elegie im weitesten Sinne nennt, erinnernd, uns aus den köstlichen Gedichten dieser Art, vorzugsweise von Saadi, bekannt. 3. Das Ghasel, die liebliche und beliebte Form, die wir nun auch als unser ansehen dürfen. 4. Terdschü, eine Art Redondillas. 5. Glossen, Erweiterungen eines Verses, fünf-, sechs- und mehrfach. 6. Rubijat, epigrammatische Vierzeilen. 7. Mokataat, Bruchstücke von Ghaselen. 8. Meserredat, Distichen. 9. Mimaa, Räthseln 10. Lagbs, Logogryphen. 11. Maklub, Akrostichen. 12. Tarich, Chronogramme.

Nun folgen Erörterungen über Prosodie, aus welchen sich ergibt, daß die Perser hierin läßlicher als die Araber, die Türken bequemer als die Perser verfahren. Die Betonung entscheidet hier über Silbenquantität; und mögen strenge, antikgesinnte Metriker sagen was sie wollen, — für lebendigen, freien Genuß erscheint mir dies Gesetz, welches Ohr und Gefühl dictiren, ersprießlicher, als eine gelehrte Convenienz; und ich preise unsre Muttersprache deßhalb, statt sie zu beklagen. Merkwürdig sind die von dem Zelte und seinen Bestandtheilen entlehnten prosodischen Kunstwörter (S. 20); merkwürdig die chronologische Geschichtforschung der Orientalen (S. 21), von deren Betrachtung wir zu jener, aus Prose und Vers abenteuerlich gemischten Gattung geleitet werden, welche sich im Osten einer besondern Geltung erfreut, und zu welcher im Arabischen Hariri's Makamat, im Persischen Saadi's Gülistan, im Türkischen das Humajun-name gehören. Das letztere veranlaßt zu neuen Ansichten der oft ventilirten Forschun-

gen über die Thierfabel; und der Herr Verf. tritt Grimm wider Gervinus bei, wenn dieser die Sage von dem Schakal (Hitopadesa) und dem Fuchse auf Eine zurückführt; erkennt aber die von Gervinus aufgestellte Sonderung von Thierfabel und Thierepos an, wovon jene in Vorderasien Lokmann's, dieses Bidpai's Namen trägt. (S. 25.) Er macht wiederholt (da es schon in den Wien. Jahrbüch. d. Liter. II. Bd. S. 87 u. f. geschehen war) auf das arabische Gedicht vom Wettstreit zwischen Menschen und Thieren aufmerksam, das Hauptwerk der Brüder der Reinheit, gleich bedeutsam durch den ächt menschlichen Gehalt, wie durch die folgerechte Form und reiche Behandlung; welches Lamü in's Türkische übersetzt hat, wovon aber weder Rosenkranz noch Gervinus Notiz genommen haben.

Der nächste Absatz liefert eine lehrreiche übersichtliche Genealogie der westlichen und östlichen Alexandriaden, da der erobernde Verehrer Homers auch für osmanische Dichtkunst Schätze denkwürdigen Stoffes bereitet und hinterlassen hat. Und doch ist dieses reiche Dasein nur ein Theil der altpersischen Sagenwelt des Schahname, in deren dämmernder Ferne fast alle Sagen der Welt, wie in einem Meere der Wunder sich in einander spiegelnd zusammenfließen! (S. 28 u. 29). — Alle die herrlichen Geschichten, deren romantischer Zauber uns in Iran zuerst bekannt und theuer ward: Ferhad und Schirin, Wamik und Asra, Jusuf und Suleicha, Leila und Medschnun, Suleiman und Balkis, ertönen auch von türkischen Saiten wieder, — so daß der ganze Orient vom Preise der Hoheit, Weisheit, Liebe und Entsagung von Stadt zu Stadt, von Fluß zu

Fluß, in ewig wiederhallenden Tönen durchklungen erscheint. Eine übereinstimmende, lebendige Ueberlieferung pflanzt dort tiefere Gesinnungen in tausend geöffnete Herzen, als bei uns eine unübersehbare, gelehrte, sich ewig widersprechende, verworrene und verwirrende Literatur.

Wir sind nun vorbereitet genug, einem Ueberblicke des Ganzen osmanischer Dichtkunst (S. 31—35) zu folgen, von dem wir hier ein verjüngtes Bild dem Gedächtniß bewahren wollen. Die Geschichte der türkischen Poesie hält mit der politischen Geschichte der Osmanen gleichen Schritt. Mit dem Beginne des Reichs, zu Anfange des 14. Jahrhunderts tritt Aschik Pascha mit einem großen mystischen Gedichte auf, einer Nachahmung des Mesnewi von Dschelaleddin Rumi; und so bestätigt sich poetisch die geschichtliche Wahrnehmung des Einwirkens der Derwischorden auf die erste Bildung des Reiches. (Vergl. Gesch. d. osm. Reiches I. S. 152 u. f.) Unter Bajesid I. erscheint Achmed Daji (Ahmedi? S. 89) mit dem ersten umfassenden Epos Iskendername; unter Mohammed I. Scheichi mit dem ersten romantischen Gedichte Chosrew und Schirin; unter Murad II. Jasidschioghli mit einem großen Gedichte über den Islam, Mohammedije. Mit solchen mystischen und religiösen Tendenzen begann und verlief die erste Periode. Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, gab seiner Nation mit dieser festen Grundlage in Europa zugleich die Hierarchie der Gesetzgelehrten. Unter ihm stand der erste bedeutende Lyriker auf, Ahmedpascha, der unter Bajesid II. von Nedschati, Chiali übertroffen ward. Newani strahlte

im beſchreibenden, Hamdi im epiſchen Gedichte; Sati ward als Hofdichter angeſtellt. Firdewsi ſchrieb das ungeheure Suleimanname (in 360 Bänden), Mesihi ſeinen Stadtaufruhr. Die lyriſche Kunſt erhob ſich mit dem Reiche, welches unter Suleiman dem Geſetzgeber und ſeinem Sohne den Gipfel des Flors erſtieg. Die Reichsgeſchichte ward von eigenen „Königbuchſchreibern“ beſungen. Faſlis Roſe und Nachtigall, Jahja's Stadtaufruhr, Baki's Diwan, Ali Waſi's Humajunname, Faſuli's und Ghaſaki's lockere Koſt, Chalili's Buch der Trennung, Dſchelili's und Andrer glückliche Nachbildungen perſiſcher Epopöen, Sururi's mannigfache Arbeiten, noch mehr aber die des fruchtbarſten aller osmaniſchen Schriftſteller, Lamii, — bezeichnen die Blütezeit türkiſcher Dichtkunſt. — Während des halben Jahrhunderts von der Thronbeſteigung Murad's III. bis Murad IV begann ſie, wie das Reich, zu ſinken. Attaji, der Dichter eines Fünfers, der Mufti Jahja, und der Satyriker Nefii, verdienen Achtung. Unter Mohammed IV. hob ſich, mit vorübergehender Kraftanſtrengung, mit dem Reiche auch noch einmal die Poeſie, unter dem Schutze edler Großweſire, empor. Der Dichterkönig Nabi ſchreitet voran, und viele der angeſehenſten Großbeamten wetteifern um den Lorbeer der Dichtkunſt. Vom Frieden zu Karlowitz bis zu dem von Kainardſche ſank das Reich allmälich. Der Großweſir Rhagibpaſcha ragt noch unter den Dichtern hervor. Der Zeitraum vom letztern Frieden bis zu dem von Adrianopel iſt der des weitern Verfalles der Dichtkunſt, während das Volk durch die neuen Reformen

seine Nationalität verliert. Nur der mystische Ghalib leuchtet noch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, ehe die Flamme osmanischer Dichtkunst in die Asche des Chronogrammes versinkt. (S. 35.)

Wie in der Geschichte der persischen Dichtkunst, so werden auch hier (S. 36) sieben Dichter hervorgehoben, und zu einer Art allegorischer Parallele jenen Persern zur Seite gestellt. Ich habe schon bei Anlaß der letztern (in den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik. 1835, Nr. 85) das Geistreich-willkürliche solcher Darstellungen deutlich zu machen gesucht, und außerdem oben mir mit der Bemerkung vorgegriffen, daß eine fühlbare Entwicklung, die allenfalls symbolich aufzufassen wäre, bei der türkischen Poesie kaum Statt finde. Und in der That hat der Hr. Verf. selbst im vorigen Abschnitte genugsam das in den Wechseln der Geschichte bedingte Steigen und Fallen derselben erläutert, und erhält auch in diesem Abschnitte eben durch das Nebeneinanderhalten das Resultat, daß die Türken einen solchen Vergleich nicht auszuhalten im Stande sind. Zusammenstellungen bleiben stets lehrreich und anziehend; aber gewiß bleibt es auch, daß die ewig und unergründlich waltende Vorsehung die Urne der Menschheit durcheinander schüttelt, wo dann die Lose mit den Namen großer Männer nicht nach arithmetischen Reihen, sondern hie und da, wo sich's eben Keiner versieht, nach geheimnißvollen Schlüssen, zum Vorschein kommen.

Schon in der flüchtigen Skizze, in die wir die ganze Geschichte der türkischen Poesie zusammenzogen, ward bemerklich, daß die Begünstigung und das Gedeihen dieser

Dichtkunst vom Throne ausgingen. Es war dann nicht zu verwundern, daß wir unter den Dichtern selbst so manchen Großen des Reiches nennen hörten; und nun werden die Sultane, Prinzen, Großwesire, Wesire und Staatssekretäre namentlich aufgeführt, denen die Geschichte ein so adeindes Streben nachrühmt. An sie schließen sich, wie billig, die gelehrten und dichterischen Mufti's und Kadiaskere an, zum thätigen Beweise, daß weder weltliche Herrschaft, noch das Gesetz des Islam den zarten Blüten des Innern feindlich oder schädlich waren. (S. 37—43.)

Die vierzig Quellen, aus denen das vorliegende Werk geschöpft ist, bestehen, nach der Rechenschaft, die der Verf. darüber gibt, in Biographien türkischer Dichter, Anthologien, Biographien der Gesetzgelehrten (worunter so viele Dichter sind) und Reichsgeschichten. Letztere erwähnen der Dichter ausführlich, da man im Orient naiv genug ist, das „heilige Volk" hoch anzuschlagen. — Diese Quellen werden beschreibend durchgegangen (S. 43 u. f.); nur versteht es sich, und das Ganze beweist es, daß der Geschichtschreiber, von dem Leitstern der Chronologie geführt, durch Einsicht und Geschmack die Krümmungen ihrer Fluthen abgelenkt, und sie in den lautern, einfachen Strom der Historie vereinigt hat, in den er uns nun einen tiefen lohnenden Blick zu thun möglich macht. Und so muß allerdings der anerkennende Dank, den Goethe für das ältere Werk aussprach (S. 46), auch diesem jüngern gezollt werden.

Eine Aeußerung dieses weisen Dichters nach unserem Verständnisse zu umschreiben, wird hier Pflicht. Wenn er

den höchsten Charakter orientalischer Poesie in das setzt, „was wir Teutschen Geist nennen," so scheint er mir etwas sehr Durchdachtes, Folgenreiches auszusprechen; in so fern der Zusatz: „was wir Teutsche so nennen," und die nachfolgende Unterscheidung vom Witze (Bd. 6., S. 78) uns sogleich das Innerste des Satzes aufschließen. Wir haben es nämlich nicht mit dem esprit, auch nicht mit dem intellectus, sondern mit dem schöpferischen Geiste zu thun, „dem obern Leitenden, in welchem sich alle übrigen Eigenschaften vereinigen, ohne daß irgend eine eigenthümlich hervorträte; der, frei von der Selbstsucht des Witzes, überall genialisch genannt werden kann und muß." (ibid.) Es ist πνεομω, ohne welches νους nur ein negatives Princip vorzustellen vermag, — ἁγιον πνεομα, das, von den heiligen Büchern des alten Testaments an, den ganzen Orient, mehr oder weniger fühlbar, durchweht, und alles Einzelne, Menschliche, Fragmentarische zuletzt auf eine göttliche Einheit bezieht, und in ihr ergänzt und vollendet. Daß wir hier nicht phantasiren, davon überzeugt uns die ganze persische Dichtkunst, welche der Dichter bei seiner Darstellung auch wohl vorzüglich im Auge hatte. Die türkische, als eine nicht ursprüngliche, läßt freilich die Einbildungskraft ein Spiel treiben, wobei jene höchste, ordnende Gewalt oft völlig abwesend scheint; aber doch, wo man ihrer fast schon vergaß, erscheint sie ernstvoll wieder, und deutet mit unverwandtem Finger nach Osten, der Quelle des Lichtes, das sie ausströmt. Dieses Element schließt die Phantasie keineswegs aus, verhält sich auch zu ihr keineswegs, wie sich individuelle mensch-

liche Kräfte zu einander verhalten, — sondern wie eine überweltliche zu irdischen. Die Phantasie ist und bleibt, nicht nur im Orient, sondern allenthalben, das eigentlich dichterische Vermögen im Menschen: nur, daß sie allenthalben, wo sie nicht allein herrscht, einem nationellen Typus dient, oder einer Idee. Sie herrscht allein — bei Arioſto, der in dieſem Sinne ausſchließlich Dichter zu heißen verdient, — diente durch Jahrhunderte dem nationellen Typus der Convenienz bei den Franzoſen, — dient den Ideen bei unſern größten deutſchen Dichtern, — und, wer nun die orientaliſchen mit dieſem Maßſtabe prüfend durchgeht, der muß bemerken, daß es ihnen bei ihren Bildern nicht um die Bilder, ſondern um den Geiſt zu thun iſt, den ſie bedeuten. — Wenn ich mich hier länger verweilte, als es ziemlich ſcheint, ſo entſchuldige mich der Doppelwunſch, das Weſentliche der ganzen öſtlichen Poeſie im Klaren zu erhalten, damit ihr hoher geiſtiger Werth nicht zum phantaſtiſchen Spielwerk ſchwinde, — und das ſchöne Wort des reinen Denkers vor dem hier ſo leicht entſtandenen Mißverſtändniſſe zu bewahren.

Erklärende Auskünfte über das Siegel auf dem folgenden Blatte und über die emblematiſche Vignette am Eingange, ſchließen das lehrreiche Ganze der einleitenden Betrachtungen.

Der Umſtand, daß die osmaniſche Poeſie ſich zu einer Zeit aus der perſiſchen entfaltete, wo in dieſer die Myſtik blühte, erklärt nicht nur — wie in der Ueberſicht des erſten Zeitraumes geſagt wird (S. 51) — ihr Auftreten mit myſtiſchen Didaskalien, ſondern hat auch wohl

auf ihr Kolorit und ihre Haltung für immer einen bestimmenden Einfluß gehabt. Das Nationalgefühl, welches die Folie der persischen Dichtung bildet, fehlt hier ganz, die freie Ausbildung origineller Geister ist weit seltener als dort, und die türkische Dichtkunst ward kaum jemals von dem abstrusen Beischmacke völlig frei, der ihr von ihrer Geburt her und von ihrem Vater Aschick Pascha anklebte. Was von den Werken dieses „liebenden Fürsten" mitgetheilt wird, interessirt besonders durch die Hindeutung auf den Werth innerlicher wie äußerer Kultur, — dadurch begründet, daß, wie es S. 55 treffend heißt — der Dichter zur Zeit eines werdenden Staates und der ersten Einrichtungen des osmanischen Reiches unter Urchan, dem Numa der Osmanen, lebte. Die Kultur wird mit der Weltseele verglichen, welche den todten irdischen Raum erst belebt. Ihr verdankt die Menschheit ihre Ruhe, die Herrschaft ihre Dauer, das Leben erst seinen Werth. Aber nicht in das bloße Wissen ist sie zu setzen: „Die Wissenschaft, sie lebet einzig nur durch die Vernunft" (S. 57); und die Vernunft selbst lebt nicht, denn durch Liebe (S. 58); Liebe also ist die Mutter aller Bildung; Liebe, die vom Höchsten ausstrahlt und zum Höchsten leitet; und so ist Kultur ein Pfad der Liebe" (S. 58). — Man wird dem Herrn Verf. beitreten, der (ebendas.) solche Gesinnungen zu den schönsten Denkmalen osmanischer Macht zählt. Die mystischen Fragmente erscheinen positiver und islamitischer als die Ansichten Dschelaleddins, und die Bedeutsamkeit, die man an diesem gewohnt ist, wird man kaum in den folgenden berühmten, schönen Versen wiederfinden,

womit Latifi den ganzen Umfang von Aaschicks Weisheit bezeichnet glaubt:

Alle Welten sind Ein Zeichen
Von geheimnißvollen Reichen,
Die kein Auge je gesehen,
Die kein Herz je kann verstehen,
Die kein Ohr je hat vernommen,
Die in keinen Sinn gekommen,
Die Gedanken nicht erreichen,
Deren Namen keinem gleichen;
Dieses ist das Reich der Einheit,
Das entsprang aus seiner Reinheit;
Da er schuf aus nichts die Erden,
Muß sein Wort geachtet werden (S. 61).

Unter Bajesid I. erscheint das erste, berühmteste Mewlud, d. i. Gedicht auf des Propheten Geburt, von der Hand Suleiman Tschelebi's; ein weitläufiges, encomiastisches carmen saeculare, wo, nach mannigfachen Wundern und Lobpreisungen, immer der mahnende Refrain wiederkehrt:

Wollt ihr euch vom Feuer retten,
Müßt mit Schmerz und Lieb' ihr beten (S. 69).

Es ist immer merkwürdig-erfreulich, wahrzunehmen, welche herzlichen, tiefen Motive der Geist der Morgenländer in die bunten Aeußerlichkeiten ihres Symbolums zu verweben weiß.

Von Ahmed Daji, dem oben (S. 32) wahrscheinlich durch ein Versehen für Ahmedi, das Jokendername zugeschrieben wird, ist nur ein, mit Fragewendungen wunderlich spielendes Ghasel aufgenommen; dagegen ein, im

kritischen Auszuge vorgelegtes Kalendergedicht von Ssalabeddin (S. 73 u. f.) unsere Aufmerksamkeit auf's Merkwürdigste beschäftigt. Astrologische, meteorologische, exegetische, urgeschichtliche, ethnographische, nationalhistorische, sittliche Daten schlingen sich in den Kreisen der Monde, Wochen und Tage durcheinander; und der gelehrte Uebersetzer weiß dem mit der abenteuerlichsten Intention und Beharrlichkeit durchgeführten, seltsamsten Ganzen, durch Vergleichung mit den übrigen alten und neuen Kalendern, wie mit volksthümlichen und scientifischen Ueberlieferungen ein noch ausgedehnteres Interesse zu geben. Der Liebhaber wird sich gern auf das Werk selbst verweisen lassen; einige Züge, die Wochentage betreffend, genügen zu anregender Unterhaltung. Der Sonnabend, für Propheten unheilvoll, weil Jusuf, Ssalich, Noah, Jesus, Moses und Mohamed an ihm von ihren Feinden überlistet wurden, werde der Ruhe gewidmet. Dagegen beginne man jeden geistigen und materiellen Bau, bilde, pflanze und säe, am Sonntag, als an welchem Tage die Erde gebildet ward. Handel und Wandel, vor allem das Reisen, begünstigen göttliche Einflüsse am Montag, während der Dienstag als ein Tag des Blutes, höchstens dem Geschäft des Aderlassens freundlich ist. Die unentschiedene, nichtige Stellung des Mittwochs macht ihn zum unglücklichen Tage, an dem nichts zu unternehmen ist, wofür der Donnerstag, an welchem die höchste Gnade Gewährung winkt, entschädigt. Der Freitag schließt auf's Anmuthigste die Reihe mit Behagen und Genuß. — Man wird in diesen Umrissen den Tag des überwältigten Saturn, des Lebensspenders Helios, der wan-

deinden Selene, des blutigen Mars, des zweideutigen Merkur, des Gewährung nickenden Zeus und der holden Aphrodite wieder zu erkennen wissen.

Der Iskandername Ahmedi's (S. 89) erscheint leider nur als eine vernüchterte Bearbeitung Nisami's, „halb Prosa, halb Vers, die Prosa ungeschlacht, die Verse rauh." Ja, es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß er sich lieber mit einer noch treueren Uebersetzung seines großen Originals begnügt hätte, statt daß er durch burleske episodische Einmischung der ganzen Theologie, Metaphysik und Geschichte des Morgenlandes, den schönen, Einen und gehaltvollen Charakter des geistigen Gedichtes verwischt hat. Es ist Einem, wenn man einen Blick auf den auseinandergelegten Inhalt des Epos (S. 92—104) fallen läßt, als ob man in eine Krämerbude schaute. Daß mitunter auch Weisheit und Schönheit unter den Waaren sind, kommt auf Rechnung der Fabrik, woher sie der Kleinhändler bezogen hat.

Einen eignern, reichen Geist spricht aus, was von Scheichi (S. 106 u. f.) zu lesen ist. Ein Augenübel, an dem dieser treffliche Mann litt, bestimmte ihn zum Studium der Augenheilkunde, und Beer, Schmidt, Himly und Scarpa haben ihn zu beneiden, wenn die Worte Aschick Hasans wahr sind: „In der Augenarzneikunde" — heißen sie (S. 105) — „hatte er's so weit gebracht, daß er aus dem Auge des Mondes das Gelbe, aus dem Auge der Sonne das Rothe zu bannen, daß er die Wolke vom Triefen, und die Augen der Schönen von schelmischer Tücke zu heilen im Stande war." — Doch an ihm selbst

ſcheiterte ſeine Kunſt; denn ein Patient, der von ihm um einen Asper Augenſalbe gekauft, begehrte noch um einen Asper, und machte damit dem Doctor ſelbſt ein Geſchenk, ſeine eigenen Triefaugen zu heilen. Dem ſei nun wie ihm wolle, — er war ein Dichter im beſten Sinne des Wortes, und hat wohl durch die heitere, warme Großheit, die aus ſeinen Worten athmet, manches Auge klar gemacht.

Die ganze Welt iſt eine Mühle,
Das Korn darinnen iſt der Menſch;
Das Korn wird zwiſchen beiden Steinen
Gemahlen zu dem Mehl, dem reinen (S. 106).

Es tanzen meines Leibes Stäubchen, Freund,
Als Sonnenſtaub, wann deine Sonne ſcheint;
Bin ich dem Staub im Grab einſt beigethan,
So weh' mich, Freund, als Morgenodem an! (S. 108.)

Ruhm ſei der Seele,
Die als Schmetterling um Wangen kreiſt,
In Todgefahren!
Sie iſt ein Tapfrer,
Welcher, auf dem Schlachtfeld ſich bewährend,
Das Licht verdient.
Für meine Seufzer
Fand ich beſſern Gefährten nicht —
Als meine Thränen.
Für mein Geheimniß
Fand ich beſſern Vertrauten nicht —
Als meinen Schatten. (Ibid.)

Ich bin ein Korn, von innen rein und zart.
Das, was in ihm, durch Wachsthum offenbart. (Ibid.)

Das Mohamedije des Jasidschioghli (S. 127), eine Art poetischer Dogmatik, im Geiste islamitischer Orthodoxie gedacht und vollendet, entspricht einem Bedürfnisse, welches wir nicht kennen, und kann daher nur geschichtlich erwähnt werden.

Den Reigen der zweiten Periode führt Sultan Mohammed II. an, der Eroberer Konstantinopels, der in zarten Ghaselen als Eroberter erscheint. „Des Grames Wüste (S. 138) ist ihm Länderei genug; und wenn sein Leib durch Liebesflammen zum Aschenkruge würde, da wäre — meint er — zu Bergen von Liebe Asche genug in demselben.“ Man sieht, wie man, wenigstens in der Türkei, mit der Poesie daran ist.

Die synoptische Uebersicht und die wenigen Proben, die von Jusuf und Suleicha Hamdi's (S. 152) gegeben werden, lassen uns doch mehr lebendigen Gehalt, mehr Sinn für Composition und Totalität vermuthen, als oben beim Alexanderbuch des Ahmedi. Das Wesentliche des Inhalts fällt mit dem uns aus Dschami Bekannten zusammen, und im Ausdruck bemerkt man etwas, das wie Geschmack aussieht, so daß die Orientalen wohl Recht haben mögen, die diesem Gedichte (S. 151) die Palme der Correctheit zusprechen. Desto seltsamer stehe folgendes physiognomische Fragment dieses Poeten hier, von dem man bedauern wird, daß es zur Zeit der „physiognomischen Fragmente“ noch nicht bis nach Zürich gekommen war:

Die rothe Farb' zeigt Blut und Gile,
Die braune reife Urtheilskraft;
Wer kleine Ohren hat wie Katzen,
Versteht sich trefflich auf das Mausen;
Der Schielende ist ein Tyrann,
Der dir abläugnet, was du sagst;
Aus einem schiefen, krummen Mund
Wird dir die Wahrheit nimmer kund;
Ein langer Bart ist allzumal
Bei Männern wahrer Gielsstall;
Nicht leicht es sich mit Jenem spricht,
Deß Bart ist wohlgenährt und dicht;
Die guten Zeichen sind verschwunden,
Es werden böse nur gefunden;
Und wer sich auch als Jusuf zeigt,
Deßhalb sich doch zum Bösen neigt (S. 156).

Wie wir vorhin den Eroberer Konstantinopels in Thränen der Minne zerfließen sahen, so hören wir nun den usurpatorischen Wüthrich Selim (S. 159), unstreitig das glänzendste Gestirn der dichtenden Sultane, Demuth predigen und Hinfälligkeit irdischer Güter, und daß nur in Ergebung die Herrschaft bestehe, und in Erkenntniß, die mehr als Besitz und Gelehrsamkeit ist. Um Gnade und Weisheit fleht er in einem trefflichen Gedicht, in dem er sich den ärmsten der Bettler nennt. Auch das ist ein Zeichen osmanischer Dichtkunst. Von ihm sind auch die Verse, welche Goethe vor sein Suleikaname setzte:

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf. (Vgl. S. 160.)

Zarte Gedanken, prächtig-liebliche Bilder, ohne daß man etwas tief Eigenes aufzuspüren vermöchte, sind aus dem Diwan Retschati's ausgestreut. Die reiche Spende (S. 163—178) erschwert eine neue Auswahl. Man begnüge sich mit Wenigem:

Die Welt ist Karawanenhaus, wo Niemand bleibt,
Und jeder an die Wand: o mein Gebieter! schreibt. (S. 169.)

Wenn an des Lebens Ende
Mein reger Fuß zur Liebe wallt,
Hab' ich, bei Gott! die Spende
Der Reis' in Seelengeld bezahlt. (ibid.)

Wenn Cypresse nicht ihr Haupt
Hoch erhöhe in die Luft,
Spielte sie vertraulich nimmer
Mit des Morgenwindes Duft (S. 170.)

Seine schwere Schuld erkennend,
Fällt das Haar dir zu den Füßen;
Ich beschwöre dich, o laß es
Unter meinen Händen büßen! (S. 171.)

So reicht wohl dieß Wenige hin, Isaks Wort zu begründen:

Willst du, daß dein Vers gelesen werde vom Volke.
Muß er in Gleichniß und Bild blüh'n wie Redschati's Gedicht.
(S. 178.)

Man iſt, nach ſo manchen Blumen aus Papier und Seide, doppelt gerührt, die ſchmerzlichen Töne zu vernehmen, die Dſchaafer Tſchelebi in den Tagen vor ſeiner Hinrichtung, wie der Schwan ſein Lied, verhauchte (S. 181); und man erquickt ſich an der feſten, auf ſich ruhenden Geſinnung Rewani's (S. 187), der über unverdiente Ungnade ſich zu beſchwichtigen verſteht. „Wie ſeltſam!“ ruft er aus,

Wie ſeltſam iſt die Welt, wie wunderlich die Zeit.
Da mir ein Nu — Verdienſt von dreißig Jahren raubt!
— — — — — — — — — — — — — —
Rewani weinet nicht, wenn ihn auch Regen trifft,
Indem er ſich zum Schutz in Regenmantel hüllt. (S. 188.)

Lebenskraft, Frohſinn, Reſolutheit und Genügen athmet aus ſeinen Reimen, und ſein „Buch der Wolluſt“ mag an Practik wohl den poetiſchen Sänger hinter ſich laſſen. Weniger innerlich, als der tiefe Hafis, hat er es den Auslegern unmöglich gemacht, myſtiſche Grillen in ſeinen Wein zu werfen; er beſchreibt deſſen Qualitäten (S. 169) gar zu klein, als daß man occultas dabei denken möchte; alle Knoten der Luſt und des Genuſſes löſt er mit taſtender Hand, und rühmt ſich, des Taumels ſich bewußt zu ſein (S. 195); noch aus längſt überblühtem Grabe ruft ſeine Stimme dem Zweifler zu:

Ihr ſollt in dieſer Welt nun Ruhe pflegen.
Mit nichten ſoll das And're euch bewegen;
Auch du, Rewani! warſt der Luſt geweiht.
Erbeuteteſt dir froh den Schatz der Zeit. (S. 194.)

Erinnert ein so heiterer Geist an die lebenquellenden Gesänge, die wir zuerst aus Iran vernahmen, so darf sich um so weniger Hafis (S. 144) mit seinem herrlichen Namensbruder, — auch nicht Firdewsi, trotz der unheimlichen Länge seines salomonischen Buches, das so viele Bände als das Jahr Tage zählt (S. 276), mit dem seinen, dem Sänger des Schahname, oder Saadi (S. 240) und Nisami (S. 310) mit den ihrigen, messen. Auch Ahmedpascha (S. 198) dürfte, dem Vorgelegten zu Folge, weder mit Nedschati, noch mit Baki den Vergleich aushalten. Was er sagt, gehört eben nicht ihm an; es ist das millionenmal variirte Thema vom Maal und Flaum, vom Mundrubin und Wimpernpfeil, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind; und wie er es sagt, lohnt kaum der Mühe, es durch Auszüge zu erläutern. Ein türkischer Hans Sachs, Ghuffi, d. i. der Schuhflicker (S. 224), zeichnete sich, standesgemäß, durch Wortspiele aus; wogegen uns Ghalili (S. 225), von dem „das Buch der Trennung" herrührt, zu besonderer Theilnahme hinreißt. Das Gefühl beglückter Liebe füllt seine Strophen aus, und hat wohl auch, so mißtrauisch uns die zweideutigen Sultane gemacht haben, ein so reiches Gemüth ausgefüllt, daß man es nicht leicht glücklicher und wärmer ausgedrückt finden wird. Die Stunde, da sie ihm erschien, wird ihm zur „holden Lebensfabel", auf welche er mit Religiosität sein ganzes Leben dankbar bezieht:

Als ich gesehn den holden Wuchs,
Fiel ich anbetend zu dem Grund,
Und sagt' im Herzen: Lob sei Gott,
Dem Höchsten ob dem Weltenrund!
— — — — — — — — —

Dich bet' ich, hingeworfen, an;
Mein inneres und äußeres
Gebet bist du, du mein Koran!
Im Herzen wiederhol' ich still
Was du gesprochen und gesagt,
Wenn gleich dem Scheine nach mein Mund
Gebet und Litaneien sagt;
Es will an Freundes-Schwelle nur
Ghalili, dich anbetend fleh'n. —
Die Heuchler mögen zur Meschee
Und zu dem dumpfen Kloster geh'n! (S. 226.)

Ich habe diese Stelle auch als Beispiel ausgehoben, wie frei, in Bezug auf ihr Glaubensdogma, sich Orientalen auch da ausdrücken, wo eine sogenannte geistliche Ausdeutung nicht denkbar ist. Newani, von Liebe und Wein berauscht, ist noch verwegener. Finden sich doch sogar auch eine Sappho und Erinna in diesem Bande! Wenn auf die Gaben der Dichterin Zenobia, Seineb, (S. 237) aus dem Mitgetheilten schwer geschlossen werden kann, so gewinnen uns die einer Mihri (S. 306) desto mehr. Jungfräulich blieb sie, als ihr Herz ihrem Alexander zugefallen war, — und, wie sie auf die geistreich-zarteste Weise ihre Schmerzen klagt:

Böses wünsch' ich dir nicht, doch fleh' ich vom Himmel die Gnade:
Daß du lieben sollst Herzen dem deinigen gleich!
Wollte indessen dein Feind das Schlimmste des Schlimmen dir wünschen,
O so wünschet er dir: daß du verliebt seist, wie ich (S. 306).

— so darf sie von sich bekennen:

Mir wässerte der Mund nach dem Ambrenquell
Von meinem Alexander zwar, — doch blieb ich durstig. (ibid.)

Mancher Kopf ist wohl in Gefahr, von einer solchen Liebenswürdigkeit etwas wankend gemacht zu werden; er wende sich zu Guwahi (S. 287), der ganz der Mann ist, Köpfe, welche die Mibri verrückt hat, wieder zurecht zu setzen. Ein am Weltverkehr ausgearbeiteter und geprüfter, gesunder Sinn hat ihm „das Buch des Rathes" dictirt. In Fabeln und Mährlein mutato nomine weiß er seine stärkend bitteren Pillen einzuwickeln; originell und einzig ist er als Muselmann, und was kann es uns schaden, wenn wir auch etwas aus seinem Maximen-Schächtelchen kosten?

Gutzieh' dich nicht dem Dienst, wenn dir auch schauert:
Brauchbarer Stein wird doch zuletzt vermauert!
Vor allem du von mir die Lehre lern':
Wer fern vom Aug', ist auch vom Herzen fern.
Es nützet dir, zu geben manche Stunde:
Dem Schenken nützt es, und es nützt dem Schlunde.
Sich schämen, stehet dem Erwerb entgegen,
Und wer Geschäfte kennt, der ist verwegen (S. 290).

Wer hätte geglaubt, daß Rochefoucauld und Knigge bei den Türken in die Lehre geben könnten? Vielleicht hat dem armen Guwahi seine Philosophie so viel gekostet, als dem Nebati (S. 309) die seine, der uns geschichtlichen Auskunft darüber gibt:

Es brachte mich der Hinterhalt
In's Land der Ungarn mit Gewalt;

In's Land der Giauren, der unreinen,
Wo Feinde lachen, Freunde weinen;
Mein ganzes Habe ward verheert,
Ich, nackt und hungrig, eingesperrt,
Am Fuß ein eisern Fesselband:
Das bringt die Thoren zu Verstand. (ibid.)

Es ist die alte, ewige, weise Lehrmeisterin unsres Geschlechtes, die Spinozistin mit den vielen Namen, von der die rechten Lehren kommen; heiße sie Nothwendigkeit oder Liebe, — ihr Gesetz ist unübertretbar, und alle Dichter besingen sie, wollend oder nicht wollend, von Linus bis auf Nebati und Goethe.

Wir aber wollen mit dem lieblich-ernsten Mesihi (S. 297) nun den Beschluß machen, dessen melodische Bilderströme das Wort des Lebens auf ihren Wogen tragen, groß und frei:

Rosen funkeln in den Beeten
Mit dem Nimbus des Propheten,
Und in seiner Herrlichkeit.
Hyacinth' und Tulpen glänzen
Mit der Heil'gen Strahlenkränzen;
Freude, Freude herrschet heut.
Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit!

Stürme herrschten als Tyrannen:
Um nach Recht sie zu verbannen,
Hält der Welten Herr Gericht;
Alle Kelche will er füllen,
Aller Durst'gen Gierde stillen,
Wie es Jeder sich verspricht.

Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit!

Mesihi! als ew'ge Kunde
Lebt dein Bild in jedem Munde,
Wird der Schönen Lieblingsschall.
Auf den weichsten Rosenwangen
Darfst du liebekosend hangen, —
Bist ja eine Nachtigall!
Genießet mit mir, was die Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit! (S. 301.)

Und mit diesem halb schmerzlichen, halb frohen Zuruf legen wir den ersten Band eines so gabenvollen Werkes aus der Hand, und freuen uns der mancherlei Kleinodien, die noch in den zwei kommenden Bänden unser harren; seien es auch Schicksalspfeile Nefti's, verzehrende Flammen Ghalib's! Glaube auch von diesem Bande Niemand, daß das Bedeutendste desselben in diesem Auszuge enthalten sei! wer wollte bestimmen, was Jedem unter Tausenden so erschiene? Ich habe mich, nebst Wenigem, was zur Charakteristik frommte, nur bei jenen Dichtern unsrer zwei ersten Zeiträume verweilt, die ich in der einleitenden Uebersicht gleichsam als Nivellirstäbe ausstecke, um das Terrain damit zu messen. Unser Blick bleibe auf's Ganze gerichtet. Dieses Ganze nun wird, nach dem dargelegten Einzelnen, dem übersinnenden Leser wohl kaum in einer andern Beleuchtung erscheinen, als die der Eingang darauf fallen ließ; und ich brauche mich nicht zu wiederholen.

Dem berühmten Orientalisten, der nun, nachdem er schon so manches Perlenkästchen (erst jüngst das kostbare

Faſli's) aus dieſem Schachte an's Licht gefördert, wie mit Aladdin's Zauberlampe dieſe ganze, uns neue Mährchenwelt erleuchtet, wird der dauernde Dank Aller nicht entgehen, die am Leben und Lieben der Menſchen theilnehmen, — über ihre Kammer hinaus in die unüberſehbaren, nur durch den Geiſt der Bildung und Eintracht zuſammenzuhaltenden Fernen der Hemiſphären. Er hat auch durch dieſes Werk, wie durch ſeine früheren, die Idee der Weltliteratur gefördert.

Und aber, innigern und einſeitigern Freunden des Orients, wird man ein elegiſches Gefühl nicht verargen, das uns, aller beſſern und klügern Ueberzeugung zum Trotz, befällt, wenn wir den Untergang einer uralten merkwürdigen, unvergleichbaren Bildung betrachten, von der die Ruinen hier vor uns aufgeſchichtet und gedeutet werden. Die alte Welt iſt längſt begraben; Hellas und Rom ſind zu idealen Gebilden, zu Träumen geworden; nur der Orient ragte noch aus jenen Epochen, wie ein begrünter Felskoloß lebendig in unſre Gegenwart herüber; uns war er noch, was er unſern Vätern war; wird er es auch unſern Söhnen ſein? Dieſe Frage, wie alle, welche die ganze Menſchheit angehen, legt der ergebene Denker mit ſtummer Hoffnung auf den Altar der Vorſehung. Was ſie auch darauf erwiedre, es iſt ihm heiliger, als die liebſten Träume ſeiner geiſtigen Kindheit; er läßt ſie dahinziehen, gerne dahinziehen in die Nacht, woraus ſie entſchwebten, ſieht freudig einem friſchen, kräftigen Morgen entgegen, und ruft ihnen höchſtens noch in poetiſchen Accorden nach:

Heiliger Tempel ernſt'rer Zeit! ſo falle
Denn auch du: daß die Welt gemächlich wohne:
Urkraft ſchwinde! heit'rer wird's auf Erden, —
Aber auch flacher!

Die Erklärung der Vignette und der türkiſchen Blätter findet man im Werke, S. 48 und S. 322. Die Auflage empfiehlt ſich ſelbſt.

Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt bis auf unſere Zeit. Mit einer Blütenleſe aus zwei tauſend zwei hundert Dichtern; von Hammer-Purgſtall. Zweiter Band. Von der Regierung Sultan Suleiman's des Geſetzgebers bis zu der Sultan Murad's III.; 1521 — 1574. Peſth 1837 C. A. Hartleben's Verlag. 577 S. gr. 8.

Niemand iſt fähig, über ein Werk wie das vorliegende eine Rezenſion zu ſchreiben. Beurtheilen kann es nur der Verfaſſer ſelbſt; denn nur Er überſieht den Stoff, und iſt im Stande, ihn mit der Behandlung zuſammenzuhalten. Solche Elementarwerke gehören zu den Grundſteinen der Literatur, und man ſetzt ſich zu ihnen in das einzig richtige Verhältniß, indem man ſie ſtudirt. Der „Rezenſent vom Fache" freilich macht ſich die Sache bequemer.

„Was lange ſtudiren, ſichten und faſſen?
Wo möglich tödten, — oder tüchtig haſſen!"

Das iſt ſein Wahlſpruch. Was iſt ihm Liebe, Einſicht, Gründlichkeit? was iſt ihm Literatur, und die Seele

eines Buches? Glaubt mir, so barock es klingen mag, — für Niemanden haben Bücher so wenig Sinn und eigentlichen Werth, als für Jene, die sich ausschließlich mit ihnen befassen. Doch genug, wenn wir nicht den Vorwurf literarischer Hypochondrie verdienen sollen, von der sich frei zu bewahren eben so sehr Pflicht, als, in den jetzigen Zuständen, schwierig ist.

Wir haben von dem Allgemeinen des voluminösen Werkes über osmanische Poesie, bei Gelegenheit des ersten Bandes so viel gesagt, als nöthig schien, um die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu befriedigen. Dies scheint mir hier, statt der Rezension, meine Aufgabe. Wer sich solchen Bestrebungen insbesondere zu widmen gedenkt, dem kann ohnehin das Studium des Werkes und der Quellen selbst nicht erlassen werden. Da wir aber jenes Allgemeine ausgesprochen, dürfen wir uns beim zweiten Bande kürzer fassen, und, ohne Präludien, den Faden eines kommentirten Auszugs da wieder aufnehmen, wo wir ihn niederlegten, indem wir einen solchen Spaziergang durch dieses Gülistan dazu benützen, uns selbst zu vergnügen und zu belehren.

Die fünfzig Jahre, deren Literatur den Inhalt dieses Bandes ausmacht, sind gewissermaßen als das goldene Zeitalter der türkischen Poesie zu betrachten; wenn man nämlich mehr den Reichthum als den Gehalt, mehr die Extension als die Intensität, in Anschlag bringt; was man bei goldenen Zeitaltern wohl meistens thun muß, — denn das schaffende Genie ist und wirkt ewig einsam. Man kann somit das Zeitalter Suleimann's des Gesetz-

gebers das osmanische Siècle de Louis XIV. nennen. Die Dichtkunst schien sich auch hier, wie sonst, auf der Folie der Majestät und Pracht zu gefallen; das osmanische [illegible]en war, poetisch und ideal, auf dem Gipfel seiner Existenz. Es ist ein ganz dem Oriente gemäßer Zug, daß der Herr Verfasser, in der Einleitung zu diesem dritten Zeitraume, als Bezeichnung des Flores der türkischen Kultur, die Dichtkunst, Tonkunst und Schönschreibekunst nebeneinander aufführt. Uns europäischen Poeten freilich ist es ein Entsetzen, zwischen einem Drama Schiller's und einem kalligraphischen A B C vergleichen zu sollen, — aber zwischen den schimmernden Perlen eines orientalischen Ghasels und der niedlichen Art, wie es die Hand des Schönschreibers an einen Faden gereiht hat, ist mehr Verwandtschaft, als wir empfinden können. — Der Herr Verfasser selbst gesteht, daß ihm von den 500 Dichtern, welche türkische Biographen aus dieser Periode anführen, etwa 50 jenen Namen wirklich zu verdienen scheinen; und dieser Ausspruch ist noch mit Billigkeit, vielleicht mit Vorliebe, abgegeben. Die hervorragendste Erscheinung nicht nur dieser Epoche, sondern überhaupt der ganzen türkischen Dichtkunst, ist, den vorliegenden Proben nach, wohl unbezweifelt: Baki, dessen Diwan wir schon seit dem Jahre 1825 aus der Uebersetzung Hammer-Purgstalls kennen. Dieser bedeutende Lyriker, dem immerhin sein Name die Unsterblichkeit prognostizirен durfte (der Dauernde), scheint mir der eigentliche Repräsentant der türkischen Art und Kunst: in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern. Es ergeht sich in einer gränzenlosen Blu-

men- und Bilderwelt, wozu theils ſeine reale Umgebung, theils ſeine erſtaunliche, man muß wohl ſagen, abenteuerliche Phantaſie, theils die ihm ſchon bekannten Schätze der öſtlichern Nachbarn die Elemente liefern. Weichlicher, üppiger, feiner als die Araber, glühender und frömmer als die Perſer, — erreicht er jene kaum an Kraft und dieſe kaum an Geiſt. Dabei übertrifft er aber beide an jener Prachtſtickerei von Wortblüten, die wir als das Merkmal des Orientalismus zu betrachten gewohnt ſind. Es iſt weniger der eigne, ſchöpferiſche Geiſt, der ſich zur Offenbarung in ihm gedrungen fühlt, als das mit dem Weine aller alten und neuen Dichtung von fremder Hand gefüllte Gefäß, welches überquillt. Seine Poeſie iſt mehr Beſitz als Daſein, — wie die ſeines Volkes überhaupt. Er ſtürzt ſich in ein Meer des Wohllauts und der Herrlichkeit, taucht auf, taucht nieder, und ſteigt, von Wogenſchäumen rings überſprüht, an's Ufer, wo er die glänzenden Tropfen, wie Perlen, aus allen Falten des purpurnen Gewandes ſchüttelt. In den Ghaſelen wechſelt eine trunkne Ueppigkeit mit beſchaulicher Religioſität; die letztere, verbunden mit Ergebenheit auch an das irdiſch Große und Mächtige, waltet in den größeren Gedichten vor. Es iſt ein Gewinn für den Leſer, daß das vorliegende Werk bloß ſolche Kaſſidet dieſes Dichters enthält, welche in der erwähnten Ueberſetzung nicht zu finden ſind. Der Ueberſetzer entſchuldigt die Angabe auf dem Titel ſeines Diwans: „zum erſtenmale ganz verdeutſcht" — durch die Auffindung eines neuen, vollſtändigern Manuſkriptes im Archive von Ragusa. Wir theilen aus dieſem Funde ei-

nige bezeichnende Proben mit. Die folgenden Verse sind aus einem Gedichte zum Lobe des würdigen Mufti Ebusuu, dessen berühmtes Fetwa allen Verehrern des unvergleichlichen Hafis, allen Freunden der Dichtkunst, und allen Menschen, denen das humani nil a me alienum heilig ist, ewig in ehrenvollem Angedenken leben wird. Zweifler hatten bei ihm angefragt, ob es nicht verboten sei, den Diwan Hafisens, dieses „ungezogenen Lieblings der Grazien" zu lesen. Der weise Mufti ertheilte hierauf das folgende, denkwürdige Fetwa: „Die Gedichte Hafisens enthalten viele ausgemachte und unumstößliche Wahrheiten; aber hie und da finden sich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Gränzen des Gesetzes liegen. Das Sicherste ist, diese Verse wohl von einander zu unterscheiden, Schlangengift nicht für Theriak anzunehmen, sich nur der reinen Wollust guter Handlungen zu überlassen, und vor jener, welche ewige Pein nach sich zieht, zu verwahren. Dies schrieb der arme Ebusuud, dem Gott seine Sünden verzeihen wolle!" — Dieser weise Urtheilsspruch („Er sprach aus gütiger Natur" hätte Nisami gesagt) brachte ihm, als schon seit dreihundert Jahren die Erde sein Gebein verhüllte, noch den Dank eines deutschen Dichters ein. (S. Westöstl. Diwan. S. 35.) Es hätte sich aus jenem Bescheide fast vermuthen lassen, daß dieser Nathan der Mufti's selbst Dichter war; und wirklich begegnen wir in der Reihe osmanischer Poeten (S. 352) auch seinem uns bedeutend gewordenen Namen; und wenn auch sein poetisches Verdienst seinem sittlichen nicht gleich kommt, so bezeichnet ihn wieder völlig der arabische Spruch, den er

seiner Unterschrift stets beizusetzen pflegte: „Die Lande der Erkenntniß werden durch das Gesetz der Tugend beherrscht, wie die des Sultans durch das der Wesire.“ — Und so gewährt es uns innere Befriedigung, zu gewahren, wie der große türkische Dichter (dessen Manen uns diese Abschweifung verzeihen mögen!) dem großen Gesetzgeber huldigt. Nachdem er in den eigenthümlichsten Wendungen den herangekommenen Frühling, die Zeit des orientalischen Neujahrs, gepriesen hat, wo ihm ein neuer lieblicher Winter auf die Welt gekommen zu sein scheint, weil ringsum die Flur mit Blütenschnee bedeckt ist, während die Mandelblüten, wie der Krystall der Eisfiguren, von den Bäumen schimmern, fährt er fort:

Es trägt nun die Natur ein weißes Angesicht,
Ein fröhliches, das nichts als Heil und Glück verspricht;
Wie das des Trefflichsten, des Mufti dieser Welt,
Der des Verdienstes Ball im Gleichgewicht erhält;
Des reinen Ebusuud! —“

Er fühlt sein Gedicht gehoben und geläutert, indem er es der Anerkennung so großer Eigenschaften weiht:

Wer um den Hals der Welt dein Lob als Halsband schlingt,
Juwele höchsten Werths an seinen Faden bringt;
Die Reinheit meines Lieds und meiner Worte Fluß
Sind wie die klarste Flut den Herzen Hochgenuß;
Wenn Nachtigall mein Lied auf Fluren trillert nach,
Wirft sich vor ihr zur Erd' und küßt den Staub der Bach.“
(S. 365.)

Von Baki's Manier zu malen, mögen die nachfolgenden Schilderungen einen Begriff geben. Seine Bilder sind

barocker als wir ſie an den Perſern, mannigfacher und reicher als wir ſie an den Arabern gewohnt ſind.

„Herbſt wirft goldne Blätter auf den Wieſenplan
Und ein Goldſchmiedladen iſt das Güliſtan:
Regen zieht als Silberdraht der Wolken Schnur,
Und zwei Knospen ſcheinen Erd' und Himmelsflur.
Auf dem Bächlein ſchwimmt das gold'ne Blatt der Weide,
Als ein golden Schwert, gezogen aus der Scheide;
Ueberall ſind gelbe Blätter in dem Garten,
Gold'ne Schüſſeln, um den Gäſten aufzuwarten.
Wähne nicht, die Blätter wirble Wind im Kreiſe:
Sterne ſind's, die Welt zu grüßen auf der Reiſe;
Grüner Papagei war einſt Platanenblatt,
Das nun gelb wie Falken, ſcharfe Klauen hat.
Keiner bilde ſich was ein auf Herrſchaftskrone!
Wie viel Herrſcher ſtieß der Herbſtwind nicht vom Throne!
Scheint es nicht, als ſei Koranes heil'ge Schrift
Von dem Morgenwind geſchrieben auf die Triſt?
Grünes Blatt, mit Gold geſprenkelt, iſt die Flur,
Werth, zu preiſen d'rauf der Würdigen Natur;
Dich, erhabner Chodſcha, des Verdienſtes Quell,
Wunſch gewährend, ſelig wie Geſtirne hell.
Grames Stürme haben meinen Sinn verheert,
Haben meine Wangen in Saffran verkehrt;
Wie die Hefe goß das Loos mich auf die Erde —
O daß deine Größe, Fürſt! mir Segen werde!
Da der Buchs von deinem Muth ſo frei, ſo hoh. —
Niſte Falke Genius nirgend anders froh!
Zittert meine Feder, wann der Genius wittert,
Iſt ſie Rehr, das in den Lebensfluten zittert.
Mög', ſo lang die Wieſe prangt mit Blumenkränzen,
Mög', ſo lange Tropfen Thau's im Herbſt erglänzen.

Deine Hand von Purpurkiſſen Gnaden ſpenden. —
Möge nie dein Wohlſtand, nie dein Leben enden!"
(S. 365, 66. 67.)

Eine ſolche Probe iſt nöthig, aber auch vielleicht hinreichend, uns die Eigenheiten osmaniſcher Dichtkunſt am glänzendſten Beiſpiele zu vergegenwärtigen.

Der Verfaſſer iſt der Anſicht, daß europäiſche Kunſtrichter dem fruchtbaren Lamii, den die Türken im Mesnewi eben ſo hoch ſtellen, als in Ghaſelen und Kaſſideh den Baki, bei weitem den Vorzug zugeſtehen werden. Dieſer fruchtbarſte aller osmaniſchen Poeten, zu Bruſa geboren, geſtorben im Jahre 1531 unſerer Aera (Baki ſtarb 1600), heißt mit Recht der Glänzende (ſo wie Baki der Dauernde heißt), und repräſentirt in ſich alle Eigenſchaften, die wir oben ſeiner Epoche zuſchrieben. Wenn Mannigfaltigkeit und Fülle des Inhalts und materielles Intereſſe des Stoffes den Ausſchlag geben, ſo wird die Wagſchale ſich allerdings dem Ausſpruche des Ueberſetzers gemäß entſcheiden. Dem Gehalte nach aber, in ſo fern dieſer nicht mit der Sache gegeben iſt, ſondern vom ſchaffenden Geiſte verliehen werden muß, werden ſich Lamii und Baki ſo ziemlich verhalten wie Glanz und Dauer, — und hier wird das Zünglein ſich auf die andere Seite neigen. Es iſt wahr, Lamii hat das Unglaubliche geleiſtet; er hat faſt alle perſiſchen Epopöen in ſeine Mutterſprache überſetzt; er hat faſt alle im Orient ſeit Jahrhunderten überlieferten Stoffe behandelt; er hat uns Materien durch ſeine Bearbeitung zugänglich gemacht, deren erſte Geſtalten für uns faſt verloren waren; er iſt gewandt

in Vers und Prosa, geistreich und gesättigt mit Lektüre, vielseitiger und reicher als alle dichtenden Landsleute; es ist wahr, Baki dreht sich in seinen Ghaselen und Kassidet ewig um einige feste Gestirne seines bewegten Lebens; er kommt nicht aus dem Kreise heraus, der um ihn beschrieben ist; — aber in diesem Kreise finden wir ihn selbst, — als die Seele, die ihn bewegend ausfüllt, während Lamii's ungeheurer Bau uns wie eine feenhafte Stadt umgibt, deren zahllose Häuser nichts anders sind, als ihre versteinerten Bewohner; alles, was Seele heißt, ist entflohen, und es umgibt uns eine bunte schauerliche Pracht. So wenigstens muß ich meine Empfindung darstellen, wenn ich, was hier von seinen romantischen Gedichten mitgetheilt wird, mit dem vergleiche, was uns von den herrlichen Gründern jener Dichtart, von Nisami, Dschami, Hatifi, zugekommen ist. Interessant bleibt allerdings seine Bearbeitung von Wamik und Asra, der ältesten persischen Liebesepopöe, deren Faden in unserem Werke von S. 45 bis S. 63 getreu mit Aushebung mancher bedeutenden Stelle, verfolgt wird. Wir empfehlen die sorgfältige Lektüre dieses Auszuges, so wie der daraus folgenden aus den Gedichten: Weise und Ramin (S. 63) und Schem und Perwane (Kerze und Schmetterling, S. 102), Allen, die sich entweder aus phantastischem Behagen in der Feen- und Sagenwelt des Ostens ergehn, oder die vielleicht in fremden Zonen noch unbebaute, aber hoffnungsvolle Brachfelder suchen, um das Korn ihres eigenen poetischen Lebens anzubauen, dem der überladene Boden Europa's kein Plätzchen mehr bietet. Es gibt in den Garten, welche Lamii

eröffnet, noch manches fruchtbare Beet, noch manche wunderſame exotiſche Pflanze, deren Uebertragung in unſere Erde Dank und Freude verſchaffen könnte. Und um was klagen denn die europäiſchen Dichter unſerer Zeit, denen ſchon die thatenluſtige Feder in heißer Hand zittert, — was vermiſſen ſie mehr, als Stoff? Stoff, Körper, Gerüſt! um Schnörkel, ihn zu überbauen, ſind ſie nicht verlegen; alſo friſch zu, ihr Herren! hier liegt, wonach eure Seele lechzt; greift mit der einen Hand in die Schätze der Ueberlieferungen, mit der andern in den Schatz von Phraſen, Bildern, Gedanken und Wendungen, welche unſere großen Dichter für euch aufgeſpeichert haben, — und wähnt euch Dichter, mit eben dem Rechte, als das Thier ſich für den Aether halten darf, den es einſchlürft und wieder ausathmet! — Doch zu Lamii zurück. So ſchöne Einzelnheiten die erwähnten poetiſchen Romane enthalten, ſo fehlt ihnen doch jene, durch den individuellen Charakter und die durchgreifende Abſicht bedingte Einheit, welche ihre perſönlichen Vorbilder eben zu wahrhaften Meiſterwerken ſtämpeln. Es geht der Begriff von Totalität ab; man kann zu leſen anfangen, wo man will, aufhören, wann es beliebt, — man verliert wenig dabei. Eben daß Lamii Alles wollte, deutet an, daß er nichts recht wollte. Er ſtrebte, außer dem Lorber des Dichters, auch die proſaiſche Ehre eines Schönredners zu verdienen; und auch was er in dieſem Bezirke geleiſtet, läßt ſich ſo ziemlich aus dem, was von S. 29 bis 40 angeführt iſt, beurtheilen. Ueberhaupt war der Ueberſetzer bei keinem türkiſchen Dichter ſo freigebig mit Auszügen, ſo ausführlich mit der Entwick-

lung, als bei Lamii; und das mit völligem Rechte, da er der reichſte und der repräſentativſte iſt. Auch ich glaube beſſer zu thun, wenn ich bei den vorragenden Erſcheinungen länger verweile, und die verworrene Maſſe des Kleinen lieber unberührt laſſe, ſtatt ſie durch oberflächliches Durchſtöbern nur noch mehr zu verwirren. Der Verfaſſer ſieht in den älteſten Stoffen der orientaliſchen Romantik eine indiſche Quelle; und in der That möchte Wamik der verſtümmelte Valmiki, und Weise der veränderte Vyasa ſein (S. 21). Wir möchten ſeinem philologiſchen Grunde noch einen innern hinzuſetzen: denn dieſe beiden Gedichte erſcheinen ätheriſcher, indiſch zarter, als die entſchieden dem übrigen Oſten angehörigen, z. B. Juſſuf und Suleicha; abgeſehen von dem Chakan von China, deſſen Vorkommen auf ſeine Nachbarſchaft hindeuten möchte. — Das eigentlich mohamedaniſche Gedicht „Huseins Martyrtbum" (S. 23), welchen Stoff Lamii nicht wie die Perſer dramatiſch, ſondern epiſch-rhetoriſch zu behandeln für gut fand, wird uns, die wir weder Schiiten noch Sunniten ſind, wenig Theilnahme einflößen; aber dem Verfaſſer gibt es Anlaß zu ſehr leſenswerthen Anmerkungen über dramatiſche Elemente in der öſtlichen Poeſie. Die Todtenfeier Huseins wird S. 23 ganz paſſend mit den ſpaniſchen Paſſionsſtücken zuſammengeſtellt. Es iſt gar kein tragiſcher Gehalt in der Kataſtrophe, und die Behandlung iſt monoton und lamentabel genug. Die Türken, (S. 24), welche als Sunni nicht dazu berufen ſind, den Martyrtod Huseins beſonders zu beklagen, feiern dieſes Paſſionsfeſt nicht, und die ganze dramatiſche Poeſie (?)

beschränkt sich bei ihnen auf — das chinesische Schattenspiel, welches entweder ein Gewebe der unanständigsten Zoten, oder eine Parodie bekannter romantischer Stoffe, z. B. Ferhad und Schirin, Leila und Medschnun u. dgl. darstellt. Die Hauptpersonen desselben sind: der Karagöf, d. i. der Harlekin oder Policinello dieses Puppenspiels; der Hadschi Aiwat, der altkluge, immer in Sentenzen und Versen sprechende Pantalon, und der petit-maître Hopa-Tschelebi; der Name Hadschi Aiwat's ist der eines der ersten Vesire des osmanischen Reichs; der Hopa-Tschelebi's (von Hopo, dem chinesischen Landpfleger) beurkundet unläugbar den chinesischen Ursprung dieses Puppenspieles. — Man sieht aber, daß etwas Volksgemäßes in dieser cruden Farce liegt, welches weiterer, und selbst höchst bedeutender Entwicklungen gar wohl fähig wäre. — Doch es ist Zeit, von dem Geiste Lamii's in seinen besten Stellen einige Proben zu geben. Diese besten Stellen finden sich zumeist in seinen kleineren Gedichten; wie denn sekundäre Geister weit eher zu dem schönsten Einzelnen als zu dem einfachsten Ganzen gelangen. Da, wo die zarten und feingedachten Schönheiten die Lamii auch in großen Werken häufig sind, z. B. in Weise und Ramin, thun sie der Haltung des Ganzen Eintrag. In den „Gegenreden" unterbrechen rythmische Stellen, wie die folgende Schilderung des Frühlings, eine schwülstige Prosa:

„Wonnegenüsse und Freuden in Menge!
Leib ist der Seele der Welten zu enge,
Rose zerreißt, wie der Morgen, den Kragen,
Nachtigall seufzet in schmelzenden Klagen.

Winden und Pinien tanzen im Kreiſe,
Alles iſt Reigen in fröhlicher Weiſe.
Während die Winde in Chören erklingen,
Lieben die Vögel in Chören zu ſingen;
Aeſte, die ſchelmiſch ſich wiegen und ſchmiegen,
Streuen nun Silber und Gold zu Genügen;
Morgenwind rennt mit beflügeltem Schuhe,
Gönnet ſich ſelbſt und den Blumen nicht Ruhe;
Knospen ſind Schalen mit Golde gefüllet,
Tulpen ſind Taſſen, denen Moſchus entquillet,
Mond iſt ein ſilberner Ball aus Alhambra,
Frühlingsluft füllt ſich die Schürze mit Ambra,
Eine rubinene Scheib' iſt die Sonne,
Und ſie durchglänzet die Himmel mit Wonne,
Zweige, ſie gaukeln, von Blüten geſchwellt:
Selig ſind alle Bewohner der Welt." (S. 33.)

Liegt in dieſen Verſen Pracht und Schmuck die Fülle zur Schau, ſo fehlt es den folgenden epigrammatiſchen Arabesken, die wir oben als ſchön und ſtörend zugleich bezeichneten, nicht an Sinnigkeit und Tiefe:

Es ſprach der Schmetterling: ich war
Verbrannt von Sehnſucht ganz und gar;
Ich ſchaute eines Lichtes Schein:
Da ſchien die Glut ein Roſenhain.

Koralle ſprach, zum Boden rollend,
Und immer nichts als ſpielen wollend:
Ich muß ſo lang und oft mich drehn,
Daß Herz und Seele mir vergehn.

Der Morgen, der von Feuer raucht,
In Seufzern dieſe Worte haucht:
Man glaubt, ich ſei ſo klar und rein —
Doch Sobre's Lieb' iſt meine Pein.

Und Sobre ſprach hierauf, die Traute,
Sich ſelbſt begleitend auf der Laute:
Der Morgen hat ſich ſo gezeigt,
Daß ihm mein ganzes Herz ſich neigt.

(Dieſe türkiſche Palingeneſie der Memnons-Mythe gehört zu den bezauberndſten Blüten der Dichtkunſt. Sobre iſt Anahid, der Morgenſtern, als weiblicher Genius gedacht, deſſen Saitenſpiel im Heraufſchweben erklingt. Den rauchenden Morgen, und was Innerliches in jenen acht Verſen liegt, werden Natur- und Geiſtes-Kenner zu ſchätzen wiſſen.)

Man hörte ſo den Lenzwind koſen,
Erlüſtigend ſich an den Roſen:
Dem jungen Frühling zu gefallen,
Entſag' ich meinem Habe, Allen.

Dem Baum der Eintracht Früchte entflammen,
Des Baums der Zwietracht harren Flammen.

O Geiſt! dir iſt es klar, daß Einheit
Von ſich wirft das Zufällige;
Und nur ein Herz, von Makeln rein,
Verſteht dein Wort: Nothwendigkeit!

(S. 38—112.)

So berühmt zu sein als es ist, verdient das merkwürdige Rosengedicht, welches S. 40 in einer vollständigen Uebersetzung mitgetheilt wird. — Wenn ich nun hinzufüge, daß, außer der Uebertragung der berühmtesten persischen Gedichte in's Türkische, der Bearbeitung aller poetischen Stoffe des Morgenlandes, und einem reichhaltigen Diwan, außer den angeführten Originaldichtungen, auch noch eine Briefsammlung, eine Sammlung von Schwänken, mehrere mystische und poetische Kommentare, und hunderterlei Spielereien (worunter Räthsel sind, die zum Theil einem neuen Bearbeiter der Turandot oder einem emsigen Mitarbeiter an einem belletristischen Tagblatte sehr zu Statten kämen), von der Hand dieses Polygraphen herrühren, so glaube ich den Manen und dem Ruhme Lamii's genug gethan zu haben.

Den Sänger des blühenden Gedichtes „Rose und Nachtigall," welches uns der Verf. bereits in Text und Uebersetzung (Pesth u. Leipz. 1834) mitgetheilt hat, nennen wir als den dritten vorragenden Dichter des Zeitraumes, den dieser Band umfaßt. Wir dürfen Fasli's liebliches Werk bei den Freunden morgenländischer Dichtung als bekannt voraussetzen. Es werden hier noch einige Distichen aus seinem Nachlistan (Palmenwald, als Seitenstück zum Bostan und Gülistan) ausgehoben. Sie tragen das niedliche Gepräge des vorigen Gedichtes; Saadi's unschätzbare Lebensweisheit, die in Osten und Westen wenig Vergleichbares finden wird, ist, mit dem dichterischen Talente, nicht nachzumachen.

Sati, der fruchtbare Dichter eines blumenvollen Divans, gehört eigentlich (S. 1) dem vorigen Zeitraume an.

Ghiali, der Phantaſtiſche, verdient dieſen Beinamen wenigſtens nicht mehr, als eben andre Orientalen auch. Aus den vorliegenden Fragmenten ſcheint vielmehr ein klarer Sinn, aber ein tiefer, das Leben an der Wurzel ergreifender Schmerz zu ſprechen.

Geh nicht ſpottend vorbei an den Männern, den heißen, den wüſten:
Denn ihr Wüſtſein iſt Spottes für ſie ſchon genug!

Man ſagt: der Herbſt iſt da!
Nun iſt die Wonnezeit im Garten! —
Da ich vom Lenz nichts ſah,
Was ſoll ich denn vom Herbſt erwarten?

Ich bin der Scherz, verwandt mit Schmerz,
Bin Finſterniß, vermählt mit Licht;
Die Laſt der Erde trag' ich ſchwer, —
Mich leichten Reifig trägt das Meer!

Was vom Leib mir rinnet heiß,
Nennt ihr, unverſtändig, Schweiß;
Quellen ſind es nur, die klaren, reinen,
Welche über meinen Zuſtand weinen.

In dem Weine zeigen Blaſen,
Daß das Leben bald verblaſen;
Jeden Abend zeigt die Kerze
Flackernd dieſes Daſeins Kürze.

Wer meinen Leib anſieht, er ſieht
Ach! dürres Reiſig, trocknes Stroh:
Sagt, dieſes wird das Neſt wohl ſein,
Aus dem die Nachtigall entflob?

Weil Medſchnun bei Menſchen nimmer
Liebe, Treu' und Glauben fand,
Ging er in des Wahnſinns Schimmer
Mit den Thieren Hand in Hand.

Wenn auch ich zu Grunde gehe,
Bleibet doch Chiali's Wort:
Roſen welken, doch ſie leben
In dem Roſenwaſſer fort. (S. 271 u. f.)

Ruhe deiner Aſche, guter Chiali! ſei dir die Erde nun leichter, als da du unter ihrer Laſt die Klagen ausſtöhnteſt, die einer unbekümmerten Nachwelt nun als Dichtung erſcheinen. Der Schmerz von Tauſenden ächzt unverſtanden über die Erde hin; einige Wenige bringen den ihren in Rythmen; dann wird er — auch nicht verſtanden, — aber kritiſirt.

Ali Wahi, der Verfaſſer des berühmten Humajun name, muß wohl literargeſchichtlich in dieſer Epoche aufgeführt werden. Dieſes Buch iſt aber nur eine Ueberſetzung der Fabeln Bidpai's, und in jener tollgewordnen Proſe abgefaßt, der wir Abendländer, ſo viel Geſchick und Feinheit auch dazu gehört, in dieſer Form etwas Bedeutendes zu ſagen, doch nie einen rechten Geſchmack abgewinnen werden.

Daß in einer ſo glänzenden Epoche, wo ſich um den Thron eines geiſtvollen Herrſchers die wetteifernden Schaaren der Dichter und Proſaiſten drängten, auch der Herrſcher ſelbſt der poetiſchen Hervorbringung ſich kaum entzogen haben werde, ſtand zu vermuthen. Und in der That ſteht Suleiman I. ſelbſt in den Reihen der Dichter ſeines Säculums. Er bequemt ſich und begnügt ſich, die hergebrachten Formen zu verſuchen, die hergebrachten Bekenntniſſe liebender Poeten zu wiederholen: nicht ohne Witz, Gefühl und Anmuth. Er führte als Dichter den Beinamen Muhibbi. Folgende Verſe können zu ſeiner Charakteriſtik beitragen:

Des Herzens Rauch ſteigt zu des Himmels Licht;
Auf Erden bleiben ſolche Seufzer nicht.

Meinem Freunde ziemts, die Verſe des Freundes zu leſen:
Perlen ſtehen ſchön, wenn in Rubinen gefaßt.

Es bleibt die Welt zuletzt doch Keinem unterthan:
Muhibbi, bild' dir ein, du ſeieſt Suleiman! (S. 5.)

Die ungeheure Zahl der übrigen Dichter, aus denen dieſer Band noch Blumen enthält, ſei dem Leſer überlaſſen. Zur Literaturgeſchichte wird das Geſagte hinreichen. Es kommt bei Literaturen, wie die orientaliſchen, ſo lange ſie uns noch fremd ſind, vorerſt darauf an, den Begriff des Ganzen zu bekommen; dann einige einzelne, groſſe Erſcheinungen zu erkennen, heraus zu heben, und zwiſchen

ſolchen Höhepunkten vergleichende Linien zu ziehn, bis das ganze Terrain gemeſſen und bekannt iſt.

Wenn gleich Sultan Selim II. ein Trunkenbold und aller großen Herrſchereigenſchaften entblößt war, ſo erhielt ſich doch der Flor der Dichtkunſt, ſo wie der des Reiches, Dank der Stätigkeit zweier der größten Männer, welche die osmaniſche Geſchichte aufzuweiſen hat, nämlich des Großweſirs Mohammed Sokolli, und des Mufti Ebuſund (beide große Gönner der Wiſſenſchaften) auf derſelben Höhe. (S. 566.)

Wir haben alſo in dem nächſten Bande noch manches bedeutungsvolle und angenehme Fragment oder Ganze zu gewärtigen. Möge dem Verf. Muße und Luſt gegeben ſein, es mitzutheilen! So ſetzen wir dem immer nachrauſchenden Strome der überpoetiſchen Gegenwart, der uns mit ſich fortzureißen droht, das ſtille, aber tiefe und ungeheure Meer einer großen, reichen Vergangenheit entgegen.

Friedrich von Schlegel's Biographie.

Wir finden den Keim zu Allem in uns, und bleiben doch ewig nur ein Stück von uns ſelbſt.
Fr. v. Schlegel.

Friedrich (eigentlich Carl Wilhelm) v. Schlegel war der jüngſte von den Söhnen Johann Adolf Schlegel's, des Ueberſetzers Batteux's. Der Vater, ein Mann von ſolider Bildung und gründlichen Kenntniſſen,

ſelbſt ein geſchätzter Schriftſteller, ſchloß ſich an die damaligen Verkünder eines Evangeliums des reinen Geſchmackes an, die in die Correctheit und Regelmäßigkeit, alſo in eine negative Eigenſchaft, den ganzen Werth eines Schriftſtellers ſetzten. Frankreich war die Wiege dieſes Evangeliums und Batteux ſein eifrigſter Apoſtel. Es iſt nicht unintereſſant, an dieſem unbedeutenden Umſtande die Entwicklung und Eigenthümlichkeit der beiden ſpäter berühmt gewordenen Söhne vergleichend zu bemerken. In August Wilhelm, dem ältern, mit einer minder ausgeſprochenen Perſönlichkeit, ſetzte ſich des Vaters Sinn und Beſtreben, nur zeitgemäß colorirt, fort; Geſchmack und reine Form blieben die Vorzüge, die er am höchſten ſchätzte und am meiſten beſaß; im jüngern, Friedrich, der mehr Eigenthümlichkeit zeigte, ſcheint ſich, nach der Art ſolcher Naturen, während der jugendlichen Gährung ein polemiſcher Gegenſatz gegen das Angelernte geltend gemacht und ihn mehr auf das Innerliche, Gehaltvolle, oft Formloſe hingedrängt zu haben, — obwohl auch bei ihm dieſe erſte Schule eines bildenden Geſchmackes ſich nie mehr verläugnen ließ. Doch, ohne Vorgriff, zur Geſchichte zurück.

Friedrich, um fünf Jahre jünger, als Auguſt Wilhelm, ward zu Hannover am 10. März 1772 (nicht, wie es in Wachler's Literatur-Geſchichte heißt: 1796; auch nicht, wie in der öſterreichiſchen National-Encyclopädie: 1792) geboren. Im älterlichen Hauſe herrſchte das liebevollſte Familienverhältniß, von dem Auguſt Wilhelm in dem ſchönen Gedichte „Neoptolemus an Diokles" eine rührende Schilderung gibt. Die Mutter, eine vortreffliche

Frau, unterrichtete den ältern Sohn selbst in der Religion; den jüngern hatte der Vater zwar vorläufig für den Handelsstand bestimmt, unterließ aber durchaus nichts, ihn vielseitig auszubilden, ihm Befähigung und Freiheit für jede künftig mögliche Wahl zu geben. Seine früheste Kindheit verlebte Friedrich bei seinem Oheim und sodann bei seinem ältesten Bruder, welche beide Landgeistliche waren. Auch von diesem Colorite ist ihm unverkennbar zeitlebens etwas geblieben. Der Knabe zeigte bei natürlichem Verstande und lebhafter Imagination keine bedeutendere Spur eines ausgezeichneten Talentes, einer entschiedenen Richtung. Allein, dem erwähnten Wunsche des Vaters gemäß, bei einem Kaufmanne in Leipzig in die Lehre gethan, regte sich, im Widerstreite gegen die äußern Ansprüche der Verhältnisse sein inneres Wesen, und seine Eigenthümlichkeit, durch diesen Widerstreit geweckt, sprach sich aus. Das Leben und Weben in der Welt des Calculs war ihm unleidlich; er fühlte sich unglücklich, und ruhte nicht, bis er wieder nach Hause kehren durfte, um sich eine ihm gemäßere Welt zu suchen oder zu bauen. Er fand diese bald — in den Büchern. Ein unwiderstehlicher Drang zog ihn in diesen stillen Kreis und bemächtigte sich seiner ganzen Seele. Jetzt, in seinem sechzehnten Lebensjahre, begann er mit dem glühenden Eifer freier Jünglingswahl seine eigentlichen Studien. Die Wirkung des ersten streitenden Impulses dauerte fort; es war die ideale Sphäre, der sich seine Liebe und seine Bestrebungen zuwandten. Besonders konnte es nicht fehlen, daß das innerlich Große, rein Menschliche der antiken Welt, die der modernen ge-

genüber wie eine hiſtoriſche Idylle erſcheint, ihn im Gegenſatze zu ſeinen verhaßten Ziffern und Tabellen entzückte und mit ſich fortriß. Mit Enthuſiasmus überließ ſich Schlegel in der ſchönſten Zeit des Lebens dieſen herrlichen Eindrücken, und ſie haben die glückliche Folge gehabt, daß ihm ſein ganzes ſpäteres, wenn auch noch ſo verſchieden geſtaltetes Wirken hindurch ſtets eine gewiſſe edlere Haltung, ein harmoniſcher Ton, ein äſthetiſches Maß geblieben iſt — Eigenſchaften, die dem gebildeten Sinne wohlthun und ihrem Beſitzer dauernde Geltung in der Literatur ſeines Vaterlandes ſichern. Er ſtudirte ein Jahr lang in Göttingen und dann in Leipzig mit Eifer Philologie, nahm den Doctorgrad der Philoſophie, und durfte nach Vollendung der akademiſchen Laufbahn ſich rühmen: jeden auf uns gelangten, nur einigermaßen namhaften Schriftſteller der Alten aus eigenem Studium zu kennen. In dieſen Beſchäftigungen entwickelten ſich ihm das geſchichtliche, das philoſophiſche, das äſthetiſche Intereſſe. Letzteres gewann den Vorrang, wollte ſich aber nicht zur eigentlichen poetiſchen Production ſteigern. Er ſelbſt zweifelte in jener Zeit an ſeiner poetiſchen Begabung, und erſt der Beifall, den zwei ſeiner Gedichte einige Jahre ſpäter in einem lebendig angeregten Kreiſe fanden, ſcheint ſeine Zweifel vollkommen beſchwichtigt zu haben. Aber ſelbſt dieſer Beifall war, genauer und unbefangen betrachtet, mehr auf Rechnung des Denk- und Zeit- als des poetiſchen Gehaltes jener Gedichte zu ſchreiben; und in der That zeigt ſich dem gereinigten Blicke der Nachwelt Fr. Schlegel's dichteriſches Hervorbringen im Ganzen in

diesem Lichte. Was immer von seinen Werken man als Gedichtetes ansprechen möchte, erscheint entweder als Nachklang nicht klar festgehaltener Empfindung, oder als gestaltloses Spiel des Witzes und der Phantasie, oder als verkleideter Gedanke, oder als Demonstration irgend einer ästhetischen Maxime. Damit ist keiner dichterischen Bestrebung ihr Werth oder ihre hohe Bedeutung genommen. Aber den Dichter als solchen, den Dichter schlechthin bezeichnet eben das, daß er sich für das Geschöpf seiner Liebe mit völliger Selbstverläugnung hingibt; daß er in ihm, für die Zeit des Schaffens, alle andern Absichten und Beziehungen vergißt, sich auf den kleinsten Kreis beschränkt, — aber diesen mit wahrem, warmem, seelenvollem und körperlichem Leben ausfüllt, damit — nicht eine Idee, nicht eine Ueberzeugung, — sondern ein neues, lebendiges Individuum entstehe, welches, als solches, in die Gemeinschaft der übrigen trete, Leid und Freud' theile und errege, und, menschlich unter Menschen, keinen höhern und keinen breitern Platz einnehme, als — seinen eigenen, den es zum Leben braucht. Schlegeln trieb es mehr in's Weite, in's Unendliche.

Sein Aufenthalt in Berlin war solchen Tendenzen günstig. Hier gebildete Neigungen und Ansichten nahm er nach Dresden mit, wohin ihn alte, freundliche Erinnerungen und eine dort verheirathete Schwester auch später öfters hinzogen. Zwei große Familienverluste trübten die üppige Blüten-Periode seines Jugendlebens. Im Jahre 1789, am 9. September, starb zu Madras in Ostindien, im achtundzwanzigsten Jahre seines Alters, sein dritter

Bruder, Carl August Schlegel, der im Jahre 1782 mit einem Hannover'schen Regimente im Dienste der englischen Compagnie nach Indien gegangen war. Er hatte im J. 1786 als Ingenieur mit dem britischen General Sir John Dalling, dem er durch einen Aufsatz über die Festungswerke von Madras bekannt geworden war, eine Reise von 800 englischen Meilen in das Innere jenes merkwürdigen Landes gemacht. Zwei Jahre später nahm er für sich allein in den Gränzgebirgen von Carnatic zwei Monate hindurch Vermessungen vor. Eine große, von ihm entworfene Karte der diesseitigen Halbinsel Indiens hatte er dem Könige von Großbritannien übersendet. Eine, hauptsächlich militärische, Geographie von Indien ist noch in der Handschrift von ihm vorhanden und jetzt im Besitze der Bibliothek zu Göttingen. Von seinen, durch den Tod leider unterbrochenen Arbeiten über das gesammte Indien ist nichts in Hände gelangt, die es der Oeffentlichkeit hätten zu Gute kommen lassen. Schmerzliche Erfahrungen bewölkten den frühen Abend seines Lebens, und nur kurz vor dem Untergange lächelte ihm seine Sonne noch einmal freundlich zu. August Wilhelm setzte ihm ein rührendes Denkmal in der schönen Elegie: Neoptolemos an Diokles, und wir beklagen mit ihm den Verlust eines Daseins, das für die Welt so schöne Früchte zu bringen versprach. Diesem ersten Schlage gesellte sich, dem alten Worte treu, bald der zweite. Den Sohn überlebte der Vater nicht lange. Johann Adolph Schlegel starb im Jahre 1793 als General-Superintendent von Lüneburg. Es war dasselbe Jahr, in welchem Friedrich zum ersten Male als Schrift-

steller auftrat, deſſen literariſche Laufbahn er alſo nicht mehr erlebte.

Dieſen Debut machte der Aufſatz über die griechiſchen Dichterſchulen in der Berliner Monatſchrift. Winkelmann's Begeiſterung hatte damals die beſten jugendlichen Gemüther mit fortgeriſſen. Sein glücklicher Griff, der Kunſtgeſchichte der Alten dadurch Licht, Form und Bedeutung zu geben, daß er ihre Entwicklung nach vier auf einander und aus einander folgenden Stufen darſtellte, die ſowohl der Geſchichte und ihren Denkmalen, als der Natur der Sache und dem Gange des menſchlichen Geiſtes vollkommen entſprechen, lockte zur Nachahmung. Was von den bildenden Künſten galt, ſollte es von den dichtenden minder gelten? ſollte nicht auch hier aus dem Rohen ſich das Große, aus dem Großen das Schöne ſich entwickelt, und dieſes zuletzt ſich in's Zierliche und Kleine verloren haben? Ein Blick auf ſeine wohlbekannten helleniſchen Dichter beſtätigte Schlegeln dieſe Vorausſetzung. Er fand die Sprache der rohen, aber kräftigen Natur in der joniſchen, die der Größe in der doriſchen, die der Schönheit in der attiſchen, die der Künſtelei in der alexandriniſchen Dichterſchule. Die Darlegung dieſer Anſicht macht den Inhalt jenes erſten literariſchen Verſuches aus. Der Reiz einer klaren, angenehmen, geiſtreichen, man darf ſagen weichen und üppigen Sprache iſt über den ganzen Aufſatz ergoſſen, und verliert ſich von da an nie ganz wieder aus Fr. Schlegel's Schriften. Dieſer Verſuch ſprach an; Form und Tendenz fanden empfängliche, vorbereitete Gemüther; beſonders war es das wirklich dankenswerthe Verdienſt: den koſtbaren

Schatz griechischer Poesie dem Moder der Schule zu entreißen, in dem er damals noch zu verdumpfen drohte, — ihn dem Leben, dem Genusse, dem Lichte zugänglich zu machen, — was gerechte, warme Anerkennung fand. Man hörte nicht mehr den bezopften, bebrillten, pedantischen Schulmann, man hörte den geistathmenden, lebensfrohen, die Schönheit der Welt preisenden Jüngling auch eine Dichtkunst preisen, die ja selbst nichts als Kraft, Lust und Leben war, und von Schule und Gelehrsamkeit nichts gewußt hatte. In diesem Sinne ließ nun Schlegel eine Reihe ähnlicher Arbeiten folgen, die nur immer mehr, dem Gegenstande wie der Behandlung nach, sich von der Schule entfernten, und, der Schönheit als dem Ideale des Lebens huldigend, sich allgemeineren Interessen zuwandten. Dieser Art waren die Aufsätze, welche Schlegel in den Jahren 1795 bis 1797 als Mitarbeiter an Reichardt's Journal: Deutschland, so wie an dessen Lyceum der schönen Künste lieferte. Auch die guten kritischen Abhandlungen über Lessing und Forster sind aus dieser Zeit. Den Gipfel dieser Blüte-Periode jedoch bildete sein erstes größeres Werk: Griechen und Römer 1797, mit den Beigaben über die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern und über die Diotima, — und sein zweites: Poesie der Griechen und Römer 1798, — eine Fortsetzung, wo nicht des Buchstabens, doch des Geistes und der Absicht des ersten; Werke, deren Verdienst auch von Heyne mit Achtung anerkannt wurde. Es besteht vorzüglich in einer ausgebreiteten Kenntniß, einer im Wesentlichen richtigen Auffassung des Alterthums, in einer reinen, glatten, klaren, lebendigen

Darſtellung, in dem ſchönen Enthuſiasmus, aus dem dieſe Schriften hervorgingen, und den ſie wiederum zu wecken und zu nähren nicht verfehlen konnten. Doch iſt dieſer Geſchmack an den Schönheiten der antiken Dichtkunſt, wie er ſich hier ausſpricht, von einer eigenen Art und Färbung. Es iſt nicht die feurige, kräftige Begeiſterung Winkelmann's, die uns aus dieſen Schriften anweht, — es iſt die ruhige, angenehme Befriedigung des geiſtreich Genießenden, die ſich uns mittheilt. Wie ein trefflich geübter und zart organiſirter Feinſchmecker die Vorzüge der köſtlichſten Sorten ſeiner Weine und ihrer Jahrgänge, ſo fühlt hier ein Kenner die zarten Eigenthümlichkeiten und Nüancen der einzelnen Dichter und Dichterſchulen heraus, und gibt ſie dem Leſer zu koſten. Er ſelbſt koſtet mit, und hat ſich nur zu hüten, daß er nicht berauſcht werde. Schlegel hütete ſich nicht genug. Es erging ihm, wie es hochbegabten, für Ideale empfänglichen Geiſtern ſo leicht, ſo oft zu ergehen pflegt. Sie übertragen die Dichtung in's Leben, und verwirren und trüben dadurch Beides. Das urſprünglich reine, äſthetiſche Ideal des Schönen verbreitete ſich in dem jugendlichen Gemüthe über Welt, Leben und Wirken; ihm ſollte Alles untergeordnet ſein, ihm jeder Zweck der Menſchheit, jede Pflicht des Menſchen dienen; in ſeinem ungeſchmälerten Genuß verlor ſich alles übrige Beſtreben. Und damit einer ſolchen Sinnesrichtung die Weihe nicht fehle, mußte das Studium und die eigene Deutung des göttlichen Platon dieſes Gebiet des Schönen in's Unendliche, in's Ewige hinüberführen, und dem künſtleriſchen Begriffe die Verklärung der Weisheit, ja der Religion ertheilen.

Wirklich verband ſich damals Schlegel mit Schleiermacher zu einer Kritik des Platon, von welcher einige Bogen gedruckt wurden, die aber unvollendet blieb, wie ſeine beiden erſten, größern Werke. Auch dieſes Fragmentariſche charakteriſirt jene damaligen Verſuche. Sie entſprangen aus einem überſchwenglichen, ſich ſelbſt nicht völlig klaren Wollen, bei unzulänglicher, vorher nicht gehörig berechneter Kraft. Aus dieſer eigenthümlichen, ſeltſamen Gährung ging nun in Berlin, im Jahre 1799, jenes einſt viel beſprochene, berüchtigte Produkt der Schwärmerei und Ausgelaſſenheit: der Halb-Roman Lucinde hervor; ein Buch, das vielleicht öfter geprieſen, aber auch öfter verdammt, als in ſeiner Stellung und ſeinem Zuſammenhange aufgefaßt wurde. Jean Paul nannte es eine Metaphyſik der Wolluſt; Schlegel ſelbſt äußerte ſich noch in der letzten Epoche ſeines Lebens darüber gegen den Verfaſſer dieſer biographiſchen Skizze auf eine bezeichnende Weiſe. „Man hat — ſagte er — dieſem Büchlein zu viel Ehre angethan, es zu preiſen oder zu läſtern. Es iſt ein Fragment, und man hätte warten müſſen, was daraus werden wird. Ich habe es oft fortſetzen wollen, unterließ es aber, des Mißverſtändniſſes wegen. (Er hatte auch wirklich die Fortſetzung einmal öffentlich angekündigt, und ſo erklärt ſich ſein Schweigen.) Der Hauptfehler des Buches iſt: daß es in Proſa geſchrieben iſt. Es müßte in Verſen ſein; denn es iſt ein Gedicht, welches eigentlich eine Art Apotheoſe der menſchlichen Schönheit und der Freude zur Abſicht hatte. Man hat als baare giltige Münze genommen, was Schauſtück, — als Grundſätze, was freie Darſtellung war.“ — So

wollte Schlegel in Spätjahren ſeines Lebens dieſe voreilige Frucht angeſehen — oder vergeſſen haben; und ſo eilen auch wir einer neuen Phaſe ſeiner Entwicklungen zu. Es war im Jahre 1800, daß ſich Friedrich Schlegel als Privat-Docent in Jena niederließ, wo er mit großem Beifalle und unter lebhaftem Zuſtrömen einer geiſtig angeregten Jugend, philoſophiſche Vorleſungen hielt. Hier begann jene in der deutſchen Literatur-Geſchichte zum Abſchnitte gewordene, merkwürdige Zeit, wo, durch ein eigenthümliches Zuſammentreffen von Perſönlichkeiten, Anſichten, Talenten und Stimmungen einerſeits und durch eine, in den damaligen Zuſtänden bedingte Sympathie im Publicum andrerſeits, ſich das noch in unſer Aller Angedenken lebende Doppelgeſchöpf aus Fantaſie und Metaphyſik bildete und geltend machte, welches, auf der dichteriſchen Seite nur ſehr uneigentlich, die romantiſche Schule genannt zu werden pflegt. Hier begann denn auch, in und mit dieſer ſogenannten Schule, die eigentliche Einwirkung der Brüder Schlegel in die Literatur unſeres Vaterlandes, ihr Ruhm und ihre Bedeutung.

Es iſt ſchwer, ſich von dem Herankommen und der beſondern Geſtaltung dieſer Literatur-Periode, bis auf ihre erſten Keime zurück, Rechenſchaft zu geben. Leichter iſt es, die Elemente nachzuweiſen, aus denen ſie ſich zuſammenfand, und das Band, welches dieſe Elemente verknüpfte. Immer war es in Deutſchland die dichtende und ſtrebende Jugend, die, von einer ſchönen Begeiſterung für die Zukunft ergriffen, indem ſie wahre oder vermeintliche Feſſeln des Alten abſchüttelte, ſogenannte neue Schulen in Kunſt und

Wiſſen begründet hat. Was wir in neueſter Zeit, wie auf Einen Impuls, ſich als „junges Deutſchland“ ankündigen hörten, war, im innern Grunde nichts anderes, als was zu Leſſing's Zeit gegen Gottſched und die Franzoſen, zu Goethe's Jugendzeit gegen allen Pedantismus, ja zuletzt gegen alle Form, ſtürmend andrang. Immer verband ſich feuriges Wollen mit einſeitigem Können, immer ward das Kind mit dem Bade verſchüttet, immer lehrten reifere Geiſter, welche Anerkennung fanden, oder es lehrte die allbelehrende Zeit wieder in Maaß und Schranken zurücklenken, immer fand ſich wieder eine neue Jugend, die einen neuen Ausweg erhaſchte. So war es und ſo wird es bleiben; und es iſt gut, daß es ſo bleibe, damit die Maſſe des Wiſſens und Hervorbringens nicht ſtocke und faule. Ein gleicher Drang erweckte jene damalige romantiſche Schule. Ein friſcher Aufſchwung in allen Bezirken des Denkens, Lebens, Erfindens und Entdeckens hatte ſich den Gemüthern mitgetheilt; nie gehegte Hoffnungen wurden wach, die Fantaſie entzündete ſich an beſeligenden Bildern, und die patriotiſche Aufregung, welche noch eben alle edlern Kräfte des ſchwer bedrängten deutſchen Vaterlandes in die höchſte Spannung verſetzt hatte, durch das ſiegreiche Gelingen in den freudigſten Enthuſiasmus verwandelt, vollendete die wirklich romantiſche Stimmung eines ganzen Volkes, das ſich in Liebe wiedergefunden hatte, und nun auch dem Glauben und der Hoffnung wiedergegeben war. Welcher Boden für die Saaten einer neuen Dichtkunſt aus den warmen Händen begeiſterter Jugend! Religiöſes Gefühl, vaterländiſcher Sinn, genährt durch fruchtbare Forſchung vorzeitlicher

Denkmahle, neue Blicke in die wunderbare Tiefe der Natur, kühne Eroberungen im Gebiete der Spekulation, — Alles das vermittelt durch das Bindemittel eines gemüthlichen, sich selbst zum Gegenstande seiner selbst machenden Humors: das waren die Elemente, die sich wundersam hier zusammenfanden. Ueber sie alle waltete eine angeregte, entfesselte Fantasie, welche, bei den dichterischesten Flügen, nur leider den Wenigsten gestattete, zu bestimmter Form und organischem Leben zu gelangen. Religion, Philosophie, Geschichte, Dichtkunst, Malerei, Musik, Baukunst begegneten sich in diesen Sphären, und reichten sich, wie vielleicht nie zuvor, die Hände; man muß, bei Anerkennung manches schönen Gewinnes, nur beklagen, welche herrlichen Kräfte durch das Unbedingte dieses Strebens verpufft und verknallt sind! Interessant bleibt es immerhin, zu verfolgen, wie mannichfach in den mannichfachen Charakteren sich die erwähnten Elemente kombinirten und spiegelten. Die Universität Jena stand eben auf dem Gipfel ihrer Blüte. Fichte hatte das Denken bis in das Mark seines Wesens ergrübelt, Humboldt die Natur in ihrer größten Breite mit dem Auge fast eines Dichters überschaut, Schelling Natur, Gedanken und Kunst in Ein wundersames Band zu verschlingen versucht; in der Nähe versammelte Weimar, unter Goethe's begünstigender Leitung, Alles, was sich in Kunst und Wissen neu und versprechend hervorthat; Ludwig Tieck hatte, ein Jahr vor Friedrich Schlegel's Ankunft in Jena, seine Genofeva dort vorgelesen, und August Wilhelm Schlegel die Anwesenheit seines Bruders vorbereitet. In einem solchen Kreise mußte sich dieser natürlich heimisch finden. Und

der Kreis wirkte wiederum auf ihn zurück. Die Studien des Alterthums, ſeine bisher liebſte und dankbarſte Beſchäftigung, traten in den Hintergrund, ein freies Spiel der Fantaſie und des Denkens in den Vorgrund, — und es konnte nicht fehlen, daß der dichteriſche Drang der rings um ihn bezaubernd ſchaltete und waltete, nicht auch ihn ergriff und mit fortriß, ſo ſehr er früher an ſeinem productiven Vermögen gezweifelt hatte. Aber es war kein urſprüngliches, es war ein abgeleitetes Beſtreben, und wenn nicht, wie erwähnt, ſeine erſten veröffentlichten Gedichte: Terzinen an die Deutſchen und Herkules Muſagetes, die er damals in dem mit ſeinem Bruder herausgegebenen Athenäum*) und in den Charakteriſtiken und Kritiken**) mittheilte, ſo ſtoffartig gerade auf den Augenblick gewirkt hätten, ſo würde er wahrſcheinlich bald wieder in den mehr kontemplativen Bezirk, der ihm vor Allem zuſagte, zurückgekehrt ſein. Seitdem erſchienen Dichtungen in den vielfachſten Formen von ihm, für die Muſen-Almanache, welche Vermehren, Tieck und Auguſt Wilhelm Schlegel in jenen Jahren (1802 und 1803) herausgaben; und ſo vergingen, im innigen Vereine mit ſeinem Bruder und vielen gleichgeſinnten Gemüthern, in poetiſchen Arbeiten und Zuſtänden ein paar glückliche Jahre. Es war noch ein homogenes Ganze, aus dem ſich dann die Einzelheiten, glücklicher oder minder glücklich entwickelt, ablöſten und ſtehen blieben.

*) Drei Bände dieſer Zeitſchrift (jeder zu 2 Stücken) erſchienen in Berlin 1798—1800.

**) Königsberg. 1801. 2 Bde.

Ludwig Tieck, der eigentlich Musagetes dieser deutschen Romantik, blieb ganz in der rein poetischen Sphäre. Freie Spiele einer kindlich tändelnden, naiven, humoristischen Fantasie, schienen seine ersten Werke der Art die Befreiung der Poesie aus allen Banden des Verstandes und äußerer Zwecke zu verkünden. Erst als die frische Productionslust und Kraft sich ausgetobt, trat die Reflexion über sich selbst ein, die aber auch noch in die Schranken des dichterischen Schaffens sich eingränzte, und sich erst spät, in Gestalt didaktischer Novellen, noch immer nicht ohne Nachgeschmack der früheren Fühlsweise, über die weitern Beziehungen des Lebens ausbreitete. In seine Fußtapfen trat, mit gesundem Sinne und kräftigem Vermögen, der nordische Oehlenschläger, der, in bestimmter ausgeprägten Formen, sich dem lebendigen Wirken von der Bühne herab zuwendete. Werner's großes Talent, auf derselben Bahn hoffnungsreich und glanzvoll beginnend, scheiterte leider an einer unglückseligen Zerrüttung der edelsten Gemüthskräfte, wie das des armen Heinrich von Kleist an einer trüben, kranken Lebensverstimmung, und beide verloren sich, nach schönen Verheißungen, in eine öde, abstruse Leere. Ueberhaupt war diese, in's Endlose strebende Romantik der bestimmtesten aller dichterischen Formen: dem Drama, am wenigsten gedeihlich. Lebendiger, wenn gleich seltsam bis zum Bizarren, bewegte sich Arnim's Romantik in einem halb historischen, halb romantischen Dämmergebiete. Novalis*), unserem Schle-

*) Er schloß sich in Jena innig an Fr. Schlegel an, der früher in den letzten Augenblicken seines Lebens ihm zur Seite stand.

gel in gewiſſem Betrachte am nächſten ſtehend, ſuchte am meiſten die damaligen Bewegungen in den Regionen der Philoſophie, Naturforſchung und Religion für die Poeſie auszubeuten, ja in Poeſie zu verwandeln, mußte aber, bei den anmuthigſten Gaben, indem er Alles zugleich wollte, bald Alles aus dem Blicke verlieren. August Wilhelm Schlegel ward durch die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens und Verſuchens, durch einen gewiſſen, in der Schule der Griechen erworbenen, äſthetiſchen Takt und vielleicht durch die, weniger in die Tiefe als in die Breite ſtrebende Richtung ſeiner Gemüths-Thätigkeit, noch am meiſten vor dem unglücklichen Zerfließen gerettet, in das alle ſchäumenden Ströme dieſer Romantik ſich zuletzt auflöſten. Friedrich machte, als Dichter, eigentlich nur kurze Zeit dieſe Periode mit, und kehrte ſodann, nur mit veränderten Beziehungen in ſeine betrachtende Sphäre zurück. Sein damaliger Verſuch, in der Tragödie Alarcos (1802), dem erſten größeren deutſchen Gedichte in Aſſonanzen, alle Formen und Farben der Dichtkunſt, die antiken, wie die modernen, in Ein Ganzes zu verſchmelzen, kann, als an ein hohles, lebloſes Gebilde verwendet, nicht gelungen genannt werden. Wenn Goethe die größte Sorgfalt daran wendete, dieſes Stück in Weimar zur Aufführung zu bringen, ſo iſt das nur dadurch zu verſtehen, daß Goethe damals die romantiſche Schule nur gegenüber den Intriguen Kotzebue's in Weimar begünſtigte, indem er ſie, nicht an und für ſich, ſondern als Repräſentation eines idealern Strebens gegen ein gemeines betrachtete; in der Art, wie einſt Schiller den edleren Matthiſſon gegen den derberen Bürger hervorhob. Alarcos

kam denn auch wirklich — am 29. Mai 1802 — auf dem Theater in Weimar zur Darstellung; aber der Erfolg war, wie man es hätte prophezeihen können, ohne Goethe zu sein — ungünstig. Das Stück mißfiel gänzlich, während August Wilhelm's Jon gleichzeitig, wenn auch nicht Begeisterung, doch mehrfache Theilnahme und Beifall erregte. Demungeachtet blieb freilich Fr. Schlegel dem alten Goethe für solche Bemühungen sehr dankbar, und unterließ nicht, ihm diesen Dank, wo er Anlaß fand, zu bethätigen.

In diese Zeit fällt ein kurzer Aufenthalt Schlegel's in seinem lieben Dresden, und ein Schritt, von dem aus ein neuer, sehr entschiedener und unterscheidbarer, Abschnitt seines innern und äußern Lebens beginnt. Er vermählte sich mit der Tochter des ehrwürdigen Mendelssohn, die von ihrem ersten Gatten Veit getrennt lebte. Dorothea von Schlegel, jedenfalls eine bedeutende, wo nicht merkwürdige Frau, verdient wohl, daß wir einen Blick auf ihre Geschichte werfen. Aus ihrer ersten Ehe hatte sie zwei Söhne, welche beide als Künstler in Rom lebten. Der jüngere, Philipp Veit, that sich durch geniale Eigenthümlichkeit hervor, und erlangte in der Folge Ruhm und Stellung. Sie selbst, gleichfalls im Zeichnen und Malen geübt, wendete sich in der Blüte des Lebens mit jugendlichem Feuer und reicher Bildung einer leichten, poetischen, freien Ansicht vom Leben zu, und begeisterte sich für die Ideen und Leistungen der jungen Romantik. Ja, sie unterließ nicht, ihr wirklich allerliebstes Talent, ihren zarten Geist, ihre gebildete Fantasie selbst thätig werden zu lassen. So ent-

ſtanden dichteriſche Arbeiten, die, höchſt ſchätzbar, Anſpruch darauf haben, in Deutſchland nicht vergeſſen zu werden. Um ſo mehr Anſpruch, als ihn die Beſcheidenheit mit mehrerm Rechte machen darf. Nie ſchrieb Dorothea unter ihrem Namen. Ihr Gatte veröffentlichte ihre Arbeiten, die gewiß noch lebhafter empfangen worden wären, wenn ſie ſich genannt hätte. Die bedeutendſte derſelben iſt der, leider Fragment gebliebene Roman: Florentin; eine Erzählung, die, wenn gleich ſichtbar durch Wilhelm Meiſter veranlaßt, doch in Erfindung, Anordnung, Führung, Charakteriſtik und Darſtellung ein individuelles Gepräge von Grazie, Leichtigkeit und Geiſt hat, welches man nicht allzuvielen deutſchen Romanen nachzurühmen in der Lage iſt. Außer dieſem Buche, das in Leipzig im J. 1801 erſchien, ſchreibt man ihr noch die Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters (Leipzig 1804, 2 Theile), und die deutſche Ueberſetzung der Corinna der Frau v. Staël zu, die in Berlin (1807—1808, in 4 Theilen), noch vor dem franzöſiſchen Originale herauskam. In ſpätern Jahren gab ſie dieſe Beſchäftigung auf. Als ſie eben ein Hemd nähte, und man ſie fragte: warum ſie nicht lieber die Feder zur Hand nehme? antwortete ſie lächelnd: „Es gibt ſchon zu viele Bücher in der Welt; aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viele Hemden gebe.“ — Mit einer tiefen Empfänglichkeit für Alles, was Geiſt und Fantaſie bewegen kann, begabt, riß ſie die Begeiſterung jener Tage mit ſich fort, und ihre Theilnahme an der geſchilderten Richtung der Poeſie verwandelte ſich bald, wie es dem weiblichen Charakter natürlich iſt, in perſönliche Theilnahme für den Dichter,

der ihr dieſe Welt eröffnet hatte. So begann ihr Verhältniß zu Schlegel, ſo blieb es bis an ihr Ende. Mit Hingebung und einer Art von Andacht überließ ſie ſeinem Geiſte den übrigen, und theilte ſo alle Epochen und Verwandlungen, die jener erlitt. Zweimal im Laufe ihres Lebens war ſie der Ueberzeugung Schlegel's in der wichtigſten Angelegenheit ihres Innern, im religiöſen Glauben, gefolgt; mit dieſem überkam ſie auch jede ſeiner übrigen Anſichten in der ſpätern Periode ſeines Lebens. Dennoch verlor ſie nie diejenigen Gefühle ihrer Jugend aus der Erinnerung, welche werth waren, erhalten und gehegt zu werden; und es macht ihrem Gemüthe alle Ehre, daß ſie, ſelbſt noch in der zweiten Hälfte ihres Lebens, alljährlich an ſeinem Todestage das Andenken ihres edlen Vaters feierte, von dem ſie überhaupt ſtets mit der höchſten Achtung und Zärtlichkeit ſprach. Reiche Kenntniſſe, richtiges Urtheil, angenehmer Umgang, Güte des Herzens, Treue der Geſinnung, freundliches Entgegenkommen mit Rath und That, ſind die Eigenſchaften, welche man an dieſer ausgezeichneten Frau rühmte. Caroline Pichler, mit der ſie in Wien, in einem zwanzigjährigen, faſt ununterbrochenen Verkehr lebte, in deren Hauſe Dorothea durch fünf Jahre wohnte, ſchildert ſie als eine fleißige Hausfrau, die ſich in den Stand ſetzte, bei geringen Mitteln ihr Haus ſo zu führen, daß ihre und mehr noch ihres Mannes Bedürfniſſe und Anſprüche auf geſelliges Daſein befriedigt werden konnten. Ihre Wohnung, ſtets ſehr anſtändig, nie elegant oder modern, trug das Gepräge von einem Zuſtande behaglicher Stabilität. Ihre Converſation am Theetiſche hatte

nichts Geziertes, nichts Gelehrtes; ſie beſaß die größte Liebenswürdigkeit einer Hausfrau: nicht glänzen zu wollen. Ihre Religioſität war ohne Oſtentation, und der Vorwurf der Proſeliten-Macherei, den man ihr gemacht hat, iſt nach Frau v. Pichler's Verſicherung ungegründet. Ihr Aeußeres war nicht angenehm; ſie mochte kaum je hübſch geweſen ſein, und ihre ſtark ausgeſprochenen, männlichen Geſichtszüge gewannen nur durch den Ausdruck, den ihnen im Feuer des Geſpräches ihr ſeelenvolles Auge verlieh. Sie war älter als Schlegel und influenzirte ihn durch ihre bedeutenden Eigenſchaften vielleicht mehr, als ſie es Beide wußten. So war, in den allgemeinſten Zügen, die Frau, welche ſich Schlegel zur Lebensgefährtin wählte. Im Jahre 1803 traten Beide, zu Köln, zur katholiſchen Kirche über. Sie lebten dann mehrere Jahre in Paris. Hier widmete ſich Schlegel, im Kreiſe wiſſenſchaftlich-poetiſcher Freunde, unter welchen v. Ebezy mit ſeiner Gattin zu nennen iſt, wieder ſeinen literariſchen Arbeiten, die aber nun, nach einem Uebergange durch ein Mittelgebiet von Dichtung und Geſchichte, das eigentlich Poetiſche mehr und mehr verließen, und ſich dem hiſtoriſchen und poſitiven, und mit ihm der dritten Periode in Fr. Schlegel's ſchriftſtelleriſchem Leben zuwandten.

Er hielt in Paris Vorleſungen über Philoſophie, und gab die Zeitſchrift Europa heraus. In beiden ſprach ſich bereits der erwähnte Uebergang aus dem rein poetiſchen in das mehr geſchichtliche Terrain aus, und dieſes Gepräge tragen von da an alle weitern Arbeiten Fr. Schlegel's; mochten ſie nun in dichteriſcher oder proſaiſcher Form er-

ſcheinen. Im J. 1804 war ihm die Benützung handſchriftlicher Quellen zu einer ſehr intereſſanten Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters behilflich geweſen. Eben ſo gab er über die Geſchichte der Jungfrau von Orleans aus Averdy's Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi (Paris 1790) diplomatiſche Aufklärungen. Aber auch in weitere Regionen lockten ihn ſeine halb hiſtoriſchen, halb romantiſchen Meditations-Ausflüge. Gemeinſchaftliche Studien mit ſeinem Bruder, die dieſer ſpäter mit Vorliebe zu ſeiner Hauptaufgabe machte, eröffneten ihm die eigenthümliche Welt der indiſchen Dichtkunſt, und (wenn man ſo ſagen darf) Philoſophie. Man hätte von Vorbinein beſtimmen können, daß ſich nicht leicht ein Bezirk finden würde, der für Schlegel ſo viel des ihm Gemäßen und Heimatlichen vereinigte, als dieſer. Hier that ſich ihm ein noch wenig gekanntes Feld auf, wo für alle ſeine Lieblings-Spaziergänge: urzeitliche, mythiſche Geſchichte, theologiſche Metaphyſik, betrachtende Philoſophie, beſchauliche Poeſie, religiöſe Vertiefung und ſprachliche Forſchung verſchwenderiſch geſorgt war. Er fand ein halb faktiſches, halb ideales Element, in das alle ſeine Meinungen, Gefühle und Träume untertauchten, aus dem er ſie, in Eins zuſammengefloſſen und wie verklärt wieder herausheben und hinſtellen konnte. Dazu kam noch die perſönliche Erinnerung an ſeinen, in jenem Wunderlande zu früh geſtorbenen Bruder, deſſen Nachlaſſe er ſo manchen Behelf zu dieſen Arbeiten verdankte, und ſo ward Schlegel eine Zeitlang ganz Indier, wie er als Jüngling einſt Athenienſer zu ſein verſucht hatte. Wir verdanken

dieſen Beſtrebungen des Jahres 1808 die lehrreiche und anziehende Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier, und die darin, für Deutſchland (ja für Europa, denn Jones Arbeiten ſind zu ſehr freie Bearbeitungen nach engliſchem Geſchmacke) zuerſt gegebenen Proben dieſer zwiſchen der feinſten und zarteſten Anmuth und dem abſtruſeſten Gehalte, ja ſelbſt bis zum Unſinne hin, ſeltſam ſchwankenden, jedenfalls höchſt merkwürdigen Poeſie.

Bald aber zog die mächtig bewegte Gegenwart den träumenden Dichter wieder in ſeine Zeit, in ſein Vaterland zurück. Das verhängnißvolle Jahr 1809 zog über Deutſchland herauf. Alle patriotiſchen Gemüther waren tief und lebhaft ergriffen; religiöſe und nationale Begeiſterung reichten ſich die Hände, und Schlegel beſchloß, nach Deutſchland zurückzukehren. Es war anfangs der Entſchluß, ein noch ungedrucktes hiſtoriſches Drama: Karl V., durch Benützung hiſtoriſcher Urkunden aus der kaiſerlichen Hof-Bibliothek zu vollenden, der ihn anregte, nach Wien zu reiſen, wo ſich ihm bald eine Stätte des Bleibens und Wirkens, nach ſeinem Sinne, bereiten ſollte. Während ſeines Aufenthaltes in Paris im Jahr 1808 hatte Schlegel das Glück, die Bekanntſchaft des Fürſten (damaligen Grafen) von Metternich zu machen, der in jener Zeit den kaiſerlichen Botſchaftspoſten am franzöſiſchen Hofe bekleidete. Er ward von dieſem hochgeſtellten Staatsmanne, der ſeine ausgezeichneten Talente und ſeine patriotiſche Geſinnung zu würdigen wußte, mit der zuvorkommendſten Freundlichkeit behandelt; und ſo eröffneten ſich ihm in Wien die angenehmſten Ausſichten. Auf der Rheinreiſe ergriffen ihn

elegiſch-vaterländiſche Gefühle, die ſich in manchem ſchön empfundenen Gedichte ausſprachen. Betrachtungen über altdeutſche Kunſt und Art ſchloſſen ſich an ſie. (Schon im Jahre 1806 hatte Schlegel in dem „poetiſchen Taſchenbuche" ſich über die gothiſche — eigentlich deutſche — Baukunſt nach ſeiner Weiſe ausgeſprochen.)

Frau von Staël war eben von Wien abgereiſt, wohin Aug. W. Schlegel ſie begleitet hatte, als Friedrich Schlegel mit Dorothea daſelbſt eintraf. Seine und ihre Perſönlichkeit brachten hier eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. Sie überraſchten, enttäuſchten und befriedigten zugleich. Man hatte in dem Mitbegründer der ſtürmenden romantiſchen Schule, in der geiſtvollen Dichterin des Florentin zwei ungemeine, vielleicht die geſelligen Schranken verachtende, überſchwengliche Kraftnaturen erwartet, — und ſiehe da! es erſchien ein geſetzter, gelehrter, behaglicher, geſelliger Mann, eine eben ſo geſetzte, ruhige, ſtille, häusliche Frau; — beide ganz ſo, wie ſie das gemüthliche Wien nur irgend wünſchen mochte. Sie waren denn auch ſehr bald hier eingebürgert, und ihr Haus ward binnen Kurzem ein anziehender Vereinigungspunkt für Einheimiſche und Fremde, Gelehrte und Nichtgelehrte. Ein ſolcher Zuſtand ſagte Schlegel's Anſichten und ſeiner Lebensſtimmung vollkommen zu. Man gefällt ſich meiſt gegenſeitig; und in Schlegel's innerem Leben war eine Epoche des Ausruhenwollens eingetreten, wo, nach mannichfachen Enttäuſchungen, Uebertreibungen und Schwankungen, endlich eine äußere behagliche Ruhe und ein innerer Friede ſich als das Wünſchenswertheſte herausſtellten. Hier nun

fand Schlegel die Befriedigung ſeiner liebſten Wünſche, zu einer Zeit, wo die allgemeine Lage der Dinge ihm noch eine kurze Thätigkeit nach ſeinem Sinne und ſodann ein freundliches Aſyl gewährte. Die Beſonnenheit, Klarheit und Wärme ſeiner Feder, bei dem guten Klange ſeines Namens in Deutſchland, konnte nicht verfehlen, ihm in höhern Kreiſen Anerkennung zu verſchaffen, und der Regierung, der er ſeine Kräfte anbot, in einer ſchwierigen Periode dieſe Kräfte zu empfehlen. Schlegel, wie ſchon erwähnt, dem Grafen von Metternich ſeit dem vorhergehenden Jahre bereits perſönlich auf's Vortheilhafteſte bekannt, ward bald nach ſeiner Ankunft in Wien bei der kaiſerlichen Staatskanzlei als Hofſecretär angeſtellt, und wirkte durch ſeine Proclamationen gegen Napoleon mächtig und eingreifend, als er im Jahre 1809 das Hauptquartier des Erzherzogs Karl begleitete und dort die Armee-Zeitung ſchrieb. Nach wieder hergeſtelltem Frieden faßte der Graf von Metternich, der mittlerweile an die Spitze der auswärtigen Geſchäfte geſtellt worden war, den Gedanken, eine neue Zeitung, unter dem Titel „Oeſterreichiſcher Beobachter", in Wien zu gründen, zu deren Redacteur er ſeinen damaligen Privat-Secretär, gegenwärtigen Regierungsrath von Pilat beſtimmt hatte. Dieſes Blatt erſchien zuerſt im März 1810, und da von Pilat ſich zu dieſer Zeit mit dem Grafen in Paris befand, beſorgte Schlegel eine Zeit lang die Redaction deſſelben, und nahm dann auch ſpäterhin, mit Pilat, Gentz und Adam Müller eng befreundet, thätigen Antheil daran. Durch dieſe Arbeiten, ſo wie durch manche glücklich ver-

faßte diplomatische Schrift erwarb sich Schlegel das Zutrauen des Fürsten von Metternich, dem er dann später dankbar auch die nach seinem eigenen Urtheile vollendetste seiner Schriften, das letzte Ergebniß seines Forschens und Arbeitens gewidmet hat. In diesen Verhältnissen ward Schlegel (1815) Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft beim Bundestage in Frankfurt am Main. Von da an wurde erst sein, weit früher geschehener Uebertritt zur katholischen Kirche in Deutschland bekannter. Im Beginne des Jahres 1818 verließ Schlegel jene Stelle, um wieder nach Wien zurückzukehren, nachdem er vorher noch mit Dorothea in Rom gewesen war, um dort ihre beiden Söhne erster Ehe zu besuchen. Sein Bruder August Wilhelm hatte inzwischen (1813) den Adelsrang erhalten, und beide Brüder schrieben sich sofort, so wie auch in Folge ihrer Ernennung zu Rittern verschiedener Orden*) und eines alten Familien-Diplomes: von Schlegel. Seit dem Jahre 1819 lebte Friedrich, frei von allen Staatsgeschäften, wieder in Wien, und kehrte zu seiner gewohnten literarischen Thätigkeit zurück. Er hatte schon in den Jahren 1811 und 1812 die Vorlesungen über die Literaturgeschichte und neuere Geschichte gehalten, welche den Inhalt seines berühmtesten Werkes bilden. Er hatte eben damals ein „deutsches Museum" herausgegeben, welche Zeitschrift aber keinen Boden gewann; er hatte eine Darstellung der europäischen Staaten-Verhältnisse veröffentlicht, und glaubte so die ihm zugemessene Sphäre der Wirksam-

*) Friedrich erhielt den päpstlichen Christus-Orden.

keit hinlänglich ausgefüllt zu haben. Auszeichnungen mancher Art waren ihm zu Theil geworden (in jener Zeit ward er auch Mitglied der Wiener Akademie der bildenden Künste), und so entschloß er sich denn, wie zu einem Resumé seines Lebens und Schaffens, zur Durchsicht und Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften, deren Resultat hier dem Publicum vorliegt.

Damit aber hatte er keineswegs im Sinne, sich jeder weitern literarischen Thätigkeit zu begeben. Noch im Jahre 1820 machte er, nach seiner Weise, durch eine Zeitschrift: „Concordia" den freilich bedenklichen Versuch, die streitenden Ansichten über Staat und Kirche zu vereinigen; ein Versuch, der, wie alle seine Vorgänger, mißlang. „Concordia" zog sich bald aus den lärmenden Verhandlungen der Parteien zurück, und verschwand vom Schauplatze des Haders. Von nun an erschien Schlegel's Name nur selten mehr öffentlich, als etwa um das Buch eines debütirenden Schriftstellers durch Bevorwortung zu empfehlen, einem Gemälde, das seinen Ansichten entsprach, das Wort zu reden, oder d. gl., bis er im Jahre 1827 sich wieder angeregt fühlte, vor einem gemischten Publikum, welches auch Damen in sich faßte, im Saale eines Gasthofes Vorlesungen über die „Philosophie des Lebens" zu halten, die ein Jahr später gedruckt erschienen. Sie liegen in dieser Ausgabe mit vor, und so kann der weltkundige Leser sich leicht vorstellen, welchen Effect diese Vorträge, trotz ihrer trefflichen Einzelheiten, auf eine solche Hörerschaft bei dem Begriffe machen mußten, den man sich von jeher unter dem Worte „Lebens-Philosophie" gebildet hat. Das System

(wenn man Kürze halber einen Ausdruck brauchen darf, der weder paßt, noch von Schlegel selbst angesprochen ward), in welches er hier die letzten Ergebnisse seines Denkens zusammengefaßt darlegt, ließe sich am füglichsten als eine der Denkgeschichte, den Richtungen und der Ausdrucksform unserer Zeit und unserer Nation angeeignete Palingenesie der auf eine eigenthümliche Art gedeuteten Lehre St. Martins bezeichnen. Ob durch sie — wie Krug (Handwörterbuch b. Schlegel) hoffte — der Schulphilosophie für immer der Abschied gegeben sei, lassen wir dahingestellt. Das größte Lob verdient an diesen Vorträgen die Sorgfalt, — „das logische Gewissen," um mit Schlegel's eigenem Ausdrucke zu sprechen — mit welcher, wenigstens dem Grundsatze nach, Philosophie, Theologie und Naturforschung auseinander gehalten, und die Grenzen der ersten, innerhalb des rein Menschlichen, diesseits des unbedingten Uebersinnlichen, und jenseits des Materiellen gezogen werden. Es ist nur zu bedauern, daß Schlegel bei diesen Vorlesungen sehr skizzenhaft und eilig verfuhr, was man sowohl im Vortrage, als bei der Selbst-Lektüre zu bemerken Gelegenheit hatte. Doch scheint er seinen Mittheilungen eine weitere Folge und eine gewisse testamentarische Ganzheit zugedacht zu haben, denn als er im Winter des darauf folgenden Jahres (1828—1829) in Familien-Angelegenheiten mit seiner Schwestertochter, der talentvollen Künstlerin Freiin von Buttlar in sein geliebtes Dresden ging, eröffnete er auch hier Vorlesungen über Philosophie, besonders der Sprache, — aber er endete sie nicht *). In der Mitte des Jänners

*) Sie erschienen nach seinem Tode.

(1829) langte plötzlich in Wien die Nachricht ein, daß Friedrich Schlegel am 12. (11.?) jenes Monats unverſehens an einem Schlagfluſſe geſtorben ſei. Die Vorboten desſelben, häufige Schwindelanfälle, waren ſchon ſeit längerer Zeit vorangegangen, und wiederholte Kränklichkeiten trübten ſeine letzten Jahre. Dorothea trug den Schlag mit all der Faſſung, die ihr religiöſer Sinn ihr verlieh. Aber ſpäter ward ſie von Tag zu Tag mehr in ſich gekehrt, und vermied, von ihm zu ſprechen. Sie machte ſich Selbſtvorwürfe darüber, daß ſie ihrem Gatten nicht die letzte Pflege hatte gewähren können, und war, ſo nach Art hypochondriſch-überzarter Naturen, ſelbſtquäleriſch bemüht, ihren Schmerz zu ſchärfen, zu erhöhen, zu pflegen. Ein Jahr nach Schlegel's Tode erging an ihren Sohn Philipp Veit, der mit ſeiner zahlreichen Familie in Rom lebte, der Ruf, als Director die Leitung des Städel'ſchen Muſeums zu Frankfurt am Main zu übernehmen. Dorothea trat mit ihm den Weg nach Deutſchland an, und fand hier, in einer liebreichen, großmütterlichen Thätigkeit den angemeſſenſten Troſt für ihren Verluſt. Ihre Schwiegertochter, eine Römerin, und ihre Enkel, in Rom geboren, ſprachen kein deutſches Wort, und ſo übernahm ſie die Leitung des ganzen Hausweſens, und erheiterte dadurch ihre letzten Jahre. Nach einem kurzen Krankenlager ſtarb ſie in Frankfurt am 3. Auguſt 1839. In ihrem Teſtamente gedachte ſie auch ihrer entfernten, namentlich der in Wien lebenden Freunde.

Fr. Schlegel's Aeußeres drückte den Charakter eines behaglichen, geſelligen, doch dabei etwas eigenen, oft in

ſich gewendeten Gelehrten, aus. Ein lebenvolles, verſtändiges Auge, deſſen Blick die gewohnte, freie Thätigkeit der Fantaſie verrieth, bildete ein erfreuliches Gleichgewicht zu dem Materiellen ſeines vollen, breiten Körperbaues. In der Converſation lebhaft, beweglich, oft geiſtreich, erfreute er ſich gern des Paradoxen und Seltſamen, in Wort und That. Oft traf ſein Witz, ernſthaft oder im Scherze, mehr oder minder gerecht, die Zeitgenoſſen, mit denen er in den wenigſten Lebensfragen übereindachte, oft die Frauen, bei denen er wohl den Fehler wieder gut zu machen wußte. Ein Lieblings-Thema ſeines Unwillens und ſeiner Paradoxien war das moderne literariſche Treiben und überhaupt das Unheil, welches, ſeiner Meinung nach, die Erfindung der Buchdruckerkunſt angerichtet habe. Und freilich, wenn man auf Jahrhunderte ſieht, die in der Weltgeſchichte Minuten ſind, wenn man unſere Dichtkunſt z. B. mit jener der Griechen vergleicht, — ſo verliert dieſe Paradoxie ungemein viel von ihrer Paradoxie! Allein ein Blick auf die Geſammt-Entwickelung der in der Menſchheit liegenden Kräfte, die ſich weiter als auf die literariſche Wirkſamkeit beziehen, gibt eine andere Ausſicht; und jedenfalls iſt es am wenigſten der Schriftſteller, der bis an's Ende ſeines Lebens thätige Schriftſteller, dem man dieſe Klage geſtatten wird. Schlegel würzte gern durch ähnliche Behauptungen die Schaalheit der gewöhnlichen Geſellſchaft; die Geſellſchaft ſelbſt zu entbehren, lag nicht in ſeinem Weſen. Gerne überließ er ſich dem Vergnügen eines freundſchaftlichen Mahles, und der Verfaſſer dieſer Skizze erinnert ſich mit Heiterkeit, bei ſeinem erſten Beſuche den berühm-

ten Schriftſteller, eine Schürze um den Leib, aus der Küche tretend, kennen gelernt zu haben, wie er ſich tauſendfach entſchuldigte, daß er an ein Lieblingsgericht Hand angelegt hätte, welches ihm Niemand ſo recht nach Wunſch zu bereiten verſtünde. Dieſe ungetrübte Freude am Genuſſe des Daſeins verband ſich in Schlegel ungezwungen mit ſeinen ernſten, philoſophiſchen und religiöſen Anſichten. Ueberhaupt iſt es bezeichnend, daß ſich in ihm, wie in einem allgemeinen Menſtruum, die verſchiedenſten Elemente mit einander vertrugen, die in einem andern Charakter vielleicht den lebhafteſten Zwieſpalt erregt und zum Zerfallen mit ſich ſelbſt geführt hätten. Er fand ſich ſelten veranlaßt, ſeinen früheren Anſichten zu widerſprechen, eine Meinung zu desavouiren, eine Arbeit zu mißbilligen oder zu vernichten. Immer wußte er eine Brücke zu bauen, welche die eine freundlich mit der andern verband. So verſchmolzen Griechenland, Indien und das mittelalterliche Deutſchland in ihm zu Einer Welt, in der er ſich überall zu Hauſe fühlte. Dieſe Art Vielſeitigkeit mit harmoniſcher Färbung verfehlte nicht, einen angenehmen und bedeutenden Eindruck zu machen. So ſtellte ſich in den allgemeinſten Zügen Schlegel's Perſönlichkeit heraus.

Ueber ſeine Bedeutung als Schriftſteller hat die Geſchichte bereits entſchieden. Um ſich dieſelbe völlig verſtändlich zu machen, muß man die drei, im Verlaufe dieſer Erzählung angeführten und aus der Lebensgeſchichte entwickelten Epochen in Schlegel's Hervorbringungen unterſcheiden: die antike, die romantiſche und die, welche man die poſitive nennen könnte, und welche mehr ein Ausruhen

nach verſchwenderiſch bethätigten Kräften darſtellt, wo das beunruhigte Gemüth, der raſtlos bewegte Geiſt endlich eine Stütze, ein Kiſſen ſucht und findet. Man pflegt die beiden Brüder gerne zu vergleichen, und ſodann für einen von Beiden Partei zu nehmen, je nachdem man eben dieſe oder jene Vorzüge höher zu halten gewohnt iſt. Auguſt Wilhelm liebte es, ſich mehr in die Breite zu ergehen, mit Virtuoſität in allen Formen und Farben der Dichtkunſt zu glänzen, ohne je die zarte Grenze eines gereinigten Geſchmackes zu überſchreiten; Friedrich fühlte ſich mehr in die Tiefe gezogen, aus der er Schätze wunderſamer Dichtung und Betrachtung herausförderte, in die er ſich nur zu gerne und für immer, träumeriſch verlor. Beide Brüder haben ihr dichteriſches Verhältniß zu einander in zwei Gedichten lebendig ausgeſprochen, die ſie an einander richteten. Auguſt vergleicht ſie in dem ſeinen mit zwei in Einen Stamm verſchlungenen Bäumen, von denen der Eine die Wurzeln in den Boden, der Andere, er ſelbſt, die Blüthen in die Lüfte trieb, beide von Einem Mark genährt. Friedrich muntert in dem ſeinen den Bruder auf, ſich der Schwermuth und dem Verzagen zu entreißen, und muthigt vereint mit ihm den Kampf für ihres Volkes Ruhm zu beſtehen. Das perſönliche Verhältniß der Brüder war ſtets, ſelbſt bei theilweiſe verſchiedenen Anſichten, ungetrübt. Auguſt verwahrte ſich (1828) auf das Beſtimmteſte gegen das Gerücht, daß auch Er das Glaubensbekenntniß ſeines Bruders theile; Friedrich nahm ihm dieſe Erklärung nicht im Geringſten übel; beide liebten und achteten ſich gegenſeitig.

An Reinheit, Klarheit, Besonnenheit und sanftem Flusse der Prosa, bei reichem Gehalte und vielseitiger Bildung bleibt Friedrich Schlegel für immer, vor Allem aber für unsere Zeit, unter den ersten Mustern unserer Sprache stehen. Wann hätte es mehr Noth gethan, als eben jetzt, in den Tagen krankhafter Aufregung, flüchtiger Oberflächlichkeit, leidenschaftlicher Zerrissenheit, überreizter Abspannung, wieder einmal ein solches Muster vor sich zu nehmen, — sich zu erinnern, daß es eine Form, ein Maaß und eine Schönheit gibt? Schlegel hat diese verworrene Richtung der Literatur gut gekannt und ihr mit prophetischem Blicke vorangesehen. Aber er hat deßhalb die Kunst nicht verloren gegeben. „Die Kunst ist deßhalb nicht verloren weil der große Haufe aller Derer, die nicht sowohl roh, als verkehrt, die mehr mißgebildet als ungebildet sind, ihre Einbildungskraft von Allem, was nur neu oder seltsam ist, willig anregen lassen, um nur die unendliche Leerheit ihres Gemüthes mit irgend etwas anzufüllen, und um der unleidlichen Länge ihres Daseins wenigstens auf einige Augenblicke zu entfliehen. Der Name der Kunst wird entweiht, wenn man das Poesie nennt: mit abenteuerlichen oder kindischen Bildern spielen, um schlaffe Begierden zu stacheln, stumpfe Sinne zu kitzeln, rohen Lüsten zu schmeicheln. Viele der vortrefflichsten Werke der neuen Poesie sind ganz offenbar Darstellungen des Häßlichen. Die Philosophie verliert sich in das Dichterisch-Unbestimmte, und die Poesie neigt sich zu einer grüblerischen Tiefe; die Geschichte wird als Dichtung, diese wiederum als Geschichte behandelt. Selbst die Dichtarten verwechseln gegenseitig

ihre Bestimmung: eine lyrische Stimmung wird Gegenstand eines Drama, und ein dramatischer Stoff wird in lyrische Form gezwängt. Die hervorbringende Kraft ist rastlos und unstät, die allgemeine Empfänglichkeit ist immer gleich unersättlich und gleich unbefriedigt. Die Karikatur des Kunstsinnes, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem neuen Abgotte. Jede neue, glänzende Erscheinung erregt die Zuversicht: jetzt sei das Ziel erreicht, der Maaßstab alles Kunstwerthes gefunden. Nur daß der nächste Augenblick den Taumel endigt; daß dann die nüchtern Gewordenen den Abgott zerschlagen, und in neuem, erkünsteltem Rausche einen andern an seine Stelle setzen, dessen Vergötterung auch nicht länger dauert! Die deutsche Poesie stellt ein vollständiges geographisches Naturalien-Kabinet aller National-Charaktere jedes Zeitalters und jeder Weltgegend dar; nur der deutsche, sagt man, fehle. Im Grunde völlig gleichgiltig gegen alle Form, nur voll unersättlichen Durstes nach Stoff, verlangt auch das feinere Publikum nichts, als das Interesse einer charakteristischen Eigenthümlichkeit oder den Effect der Leidenschaft. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur stark und neu ist! Aber umsonst führt man aus allen Zonen den reichsten Ueberfluß solcher materiellen Reize zusammen. Das Faß der Danaiden bleibt ewig leer. Durch jeden Genuß werden die Begierden heftiger, und die Hoffnung einer endlichen Befriedigung entfernt sich immer weiter." (V. 22.) Wie richtig, wie wahr — wahrer als zu der Zeit, da sie geschrieben wurden — sind diese Bemerkungen! Sind auch die Hoffnungen, die Schlegel, der deßhalb die Kunst nicht

verloren gab, an demſelben Orte dennoch ausſprach, erfüllt werden? hat das erneute Studium des Alterthums, hat die Symbolik eines philoſophirenden Romanticismus, hat die religiöſe und vaterländiſche Begeiſterung uns jenes verlorene Paradies des Schönen wiedergebracht? Die Geſchichte erläßt uns die Antwort. Aber das Bedürfniß der Poeſie und mit ihm die ſchöpferiſchen Verſuche des Genius werden nie von der Erde verſchwinden. Es wird eine Zeit kommen, wo man die Dichtkunſt wieder ſuchen, finden und erkennen wird; und dann werden auch die Verdienſte ihrer Erwecker unter uns, unter welchen Schlegel's Name glänzt, befreit von den Schlacken vergänglicher Verhältniſſe und zeitlicher Hemmungen, rein und dauernd, ein unveräußerliches Eigenthum unſres Volkes bleiben!

Johann Mayrhofer.

Ich kam zu früh, ich kam zu ſpät,
So ward mein Leben auch verweht.

Die Betrachtung der Eigenthümlichkeit bedeutender Menſchen bleibt immer die intereſſanteſte, die fruchtbarſte, die würdigſte Beſchäftigung. Ich wenigſtens weiß keine höhere Aufgabe als: das Große begreifen zu lernen. Hervorbringen können Wenige; zum Verſtehen kann ſich Jeder bilden; und inſofern dieſe letztere Aufgabe die allgemeinere iſt, iſt ſie die höhere, die von der Natur für's Ganze intentionirte. Die Produktionskraft, in der geiſtigen, wie

in der leiblichen Natur, im Einzelnen, wie in Zeiten und Völkern, gehört nur dem Blütenalter an und verliert sich mit der Zeit bei den Begabteſten ſelbſt in eine allgemeine Bildung. Geſellt ſich zu dieſer Aufgabe nun ein literariſches, verbindet ſich damit ein vaterländiſches Intereſſe (nicht wegen des Zufalls der Geburt, ſondern in einem tieferen charakteriſtiſchen Sinne), ſo wird ſie wichtig für die Welt. Sie wird zur Pflicht, wenn wir hoffen dürfen, durch unſer Beſtreben einer noch zu wenig gekannten, großen Erſcheinung zu mehrerer Geltung zu verhelfen, und indem wir eine uns ewig theure Urne bekränzen, zugleich der Pietät der Freundſchaft und der höheren gegen die geiſtige Menſchheit ein Opfer zu bringen. Es kommt nur darauf an, daß der Leſer einer gleichen Pietät fähig ſei, — daß er ausruhend von den Aufregungen, welche Theater und die Lektüre der bewegten Tagesliteratur in ihm hervorbrachten, ſich in die Stimmung ſetze, an der ernſten ſtillen Betrachtung einer innern Entfaltung Theil zu nehmen. Denn die folgenden Blätter enthalten weniger eine Geſchichte als eine Darſtellung; ſchildern weniger ein Leben als eine Denkweiſe. Das Leben bedeutender Menſchen unſerer Zeit, zumal der Dichter, iſt, wie die Zeit ſelbſt mehr innerlich — wenigſtens in ſo fern es bedeutend iſt. Bei Unproductiven reicht es oft hin, zu wiſſen, welche Bücher, wann und in welcher Folge ſie dieſelben geleſen, und man weiß ihre innere Geſchichte. Bei unſerem Freunde reicht es nicht hin. Allein ſeine Geſinnung bleibt die Hauptſache. Rückſichten, die ich mir ſelbſt auflege, die mir die Verhältniſſe gebieten, machen es zur Pflicht, bei dieſer

Hauptſache zu bleiben. Und wenn ſie auch nicht wären, wenn ich auch die Fabel des äußern Daſeins abſpinnen könnte, — ich wollte nicht. Der Aeußerlichkeiten, des Geklatſches hat unſere Zeit ohnehin genug. Und iſt die Geſinnung nicht das eigentliche Leben des Menſchen; mag man lernen, ſich auch an ihr wieder einmal zu erbauen! Jünglinge, ja Knaben (ſeien ſie's den Jahren oder dem inneren Lebensgehalte nach), ſpielen Rollen in der Komödie die wir „moderne Literatur" nennen; mag man ſich auch einmal das Bild eines Mannes vorhalten laſſen. Wenn eines unſerer Zeit Noth thut, ſo iſt es Das.

Lange Vorreden und Eingänge thun ihr nicht Noth. Was wird jetzt nicht Alles bevorwortet! Man kann blos durch's Bevorworten ein berühmter Schriftſteller werden. Und doch, ich habe noch etwas zu ſagen: Unſere Zeit hört allmälig auf, nur ſtets das Berühmte für das Bedeutende zu halten. Man hat die zweideutigen Bedingungen des öffentlichen Beifalls kennen gelernt, und eine edlere Kritik iſt allenthalben bemüht, das Verborgene und Aechte an's Licht zu ziehen. Und noch Eins: Die Forderung, man ſolle auch das Vortreffliche ohne Vorliebe und unparteiiſch beurtheilen, iſt ganz thöricht. Es kann nur von der Vorliebe, von Enthuſiasmus, verſtanden werden.

Mayrhofer war am 3. November des J. 1787 zu Steier im Traunkreiſe des Landes ob der Enns geboren. Aus demſelben Füllhorn, welches jenes herrliche Land mit allen Reizen der Natur überſchüttet hat, fielen auch die Blumen auf ſeine Wiege, die ſein Leben ſchmückten. Dies iſt keine Metapher. Das Gefühl für die Schönheit der

Welt war seine eigentliche Muse, die ihn auf dem dunklen Lebenswege geleitete; seine erste Erinnerung, und die ihm am längsten treu geblieben ist. Frühzeitig hat er die Gymnasialstudien in Linz mit ganz vorzüglichem Erfolge vollendet, so daß er in jedem Jahre mit Prämien bedacht ward. Es gibt ausgezeichnete Geister, deren erste Studienjahre wenig versprachen. Unserem Freunde war es eigen, immer mit redlicher Strenge das von sich zu fordern, was die Gegenwart gebot. Und so vollendete er die philosophischen Studien im Lyceum zu Linz eben so glücklich, wobei ihm die Gabe eines treuen Gedächtnisses zu statten kam. Sein Vater hatte ihn zur Theologie bestimmt. Er studirte diese als Kleriker des Stiftes St. Florian durch drei Jahre, ebenfalls mit Auszeichnung und erwarb sich dabei jene gründliche Kenntniß der alten Sprachen, die ihn in späteren Bestrebungen so sehr förderte. Nachdem er in jenem Kloster das Noviziat abgelegt, bestimmte ihn eine richtige Schätzung der Art, Größe und Richtung seiner Kräfte zu dem Wunsche, die Verhältnisse des weltlichen Lebens kennen lernen, und dem ihm so werthen Vaterlande die Dienste eines Staatsbürgers leisten zu dürfen; und er ließ es sich nicht gereuen, mit der ihm eigenen eisernen Beharrlichkeit nun erst in Wien die juridischen Studien zu beginnen, und wieder mit glänzendem Erfolg zu vollenden.

Hier in Wien nun war es, wo sein Streben eine entschiedene und entscheidende Richtung, seine poetische Produktionskraft lebendige Impulse und seine Ausbildung Gestalt und Abschluß gewann. Bisher war seine Tendenz,

wie es bei einſamen Autodidakten, zumal wenn ſie auf dem Lande leben, meiſt der Fall iſt, faſt ausſchließlich nach Innen gewendet, und es fehlte eben nur eine bedeutende reiche Außenwelt, wenn dieſer kräftige Geiſt ſich nicht einſeitig in ſich verſchließen und wie die Fichte auf dem höchſten einſamen Alpengipfel verkümmern ſollte. Ein ſolches belebendes und zugleich begränzendes Außen ward ihm nun in der bewegten Reſidenz und wirkte in Verbindung mit dem ihm inwohnenden Ernſte und ſittlichem Gehalte das Erfreulichſte. Indem ſich der Jüngling gleichſtrebenden, fröhlichen, hofnungsvollen, mannigfach begabten Freunden geſellig anſchloß, entwickelte ſich eine Seite ſeines Weſens, welche, wiewohl völlig national, doch in der romantiſchen Heimat, bei einer Art jugendlichen Einſiedlerthums, nie recht herausgetreten war, eine gemüthliche, frohe Laune von der beſten kernhafteſten Qualität. Sie war ein Element in der Komplexion dieſer ernſten tüchtigen Natur und iſt auch ſpäter nicht ganz von ihm gewichen, wenn ſie ſich gleich allmälig mehr verbarg und jenen minder ſchuldloſen Charakter annahm, den er ſelbſt als kauſtiſch zu bezeichnen pflegte. Ward aber der Witz in ihm ſeltener, ſo wirkte er, wo er hervorbrach, nur um ſo ſchlagender, — ich möchte ſagen rührend. Es findet ſich in ſeinem Nachlaſſe ein Gedicht „Mephiſtopheles" überſchrieben, welches dieſe gemüthliche Bitterkeit, die nicht zu bezeichnen iſt, vollkommen ausdrückt. Es iſt die Stimmung, die einen durchaus guten, innigen, geſcheidten Menſchen befällt, der gerne mit andern des Lebens froh werden möchte, — wenn er zuſehen muß, wie ſie ſich das Leben verderben und ihm dazu.

Für ſolche Stimmungen erfand er ſich eine Dichtungsform, die er „Sermone“ nannte, und worin er, ein Prediger in der Wüſte, weniger human als Horaz, ſeine Galle über das ausließ, was an uns gemein und für ihn verletzend war. Denn ſo derb ſein Charakter auf der einen Seite, ſo ſittlich zart bis zum Krankhaften war ſein Gemüth auf der andern. Ich weiß nicht, ob er damals mit W. F. Meyern (dem Verfaſſer von Dya-Na-Sore) perſönlich bekannt ward, aber in dem eben erwähnten Zuge hatte er mit dieſem merkwürdigen Manne eine auffallende Aehnlichkeit, wie denn Meyern unter jene Erſcheinungen gehört, die auf unſern Freund am bleibendſten gewirkt haben. Manches deutet auf eine nähere Verbindung, als durch Lektüre. Der uns allen rühmlichſt bekannte ehemalige Hofopernſänger Vogel gehörte zu den Freunden Meyerns und zugleich zu denen Mayrhofer's, und den Brief Meyern's, welchen ich in der neuen Auflage von Dya-Na-Sore (Wien bei Klang 1840 1. Band) mittheilte, erhielt ich aus den Händen Mayrhofers, der ihn ſehr hoch hielt. Dem ſei wie ihm wolle; eine tiefe, innere Verwandtſchaft waltete zwiſchen Beiden; Beide machten an die Welt und an ſich ſelbſt übertriebene Anforderungen; Beide waren gleich rechtlich und gleich hypochondriſch, — nur mein Freund wußte ſich mehr objektiv zu machen und mit der Welt durch poetiſche Geſtaltung fertig zu werden. Es iſt die Handhabe, an welcher man ſie am beſten faßt und er hatte dieſen Kunſtgriff, nebſt dem Triebe des angebornen Talentes, vorzüglich dem Einfluſſe Goethes zu verdanken, der ihm eben auch in jener Epoche zum größten

Heile gedieh. Man kann ſich gar keine glücklichere Verbindung, kein fruchtbareres Gleichgewicht denken, als die Miſchung der in Mayrhofer liegenden und der von Goethe ausgehenden Elemente hervorrufen mußte. Es iſt wie die Harmonie von Innen und Außen, von Kraft und Schönheit, von Streben und Ruhe. Auch war dieſe Einwirkung Goethe's tief und dauernd und prägte ſich beſonders in Mayrhofer's Gedichten, mitunter bis zum Scheine der Nachahmung aus. Er lebte noch jene Zeit mit, in welcher Werke von Goethe erſchienen und auf das begierige Publicum wirkten. Die Nachgebornen, welche Goethe's Werke nur wie eine todte Sprache ſtudiren, haben keine Vorſtellung von jener Epoche und erfahren von ihnen auch jene lebendige Einwirkung nicht mehr, welche die früheren ſo ſehr gefördert hat. Beſonders war Mayrhofer durch Pandora, die Wahlverwandtſchaften, den Divan und ſpäter die Wanderjahre angeregt. Es findet ſich auch in einer hinterlaſſenen Notiz, daß er an Goethe geſchrieben; von einer Abſchrift des Briefes aber, wie von einer Antwort iſt keine Spur. Es iſt jedoch zum Verſtändniſſe wichtig, daß ihm Goethe gerade damals Alles ward, als die Welt ſich vom Dichter wandte. Der allbewunderte Goethe war es weniger, der ihn intereſſirte, als der nicht mehr verſtandene. Die erhöhten und geläuterten Anſichten, zu welchen der weiſe Dichter erſt nach mancher Lebensfahrt, vorzüglich durch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Bemühungen gelangt war, — dieſe waren es, die unſern Freund im Innerſten trafen und mit dem Lichte zuſammenfloſſen, das die Betrachtung des Lebens

in ihm bereits entzündet hatte und hier war es auch, wo wir uns besonders begegneten; denn wir beide schätzten das Leben blos nach den Ergebnissen, die sich ihm abgewinnen ließen — und wenn ich Mayrhofer mit Einem Ausdrucke schildern müßte, so würde ich sagen: er war von allen mir bekannten Menschen derjenige, dem das Leben die größten Resultate gebracht hat. — Ward ihm Goethe auf diesem Wege nützlich, so ward dagegen Herder sein eigentlicher Vater und Bruder im Geiste. Diese Art, Alles im Großen und Ganzen anzuschauen, Geschichte als Naturforschung und diese geschichtlich zu behandeln, geflügelte Worte der Ahnung auszusprechen und zuletzt alle Elemente des Weltlebens in einem Glauben, in einer Religion, versöhnend zu einigen, — was konnte einem Naturelle, wie das unseres Freundes gemäßer sein? — Wenn ich nun noch Fesler nenne, dessen ahnungsvolle Betrachtungen über Musik, Weiblichkeit, ethische und religiöse Symbolik in den „Rückblicken auf eine siebenzigjährige Pilgerschaft" wohl geeignet waren, den eigenen Ansichten Mayrhofers einen verklärenden Nimbus zu verleihen, so habe ich so ziemlich Alles aufgeführt, was in der ersten Bildungsperiode entschieden auf Mayrhofer einwirkte. Im Zuge der letzt erwähnten Denkreihen gelangte er denn bis zu den fabelhaften Büchern, die dem dreimal großen Hermes zugeschrieben werden, über deren Inhalt wir manches abenteuerliche Gespräch führten. — Unter den persönlichen Bekanntschaften, welche sein Aufenthalt in Wien damals herbeiführte, ward ihm besonders im Jahre 1812 die des braven Theodor Körner lieb,

ſo kurz ſie währte: denn Körner kam im Jahre 1811 nach Wien, und ſchied im Jahre 1813, um noch in demſelben Jahre den Heldentod zu ſterben. Mayrhofer hat dieſe kurze, aber innige Verbindung, dieſen ſchmerzlich-erhebenden Verluſt in mehreren bedeutenden Gedichten beſungen.

Allein im Jahre 1814 war es, wo ſich ein Verhältniß bildete, welches im Leben unſeres Freundes den Mittelpunkt ausmachte, welches mehr als alle andern den Dichter in ihm zu der ihm möglichen Reife brachte und welches nicht nur im Leben Mayrhofers, ſondern man darf wohl ſagen überhaupt, einzig und unvergleichbar daſteht.

Ich laſſe ihn ſelbſt ſprechen: „Mein Verhältniß mit Franz Schubert, — ſchrieb er in einem Tagebuchaufſatze, den er ſpäter zum Theil in Hormayr's Archiv veröffentlichte, — wurde dadurch eingeleitet, daß ihm ein Jugendfreund mein Gedicht „am See" zur Kompoſition übergab. An des Freundes Hand betrat Schubert das Zimmer, welches wir fünf Jahre ſpäter gemeinſam bewohnen ſollten. Es war in einer düſtern Gaſſe. Haus und Gemach haben die Macht der Zeit gefühlt, die Decke ziemlich geſenkt, das Licht von einem großen, gegenüber ſtehenden Gebäude beſchränkt, ein überſpieltes Klavier, eine ſchmale Bücherſtelle: ſo war der Raum beſchaffen, welcher mit den darin zugebrachten Stunden meiner Erinnerung nicht mehr entſchwinden wird." — Ich habe dieſe Worte abſichtlich angeführt, weil ſie zugleich ein Beiſpiel von jener treuen Auffaſſung und Feſthaltung der Zuſtände geben, welche Mayrhofern ſo

eigen war, und welche ja eigentlich den Dichter macht. „Gleichwie der Frühling die Erde erschüttert — fährt Mayrhofer fort, — um ihr Grün, Blüten und milde Lüfte zu spenden, so erschüttert und beschenkt den Menschen das Gewahrwerden seiner produktiven Kraft; denn nun gilt Göethes:

Weit hoch, herrlich der Blick,
Rings in's Leben hinein,
Von Gebirg zu Gebirg,
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens abndevoll!

Dieses Grundgefühl und die Liebe für Dichtung und Tonkunst machte unser Verhältniß inniger; ich dichtete, er komponirte, was ich gedichtet und wovon Vieles seinen Melodien Entstehung, Fortbildung und Verbreitung verdankt." „So weit jener Aufsatz; aus dem Manuscripte theile ich das weitere mit. „Gehülfe — heißt es daselbst — in der Schule, die sein Vater in einer entlegenen Vorstadt hielt, hatte Schubert in einer engen Stube ein elendes Klavier stehen. Wie oft hab' ich ihn da aufgesucht! mit welcher Empfindung betrat ich im November 1829, am Tage, da das Requiem für den Verewigten gehalten ward, wieder dieses Haus. Der Strom der Verhältnisse und der Gesellschaft, Krankheit und geänderte Anschauung des Lebens hatten uns später auseinander gehalten; aber was einmal war, ließ sich sein Recht nicht nehmen. Oft hatte ich Schubert's würdigen Vater über das Fortkommen des Sohnes zu trösten, und ich wagte es zu prophezeihen, daß Franz gewiß durchdringen,

ja, daß eine ſpätere Welt ihm den Antheil nachtragen würde, der ihm anfangs nur langſam ward. Während unſeres Zuſammenwohnens konnte es nicht fehlen, daß Eigenheiten ſich kund gaben; nun waren wir jeder in dieſer Beziehung reichlich bedacht, und die Folgen blieben nicht aus. Wir neckten einander auf mancherlei Art und wendeten unſere Kanten zur Erheiterung und zum Behagen einander zu. Seine frohe, gemüthliche Sinnlichkeit und mein in ſich geſchloſſenes Weſen traten ſchärfer hervor und gaben Anlaß, uns mit entſprechenden Namen zu bezeichnen, als ſpielten wir beſtimmte Rollen. Es war leider meine eigene, die ich ſpielte." — Ich habe hier den Geſchilderten ſich ſelbſt ſchildern laſſen, weil ich das Verhältniß ſo wie den Uebergang zur zweiten traurigen Hälfte von Mayrhofers innerem Leben nicht wahrer zu geben wüßte. Jenes Verhältniß, wie es der Zenith ſeines Lebens war, iſt überhaupt einzig und wird kaum wiederkehren, wie es noch nie da war. Denn Zelter war kein Schubert, und Goethe war über ſeine lyriſche Periode zu der Zeit, auf die ich anſpiele, hinaus. Und doch, nur durch ein ſolches Zuſammentreffen entſteht das ächte Lied. Denn wie man vom Dramatiker mit Recht fordert, daß ihm bei Behandlung ſeines Stoffes ein Publicum vorſchwebe, dem dieſer Stoff zur Gegenwart werden muß, ſo legt der Lyriker ſeinem Gedichte ſchon die Melodie in's Herz, die der Tonſetzer demſelben nur entlockt. So war es hier, und es iſt merkwürdig, daß Mayrhofer ſelbſt ſagt, ſein herrliches Gedicht „Memnon" „klärе ſich erſt durch Schubert's Töne." Auch zu größerm Verſuchen ward

unſer Dichter durch das gemeinſame Streben veranlaßt. Er verfaßte zwei Opern, wovon Schubert die eine: „die Freunde in Salamanka" in zwei Akten komponirte, die andere „Adraſt" ſich im Nachlaſſe des Dichters findet. Der Gehalt dieſes Textes zeigt, daß man in jeder Form den Kern des tiefſten eigenen Daſeins zu geben im Stande ſei; die Behandlung iſt ſkizzenhaft und unreif; der muſikaliſchen Bearbeitung widerſtrebt der Zeitgeſchmack, welchen das Einfach-Große, wie es im Sinne der Antike hier bezweckt werden mußte, nicht zuſagt. Wie ich ihm in dieſen Zeilen, ſo ſetzte Mayrhofer ſeinem Freunde in den erwähnten Blättern (1829) ein Denkmal der Erinnerung, welches er mit den Worten abſchließt: „Mir war und bleibt Schubert ein Genius, der mich mit angemeſſenen Melodien durch's Leben, bewegt und ruhig, räthſelhaft und wechſelnd, verworren und leicht wie es iſt, treulich geleitet." Und ich, indem ich die ſchönen Worte mit Wahrheit auf das Verhältniß der Gedichte Mayrhofers zu mir beziehe, ſchließe mit ihnen, nicht ohne Rührung, die Darſtellung dieſes Verhältniſſes.

Denn von nun an, wie ſich auch die äußern Zuſtände geſtalten mochten, wird es dunkler in der Geſchichte jenes Inneren, das ich ja eigentlich nur vor Augen habe. Anfangs hatte die Verbindung mit Schubert und der beide umgebenden geſelligen Kreiſe das Raube in Mayrhofers Weſen gerundet und die holde Blüte der Dichtkunſt in ihm gezeitigt. Aber es blieb nicht ſo. Zarte Naturen mögen ſich, einem neuen, geiſtigen Klima gemäß, allgemach umgeſtalten; kräftige kehren, je heterogener ihre

Umgebung iſt, nur um ſo ſchärfer ihr Eigenſtes heraus. Sie bilden ſich, recht eigentlich durch den Widerſpruch, zu dem aus, was urſprünglich in ſie als Keim gelegt iſt. Und ſo erging es auch dieſem edlen Geiſte, deſſen Härte in der Milde der Geſelligkeit, deſſen herber Ernſt in ihrem Frohſinn, ſich erſt recht klar ward. Er konnte, wie er von ſich ſelbſt ſagte, „zerbrochen aber nicht verwandelt werden.“ Er zerbrach, und gar Vieles wirkte zuſammen, ehe die traurige Kataſtrophe eintrat. Die erwähnte, nach dem Geſetze des Kontraſtes vor ſich gehende, innere Entfaltung ward durch eine körperliche Dispoſition zu jenen komplizirten, das Leben verbitternden Qualen, unterſtützt, welche unter dem Namen Hypochondrie mehr als die Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes peinigen, und im Grunde unſerer Zeit ihre Farbe leihen. Sie hatten bei ihm ihre Wurzel in der geſtörten Funktion des Ganglienſyſtems und ſteigerten ſich mit den Jahren nur immer mehr; zumal als durch innern Zwieſpalt der Trieb zu müſſigem Meditiren unterhalten und durch äußere Berufspflicht die ſitzende Lebensart geboten ward, und jene Ausflüge durch die romantiſche Gebirgswelt der Heimath ſeltener ſtatt finden konnten, von welchen er nie zurückkam, ohne neue Nerven, neue Hoffnungen und neue Gedichte mitzubringen. Zu allem dem kam noch eine unglückliche Neigung; — und wie hätte die Liebe im Leben des Dichters fehlen ſollen? wie hätte ſie im Leben dieſes Dichters anders erſcheinen können, als in der Geſtalt des Schmerzes? Und ſo geht ſie denn auch verhüllt und mit räthſelhaftem Zauber, durch ſeine Geſänge. Der Tod eines theuren Mitgliedes der Familie

zu Pesth 1819 gesellte sich zu so vielen schmerzlichen Eindrücken und warum sollte man nicht auch den Mangel der Anerkennung dazu rechnen dürfen, als er die Blüten seiner stillen, innern Pflanzung einer stumpfen, gleichgiltigen Tageswelt darbot? Es entstand eine ängstliche Scheu vor der Veröffentlichung in ihm, die endlich, mit so vielen andern in sich verhaltenen gährenden Gefühlen bis zum Krankhaften wuchs. Das Motto aus seinen hinterlassenen Blättern, das ich diesen über ihn vorsetzte, bezeichnet ganz die Stellung, in der er sich empfand, und die Stimmung, die daraus hervor ging. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er der Welt, die ihn umgab, im Geiste vorausgeeilt sei, — oder daß er lieber in einer größer gesinnten, thatkräftigen Vorwelt hätte geboren werden sollen. Doch ich will mir nicht vorgreifen. Dieß Eine ist mir gewiß: wenn irgend in der Welt, so war in diesem Leben etwas Dämonisches. Nicht jene Fratze, mit welcher moderne Poeten zur Kurzweil ihrer Damen spielen; es war der ungeheure Abgrund, der zwischen Ideal und Leben liegt, und der in Mayrhofers merkwürdigsten Gedichten, wie ein dunkles Schreckniß in der Tiefe lauert.

In den Jahren 1817 und 1818 verband sich Mayrhofer mit seinen Freunden, die mehr oder minder begabt sämmtlich von jugendlich edlem Streben durchdrungen waren, zur Herausgabe einer Zeitschrift, von welcher sie Förderung ächt menschlichen und zugleich vaterländischen Sinnes bei den Jüngeren erwarteten. Unter dem Titel: „Beiträge zur Bildung für Jünglinge" erschienen (bei Härter) zwei Bände. Ob etwas und was dadurch gewirkt ward, weiß

ich nicht; aber das weiß ich, daß ſelten eine Jugendſchrift das Tageslicht erblickte, welche ſo durch und durch ein wahrhafter, ein bildender Geiſt belebt. Die ſchönſten Talente, Mayrhofer, von Spaun, Kenner, Ottenwalt, Kreil u. a. vereinten ſich in der edelſten Richtung. Die Gefühle, welche in der ewig denkwürdigen Kriegs-Epoche, die wir mitlebten, jeden Deutſchen ergriffen, hatten ſich zumeiſt unſeres Freundes bemächtigt. Patriotiſcher Sinn, der ſich mit den Idealen der Humanität und Weltbeglückung, mit dem Glauben an die in Geſchichte und Natur ſich offenbarende Vorſehung verband, ſammelten ihre Strahlen zu dem letzten Geſtirne, das von nun an ſeine inneren Pfade erleuchtete. Das Studium der Alten, welches überhaupt die Grundlage ſeiner Bildung, wie der Bildung Aller, die groß geworden ſind, ausmachte, war ſolchen Beſtrebungen günſtig. Sie hatten auch nichts Trübes, ſo lange ſie ſich in jene Welt münden konnten. Von einer verſuchten Ueberſetzung Herodots, der ihm beſonders ſymboliſch ward, finden ſich Fragmente. An Horaz übte er ſich auch, aber die Stoiker blieben ihm beſonders Vorbild. Jemehr ſich jedoch ähnliche Anſchauungen der Gegenwart zuwendeten, deſto mehr waren ſie geeignet, den Flor, der ſich um den Horizont ſeiner Seele legte, nur dichter zu verweben. Es war gut, daß auch hier die geſchichtliche Tendenz eine Ableitung im Studium der öſterreichiſchen Geſchichte fand, in welche ſich Mayrhofer eine Zeitlang mit Emſigkeit verſenkte. Er nahm in dieſem Sinne thätig an den öſterreichiſchen Jahrbüchern und an Hormayr's Archiv Theil. Es gibt nichts Hö-

beres, als das Intereſſe an den Angelegenheiten der Menſchen im Ganzen. Wenn Jemand ſagt: was kümmert mich Geſchichte und Staatenweſen! ſo iſt er noch nicht auf der Stufe der mündigen Menſchheit. Auch gibt es kein beſſeres Mittel gegen den Egoismus der Miſzſucht, als die Weltanſchauung im Großen und in dieſem Sinne ſuchte ſie auch unſer Freund, und ſie ward ihm Balſam. Aber es gibt auch nichts Kleinlicheres und Verderblicheres als das politiſche Kannegießern, die ärmliche Liebhaberei des Dünkels und der Unwiſſenheit. Wie will der Spießbürger zwiſchen ſeinen Pfählen das Weltregiment beurtheilen? Wer in die Zeiten ſchaut, wird dieſe höchſten Angelegenheiten am wenigſten mit Leichtſinn behandeln. Sie ſind eher geeignet, ſchmerzlich zu ſtimmen, und dieß hat ſich leider! an ihm, den ich ſo tief bedauere, nur zu ſehr bewährt. Einer ſolchen Stimmung mußte beſonders Salvandy's zarte, hohe Denkart und Reinheit zuſagen, welchen Schriftſteller ich durch ihn kennen lernte. Aber allen dieſen innerlichen Wirren wußte der tüchtige Mann einen kräftigen Damm entgegen zu ſtellen: angeſtrengte Berufsthätigkeit. Er ward angeſtellt und übte als k. k. niederöſterreichiſcher Regierungskonciviſt und Bücherreviſer, ſeine Pflicht mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit. Ja, man darf wohl ſagen: den Zwieſpalt zwiſchen Ideal und Leben, den er nur in frühern glücklichen Momenten durch Dichtung auszuſöhnen fähig war, ſuchte er, dem höchſten Begriffe gemäß, zu dem der Menſch gelangen kann, durch eine faſt grillenhafte Pflichterfüllung zu vernichten.

Seine eigentliche Erholung aber, sein Genuß, bei einer höchst einfachen Lebensweise, waren die Ausflüge in seine Heimat. Ich theile ein Blättchen mit, wie er sie bei solchen Anlässen zu seiner Erinnerung seinem Tagebuche einschaltete.

„Salzburg. Die hiesigen Gebirgsgegenden sind großartiger, milder und bisweilen fruchtbarer, als die unseren. In der Umgegend der Stadt gleicht das Land einem bezaubernden Parke, durch den die reizende Salza strömt und in welchem sich riesenhafte Berge heben. Ein smaragdenes Grün, wie man es selten gewahrt, schmückt den Boden; schöne Landhäuser, erzbischöfliche Schlösser beleben die Ansicht. Die Stadt, voll hoher in italienischer Weise gebauter Häuser, mit einem herrlichen Dom und manchen Prachtpalästen. Der männliche Menschenschlag mehr nach dem Typus des angränzenden Baiern; die Weiber auffallend schön gewachsen, aber, wie im Gebirge oft, durch schlechte Zähne entstellt. Der Wuchs steigert sich bei den Weibern in Gastein bis zum Riesenhaften; dazu kommen hohe Hüte, die vorwärts hängen und mit einer Nadel gehalten sind, so daß man besorgen muß, sie möchten in den Teller fallen, auf dem man eben speißt.

Den 10. März 1828. Das gut genährte Hornvieh ist von glänzend brauner Farbe mit weißen Hörnern. Baumgartenberg. Der Wanderer zündet seine Pfeife an und besteigt, ein Buch in der Tasche, den Ulrichsberg, an dessen Fuße das Kloster liegt. Er läßt die entzückten Blicke herumschweifen: Urbing mit seinem Thurme, das stattliche Wallee; Donau, Wiesengrün, gelbgraue Korn-

felder, stille Wäldchen und als letzte Begränzung lichtblaue Gebirgsketten, entfesseln und befriedigen Herz und Auge. Dieses aber kehrt zu dem Kloster zurück, wo eine theure Familie lebt, und der Geist überdenkt die Schicksale dieses weitläufigen Gebäudes. Otto, Herr von Machland, stiftete um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Klöster Baumgartenberg und Waidhausen aus seinen großen in Machland zerstreuten Besitzungen. Er war kinderlos, wurde in Baumgartenberg Mönch und starb hier. Sein Grabstein ist noch zu sehen. Des Klosters Name deutet auf frühe Obstkultur. Im März 1784 ward das Cisterzienserkloster aufgehoben und 1785 zu einem Straf- und Arbeitshause verwendet; mit dem Jahre 1812 hörte auch diese Bestimmung auf. Nun erquickt man sich im Gastzimmer, in welches sich die traurigen Räume verwandelten. Der Wanderer tritt den Rückweg an. Die letzten Gluten der Abendröthe malen die stille Landschaft und verklären das Schloß Wallee; die Röthe erlischt und Hesper beginnt zu funkeln. Die Glocke von Mitterkirchen tönt in feierlichem Takte, die Landleute haben sich in ihre Wohnungen zurückgezogen, und dort oder da schlägt ein wachsamer Hund an."

Von dieser Art waren die Gedächtnißbilder, die er seiner Seele vorhielt. Er suchte das Aeußere aufzufassen, nicht Träume an dessen Stelle zu setzen. Selbst Lieder in ob der ennsischer Mundart versuchte er, von denen ein kräftig frohes übrig ist. *)

*) Abgedruckt im „Album aus Oesterreich ob der Enns." Linz bei Fink 1843.

Im Jahre 1824 gab er auf Anrathen und Dringen seiner Freunde, bei Volke das Bändchen seiner Gedichte heraus. Der geringe Anklang, den diese lebensvolle Blätter fanden, ist leicht zu erklären. Sie erschienen auf dem wenig empfehlenden Subskriptionswege; der Dichter gehörte keiner literarischen Koterie an; die Recensenten waren ihm nicht gewachsen, der Antheil an der Lyrik, zumal der österreichischen, war damals gering und endlich war Niemand zur Selbstredaktion so wenig geeignet, wie mein Freund. Er sah sich als Organ einer poetischen Macht an, deren Offenbarungen er ohne Kritik annahm. „Es sind Trümmer" sagte er, indem er auf seine Blätter wies — „ich muß in ihnen den Plan eines Tempels ehren, den ich nicht gemacht habe." Was für ihn die bedeutendste Reminiscenz enthielt, schien ihm am bedeutendsten. Und so enthält jenes Bändchen nicht das Beste, was er hervorgebracht.

Soll ich nun den Charakter seiner Lyrik entwickeln, so darf ich sagen: Indem ich ihn zu schildern bemüht war, habe ich seine Gedichte geschildert. Denn so wahr wie Mayrhofer sind nur wenige. Er gab sein Herz und seinen Glauben und war in diesem Sinne subjektiv. Manier hatte er keine, wenn man nicht die Kraft so nennen will, die er vor Andern besaß, möglichst vielen Gehalt in möglichst wenige Worte zu bringen. Man muß sich in seine Rythmen hineinleben; sie öffnen immer neue Schätze. Treues Auffassen der Natur, insofern sie dem Geiste Symbole liefert, macht seine besten Gedichte zu Tropen. Ruhige, versöhnende Weisheit, auf dem dunkeln

Grunde der Melancholie, waltet allenthalben. „Die Poesie, sagt er, soll ja versöhnen, nicht aufregen.“ Selbstbeschwichtigungen sind eigentlich seine Gedichte. Sinn für das Große, für Liebe und Natur durchwaltet sie, Reflexion herrscht vor; jene Reflexion, ohne welche ich nicht Dichter, nicht Mensch sein möchte. Ideale Richtung bei reeller Grundlage, Kraft, Tiefe und Klarheit, große Ergebnisse in gediegener Form, ein um den Gegenstand gleichsam gegossener Ausdruck mit seelenvollem Wohlklang, — das sind die wesentlichsten Eigenschaften jener Dichtungen. Wo finden sie sich zum zweitenmale so schön vereint? Mir stehen sie als Vorbild dessen da, was die Lyrik überhaupt sein sollte; denn habe ich nicht, indem ich diesen Dichter zeichnete, das Ideal des lyrischen Dichters überhaupt entworfen? Man warf ihm vor, er habe zu sehr den Standpunkt eines Eremiten festgehalten, abgeschlossen von der Welt; ich weiß für den lyrischen Dichter keinen besseren; es ist die Vogelperspektive, aus der er dem wüsten Getriebe ruhig aus seinem klaren Himmel zusieht!

Aber immer weniger regte es ihn zur dichterischen Produktion an. Diese war ihm ohnehin, bei der Skrupulosität, mit der er verfuhr, keineswegs bequem; ich erinnere mich noch, wie er mir gleich Archimedes, mit seinem „Eureka“ entgegenrief: „Endlich habe ich die zwei Endverse zu den Glücklichen (ein Stoff, den wir im Wettversuche behandelten) gefunden, an denen ich seit einer Woche kaue.“ — Er war mit allen Kräften bei der Produktion und fühlte sich darnach angegriffen und erschöpft. Dazu kam die erwähnte Aufopferung an's reale Leben,

die ihn der Muse für lange entfremdete. „Wer nichts Besseres kann, als Gedichte machen, pflegte er zu sagen, mag sich schlafen legen.“ Wenn äußere Impulse fehlten, — von Innen fühlte er kaum einen mehr, seit Schubert nicht mehr war. Bei seines Beethoven's Leichenfeier, bei Goethe's Tod erklangen seine lang verstummten Saiten noch einmal. Uhland's Gedichte regten ihn zur Produktion an; an Petrarka's lyrischem Schmelz suchte er übersetzend die vermeintliche eigene Härte zu mildern; aber das Uebersetzen gelang nicht, er war zu sehr Er selbst.

Im Jahre 1835 machte er noch einmal einen Ausflug nach Salzburg. Das Fuschler Bad sollte seine unterminirte Gesundheit herstellen, Gebirgsluft seine Seele erquicken. In Gastein lernte er Ladislaus Pyrker kennen, dessen humanes Entgegenkommen er dankbar rühmte. Gestärkt, erheitert, mit Hoffnungen und Vorsätzen gerüstet, kehrte er zurück. Wir fanden ihn mit froher Rührung, in einen Andern, in einen Frohen verwandelt. Selbst die Muse schien ihm noch einmal zu lächeln; er hatte den Plan zu einem epischen Gedichte gefaßt, in welchem er den Zustand der Ritter- und Priesterschaft im Mittelalter schildern, und wie er sagte, „einmal ganz Gegenstand“ sein wollte. Ein Fragment davon ist übrig voll Fleisch und Blut.*) So war ihm denn das Leben, in all seiner Schönheit, wiedergekehrt, — um für immer von ihm Abschied zu nehmen. Es war das letzte Aufflackern der sterbenden

*) Das Gedicht „der Vogelsteller.“

Flamme. Der alte Dämon dieses großen traurigen Lebens nahm wieder Besitz von dem Dasein, das ihm verfallen war, — und es ereignete sich, was man besser nicht ausspricht, was man vor dem eigenen Gedächtnisse lieber für ewig mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllen möchte. Mayrhofer starb am 5. Februar 1836 im 48. Lebensjahre. Er hinterließ eine trauernde Schwester — und eine heilige Wehmuth der Erinnerung in allen Jenen, die ihn verstanden haben.

Denn eine Zerstreuung suchende Geselligkeit knüpfte ihn, auch in der letzten Zeit noch, an den Kreis, der ihm mit Achtung und Herzlichkeit entgegenkam. Der würdige Vorsteher des Bücherrevisionsamtes, Hölzel, ein Kenner und Förderer jedes geistigen Strebens, ersetzte ihm durch sein Wohlwollen das Treiben der lauten Gesellschaft. Mit mir verband ihn die Gesinnung, wie ihn mit Schubert das Talent verbunden hatte. Uns hatte sich auf verschiedenen Lebenspfaden das Gleiche ergeben. Sogenannte Literatoren mied er. Der unbefangene, gesunde kräftig reine Mensch war ihm der liebste. Die Späße eines solchen, unwillkürlich witzigen Naturmenschen, der einer lustigen Abendgesellschaft manche Stunde würzte, trug er jeden Morgen darauf in sein Tagebuch ein; da stehen sie, neben Auszügen aus Young's Nachtgedanken und Hermes Trismegistos. Bei einer Pfeife Tabak, zumal im Grünen, bei einem geselligen Spiel, suchte der Gute mit sichtbarer Bemühung das Gefühl des Behagens zu tröstender Selbsttäuschung in sich hervorzubringen. Seine Haushaltung war höchst einfach. An Mäßigkeit und

Mangel an Bedürfnissen glich er einem Stoiker. Einige gute Bücher, eine Guitarre und seine Pfeife machten den Hausschmuck aus; ein Schläfchen nach Tische, ein Spaziergang, seine Genüsse. Einfach, bis zum Vernachläßigten, war sein Anzug. Seine Beschäftigungen kehrten geordnet und pünktlich Tag für Tag wieder. Seine Repräsentation hatte etwas Starres, wie es Einsamen eigen ist. Unbeugsamer Ernst wurde von grellem Lachen unterbrochen. Charakteristisch waren sein Gang und seine Handschrift; jener so entschieden fest, als ob ein Feldherr schritte, — diese in jedem Buchstaben einen Lanzenschaft darstellend. Sein Bau war gedrungen, mittelgroß, seine Gesichtszüge wenig bedeutend, eher gemein; nur der Mund verzog sich gerne zu einem bedeutenden, sarkastischen Lächeln; nur das Auge blitzte scharf und weitaus mit einem Adlerblick, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Stolz kannte er nur innerlich. Andere Menschen überschätzte er durchaus, wie es alle Guten, Hohen thun. Beifall war ihm gleichgiltig. Wer ihm über seine Gedichte Schönheiten sagte, beleidigte ihn wirklich. Bettina's Briefwechsel war das letzte Buch, das er las, das letzte Glück, dessen er theilhaftig wurde. Nichts glich dem Enthusiasmus, mit welchem er diese Erscheinung aufgriff. Sie war ein verklärender Spiegel für ihn. Er nahm das Buch mehr kontemplativ als historisch, und sah Resultate darin. Diese Anschauung war ja auch seine tiefste. Er faßte das Leben mit allen Kräften, und indem er in der Philosophie eine Einseitigkeit sah, da sich der Gedanke auch dessen bemächtigen will, schwebte ihm die Kunst als die Sonne alles menschlichen Strebens vor, in deren Anblick er sich versenkte.

Mich wird die Erinnerung an dieſen ächten, würdigen Menſchen nie verlaſſen. Sie ſtärkt mich bei der entmuthigenden Betrachtung des blinden Haufens, der ſich, vom Winde der Mode getrieben, zum Feldgeſchrei um die Standarte jener Lebens- und markloſen Idole ſammelt, welche die Schüler, die ſie gemacht haben, für Götter ausgeben. Wenn ich ſein Bild gegen das ſo vieler dieſer voreiligen Verkünder einer neuen Dichtkunſt halte, ſo erſcheint er mir als ein Mann gegen Knaben. Ein Mann aber iſt es eben, der uns in unſern jetzigen literariſchen Zuſtänden Noth thut. Mögen auch die Freunde wahrer Poeſie das Gefühl für ſie, das man faſt zu verlernen in Gefahr iſt, an dieſen reinen Gebilden erneuen und befriedigen. Du aber edler, verklärter Geiſt, der Du nun jene Ruhe gefunden haſt, nach welcher Du im Leben vergebens ſchmerzlich rangſt, nimm dieſen Zoll meines Dankgedenkens in Dein ernſtes Aſyl hinüber! In der Vereinigung mit Dir ward mein Geiſt in ſeiner höchſten Richtung bekräftigt, in ihr ward ich inne: daß die Gemeinſchaft mit den wahrhaft Guten der eigentliche, der höchſte Segen iſt, mit welchem die Gottheit ſegnet.

W. J. Meyern.

Le regard attache à une etoile, qui seul dirigeait sa course ... Ne devons nous pas aussi regarder, non à nos pieds, non autour de nous, mais plus haut?

Salvandy

Ein Charakter, wie der Meyern's, iſt nicht durch die Ereigniſſe, die ihn umgeben, wichtig, ſondern durch ſich ſelbſt. Meyern's Geſinnung iſt ſeine wahre Geſchichte, Meyern's Schriften ſind ſein Leben. Es wäre am meiſten in ſeinem Geiſte, dieſes Buch durch ſich ſelbſt wirken zu laſſen, und nichts Biographiſches vorauszuſchicken, wie er ja ſelbſt vor ſein erſtes, berühmt gewordenes Buch nicht einmal ſeinen Namen ſetzte. Ueber das Mißliche biographiſcher Schilderungen derer, die man nicht auf's Genaueſte gekannt hat (und ſelbſt der Freunde!) kann man ſich nicht erſchöpfender ausſprechen, als Meyern ſelbſt in dem vortrefflichen Briefe gethan hat, den wir an den Schluß ſeiner übrigen Briefe ſetzten. Alle dieſe Betrachtungen dictiren mir Geiſt und Form der folgenden Zeilen. Denn wie es die wahrſte Liebe iſt, ſich nichts anzuſchmeicheln, und aufzudringen, ſondern ſich zu nehmen und zu geben wie man iſt, ſo iſt es die ſchönſte Pietät, im Geiſte deſſen zu ſprechen, den man vertritt, und die Zwecke und Formen ſeines Lebens zu ehren, wie man den letzten Willen der Sterbenden ehrt. Ich will alſo von Meyern's Leben

nur das Wesentliche in großen Conturen umzeichnen, und mehr seine Briefe und Schriften, als mich, sprechen lassen. Die Quellen, aus denen der Wißbegierige ein genaueres Detail schöpfen kann, sind folgende; Neuer Nekrolog der Deutschen. 7ter Jahrg. 1829. 1. Thl. Zeitgenossen. 1829. 2ter Bd. 1stes Hft. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten. 1ster Bd. S. 304. Theod. Mundt, Dioskuren. 1ster Thl. und Zodiacus. Lewald's Europa. Der Vergnügling, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, II. Bd. — Aber selbst aus diesen Quellen geben wir für die Leser Meyern's, welche sie nicht aufsuchen, nur das Factische, Verläßliche und Uebereinstimmende, was geeignet ist, um sich ein bestimmtes und wahres Bild von dem Manne zu entwerfen, dessen höchster Grundsatz ja die Wahrheit gewesen ist. Die erwähnten Aufsätze sind von verschiedenen, geistreichen Verfassern; solche tragen unbewußt manches Eigene in ihre Darstellung fremder Geister; wie mir denn so mancher dort eingeflochtene Zug, aus innern und äußern Gründen, gar nicht authentisch scheint. Dieses Fremde nun auszuscheiden, scheint mir — besonders jetzt, wo es Mode wird, Details über wichtige und unwichtige Personen zu häufen — mehr Verdienst, als Neues hinzuzufügen. Was ich des Letztern hier mittheile ist theils Ergebniß der in meinen Händen befindlichen authentischen Papiere, theils höchst verläßlicher, aber sparsam benützter, mündlicher Auskunft von Freunden des Geschiedenen.

Wilhelm Friedrich von Meyern war in oder bei Ansbach in Franken im Jahr 1762 geboren. Sein Vater

war dort Rentbeamter oder Gutsbeſitzer (vielleicht Beides), ſeine Mutter eine geborne Herbſt. Ein an Leib und Seele mißgebildeter pedantiſcher Hofmeiſter vergällte ihm das Glück der Kindheit. Um ſo inniger mußte der freundliche Contraſt auf ihn wirken, als er, zur höhern Erziehung, einem trefflichen Manne anvertraut wurde. Der Bruder des durch ſein Werk über Schmetterlinge berühmten Profeſſors Esper in Erlangen führte, als Landgeiſtlicher, ein ſtilles, gemüthliches Leben. Seine Schweſter leitete die Wirthſchaft und beſorgte liebevoll die Pflege des Knaben. Wie es bei Brüdern Gelehrter ſo oft vorkommt, dilettirte auch Meyern's Erzieher in der Naturkunde, und machte mit ſeinem Zögling öftere naturhiſtoriſche Ausflüge in's benachbarte Fichtelgebirge. Ein doppelter Gewinn erwuchs hieraus für dieſen. Sein erſter Unterricht war die Natur, und zwar unmittelbar durch die friſchen Eindrücke der Sinne, — die unſtreitig glücklichſte Grundlage für alle menſchliche Bildung; auch hielt das Studium der Naturwiſſenſchaften Meyern's ſpäterer philoſophiſch-geſchichtlicher Lieblingsrichtung ein ſegenreiches Gleichgewicht. Zugleich aber wurde hier mit ſeinem Kopfe ſein Gemüth gebildet; in ſpäten Jahren noch dachte er gerührt dieſer früheſten, und auch dadurch entſtand ein ſchönes Gleichgewicht, als bittere Enttäuſchungen die Erkenntniß auf Koſten des Gefühls zu reifen drohten. Ja, wer ſich geübt hat, menſchliche Eigenheiten zu beobachten und zu erklären, wird es nicht unwahrſcheinlich finden, daß das ſcheinbar Harte und Ueberſtrenge in Meyern's Charakter eigentlich nur eine verhüllte und unterdrückte

Weichheit war, wodurch der Ernſt, weil er das Werk der Selbſtüberwindung iſt, nur noch ein rührenderes Colorit erhält. Sein Vater ſcheint andere Anſichten gehabt zu haben. Der Knabe machte ihm zu wenig äußerlich erſichtbare Fortſchritte, und öftere Mahn- und Strafbriefe drückten ſein Mißfallen aus. Meyern ſchrieb den Eindrücken derſelben ſeine ſpätere Lauigkeit gegen alles Correſpondiren zu. Es mochte ſich wohl übrigens manches Träumeriſche und Jugendlich-Poetiſche in die realiſtiſchen Studien gemiſcht haben; denn wir erfahren, daß die „Inſel Felſenburg" damals ſein Lieblingsbuch geweſen ſei. Es möchte viel zu ſeinem Durſt nach Reiſen und Abenteuern beigetragen haben, der ſich dann in eine practiſche Bewegung verwandelte. In Altorf (wohl auch in Erlangen) ſtudierte Meyern die Rechte, und nebenbei mit eigener Intention Mathematik, Sprachen, Geographie, Geſchichte. Die große Capacität ſeines geiſtigen Vermögens, wie ſein eben erwähnter Hang, ſpiegeln ſich in dieſen Studien. Mancherlei Pläne beſchäftigten die hoffnungsreiche, aber ſchon der wirklichen Welt zugewendete Fantaſie. Erſt wünſchte er in engliſche Seedienſte zu treten, und ſcheint in dieſen Abſichten England und Schottland durchreiſt zu haben; allein er fand als Ausländer zu viele Schwierigkeiten, und behielt nur, als Andenken an jene Zeit, eine ſtete Vorliebe für das Leben zur See, das Schiffs- und Matroſenweſen bei; die ſich übrigens auch an ſich, aus ſeiner Denkart erklären läßt. Denn Meyern hielt nichts für ſo achtungswürdig, als die Bethätigung männlicher Kraft und Geiſtesgegenwart im entſcheidenden Momente, — das, was

den Menſchen nicht in dem, was er hat oder weiß, ſondern in dem was er iſt, bewährt; und man kann wohl ſagen, daß es, in unſern jetzigen Verhältniſſen, nicht leicht einen Zuſtand gibt, in welchem ſich der Werth der Perſönlichkeit auf eine ſo entſchiedene Weiſe zeigen kann, als der des Seedienſtes. Dann nährte Meyern wieder den Plan, ſich jenſeits des atlantiſchen Oceans eine neue, kleine Welt zu gründen und zu bilden; doch alle dieſe Träume ſchwanden, und — machten nicht, wie bei ſo vielen Söhnen unſerer thatenloſen Zeit, einem blaſirten Müſſiggange, oder — was daſſelbe iſt — einer nichtsſagenden Schriftſtellerei, ſondern einer eingreifenden Thätigkeit Platz. Der große Revolutionskrieg brach aus, und Meyern trat bei der öſterreichiſchen Artillerie in Dienſte. Hier ſetzte er, in dienſtfreien Stunden, mit raſtloſem Fleiße ſeine Studien fort, und hier war es, wo er jenes Werk concipirte, welches, aus dem Herzen jener Zeit entſprungen, auch das Herz jener Zeit getroffen hat. Die erſte Auflage von „Dya-Na-Sore" erſchien in Wien in den Jahren 1787 bis 1791, die zweite eben daſelbſt im Jahr 1800; beide ohne Namen des Verfaſſers, dem es um Wirkung, nicht um Ruhm zu thun war. Erſtere ward in vollem Maße erreicht, und ein norddeutſcher Gelehrter ſtellte die Bibel, Homer und „Dya-Na-Sore" an die Spitze aller Bücher. So viel iſt gewiß, daß Gefühle und Erkenntniſſe, die jetzt das jüngere Geſchlecht gleichſam mit der Muttermilch einzuſaugen glaubt, aus Quellen entſprangen, welche theils Dunkel deckt, theils wenigſtens die nicht immer dankbare Nachwelt manchmal zu nennen

vergißt. Unter solche Quellen gehören die Schriften Lessing's, Herder's und — „Dya-Na-Sore." Doch die Zeit hat über dieses Werk gerichtet, und ich habe hier nur Thatsachen mitzutheilen. Nur Eins sei einzuschalten erlaubt. Die Bemerkung des Verfassers des in unserm Vorworte erwähnten Artikels (Zeitg. f. d. el. Welt), daß in manchen Stücken die ältere Bearbeitung vor der spätern den Vorzug verdiene, ist sehr begründet.* Jene hat

*) Aus diesem Vorwort, im Ganzen nicht mehr zur Mittheilung geeignet, verdient nachstehende Charakteristik der Meyern'schen Bestrebungen erhalten zu werden: Alles, was wir hier mittheilen, stellt im Grunde nur Vorarbeiten zu dem Einen großen Werke vor, dessen Plan Meyern zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, und wozu auch „Dya-Na-Sore" nichts als ein einladendes Präludium sein sollte. So bezog sich auch alles eben Erwähnte, von uns Ausgeschiedene, zu welchem Fache es auch gehöre, zuletzt doch nur auf jenen Hauptgedanken. Das Ganze, das er sich dachte, sollte nicht weniger als alle menschlichen Interessen, in ihrem Bezuge auf das Total-Interesse der Menschheit, umfassen. Er stellte sich, ein ideeller Solon, in die Mitte einer ideellen, auf ethisches Fundament gebauten Gesetzgebung; Stein für Stein sollte einzeln bebauen, dabei das Verhältniß zum Ganzen festgehalten, und so dem „Einen, was Noth thut," ein Tempel gebaut werden, der wenigstens auf minder hypothetischen Säulen ruhen sollte, als Bacon's atlantische Sonnenstadt. Noch nie hat ein Schriftsteller einen kühnern Gedanken gehabt und beinahe ausgeführt, als dieser. Was wären alle Encyklopädien gegen einen solchen Organismus, von der höchsten menschlichen Idee beseelt? Allein eine solche Arbeit kann nie die eines Einzelnen sein; sie ist das

die Urſprünglichkeit und den Fluß einer erſten Conception; als ſich dann Meyern immer enger in das Syſtem ſei-

Ergebniß der ſich fortbildenden Menſchheit. — und wer wagt es zu beſtimmen, wann ſelbſt dieſe reif genug ſein wird, ſie in ihr Bewußtſein aufzunehmen? Doch was wir hier mittheilen, reicht hin, den Begriff des Ganzen feſtzuſtellen und Verſuche der Ausführung anzudeuten. Es bietet eine reiche Fülle prägnanter Gedanken und anregender Winke, die den Blick jedes Leſers, dem dieſe Intereſſen wichtig ſind, in alle Regionen menſchlicher Bildungs- und Lebenspfade lenken und erhellen. So ſind dieſe Blätter zugleich rhapſodiſch und abgeſchloſſen; jenes der Form, dieſes dem Geiſte nach, indem ſie ſich alle auf Verwirklichung des Geſellſchaftsideals beziehen, die ſich ihr Verfaſſer als idealen politiſchen Haushalt: „Staatsökonomie“ dachte, in ſo fern Oekonomie die Lehre von dem rechten Verhältniſſe und Gebrauche der Mittel zu den Zwecken bedeutet. Es ſind alſo eigentlich Pläne, gebaut auf eine Vorausſetzung, für welche die Welt erſt reifen muß, und man darf Meyern wie es Goethe und Wilh. Schütz ſagten, unter die „Vorgreifenden“ zählen. Ein ſolches Vermächtniß aber, unter den Wirren der Gegenwart wie eine Hieroglyphe, der Zeit zu erhalten, für die es, ſeinem Weſen nach, beſtimmt iſt, erſchien mir ein Verdienſt, wie eine Pflicht. Ich übernahm ſie mit dem Gefühle, das uns am Grabe eines Bruders bewegt, der ſich auch an den Räthſeln der ſittlichen Welt müde gerungen, und, in das Geheimniß der höhern Menſchheit durch Denken und Handeln eingeweiht, ſein Wort der Löſung mit hinüber nahm. Dieſe Blätter ſind „ſibylliniſche“ Blätter. Ihr Verfaſſer fragt mehr, als er ſetzt. Er denkt ſich einen Leſer, deſſen Herzen dieſelben Fragen heilig ſind, wie dem ſeinen, der ſich, leſend, mit ihm in einen geiſtigen Verkehr, in ein Geſpräch der Seelen einläßt.

nes Denkens einwebte, und das poetiſche Element immer mehr verließ, ja faſt geringſchätzte, ward die Ueberarbeitung knapper, ſchärfer, reſultat-artiger — aber auch kälter. Zur erſten Lectüre iſt die erſte Auflage anzurathen; wer ſie aber ſchon geleſen, oder in Meyern's Gedankengang ſonſt ſchon eingeführt iſt, wird die letzte vorziehen. Hiezu kommt, daß, wie wir ſpäter erfuhren, die Geſtalt (wenn man eine faſt formloſe Erſcheinungsweiſe ſo nennen darf) des Werkes eigentlich Meyern gar nicht angehörte. Ein Freund hatte es aus einzelnen, von Meyern angeſchriebenen Blättern und Papierſchnitzeln zuſammengeſtellt. Hieraus erklärt ſich ſo manches Eigene, Ungleiche des Buches; hieraus das noch Schroffere der ſpätern Ueberarbeitung.

So viel von der Geſchichte eines denkwürdigen Buches.

Meyern's lang gehegte Reiſepläne fanden endlich auch ihre Verwirklichung. Zwei junge Männer, die er durch edle Begeiſterung ſich gewann (eine Wirkung, die er, wie man aus allen brieflichen und perſönlichen Nachrichten über ihn entnimmt, durch Kraft der Geſinnung und Perſönlichkeit ſehr oft und in hohem Grade ausübte), ſchloſſen ſich ihm zu einer Reiſe in die claſſiſchen Gegenden des Alterthums an. Er quittirte als Lieutenant, und es ging zuvörderſt nach Italien. Hier galt es vor allem den Denkmalen der antiken Kunſt, die in ſeinem für alles Große empfänglichen Sinne eine würdige Stätte fanden. Viele glauben, daß Kunſtſinn und Wärme für die Intereſſen des Staatslebens ſich nicht gut zuſammen vertragen. Sie mögen dieſe ſeltſame Meinung wohl aus Goethe's

Kunſtſtudien während der bewegteſten Kriegsepoche, worüber noch Manches zu ſagen wäre, abſtrahirt haben. An Meyern's Beiſpiele können ſie dieſelbe berichtigen, wenn ihnen die Griechen nicht Beiſpiels genug ſind. Er verachtete den Luxus, aber er war ein enthuſiaſtiſcher Verehrer und Kenner der Kunſt des Alterthums, wovon ſich auch in dieſen Bänden Beweiſe herausſtellen werden. Er liebte das Schöne, wie er das Wahre ſuchte und das Gute wollte, — indem er alle drei Manifeſtationen des Einen Göttlichen auf ihre vollendete Ausbildung in ſeinem idealen Staate bezog. Es finden ſich mancherlei Zeichnungen nach griechiſchen Landſchaften, meiſt eines wild-erhabenen Charakters, Architecturen mit Angabe der Maße, Arabesken u. dgl., die alle, ohne eigentlich artiſtiſchen Werth, eine geübte Hand zeigen, in ſeinen Papieren. Doch vergaß er ſeines rauheren Berufes nicht. Schlachtfelder wurden beſucht, Völkerzuſtände beobachtet, Natur und Menſchen ſtudirt. Sieben Monate blieb er in Sicilien; dann ging es über Griechenland nach Konſtantinopel und Kleinaſien, an deſſen Küſten er länger verweilte. Ungarn und Polen wurden gleichfalls durchreiſt. Seine nachfolgenden Briefe theilen hierüber manche Ergebniſſe mit. In Konſtantinopel ſcheint er ſich gefallen zu haben; er brachte längere Zeit dort zu, und ſein Urtheil über den Orient wich ſehr von dem alltäglichen ab, und bewährte ſeine Fähigkeit, auf das Innere und Weſentliche auch ſehr fremdartiger Zuſtände einzugehen, gegen welche er, ſeinen Lieblingsideen nach, ein unzünſtiges Vorurtheil hegen mußte. Ich weiß nicht, wann es war, daß der Fürſt Pyſilanti durch

ihn seine kleine Kriegsmacht, die größtentheils erst geschaffen werden sollte, gegen den Pasman Oglu führen lassen wollte. Es traten aber wieder friedliche Verhältnisse ein. In Rom und Sicilien gewährte ihm die österreichische Gesandtschaft Schutz und Vortheile. Er faßte den Gedanken, eine zahlreiche Kolonie emsiger deutscher Landleute nach Sicilien zu führen, um dort der Uebervölkerung, hier dem Mangel an Arbeitenden abzuhelfen. Aber der Gedanke konnte nicht verwirklicht werden. In Verona lernte er im Vorsteher des Pesthospitals einen Mann kennen, der ihm Ehrfurcht einflößte. Dieser achzigjährige Greis, schön, kräftig und mild, war als junger Kaufmann in Smyrna von der Pest ergriffen worden, und hatte gelobt, wenn er genese, sein ganzes übriges Leben der Pflege von Pestkranken zu widmen. Er genas, und war, erst als Wärter, dann, vierzig Jahre lang, als Vorsteher, im Hospitale der Pestkranken. Ein vielseitig gebildeter Mann, lebte er hier ganz diesem Gelübde, oft Monate lang von allem Umgang, außer mit Pestkranken, getrennt, so daß er mit Andern nur vom Balcon herab das Nöthigste sprach. „Wie klein fühlte ich mich gegen diesen Mann!“ sagte Meyern — und war es nicht, indem er es sagte. Während des französischen Krieges hatte er einen Entwurf zur Landesbewaffnung ausgearbeitet, und persönlich dem Kaiser überreicht. Er wurde in einer verhängnißvollen Epoche zu Rathe gezogen und mit einigen Modificationen in's Leben geführt. Meyern trat nun wieder als Hauptmann in die Dienste der österreichischen Artillerie, und war vom Jahr 1809 bis 1812 bei Organisirung und Leitung der

Landwehr und des Landſturms thätig. Es war die glücklichſte Zeit ſeines Lebens. „Ich habe“ — ſagte er mit Ironie im hohen Alter — „nur eilf Monate gelebt!“ Das Jahr darauf ward er zum Generalſtab verſetzt, und half am Rhein das Volk bewaffnen. Er war vielleicht nicht ganz gerecht gegen das Schickſal; denn, ſo weit es die Zuſtände unſeres Zeitalters erlauben, hat es ihm doch Raum für jede ſeiner Thätigkeitsrichtungen bereitet. So war es eine ſchöne Fügung, daß er, als Krieger und Kunſtfreund zugleich, ein Geſchäft des Krieges und Friedens vollenden half, als er im Jahre 1815, an Canova's Seite, die Rücklieferung der italieniſchen Kunſtwerke aus Paris in ihre alten Heimatſtätten beſorgte. Es war nicht ſein Name, es war die That, was er in Anſchlag brachte; und ſo wurden ihm die wichtigſten, zumal militäriſchen Angelegenheiten übertragen; Vieles geſchah und der Urheber ward nicht genannt. In Wien wirkte er, an der Seite des geiſtvollen Generals Grafen von Radetzky, für militäriſche Bildung und Geſetzgebung. Er gab vor der Schlacht bei Wagram eine Zeichnung ein, wie, vermittelſt einiger Balken, jeder Donaukahn zum Kanonirboot umgewandelt werden konnte; eine Einrichtung, die er vom engliſchen Seeweſen her kannte und mit einigen alten Schiffern völlig in's Werk zu ſetzen ſchon verabredet hatte. Er gab eine Art von Telegraphen für die Linie unſerer Armee an; und war ſo in jenen heißen Tagen mit Rath und That überall bei der Hand. Sein letzter Aufenthalt im Auslande war mit dem öſterreichiſchen Geſandten Grafen Kaunitz in Spanien, und ſo hatte er nun Europa in

jeder Richtung geſehen, durchforſcht. Im Jahre 1820 ſah man ihn wieder in der Umgebung des Fürſten Schwarzenberg, der ihn ſehr hochſchätzte. Er begleitete den ruhmbedeckten Feldherrn nach Leipzig, blieb bei ihm bis zu deſſen Tode, und führte die Leiche nach Prag. Er ſoll dann ſeinen Abſchied mit einer mäßigen Penſion erhalten haben. Zugleich fallirte in Wien ein Haus, bei dem er ſein kleines Vermögen niedergelegt hatte. Meyern würde nun dem kleinlichſten aller Verhängniſſe, im Greiſenalter um Beſitz ringen zu müſſen, verfallen ſein, — da ſtand die Achtung, die ihm ſein Leben erworben, für ihn ein. General Langenau, Präſident der Militärcommiſſion bei der Bundesverſammlung in Frankfurt, kannte und ehrte den charaktervollen Sonderling, bewirkte ſeine Anſtellung bei dieſer Commiſſion, — und Meyern's Lebensreſt war geborgen. Er weihte ihn der Freundſchaft und ſtillen Beſchäftigungen mit den mannigfachen Stoffen, die ſein reiches Leben in einer ſo langen Reihe von Jahren geſammelt hatte. Ungeſchwächt bewahrte er ſein merkwürdiges Gedächtniß, ſeine ſcharfe Denkkraft, ſein gläubiges Wollen. So wirkte er bis an's Ende, wenn nicht mehr durch Thaten, noch immer durch ſein Weſen. Im Mai des Jahres 1829 meldeten die Zeitungen, am 13. desſelben Monats ſei zu Frankfurt am Main der öſterreichiſche Hauptmann Meyern, Verfaſſer von Dya-Na-Sore, im achtundſechzigſten Lebensjahre geſtorben. Sein Tod war leicht, ſein Geiſt blieb hell und bewußt bis an's Ende. Seine Leiche iſt nach Mainz gebracht, und dort von ſeinen Waffenbrüdern zur Erde beſtattet worden. So weit

reichen unſere Nachrichten. Es iſt hinlänglich, um ſeine Schriften zu erklären und aus ihnen erklärt zu werden.

Sprechender als Begebenheiten, die doch nicht von uns abhängen, und welche die Ferne von Zeit und Raum nur zu oft auf's trüglichſte verſchiebt, ſchließt uns den Kern bedeutender Menſchen — ihre Perſönlichkeit auf, von der man nicht glaube, daß ſie blos Schale ſei. Alle, die ihn kannten, ſtimmen darin überein, daß Meyern's Erſcheinung auf eine ganz eigenthümliche Weiſe imponirte. Eine ſelbſt im hohen Alter noch gerade, militäriſche, faſt heroiſche, Haltung, zurückgeworfener Kopf, freie, ernſte Stirne, ſcharfer, ſinnender Blick, ſorgloſer, aber nicht, wie hie und da übertrieben wurde, cyniſcher Anzug, ein Geſpräch voll Leben, Geiſt und Feuer, das ſtets in das innere Weſen der Gegenſtände griff, und ſich in originellen Wendungen gefiel, dem der erworbene Schatz des Wiſſens immer gleich zu Gebote ſtand, ein mildes und doch treffendes Urtheil, ein ſchlichtes, die äußerlichen Dinge mit freundlicher Nachläſſigkeit abfertigendes Betragen, — alles dies, verglichen mit den Zügen ſeines Geſichts und den feinen, ſichern, eigenthümlichen und immer gleichen ſeiner Handſchrift, ergänzt völlig und übereinſtimmend das Bild, das man ſich aus dem folgerichtigen Geiſte und der kühnen und knappen Darſtellung ſeiner Werke zu erſchaffen geneigt iſt. Auch Lectüre und Auszüge charakteriſiren den ſtrebenden Menſchen, in welchem Alles zur Bildung ſeines eigenſten Weſens kryſtalliſirt. Meyern las mit der Feder in der Hand. Es finden ſich Auszüge aus dem merkwürdigen Buche Maximum s. Archimetria (das auch den verwandten

Herder — ſ. deſſen Nachl. biſt. Schrift S. 420 — lebhaft anſprach und den Prof. Thorild zum Verfaſſer hatte), — Andeutungen und Randgloſſen aus und zu: Klinger's Gedanken über Welt und Literatur, Arndt's und Krauſe's Schriften, Humboldt's, Franklin's, Turner's Reiſen, Sismondi's, Smith's, Say's, Malthu's, Buchanan's ſtaatswirthſchaftlichen Werken. Franzöſiſche und engliſche Autoren, Prachtwerke über Kunſt, ſcheint er ſehr geliebt zu haben. Dagegen deuten Skizzen der Chronologie, der Kirchengeſchichte und der Geſchichte des Feudalismus, engliſche Notizen über den Bau der Kamine, ein Firnißrecept, Einiges über Kryſtallformen, über Forſchung der keltiſchen Sprache und über Forſtverwaltung, auf die praktiſche Vielſeitigkeit ſeiner Beſchäftigungen und ſeines Antheils. Ehe ich das Reſultat aller dieſer Details ausſpreche, ſei es mir erlaubt, auszugsweiſe noch zwei Schilderungen von fremder, aber zuverläßiger Hand aufzunehmen, die ſehr gut zuſammenſtimmen, — vorher aber noch eine Bemerkung einzuſchalten. Es iſt ein kleinlicher Irrthum, wenn Biographen meiſt glauben, ſie müßten, um für unparteiiſch und einſichtig zu gelten, von ihrem Helden immer auch die ſogenannte Schattenſeite bezeichnen. Einſeitig ſind wir Alle — weil wir Individuen ſind; und wer fähig iſt, ein Individuelles rein aufzufaſſen — wozu nur die Liebe fähig macht — der begreift, daß es hier verneinen mußte, um dort bejahen, um ſchaffen zu können; daß gewiſſe — ſoll man es Mängel nennen? — zu gewiſſen Vorzügen unentbehrlich ſind. Mag ich immerhin mit Jemanden nicht übereinſtimmen! wenn er nur mit ſich ſelbſt übereinſtimmt,

mit seinem löblichen Zwecke übereinstimmt, so kann er meiner Achtung gewiß sein. Soll ein großer General sich vorzüglich durch Friedensliebe auszeichnen? ein Priester oder Arzt durch Bravour? Hier sind wir bei Meyern. Sein mehr rhapsodisches als schulgerechtes (obwohl organisch verbundenes) Denken, welches gleichsam bei jedem Gegenstande von vorne anfing, und ihn sofort auf die Idee, welcher Meyern sein Leben weihte, bezog; sein eben so naives Produciren, wodurch weder ein poetisches noch ein wissenschaftliches Ganzes, sondern immer nur Etwas zwischen Beiden zu Stande kam; seine, vielleicht zu weit getriebene Verachtung des Luxus und der feinern Sinnlichkeit, die, so wie die Mode, Producte einer halben und Nefforts zu einer völligen Cultur sind; sein gewiß zu weit getriebener Enthusiasmus für den Krieg, als ein negativ Gutes; seine manchmal fast komische, sich unnöthig erhitzende, Polemik gegen das Weibliche, — alle diese Knoten können aus dem Ganzen seines Wesens und seiner Zeit vollkommen gelöst werden.

Die erste der erwähnten Schilderungen rührt von dem Mittheiler der unten folgenden Briefe aus Ungarn her. Er lernte Meyern im Jahre 1803 in Wien kennen. „Stets" — sagt er — „mit gelassenem Blicke über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens hingleitend, sich selbst in seltener Anspruchslosigkeit der Letzte, überkam Meyern ein schöner, männlicher Eifer, wenn es seinem Volke galt. Mit breiter, offener Brust, die er auch an den englischen Matrosen, denen er überhaupt gewogen war, vorzüglich lobte, stand er da, ein mittlerer Vierziger, wie der kühnste Jüng-

ling. Mit durchdringendem Scharfblick für politische und militärische Konjunkturen begabt, der so manchen schlimmen Ausgang herannahen sah, und ihn nicht abwenden konnte, hatte seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft Etwas vom Geschicke der Kassandra. In seinen Bedürfnissen höchst beschränkt, begnügte er sich meist mit Einem Gericht, am liebsten von Reis, und einem Trunk Wasser. Es war bei solchen Eigenheiten begreiflich, daß, als er, nach langem Widerstreben, mit dem Sohne des berühmten Arztes Stoll, eine Reise unternahm, beide nicht länger als bis Salzburg bei einander aushielten." — Die zweite Schilderung rührt aus späterer Zeit (im Jahr 1811) von einem Offizier her, der sie dem oft besprochenen Grafen v. Schlabberndorf sandte. Dieser letztere und Meyern lernten sich nachher in Paris kennen, ohne sich besonders anzuziehen. „Ich machte" — schrieb der Offizier — „Meyern's Bekanntschaft vorigen Winter in Prag; und es traf sich, daß er einige Monate lang mit mir dasselbe Zimmer bewohnte. Von seinen frühern Verhältnissen habe ich nur wenig, durch ihn selbst beinahe nichts erfahren, weil seine Persönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat. Dazu stimmte auch sein äußeres Leben, das, nach Selbstwahl, in jeder Art enthaltsam, streng und hart ist; er bedarf wenig Schlafes, geringer Kost; seine Kleidung zeigt, daß er ihrer zu keinem Scheine braucht. Beschwerden, Arbeiten und Gefahren scheut er nicht und ist vertraut damit. Durch ihn hätte ich auch nie etwas von seinem Buche „Dya-Na-Sore" erfahren; er betrachtete sich davon wie abgelöst, und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine

ſtrenge Rechtſchaffenheit, ſeine thätige Menſchenfreundlichkeit, ſeine Kenntniſſe und Talente, ſein Schweigen, wo Reden unnütz geweſen wäre, ſeine Anſpruchloſigkeit gerade in den Dingen, wodurch Menſchen gewöhnlich am meiſten beleidigt werden, haben ihn ſeit langer Zeit den Großen angenehm gemacht. Ich kann nicht ſagen, mit welcher innern Freude ich ihm zuhörte, wenn er Abends mir von ſeinen weiten Reiſen erzählte! Die Kriegskunſt verſteht er in allen ihren Zweigen. Was den Staat angeht, Geſellſchaft, Landwirthſchaft, Handel, Finanzen, Alles hat er mit tiefem Sinne durchdacht. Meiſt in katholiſcher Umgebung, iſt er ſtrenger Proteſtant. Welche Tugend gehört dazu, um in einem Leben, das in vergeblichem Wiſſen und Bemühen ſich hinſchleppt, doch wieder thätig und freudig einzugreifen, ſo oft nur der geringſte Keim des Beſſern ſich leiſe regt! Was wir ſehen, ſind gerettete Trümmer; von ihnen haben wir auf das mögliche Ganze zu ſchließen. Die Geſchichte rauſcht vorüber im Sturme, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Verborgenen dieſe Zeit durchleuchtete.“ — Wir hoffen, daß unſer Vaterland dieſe Klage nicht verdienen wird, und legen ihm das Andenken an einen ſeiner beſten Söhne in dieſen Blättern an's Herz.

Hier ſcheint der Ort, auch noch der unausgeführten Entwürfe zu gedenken, die ſein Nachlaß uns aufbewahrt hat. Was die Correſpondenz betrifft, ſo beſtätigt ſich aus ihr der erwähnte Verkehr mit hochgeſtellten und einflußreichen Perſonen. Die Briefe an ihn bieten aber für die Oeffentlichkeit kein nützliches Intereſſe. Man iſt überhaupt in neueſter Zeit in Mittheilung ſolcher Dokumente offenbar

zu weit gegangen; es entſteht der Verdacht, daß man mehr der Neugierde, als dem Verſtändniſſe, dienen wolle, — und wir wollen dieſen Verdacht nicht auf uns laden. Von Schriftſtellern, die an Meyern ſchrieben, iſt der einzige Matthiſſon zu nennen. Auch ſein Brief iſt perſönlich; er handelt von einer ſilbernen Schnalle, die Meyern im Gaſthofe verlor. Nun zu Meyern's Entwürfen. Der ausgeführteſte, welcher im Zuſammenhange mit den großen ſtaatsökonomiſchen Arbeiten aufzufaſſen wäre, iſt überſchrieben: „Summe meiner Anſichten über die mehrfach zuſammenwirkenden Urſachen des Creditverfalls.“ Er iſt aphoriſtiſch, ſehr tiefgehend, und entwickelt den Begriff „Geld“, die Folgen der ſchwankenden Giltigkeit dieſes Mittels, die Grundlagen des Credits, die Wege ihm aufzuhelfen, ein in ſich geſchloſſenes Brouillon zu einem Creditſyſteme feſter Selbſtſtändigkeit. Die Frage: „ob denn Papier nicht — außer allem Vergleich mit Metallgeld, wodurch es von Abwerth zu Abwerth ſank, — durch ſich ſelbſt, im Vereine mit andern Werthen, zu einer Gewährleiſtung ſeiner ſelbſt gelangen könne? bildet den Ausgangspunkt zu detaillirt durchgeführten Vorſchlägen, wobei freilich zuletzt auch ein moraliſcher Faktor mit in den Calcül gezogen werden muß. Dieſer Aufſatz war, wie es ſcheint, vom Verfaſſer ſelbſt für den Druck beſtimmt; denn auf einer Art von Umſchlag finden ſich, von Meyern's Hand, die Worte:

„Dieſe Aphorismen ſind entſtanden lange, ehe man deren wirkliche Erfüllung hoffen konnte.

„Als einzelne Bruchſtücke eines größern Ganzen wage ich ſie jetzt nur in ſo weit vorzulegen, als ſie erweiſen,

daß dieſelben Ideen ſchon von Mehreren beſprochen und erwogen worden ſind, und in wie ferne der, welcher ſo denkt, vielleicht noch nützlich werden kann, gegen manche zu erwartende Irrung der öffentlichen Meinung oder der einzelnen Abſicht, welche der Ausführung eines ſo wohlthätigen Planes noch entgegenwirken dürften.

„Jedes Staatsunternehmen, vorzüglich in Geldſachen, gründet ſich außer der Redlichkeit und dem Scharfblick der Regierung, auch noch zuvörderſt . . . auf die Fähigkeit der Nation dieſes Innere der Regierung anzuerkennen . . . und den redlichen und verſtändigen Sinn Aller, ſich ſelbſt unter einander zu vertrauen und der wahren Fortdauer des Ganzen einen Rang über jeden einzelnen Vortheil einzugeſtehen.

„Nur wo alle dieſe Dinge vereint ſind, kann eine wahre und große Wirkſamkeit entſtehen.

„Es wird daher eine fortgeſetzte, ſtufenweiſe Einwirkung auf den Geiſt der Nation nie unnütz ſein bei den vielfachen Stufen von Erkenntnißfähigkeit und vereinzelten Anſichten, welche ſich in ihr mit jeder öffentlichen Anſtalt durchkreuzen. Bei dem Kampfe einer Feſthaltung der alten Nominalpreiſe gegen den neuen Realwerth; weil vor Allem und ſchwer zu vermeiden iſt, daß wir nicht plötzlich aus dem wohlfeilſten Lande zum theuerſten werden.

„Endlich damit ſo manche Vortheile, welche aus dem Abwerth der Papiere ſich entwickeln, nicht verloren gehen."

Daß hier nicht der Ort iſt, dieſen Entwurf in ſeiner ganzen Ausdehnung mitzutheilen, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. — Ein zweiter Entwurf war der zu einer

„Geſchichte des Jahres 1797.“ Zu dieſem, deſſen Nichtausführung oder Verluſt wohl am meiſten zu bedauern iſt, findet ſich ein Vorbericht, mit der Aufſchrift: „Geſichtspunkt der Bearbeitung.“ Dieſes Vorwort ſcheint mir zu anziehend, um es unſern Leſern vorzuenthalten. Hier iſt es.

„Actenſtücke waren meine Quellen *). Sicherſtellung der Thatſachen war mein erſter Zweck.

„Den Geiſt, aus welchem, was geſchah, geſchehen mußte, wünſchte ich durchſcheinen zu laſſen.

„Actenſtücke ſind Werke der Nothwendigkeit; ſie tragen die Beſchränkung, unter welchen die Form der Geſchäfte, die Erforderniſſe des Tages ſie veranlaſſen. Sie ſind Ausflüſſe der Individualität, welche in ihnen nach ihren Abſichten ſich ausſpricht. . . . Verſtändigungen, Rechtfertigungen ꝛc. entſtanden, wie der Augenblick für den Augenblick ſie forderte. Aber eben dadurch ſind ſie auch keine, auf reinhiſtoriſches Erforderniß, auf einer entfernten Zeit hiſtoriſche Fragen — in ihrer Entſtehung berechneten Stücke.

„Starr und abgeriſſen ſtehen ſie meiſt. Sie verknüpfen ſich ſelten; ſie erklären ſich ſelten; ſie laſſen ſich aufnehmen in ein Ganzes; aber ſie führen auf keines; ſie ſind mehr an ſich; aber darum führen ſie nicht auf Wahrheit der Verkettung, noch zum Innerſten der Ergebniſſe. Sie fordern eine kritiſche Erwägung. Aber eine

*) Denn auch die gedruckten Werke der Zeit kann ich für nichts Anderes nehmen

solche Erwägung fordert den Standpunkt entscheidender Uebersicht: oder sie kann nur die Lücken, welche sie bemerkt, andeuten, und sich selbst bescheiden, daß sie Stückwerk liefere.

„Sind es vollends nur die Gesellschafts-Acten des einen Theiles, so zeigen sie meistens nur zufällig die zweite, wichtige Hälfte des historischen Stoffes . . . die Schritte und Beschaffenheit des Feindes, des Landes, der allgemeinen Lage der Dinge.

„Darum wählte ich den Weg, welcher künftige Aufklärung am leichtesten in sich aufnimmt . . . um „Jeden, so viel möglich, durch sich selbst sprechen zu lassen", auch darum,

a) „weil dabei am angemessensten, viele kleine Momente sich erhalten, welche in eine Erzählung kaum zu fassen sind; welche kaum hervortreten; welche unmerklich, ohne daß man ihre einzelne Wirkung bestimmen kann, und doch so mächtig in die Ferne wirken.

b) „Weil, indem Jeder selbst spricht, seine eigenthümliche Sehart, sein Charakter, die Eindrücke seiner Lage auf ihn . . . Dinge, welche in der Wirklichkeit so viel entscheiden — anschaulicher als in der Erzählung bestehen.

c) „Weil das Gute oder das Hinderliche der Geschäftsführung, die Form der Verhältnisse, dabei am sprechendsten aufbewahrt wird.

d) „Endlich, weil die, auf diesem Wege um so sichtbarere Lückenhaftigkeit der Akten ein Anlaß werden kann . . . nachzudenken über eine verbesserte Grundlage der Quellen für künftige Feldzüge; in welchen mit bestimmter Rücksicht

auf Geschichte und Belehrung, aus unmittelbarer Ansicht und frischem Gedächtnisse.

Ereignisse nach ihrem Zusammenhang und innern Antrieben,

Gegenden nach gegenwärtiger Anschauung,

jede Sache, wie sie übereinkommend oder verfehlend, zu rechtem oder unrechtem Zeitpunkt geschah, und was von ferneher darauf einwirkte — von sorgfältiger Hand verzeichnet würden.

„Es fordert aber eine solche Verzeichnung noch keine historische Kunst, sondern nur historische Methodik und historischen Sinn, einen stets herrschenden Hinblick auf das entscheidend Historische vorzüglich des militärischen und des materiellen Stoffes der Geschichte, nämlich des Ortes und der Ortsbeschaffenheit, Lage und Gegenstände, welche den Bewegungen zu- oder entgegenstanden.

„Der Witterung und der Wege;

„Der Zeit und der Zeitdetails; weil auch Stunden für die Beurtheilung eines Vorganges entscheidend werden können.

„Der Beschaffenheit der Truppen, eigne und feindliche Truppenzahl und stetiges Ganzes ihrer Vertheilungen, ihrer Verstärkungen; nach den Verhältnissen des Landes und der Unternehmungen; der Verpflegung und innern Erhaltungsanstalten beider Theile;

„Der aus frühern Vorfällen herabströmenden Anläße der jetzigen;

„So wie der in den Ansichten, Meinungen, Theoremen ꝛc. der Anführer und ihrer Rathgeber vorbereiteten

oder auf die hervorgebrachten organischen Verfassungen, Einrichtungen, Fertigkeiten und Bildungsweisen der beiden Heere gegründeten Form und Anwendung der Unternehmungen.

„Genaue und sorgfältig gesicherte, militärisch wissenschaftlich erhobene Angaben der eigenen, wie der feindlichen Stellungen und Bewegungen, als: wissenschaftlich erhellenden Gegensatz, um Glück und Unglück, Weisheit oder Nichtweisheit der eigenen und feindlichen Unternehmungen ermessen zu können.

„Es ist aber nur die ächte Wahrheit belehrend, d. h. die richtige Entwicklung jeder Sache nach den Elementen ihres Geschehens, und die feste Unabhängigkeit der Strenge auch gegen eigene Fehler.

„Für den so wichtigen Theil der feindlichen Bewegungen beschränkten sich meine Quellen auf

den Moniteur.

Campagnes de Buonaparte.

Desjardins Campagnes des Français en Italie.

Campagnes des Gaulois en Italie.

Vies des Generaux.

La Trille Considerations.

Posselt's Annalen und Taschenbuch.

Politische Journale.

„Alle enthalten beinahe nur „Worte zu jener Zeit handelnder Personen", etwas geordneter oder lockerer zusammengestellt. Auch die in den gedruckten Schriften vorfindlichen Berichte feindlicher Generale sehe ich bis jetzt nur als individuelle Actenstücke an, von denen auch das

Eingangs Gesagte gilt. Geschichtlich vollständigen Stoff jener Zeiten gibt es noch von keiner Seite. Nur wenn einst Viele, was sie gesehen und beobachtet haben, mit freier Ruhe eröffnen — wenn sie sich aufgefordert dazu sehen durch die Verhältnisse — wenn die Parteien und Ursachen der Verhüllungen wegfallen — wird ein Ganzes möglich werden.

„Ich kann alle diese genannten Werke im Grunde nur für ein Werk erklären, da sie alle nur Abschriften ein und derselben Quelle — der Berichte des Moniteurs — enthalten. Einseitige Ausflüsse des Zeitgeistes, das Treiben einer Nation, die nur sich betrachtete und nur sich selbst erheben wollte: die Stimme derer, die da glänzen oder Absichten erreichen, oder ihre Macht befestigen wollten, oder ihrer Anbeter, welche in fremdem Schimmer ihren eigenen suchten, sind eine sehr trübe, schwache Quelle der Geschichte.

„Nirgends tritt richtige Bezeichnung ihrer Feinde, historische Tendenz oder wissenschaftliche Absicht mit ein. Was Jomini, als Lehrender, sagt — ist nur allgemein oder zur Hervorhebung eines Theoremes gesprochen, nicht geschichtliches Entwickeln.

„Noch sind die Stoffe der Zeit nicht reif, nicht reich, nicht treu und nicht umfassend für ihre Geschichte. Die stille Wahrheit findet noch keinen Schutz. Die Werke der Wenigen, welche für eine ernstere Belehrung der Nachwelt sorgen, liegen verschlossen. Noch sprechen nur die Parteien, der Ton derer, welche Alles nach ihrem Gebrauche stempeln, oder welche dienen und gewinnen

wollen. Noch ist Alles viel zu sehr Stoff der Individualität und der Lebenden, nicht freigewordener, allgemeiner Stoff der Menschheit, entbunden von der Polarität vereinzelter Beziehung.

„Vor Allem aber hindern zwei Dinge, wie zu jeder Zeit, so vorzüglich in unserer, das wahre, ruhige, belehrende Hervortreten der Ergebnisse.

„Erstens sind die, welche die Dinge hervorbringen, selten geeignet oder auf dem Standpunkte historischen Sinnes; noch ist der Ton der Geschäfte dafür gestimmt. Jedes Handeln versenkt in die Gegenwart. Ihre Berichte sagen also nur mit wenigen Umrissen, was sie erreichten oder erreichen wollten, oder was für die, welche selbst im Gang der Geschäfte leben, hinreichend ist, ein Motiv ihres eigenen Mitwirkens vor Augen zu haben: nicht aber für Andere.

„Zweitens: die Macht und der Geist des Volkes, welches jetzt vom größten Einfluß ist: dessen Charakter nie und jetzt am wenigsten einem edlern historischen Sinne sich verwandt erzeigte, weil das Glück den, der in glänzenderem Erfolge sich selbst nur schmeichelt, durch Trotz und Hoffart von jedem Streben nach Wahrheit zurückzieht, die aber, welche unglücklich werden, ihren noch frischen Gram in Schweigen verhüllen. Nur wenn die ersten Eindrücke vorüber sind, wenn die Gegenwart in eine entferntere Zeit sich verwandelt, werden die, welche wahrhaft sich belehren wollen, oder welche das Unglück dazu zwingt, ernsthafter in den Ereignissen nach deren Ursachen forschen, oder die, welche frei beobachteten, den Zeitpunkt finden, wo ihre Bemerkungen sich mittheilen lassen.

„Nach den Materialien, welche mir offen ſtanden, fixire ich den Standpunkt meiner Arbeit durch den Namen einer Chronik.

„Liegt auch auf dieſem Namen eine Art Geringhaltung; ſo glaube ich doch, daß eine, mit hiſtoriſchem Streben geſchriebene Chronik die brauchbarſte Form für die Erweckung hiſtoriſcher Anſicht ſei; denn die Zeitfolge allein zieht ſchon von Urſache auf Wirkung — eine beſtimmt erſichtliche Bahn.

„Die ſchlichte Darlegung der Thatſachen, wobei weder die Eitelkeit, durch Stellung, Zeichnung und Farbe zu glänzen, noch die Beſchäftigung eigner abſichtlicher Wendungen, oder die nach eignem Meinen geordneten Verhältniſſe ihr Spiel ſuchen, verbreitet eine ruhige, durchſichtige Helle über das Ganze, in welcher jeder Leſer ſich wohl befindet.

„Auch die Schwächen, die Unarten des Verfaſſers erſcheinen in dieſer einfachen Form weit warnender und klarer, als unter blendenderm, künſtlicherm Anſtrich.

„Alſo habe ich der Geſtalt einer Chronik mich näher zu halten geſucht.

„Sehr militäriſch belehrend konnte meine Erzählung nie werden. Es fehlen die Stoffe. Nur was Unternehmungen begründet und Erfolge entſcheidet, macht, wenn es darzulegen iſt, die Erzählung belehrend

„Weniger entſchied in dieſem Feldzuge die militäriſche Kunſt, als das Langverſäumte, das matt Schleichende, das Verworrene der Anſtalten; ich habe überall den Blick darauf zu richten geſucht: wie viel bedeutender der admini-

ſtrative Organismus auf die Erfolge wirkte, als irgend etwas Anderes. Der Feldzug ward mehr verloren durch die, welche die Armeen aufſtellten und ſammelten, als die, welche ſie anführten. Vieles entſchied der Ton und die Stimmung der Gemüther. So umſtändlich auch die Actenſtücke über den Tag bei Biroli ſind: wer kann ſich darum das plötzliche Nachlaſſen aller Springfedern erklären!?

„Kriegeriſche Ereigniſſe aber werden nur vollſtändig ermeſſen durch den Vergleich der phyſiſchen und moraliſchen Kräfte, der Oertlichkeiten und der Beweglichkeit, der Umſtände und der Geſinnungen, der militäriſchen Formen und des militäriſchen Wiſſens ꝛc., welche beiden Theilen zu Gebot ſtanden. Aber in dem Vergleiche des Geiſtes, mit welchem Regierungen und ihre Heerführer dieſes Alles in frühern Anordnungen der nationellen Hilfsquellen vorzubereiten, für jetzige Erforderniſſe zu benutzen wußten, in dem Vergleiche des Einfluſſes, mit welchem Glück oder Unglück auf die Meinung, auf das Vertrauen, auf die innere techniſche oder geiſtige Haltung der Heere wirkte — liegt der höhere, entſcheidendere Stoff der Geſchichte.

„Keine Gegenwart kann verſtanden werden ohne das Licht, welches die Vergangenheit auf ſie wirft. Keine jetzige Periode kann hiſtoriſch betrachtet werden, ohne eine genaue Umfaſſung der beherrſchenden Zeit. Gleich jeder andern Geſchichte beruht die Kriegsgeſchichte — für jede tiefere Durchſchauung, und alſo auch jede tiefere Darſtellung — auf zwei Elementen: a) Vergangenheit und b) Gegenwart.

a) „Vergangenheit nenne ich das, was eine

Regierung seit Jahren zu sein wußte und ihr Volk werden ließ: das, was also an Kraft der Gesinnungen, der Veranstaltungen, der Vorbereitungen und des Wissens seit Jahrhunderten sich sammelte . . . die frühern Ursachen der jetzigen Wirkungen, der alte angesammte Geist, der Keim und der Charakter eines Staates: Maximen und Illusionen, welche die Meinung des Regenten von seinem Volke, des Volkes von seinem Regenten ꝛc. entscheiden.

„Jeder Krieg ist, seinem größten Theile nach, der Erfolg eines lange vorher bestandenen Zustandes, der Probetag der Völker vor den Augen der Zeit: ein Weltgericht über die seit Jahren mit mehrerer oder minderer Weisheit gesammelten Elemente wahrhafter Kraft.

b) „Gegenwart nenne ich . . . die Summe aus der Vergangenheit gesammelter Kräfte, die Masse seit Langem her bestehender Anstalten, die Art ihrer Anwendung, welche aus dem Geiste des jetzigen Geschlechtes ihre Bewegung, ihre Haltung, ihre Bahn zum wirklichen Gebrauch der jetzigen Erfordernisse empfängt, welche die Begebenheiten veranlaßt, die aus dem Kampfe mit dem Geiste eines Gegners hervorgehen mußten.

Um zu noch wahrern Ergebnissen zu gelangen, muß dies alles endlich übertragen werden auf den Charakter, auf die Verhältnisse des Heerführers in dem dreifachen Kampfe seines Amtes.

Gegen den Feind; gegen den Charakter der feindlichen Heere und Führer.

Gegen die Beschaffenheit oder das Mangelhafte seiner eigenen Werkzeuge.

Gegen den Geist derer, welchen die oberste Macht über seine Unternehmungen, oder die Vorbereitung seiner Werkzeuge, seiner Bedürfnisse ꝛc. zusteht.

Etwas Unmeßbares aber bleibt immer .... das Genie — die Gewalt einer Begeisterung ... das menschlich Unvorsehbare eines plötzlichen Ereignisses.

Auf dieser steten Nebeneinanderstellung beider Staaten, beider Heere, beider Heerführer, und der Reize, welche alte Eigenschaften höher beleben oder neue entwickeln, beruht das wahrhaft Belehrende der Geschichte ... d. h. die Erleuchtung der Ursachen des verschiedenen Erfolges beider Theile; die Erleuchtung der Kräfte, durch welche das Wissen in seiner Wirkung bedingt, das Talent entbunden oder beschränkt wird: und was als Maxime der Verbesserung sich daraus ergibt. Denn zum Bessern, d. h. zur Erkenntniß des Gebrechenden — führen soll doch jede Geschichte.

Ohne diesen ihren geistigen Stoff gibt es meines Erachtens keine durchgreifend umfassende, also wahrhaft belehrende Kriegsgeschichte. Darum sind aber auch die meisten so unbefriedigend, und können es auch nicht anders sein, weil sie in sich selbst nur auf Trümmern beruhen; weil die Wahrheit so häufig verhüllt und die vorüber fliegende Wirklichkeit von so Wenigen richtig ergriffen, dem Geschichtschreiber zu umfassender Richtigkeit aufbewahrt wird; weil im unendlichen Stoffe der Zeit das Meiste in seinem Entstehen schon dem Auge sich entzieht; weil die Meisten aus Technik und Berechnungen allein erklären wollen, was nur durch menschliche Stimmung möglich

ward und ohne den Geiſt der Zeiten und Regierungen ſich nicht verſtehen läßt. So lange wir für dieſen Theil nicht reinere Stoffe und Quellen anzuwenden haben, ſo lange man ſie nicht vorbereitet, ſie verweigert oder nicht herbeiführt: werden alle Kriegsgeſchichten, auch noch ſo wiſſenſchaftlich gedacht, dennoch nur halb belehrend, ein nie in ſich ſelbſt geſchloſſenes Ganze ſein.

Da ich nur eine vollkommene Darſtellung, nicht bloß deſſen, Was — ſondern Wie es geſchah (d. h. das vollſtändige Ganze einer Periode von Ereigniſſen, nach dem vollen Umfange all ihrer erkennbaren, weit oder nahe zuſammenwirkenden, innerſten Urſachen entwickelt), für Geſchichte halte: da ich dafür keine Stoffe fand, und mir kein, das Ganze bis in ſeine innerſten Elemente verfolgendes Urtheil beimeſſe: ſo habe ich meine Arbeit nur unter dem Geſichtspunkt einer Chronik vollbracht und ſtelle ſie nur auf dieſe Linie."

So weit Meyern's Vorwort.

Zuletzt muß ich noch eines einzelnen, abgeriſſenen Blattes erwähnen, welches ein, freilich ganz kleines und ungenießbares Bruchſtück einer Erzählung enthält, die in der Epoche Konradin's von Hohenſtaufen gehandelt zu haben ſcheint. Ich halte es für eigene Conception, weil der zu charakteriſtiſche, aus „Dya-Na-Sore" bekannte Styl in den Landſchaftsſchilderungen auffällt. Es würde nur zum Belege dienen, daß Meyern doch auch den Umgang der Muſe nicht ganz verſchwor.

So viel von Meyern's Geſchichte, Charakter, Erſcheinung, Entwürfen. Ueber ſeine Stellung zur Literatur,

über seinen Werth als Schriftsteller weitläufig zu verhandeln, scheint mir überflüssig. Ich habe mich im Vorworte zu der neuesten Auflage von „Dya-Na-Sore" (I. S. III u. f.) darüber ausgesprochen, und will mich nicht wiederholen. Seine ältere Schrift ist bekannt; das Vaterland hat darüber geurtheilt. Die hinterlassenen liegen vor; es wird sie beurtheilen. Ueberhaupt will Meyern's Wort nicht als ein geschriebenes, sondern als ein gesprochenes aufgenommen und gerichtet sein. Und diese Ansicht von dem geistigen Verkehr durch die Presse, in so fern sich das Wort um Denken und Handeln bewegt, wird, wenn ich nicht irre, mit der fortschreitenden Zeit, sich immer klarer und allgemeiner herausstellen. Denn alles Schreiben, die dichterische Production ausgenommen (und selbst diese sollte eigentlich gesungen, erzählt oder gespielt werden!), ist eigentlich Gespräch, — lehrendes oder wechselseitiges. Möchten Schreibende wie Lesende dies bedenken!

Nun zum Schlusse das Hauptergebniß in größeren Contouren: Meyern war, — was man von so wenigen unserer Landes- und Zeitgenossen sagen kann, und was so viel sagen will — ein Selbstdenker. Er geht frisch, wie ein kräftiger Sohn der Natur, an die ewigen Probleme, welche die Geschichte, wie die Gesellschaft, durch ihre wachsenden Verwicklungen nur noch mehr verdunkelt hat; die Bildung, die er sich angeeignet, liefert ihm Waffen; aber ihr schweres Rüstzeug hindert ihn nicht im Kampfe; er verliert nicht, wie es ganze Nationen und Epochen gethan haben, über den Mitteln den Zweck aus den Augen; und wir, die wir ihn lesen, fühlen uns mehr

gestärkt, bestätigt oder angeregt, als belehrt oder unterhalten. Meyern's Schriften können eigentlich nur von Wohlwollenden verstanden werden; nicht von Solchen, die dem Verfasser, sondern von Solchen, die überhaupt wohl wollen; denn sie sprechen im Grunde mehr zum Willen, als zum Gedanken; und ich möchte in diesem Sinne die Wirkung, die sie hervorbringen, eine erbauliche nennen; sie bauen Kraft, Erkenntniß und Schönheit in uns auf. Sittlicher als Montaigne, tiefer als Labruyere, praktischer als Jacobi, schärfer und bestimmter als Herder, hat er Etwas von allen diesen, und Etwas dazu. Es ist nicht, was Meyern sagt, es ist der Geist, aus dem er es sagt, was seinen Worten ihren Werth verleiht. Dieser Geist spricht sich denn auch in der Darstellung aus; und wenn irgendwo, so gilt es von ihm: Le Style c'est l'homme. Die hingeworfene, abgebrochene Kürze, die kühnen Wörterfindungen und Combinationen sind nicht, wie es flüchtig erscheinen mag, skizzenhafte Eile, sondern — wie einst Wieland's hingegessene Verse — Resultate des sorgfältigsten Kürzens und Feilens. Ein Beleg dieser Sorglichkeit ist der Aufsatz „Stammfolge der Wissenschaften," wozu ich wiederholte Concepte fanden (vom Abschnitte „Mathematik" allein vier); wir haben natürlich das Reifste gewählt.

So ragt Meyern in unsere Gegenwart herüber, wie die einfache, große Natur mit Fels und Wald in unsere, durch Villen und Gärten verkünstelten — wir sagen „verschönerten" — Landschaften. Glaube und Liebe sind ihm nicht, wie jetzt den Meisten, Treibhausgewächse einer durch

müßige Sehnſucht genährten Weichlichkeit, ſondern kernhafte Früchte des ſittlichen Charakters. Auf ihn, als dasjenige, wodurch alles Andere bedingt und bewerthet wird, dringt er überall; und wenn ein großer Dichter, als er von uns ſchied, in unſerer neuen Literatur das Männliche vermißte, ſo können wir dieſe Lücke nicht beſſer ausfüllen, als durch Meyern, der dies Element vollkommen — Viele werden ſagen: bis zum Uebermaße — repräſentirt. Seine Schriften ſind von einem kundigen Beurtheiler treffend „geiſtige Thaten" genannt worden, und ſo möchte ich ihn als einen „Krieger unter den Schriftſtellern" bezeichnen. Er rang mit Fichte, Peſtalozzi und andern deutſchen Männern einer ſchönern Epoche um die Palme intellectuellen Heldenthums. Das Vaterland ehrt ihre Gräber. Ihr Ringen war nicht vergebens; denn eine unberechenbare Wirkung im Reiche der Geiſter geht von jedem, auch dem ſtillſten, menſchlichen Daſein aus. Warum erkennen wir die Beſten ſo ſelten im Leben? „Wie Wenige wagen es, einen Andern zu verſtehen; wie Wenige wagen es, ſich verſtehen zu machen! Wir gehen aus der Welt, ohne uns zu faſſen; der ſchönſte Theil unſeres Daſeins: das Anerkennen edlerer Menſchheit, die freie Gerechtigkeit offener Gemüther, die Kunſt, ſich jeden Menſchen als ein Ganzes zu denken, wird ſo furchtſam geübt. Nur ſtückweiſe ſehen wir uns, und nur im Tode, wie in einem trüben, ſtillen Spiegel, wagen wir einen Blick auf die reine Lichtgeſtalt des Entflohenen. — Laßt dies meine Grabſchrift werden." (Dya-Na-Sore: V. 296. 234.)

Wir aber wollen ſie, indem wir ſie ſetzen, als ein

Wort des Lebens aufnehmen, und die ernste Betrachtung soll uns Muth und Stärke zu frischem Wirken, — Glauben an eine Ewigkeit geben!

Die Kunstvereine.

Jetzt, wo man sich zu Allem associirt, wo der Einzelne sich nur dadurch verzinst, daß er sich der Totalsumme des Ganzen zulegt, wo durch die Uebung, zu den verschiedensten Zwecken Vereine zu bilden, das Vereinwesen in sich selbst ausgebildet worden ist, und dadurch auf die schon bestandenen Vereine ein neues Licht fördernd zurückstrahlt, — mag es denn auch an der Zeit sein, die Frage von den Kunstvereinen wieder einmal aufzunehmen. Nicht sie allseitig zu beantworten, kann hier unsere Aufgabe sein; ich setze Leser voraus, welche die bisherigen Antworten gehört haben, und begnüge mich, ohne alle concrete Anwendung, allgemeine, abgerissene, — wenn man will, einseitige — Andeutungen zu geben; mag man sie nun zur Antwort oder zur weitern Frage zählen. Wäre doch Jeder, der ein Ganzes zu integriren denkt, ehrlich bemüht, nur Eine Seite desselben ganz und deutlich zu sehen!

Was wollen Kunstvereine? oder eigentlicher: was sollen sie wollen? Den Künstler bilden? gewiß nicht. Den Künstler bilden drei Dinge: die Schule, die ihm die Grundbedingung aller Kunst, das Handwerk, überliefert, — das Leben, das ihm Stoff, Anregung und einen Raum des Wirkens gewährt, — und der eigene Genius (denn

ich ſprach vom Künſtler, — und wer es nicht iſt, wird es ewig nicht!), der mit jenen Beiden gebahrt, und Etwas ſchafft, das nicht gegeben werden kann. Dieſe Bedingungen erſetzt kein Kunſtverein. Er iſt zu weit, um eine Schule, — zu eng, um ein Leben zu vertreten, — und den eigenen Genius — wer verträte den? Der Verein kann höchſtens geiſtig auf den Künſtler zurück wirken, indem er ſein Beſtreben an dem Bedürfen und Erkennen ſeiner Zeit rectificirt, kann ihm materiell nützen, indem durch vermehrten Abſatz ſeiner Werke ſeine Thätigkeit unbedingt vermehrt wird. Iſt er dadurch wahrhaft gefördert? Dem Künſtler alſo nutzen Vereine nur ſecundär. Freilich iſt auch dieſe ſecundäre Wirkung wichtig, und wir wollen ſpäter auf ſie zurückkommen. Aber wem ſollen ſie denn eigentlich und vor Allem nützen? Ich ſage: der Kunſt. Der Kunſt? das iſt ſehr abſtract. Kann man ſich eine Kunſt ohne Künſtler denken? nein, aber ſehr gut ſogenannte Künſtler ohne Kunſt! Doch, ohne Scherz in einer völlig ernſthaften Sache! Einſam und abgetrennt bleibt ewig der Künſtler von ſeiner Mitwelt, ſein Streben ſinkt in ſich zuſammen und verglimmt traurig, wenn nichts eintritt, was ihn und die Welt, in einem gemeinſamen Bedürfniſſe, vermittelt. Zwiſchen ihnen wird dieſe Vermittlung nie zu Stande kommen, oder doch nie Segen bringen; denn erniedrigt ſich der Künſtler dahin, ſeiner Welt und Zeit zu ſchmeicheln, ſo iſt Er und mit ihm — ohne es zu ahnen — auch ſie ruinirt. Mit der Sehnſucht nach dem Beſſern iſt das Gute für immer vernichtet. Ueber ihnen jedoch gibt es eine Vermittlung: die Kunſt. Wenn ſie Beide dahin ge-

leitet werden können, zu ihr hinaufzuseh'n, so wird dort ihre Ausübung, hier ihre Anerkennung möglich werden. Und diese Versöhnung, zum Frommen Beider, des Künstlers und des Publikums, im Leben zu vermitteln, — das scheint mir die schöne, die erreichbare Aufgabe der Kunstvereine; deßhalb ihre Aufgabe, weil sie von Einzelnen durchaus nicht zu lösen ist. Diese Vereine hätten also das herrliche Prärogativ, die Kunst selbst zu repräsentiren, — durch Bewahrung ihres Palladiums auch den Sinn für sie, bei Schaffenden und Genießenden, zu wecken, (ältere, bezopfte Zeiten hießen's „Geschmack," neuere haben mit dem Worte auch die Sache verworfen); laßt sehen, wie sie dieser Mission würdig sein können!

Für's Erste müssen sie an dem Alpha und Omega festhalten und kein Haar breit davon weichen: Die Kunst hat ihren Zweck in sich, und nicht außer sich; eben der Zweck der Kunst aber, und kein anderer, ist und bleibe auch der Zweck der Vereine. Jede äußere Rücksicht, und wäre es eine höhere, als die Kunst selbst, hindert diese an ihrer Vollendung in sich selbst. Ich sage nur, was schon oft gesagt worden ist, und was, obwohl es nie gesagt zu werden nöthig sein sollte, doch nie genug gesagt werden kann: Wer die Kunst kennen, üben und fördern will, muß sie um ihrer selbst willen kennen, üben und fördern lernen, oder sie bleibt ihm ewig stumm und todt. Religion, Moral und Staat können nur mittelbar aus der Kunst gewinnen, in so ferne sie nämlich überhaupt den Menschen bildet, erhebt, verschönert. Emollit mores, nec sinit esse feros. Wenden wir das auf die Gegenstände

dieſes Aufſatzes an, ſo tritt uns gleich das wichtige Ergebniß entgegen: Es gibt keine patriotiſche Kunſt, — es gibt nur vaterländiſche Künſtler. Dieſe Letzteren können bei einem vaterländiſchen Vereine im Auge behalten werden, ohne das Phantom der erſtern verkörpern zu wollen. Man weckt ihren Kunſtſinn, indem man ihn, die Feſſeln der Oertlichkeit und Gegenwart abſtreifend, in's Weite und Große, in's menſchlich Allgemeine führt. Das heißt nicht den vaterländiſchen Künſtler fördern, wenn man ihn und ſeine Sphäre vor dem Fremden bevorzugt, ſondern wenn man ihn, an dem Großen der Vergangenheit, über die Enge ſeines bisherigen Geſichtskreiſes erhebt. Man fördert ihn nicht, und noch weniger die Kunſt, wenn man ihm durch Ankauf ſeine Thätigkeit überhaupt erleichtert, ſondern wenn man ihn veranlaßt, das Vortreffliche, es komme, von wo es wolle, zum Muſter zu nehmen und auch etwas Gutes hervorzubringen, welches dann erkannt und unterſtützt werden ſoll. Es kommt nicht darauf an, daß man wie ein thörichter Verſchwender eine Menge, die ſich herandrängt, für Nichtigkeiten belohne, ſondern daß man wie Papſt Julius II. ein Auge habe, einen — Raphael zu erkennen. Das Publikum aber wird nicht gefördert, indem man ihm ſchmeichelt und es mit Modekram ſättig't, ſondern indem man es achtet, ihm Sinn für das Schöne zutraut, und dadurch dieſen Sinn, auch wenn er nicht da wäre, erregt, — da der an das Beſſere gewöhnte Blick nicht umhin kann, ſich allmählich vom Gemeinen wegzuwenden, wie es ja bei den Griechen war, und in Italien faſt noch iſt. Das können Vereine durch

das Hervorziehen noch unbekannter Talente, durch den Ankauf und die Ausstellung bedeutenderer Kunstversuche, und besonders durch öffentliche Besprechung derselben,

Bei der Wahl der Arbeiten wäre denn besonders auf die Kunstrichtung, auf den innern Ernst des Bestrebens, zu sehen, — und hier scheint mir ein einseitiges Wort an der Zeit. Es ist allerdings wahr, daß in der Kunst nicht das Wollen, sondern das Können entscheidet, und daß das Kleine, aber in sich Vollendete, vor dem unreifen, unzulänglichen Großseinwollenden den Vorzug verdient. Aber eben so wahr ist das Gegentheil; daß das Großgedachte, wenn auch Unfertige, dem meisterhaft ausgeführten Unbedeutenden vorzuziehen ist. Wie solche Gegensätze gleich wahr sein können? Zu verschiedenen Zeiten. Man erwäge den Gang und die Zustände der Kunst reiflich, und man wird sich nicht verhehlen können, daß der zweite Fall der unserer Zeit ist. Es ist wieder wahr, daß alle Gattungen der Kunst, von der Darstellung des Weltgerichtes bis zur leblosen Arabeske, gleichmäßig Kunst sind — oder besser: daß der vollendete Meister, der im Elemente der Kunst webt und waltet, vom Gotte zum Schnörkel herab, Alles, was er berührt, in diesem Elemente zu verklären weiß; aber es ist eben so wahr, daß es doch eben Gattungen sind, von denen die eine dieser Verklärung fähiger, die andere ferner ist, also jene höher, diese niedriger genannt werden muß. So hielt man es von jeher und wird es stets so halten müssen. — Auch Blume, Landschaft, Stillleben sind dem echten Künstler Buchstaben für die Sprache seines Geistes, wodurch er zu

dem unsern sprechen kann, — und man muß beim Kunsturtheile darauf sehen, daß er auch in ihnen sich wirklich ausspricht. Aber das Antlitz und die Gestalt des seiner Zeit- und Ortsbedingung entrückten Menschen, des Heroen, des Halbgottes, des Gottes, den nur die wahre Kunst unserem Auge faßlich machen kann, wird doch, denke ich, eine andere, eine höhere Sprache geben, als Blume, Landschaft, Stillleben und die aufgeputzte Wirklichkeit? Laßt uns daher den ungeschickten, längst getadelten Ausdruck „Historienmalerei" wegwerfen, aber jeden Versuch in der höheren Kunstsphäre, wenn er nur irgend Sinn und Anlage für das Rechte und Große zeigt, wie einen Wunderkeim begrüßen und hegen! Vereine können hier viel thun, ohne auf zufällige Begünstigungen zu warten; sie können jenen Sinn nähren, und dadurch diese Begünstigung herbeiführen. Hierzu sind, außer dem erwähnten Ankauf und der Ausstellung solcher Werke, an denen sich dann das Anschauungsvermögen der Liebhaber üben kann, besonders Aufgaben, nach Umständen Prämien, wobei der Verein Gegenstände der höhern Gattung wählt, und dann die Zuerkennung oder Nichtzuerkennung des Preises durch öffentliche Kritik motivirt, ein treffliches Mittel. Man lernt dann allmälich bemerken, worauf es bei Compositionen eigentlich ankommt, und die durch Licht-Effecte, Farbenglanz oder gar Kleiderstoffe bereits blasirte Aufmerksamkeit findet neue Nahrung.

Dasselbe, was hier von den Gattungen einer Kunst angedeutet worden, gilt denn auch von den verschiedenen Kunstzweigen, von welchen namentlich dem unbestreitbar höchsten

und edelſten, der Plaſtik, die zur traurigen Ironie ihrer ſelbſt zu werden droht, wieder einiger Aufſchwung ſehnlichſt von jedem echten Kunſtfreunde gewünſcht wird. Ihr könnte vielleicht außer den Kunſtvereinen auch ein Verein der Künſtler, wie ihn Goethe („Verein Deutſcher Bildhauer.“ Werke. 12 z. Ausg. 44. Bd.) vorſchlug, frommen. Kunſtvereine müßten beſonders ihre Verzweigung mit den verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft benützen, um zur künſtleriſchen Verzierung verſchiedener Localitäten, Kirchen, Paläſte, Schulen, Aemter, Plätze, Vergnügungsorte, Brunnen, u. ſ. w. einzuladen, dadurch die Künſtler zu beſchäftigen und zugleich die Kunſtliebhaberei und in ihrem Gefolge allmählich den Kunſtſinn zu wecken und zu verbreiten. Ueber das Reifen der jüngern Künſtler, welches gut dotirte Vereine gleichfalls unterſtützen können, iſt manches Für und Wider geſagt worden. Unter der gehörigen Anleitung, bei paſſender Wahl und Ueberwachung wird das Für noch immer den Vorrang behalten. Der autochthoniſche Dichter, der nichts lieſt, und der autodidaktiſche Maler, der nichts ſieht, werden immer bornirt bleiben, und hätten ſie die Innigkeit eines Dürer.

Eine ſchöne Wirkſamkeit der Vereine nach Innen wäre auch die Vereinigung der Künſtler und der Künſte. Welche Welt eröffnet ſich uns in der Ausſicht, daß ſie Hand in Hand, von einnander lernend, einander helfend, ſich verbänden, unſer Daſein wie einen ſchönen Tempel zu bauen und zu ſchmücken?

Eine andere Frucht nach Außen fiele von dem unausbleiblichen Einfluſſe ab, den ſelbſt Gewerbe und Ma-

nufacturen durch einen im Ganzen geläuterten Geſchmack und eine im Einzelnen geſteigerte Kunſtübung erfahren würden.

Die Herausgabe einer Sammlung, ſo wie, etwa damit in Verbindung, einer periodiſchen Schrift (wie z. B. die „Annales du Musée et de l'école moderne des beaux-arts" in Paris) würden die Bildung des Geſchmacks im Publicum und die allgemeinere der Künſtler gleichmäßig befördern helfen. Die Letztere iſt wichtiger als man glaubt. Stets gab Allem, was vom Menſchen ſich ablöſte, ſein Inneres das unauslöſchliche Gepräge; aber jetzt vollends kann ſich die Kunſt nur erhalten, wenn ſie die Elemente der Bildung in ſich aufnimmt und zeigt, daß vollendete Cultur ihrer nicht entbehren kann.

Ich ſcheine hier in allzu nebelhaften Umriſſen ein Utopien in die Lüfte gezeichnet zu haben. Seien es pia desideria, wie ſie jetzt ſo vielfach zum Vorſchein kommen, — und mögen ſie es immerhin noch eine Weile bleiben! ohne das Ideal kein Fortſchritt, ohne Vorbild kein Streben. So viel bleibt doch gewiß, daß Vereine Viel thun können, daß ſie Mittel in Händen haben, und Mittel zu Mitteln, an die kein Einzelner reichen kann; dieſen entſchuldigt ſeine Beſchränkung. — auf ſie, die im Großen und Ganzen wirken können, hie und da ſchon gewirkt haben, blickt der Künſtler, der echte Künſtler, in dieſer für ihn bedrängenden Epoche des Ueberganges mit hoffendem Vertrauen!

Aber dieß Vertrauen ruht nur auf Einer Stütze, und jenes Utopien kann nur unter Einer Bedingung wirklich werden, — wenn die Vereine und die ſie Leitenden ſich

zu dem uralten und ewig einzigen Kredo der wahren Kunst bekennen, und ihr Bekenntniß als Grundsaz und Richtschnur laut aussprechen und festhalten. Es heißt: „Das Fundament aller Kunst ist die Natur, ihr Gipfel das Ideal (die Bedeutung); zwischen Beiden bewegt sich bildend, unentbehrlich, das technische Bestreben.

Inhalt.

Seite

J. J. Wagner's kleine Schriften. Auch unter dem Titel: Strahlen deutscher Weltanschauung. Herausgegeben von Ludwig Philipp Adam 1

J. J. v. Littrow's vermischte Schriften. Herausgegeben von C. L. v. Littrow, Director der Sternwarte zu Wien ꝛc. 17

Betrachtungen über einige Stellen aus Rahel und Bettina, mit Bezug auf den Aufsatz: Ueber die Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst 46

Briefe über Goethe's Faust. von M. Enk 59

Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils dieser Tragödie, von Dr. F. Dencks ..... —

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel 76

Louise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert; vom Verfasser der Nonne von Monza. Nach dem Italienischen bearbeitet..... 87

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Lud. Wienbarg.. 93

Frauenbilder; oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeare's Dramen; von Mrs. Jameson. Deutsch von Dr. Ad. Wagner 100

Hindeutungen auf eine neuere vaterländische Dichterin 107

Seite

Briefe an Joh. H. Merck, von Goethe, Herder, Wieland u. a. bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr. K. Wagner 120

Franz von Schober's Gedichte 133

Ueber Bildung und Selbstbildung. Von M. Enk 141

Ueber die poetischen Richtungen unserer Zeit. Von Melchior Meyr 148

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von Dr. G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtkunst bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts 153

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern. Von Hammer-Purgstall. 1. Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Soleiman's 1300—1521 195

— — 2. Band. Von der Regierung Sultan Soleiman's des Gesetzgebers bis zu der Sultan Murad's III.: 1521—1574 230

Friedrich von Schlegel's Biographie 248

Johann Mayrhofer 281

W. F. Mevern 305

Die Kunstvereine 338

Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's

sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Siebenter Band.

(Enthält unter Anderem Feuchtersleben's Biographie und Charakteristik vom Herausgeber.)

Wien 1853.

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

Universit
Mün
Bibliot

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Kritiken. Charakteristiken. Vermischte Aufsätze. Biographie.

Rafael als Mensch und Künstler. Dargestellt von Dr. G. K. Nagler, Verf. des neuen allgemeinen Künstler-Lexikons. (Mit Rafaels Bildniß.) München, bei C. A. Fleischmann. 1856. VIII und 365 S. gr. 8.

Man bemüht sich in den neuesten Tagen vielfältig, die Kunstgeschichte durch sorglich ausgearbeitete Biographien bedeutender Künstler zu fördern. Solche Arbeiten sind jedenfalls verdienstlich und verdienen den Dank der Kunstfreunde wie der ausübenden Künstler. Sollen sie aber Jenen zu echter Theorie, d. h. Anschauungsfähigkeit, diesen zu productiver Praxis behülflich sein, so wünscht man vorzugsweise über zweierlei Angelegenheiten aus ihnen unterrichtet zu werden. Erstens soll des dargestellten Künstlers artistische Eigenthümlichkeit genau und allseitig bezeichnet, ihm damit sein Platz in der Reihe der Vor-, Mit- und Nachwirkenden angewiesen werden; zweitens möchte man über seine innere Bildungsgeschichte, die Umstände, die ihn gehemmt, entwickelt, verschlimmert, gebessert haben, so wie über die Gestalt seines Gemüthes, die, bewußt oder unbewußt, immer auf die Leinwand übertragen wird, und deren Kenntniß das Verständniß der Werke erleichtert, Auskunft erhalten.

Diese beiden Forderungen sind nun in gegenwärtigem, mit rühmlicher Ausdauer, mit ausgezeichneter Belesenheit abgefaßten Werke nicht nach Wunsche berücksichtigt. Der Verfasser hat die Geschichte eines weit merkwürdigeren Kunstvermögens zur Aufgabe gewählt, als Reumont in seinem del Sarto, und doch weiß uns dieser seinen Mann anziehender, bekannter, bedeutender zu machen, als Nagler den seinen. Der Grund davon scheint in der vorwaltenden Liebe zur Kunst und daraus entspringenden Einsicht in dieselbe zu liegen, welche dem Biographen Andrea's sein Werk eingaben, so wie in dem gelehrten Triebe, welcher dem Biographen Sanzio's das seine dictirte. Denn die Gelehrsamkeit und das Kunstgefühl scheinen sich nur in dem einzigen Winkelmann mit einander vertragen zu haben. Reumont hat die Bilder des Andrea gesehen, geliebt, und in ihr Leben einzugehen versucht; Nagler trägt mit unermüdetem Fleiße Nachrichten und Beschreibungen aus Schriftstellern zusammen, die er selten widerlegt, da sie doch oft so gänzlich differiren. Die weimarischen Kunstfreunde, Schlegel, Rumohr, Passavant, Schorn, haben gleiches Stimmrecht. Nun gereicht freilich Bescheidenheit dem geselligen Menschen zum Lobe; vom Kunst-Geschichtsschreiber aber erwartet man eine fruchtbare Erörterung, einen letzten Ausspruch. Die Schwierigkeit, einen Geist wie Rafael's genetisch zu erklären, die halbe Unmöglichkeit, Produkte wie die seinen, mit Worten so darzustellen, daß man sie von andern gehörig unterscheidend würdige, verkennt man nicht; allein ohne einen Versuch, das Unmögliche zu leisten, wird kein schriftstellerisches, ja kein mensch-

liches Werk die Höhe erreichen, von wo aus es in's Leben schaffend eingreift; und ohne dieses Eingreifen erscheinen Bücher dem Denkenden eigentlich unnütz.

Diese allgemeinen Betrachtungen, wozu das vorliegende Buch Anlaß gab, müssen uns bestimmen, dem gelehrten Werth desselben nur noch mehr sein Recht widerfahren zu lassen. Was irgend zu Daten über die chronologische Folge von Raphael's Werken dienen konnte, ist redlich benützt, die Begebenheiten seines äußern Lebens laufen synchronistisch mit der Schilderung der Werke, und was über den Kunst-Charakter der letztern wie des Meisters selbst aus den bekanntesten Forschungen und Darstellungen hervorgeht, ist gedrängt und deutlich zusammengefaßt. Zum Schlusse wird noch, was von Bildnissen Raphael's vorhanden ist, angeführt, — eine kurze Charakteristik seiner vorzüglichsten Schüler versucht, — seiner Briefe und Dichtungen Erwähnung gethan, — und ein, nach den alphabetisch gereihten Städten, wo sich seine Werke befinden, geordnetes Verzeichniß derselben vorgelegt. Was die in der kaiserl. Gallerie zu Wien befindlichen betrifft, so haben die verdienstlichen Forschungen Albrecht Krafft's, deren Ergebnisse in der Zeitschrift „Blätter f. Kunst, Literatur u. Kritik" (erster Jahrg. Nr. 35, 36, 47, 48, 55, 56 und 57) niedergelegt sind, über ihre Genealogie das befriedigendste Licht verbreitet. Namentlich möchte durch sie die Echtheit der herrlichsten dieser Bilder nun auch für Jene constatirt sein, deren Auge unglücklich genug ist, eines Beweises von Schwarz auf Weiß zu bedürfen. — Im Texte vermißt man die Erwähnung des Bildes: Christus mit der Samaritin, aus Raphael's

Schule, das auch im Belvedere befindlich ist. — Um ein Beispiel zu geben, auf welche Weise die Ansichten der Kunsttheoretiker über Raphael redigirt worden, mag hier stehen, was bei Gelegenheit der Transfiguration gesagt wird (S. 286 u. f.): „Kein Kunstrichter," heißt es ‚brachte es bei Beschreibung dieses Werkes zum genügenden, Resultate (ist die Beschreibung selbst nicht das genügendste Resultat?), weil sie das Gemälde als ein historisches betrachteten, (als was betrachtet es denn der Verf.?), wobei es unmöglich war, den Hauptvorwurf der verletzten Einheit zu beseitigen (so?). — Dabei werden in einer Note die Vertheidiger der sogenannten Doppelhandlung angeführt (!), denen sich der Verf. beigesellt, indem er „eine poetische Licenz" statuirt, „die sich Raphael hier erlaubt habe, oder derjenige, der ihm das Thema zu seinem Bilde gab." (S. 287.) Durfte der dürre, alte Gemeinplatz in einer erneuten Betrachtung dieses Meisterwerkes, auch nur wieder berührt werden? ist, um nur Einen aus Vielen zu nennen, der wackere Heinse auch zu keinem Resultate über das Werk gekommen, wenn er es aufs Lebendigste schildert, und dann als das beste von Raphaels theologischen Werken bezeichnet, „weil es die Quintessenz aller seiner heiligen Gefühle in sich hält, und den Zuschauer in den Mittelpunkt der christlichen Religion zaubert?" — Dann führt der Verf. die heterogensten Meinungen nach einander auf, nennt die körperlosen Deuteleien Fr. Schlegel's „einen höhern Gesichtspunkt" (S. 289), stimmt ihnen aber doch wieder nicht bei, und will am Ende „an die Stelle der gewöhnlichen Bewunderung

eine ſtrenge Kritik" (S. 290) geſetzt wiſſen. Nun frage ich: bekommt auf dieſe Weiſe irgend Jemand auch nur eine Ahnung von dem, was Raphael gewollt oder gemacht hat? und wer uns dieſe nicht geben kann oder will, verpflichtet uns wenig, wenn er über Raphael ſchreibt. Ich habe hier ein Beiſpiel mit abſichtlicher Strenge erörtert, um das Unfruchtbare auch des emſigſten Compilirens im Gebiete der Kunſt zu zeigen. Plus und Minus heben ſich auf, und aus tauſend Anſichten wird keine Anſchauung.

Daher kommt es denn auch, daß wir, wenn wir zum Abſchluß eine reſumirende Charakteriſtik des außerordentlichen Künſtlers erwarten, uns damit begnügen müſſen, daß Raphael drei Manieren gehabt habe, deren erſte durch Magerheit und Unvollkommenheit der Formen, blaſſes und dürftiges Colorit, — die zweite durch mehr Großartigkeit der Form und größere Farbenkraft, — die dritte durch Freiheit der Zeichnung und Behandlung, Großartigkeit und Majeſtät, ſo wie Kraft des Colorits, bezeichnet werden (S. 300). Wer würde ſich mit dieſer Schilderung begnügen? von Manieren ſollte ſchon gar nicht die Rede ſein, und nur der dreifachen Abtheilung liegt, wie allen Ausſprüchen des allgemeinen Gefühls, etwas tieferes Wahres zum Grunde, das ich hier mit wenigen Zügen bezeichnen will.

Raphael's ganze Bildungsgeſchichte ſtellt uns wie in einem Symbole die Bildung des Talentes, ſo wie der Kunſt überhaupt, dar. Von einer treuen Ergebung an Natur und praktiſche Lehre geht ſie aus. Der glücklich begabte Schüler übt ſein Auge und ſeine Hand, und

folgt dabei einstweilen gänzlich dem Meister. Er läßt in dieser Periode seinem Talente Zeit, sich zu entfalten, und greift ihm nicht vor, ehe er die Mittel in seiner Gewalt hat, ihm zu genügen. Hier scheitern die meisten jetzigen Künstler; sie wollen singen, ehe sie lallen können. Glücklich, wer, wie Raphael, mit dem menschlichsten Sinne begabt, in eine Zeit und Schule fällt, wo noch nichts verdorben, nichts verkünstelt ist! Dieß ist die erste Periode, wo Raphael's Bilder von denen Perugino's oft nicht zu unterscheiden sind. Seine Arbeiten in Perugia, zumal die Krönung Mariens für das Kloster San Francesco, werden das Gepräge dieses Zeitraumes tragen. Nun aber, wenn der Stoff besiegt ist, wird die Seele sich ihrer eigenen Schönheit bewußt, und wirft das stille Licht ihrer inneren Anmuth auf Alles, was die Hand vollendet. Dieß ist die zweite Periode Raphael's, wo seine Bilder alle der Abdruck seines Gemüthes sind, und wie in Seele getaucht erscheinen. Wir freuen uns des Vorzugs, in der Madonna im Grünen ein herrliches Werk aus dieser Epoche zu besitzen. Es ist die Blütezeit jedes wahren Künstlers, wo jeder am meisten er selbst ist. Da kommt es denn auf die angeborne Natur eines Jeden an, was sich in seinen Gebilden aussprechen wird, und zweimal glücklich ist nun Raphael zu preisen, dem die schönste innewohnte! Kommt nun noch die Gunst des Schicksals hinzu, die dem Künstler, wie unserem an Papst Julius dem Zweiten, einen edlen Gönner und Kenner zuführt, so rühmen wir ihn dreifach beglückt; er aber lernt, während sein Geist sich klärt, nun andere Forderungen an sich machen als die,

welche bisher sein eignes Herz in ihm erweckte; er will dem objectiven Begriff einer großen, von den Weisesten und Besten anerkannten Kunst genügen, und dieß ist Raphael's dritte Epoche. Die Schule von Athen darf wohl zur Erläuterung des Begriffs von dieser Periode als Beispiel dienen. — Dieser Gang ist jedem Talente angewiesen, und der Kunst im Großen selbst. Nachahmung, Manier (im besten Sinne), Styl. In der ersten Epoche wird oft noch eine gewisse naive, trockene, herzliche Einfalt sichtbar werden, wie sie der Beschränkung, dem Unvermögen eigen ist, und man kann hieraus diejenigen beurtheilen, welche diese Epoche allen übrigen vorziehen und ewig darin verweilen möchten. In der zweiten bemerkt man häufig die Mängel und Einseitigkeit des Individuums; und in der dritten wird manchmal eine theoretische Satzung überschätzt und als Kunstgesetz in Ausübung gebracht. Von den beiden ersten Mängeln ist Raphael frei geblieben, — ob er dem letzten nie verfallen, wird schwer zu entscheiden sein, so lange nicht entschieden wird, was in der Kunst für Satzung, und was für Gesetz zu gelten habe. Auf jeden Fall wird deutlich, was Raphael dem Glücke zu danken hatte; und ist es nicht das Glück, welches jede himmlische Pflanze auf Erden reift und zur Blüte bringt? Dann wird auch klar, in welchen Zeitraum Raphael's Vollendung zu setzen sei: in den Uebergang nämlich vom zweiten zum dritten, wo die herrlichste Natur in den Schranken der Schönheit waltete. Um auch diesen Moment durch ein Beispiel zu fixiren, wähle ich aus vielen das unvergleichliche Bild lo spasimo di Sicilia. —

So ſchwebt uns billig Raphael für immer als die ſchönſte Erſcheinung, als das bedeutendſte Sinnbild vor!

Mögen dieſe Umriſſe als Ergänzung des verdienſtlichen, mit dem lobenswertheſten Fleiße ausgeführten Buches gelten!

Carl Rahl*).

Nekrolog.

Die induſtriellen Tendenzen, welche die Gegenwart für ſich in Anſpruch nimmt und die idealen, ohne welche keine Kunſt beſtehen und gedeihen kann, ſchließen einander ſo wenig aus, daß ſie ſich vielmehr wechſelſeitig fördern und ſteigern. Glaube Niemand (obwohl es ſo häufig geglaubt wird!), daß die Bewegung unſeres Jahrhunderts die Künſte hinter ſich laſſe und ihre Ideale mit den Mythen des Alterthums zugleich den Reliquien der Geſchichte zugeſelle. Das Bedürfniß des Menſchen nach ideeller Anſchauung iſt ſo tief in ſeine Natur gelegt als jedes ſinnliche und wird erſt deſto unabweisbarer hervortreten, je voller das letztere befriedigt ſein wird. Abgeſehen von dieſen Entwickelungen, welche die Zeit in ihrem Schoße bereitet, gibt es auch jetzt ſchon Punkte, auf welchen ſich Kunſt und Induſtrie berühren; dahin gehören die eigentlich techniſchen Kunſtmittel, und es iſt gewiß, daß z. B. die Daguerreotypie den Vorzug künſtleriſcher

*) Dieſer Nekrolog des bedeutenden Vaters eines bedeutenderen Sohnes wird noch immer von Intereſſe ſein.

Behandlung erſt recht ins klare Licht geſtellt hat. Zu ſolchen Betrachtungen veranlaßt uns der Verluſt, den die Chalkographie ſo eben durch den Tod eines ihrer erſten Coryphäen erlitten hat.

Carl Heinrich Rahl, k. k. Kammer-Kupferſtecher, Profeſſor der Kupferſtecherkunſt in Wien und Profeſſor erſter Claſſe in Florenz, ſtarb in Wien am 12. Auguſt 1843. Im Dorfe Hofen, ungefähr vier Stunden von Heidelberg, am 11. Julius 1779 geboren, Sohn eines Cattundruckers, kam er in die Lehre eines Silberarbeiters, wo er bereits ſein Talent zum Zeichnen und Graviren an Knöpfen, einigen kleinen Verſuchen radirter Landſchaften, u. dgl. bethätigte. Getrieben von dem Drange, der entſchiedene Gaben immer begleitet, ging er mit ſehr geringen Mitteln im Jahre 1799 nach Wien, um unter Füger zu ſtudiren, war jedoch nebſtbei ſtets genöthiget, ſich durch die Arbeiten ſeines früheren Berufs zu nähren, bis er, mit unſäglichem Fleiße ſich in einigen Jahren auf die Stufe emporarbeitete, die ſeinen ſpätern Ruhm begründet hat. Im Jahre 1815 ward er zum Kunſtmitgliede der Academie in Wien ernannt und nun begann die glänzendſte Periode ſeines Wirkens. Nachdem er bis zum Jahre 1829 eine Reihe der verdienſtvollſten Werke, meiſt im großen hiſtoriſchen Style, deren Zahl im Ganzen über 500 Platten beträgt, geliefert, wurde er in Anerkennung ſo großer Leiſtungen zum Kammer-Kupferſtecher, und 10 Jahre ſpäter zum wirklichen Profeſſor an der k. k. Academie ernannt, eine Stelle, die er bereits ſeit d. J. 1836 ſuppliet hatte. Er erlebte noch im Jahre 1842 die Aus-

zeichnung, in Florenz zum Professor erster Classe ernannt zu werden, — aber ein Jahr darauf endete, zum Verluste der Kunst und zum nie erlöschenden Schmerze Aller, die ihn näher gekannt haben, ein bösartiger Karbunkel im 65sten Jahre ein so ausgezeichnetes Leben. Die Redensarten, mit denen man gemeinhin die Urnen der Verstorbenen zu schmücken glaubt, sind Entweihung eines Daseins, das aus lebendigen Werken spricht — aber ein einfach treues Bild des Menschen wünscht auch Jener, der den Künstler ehrt. Wahrhaft in jedem Zuge, wohlwollend, rechtlich, rastlos thätig für das Wohl seiner Familie bemüht, ohne je den höchsten Kunstzweck, nach dem er unablässig strebte, zum Handwerke zu erniedern, keiner menschlichen Angelegenheit fremd, für jede ein offenes Herz und einen gebildeten Geist bereit haltend, — so war Rahl, so wird sein Bild unauslöschlich Allen vorschweben, die das Glück hatten, sich seines Umganges, seiner Lehre, seiner Liebe zu erfreuen; ein nachahmenswerthes Vorbild besonders für Künstler, die den Beruf in sich fühlen, unabhängig von Zeit und persönlichen Verhältnissen, treu die Bahn des Rechten, des Großen und Schönen zu verfolgen.

Was ungünstige Verhältnisse in Rahls Jugend an Unterricht versäumen ließen, ersetzte er auf bewundernswerthe Weise durch eigenes Studium; so, daß er sich auf eine Höhe allgemeiner Bildung hinauf arbeitete, die ihn vor so vielen seiner Kunstgenossen besonders auszeichnete, und die dem Künstler, wenn er irgend etwas schaffen soll, das zu bleiben verdient, unerläßlich ist. Mit der Theorie

der Kunſt durch Selbſtdenken und Lectüre, mit ihren Schöpfungen aus Anſchauung und Ausübung innig vertraut, ſtellte Rahl eine lebende Kunſtgeſchichte dar, und es wäre zu wünſchen, daß die geſchriebenen von Männern herrührten, die in ſolchem Sinne dazu befugt ſind. Er war bemüht, die Ergebniſſe ſeiner Bildung treulich auch auf Andere zu verpflanzen, und gewiß dankt ihm auch ſein Sohn, der in Rom lebende Carl Rahl, die Grundlage zu dem Ruhme, den er beſonders in neueſter Zeit im Hiſtorien- und Portrait-Fache ſich erwarb; wenigſtens haben ſeine Arbeiten jenes, auch dem Vater eigene Gepräge von Ernſt, Solidität und edlerer Richtung, welches Schule und Mode ſchwerlich zu geben geeignet ſind, und welches denn auch nicht allzuhäufig getroffen wird. Da Rahl der Erſte war, der, nach langer Unterbrechung, in Wien wieder Größeres in ſeiner Kunſt verſuchte, ſo hatte er mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die es erſtaunlich machen, daß er noch ſo reuſſirte, wie es der Fall war. Er mußte ſeine größten Werke zum Studium für Kupferdrucker opfern. Auch im Malen machte er Verſuche, wobei ihm ſeine innige Freude an der landſchaftlichen Natur und ſeine durch Cultur erlangte Gabe, ihr einen kunſtmäßigen Adel abzugewinnen, zu Statten kam. In der Zeichnung konnte man ihn vollendet nennen.

Zuerſt verſuchte er ſich in der punktirten Manier, ſpäter widmete er ſich ganz dem Grabſtichel und der Radel, durch die er zu ſeinem großen Ruhme gelangte. Die vorzüglichſten Arbeiten ſeiner erſten Periode ſind: Hiob (nach Wächters herrlicher Compoſition), Beliſar (nach dem-

ſelben), die großen Landſchaften nach Pouſſin, eine Madonna nach Dominichio u. A. Die aus der Glanzperiode: die Margaretha Raphael's, die Nacht, Magdalena und eine Madonna nach Correggino, Fra Bartolomeos Darſtellung im Tempel (worüber ſich Goethe in Kunſt und Alterthum, rühmend ausſprach), Madonna nach Perugino, Kraffi's Schlacht bei Aſpern (ein ſehr geſchätztes Blatt), Hogarth zu Lichtenberg's Text u. a. Die größten der geſtochenen Stahlplatten ſind: Die Magdalena, welche Longhi's Kupferſtich übertrifft, und die drei verbündeten Schweizer, nach einem Bilde ſeines Sohnes. Ueber Rahl's Verdienſt in ſeiner Kunſt iſt nur Eine Stimme. Deutſchland zählt ihn mit Stolz unter die größten ſeiner Kupferſtecher. Reinheit, Zartheit und Kraft des Grabſtichels ohne Effecthaſcherei bezeichnet man mit Recht als ſeine charakteriſtiſchen Vorzüge. Er verhält ſich zu ſeinen Originalen wie ein geiſtvoller, mitſchaffender Ueberſetzer. Mit Kenntniß und Geſchmack wählt er ſie aus, mit Gefühl gibt er ihren eigenthümlichen Charakter wieder, ja er weiß ſie, wo es bei geringeren Werken gebricht, zumal in der Zeichnung, nachhelfend zu verbeſſern; vom kleinſten Detail in ihnen legt er Rechenſchaft ab, ohne die Totalwirkung zu verfehlen. Das Großartige, Erhabene ſagt ihm mehr zu und gelingt ihm beſſer als das Anmuthige, und wenn in der Art, wie er Werke beurtheilte und wie er ſie darſtellte, manchmal Etwas zum Vorſcheine kam, das wie Kälte ausſah, ſo bedenke man, daß in allen Dingen wahre Meiſterſchaft immer ausſieht wie Kälte.

Möge das Vaterland und die Nachwelt das Anden-

ken des unvergeßlichen Mannes ehren, dem dieſe Zeilen das allzudürftige Todtenopfer eines Freundes bringen, der ihn Zeitlebens betrauern wird.

Zu Faſel's Bild.

Wir erlauben uns, die Aufmerkſamkeit eines richtenden und genießenden Publikums für ein Bild in Anſpruch zu nehmen, welches, als wir es in Wien, im April d. J. zu ſehen bekamen, durch die Bedeutſamkeit des Inhalts nicht minder als durch ſo manchen eigenthümlichen Vorzug der Behandlung, die unſere anziehend und lehrreich beſchäftigte. Es iſt: Goethes Apotheoſe; Oelgemälde von G. W. Faſel aus Carlsruhe, 5′ hoch und $5\frac{1}{2}$′ breit; oben bogenförmig abgeſchloſſen.

Unſerer Grundmaxime treu, daß eine reine, ſo viel als möglich objective Beſchreibung eines Kunſtwerkes, in ſo fern es gelänge, daß die Seele desſelben, das einzig Ausſprechbare, Bedeutende daran, in ſie übergienge, die beſte Kritik ſei, — will ich ſofort verſuchen, was hier in Form und Farben uns erfreut, in Silben zu überſetzen.

Der Künſtler hat die Ueberzeugung zu Grunde gelegt: die eigenthümlichſte Verherrlichung eines Dichters ſind ſeine Werke. Bedenkt man überdies, was die Geſchichte der Poeſie immer mehr anerkennen wird, — daß Goethe in unſerer Dichterwelt einſam, ganz und abgeſchloſſen daſteht, und daß die beliebte Darſtellung des Eintritt's unter die entgegenkommenden Heroen des Parnaſſes

bei ihm der rechten Bedeutung entbehrt hätte, ſo darf man es einen glücklichen Wurf nennen, daß hier Goethe blos im ruhigen Bezug auf das Seine, im Genuſſe ſeiner eigenſten Welt dargeſtellt iſt. Es iſt ein wahrhaft Goethiſches Verhältniß, wie er ſelbſt es in dem Gedichte Prometheus ſchildert. In freier, erhabener Naturumgebung, worin ſein Geiſt ſich am liebſten zu Hauſe fühlte, auf einer Felſenbrücke, deren Doppelwölbung einen Blick auf's unendliche Meer geſtattet, ſitzt er; zu ſeinen Füßen Attribute der Wiſſenſchaft und Kunſt; hält mit der Linken die Lyra, die Er vor Allen von der hohen Vorwelt ererbt hat, und ſtreckt mit ſchöpferiſcher, ſegnender Behaglichkeit die Rechte über den Reichthum ſeiner Gebilde hin, die da zu ſagen ſcheint: es iſt gut!

Von dieſem Gipfel des Bildes aus wollen auch wir es betrachten, und am Schluſſe uns wieder zu ihm und zu der Glorie erheben, die, des Dichters Haupt umglänzend, auf Vollendung deutet. An der Seite ſeines Herzens, gleichſam zu ſeiner Muſe erhoben, ruht das wunderbarſte ſeiner Geſchöpfe, — Mignon, die goldenen Früchte der geliebten Zone in der Linken, das dunkellockigte Haupt ſinnend auf die Rechte geſtützt. Hier iſt ſie wohl an ihrem Platze, und mag ſich ſelig fühlen; aber die Sehnſucht hat ſie auch hier nicht verlaſſen, denn ſie macht ja ihr innerſtes Weſen aus. Zur Rechten des Dichters kniet, den Ausdruck unendlicher Wehmuth im ſeelenvollen Geſichte, von einer Fülle zarten, blonden Haares umfloſſen, Gretchens rührende Geſtalt; mit den Händen des Kindes Leichnam bedeckend; zu ihren Füßen Ketten und eine geknickte

Lilie. Zu ihr herauf blickt Fausts schmerzzerrissenes Antlitz, seine Seele strebt ihr entgegen, aber sein Fuß ist verstrickt im Gewebe seiner Schuld, denn Valentins Leichnam ist unter ihm hingestreckt; — und seine Rechte, die den bindenden Pact geschrieben, hat schon der höhnende Verderber mit bleicher, kalter Krallenhand gepackt, der ihn grinsend dahin bedeutet, wo schon die dunklen Rosse schnaubend ihrer harren. Marthe, mit lüsternem Staunen das Kästchen mit dem Schatze betrachtend, an Mephisto's, — und die Gestalt des Mütterleins

„die sitzt dahinten auf dem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe" —

an Gretchens Seite, vollenden diese Gruppe, — wohl die poetisch'ste von allen.

Ihr zunächst spricht uns eine Composition an, die wir wohl als die reichste von allen bezeichnen dürfen. Der biedere Berlichingen ruht sterbend auf dem Rasen. Das kaiserliche Blatt, das ihm Befreiung kündet, und das er noch in der Linken hält, kam zu spät, — seine Befreiung war von einem höheren Herrn beschlossen. Das Urbild deutscher Frauen, die edle Elisabeth steht ihm zu Häupten; ihre Rechte ruht auf der Schulter des Helden, die Linke verhüllt den großen, den würdigen Schmerz ihres Angesichts. Neben ihr der wackere Georg, die treue Seele, außer Elisabeth die nächste an Götzens Herzen. Hinter beiden die Köpfe Bruder Martins, Lersens und des Bürgermeisters von Heilbronn. Ihnen gegenüber beugt sich Mariens echt-deutsches, gemüthvoll schmerzliches Ant-

litz zu dem Sterbenden, während ihre Hände seinen Sohn den Liebling ihres Herzens, zu sich ziehen. Bedeutungsvoll contrastirt mit dieser Scene edlen Schmerzes das Schauspiel an Weislingens Leichnam, neben welchem Franz verzweifelnd in seinen Haaren wühlt, und Adelheid mit dem Entsetzen des rächenden Gewissens vor dem Diener der heil. Vehme zurückstarrt, der aus der Tiefe mit den schauervollen Rabuzeichen des Gerichtes zu ihr heraufsteigt.

Von hier aus nähern wir uns der einfachen, höchst wirksamen Gruppe, welche den Mittelpunkt des Bildes ausmacht. Egmont, im herrlichen Traume seines Glücks, läßt seine Hände mit Clärchens üppig wallenden Locken spielen; sie ruht, an seine Seite hingegossen, und betrachtet mit tändelnder Ehrfurcht den Ordensschmuck am Busen des Helden; ach! er schützt ihn nicht vor dem kalten, herzlosen Feinde, dessen starre, widrig unbeugsame, eiserne Gestalt bereits hinter ihm steht, — dessen knöcherne Finger ihm schon mit dräuender Mahnung auf die Schulter klopfen. Man wird an die „langbeinigen Spinnen" erinnert, die den schuldlosen Fliegen tödtlich-trügerische Netze bereiten. In bescheidener Entfernung von der merkwürdigen Scene steht, gesenkten Hauptes, der arme Brackenburg, den halb abgewundenen Faden in den Händen, den blauen Faden, der Treue durch den er an das holde Mädchen, die ihn spielend durch die Finger gleiten läßt, gebunden ist. So sind hier 4 Personen zu einer bedeutenden symbolischen Handlung auf's Verständlichste verknüpft, und man wird diese Gruppe die redendste im ganzen Bilde nennen müssen.

Im rechten Vordergrunde aber zieht uns mit ſanfter Macht eine andere an, welche das Beiwort der anmuthig-ernſten verdient, das wohl auch dem Gedichte zukommt, welches ſie bedeutet. Denn wir ſehen hier den fürſtlichen Alphons, der, nach der unabänderlichen Ordnung des Geſchickes, den herzoglichen Purpur als Scheidewand zwiſchen die verſchwiegene Neigung eines edlen Paares ausſtreckt. Mit würdevoller Wehmuth wendet ſich die Prinzeſſin von ihrem Glücke; aber nicht ſo ruhig vermag der glühende Dichter ſein Schickſal zu dulden. Vernichtet ſitzt er in faſt knieender Stellung auf einem Steine, — die eine Hand auf das Denkmal ſeiner ſchöneren Stunden geſtützt, mit der andern ſchmerzlich den Kranz zerdrückend, der ihm zur Dornenkrone ward; während die Spuren des Wahnwitzes bereits die edlen, männlichen Züge verdunkeln. Kühl-kalt ſteht Antonio hinter dem Fürſten, ein verdüſterter Abdruck ſeines Herrn, und mit freundlichem Zuſpruch ſucht die gefällige Lenore die trauernde Seele der ernſten Freundin zu erheitern.

Zu einer ſo an die Blüte der Kunſt erinnernden Verſammlung mag ſich wohl der Künſtler ſchicken, der hinter ihnen zu uns herüberblickt.

Der übrige, mit ſchattender Vegetation belebte Theil des Felſens zeigt uns ein maskenhaftes Gewühl mannigfacher Geſtalten, deren Bedeutungen zu enträthſeln eigentlich mehr Vergnügen gewährte, als ſie vom Blatte herab zu leſen. Der Künſtler hat hier einen gewiſſen Humor walten laſſen. Dort contraſtirt mit dem armen altmodiſchen Werther gar ſehr der rothwangige Junge mit der

Hand in der Tasche, der ihm das verhängnißvolle Schießgewehr gebracht hat; hier ist Herrmann bemüht, die anmuthig ausgleitende Geliebte zu unterstützen; ein Gebüsch trennt ihn vom Landschaftsmaler, der nur glücklich zu preisen ist, wenn Amor ihm beisteht; über ihnen verbirgt die Braut von Corinth, lang und langsam sich emporhebend, den erglühten Jüngling vor dem späten Lämpchen der Mutter; der Gott und die Bajadere genießen eines ruhigen Anschauens; dem Sänger wird die einzige verlangte Gabe, der gefüllte goldene Becher, — während der minder beglückte Edelknabe mit langer Nase von der Müllerin abziehen muß. Spinnerin, Jude, Ritter, Masken, helfen das bunte Gewirr vervielfachen.

Da sucht das Auge wieder Ruhe und wendet sich unter die linke Wölbung der Felsenbrücke, wo Thoas, durch die milde Kraft der Menschlichkeit besiegt, von dem herrlichen Kleeblatt Abschied nimmt, dem schon der Schnabel des gerüsteten Schiffes und die heitere Linie am Horizont Wiederkehr in's geliebte Griechenland verheißt. Den neuen Pausias beglückt auf der anderen Seite der frische Kranz von seines Mädchens Händen, — während im fernen Hintergrunde der König des fabelhaften Thule den Becher in die Wellen wirft. — und, damit ja kein Raum ohne Schmuck und Bedeutung bleibe, über ihm auf höheren Felsenstufen der wundersame Zug aus den Wanderjahren, „die Flucht nach Egypten," in dämmernde Fernen sich verliert.

Wenn wir, nach einer solchen Uebersicht des Ganzen, erwägen, daß die einzelnen dazu erforderlichen Compositionen nicht für sich, sondern in wechselseitigem Bezug, als Glieder Einer großen Composition zu denken und zu beurtheilen sind, — und wenn wir die zart durchdachte Symbolik, mit welcher, in jeder von ihnen das Vergangene, Jetzige und Künftige in Eine Darstellung verwebt ist, nachempfinden: so können wir nicht umhin, einerseits die besondere Schwierigkeit der Aufgabe, andererseits das schöne Geschick, womit sie gelöst ist, anzuerkennen. Daß in jener, wie sie der Künstler sich nun einmal gestellt hat, für lebendige Verkörperung immer etwas Unüberwindliches liegt, ist schwer zu verhehlen. Das Identificiren eines Dichters mit den Gestalten, die aus seinem Gehirne entsprangen, ist der völligen Realität entgegen; und in diesem Sinne müssen auch die Felsenbögen, einem fast allegorischen Bilde gemäß, als Mittel betrachtet werden, einzelne Partien symmetrisch zu sondern und zu verbinden. Licht und Schatten in großen Massen bringen allerdings mehr Einheit in's Ganze. Durch das Costüme, welches, im Einzelnen geschichtlich, durchaus einer freieren Allgemeinheit genähert ist, wird diese Einheit unterstützt; und so sind auch diejenigen Köpfe, die uns aus der Geschichte in ihrer bestimmten Individualität vorschweben, mit Beibehaltung des wesentlichen Typus, veredelt. Am eigensten gelingen dem Künstler die lieblich ausdrucksvollen Frauenköpfe; und die edle Leonore; das liebevolle Klärchen; die herzliche Marie, — vor allen das schmerzverklärte Gretchen, möchten mit allem Aufwand von Worten,

nicht genug zu loben sein. Ist es nun, bei Beschreibung von Kunstwerken unser Hauptaugenmerk, wo möglich die Seele des Künstlers zu dolmetschen, so muß es uns an diesem Bilde besonders merkwürdig sein, wie durch die Auffassung von Seiten eines eigenthümlichen Naturells, hier aus dem realsten, heitersten aller neueren Dichter, ein elegischer, man darf, im edlen Sinne des Worts, sagen sentimentaler, geworden ist. Die besonderen Kenner Goethes werden sagen, und es muß auch in unserer möglichst treuen Darstellung fühlbar sein, daß dieser Mephistopheles, diese Mignon, dieser Werther und Antonio nicht die Goethes sind, sondern neugeschaffene; so wie jede Composition für sich ein tragisches Element ausspricht. Ob das mehr Tadel oder Lob, oder nichts von beiden, ausdrückt, überlassen wir dem Nachdenken. Möchte das Ganze allenthalben so viel Theilname finden, als es in uns angeregt hat!

Rhapsodie über Monumente.

Gelegenheitlich

Das Schöne und das Erhabene sind die Marken des Kunstgebietes. Denkmäler gehören dem zweiten an, denn ihr Zweck ist Erhebung. Lachende, oder schmerzlich süße Erinnerungen, gut für Stammbücher und Kirchhöfe, laden zu erneuetem Genusse oder zu müssiger Wehmuth ein. Beides steht dem vereinzelten, unwichtigen Menschen wohl an, in einer Stunde der Menschlichkeit, nicht den Völkern, nicht dem Manne im Angesichte der Völker. Hier ist

„That" das Losungswort, und Thaten sind Kinder der Erhebung. Aus den Erinnerungen der Nationen bleibt nur das Große übrig, denn nur in ihm ist die Bürgschaft des Ewigen gegeben, während Schmerz und Freude vergänglich sind. In diesen Sätzen liegt die Bedeutung öffentlicher Sinnbilder. Doch sind nirgends, in Leben oder Kunst, die Grenzlinien so scharf gezogen, als auf dem Parkette. Der Künstler wird, je nach dem Bedürfnisse, bestimmte Zeiten oder Personen zu charakterisiren, das Erhebende aus der Rührung, wie aus der Freude, ja dem Scherze, übergänglich zu erzeugen wissen.

Den Menschen erhebt nichts kräftiger, als die Größe menschlicher Persönlichkeit. Darum galten von jeher Bildnisse vorzüglicher Menschen, als die würdigsten Denkmale ihrer Zeit. Denn, man sage, was man wolle — zur Ehre unseres Geschlechtes sei es wiederholt: die Zeit schafft ihre Männer — der Mann gestaltet seine Zeit. In ihren Regenten, Heroen, Dichtern, Denkern, in keiner Abstraktion von Beschäftigung oder Betrieb, wird ihr Charakter ausgesprochen. Welche Richtung kann sie nehmen, die ihr nicht vorgezeichnet worden wäre? Wer schreibt Richtungen vor, als der Gedanke? und wo entspringt der Gedanke, als im Geiste des Tüchtigen?

Aber auch nur in diesem Sinne gilt der Mensch in der Geschichte, nicht durch die Schlacken seiner Individualität. Nur in diesem Sinne kann das Denkbild seinen Mann verewigen wollen. Wer an dasselbe hintritt, den muß zugleich das Gefühl der innigen Gegenwart, und der Ewigkeit des Abgebildeten ergreifen. (Ikonisch ideal.) Der

Künstler erreicht eine solche Absicht durch die innerlich treue, aber ideelle Auffassung und Behandlung des Kopfes, durch den Ausdruck eines auf sich selbst ruhenden und gegründeten, festen Daseins, ohne kleinlichen Bezug nach außen, durch eine kunstgemäße, würdige Bekleidung, selbst durch das Kolossale der Dimensionen, das die Griechen, ganz der natürlichen sinnlichen Empfindung des Menschen treu, für Götter und Herren unerläßlich fanden, mit Einem Worte: durch das, was man in den Künsten „Styl" nennt, was da macht, daß der Mensch des Künstlers nicht wie „Hinz und Kunz" sondern wie ein Mensch aussieht, was da hindert, daß ein Goethe von seiner Büste mit in die Wüste gesteckter Hand sagen mußte: so würde ich mich schämen, vor meinem Herzoge, geschweige vor Welt und Nachwelt da zu stehen.

Die Griechen haben uns die Verkörperung dieses höheren Begriffes bekanntlich hinterlassen; wir stellen mit Recht ihre Formen oben an: nicht weil sie griechisch — weil sie menschlich sind. An allen ihren Denkbildern erhebt uns dieses unbezeichnbare Etwas, dieses bescheidene und große, stille Dasein, dieser über alle Glieder und Falten ausgegossene Geist. Sie hielten streng an den angeführten Grundsätzen. Minder bedeutenden Menschen war es nicht gegönnt, ihre Persönlichkeit durch die Kunst festgehalten zu sehen; die völlige Nachahmung (εις τοζοεωο) war in Griechenland bei Strafe verboten. Nur die höchsten Persönlichkeiten hielt man, als solche, der Verewigung würdig; und hier wußte die Kunst zu ergänzen, was etwa eine Laune der Natur übersehen, oder muth-

willig behandelt hatte. Denn die Kunſt, da ſie vom Menſchen ausgeht, nimmt den Menſchen viel wichtiger und ernſthafter, als die Natur ihn behandelt. So nützte Lyſippos den ſchiefen Hals Alexanders, dahin, daß der Held, gegen den Himmel gewendet, ſich als den Sieger der Erde fühlte. Man mußte dreimal geſiegt haben, um eine ſolche ikoniſche (Portrait) Statue erhalten zu dürfen; eine idealiſirte war nach dem erſten Siege geſtattet. So hielten es die Griechen.

Das Alles haben ſie gut gemacht, aber immer — nicht als Griechen, ſondern als Menſchen. Wer da glauben würde, ein griechiſches Gewand ſei die Anwartſchaft auf Unſterblichkeit, dem würde ſein Glaube nicht helfen. Das eben bewähre die Kunſt des Künſtlers, bis auf den Saum des Gewandes herab, — wie es den Geiſt des großen Menſchen bewährt hat, den er darſtellt — daß er der Zeit gebe, was der Zeit, und dem Ewigen, was dem Ewigen gehört. Wer an ſein Gebilde hintritt, habe zugleich das rein Menſchliche und die Geſchichte vor Augen, fühle ſich an Perſonen und Zeiten erinnert, aber nicht an den Schneider. (Hiſtoriſch ideal.) Wie das zu leiſten ſei? So frag't kein wahrer Künſtler; nicht einmal ein mittelmäßiger Kunſtliebhaber, der auch nur die Statuetten unſeres Ramelmayr geſehen, und nicht im Stande war, in der „Mutterliebe" die Griechen, oder wenn man lieber will, das Ideal und die oberöſterreichiſche Bäuerin auseinander zu wickeln. Man mag ſich auch immerhin an Formen moderner Bedeutung halten; Monumente haben und behalten, ihrem Weſen nach, immer etwas Symboliſches. Iſt nicht alle Erinnerung ein Sinnbild?

So viel iſt alſo gewiß: das Denkbild ſoll repräſentiren. Die Zeit durch den Menſchen, den Menſchen in ſeiner Zeit. Aber nicht die Repräſentation der Etikette, wie ſie Bernini's Standbilder zeigen, die Repräſentation geſchichtlicher Würde ſteht ihm an. (Weder der Schlafrock noch das Gallakleid.)

Nichts eignet ſo, den Menſchen in ſeiner ganzen Perſönlichkeit würdig zu repräſentiren, als die Plaſtik. Sie bleibt für immer die echt monumentale Kunſt. Dieſe ewige, ſtille, vollkommene Gegenwärtigkeit, dieſe Verklärung und Dauer des Individuums in dem Augenblicke ſeiner höchſten irdiſchen Entwicklung kann nur ſie ihren Gebilden verleihen. Wie ſie Achill's, Alexander's und Marc Aurel's Geſtalten hinſtellte, ſo ſchweben dieſe auf ewig den Augen und Gemüthern der Menſchen vor. Die Plaſtik leidet keine gemeine Idee, keine mittelmäßige Ausführung. Ein kleiner Zeichnungsfehler, den man am Gemälde kaum wahrnimmt, kann hier die ganze Wirkung verändern. In der Plaſtik drückt die Geſtalt durch ſich ſelbſt eine Bedeutung aus. Ihre Gebilde ſind Perſonifikationen, und ſprechen als Weſen menſchlicher Geſtalt, was die Geſtalt des Menſchen uns ſagen kann. Attribute können es nicht deutlicher machen, Allegorien können es nicht erhöhen, ſie bleiben todtes Spielzeug in der Gegenwart menſchlicher Größe. Als ſolches mögen ſie, ſparſam und bedeutend, das Piedeſtal zu den Füßen des Helden ſchmücken. Auf ſeinen Flächen hat der Gedanke Raum, ſich auszubreiten; er gebe den Basreliefs Bedeutung, von der geſchichtlichen Compoſition bis zur träumeriſchen Ara-

beske. Aber immer ſparſam mit der Allegorie! Wie der vielſagende Zauber der ſtummen Natur, im Zuge der Wolken, in den Schauſpielen des Morgens und Abends, wie die vertrauliche Sprache der Augen von Herzen zu Herzen, bedürfe ſie keiner kalten Inſchrift, keiner convenzionellen Zeichen, um zu ſagen, was nie geſagt, was nur empfunden werden ſoll. Die Plaſtik hat denn auch zur erwähnten Abſicht die rechte Bekleidung. Eigentlich nach Herder's wahrer Bemerkung, kann ſie gar nicht bekleiden. Denn offenbar verhüllt ſie gleich unter dem Kleide. „Es iſt," wie er es ausdrückte, „nicht mehr ein menſchlicher Körper, es iſt ein langbekleideter Block." Was die Griechen überwarfen, war nur gleichſam ein Kleid. In ſeinem Wurfe ließen ſie die Geſtalt des Menſchen frei und beſtimmt walten, ließen ſie den Weiſen, den Prieſter, den Helden, den König mit Leichtigkeit unterſcheiden: meiſt wurde der Mantel unter dem rechten Arme über die linke Schulter geworfen, ein Viertheil oder Drittheil übergeſchlagen, welches dienen konnte, nöthigen Falls den Kopf zu bedecken. Bei Kaiſern bedeutete ein Theil der Toga auf's Haupt gezogen die hoheprieſterliche Würde derſelben. Was die Falten ſagen, fühlt jeder Kunſtfreund an Michael Angelo's Proſeten, an Wächters Greiſen, wo „jede Falte ein Mann" iſt, und an ſo manchen Werken geſchmackloſer Bildner, wo die Helden ihr Gewand, wie der Leinwandhändler ſeine Waare zu Markte tragen. Drappirung iſt dem Marmor, was Begleitung dem Geſange.

Marmor war der auserwählte Stoff griechiſcher Kunſt. Aber frühe ſchon, in Italien früher, als in Griechenland

(wenn Pausanias und Winkelmann nicht irren) goß man in Erz. An den Fortschritten dieser Technik könnte man die Weltgeschichte erzählen. Es ist merkwürdig, die Geschichte von Benevenuto Cellini's Güssen zu lesen, wie er sie selbst berichtet. Die Entdeckung von Amerika nimmt sich nicht größer aus. Vierzehn Jahre und ein halbes brauchten der brave Falconet, und der Gießer Kaslow zur Bearbeitung und Aufstellung der bloßen Gruppe der Statue Peter's des Großen in St. Petersburg, ohne das architektonische Piedestal. In fünfzehn Jahren brachte Mayer aus Stockholm mit Hilfe Gore's, der den Guß besorgte, das Denkmal Friedrich's V. in Copenhagen zu Stande, dessen Fußgestell ganz einfach ist, und nur den König für sich allein sprechen läßt. Das Monument Gustav Adolf's in Stockholm wurde von mehreren Künstlern erst in neun und dreißig Jahren, das von Ludwig XV. durch Bouchardon und Pigalle in fünfzehn Jahren vollendet. Unsere Leser wissen aus diesen Blättern (Nr. 25), daß unser Zauner nach mühevollen Arbeiten von neun Jahren die Statue Josef's II. enthüllte. Interessant ist Blüchers Standbild von Rauch in Berlin. Porträte, Nationalphysiognomien und modernes Costüme, charakterisiren die halberhobenen Arbeiten des Piedestals. Im gleichen Sinne ist die Figur des Helden, die mit dem Fußgestelle beiläufig gleiche Höhe hält, gedacht und gebildet. Warum sollte nicht einmal der Versuch gewagt werden, ein volksthümliches Angedenken der Kunst anzueignen? Der rechte Künstler vermag, was die Theorie nicht vorbilden kann. Der Buchstabe tödtet, der Geist belebt. Auch die Kunst ge-

ſtattet Individualitäten, aber als ſolche müſſen ſie ſich behaupten können, und Ausnahmen müſſen ſie bleiben. Tauſend Meinungen, Kritiken und Bemerkungen kreuzen ſich bei jeder öffentlichen Aufſtellung. Den Künſtler mögen ſie nicht irren. Jeder Einzelne hält die ſeine für richtig — am Einzelnen halten ſich Alle. Die reine Wirkung, durch die Zeit geprüft, entſcheidet allein. Einſeitig iſt jede Kritik, jede Kunſtanſicht, jede Theorie, jede Maxime. Ueber die Kunſt im Allgemeinen läßt ſich ſprechen; das Kunſtwerk iſt ſich ſein Urtheil ſelbſt, zugleich mit Dem, der es ſchweigend betrachtet.

Tadle Niemand die Epoche der Monumente! Warum ſollen die Pauſen des Lebens nicht der Vergangenheit gewidmet ſein? Wer entſcheidet über geſchichtliche Bedeutung? Alles hat ſie, für den, der ſie zu finden weiß. An der Zahl der Monumente weckt, bildet, berichtigt, läutert ſich der Kunſtſinn, der nationale. Die kommenden Geſchlechter werden in unſer Erbe eingeſetzt. Eine verſteinerte Geſchichte ſpricht tiefer zu ihnen, als die gedruckte. Denn an der Geſchichte iſt Nichts lebendig, als die Erhebung, die ſie gewährt. Gebe alles Uebrige im Pergament und Löſchpapier ſammt Datum und Jahreszahl, immerhin zu Grunde, wenn nur jene bleibt, und mit ihr die Bürgſchaft für unſere Beſtimmung! Die Kunſt hält feſt, was der Unſterblichkeit fähig iſt; das Gebrechliche verſchwindet vor ihr. Der Sinn für das Große nährt ſich durch den Künſtler im Menſchen, durch den Menſchen im Künſtler; Thaten und ihre Darſtellung ſind ſich verwandt; und mit welchem Gefühle weilt der Held unter Denkmalen, die ihm ſein

eigenes verbedeuten, mit welchen ſchafft ſie der Künſtler dem ſie zugleich ſein eigenes ſind.

Noch erwäge man, daß wie für Perſönlichkeiten Denkbilder ſo für Zeiten Architekturen die eigentlichſten Monumente ſind. Aus den Bauten der Völker ſpricht ihr ganzes Daſein zu uns. Ruinen zwiſchen wuchernden Geſträuchen, wie Schatten der Unterwelt aus der Tiefe gefördert, reden eine bedeutungsvolle Sprache. Man ſollte lernen, ſie zu verſtehen, ſie zu überliefern. Die großen und eingreifenden Verhältniſſe der Baukunſt wirken tiefer, erziehender für die Menſchen, als ein oberflächlicher Beobachter vermuthet. Hierin iſt noch viel, ſehr viel zu thun. Aber harmoniſch müßte es geſchehen; alle Künſte in einem Sinne, zu einem Ziele wirkend, und das Leben mit ihnen; einig zuſammenhängend, in und zu einem Ganzen, nicht ſtückweiſe, abgeriſſen, lückenhaft, und bis zum Unverſtändlichen rhapſodiſch — wie dieſe Zeilen.

Das jüngſte Gericht, von P. Cornelius.

Didaskalie.

Ein Moſes biſt Du ....
Und von des Sinai Granit-Gerüſte
Haſt Du das heilige Geſetz getragen;
Es wird als ew'ge Norm der Erde ſagen:
Daß Deine Eltern Jehova ſelber küßte.

(An Cornelius; von Schober.)

Nichts iſt eitler und unfruchtbarer, als ein allgemeines Theoretiſiren über Kunſt; ſei es in der bildenden,

wobei man nichts bestimmtes, sei es in der Musik, wobei man gar nichts denkt. Und doch, nichts ist in diesem Augenblicke der bildenden Kunst nöthiger, als ein allgemeines Theoretisiren — wodurch allein sie sich in Künstler und Publicum — dort von einer kleinlichen naturalistischen Praxis, hier von einem verderblichen Dilettantismus, wieder dahin erheben kann, wohin sie der Genius der Menschheit gestellt hat. Wie diesen Wiederspruch lösen? Ich weiß nur ein Mittel: dadurch, daß man nie in's Leere hinein, nie blos vor dem Forum der Gedanken, sondern immer in Gegenwart eines bestimmten Kunstwerks theoretisire, so, daß Anschauung und Wort sich gegenseitig tragen und bedingen. Man darf da nicht fürchten, zu sehr in's Allgemeine zu gerathen, weil ein Besonderes gegeben ist; nicht besorgen, zu sehr zu specialisiren, weil jedes echte Kunstwerk sich in die Höhe des Allgemeinen, in das Reich des Geistes erhebt, und Gesetze gibt und ausspricht. Das ist es eben, woran zu mahnen jetzt manchmal Noth thut. Wie viele der modernen Künstler fragen denn ihr Inneres, ehe sie die Palette ergreifen? und wie viele Beschauer fragen das ihrige, um das des Künstlers zu errathen? ja wie viele wissen denn, was eigentlich an einem Bilde zu fragen und zu sehen ist? Die hübschen Gesichter, die reizenden Beleuchtungen, die feinen Möbelstoffe, sind noch nicht Alles; auch die historischen Charakterzüge nicht.

Ueber meinem Schreibtische hängt der Kupferstich (von J. Merz) von Cornelius jüngstem Gerichte, das in der Ludwigskirche in München befindlich ist. Dieser Kupfer-

ſtich iſt in jeder Kunſthandlung zu ſehen und zu haben. An ihm möchte ich Einiges von dem auszuſprechen ſuchen, was ich oben andeutete; ich ſage Einiges; ich hätte ſagen ſollen das Wenigſte, — denn ein tüchtiges Kunſtwerk enthält, zuletzt, wenn es von der höheren Art iſt, die ganze Theorie der Kunſt in ſich; man hätte ſeine liebe Noth es zu erklären, und brauchte jedenfalls einen Octav-Band, nicht einen Octav-Bogen dazu; ganz abgeſehen von dem, was ganz unerklärbar bleibt, und wozu eben die Anſchauung des Werkes, und ein Organ dafür, erforderlich ſind. Nicht einmal eine ordentliche Beſchreibung des Bildes erwarte man von mir; da ich die Gegenwart des Kunſtwerkes vorausſetze, iſt ſie unnütz; und hier tritt gleich Eine der Eigenſchaften dieſes Werkes (der Reichthum) hervor; ich gebe Jedem, der Luſt hat, auf, das Bild ganz trocken, aber genau, bloß zu beſchreiben; er braucht ein Buch Papier, und etwas mehr Muße dazu, als ich habe. Alſo, nur dieſen und jenen Anknüpfungspunkt für geiſtigen Kunſtgenuß will ich zu fixiren ſuchen; und hierzu iſt der Kupferſtich vielleicht geeigneter, als das Originalgemälde; theils, weil er überſchaubarer iſt, theils weil die Vorzüge gerade dieſes Künſtlers, mehr auf der auch hier erſichtlichen künſtleriſchen, als auf der techniſchen Seite, zumal des Colorits, liegen. Darum eben habe ich dieſen Künſtler gewählt.

„Kommet her, ihr Geſegneten meines Vaters!“ (Matth. 25, 34) und: „Weichet hin von mir Ihr Verfluchten!“ (Matth. 25, 41). — Das iſt der Text, über welchen dieſes Bild ſeine Vorleſung hält. Es iſt, an in-

tellektuellem und sittlichem Gehalt, der größte Gegenstand, welchen die christliche Symbolik bietet, so wie der Mythos der Nemesis ohne Zweifel der größte Gedanke der griechischen ist. Treten wir nun zum erstenmale an unser Bild hin, und betrachten wir es aus einer Entfernung, die einen Gesammtblick erlaubt, — versuchen wir es, noch von aller Bedeutung und allem Detail zu abstrahiren und an den Figuren nur die Linien ihrer Umrisse zu sehen, — so haben wir den Eindruck einer symmetrischen, reichen, harmonischen, großartig-freundlichen Arabeske. Dieser Eindruck wird durch die vollendete Kunst der Anordnung hervorgebracht, worin es wohl Niemand dem Cornelius gleich thut. Rechts herab von Christus bis links hinauf zu ihm schlingt sich, wie ein Kranz in Wolken, das nirgend unterbrochene Ganze, und wenn es „die höchste Schwelgerei der Kunst" genannt wurde, auf den Sarkophagen der Alten mit Leichnamen zu verzieren (was im Vorbeigehen, Cornelius an den Nibelungen auf's Herrlichste geleistet), so muß man gestehen, daß es der Triumph der Kunst ist, das Weltgericht in einen Zierrath zu verwandeln. Göttliche und diabolische Wesen, Engel, Propheten, Apostel, Selige und Verdammte, müssen ihr hier als Formen dienen, mit denen sie, indem sie den ungeheuren Gedanken ausspricht und das Entgegengesetzteste im Charakter versöhnt, zugleich das leichte heitere Gefühl eines schön geschmückten Raumes gewährt. Symmetrisch, und doch frei und lebendig, nirgends leer, nirgends überfüllt, gibt uns das Ganze jenen Totaleindruck von leichter Ungezwungenheit, womit die Meisterschaft stets über die besiegten Schwie-

rigkeiten täuſcht. Das iſt nun der erſte Vorzug der Compoſition im Ganzen, zu dem als zweiter, bei einem ſo reichen Gegenſtande höchſt ſchätzbarer, die Klarheit derſelben im Einzelnen, hinzukömmt, ſo daß trotz der kühnen Geſtaltenverwicklungen, über das Eigenthumsrecht der betreffenden Hände und Füße nirgends ein Zweifel obwaltet. Dieſe Einheit im Mannigfachen, ſcheinbares Chaos bei vollkommener Ordnung, iſt eine der herrlichſten Erſcheinungen in der Natur, wie in der Kunſt, und das Grundgeſetz der Compoſition, in ſinnlicher wie in geiſtiger Bedeutung.

Treten wir nun etwas näher, und laſſen wir das Auge von Einem Theile des Bildes auf den andern übergehen, ſo haben wir einen neuen Total-Eindruck. Sämmtliche Gruppen, einzeln und im Ganzen, ſcheinen ſich bei längerer Betrachtung zu bewegen. Wenn man die Baukunſt eine verſteinerte Muſik genannt hat, ſo würde man mit ganz beſonderem Rechte dieſes Bild einem Choralgeſange vergleichen, der in Geſtalten feſtgebannt ward, und der, wenn wir uns abwenden, in unſerem Innern allmälig verklingt. Dieſe Wirkung rührt von der erwähnten glücklich lebendigen Verbindung ſämmtlicher, rechts nach einander hinabtaumelnder, und links aneinander hinaufſchwebender Maſſen her. Das gibt den unvergleichlichen Eindruck vom Schönen im Gleichgewichte der Ruhe und Bewegung.

Es iſt Zeit, daß wir uns dem Innern nähern, — nur um einen Blick hineinzuwerfen; denn einmal eingetreten, kämen wir ſobald nicht wieder los. Alſo nun

flüchtige Worte von dem, was theils Worte nicht sagen, theils Jeder sich selbst sagen muß, wenn es nicht bloß — gesagt sein soll! Die Aufgabe der Composition dem Innern nach, heißt: „bedeutende Charaktere um einen Mittelpunkt zu versammeln, der sie wirksam genug anrege, um bei einem gemeinsamen Interesse ihre Eigenheiten auszusprechen." Man denke sich nun diesen Grundsatz auf den Gegenstand des jüngsten Gerichtes angewandt, und innerhalb der Schranken eines abgegrenzten Raumes ausgeführt, — so hat man, in einem scheinbar sehr nüchternen, aber bei nur etwas aufmerksamer Betrachtung sehr viel, ja Alles sagenden Ausdrucke, Idee, Form und Verdienst des ganzen Werkes. Aus jeder Composition spricht, absichtlich, oder unwillkührlich, der Geist des Künstlers uns an. Die Wahl, wo sie von ihm abhing, — und wo diese nicht von ihm abhing, die Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, drücken die Stufe seiner geistigen Bildung aus, und die Motive, durch die er eine Geschichte erzählt oder commentirt, sind eben so viele Mittel, um das Innerste seiner Gedanken mitzutheilen. Jeder Gegenstand hat wohl das Gesetz seiner Darstellung in sich, aber nur von Einer Seite; von der anderen kann man sagen, daß es keinen Gegenstand gebe, der nicht, innerhalb dieser von ihm dictirten Grenzen, so vielfach darzustellen wäre, als es lebendig auffassende Individuen gibt. Das beweisen die ewig wiederholten Darstellungen derselben Aufgaben bei den Griechen; der sprechendste Beweis von der Höhe einer Nation, der es nicht um den Stoff sondern um die Kunst zu thun war. Man

soll also zwar einerseits nicht vergleichen, um nicht ungerecht gegen den Einen zu werden; man muß aber andererseits vergleichen, um gerecht gegen Beide zu sein. Alle diese Bemerkungen, deren weiteres Ineinandergreifen zu verfolgen ich Kürze halber dem Leser überlassen muß, sind aus der Betrachtung der Art hervorgegangen, mit welcher hier Cornelius seine Aufgabe zu lösen suchte. Er hatte nämlich einen Vorgänger, der jeden zweiten Versuch höchst bedenklich machte.: Michel Angelo's Riesenwerk in der Sixtinischen Kapelle. Auf *demselben* Standpunkte waren keine Palmen zu erringen — abgesehen davon, daß jedes Künstlers Geist ein eigener ist. Die Sache mußte also anders angegriffen werden, und hier ist es, wo man, wenn man gegen Beide gerecht sein will, den großen Kunstverstand des Cornelius bewundern muß. Er versetzte den Gegenstand, den Michel Angelo mit subjectiver Kraft in ein lebendiges Drama verwandelt hatte, wo Alles der furchtbaren Gewalt eines einzigen Spruches, eines einzigen Augenblickes, anheimfällt und darum auch die Wirkung eine einzige und entscheidende ist, — in das Gebiet der Symbolik, wo es erlaubt, ja Verdienst ist, das Vergangene und das Zukünftige in Einer Gegenwart, das verschieden zu Empfindende in Einem Begriffe zu versammeln. Hiedurch erhielt er den einzigen noch möglichen Vortheil, Motive, welche dort von der Strenge der Einen Handlung ausgeschlossen wurden, anbringen, und die ungeheure Kraft einigermaßen durch geistigen Umfang ersetzen zu können. Statt des „Groß-Inquisitors, des verdammenden Dominikaners im Siegesgeschrei des Autoda-

ſe'e'' — wie Meyern den Richter bei Michael Angelo nannte — breitet hier eine ernſte, aber Vertrauen erweckende Gottesgeſtalt, ſegnend und richtend zugleich, die Arme über alle Geſchlechter aus, und überläßt die Vollſtreckung den Engeln, die dem ewigen Worte dienen. Hier entſchuldigt ſich denn auch die nicht naturgemäße, doppelte Handbewegung Chriſti, die man getadelt hat. Wie will man den Doppelſpruch für's Auge anders ausdrücken? Die ſymboliſche Kunſt bedient ſich hier ihres Rechtes, mit Einem Vieles zu ſagen. Wer übrigens gegen dieſes Recht das der Natur durchaus nicht zu opfern vermag, der denke ſich die Eine Bewegung als früher geſchehen, und die Hand noch in derſelben Lage verharrend, während die andere ſich erhebt.

Stellt ſich auf dieſe Weiſe der Grundgedanke des Ganzen beſtimmt und umfaſſend heraus, ſo erquickt uns das Gefühl: daß Cornelius, der höchſten Idee aller Kunſt überhaupt getreu, dem Schönen alle einzelne Bedeutung und Charakteriſtik untergeordnet habe, wodurch über das ganze Bild ein unausſprechlicher Ausdruck freudiger Verklärung ausgegoſſen iſt. Schönheit iſt, in allen Abſtufungen und Individualitäten, verſchwenderiſch ausgeſtreut, und ſelbſt zwiſchen die teufliſchen Gruppen, die bei möglichſter Beibehaltung der überlieferten Typen, im Sinne griechiſcher Halbthier-Bildungen behandelt ſind, auf's Wohlthuendſte vertheilt. Alle Abſtufungen des Schmerzes und der Bosheit, auf der rechten, des Entzückens und himmliſcher Gefühle auf der linken Seite, die der Betrachtung und Anbetung oben, vereinigen ſich zur Vollendung dieſes

Ausdruckes. Und hier, wo das Raisonnement einer Didaskalie in die Poesie einer Beschreibung überzugeben Gefahr läuft, verweise ich wieder an's eigene Schauen und Empfinden. Beispiele besonderer Kunsthöhe sind: der Ausdruck im Gesichte der über die Herrlichkeit ihres Sohnes in Liebe und Anbetung versunkenen Mutter, die Köpfe und Gestalten der geistreich gedachten, und geordneten Patriarchen und Apostel, der Engel mit dem aufgeschlagenen Buche des Lebens und des Todes, mit Haaren wie Flammen, der im Gefühle dieses Augenblickes den unbeschreiblichen Blick (zwischen Schmerz, Feierlichkeit und Angst) nach oben wendet, der richtende Engel, in welchem sich das höchste Pathos ohne Affectation zum Muster darstellt, so wie die Hauptgruppen der Verzweifelnden, und der liebend Getragenen, und sich im Wiederfinden selig Umschlingenden. Das Geist- und Gefühlvolle aller einzelnen Motive zu analysiren, würde in's Endlose verleiten. Kein Räumchen blieb unbenützt für Verstand, Schönheit und Empfindung und noch im kleinsten Winkel des wolkenfreien Luftraumes schwebt in der Ferne die Seele eines Weisen einsam den Höhen zu, die sie hienieden, ohne anderen Führer, als des Lichts in der eigenen Tiefe, ahnend verkündete.

Wir wollen uns nicht des kleinlichen Fehlers schuldig machen, der so oft begangen wird, hunderterlei Porträt-Aehnlichkeiten, Anspielungen, Beziehungen u. dgl. aus dem Bilde herauszuwittern. Der Künstler hatte von Alters her das Recht, und soll es ewig haben, in die Welt um ihn herum zu greifen, aus dem Leben und der Wirk-

lichkeit, die ihm als Stoff-Vorrathskammer zugewiesen ſind, zu nehmen, was, und wie er es brauchen kann, aber auch damit zu ſchalten, wie es ihm gut dünkt. Die Wirklichkeit hat ihre Rechte verloren, wie ſie ſeine Hand berührte. Dieſes Vorrecht haben von Ariſtophanes bis auf Rafael, alle Künſtler genützt, warum der moderne nicht?

Man bedenke, daß dieſe ganze Didaskalie nur geſchrieben iſt, um durch Heraushebung einzelner Momente an einem vortrefflichen Werke neuerer Kunſt gewiſſe höhere Grundſätze wieder zu beſtätigen, ohne welche es keine wahre Kunſtübung und keinen wahren Kunſtgenuß gibt. Wir verlangen, daß aus dem Werke die Seele des Künſtlers zu uns ſpreche; er darf verlangen, daß wir dieſe Sprache zu leſen wiſſen. Nicht unſer flüchtiges Behagen, nicht ein vergänglicher Modegeſchmack, nicht eine hineingelegte oder herausgedeutete Zeit-Tendenz darf das Urtheil über ein Kunſtwerk ſprechen, ſo daß wir etwas daneben oder dabei fühlen und fantaſiren. Das Werk muß ein ſelbſtſtändiges Leben haben, und uns dieſem unterwerfen, ſo daß wir das unſere daran erweitern, ergänzen, erheben können. Freilich muß, wenn es ſo ſein ſoll, der Künſtler erſt ſich ſelber bilden, damit er uns wieder bilden könne. Nur unter dieſen Bedingungen, und ſonſt nie, wird und kann eine goldene Zeit für die Kunſt und den Künſtler möglich werden. Er wird wieder, wie er es in Griechenland war, ein Prieſter des ewig Wahren, Großen und Schönen, ein Geweihter höherer Menſchheit ſein, wird Werke ſchaffen, die durch alle Völker und alle Zeiten dauern und blühen werden, und nicht mehr klagen, daß

er es „faſt nur mit dem zu thun hat, der ſeine Arbeit beſtellt und bezahlt, mit einem Publicum, das oft nur gewiſſen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit ſolchen Lob- und Preis-Formeln empfangen, durch die das Vortrefflichſte ſchon hinlänglich geehrt wäre!“ (Goethe, 38. Bd., S. 29.)

Wird ſie je kommen, dieſe goldene Zeit? wird eher die Kunſt eines empfänglicheren Publicums oder das Publicum einer höheren Kunſt würdig werden?

Eberhard Wächter.

Ein Beitrag zur neuen Kunſtgeſchichte.

Nil parvum aut humili modo.
Horat

Es iſt gerade ein Jahr verfloſſen, ſeit ich in dieſen Blättern bei Gelegenheit von P. Cornelius jüngſtem Gerichte, auch unſerer Zeit das, ihr häufig beſtrittene Vermögen zu vindiziren ſuchte, das Große und Hehre in der Kunſt hervorzubringen und zu erkennen. Sei es geſtattet in demſelben Sinne auf einen andern gleichfalls deutſchen Künſtler hinzudeuten, welcher Anlaß zu einer, für den Kunſtfreund vielleicht anziehenden Parallele gibt, weil er mit Cornelius eben ſo viel Aehnliches als Unähnliches hat. Man kann ſagen, ſie erſtreben beide daſſelbe, in der Idee erkannte, Höchſte der Kunſt — auf eine faſt entge-

gengeſetzte Weiſe. Muß ich hier die alten, langweilig gewordenen Klagen über Mangel an gehöriger Anerkennung des ächten Künſtlers von Seite des Publicums wiederholen? zu einer Zeit wiederholen, die Monumente über Monumente ſetzt, Namen über Namen nennt, Autographe jedes nur irgend bekannt gewordenen Namens ſammelt, jedes vergeſſene Buch herausgibt und illuſtrirt? Ich habe Wächter's Namen in den Wörterbüchern der Gegenwart geſucht, um Etwas von ſeinem äußern Leben erzählen zu können, vergebens! . . . Nirgends als in Meyers Kunſtgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts fand ich eine Notiz über ihn, und dieſe iſt mager genug. „Unter Karſtens Anhängern zeichneten ſich — ſagt ſie — zwei Maler aus Stuttgard, Wächter *) und Hartmann als die Beſten aus. Wächter lebt gegenwärtig in Wien. Er malt angenehme kleine Bilder mit bibliſchen Gegenſtänden ſanfter Art, worin die Zeichnung zwar nicht untadelhaft iſt, aber zuweilen von der lobenswerthen Manier des Garofalo etwas durchblickt“ . . . . Wächter hat alſo unter uns gelebt, deſto näher mag er unſerm Gemüthe rücken! aber wie? Niemand ſpricht, Niemand ſchreibt von ihm, Niemand erinnert ſich ſein. Und iſt dieſer Wächter auch derſelbe, den ich meine und verehre? was ich meine und verehre, ſind Kompoſitionen, meiſt von Rahl in Kupfer geſtochen, wohl auch angenehm, mehr aber groß — wohl auch bibliſche, häufiger aber antike Gegenſtände, wohl auch ſanft, mehr aber kräftig, wohl auch hie und da in der Zeichnung nicht untadelhaft,

*) Er wurde ſpäter Hofmaler daſelbſt.

aber deſto vollendeter in der Kompoſition. Und die Manier des Garofalo? lobenswerthe Manier? was kann damit gemeint ſein? Kunſtfreunde wiſſen, daß Garofalo zwar Eklektiker war, ſich aber noch am meiſten der Schule Rafael's anſchloß, den er an Kolorit ſogar noch übertraf, daß ſeine Werke, ſo wie die dieſes Meiſters vorzüglich eine ſeelenvolle, individuelle Anmuth auszeichnet. Lobes genug, wenn das die „lobenswerthe Manier" iſt, welche Meyer meinte, für den deutſchen Künſtler, in welchem ſein geübter Blick ſie wiederfand! Seele finde auch ich in Wächters Bildern — Seele durch und durch; aber Anmuth zeichnet ſie weniger aus, als Größe — im Geiſte und in den Formen, ſtille, Ehrfurcht gebietende Größe. Dem Allen ſei nun wie ihm wolle. Der Künſtler mag wie andere ſeine Epoche durchgelebt haben; ich habe mir vorgenommen, in dieſem Aufſatze, ſo viel ich kann, (wie viel ich kann, wage ich nicht vorauszubeſtimmen!) mich eigener Betrachtungen zu enthalten; ich wollte, wie es Wächter ſelbſt machte, frei von Aufputz und Nebenzügen, die Sache ſelbſt, die Sache allein für ſich ſprechen laſſen. Keine äſthetiſche Theorie ſollte durchblicken, kein Kunſt-Raiſonnement den Leſer langweilen oder beſtechen, kein — kein? laßt uns nicht zu viel verſprechen! ein deutſcher Schriftſteller hat ſchon genug gethan, wenn er ſich vornimmt zu erzählen und zu ſchildern, ſtatt zu philoſophiren. Der Leſer ſetze ſich alſo freundlichſt zu mir und betrachte mit mir die folgenden Blätter. Sie ſind ſämmtlich *) von unſerm

*) Mit Ausnahme von Nr. 3, welches von Ed. Schuler im Kleinen in Stahl geſtochen iſt.

hochgeschätzten Nahl, theils in zarterer, theils in sehr bestimmter kräftiger Manier behandelt.

1. Hier geht es fröhlich zu. Drei blühende Jünglinge, freundschaftlich verschlungen, keltern, die Thyrusstäbe schwingend, Trauben in einem steinernen Gefäße, das einfach ein Silenuskopf schmückt. Lust drückt ihr Wesen aus; man zweifelt, ob sie pflichtmäßig Trauben stampfen, ob im freien Uebermuthe tanzen. Eine der vorhandenen Jungfrauen schüttet Trauben zu; eine zweite bringt zierlich in einem Korbe auf der Schulter eine Fülle neuer herbei; eine dritte reicht mit sanfter Kindlichkeit herabgebückt dem auf die Erde gelagerten Greise die volle Schale des verjüngenden Trankes — dem Greise, dem von rückwärts ein allerliebster Bube in ganz verwegener Stellung den Hals umschlingt, indem er selbst schon mit ahnender Lüsternheit auf den noch unbekannten Inhalt, des Gefäßes herüberzuspähen scheint. So freuen sich alle Lebensalter und Geschlechter des Gottes, dessen bekränztes kleines Standbild gravitätisch heiter der frohen Scene zusieht.

2. Auch hier sehen wir uns freundlich an das heitere hohe Alterthum gemahnt. Nach des Tages und der Heldenarbeit Schwüle ruht Herakles unterm Schatten einer Palme auf sein Löwenfell gelagert; und sieh! ehe er sich's versah hat Gros, der lose Schelm, sich dem Riesen auf die Schulter gesetzt und wagt es, lächelnden Triumph in der Miene, mit der furchtbaren Keule zu spielen: der Heros sieht wohl mit einem Ernste über die Schulter, der einen andern erschrecken möchte; aber — es ist Gros, der kleine, der gewaltige, und der Held läßt ihn einmal gewähren!

3. Ernſter ſtimmt die Scene, die wir hier belauſchen. Eine hohe, würdige, aber tief gebeugte Frauengeſtalt ſitzt, mit gelöſtem Haar, mit geſenktem Blick auf einem Felſen, der einſam in die endloſe Weite des Meeres hinausragt, die nur in ungewiſſer Ferne jenſeitige Küſten ahnen läßt. Eine Dienerin ihr zur Seite ſpäht, mit vorgehaltener Rechten den blendenden Strahl des Mittags abwehrend, in jene Weiten; eine ältere Matrone heftet den kummervollen Blick auf die trauernde Herrin; dieſer allein geziemt es, nicht zu ſpähen, nicht zu hoffen — nur würdig in ſich ſelbſt verſenkt, das Unerſetzliche zu betrauern. So trauert nur eine Römerin, ſo trauert Cornelia, die Gattin des großen Pompejus, den ſie bis zu ſeinem Tode, in Schlacht und Gefahr begleitet, den ſie von den Seinen ſchändlich verrathen, beweinenswerth aber rühmlich fallen ſah.

4. Eine andere Kornelia, gleich groß, gleichen Verluſt beklagend, zeigt ſich uns, nachdem die Zeit den allmächtigen Balſam über ihre Seele gegoſſen, ihres einſtigen Beſitzes am würdigſten, indem ſie edel fortwirkt im Sinne des großen Todten, und ſeiner Väter. Im häuslichen Kreiſe dürfen wir ſie beobachten, die herrliche Mutter der Gracchen, wie ſie den frühverwaisten Heldenſöhnen den Vater zu erſetzen ſtrebt, indem ſie Geiſt und Sinn römiſcher Großheit auf ſie lehrend verpflanzt, wie einſt der große Scipio ihn auf ſie, ſeine Tochter, verpflanzt hatte. Die Spindel, das geſchäftige Zeichen weiblicher Thätigkeit, ruht, die Rolle, worauf die Thaten der Männer verzeichnet ſtehn, — der Männer wie ſie keine frühere Zeit geſehen hat, und wohl keine ſpätere ſehen wird! —

in der Linken, deutet die Mutter liebevollen Ernſtes mit der Rechten auf Scipio's Büſte hin; und alle drei Kinder — der älteſte Knabe mit mehr Haltung des eigenen Denkens, der jüngſte mit mehr kindlicher Neugierde — aber alle drei mit gleicher Aufmerkſamkeit, mit gleicher Innigkeit hängen an ihrem Munde, und trinken in vollen Zügen die lebendige Nahrung des Herzens ein. Das ſind ſie, von denen die ſtolzeſte Beſcheidenheit ſagen durfte: „ſie ſind mein ganzer Schmuck.“

5. Auch in männlicher Schöne wird uns das Bild häuslichen Friedens vor die Seele geführt. Wir ſehen den ernſten Cato ruhend von Schlacht und Volksverſammlung vor ſeiner einfachen ländlichen Hütte ſitzend. Der Spaten liegt zu Füßen, die eben geleſene Rolle auf ſeinem Schooße, während er freundlich die nervige Rechte ausſtreckt, um mit dem hohen milden Heldenantlitze die Gattin zu begrüßen, die aus der Thüre tretend, den kräftigen Säugling ihm entgegenhält. Ein Jüngling und ein Knabe beſorgen indeß, widerſpenſtige Farren antreibend, das von dem Helden ſo hochgehaltene Werk des Feldbaues.

6. Abermals tritt eine Heldengeſtalt vor unſer Auge, aber nicht mehr in ſo erfreuender Umgebung! in ärmlichen Bettlergewande ſitzt ſie vor den Thoren der Stadt, auf einer gebrochenen Säule, dem Sinnbilde ihrer ſelbſt; die leeren Augen, die herabgeſunkenen Hände, die nur matt den Stab an ſich drücken, der den blinden Greis auf ſeinem kummervollen Wege ſtützt — ſie würden uns alles ſagen; auch wenn nicht das ſchmerzlich bewegte Geſicht des herrlichen, ihn führenden Jünglings, der ſeinen Helm

in der Linken hält — auch wenn nicht ſein alter Waffengenoſſe zu ſeinen Füßen, der beim Anblicke ſeines Feldherrn in einer ſolchen Lage eine Thräne — vielleicht die erſte! — in ſeinem Auge zerdrückt — auch wenn nicht die mitleidsvolle Miene und die ausgeſtreckten Arme jenes Römers mit einem Ausdrucke, der eine Welt gerechten Schmerzes in ſich ſchließt, zu ſeinem Nachbar es mit lauter Stimme riefe: dies iſt Beliſar, das traurige Zeugniß mit Undank belohnter Größe.

7. Aber kann es einen konzentrirteren Ausdruck gemeinſamen Schmerzes der Seinen um einen großen Todten geben, als dieſe Gruppe von drei Perſonen, die hier, eine Tragödie in wenigen Strichen, mit Einem Anblicke unſer Herz in ſeinen Tiefen wendet? Eine Matrone, ein junges Weib und ein Kind — Mutter Weib und Kind des Gefallenen ſprechen, um Hektors Urne gelagert, mehr aus, als alle Klagelieder der Welt ausſprechen könnten. Welche Worte könnten erſchöpfen, was Hekubas ſtumme Trauer, Andromachens verzweifelnder Jammer und Aſtyanax kindliches Anſchmiegen auf dieſem Bilde mit Einem großen Zuge ſagen?

8. War es möglich das Tragiſche in der malenden Kunſt noch höher zu ſteigern, als es hier geſchah? man ſollte es kaum denken. Aber das iſt das große Vorrecht der Kunſt, daß Niemand ſagen kann, was ihr möglich iſt, ehe er es geſehen hat. Was der Gedanke ſinnend bezweifelt, das eben freut den Genius ſchaffend in's Leben zu führen. Laſſen Sie uns ein Blatt aufrollen, das wenige ſeines Gleichen hat. Glaubte der Künſtler, in der Empfindung

das Maaß nicht überſchreiten zu dürfen, was der geſunde Sinn der Griechen als ewige Norm aufſtellte, ſo wandte er ſich an die Bedeutung und wählte dazu eine andere Sphäre als die ariſtoteliſche. Vier Figuren, in ernſte, ſchwere Falten gehüllt, eine ruhige, düſter erhabene Gruppe bildend, drücken durch ihre ſtumme Beredſamkeit mehr aus, als alte Sprüche der Weisheit über die Nichtigkeit irdiſchen Daſeins und Beſitzes predigen können. Abſeits, auf der Erde, auf dürrer Streu gelagert, ſitzt er, der Mann des Jammers, Hiob — in die Tiefe ſeines Elends verſenkt. Und die drei Freunde neben ihm: „ſie ſaßen neben ihm auf der Erde ſieben Tage und ſieben Nächte und redeten nichts mit ihm, denn ſie ſahen, daß der Schmerz ſehr groß war.“ (2 Kar.) Abgeſtuft mahlt ſich in ihnen die Theilnahme, wie ſie den Entwicklungen des innern Menſchen entſpricht: innig und rein gefühlt im Jünglinge, an ernſte Betrachtung geknüpft im Manne, abgeſtumpft durch allzubittere Erfahrungen im Greiſe. Es iſt das Leben in ſeiner ganzen tragiſchen Geſtalt. Nichts Krankes, nichts Niedriges, nichts Gemeines ſtört den Eindruck, der erheben, nicht zermalmen ſoll. Dieſe Männer erinnern an Michel Angelo's Prophetен, und wenn das vorige Blatt eine gezeichnete Tragödie, ſo wäre dieſes eine verſteinerte Betrachtung, ein erſtarrter Klag'geſang zu nennen.

9. Die männliche Betrachtung verklärt ſich weiblich — im Gebete. Ein merkwürdiges, ganz ſelbſtſtändig gedachtes Bild verſinnlicht uns dieſen Uebergang vom rein Menſchlichen in eine Welt höherer Bezüge. Auf einſamer gewachsloſer Felſenhöhe, unter einem ſchauerlich überhän-

genden Geſtein, ſitzt die göttliche Mutter, abgewendet von der Stätte, wo am Horizonte das leere Kreuz herüber ſichtbar iſt. Ihre Hände ſind, wie zum Gebete in einander gefaltet. Sie ſieht nicht, wie die Krieger, die eben von der Schädelſtätte kommen, ſich abwärts ins Thal verlieren; ſieht nicht, wie die Frauen auf dem Heimwege anhalten, und menſchlich theilnehmend auf ſie herüberblicken. Ihre Seele iſt bei ihm, und ihre Gedanken ſind nicht von dieſer Welt.

10. Aber groß und verſöhnend iſt die Miſſion der Kunſt. Sie offenbart nicht nur die Tiefe des Schmerzes und deutet ihm auf ein tröſtendes Jenſeits hin; ſie weiß auch das ewige Walten in der Geſchichte und ihren Entfaltungen zu deuten und zu verſinnlichen. In dieſem Sinne iſt folgende großartige Kompoſition gedacht. Auf Wolken thronen drei ernſte aber wohlwollende Göttinen. Dike, die ewige Gerechtigkeit in der Mitte, die Rolle der Geſchichte in der Linken, in der Rechten die unabirrende Wage; zu ihrer Rechten Eunomia, das ſittliche Geſetz, mit dem Buche ſeiner Orakel auf dem Schooße, zu ihrer Linken Irene, der holde Frieden, die Füße auf die Inſignien des Krieges ruhend, den ſegnenden Oelzweig in der Hand. Von oben ſchütten die lieblichen Genien des Friedens Blüten und Kränze herab, und von unten lächeln die der Eintracht und der Künſte in ſeliger Begeiſterung zu dem Ewigen empor.

„In den Töchtern Jovis und der Themis
Mildert ſich der hehren Eltern Sinn;
Ihnen bildet willig ſich des Weltalls

Einklang und die ſtille Harmonie.
Auf des Rechtes Pfeilern und der Ordnung
Bau'n ſie Freundſchaft, Ordnung, Innigkeit."

Mit dieſem ſchönen verſöhnenden Accorde will ich die Reihe ſchließen, die ich nur allzu flüchtig vorübergeführt habe. Um mein Verſprechen zu halten, — nun ein gedrängtes Reſultat des Abſchluſſes, um deſſentwillen der ganze Aufſatz geſchrieben iſt.

Die Wahl der Gegenſtände an ſich läßt uns einen Blick in Wächters innerſtes Weſen thun. Er ſpricht durch ſie zu uns und ſeine Bilder ſind Worte ſeines Glaubens und Hoffens, Worte der ernſten prophetiſchen Mahnung, die er an uns richtet. An uns iſt es, dieſe Sprache verſtehen zu lernen. Hier gilt es nebſt dem Sinne für das Kunſt-ſchöne auch die Geſinnung für das Große, ein Herz, das dem Rechten und Menſchlichen ſchlägt, mitzubringen. Die Art, wie er den gewählten Gegenſtand auffaßt, gibt hier bei einiger Empfänglichkeit und Selbſtdenken den beſten Aufſchluß. Er ſtellt immer mit möglichſt wenigen Figuren, mit der ſtrengſten Oekonomie des Stoffes und der Nebenſachen, dasjenige hin, was eigentlich den Begriff des Kunſtwerkes ausmacht. Dieſes einfach Aufgefaßte nun iſt immer in ſeiner reinſten Höhe gedacht, wo es dem höher denkenden Menſchen eine ſittliche Bedeutung, eine erhebende Bürgſchaft ſeiner Kraft und Würde gewährt. Da iſt nirgends ein Schmuck, ein Zierrath, ein gehaltloſer Ueberfluß, da iſt nirgends etwas Ergrübeltes, das wie Geiſt, nirgends etwas Sentimentales, das wie Gefühl ausſehen ſoll, da iſt nichts Kleines nichts Niedriges.

„Alles Große und Edle muß einen Grund haben, worin es edel iſt; wenn dieſer Grund rein, ohne Vorurtheil, ohne Pfuſcherei von Nebendingen und Abſichten die einzige Baſis des Kunſtwerks iſt — das iſt der Styl.“ Und wenn Bettina, die dieſe Worte ſchrieb, Recht hat (und ich denke ſie hat es), ſo iſt Wächter ein Künſtler im höchſten Style. Er gibt in jedem ſeiner Werke nur ſtets das Weſentliche, die verkörperte Idee, nicht mehr, nicht weniger. Das verleiht ihnen dann jene Wirkung, die ſelbſt dem oberflächlichen Beſchauer nicht ganz entgeht und die man „grandios“ zu nennen pflegt. Sie machen den Eindruck jenes Hohen und Stillen, das dort waltet, wo Malerei und Plaſtik ſich berühren und ihre Verdienſte ſind — wie Meyer von ſeinem Vorgänger rühmt — von jener Art, die ihre Quelle in der Bruſt des Künſtlers, in der Schönheit ſeines Geiſtes und Herzens, in dem Ernſte ſeiner Natur und ſeines Strebens haben. Sie ſind mit der Seele gemalt *) — aber freilich um dieſe herauszufühlen, muß man eine mitbringen, und eine gemeine würde hier nicht ausreichen. Ein Friede des Gemüthes iſt über ſie ausgegoſſen, wie über die ewigen Werke der Alten, der nur aus innerer Kraft entquillt und kräftigend auf den Betrachter überſtrömt. Dieſer muß ſich auf einen höhern Standpunkt verſetzen, und ein Höheres in ſich inne werden, oder es anerkennen, wie es in menſchlichen Geſtalten ſich ausſpricht, die fühlen, wie wir fühlen, nur reiner, geläuterter, verklärter. Darum wird man nicht nur innerlich

*) Kalte von Fiamma ſagen die Italiener.

gebildeter — man wird besser, wenn man die Sprache dieser Bilder verstehen lernt: man wird es jedesmal, wenn man sie liest. In der Einfachheit liegt die Größe, im Kunstwerke, wie im Leben, das ja auch ein Kunstwerk ist, oder sein soll; aus Einem Guße, aus Einem Geiste, ganz und groß.

Im Eingange dieser Zeilen ward Wächter mit Cornelius auf eine Weise verglichen, über die ich Rechenschaft zu geben habe und jetzt nach meiner Darstellung geben kann. Beide repräsentiren das Höchste in der Kunst, die Idee; eine Richtung, die immer seltener wird, aber Cornelius mehr auf der rein ästhetischen, Wächter mehr auf der ethischen Seite; jener wählt seine Gegenstände nicht und behandelt die gegebenen mit reiner Objektivität, dieser trifft die Wahl mit dem Herzen, und legt sein Herz mit in sein Werk hinein; jener läßt, mit schöner Kunstverschwendung, kein Plätzchen seiner üppig reichen Bilder ungeschmückt, dieser verschmäht jede Zierde, die als eitler Flitter erscheinen könnte — er will nicht scheinen, sondern sein. So war Wächter, so spricht sein Geist aus jedem seiner Umrisse zu uns — und einen solchen Künstler sollte Deutschland vergessen?

Wenn ich mein Versprechen, mich von Kunstbetrachtungen fern zu halten, wohl im Speziellen, im Allgemeinen doch nicht ganz gehalten habe, so entschuldige mich das Motiv, welches mich diesen Aufsatz schreiben hieß. Es galt, einem im höchsten Sinne zu verehrenden Künstler, ein freilich spätes und unbedeutendes, aber tief gefühltes Wort der Erinnerung nachzurufen; es galt und gilt auch

bei diesem Anlasse wieder, auf die Nothwendigkeit der innern Bildung hinzuweisen, die zum Verständnisse der Kunst, die zum Urtheile über Künstler unbedingt erforderlich ist. Nicht die Kunst darf sich je zum Publikum herablassen; dieses muß sich zu ihr hinanbilden. Nicht die Empfindung des Liebhabers, nicht der Geschmack und das Machtwort der Salon's entscheiden hier — sondern eine höhere Instanz, deren Ausspruch zu vernehmen und zu deuten, man ein echter, tüchtiger, durchgebildeter, ein sittlicher Mensch werden muß. Um diese Ueberzeugung, von der ich durchdrungen bin, auszusprechen, wo möglich zu verbreiten, wurden diese Zeilen geschrieben, und was ich je über Kunst oder Künstler geschrieben habe, oder schreiben werde, kann und soll nur ein Ausdruck dieses Bekenntnisses sein.

Leibnitz's „Monadologie." Deutsch, mit einer Abhandlung über Leibnitzens und Herbart's Theorien des wirklichen Geschehens von Dr. Robert Zimmermann. Wien, Braumüller und Seidl. 1847.

Für Freunde des Denkens, die es nicht blos um des Denkens, sondern auch um des Gedachten willen sind, ist es ein höchst befriedigendes, ja im höhern Sinne ein beglückendes Gefühl, zu bemerken und verstehen zu lernen, wie sich aus den nach einander auftauchenden Systemen und ihren Modifikationen und durch diese Modifikationen allmählich die Eine Wahrheit immer sittlicher herauskrystallisirt, wie sie nach und nach, aus den einzelnen Wahr-

heiten der Syſteme, die wie Inſeln im Weltmeere herumſchwimmen, zu einem ſicheren Feſtlande ſich geſtaltet. Man ſpreche nichts von Synkretismus; wer noch nicht ſo weit gekommen iſt, die Conſequenzen zu ſehen, in welcher alle Philoſopheme auf etwas Gemeinſchaftliches hinausführen, der hat die Geſchichte der Philoſophie noch nicht hinlänglich durchgearbeitet. Ein Vergnügen, welches mit dem eben erwähnten innig zuſammenhängt, gewährt die weitere Betrachtung: wie die Denkbewegungen, analog dem Gange des Menſchen, der ja auch ein Fallen von Rechts nach Links, und von Links nach Rechts darſtellt, wobei man vorwärts kommt, durch beſtändiges Schwanken von Extrem zu Extrem, durch wiederholtes Rückkehren in die verlaſſene Wendung, die Spirale des Fortſchrittes ſichtbar und unverkennbar bezeichnen. Immer kommen die alten Anſichten wieder, immer kommen ſie verbeſſert wieder, ſie läutern ſich und nähern ſich einander immer deutlicher; müſſen ſie nicht endlich zuſammenfließen?

Dieſe erfreulichen Betrachtungen zu erneuern, gibt die vorliegende höchſt verdienſtliche Schrift Anlaß. Durch diejenige Theorie, welche, wie es ſcheint, der Gegenwart am meiſten (und zwar mit Recht) zuſagt, die Herbart'ſche, kommt die im letzten Umſchwunge faſt vergeſſene herrliche Dichtung Leibnitzen's von den Monaden (Dichtung im reinſten und edelſten Sinne des Wortes) wieder zu Ehren. Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift, der ſie, wie man ihm zugeſtehen wird, mit Liebe und Scharfſinn durchdacht hat, hält ihre Ergebniſſe vergleichend an die der neueſten Spekulationen; er hält ſich an den Geiſt und nicht an den

Buchſtaben und ſiehe da! — es zeigen ſich Einigungspunkte, wo man ſie am wenigſten erwartet hatte; der in der modernen Naturforſchung faſt mit dem Interdikt belegte Dogmatismus ſcheint ſich mit der atomiſtiſchen Anſicht verſöhnen, ja im Begriffe mit ihr vereinigen zu wollen. Die todte Subſtanz regt ſich wieder als lebendige Kraft, die zerfließende Kraft hat Beſtand als beharrende Subſtanz. Die durch zwei Extreme von Vorſtellungsweiſen fühlbar gewordenen Lücken erregen das Bedürfniß, ſie auszufüllen, das Bedürfniß zeigt einen Weg, ſie zu verbinden. Weder die Vorſtellungsweiſe einer abſoluten Stabilität, noch die eines abſoluten Werdens will uns befriedigen; wir fühlen, daß das Bleibende, wie das Wechſelnde, das Individuelle wie das Allgemeine, die Vertikal- wie die Spiral-Linie, ihre Anſprüche haben; Beide wollen beachtet ſein; es gilt den Punkt zu finden, wo ſie ſich vereinigen laſſen, damit Welt und Leben vor dem Auge unſeres Geiſtes weder erſtarren, noch zerfallen. Das iſt es, was der Verfaſſer anſtrebt, und man muß wohl ſagen, mit Glück anſtrebt. Das iſt es, was mir als Pflicht erſcheinen ließ, auf ſeinen Verſuch die Freunde der Philoſophie (denn mit dieſer Tautologie muß man das beſcheidene Wort „Philoſoph" jetzt wieder umſchreiben, wenn es wieder beſcheiden werden ſoll) aufmerkſam zu machen.

Ein philoſophiſches Buch will ſelbſt geleſen werden. Hier alſo nur eine oberflächliche Skizze ſeines Inhaltes und Ganges.

„Noch vor ganz kurzer Zeit — berichtet ein einleitendes Vorwort — dachte man, wenn von deutſcher Phi-

losophie die Rede war, beinahe nur an Kant und seine Nachfolger, mit welchen das Licht in der Finsterniß aufgegangen sei. Kant galt allgemein als die Pforte deutscher Weltweisheit." Ich muß hier den Verfasser unterbrechen, um im Vorbeigehen zu sagen, daß es beständig her ein Häuflein stiller Leute gegeben hat, die da anders dachten. Sie hielten Kant nicht für den Anfang, sondern für das Ende deutscher Weisheit, und meinten, daß seine Nachfolger, mit Ausnahme Herbart's, nichts gethan, als die Grenzen, die er weislich abgesteckt, — nicht etwa zu erweitern, sondern zu überspringen. Doch dies nur im Vorbeigehen. Das Vorwort gibt sofort Kant's großen Vorgängern die verdienten Ehren. Er erwähnt, daß „selbst wenn die besondere Veranlassung des i. J. 1846 gefeierten und auch in Wien durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften verherrlichten Geburtsfestes Leibnitzens, nicht dazu käme, doch in diesem Zeitpunkte ein Versuch durch Herausgabe eines seiner wichtigsten Schriftchen ein Scherflein zum Verständnisse alter und neuer Richtungen beizutragen, um sein selbst willen Nachsicht und Entschuldigung verdienen möchte." (Wieder im Vorbeigehen, eine Sprache, die wir lange nicht mehr — beiläufig seit dem alten Kant nicht mehr aus dem Munde deutscher Philosophen gewohnt sind und die mehr geeignet ist, Zutrauen einzuflößen, als die Verheißung Alles lösender Orakelsprüche.) Keines von Leibnitz's Werken schien unserm Verfasser hiezu passender, als das vorliegende, von dem hier seit 126 Jahren wieder die erste Uebersetzung (gleichzeitig mit Schilling) dem Publicum geboten wird.

In dieſer merkwürdigen Schrift ſcheint unſerem Verf. ein Keim zur Löſung der größten Schwierigkeit in dieſem Syſteme ſelbſt zu liegen; der Schwierigkeit: die äußere Wirkſamkeit, das Thätigſein im Reiche der Monaden denkbar zu machen; ein Keim, den Leibnitz ſelbſt überſah — was ihn nöthigte, ſeine „präſtabilirte Harmonie" zu Hilfe zu rufen, die unſerem Verfaſſer der ſchlimmſte Fehlſchuß ſcheint. Er vergleicht ſie mit einem Marmorteiche, von einem König erbaut, um einen Gießbach aufzufangen, über den er mit dem Zehntheil der Koſten keine Brücke zu ſchlagen wußte. — Jenen Keim zu entwickeln, ſchien dem Verf. ein Act der Pietät gegen Leibnitz und nützlich für die Gegenwart. Es iſt die Aufgabe der von ihm beigefügten Abhandlung, oder eigentlicher: die Monadologie von Leibnitz iſt die Einleitung zu der, an Umfang ſie bei weitem überbietenden Schrift des Verfaſſers.

Die Verdeutſchung der urſprünglich für den Prinzen Eugen von Savoyen in Wien 1713 und 1714 franzöſiſch verfaßten Schrift Leibnitz's iſt nach Erdmann's Ausgabe, mit Anführung der lateiniſchen Varianten, treu, verſtändlich und fließend gegeben. Mag der Leſer bei dieſem Anlaſſe nur auch dieſe Blätter friſch durchdenken, die der große Eugen ſo hoch hielt, daß er ſie den Freund nur küſſen ließ, und ſodann wieder ſorgfältig in ſein Käſtchen einſchloß!

An ſie knüpft nun unſer Verf. die Beſprechung der in ſie gelegten Frage: ob denn in der wirklichen Welt eine nach außen gehende (transeunte) Wirkſamkeit ſtatt finde oder nicht? Die Philoſophen, mit Ausnahme der

Bekenner des abſoluten Werdens, läugnen ſie. Wir fühlen uns innerlich genöthigt, ſie anzunehmen, — denn es geſchieht etwas. Hume ſah ſich dadurch veranlaßt, den Cauſalzuſammenhang für eine bloße empiriſche Gewohnheit des denkenden Geiſtes zu erklären. Dieſer Scepticismus war bekanntlich der Keim, aus welchem Kant's Kritik des Erkennens hervortrieb, die das Verhältniß von Urſache und Wirkung in eine aus den Kategorien des menſchlichen Verſtandes ſich ergebende Vorausſetzung umſetzte. Der abſolute Idealismus, der alle Einzelweſen in die Einheit und Allheit untertauchte, ließ natürlich die Wirkſamkeit des Einen auf's Andere ganz fallen. Herbart's Realismus endlich findet an dieſem Problem eine Klippe, die überſchifft werden muß, wenn geſunder Menſchenverſtand, natürliches Gefühl unſerer ſelbſt, und die Erfahrung jeder Minute ihr Recht behalten ſollen. Denn: ich will meinen Arm heben, und er hebt ſich. Wenn die Speculation ſolchen Thatſachen widerſpricht, wer wird noch Vertrauen zu ihr faſſen? Haben die bisherigen Verſuche den Widerſpruch erwieſen? haben ſie ihn gelöſt?

1. Leibnitz, der, um ihm zu entgehen, ſeine präſtabilirte Harmonie wie ein todtes Reis auf den lebendigen Baum ſeines Syſtems pfropfte, war ſchon frühzeitig — wie der Verfaſſer nachzuweiſen ſucht — auf den Gedanken getrieben worden, der allein den Widerſpruch hätte löſen können. „Wo es Zuſammengeſetztes gibt, da muß es Einfaches geben. Das Einfache des Materiellen kann nicht materiell ſein. Seine innere Natur muß in der Kraft beſtehen. Ich nenne alſo dieſe Einheiten primitive Kräfte,

die nicht bloß das Sein (l'acte), das Compliment der Möglichkeit, ſondern auch noch eine urſprüngliche Thätigkeit (l'action) beſitzen."

In dieſer Stelle ſieht der Verfaſſer den Anhaltspunkt zur Löſung des Räthſels vom Geſchehen, und es zeigt ſich bei ſeiner Deduction, daß er mit richtigem Blicke den echten Anfang und das Centrum aller Metaphyſik erfaßt hat. Dieſer Anfang iſt: der mathematiſche (eigentlich wie ihn ſchon Leibnitz beiläufig nannte: metaphyſiſche) Punkt. Wer nicht fähig iſt, dieſen Begriff rein, unabhängig von dem begleitenden Bilde (Schema) der Phantaſie feſtzuhalten, muß vom Studium der Metaphyſik wegbleiben. Körper als ſolche — hatte Leibnitz einmal herausgeſchloſſen — ſind nicht, nur die Einheiten derſelben ſind: nur ſie alſo können hier wirken. Aber hier glaubte er eben den Stein des Anſtoßes zu finden: Monaden können nicht auf einander wirken, denn ſie haben keine Fenſter, durch welche irgend etwas aus- oder eintreten könnte. Bedarf es nach der weitläufigen gründlichen Erörterungen, die unſer Verf. nun folgen läßt, um zu erweiſen, daß hier das Bild (Schema) ſich in den Begriff gemiſcht, ihn getrübt und dadurch den Zweifel erregt hat? Bemerkt man nicht bei einiger Aufmerkſamkeit, daß nicht in der Annahme, ſondern in der Vorſtellung von der Wirkſamkeit der Monaden — nicht in dem Ob, ſondern in dem Wie — die Schwierigkeit liege? nicht nur die Schwierigkeit, ſondern — ſagen wir es immerhin zur Rechtfertigung und philoſophiſchen Ehrenrettung Leibnitz's, Herbart's und aller ſtrengen Subſtantialiſten — die Unmöglichkeit. Und konnte

auch unſer Verf., bei allen Bemühungen ſeines Scharfſinnes, ſeines Studiums mehr — wollte er mehr als nachweiſen, daß dieſe Wirkſamkeit beſtehe — ohne begreiflich machen zu können oder zu wollen, wie ſie vor ſich gehe? Konnte er mehr thun, als aus erwieſenen Fällen und erwieſener Nothwendigkeit ſolcher Einwirkung ſchließen laſſen, daß ſie auch anderwärts ſtatt finde? Und wäre das der erſte, der einzige Fall, wo wir uns bei der Nothwendigkeit im Denken begnügen müſſen — und können, ohne ein Erklären uns anmaßen zu dürfen? Die Monadiſten haben alſo völlig Recht, wenn ſie den Uebergang von einer Subſtanz in die andere unbegreiflich, — der Verf. hat völlig Recht, wenn er ihn nothwendig findet. Was er hier, als Fortgedachtes, Ergänzendes und Erläuterndes zu jenem Leibnitz'ſchen Fermente beibringt, verdient von jedem Leſer ſelbſt durchdacht zu werden. Er weiſt auf die Einwirkung der Ur-menas, der göttlichen in die übrigen Monaden, als auf ein thatſächliches Symbolum hin.

2. Kant, der die Dinge an ſich außer den Bereich der menſchlichen Erkenntniß verwies, ſetzte folgerichtig auch die Annahme von ihrer Einwirkung auf einander unter die nothwendigen Folgen der Einrichtung unſeres Verſtandes. Aus dieſer alſo geht mit unabweislicher Nöthigung hervor, daß wir das Vorhandenſein einer ſolchen gegenſeitigen Einwirkung annehmen müſſen, d. h. daß dieſelbe — menſchlich geſprochen — wirklich vorhanden iſt. Mit Recht ſagt unſer Verfaſſer, daß dieſe Behauptung beinahe mehr als ein directer Beweis für das Stattfinden eines urſachlichen Zuſammenhanges beweiſe, mit Unrecht nennt er

ſie eine Abläugnung. Heißt das abläugnen, wenn man ſich für genöthigt erklärt, etwas anzunehmen? Kant verweiſt nicht das Ob jenes Zuſammenhanges aus unſerem Wiſſen, ſondern nur das Wie; thut das unſer Verfaſſer nicht auch? Laßt uns immerhin erforſchen, benützen und feſtſtellen, was immer unſer Denken über jenes urſächliche Verhältniß uns an die Hand gibt, wie es denn unſer Verfaſſer nach Kräften trefflich benützt hat! Können wir damit je über unſer Denken hinaus? Gewiß nicht, und weder der Verf. noch irgend ein beſonderer Denker wird überhaupt dieſen Anſpruch machen wollen. Er iſt auch unnöthig, denn Alles, was der Verf. ſpäter zu Gunſten ſeiner und unſerer Sache entwickelt, hat und behält ſeine volle Geltung — innerhalb der Schranken, die uns allen als Menſchen gezogen ſind. Es bedarf keines Ueberſchreitens dieſer Schranken, und Kant's Idealismus — wenn man ihn noch ſo nennen darf — dem ſchwerlich zu widerſprechen ſein wird, widerſpricht wohlverſtanden keineswegs den Annahmen unſeres Verfaſſers. *Gewiß* iſt für uns, was *für uns* gewiß iſt. Wer mehr verlangt, verlangt gar Nichts. Mich dünkt alſo, der Verf. hätte hier Kant ganz aus dem Spiele laſſen ſollen. Die Frage des Buches bewegt ſich innerhalb eines Terrain's, welches Kants Kriticismus als das Terrain unſeres Intellekts bezeichnet hat; ſie betrifft Vorſtellungsweiſen, dieſe läßt Kant gerne gelten — ſein Kriticismus betrifft das Terrain ſelbſt, und ſo mochte er hier immer unberührt bleiben. Anders iſt es freilich mit

3. Herbart. Unſer Verf. ſetzt die betreffenden Fra-

gen im Sinne ſeines Syſtemes ſehr eingänglich auseinander. Es iſt bekannt, daß dieſes, als eine „qualitative Atomiſtik“ demjenigen, was wir Geſchehen nennen, gar keine Bedeutung im Gebiete des Seienden zuſteht. Die einfache prädikat-loſe Subſtanz beharr't, d. h. ſie erhält ſich ſelbſt. Der Zuſtand dieſer Selbſterhaltung iſt: Widerſtand gegen vorausgeſetzte aber durch jene Selbſterhaltung unmöglich gemachte Störung. Sie gleicht dem Widerſtand im Druck, wo keines nachgibt, obgleich Jedes ſich bewegen ſollte. Die Seele als die erſte Subſtanz, die wir antreffen als relles Subjekt, bietet das einzige uns zugängliche Beiſpiel wirklicher Selbſterhaltung: die Vorſtellungen, dieſe inneren Zuſtände ſind nach der verſchiedenen Art der Objecte, gegen welche ſich die Selbſterhaltung richtet, verſchieden. Wenn zwei reale Weſen in einer Diſtanz ohne Vermittlung ſich befinden, ſo geſchieht nichts; ſind ſie zuſammen, ſo wiſſen wir ſchon, daß ſie ſich demgemäß in Störung und Selbſterhaltung befinden. — Dieſe Sätze, denen unſer Verf. mit anerkennungswerther Geduld und Penetration in alle Winkel und Fugen ihrer Folgerungen nachgeht, erregen denn auch in ihm jene hundert Fragen, die ſie gewiß in jedem nach Wahrheit Forſchenden erregt haben, als er zum erſtenmale mit ihnen bekannt ward. Wie reimt ſich die Vielheit des wirklichen Geſchehens im Realen mit der Einfachheit ſeiner Qualität? ſind dieſe Selbſterhaltungen jede Aeußerung einer beſonderen Kraft, oder alle Aeußerungen Einer Kraft, oder ſind ſie Aeußerungen gar keiner Kraft? im erſten Falle, wie kommt das einfach Seiende dazu, Träger einer Vielheit von Kräften

zu werden? im zweiten ließen ſie ſich wohl unter einander addiren, nicht aber durch Gegenſatz hemmen, oder gar vernichten. Im dritten: treten ſie da überhaupt aus dem Bereiche bloßer Begriffe heraus? Zuſtände? treffen dieſe die einfache Qualität oder nicht? wenn ja, wie vertragen ſie ſich mit ihr? wenn nicht, was ſind ſie denn eigentlich ſelbſt? Wozu eine Selbſterhaltung gegen Etwas, das an und für ſich gar nicht eintreten kann? wo beiden Weſen die Fähigkeit mangelt, einen Druck zu empfangen, wie auszuüben — woher da ein Druck? woher ſofort der „wirkliche" Zuſtand der Selbſterhaltung? Was iſt das Zuſammen und Nicht-Zuſammen? Vermögen ſie ein wirkliches Geſchehen zu begründen? welche Art der Exiſtenz kommt ihnen ſelbſt zu? u. ſ. w. u. ſ. w. Alle dieſe Fragen frägt der Verfaſſer wohl mit den meiſten Leſern, und ſie ſind ſchon gefragt worden; eigen aber ſind ihm treffende Bemerkungen über die unmetaphyſiſchen Zweideutigkeiten, die in den bildlichen Ausdrücken, „Selbſterhaltungen, Störungen, Druck und Widerſtand" liegen, und über den Doppelſinn, in welchem, wie bei Hegels dialektiſch ſich fortbewegendem Begriffe, der Ausdruck des „Aufgehobenſein's" für die geſtörten und doch nicht vernichteten Selbſterhaltungen gebraucht wird, um das „Streben" gleichſam als Selbſterhaltung der Selbſterhaltung darzuſtellen. So viel geht aus der ganzen Unterſuchung hervor: daß das ſcharfſinnigſte, durchdachteſte und geiſtreichſte neuere Syſtem der Atomiſtik, ſo entſchieden es für ſich die Unentbehrlichkeit des Geſchehens ausſpricht, nicht vermögend iſt, deſſen Möglichkeit, geſchweige deſſen Wirklichkeit befriedigend nachzu-

weiſen. Unſer Geiſt fordert Einheit. Das Syſtem gibt uns eine ſtarre iſolirte, nur logiſch verbundene Vielheit. Dem Syſteme dieſe Einheit zu verleihen ohne es zu verneinen, verſuchte, durch eine Modification in der Theorie der Selbſterhaltungen:

4. Drobiſch. Ihm ſcheint der Mangel dieſer Theorie darin zu liegen, daß das wirkliche Geſchehen in bloßen Formen des objectiven Scheines, daß alſo das Wirkliche, theilweiſe wenigſtens, im Nicht-wirklichen begründet ſein ſoll. Wäre es möglich — meint er — das Wirkliche aus Wirklichem entſtehen zu laſſen, ſo wäre die Schwierigkeit behoben. An dem Realen ſelbſt iſt nichts zu rücken, aber die Beziehungen, in denen ſie zu einander ſtehen, ſind etwas von ihnen ſelbſt verſchiedenes. Dieſe Beziehungen ſind nicht blos, wie Herbart will, Werke der Reflexion, ſie müſſen ſchon vorhanden ſein, damit die Reflexion ſie auffinden könne. Alle Veränderung der Weſen bedeutet nur eine Umwandlung der entfernteren Beziehungen in nähere, der mittelbaren in unmittelbare, oder umgekehrt. Der eigentliche Fragepunkt — bemerkt unſer Verf. hierüber nach einer ſcharfſinnigen Beleuchtung — bleibt dadurch unerledigt. Noch immer iſt das wirkliche Geſchehen auf Beziehungen beſchränkt, von welchen gerade der bei Drobiſch faſt ausſchließend hervorgehobene Theil: die räumlichen und zeitlichen, keine Wirklichkeit hat. Dem eigenen Einwande Drobiſch's, wie Wirkliches aus Nichtwirklichem entſtehen könne, iſt dadurch noch nicht geantwortet. Wir haben hier wieder ein Geſchehen, das keines heißen ſollte, da es ſich mit dem Beharren der einfachen Qualität ver-

trägt — das kein wirkliches ſein kann, da es ſich auf nichts Wirkliches gründet. Uebrigens giebt Drobiſch ſelbſt ſeine Gedanken nicht für Reſultate, ſondern für vorläufige Entwürfe, auf deren weitere Ausführung unſer Verf. mit ehrenhafter Beſcheidenheit hinweiſt. Noch weniger ſchließt uns das Räthſel auf.

5. Lotze, der ſein Theorem ſelbſt, wiewohl nicht völlig angemeſſen, auch als eine vorherbeſtimmte Harmonie bezeichnet. Allein es handelt ſich bei dieſer nicht, wie bei jener Leibnitz's um reale, ſondern um ideale Weſen: Geſetze — welche denn wieder nur ein ideales Geſchehen erklären können. Das vollſtändig Seiende ſetzt ſo viele Gründe voraus als es Beſtimmungen hat: das eigentlich Reale an ihm iſt das Geſetz, welches ſein Weſen ausmacht, alles Uebrige iſt Schein. Treten nun ſolche Seiende in Verbindung, ſo iſt es nicht der an Beiden gleich befindliche Schein, — es ſind die Geſetze ihres Weſens, die in ein Cauſalverhältniß treten. Mit Recht erinnert unſer Verfaſſer über dieſe, einer unverkennbar reinen und ehrwürdigen Tendenz entſprungene Anſicht, welcher Plato ſeinen Beifall ſchwerlich verſagt hätte, an die Gefahr, Geſetze, die doch nur „Sätze" ſind, menſchlich-beſchränkt, mit Wirklichem zu identificiren, ſie, die nur dadurch Wirklichkeit gewinnen, daß ſie an einem Wirklichen geſetzt werden, — an die Gefahr, hier aus der wirklichen Welt in eine beliebte, aber unfruchtbare und gefährliche Welt des ſich dialectiſch bewegenden Begriffes zu gerathen.

6. Unſer Verfaſſer blickt nun auf alle dieſe dialectiſchen Verſuche zurück, und fühlt ſich nicht abge-

ſchreckt, einen eigenen zu wagen. Es haben ſich aus den vorigen die Ueberzeugungen ergeben: daß ſie ſich ſämmtlich ſo weit vereinigen, ein wahres, ein wirkliches Geſchehen, der Erfahrung gemäß, vorausſetzen zu müſſen: und daß die Annahme eines ſolchen hinwiederum der Annahme ihrer ſtreng einfachen Qualität widerſpreche. Zugleich ergab ſich aber auch, daß jeder der für dieſen Widerſpruch vorgebrachten Gründe irgend einem Zweifel, einem Widerſpruche in ſich ſelbſt unterliege. Die Möglichkeit, aus dieſen Widerſprüchen herauszukommen, findet er nur bei Leibnitz ſelbſt, in jenem ſchon am Eingange erwähnten, von Leibnitz unbeachtet gelaſſenem Keime, deſſen Entwickelung unſer Verf. zu ſeiner Aufgabe gemacht hat. Leibnitz — bemerkt er — nahm den Begriff des phyſiſchen Einfluſſes, den er läugnete, offenbar zu eng. Das Wort „phyſiſch" bildete einen ſtrengen Gegenſatz gegen die Einwirkung geiſtiger Naturen auf einander, wie ſie in der Erziehung, im Unterrichte, in der Mittheilung Statt hat. Sein Argument betraf die einfachen Subſtanzen eigentlich gar nicht, ſobald deren Einwirkungen auf einander nur nicht materieller Art waren; Wirkungen anderer Art auf einander auszuüben, war ihnen doch keineswegs verwehrt. Während er die endlichen Subſtanzen der Fähigkeit nach außen zu wirken verluſtig erklärte, geſtand er unbedenklich, daß die unendliche Subſtanz dieſe Fähigkeit, ſo wie alle endlichen die Fähigkeit, ihre Einwirkungen zu empfangen, beſitzen, daß ſonach eine Art der Einwirkung zwiſchen rein einfachen Weſen nicht nur möglich ſei, ſondern wirklich beſtehe. Iſt aber eine ſolche Einwirkung von Seite der Ur-

monas möglich, so läßt sich fragen, warum diese Vollkommenheit, nur im minder vollkommenen Grade, nicht auch den endlichen Substanzen zukommen soll? Leibnitz gesteht einfache Wesen zu, welche veränderliche, und unter ihnen primitive, nie ruhende Kräfte besitzen. Welche Gründe können uns nöthigen, die Wirkungen dieser ewig thätigen Kräfte, als dem Thätigen ausschließend immanent anzuschreiben? gibt es weiter keinen Einwand gegen diese Annahme, so versuchen wir, sie an die Stelle der verneinenden zu setzen. Von einer Reihe dicht aneinander liegender Kugeln z. B. werde die erste in Bewegung gesetzt; die letzte fliegt ab, die mittleren ruhen. Die erste hat, da wir jetzt annehmen, ein Ding könne nach außen auf's andere wirken, auf die letzte gewirkt. Während diese Wirkung eine (durch die andern Kugeln) vermittelte war, kann die von der ersten auf die zweite Kugel eine unvermittelte heißen. Mit der Zurückführung der vermittelten auf eine unvermittelte Wirkung haben wir sie in der That der Erklärung näher geführt, wir haben sie ihr so nahe geführt, als dies überhaupt geschehen kann. Denn wer wird es übernehmen, das Unvermittelte noch weiter zu erklären d. h. dasjenige aufzuweisen, wodurch es selbst wieder vermittelt wurde? Nicht Schwäche unseres Verstandes, — die Sache selbst verbietet uns weiter zu gehen. Der Satz: wo es Vermitteltes gibt, muß es Unvermitteltes geben, ist wie man leicht sieht, nur eine Variation des Leibnitz'schen Hauptsatzes: wo es Zusammengesetztes gibt, muß es Einfaches geben. Der Verfasser macht sich sofort Einwendungen durch die Widerlegung der Annahme „nächster Raumpunkte" (wobei

er vortrefflich in echt metaphyſiſchem Geiſte, die Linie nicht aus Linien, ſondern aus Punkten, und zwar unendlich vielen, konſtruirt, oder beſſer, um ein von ihm ſelbſt angedeutetes Mißverſtändniß abzuwenden: deduzirt) durch die Vorſtellungen von Berührung und Durchdringung *) und durch den Umſtand, daß er vom Daſein unmittelbarer Wirkungen, alſo von Erfahrungen ausgehe, ſein Beweis hiemit nur Wahrſcheinlichkeits-Kraft habe. Er beantwortet ſie durch ein vortreffliches Raiſonnement über die Nothwendigkeit, bei metaphyſiſchen Unterſuchungen die Abſtraktion feſt- und die Bildlichkeit fern zu halten, und durch die Feſtſtellung einer unmittelbar gewiſſen, nicht blos wahrſcheinlichen Erfahrung, nämlich der von unſerm Vorſtellen ſelbſt, auf deſſen Veränderungen eben der Beweis äußerer Einwirkung beruht. Auf dieſe Weiſe, weniger bemüht, Sätzen, die keines Beweiſes bedürfen, Anerkennung zu verſchaffen, als vielmehr die Vorurtheile, die ihnen im Wege ſtehen, wegzuräumen, glaubt er auf Leibnitz'ſchen Grundlagen mittelſt der Hilfsbegriffe: unmittelbare Wirkungen, Stetigkeit und allſeitige Erfüllung des Raumes, und unmittelbar gewiſſer Erfahrungsurtheile, das Syſtem der „Wechſelwirkung" feſt genug aufgebaut und geſichert zu haben, um es als den einzigen Zufluchtsort, wo ſich die Zweifel des Verſtandes und der Glaube des Herzens, die täglich gebieteriſch ſich aufdrängende Erfahrung und

*) Schon Leibnitz erinnerte an die mit Unrecht verworfene dreifache Ubiität der Scholaſtiker: die umſchreibende, definitive und erfüllende. Nouv. ess. II. 23.

der metaphyſiſche Gedanke ſich die Hand reichen, allen Forſchern nach Wahrheit anbieten zu können."

Hat er nun damit das Räthſel gelöſt? Er ſelbſt antwortet: Nein; und macht nicht den Anſpruch es gelöſt zu haben. „Diejenigen — ſagt er mit Fiſcher — deren wiſſenſchaftliche Beſchäftigung ganz im Gebiete der Anſchaulichkeit liegt, glauben Mangel an Deutlichkeit zu finden, wo ſie die Anſchaulichkeit vermiſſen. Aber Deutlichkeit iſt die Sache des Verſtandes, und das was blos gedacht, aber nicht angeſchaut wird, iſt vollkommen deutlich, wenn es mit bloßem Bewußtſein gedacht wird, und nach den Geſetzen des Denkens nicht anders gedacht werden kann." Er will alſo nicht die Wirklichkeit, er will die Möglichkeit ſeiner Wechſelwirkung beweiſen, indem er, was ſich ihr entgegenſtemmen will, aus dem Wege räumt, und die Nöthigung der abſtrahirenden mit der einfachen Forderung des ſogenannten gemeinen Menſchenverſtandes zu Einem Ziele leitet." Die vor kurzem noch verrufene Berufung auf dieſe letztere Autorität von Seite eines Philoſophen vom Fache, wie jedes Blatt beweiſt, thut in dieſem Augenblicke wohl, und gewinnt ſicher dem Verf. manches zögernde Vertrauen. Man wird ihn leſen, und wird ihm zugeben müſſen: daß er ſeine beſcheidene Abſicht vollkommen erreicht hat. Er hat ein ſchwieriges Problem der Metaphyſik beſtimmt, ſcharf, klar und vollſtändig ausgeſprochen, und beleuchtet; er hat ein Verhältniß, welches widerſprechend ſchien, denkbarer gemacht, alſo die Grenzen unſeres Verſtandes erweitert, er hat aber auch dieſe Grenzen erkannt, und an einem ſpeziellen Fall bewieſen, daß es Thorheit

sei, beweisen zu wollen, was nicht mehr bewiesen werden kann. Und dieses letztere ist sein größtes, sein eigentliches Verdienst. Es „schreckte ihn nicht, zu gestehen, er stehe an den verschlossenen Pforten eines Geheimnisses" oder er verbessert vielmehr: nicht das Nichtwissen überhaupt, sondern nur das Nichtwissen desjenigen, was an sich wißbar ist, ist ein Geheimniß." Es ist kein Stranden, es ist ein Landen unserer geistigen Kräfte, wenn sie, statt an den Riffen des Unbeweisbaren zu scheitern, diese gewahren, und in den Hafen der Selbsterkenntniß einlaufen. Ob der alte Kant dem Verf. Recht gegeben hätte, „daß hier die Natur der Sache, nicht die Schwäche unseres Erkenntnißvermögens" im Wege sei — lassen wir dahin gestellt. Vielleicht hätte er den Kopf geschüttelt und gefragt: wer spricht denn hier von der Natur der Sache, als das Erkenntnißvermögen? ist das nicht Grenze, wo für unser Denken die Vermittlung aufhört? kann sie nicht bei einem höheren Verstande weiter hinausreichen? muß ein schaffender Verstand auch das Wie begreifen? Doch nein! Kant hätte so weit nicht gefragt, er fragte nicht gerne über die Grenze hinaus; er erkannte sie an — ohne zu fragen.

Ich aber kehre zu der Bemerkung zurück, die ich dieser Anzeige voranschickte. Wer erblickt nicht, bei einigem Nachsinnen über die hier vorkommenden und nicht vorkommenden Systeme, mit Vergnügen den rothen Faden, der sie — und wäre es gegen ihr Eingeständniß! — verbindet? Ist die recht verstandene nothwendige Annahme von Monaden nicht schon zugleich auch die Annahme von Wirksamkeiten? kann „Sein" etwas anders heißen als

„Wirken?“ und „Mehrheit“ etwas Anderes als „Zusammen?“ Das ist die alte Bedeutung der Aristotelischen Entelechie, die Cicero durch motio continuata et perennis wiedergab. In ihr verbinden sich die scheinbar widersprechendsten Naturansichten: die Atomistik und die vorschnell ad acta gelegte, wieder zu Ehren kommende Dynamik — sobald beide nur sich selbst recht erkennen lernen; sobald jene ihre Einheiten, und diese ihre Kräfte lebendig auffaßt. In ihr verbinden sich die entgegengesetzten Ansichten vom Geiste: der Spiritualismus verbleibt in seinem Rechte und der Materialismus wird zum Spiritualismus, sobald er einsieht, daß die Materie nicht anders denkbar (d. h. für den Verstand ergreifbar) wird, als durch Reduktion auf das Einfache, welches nicht mehr materiell, also mit dem Geiste eines Wesens ist. Hier begegnen sich die Entelechien der Alten, Platons Ideen, Pythagoreas Zahlen, Spinozas unendliche Attribute, Leibnitz's Monaden, Boscowich's Elemente, die Kräfte der Naturphilosophen; hier finden Lotze's Gesetze, Beneke's seelenartige Auffassung des Leiblichen, Goethes dichterische Naturforschung ihr Verständniß, und ihre rechte Stelle. Und selbst Vater Kant, den wir kurz zuvor den Kopf schütteln sahen, als wir fragten, ob wir mit dieser Erkenntniß nicht über unser Erkenntnißvermögen hinausgelangt wären, wird beifällig nicken, wenn wir durch einen Versuch, das was wir nicht anschauen können, wenigstens denkbar zu machen, diese Grenze zu erweitern streben; mit Staunen werden wir ihn jetzt, da er vernimmt, daß es sich nur um eine Vorstellungsweise handelt, antworten hören: „ich gestehe, daß

ich sehr geneigt sei, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten. Wenn dann auch die Gemeinschaft zwischen einem Geiste und Körper geheimnißvoll scheint — wie natürlich ist nicht zugleich diese Unbegreiflichkeit! da unsere Begriffe äußerer Handlungen von denen der Materie abgezogen werden, die auf Druck und Stoß beruhen, welche hier nicht anwendbar sind. Es scheint, ein geistiges Wesen sei der Materie innigst gegenwärtig, mit der es verbunden ist, und wirke nicht auf die Verhältnisse der Elemente, sondern auf das innere Principium ihres Zustandes; denn eine jede Substanz, selbst ein einfaches Element der Materie, muß doch irgend eine innere Thätigkeit als den Grund der äußerlichen Wirksamkeit haben. Wenn Leibnitz diesen innern Grund als eine Vorstellungskraft bezeichnete, und spätere Philosophen diesen unausgeführten Gedanken mit Gelächter empfingen, so hätten diese nicht übel gethan, früher bei sich zu überlegen, ob sie irgend einen andern möglichen innern Zustand zu ersinnen vermochten" *).

Geht man von der unmittelbaren Wirksamkeit der Urmonas aus, die sich allen abgeleiteten Substanzen mittheilt, und auf die sich auch unser Verf. beruft, so möchten sich auch hierin die verschiedensten Vorstellungsweisen, nur recht gedeutet, begegnen. Die Emanation der Gnostiker, das Durchdrungensein aller Geschöpfe von der Gottheit bei Spinoza, wollen vielleicht nicht anders verstanden

*) Kant kleine Schriften. Quedlinburg 1838. II., Seite 120 (Träume eines Geistersehers).

sein. Und wer weiß, ob nicht selbst Leibnitz's vorherbestimmte Harmonie, für die unser Verf. so viele glückliche tadelnde Gleichnisse hat, in dieser Vorstellung von einem in Gott unvermittelten, durch ihn aber in der Erscheinungswelt zur Vermittlung bestimmten Wirken irgend eine Entschuldigung fände? unvermittelt wirken heißt: erschaffen — vermittelt: bethätigen. Die Urmonade schafft, die endliche herrscht und waltet bethätigend auf die ihr untergeordneten und so immer tiefer hinunter. Dieses Herrschen und Beherrscht werden war es, in welchem Goethe den Zusammenhang der Welt und das Räthsel der Naturforschung sah, und suchte. Und gewiß, hier oder nirgends ist das Alfa und Omega der letzteren. Mag diese Voraussetzung in einander greifender Entelechieen, die in einer Ur-Kraft wurzeln, derjenige abweisen, der sich ein Vielfaches ohne Einfaches, ein Scheinen ohne Sein, ein Sein ohne Kraft, eine Kraft ohne Wirksamkeit, eine Wirksamkeit ohne Wirkung, eine Wirkung ohne Ursache, eine Ursache ohne vorhergehende, alle vorhergehenden ohne eine erste und letzte, d. h. eine Welt ohne Gott denken kann!

Doch ich schweife von dem was vorliegt ab. Meine Absicht war ja nur, auf ein sehr verdienstliches Bestreben in der — von so vielen mit Unrecht verlassenen — Metaphysik aufmerksam zu machen - zum Selbstlesen und Selbstdenken anzuregen. Es hieße mich sehr mißverstehen, wenn man etwa glaubte, ich wolle alle Philosophie identificiren, allen Recht geben; nichts weniger! jede muß etwas von sich abstreifen, um sich selbst erblicken zu können in ihrer wahren Gestalt; die Körper müssen vergessen wer-

den, wenn die Geister sich finden und umarmen sollen, die Individuen müssen sich aufopfern, um in der Einen allgemeinen Wahrheit sich — nicht zu verlieren; nein nur bestätigt und geläutert wieder zu finden. Unserm Vaterlande aber, dem gesund und nüchtern denkenden Oesterreich macht es Ehre, daß solche Bestrebungen von ihm ausgehen. Es darf sich Glück wünschen zu geistigen Kräften, wie die des Verf. vorliegenden Buches, und als Anhängsel mag es denn auch erwähnt sein — philosophische Bücher dürfen sich immerhin auch Glück wünschen zu Verlegern, die sie so hübsch auflegen wie das vorliegende.

Rede zum Restaurations-Feste

und

fünfzigjährigen Aufgebots-Jubiläum der Wiener Hochschule
am 20. April 1847.

Mag es unempfängliche Zeiten geben! was ewig ist, erlebt immer seine Zeit.
Joh. Müller.

Es bedarf keiner Gemeinplätze, um die Bedeutung des gegenwärtigen Augenblickes hervorzuheben. Die Restauration einer hohen Schule ist ein Ereigniß, das zu tief und zu dauernd in das Leben eines ganzen Volkes eingreift, als daß die Feier desselben einer Bevorwortung für das Gefühl solcher Hörer bedürfte, wie ich sie hier vor mir sehe, Hörer, welche durch Beruf und Stellung

mit in das Schicksal unserer hohen Schule verflochten sind — Hörer, welche selbst theils die Hoffnung, theils die Zierde und den Stolz eben dieser hohen Schule ausmachen.

Wenn Entwicklung aller in die Menschheit gelegten Keime die Aufgabe der Gesellschaft, wenn Erziehung im höheren Sinne das Mittel ist, sie zu lösen, so sind Universitäten die wichtigsten Institute des Staates. Hier soll, was früher nur Zucht und Unterricht war, zur Bildung sich veredeln, hier der künftige Mensch, der künftige Bürger reifen zu der Mission, die eigener Beruf und der heilige Wille des Vaterlandes ihm anweisen. Ewig bleiben dieser Zweck und diese Bedeutung dieselben: aber die Mittel wechseln mit dem unabänderlichen Fortschreiten der Zeit, das, nach einem höhern, unserm Forschen unzugänglichen Beschlusse, in einem typischen Umschwunge sich offenbart, der von Epoche zu Epoche eine Wiedergeburt der Anstalten unabweislich erfordert. Die große Theresia hat diese Forderung mit einem wahrhaft fürstlichen Sinne erkannt, und wir erfreuen uns der Segnungen, die aus dieser Erkenntniß hervorgingen; wir feiern heute das Dankfest für die Handlung einer Regentin, welche die wahre Geschichte mit dauernder'n Lettern in ihre Bücher schreibt, als das Gedächtniß erfochtener Siege. Aber der schönste Dank, welchen Menschen höhern Wohlthätern zollen können, besteht darin, auf den Sinn solcher Wohlthaten einzugehen und in diesem Sinne fortzuwirken. Nicht nur durch Impulse von außen werden Anstalten für das geistige Leben wiedergeboren; ihre Wiedergeburt kann sich in jedem Augen-

blicke, der es fordert, frisch erneuern, und zwar wie alles Geistige, von innen heraus, durch eigene Einsicht, eigene Kraft. Es ist nur dazu nöthig, von Zeit zu Zeit der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten, sie an die Vergangenheit zu mahnen, auf die Zukunft hinzuweisen, und ihr die ewig frischen Quellen zurückzurufen, aus denen sie sich zu jeder Zeit erneuen und restauriren kann. Eine solche Aufgabe schien mir die würdigste für den heutigen Tag.

Richtige Theilung der Arbeit, nach bestimmt abgegrenzter Sonderung der einzelnen Fächer, höhere Einigung aller zu ihrem letzten Zwecke — beides abgewogen nach dem wechselnden wohlverstandenen Bedürfnisse jeder gegebenen Epoche, — das sind die Quellen, von denen ich spreche. Wo aus ihnen geschöpft wird, da wird der Strom lauterer und fruchtbringender Erkenntniß sich segenspendend in ein glückliches Land ergießen.

Strenge Sonderung der Fächer in Ausübung und Unterricht! Ein allgemeiner Blick auf unser Zeitalter genügt, um die Nothwendigkeit und Fruchtbarkeit dieser Maxime für dasselbe einzusehen. Das unaufhaltsam dahinstürmende Jahrhundert der Dampfkessel und Eisenbahnen fordert Schnelligkeit und wechselseitiges Ueberbieten. Eine Erfindung, eine Entdeckung, eine Verbesserung jagt die andere; jede Specialität sucht sich geltend zu machen, und es gelingt ihr, so lange sie ein empfundenes, oft auch nur ein durch sie erst entstandenes Bedürfniß befriedigt; ist es befriedigt, oder glaubt es sich befriedigt, so muß, was

noch eben mit Jubel begrüßt ward, ſchnell einem Neuen Platz machen, oder ſich in ein Neues verwandeln, wenn es nicht ungenützt in die Nacht des Veralteten gewieſen ſein will. Das Fremdeſte iſt das Willkommenſte; die Zeit hat nicht Zeit heimiſch bei ſich ſelbſt zu werden, und ſich als Ganzes zu ſammeln zu betrachten. Sie fühlt ſich raſtlos vorwärts gedrängt, von einer Macht, der ſie nicht zu widerſtehen vermag. Wer darf von ſich hoffen, ſolchen Forderungen durch ein getheiltes, mehrſeitiges Beſtreben zu genügen? Das kühne Wort eines großen Mannes iſt wahr geworden: „Die Zeit der Einſeitigkeiten iſt gekommen; wohl dem, der ſie begreift — für ſich und Andere in dieſem Sinne wirkt!“ Jetzt gilt es, ſich auf ein Streben zu konzentriren, ſich mit einem Lebensgedanken zu durchdringen; die Kräfte aus den Weiten, in denen ſie ſich ſehnſüchtig verloren, zurückzurufen, mit Selbſtentäußerung auf einen kleinen Kreis zu beſchränken, um lieber ein beſcheidener Theil, aber ganz, als ein ſcheinbares Ganzes halb zu ſein! es gilt Etwas recht — nicht Vieles mittelmäßig zu verſtehen; es gilt ſich in Einem hervorzuthun, und dadurch zum Werkzeuge der raſtlos arbeitenden Zeit zu taugen. Und die Zeit ihrerſeits ſorgt auch für die Möglichkeit ihr zu genügen. So viel von allgemeiner Bildung, als jeder Einzelne braucht, um ſich dem Einen ungeſtört widmen zu können, drängt ſie ihm ſelbſt auf, durch verfeinerte Erziehung, Umgang, periodiſche Preſſe und alle erleichterten Wege eines raſch ſich umſchwingenden Verkehrs. So wird es möglich, unbeſchadet der allgemeineren Zwecke, die Arbeit zu theilen und die Beſtrebungen

zu isoliren, worin von jeher tüchtige Köpfe das Heil für die gründliche Bearbeitung einzelner Wissenschaften gesucht und gefunden haben. Auch wir haben es erfahren, und erfahren es noch täglich, welcher Vortheil uns aus der Hervorbildung und Vollendung wichtiger Spezialitäten an dieser hohen Schule, in allen Wissenszweigen, namentlich aber in denen der Natur- und Heilkunde, zum Ruhme unseres Vaterlandes erwächst! Gehen wir also unbeirrt und rüstig auf diesem frisch gebahnten Wege fort — bethätigen wir unverdrossen im Einzelnen unsere Kräfte, Jeder wozu und wonach sie die Gottheit ihm verliehen — aber vergessen wir auch nicht die zweite angedeutete, eben so unerläßliche Bedingung des Fortschrittes.

Einigung aller Kräfte zu einem höhern Zwecke! — Beide Bedingungen, obwohl scheinbar sich widersprechend, sind gleich unabweislich; und wen mag das Wunder nehmen, der es weiß, daß das Leben selbst nur aus Widersprüchen und durch Widersprüche besteht? Sie fordern und ergänzen sich wechselseitig: — wie Morgen und Abend, Ausathmen und Einathmen, so auch Trennen und Verbinden. Ist bei der natürlichen Begrenztheit menschlicher Begriffe eine Theilung der Arbeit nothwendig — und wir haben gesehen, sie ist es — so muß doch offenbar jedem Betheiligten ein Bewußtsein von ihrem innern Zusammenhange, von ihrem lebendigen Verbande inwohnen, wenn er nicht das leblose Rad einer Maschine darstellen, wenn er sich als thätige Kraft eines Ganzen fühlen und achten soll. Woher diese Thätigkeiten? was hält sie bei ihrer Verschiedenheit zusammen? wohin sollen sie zuletzt

führen? Diese Fragen legt sich jeder Berufene selbst, er legt sie dem vor, der ihn berufen hat. Zu allen Zeiten sind sie gefragt worden, zu allen Zeiten hat man dieses Bedürfniß nach Einigung gefühlt, und eben zum förderlichen Gedeihen eines lebendigen — nicht eines fabriksmäßigen Betriebes der Wissenschaften sind Hochschulen und Akademien gegründet worden. Die Griechen, dieses glückliche Volk, das die Vorsehung in ein Zusammentreffen von Verhältnissen versetzte, welches nie wiederkehren wird, weil die höchste innere Kultur sich nie wieder mit der verlornen Unschuld der ersten Entfaltung berühren kann, brauchten jene Einheit nicht zu suchen. Ihre ganze Erziehung war auf das reine Gefühl eines harmonischen Daseins gegründet; durch Gymnastik und Musik setzten sie Körper und Seele in einen gleichmäßigen Rhythmus; wie die Tonkunst — so dachten sie — beruht jede Kunst, jede Wissenschaft, ja die Moral selbst, auf Maß und reinen Verhältnissen, und glücklich priesen sie den Sterblichen, dessen innerer Sinn die Harmonie der Gedanken und Tugenden so leicht und richtig auffaßt, als unser Ohr die Reinheit musikalischer Konsonanzen. Alle Folgezeiten haben den Griechen nachempfunden; aber nicht allen ist das Bedürfniß der Einigung gleich dringend. Mit dem Fortschritte der Zeiten wie der Wissenschaften, mit der Ausbildung ihrer einzelnen Zweige steigt das Gefühl dieses Bedürfnisses, steigt seine Nothwendigkeit. Und nie — ich darf es mit Zuversicht aussprechen — nie war beides größer als im gegenwärtigen Augenblicke. Zum Einzelnen, zum Besonderen, zur Trennung treibt und drängt mit

Riesenarmen die rastlos bewegte Zeit: — Vereinigung, Versöhnung ist das Eine, was uns Noth thut. Einseitigkeit ist der Wahlspruch des tüchtigen Arbeiters in seinem engbegrenzten Kreise — mag der Wahlspruch des Einzelnen bleiben, der sich gegen das Ganze, das auf ihn einstürmt, erhalten will: aber Einseitigkeit ist auch der eiserne Hemmschuh für den Fortschritt des Ganzen, der Krebsschaden im Organismus der Menschheit. Wenn irgendwo die Quelle fließt, aus welcher eine Wiedergeburt unserer wissenschaftlichen Zustände zu hoffen ist, so ist es die der Einigung.

Einheit — wo immer dieses Wort genannt und gebraucht werde — heißt nicht Gleichheit, nicht Einerleiheit; es soll und kann nur heißen: harmonischer Verband mit sach- und zweckgemäßer Ueber- und Unterordnung. Nun hat das Verhältniß der einzelnen Richtungen und Zweige des Wissens zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Kolorit, und so muß denn auch jenem Bedürfnisse nach Einheit in den verschiedenen Epochen auf eine verschiedene Weise entsprochen werden. Dieses Verhältniß zu erkennen, die Lösung der gegebenen Gleichung zu finden — das ist die Aufgabe jeder sich bewußt werdenden Zeit, die an eine Restauration ihrer Bildungszustände denkt — also auch der unsern. Die Geschichte muß sie uns lösen helfen. Noch ist jene ewig denkwürdige Epoche nicht lange vorüber, und Viele aus unserer Mitte, die sie miterlebten, ja miterzeugten, haben sie noch im frischen Angedenken, da, nach den verhängnißvollen Tagen einer großen und gewaltsamen Aufregung der Völker der Segen des wieder

errungenen Friedens einen plötzlichen ideellen Aufschwung der Gemüther begünstigte. Man sah, zumal in unserm deutschen Vaterlande, das jene Bewegungen am schmerzlichsten und am freudigsten erfahren hatte, mit der Wiederkehr des Glaubens und der Hoffnung eine ideale Begeisterung sich hervorthun. Die Philosophie, alle Künste, Wissenschaften, und selbst die Getriebe des sozialen Lebens erschienen wie verklärt im Lichte des Geistes, der Idee. Ein poetischer Hauch belebte auch die prosaisch'sten Regionen, und indem er so von ihnen im Namen der idealen Welt Besitz nahm, sah sich zuletzt die reale in ihrem gerechten Besitz beengt, ja bedroht. Damals that es Noth, die Wirklichkeit in ihren Rechten zu beschützen, und der naturgesetzliche Gang der Dinge, der immer aus Gegensätzen Ausgleichungen hervorruft, von einer höhern Hand geleitet, führte eine Wendung dieses Zustands herbei. Die materiellen Interessen, durch eine periodische Erhebung für eine Zeitlang unterdrückt, konnten nicht ermangeln, nach einer längern Dauer des Friedens sich wieder geltend zu machen. Sie brachen sich desto gewaltsamer neue Bahn, je unbebutsamer man sie vergessen und verachtet hatte, und eine arbeitvolle nüchterne Gegenwart rächt nun den schönen Leichtsinn eines vergangenen Rausches. Die Zeit jener gläubigen Träume ist vorüber. Wir sind erwacht, und sehen mit Bedauern, wie wenig wir durch Gebäude des Denkens wie des Dichtens gewonnen haben. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, enttäuscht von den Illusionen der Vergangenheit, umgeben von tausend Erfindungen, Entdeckungen und mechanischen

Behelfen der Gegenwart, hofft und will keine Zukunft, als die er ſich durch die Macht ſeiner eigenen Induſtrie im großen und weiten Sinne des Wortes erſtrebt und erwirbt. Zeit iſt ſein Kapital, Kopf und Hände ſeine Mittel, reelle Ergebniſſe ſeine Zinſen — und mit Unmuth und Widerwillen blickt er auf jene jugendlichen Stunden eines geiſtigen Luxus hin, die ihm eben ſo viele baare Verluſte in der Rechnungsbilanz ſeines Lebens ſcheinen. Er verklagt mit Bitterkeit vor dem Gerichte der Menſchheit die Zeit, da man der heranreifenden Jugend Träume und Abſtraktionen ſtatt nützlicher Kenntniſſe und Anſchauungen ins Leben mitgab; er ruft den alten Streit zwiſchen idealen und realen Studien wieder herauf, der wie wir Alle wiſſen, jetzt ſach-eindringlicher gekämpft wird als je; er erklärt ſich mit der Leidenſchaft des Vortheils für die realiſtiſche Richtung, und wir ſehen es wohl, er hat Gründe, lebhafte Gründe, er hat die Reſultate bitterer Erfahrungen für ſich. Daß nur der Genius der Geſchichte nicht allzubald mit warnendem Finger ihn auf den kurz vorhergegangenen Umſchwung verweiſen müſſe! Daß doch Eine Generation der Menſchen nicht allzuſchnell die Lehre vergäße, die ihr die vorige Generation hinterlaſſen hat! Ruhig ſteht der unbefangene Betrachter außerhalb, blickt auf die Wage der Nemeſis, und erkennt, wohin das Zünglein ſeiner Zeit ſchwankt; erkennt durch einen Blick auf die nach oben deutende Hand der Göttin, was ſeine Zeit bedarf. Denn nicht durch das, was ein Zeitalter wünſcht, ſpricht ſich ſein wahres Bedürfniß aus, ſondern durch das was es — ſoll. Das unſere aber bedarf einer Erfri-

ſchung von der idealen Seite her — einer Verſünigung im Geiſte — nicht durch das Kinderſpiel vergeſſener Träume, wohl aber durch die unüberwindliche Kraft des klaren, des ſittlichen Bewußtſeins.

Strenge Sonderung der Wiſſenszweige — höhere Einigung aller in einem höhern Zwecke, — Beides wohlabgewogen nach dem Bedürfniſſe jeder Epoche — das waren die Quellen, aus denen ich eine ſtäte Reſtauration der Bildung zu verheißen wagte. Erlauben Sie mir, H. V., um den dritten Punkt für die Gegenwart zu beantworten, einen, freilich nach Maßgabe der hier geſtatteten Zeit, nur ſehr flüchtigen Hinblick auf die Stufenfolge unſerer Studien, um anzudeuten, wie ſich von dem Beginne bis zur Vollendung derſelben die gewünſchte Verſöhnung realiſtiſcher und idealer Tendenzen erreichen laſſe.

Im Gymnaſium ſollen die Anlagen des Jünglings geweckt, genährt, gebildet werden, noch ohne Richtung auf eine künftige Beſtimmung. Gymnaſium heißt ein Uebungsplatz. Hier kommt es mehr darauf an, daß, als was der Jüngling lerne, und noch weit mehr darauf wie, als was er lerne. Es iſt wahr frühzeitige Autopſie gibt ihm einen brauchbareren Vorrath für künftige Benützung als Worte und Begriffe; es iſt wahr, das Vaterland iſt für ihn wichtiger als Rom und Griechenland, die Gegenwart als das Alterthum. Aber kann jener Vorrath je zum lebendigen Beſitze werden, ohne Beziehung auf einen lebendigen Zweck? müſſen Worte und Begriffe inhaltsleer überliefert werden? muß das Studium der ewigen Quelle unſerer ganzen Bildung, des geiſt- und lebensvollen Alter-

thums, ein todtes, pedantisches Philologisiren bleiben? muß dem Jünglinge der Born, aus dem er Begeisterung, die naturgemäße Nahrung seiner dürstenden Seele echt und lauter schöpfen kann, durch Schulstaub verleidet werden? soll er blos eine Zukunft von Ziffern und Aktenstücken vor sich sehen? soll er blos Bürger, Beamter, Arzt, Advokat, Priester — soll er nicht auch Mensch — zuerst Mensch und dann jenes Alles — werden? sollen die Humaniora umsonst ihren schönen adeligen Namen führen? — Nein, Gottlob, es ist nicht so. Nicht nur vereinbar sind die zwei sich bekämpfenden Richtungen, — untrennbar sind sie und keine führt ohne die andere zum Ziele. Wenn nicht Mittel und Zweck verwechselt werden, wenn der Schüler nicht mehr Zeit auf die Syntax des Livius als auf seinen Sinn verwendet, wenn er nicht rhetorische Figuren oder gar Verse macht, sondern nur lernt, ihre Schönheit zu fühlen und zu verstehen, dann werden Alterthum und Poesie keine verlorne Studien für sein Leben sein. Nicht Verse nur und schöne Worte sind Poesie. Jedes Wissen hat die seine und im Schönen begegnen sich das Wahre und das Gute. Galilei tröstete sich in seinen Banden mit seinen Entdeckungen als mit der erhabensten Dichtkunst; Kepler wollte die seinen nicht gegen ein Herzogthum vertauschen; und Kant, der nüchterne Kant, fühlte sich durch sein sittliches Postulat über die Schranken der Erde gehoben. Die Fantasie, die herrschende Kraft der Jugend, fordert so gut ihre Ausbildung, als die Sinne, der Verstand. Nicht umsonst hat Natur diese Kraft in diesem Alter zur herrschenden ge-

macht; mit ihr faßt der Jüngling die ersten Eindrücke seines innern Lebens auf; was sie ihm früh einprägt und spät noch unverlöscht auf dem Grunde seiner Seele vorhält, entscheidet über das Glück und Unglück, oft über den Werth oder Unwerth seines Lebens. Dem Jünglinge muß ein Ideal vorschweben; ohne Gegenstand, ohne ein höheres Bild in seiner Seele, ohne die Macht der Dichtung in seinem Busen, wird ihm die Ehrfurcht, das höchste der menschlichen Gefühle fehlen, und ohne diese wird er verarmt und verödet im Gemüthe als ein Bettler durchs Leben schleichen. Und wo sprechen jene höhern Bilder beredter zu seiner Seele, als in den Werken des Alterthums, an die kein gebildeter Mensch ohne Begeisterung denken kann? Unsere Zeit, sagt man, bedarf nicht der Beredsamkeit, bedarf der Sachen; glaubt man das? wer kann sagen, welche Zeit der Beredsamkeit nicht bedürfe, nicht bedürfen werde? und, handelt es sich blos um Beredtheit? kann man, einer gebildeten Zeit gegenüber, beredt sein, ohne gebildet zu sein? Zurück also immer wieder zu Euch, ewige Muster der Bildung, ohne deren Geist noch kein Späterer groß geworden, mit deren Geiste noch Keiner klein geblieben ist; deren Gestalten ich jetzt selbst vor meinem Gedächtnisse verhüllen muß, um die Bewegung meiner Seele zu mäßigen — um die gegebenen Grenzen meines Vortrages nicht zu überschreiten.

In den Fakultätsstudien soll der reifende Mann sich bereits in dem Bezirke seiner künftigen Bestimmung orientiren. Die Philosophie, als Fakultätswissenschaft die Grundlage des eigentlichen Gelehrtenstandes, hat seit ihrer Re-

ſtauration durch Kant die mannigfachſten Schickſale erfahren und im jetzigen Augenblicke weiß man nicht, ob ſie im Dahinſterben, oder in der Wiedergeburt begriffen iſt. Der Rauſch, in welchen die Naturphiloſophie, die emanzipirte Tochter des geſitteten kantiſchen Idealismus, ein Dezennium verſetzte, iſt ausgeſchlafen, und hat dem unangenehmen Gefühle Platz gemacht, das ſtets auf Exzeſſe zu folgen pflegt: Ekel vor dem Genuſſe, und Unfähigkeit, neue Nahrung zu vertragen. Wir ſehen ärgerlich auf eine Orakellehre zurück, die ihren Jüngern Licht verhieß, ohne ſie zu bemühen, die Augen aufzumachen, die ihnen Reſultate ohne Unterſuchungen, wie gebratene Tauben, auf die Schüſſel legte, die Jeden zum Apoſtel befähigte, der, auch ohne Einſicht und Kenntniſſe, zu grübeln, zu ſchwärmen und zu ſchwätzen verſtand. Aber auch hier ſteht warnend die Nemeſis mit gehobenem Finger. „Seid nicht ungerecht — ruft ſie uns zu — und vergeßt nicht, undankbar und eigennützig über den ſpendenden Herbſt den Frühling, welcher die Ernte verheißen hat! Wenn ihr die Spekulation entbehren könnt, ſo war ſie es, die Euch ihre Entbehrlichkeit gelehrt hat. Sie war der Schlüſſel zum Himmel wie zur Erde. Wer den Schlüſſel für den Schatz genommen, und Eiſen ſtatt Gold gefunden, hat ſich ſelbſt anzuklagen!“ — Wahrlich, wenn Philoſophie auch nichts wäre, als Entwicklung der eigenſten, der herrlichſten Kraft des Menſchen — ſo wäre ſie das Palladium ſeiner Bildung. Ehre den freien Denkern, die nicht erſt fragen was zu gewinnen ſei, die da Bahn brechen in der Welt der Gedanken — und hätten ſie nichts davon als Uebung

ihrer Kräfte! Aber Dank der Wissenschaft, es ist nicht so. Nicht ein Gemeinplatz tauber Worte, nicht ein eitles Schaugepräge der Schule ist die ächte Philosophie; vielmehr ist es gerade diese Fakultät, welche in dem Geiste, von dem wir ausgingen, vor allen andern die erwähnte Aufgabe hat, die übrigen zu versöhnen, zu vermitteln, unter Einen Ruf zu versammeln. Allen, sagte ich, müsse ein Bewußtsein innewohnen von ihrem Zusammenhang, von ihrem Zwecke. Wer soll es ihnen geben, dieses Bewußtsein — wenn nicht die Philosophie, die „Bearbeiterin der Begriffe?" Die beste Anleitung zu jedem speciellen Wissen bleibt immer: auf einen Standpunkt zu führen, von wo man das Ganze am leichtesten, am vollständigsten übersieht. Wer soll auf einen solchen Standpunkt führen — wenn nicht die Philosophie? welcher kann es sein als der anthropologische? Denn wo finden alle Wissenschaften ihren Ausgangs- und ihren Endpunkt, als im Menschen? Nur „wenn sie alle, wo nicht philosophisch doch unter Voraussetzung der Philosophie überhaupt getrieben werden, können sie hoffen, etwas aufzuklären und den geistigen Fortschritt wirklich zu fördern;" freilich muß aber unter dieser Philosophie nicht jene gedacht werden, die das grüblerische Gewebe leerer Dialektik spinnt, sondern jene, die das Resultat ausspricht, das dem gereiften Geiste alle Erfahrungswissenschaften gewähren, die Ordnerin des Chaos, die Eröffnerin großer Aussichten. Wähne kein Mensch, kein Volk und kein Zeitalter, sie je entbehren zu können! je reicher der materielle Stoff ist, den eine Epoche zusammenspeichert, desto unentbehrlicher wird sie, ihn zu sichten, zu bearbei-

ten, zu benützen. Wähne Niemand mit erkünſtelter Gleichgiltigkeit ſich ungeſtraft von den ewigen Problemen des menſchlichen Geiſtes wegwenden zu dürfen, an denen ſie ſich übt! Probleme, welche man durch noch ſo lange angehäufte Erfahrungen nie los geworden iſt — von welchen, — wie der ſcharfſinnigſte der neueren Philoſophen, Herbart, ſagt — von welchen nicht weiter zu reden endlich Ton werden kann, an welche nicht weiter zu denken, aber das Ende alles Denkens ſein würde. Man könnte ebenſowohl, um nicht ſtets unreine Luft einzuziehen, einmal beſchließen, das Athemholen abzuſtellen. Nein! Philoſophie wird ihren Werth für die Menſchheit behalten, ſo lange dieſe ihre Beſinnung behält und werth achtet; ſo lange Vernunft noch eine Stimme auf Erden hat, und wir einen Zweck unſeres Daſeins vorausſetzen.

Die mediciniſche Fakultät iſt es zunächſt, die den Komplex der naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen an den hohen Schulen vertritt. Nur Unbekanntſchaft mit ihr oder Einſeitigkeit kann die Fortſchritte unſerer Zeit auf dieſem Felde verkennen. Wie ſah es noch vor einem Jahrhundert in demſelben aus? Man raiſonnirte über Dinge, die es nicht gab, nach Geſetzen, die nur in den Köpfen der Gelehrten oder in ſchweinsledernen Kommentaren des Mittelalters exiſtirten; Erfahrungen und Verſuche waren eine terra incognita und die Naturlehre unſerer Väter, wie ihre Lehrmethode, ein Spinngewebe. Das Licht der Mathematik drang in das Gefängniß der Phyſik, und es begann zu dämmern. Erweiterter Völker-Verkehr durch erleichterte Kommunikation ſchuf und förderte die vergleichende Naturbeſchreibung, und es

beginnt zu tagen. Das Experiment wird zur erobernden Waffe der Physiologie und die Nacht iſt für immer beſiegt.

Mit geringer Mühe, in kurzer Zeit lernt man jetzt Wahrheiten, die einſt das Labyrinth der Scholaſtik für ewig verſteckt zu haben ſchien; die alten Fabeln der Naturforſchung, ein eitler Kinderpomp, füllen nicht mehr ihre Lücken aus, die Wiſſenſchaft, vernünftiger, alſo auch beſcheidener geworden, legt offen die Ergebniſſe des Experiments vor Aller Augen dar, und zieht es vor, Wahrſcheinlichkeit, ſtatt Dichtung anzubieten, wo ſie keine Gewißheit zu geben im Stande iſt. Auch ſie hat die Oeffentlichkeit achten gelernt: ſie legt Rechenſchaft vor der Welt ab, es gibt kein Monopol, kein Privilegium für ihre Beſitzer mehr. Und was von der Theorie der Naturwiſſenſchaften gilt, das gilt eben ſo vollkommen von der Blüthe ihrer Anwendungen: von der Medizin.

Der ununterrichtete Laie, vielleicht auch mancher halb unterrichtete Arzt, wiſſen es nicht — aber der Kenner weiß es, daß die Medizin im lebhafteſten Fortſchritte begriffen iſt. Wir dürfen das mit der froheſten Zuverſicht ſagen, — wir, die wir mit gerechtem, freudigem Stolze jene Männer die unſern nennen, deren reine, auf nüchterne Naturbeobachtungen gegründete Lehre, als Lehre der Wiener Schule die verdiente Anerkennung von ganz Europa errungen hat. Aber freilich gewahrt eben nur der Kenner jenen Fortſchritt, weil nur Er den tiefern innern Zuſammenhang der einzelnen Beſtrebungen erkennt, die einer oberflächlichen oder einſeitigen Betrachtung nur zerfallende Richtungen, Symptome der Anarchie und Auflöſung ſcheinen.

Ein innerer Vulkanismus treibt und gährt im Ozean unſerer Wiſſenſchaft; hie und da brauſen einzelne Inſeln aus den ſchäumenden Wellen empor, noch ſind ſie ſchroff, ſchlackig, unfruchtbar, unwohnlich; und furchtſam ſtaunen die Bewohner des alten Feſtlandes vom Ufer die friſchen Geburten des Meeres an, — in der Beſorgniß, von ihnen verdrängt, oder von dem Elemente, das ſie gebar, untergraben, wo nicht verſchlungen zu werden. Fürchtet Euch nicht! wartet gelaſſen ab, bis dieſe Inſeln nach und nach zuſammenfließend ſich verbinden, begrünen, Früchte tragen, und ein neues ſchönes Feſtland bilden werden, das Ihr dann fröhlich beziehen könnt, wenn das alte, tauſendfach ausgebeutete keine Ernte mehr bringen will! — Darum muß aber auch die Medizin dieſe Aufgabe der Einigung in ſich ſelbſt und mit den übrigen Fakultäten mit anerkennen und löſen helfen, von der allein die gedeihliche Wiedergeburt aller abhängt. Auf dem Verſtändniſſe dieſer Einigung beruht die Zukunft der Medizin, wie die Zukunft alles wiſſenſchaftlichen Strebens. Natur und Geiſt ſind nicht zwei Stiefgeſchwiſter, die einander um ihr Erbtheil beneiden, ſie leben in einer wahren heiligen Ehe, ſie haben Gemeinſchaft der Güter und Gemeinſchaft der Herzen unter ſich; „Natur iſt — wie Hamann ſagte — ein hebräiſches Wort, in lauter Konſonanten geſchrieben; der Verſtand muß erſt die Punkte darauf ſetzen.“ Wenn man alſo zu ihrem Studium nur tüchtig und mehrſeitig vor- und durch-gebildete Individuen zuläßt — wenn die einzelnen Zweige in ihr ſich brüderlich umſchlingen, die Anatomen nicht das Krankenbett vermeiden, die Praktiker ſich

nicht ſchämen, Anatomen zu ſein — wenn die naturgemäße Vermählung der Medizin und Chirurgie, die auch bei uns ſeit der Gründung der Joſephs-Akademie lange ſanktionirt iſt, überall wirklich vollzogen wird — wenn man es nicht mehr für ein zweideutiges Lob halten wird, ein philoſophiſcher d. h. ein denkender Arzt zu heißen (und wo könnte dieſer Augenblick eher eintreten als an der hohen Schule, an welcher noch zu unſern Zeiten ein Hartmann gelebt und gelehrt hat?) — dann wird auch der Fortſchritt der Medizin kundig und offenbar werden, weil er, im gleichen Takte mit dem der übrigen Fakultäten, mit ihnen zu einem Ziele und zu einem Zwecke deuten und führen wird.

Die juridiſche Fakultät kann dieſes Prinzip einer geiſtigen Beziehung auf höhere Standpunkte nicht verkennen. Sie hat ſich ſeit der Erneuerung der Philoſophie in Deutſchland inniger an dieſe angeſchloſſen, — hat das ſtarre Haften am überlieferten römiſchen Rechte aufgegeben, — hat, wenn gleich auf ein poſitives Fundament rechtmäßig begründet, doch ſtets die Stimme der auslegenden und richtenden Vernunft gehört und verbreitet — und es nie verſchmäht, wie hiedurch mit der philoſophiſchen, ſo mit den übrigen Fakultäten in jenen einenden Verband zu treten, durch den ſie wechſelſeitig gedeihen. In dieſem Augenblicke nimmt ſie mit Dank die Bemühungen der ärztlichen an, ſie durch eine geläuterte gerichtliche Medizin vor dem Gräuel des Juſtizmordes und des unverdienten bürgerlichen Todes zu ſchützen. Und von Tag zu Tag, mit den Rieſenſchritten der Entdeckungen, die bald keine poſitive Grenze mehr

einzudämmen im Stande sein wird, wird es klarer, daß selbst die vollkommenste Gesetzgebung illusorisch ist, wenn nicht Intelligenz- und Charakterbildung gleichen Schritt mit ihr halten.

Die theologische Fakultät brauche ich am wenigsten an die Nothwendigkeit einer geistigen Richtung zu erinnern; ihr eigentliches Element ist ja das ideale, dessen Prinzip sie vertritt. Möchte sie es stets — wie das heiligste Gesetz es vorschreibt — im Geiste und in der Wahrheit thun! Wohl aber ziemt es sich hier, auch die übrigen Fakultäten auf die Unentbehrlichkeit dieses ächten religiösen Prinzips, durch das sich die Charakterbildung des Menschen läutert und vollendet, aufmerksam zu machen. Jeder höchste Schwung menschlicher Geisteskraft führt zur Religion, ist Religion; ohne ihre Heiligung keine Erhebung zum Höhern, Bessern; ohne sie keine reine Sittlichkeit; und — jedes Geschäft — bemerkte ein erfahrener Weltkenner — wird ja zuletzt doch nur durch ethische Hebel bewegt. Verlangt das Leben nur Kenntnisse und Fertigkeiten? verlangt es nicht auch — und mehr — Gesinnungen und Thaten? besteht es nicht am Ende aus diesen? Was heißt: dem Leben lernen, wie es unsere Zeit verlangt? mit Recht verlangt? was sonst, als: das Herz und den Charakter bilden? was hälfe es, alles zu können und nicht zu wollen? im Willen leben wir, und das Gewissen richtet über unser ganzes Dasein. Durch die Pflicht gehören wir als Mitgenossen einer geistigen Menschheit an. Vor allem aber unzertrennlich verflochten mit den Prinzipien der Moral ist die Wissenschaft vom Staate, und gerade diese Versöhnung von Ethik und Po-

litik ist es, die das höchste irdische Strebeziel des menschlichen Gesammtverbandes darstellt. Schon den Alten schwebte deutlich ein solches Ziel als letztes vor, und die spätesten unserer Nachkommen werden kein höheres zu finden und zu erreichen im Stande sein. Und so ist denn dieser Zweck auch der höchste für die hohen Schulen, die ja Institute des Staates sind, Pflanzstätten zu Bürgern, zu Menschen. Menschen sind wir, ehe wir einen Stand antreten — Menschen *in* jedem Stande — und wehe uns, wenn wir es nicht mehr sind, nachdem wir ihn verlassen! — Diesem Zwecke dienen alle Zweige des Wissens und der Künste, in diesem Sinne hat man mit Recht gesagt: jede Wahrheit ist eine Moral. Durch Vernachläßigung der Charakterbildung entstehen jene pädagogischen Puppen, bei welchen die aufgeschminkten Kenntnisse, die Treibhausblumen der Kultur, — der Gesinnung, als dem eigentlichen Boden derselben voraneilen; jene armseligen Talente, die dem herrschenden Geschmacke oder vielmehr den Leidenschaften der Menge, das schale Opfer heute beklatschter, morgen vergessener Produktionen bringen. Denn das Talent selbst, getrennt von der Harmonie, die nur durch Sittlichkeit besteht, hebt sich auf, und wird zum bittersten Fluche seiner selbst. Aber nicht mit moralischen Redensarten, nicht mit dem Fluge einer sentimentalen Einbildungskraft ist es gethan. Gerade das sind die Symptome einer kranken, einer entarteten Zeit. Man schwatzt von großen, von erhabenen Dingen, von Menschheit, Tugend und Völkerwohl, und vergißt auf die gemeine prosaische *Rechtschaffenheit*, welche die Seele aller dieser schönen Worte ist —

ohne welches sie nur „tönendes Erz und klingende Schellen" sind. Die Köpfe glühen und die Herzen frieren. Sage man das niemals von uns! Sei unser Wissen und Streben ein ächter Gottesdienst — nicht in Worten und Formen, sondern im Geiste und in der Wahrheit.

Es sei mir gestattet, H. V., durch einen Rückblick auf das eben Entwickelte an die am Eingange erwähnte Aufgabe zu erinnern. Es hat sich uns als Ergebniß herausgestellt, daß Einigung jedes Studienfaches in sich selbst, innerhalb seiner Grenzen — Einigung aller Fächer mit einander, die Hauptbedingungen ihres Fortschrittes im Großen und Ganzen sind. Für sie haben sich besonders jene Doktrinen nützlich gezeigt, die solche Einigungspunkte darbieten. Sie kultivire man unablässig! man konzentrire die Studien Eines Faches unter einander, wodurch jedes Einzelne erleichtert wird; man gebe das Studium der Alten nicht auf — in keinem Fache — denn es verbindet, veredelt, vermenschlicht alle! man studiere bei allen Wissenschaften auch ihre Geschichte, denn sie bewahrt vor Einseitigkeit und gewährt einen freien überschauenden Blick! man suche und bearbeite in jedem Fachstudium diejenigen Felder, durch die es an die benachbarten Fachstudien angrenzt, in der Philosophie die empirischen, im Jus die geschichtlichen, in der Theologie die philologischen; man kräftige die Fakultäten als szientifische Körperschaften, in ihrem Innern, und eine sie in ihrem Verbande, um sie tüchtig zu machen zu dem, was sie sein sollen: zu Organen des höchsten Staatszweckes: der Kultur; vor allem aber, man baue alle und jede Studien auf das unerschütterliche Fun-

dament einer sittlich-religiösen Charakterbildung — und es wird jenes Eine, was Noth thut, jenes richtige Verhältniß zwischen idealer und reeller Tendenz nicht ausbleiben, von dessen Herstellung ich die wahre bleibende Restauration aller Bildung und ihrer Anstalten erwarte. Ja, ich sehe sie bereits im Werden, diese harmonische Gestaltung; ich sehe aus der industriellen Zeit die ideale mit Nothwendigkeit sich entfalten; ich sehe, wie das Produkt zum Betrieb, der Betrieb zu den Kräften, die Kräfte zu ihrer Quelle: dem Geiste, führen müssen und werden. Ich sehe diese glückliche Wendung von Oesterreich, wo das Gefühl noch am wenigsten von der Klügelei gelitten hat, wo nicht ausgehen, doch lebhaft gefördert werden. Denn überall im Bildungsgange einzelner Menschen wie ganzer Staaten, ja der gesammten Menschheit, gewahrt man, daß die Forderungen den Erfüllungen vorangehen. Es entstehen in prägnanten Epochen neue Bedürfnisse, neue Wünsche, und daß man sie fühlt und ausspricht, darin liegt auch schon die Garantie für ihre künftige Verwirklichung. Lassen Sie uns keine materielle Richtung hindern oder fürchten! Wir haben gesehen, wie sich aus Gegensätzen die Versöhnung von selbst entfaltet, und so müßte denn, wenn es ein Zeitalter der absoluten Verwesung aller Ideen gäbe, aus einem solchen die Wiedergeburt nur am gewissesten hervorgehen — wie aus dem vollkommenen Ersterben das neue, das unsterbliche Leben!

Und wenn sie nun vollendet wäre, diese innere Wiedergeburt, wenn die Bildungsanstalten vollkommen reif wären für ihren Zweck, für ihre Wirkung nach Außen, —

wo liegt er, dieser Zweck? wohin fließt sie, diese Wirkung? — wohin sonst, als in den geheiligten Mittelpunkt aller ächten menschlichen Thaten — das Vaterland? Vaterland! hohes, inniges, verbindendes Wort! keine oberflächlich erweiterte, keine egoistisch erschlaffende, keine falsche Richtung der Kultur entfremde je das Gefühl deiner Bedeutung unserm Gemüthe! Liebe zur Wissenschaft und Liebe zum Vaterlande sind wie Licht und Wärme: ohne einander frucht- und blüthenlos, mit einander die Quelle des Völkerglückes. Heute, H. V., tritt diese Ueberzeugung mit erneuter Kraft und Klarheit an meine Seele; heute, da sich mit dem Feste der Universitäts-Restauration zugleich eine andere Feier, unvergeßlich sowohl dieser hohen Schule als dem Herzen jedes Oesterreichers, zu einem immergrünenden Kranze verschlingt.

Es sind gerade fünfzig Jahre, seit in den Mauern Wiens das Aufgebot erscholl, durch welches das bedrängte Vaterland sich in der Stunde der Entscheidung an seine Söhne wandte. Eine schwüle Gewitterluft lag drückend über unsern Ländern; die heimischen Altäre, die höchsten Güter des Lebens waren bedroht. In den ersten Tagen des April 1797 war der Ruf an die Bürger der Residenz ergangen, und das Echo: „Für Gott, Kaiser und Vaterland" hallte ihm von allen Seiten entgegen. Vom 7. April an dauerte das Einschreiben der Freiwilligen auf dem Rathhause ununterbrochen fort; Jung und Alt, Reich und Arm drängte sich freudig hin; es war ein erhebendes Schauspiel wahren Gemeinsinns. Auf 30,000 Köpfe würde sich die Wiener Mannschaft allein belaufen haben, wenn man

nicht mit mildem Vorbedachte, Familienväter, schwächere Jünglinge und unentbehrliche Handwerker zurückgewiesen hätte. Mit tiefer Niedergeschlagenheit entfernten sich diese, und nur die Zusage, daß man ihr Anerbieten bei steigender Gefahr nicht ablehnen werde, konnte sie darüber beschwichtigen, daß sie an der Ehre der Erwählten nicht Theil nehmen durften. Am 8. und 10. April war es, als ein Mann, dessen Name die medizinische Fakultät mit Stolz unter den ersten ihres alten Ruhmes nennt — als Quarin, damals Rektor magnifikus an dieser hohen Schule, die gesammte akademische Jugend aufrief, sich der allgemeinen Bewegung anzuschließen. In diesem Saale war der Ruf ergangen; drei Jünglinge, von ihren Genossen vorzüglich geliebt und geachtet, deren Einer nach manchem Jahre erprobten Wirkens eben so geliebt und geachtet noch in unserer Mitte lebt, noch an dieser Jubelfeier Theil nehmen kann, traten hervor — und am 8. April sah man bereits 700 Studierende in Reih und Glied unter dem Schalle der Kriegsmusik, unter muthvollem Jauchzen und Vivatrufen, mit wehenden Fahnen vom Universitätsplatze abmarschiren. Ihr Korps führte den Namen Universitätsbrigade, bestand aus mehr als 1000 Köpfen, und that sich bei den kriegerischen Uebungen besonders hervor. Der Rektor und die vier Dekane der Universität schafften Rath und Mittel zur Unterstützung der ärmsten aus ihnen und freudig ging es ins Hauptquartier. Hier gewann sich das junge Korps durch Pflichteifer und sittliches Betragen das Lob der Befehlshaber und die Herzen der Einwohner. Der zum Mitkämpfen herbeigeeilte Prinz Ferdinand von

Würtemberg, der den Oberbefehl des ganzen Aufgebotes übernahm, trug selbst die Uniform der Universitätsbrigade, und als mit den Friedenspräliminarien die Aufgebotsmannschaft entlassen ward, begleitete sie der Dank ihrer Mitbürger und die ehrenvollste Auszeichnung ihres Monarchen. Die wackern Jünglinge aber kehrten mit demselben Eifer, mit welchem sie die Waffen ergriffen hatten, wieder zu ihren Studien zurück, und legten — als ob nichts vorgefallen wäre — ihre Jahresprüfungen ab. Noch im Mai desselben Jahres ließen sich, unter feierlicher Erklärung des Dankes im Namen des Vaterlandes, der Herzog von Würtemberg und der nachmalige Minister Graf von Saurau in die Universitätsmatrikel eintragen. Das Ereigniß selbst und das Angedenken Aller, die ruhmvoll daran Theil genommen und von denen wir die noch Lebenden heute mit Rührung in unserer Mitte begrüßen, bleibt nicht nur in den Annalen der Universität, sondern mit dauernden Zügen in das Herz unseres Vaterlandes eingeschrieben.

Und nicht nur das Ereigniß und sein Angedenken, — nein, auch das lebendige Gefühl der Pflicht und der Treue, dem es entsprang, lebt fort in dem Geiste, der diese hohe Schule, in dem Athem, der unser gesammtes Volk durchwebt! Noch klopft des Oesterreichers Herz für seinen Fürsten, seine Heimat, wie in jenen verhängnißvollen Tagen! — noch gilt ihm das heilige Wort der Pflicht und der Treue höher als die kalte Klügelei, die sich aus allen Pflichten, also auch aus allen Rechten herausschwatzt! noch glaubt er seiner Empfindung und mißtraut dieser Klügelei — und wenn uns heute das Vaterland rufen sollte

wie damals — wenn diese Stunde sich auf meine Worte beriefe und Thaten statt ihrer forderte — ich spreche es aus mit froher Ueberzeugung aus der Seele Aller, die hier versammelt sind — wie damals würde die akademische Jugend, geleitet und begleitet wie damals von ihren Lehrern, mit feurigen Armen die Waffen wieder ergreifen — wie damals wieder bereit sein, für Kaiser und Vaterland sich zu weihen, sich zu opfern!

Möge sich denn auch in diesen schöneren Tagen des Friedens zu dem schönsten Berufe: dem Dienste für den Staatsverband, diese „uralte und weltberühmte hohe Schule" in dem geschilderten Sinne beständig neu gebären! mögen in diesem Sinne die sämmtlichen Fakultäten dieser Universität, wie sie in der letzten Zeit eifrig gethan haben, ihr inneres Leben konzentriren und befestigen — mögen sie sich dann stark, weil einig, an einander schließen und verbündet zum Ruhme des Vaterlandes und zum Segen der Menschheit das große Werk vollenden, zu dem sie berufen sind!

Ich aber kann diese Segenswünsche nicht schließen, ohne im Namen derselben hohen Schule die dankbarste Anerkennung auszusprechen für die edle Theilnahme, mit welcher Ew. Exzellenz, oberster Herr Hofkanzler, seit einer Reihe von Jahren das Wohl und den Glanz unserer Bildungsanstalten zu fördern bemüht waren, für die ehrenvolle Gegenwart, durch welche Sie auch den heutigen Tag schmückten und erhoben. Erlauben Ew. Exzellenz, daß ich an diesen Ausdruck die ehrfurchtsvolle Bitte anschließe, Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Kaiser, das tiefste

unauslöschliche Dankgefühl unser Aller und die Versicherung unverbrüchlicher Treue an Allerhöchst Ihr Haus ehrfurchtsvoll zu Füßen legen zu wollen. Ihm: den die Geschichte mit dem schönsten Namen, den sie hat, mit dem des Gütigen bezeichnen wird, dessen milder, väterlicher Regierung wir die Wohlthaten der Gegenwart verdanken, von dem wir vertrauungsvoll die Förderung unserer Bestrebungen für die Zukunft erhoffen!

Ueber die Frage vom Humanismus und Realismus als Bildungsprincipe.

Mögen immerhin Wirren des politischen Lebens die Staaten erschüttern: so lange die Bildung ungehemmt an ihrer Seite fortschreitet, werden die Staaten bestehen. Auf diese Stütze müssen sie ihre Hoffnungen bauen.

Es wurde vor nicht langer Zeit in der Akademie zur Sprache gebracht, wie wünschenswerth es erschiene, wenn einzelne Mitglieder, je nach Beruf und Neigung, Anlaß nähmen, über wichtigere Fragen des öffentlichen Unterrichtes sich auszusprechen. Den Antragstellern schwebte dabei die innige Beziehung vor, in welcher die Aufgabe des Betriebes der Wissenschaften mit der ihrer Fortpflanzung steht, — welche beiderseits gleich berücksichtigt, auch beiderseits einen gleich gedeihlichen Erfolg in Hoffnung stellen müßten. Eine Frucht dieser Anregung sind diese Blätter. Sie haben die Bestimmung, die Aufmerksamkeit der Versammlung für einige Augenblicke von strengen speziel-

len Untersuchungen im Gebiete der Wissenschaft auf eine allgemeinere, dem Unterrichte angehörige, mehr in's Leben eingreifende Frage zu leiten; deren gründliche Erörterung freilich einen weit größeren Umfang erfordern würde, deren Umrisse hinzuzeichnen ich mich hier begnügen muß.

Die Frage vom Humanismus und Realismus in der Bildung ist so alt als die Bildung selbst; sie ist aber zugleich eine Frage der frischesten Gegenwart, die eben wieder zu lebhaften Debatten veranlaßt; eine Frage, die, obwohl ihrer Entstehung nach, von den Bedürfnissen des Unterrichtes ausgegangen, in ihren Konsequenzen auf die Strömungen des gesammten Wissens, wie sie denn auch in der humanistischen und realistischen Klasse der Akademie — wenn ich den Ausdruck wagen darf — repräsentirt werden, Einfluß nimmt.

Ich erlaube mir zuvörderst an die Begriffe zu erinnern, um die es sich bei der Beantwortung der zu besprechenden Frage handeln wird. Sind erst die Begriffe festgestellt und klar, um die eine Verhandlung sich bewegt, so ist der Fortgang dieser mit Vertrauen zu erwarten. Um sich nun zu vergegenwärtigen, was in den Begriffen, welche die Worte Humanismus und Realismus in sich schließen, eigentlich enthalten sei, wird eine genetische Erklärung nöthig; denn jene Begriffe sind auf geschichtlichem Wege zur Ueberlieferung gelangt.

Als noch Einheit und Harmonie in dem ganzen Leben und Streben des kleinen gebildeten Theiles der Menschheit war, bei dem allein von Fragen der Bildung die Rede sein konnte, — in dem glücklichen Lande der Grie-

chen, in der Epoche der vollkommenen hellenischen Kultur, — da gab es keinen Gegensatz, der uns einen Anhalt zur Erklärung des jetzt bestehenden bieten könnte. Die Griechen wußten nichts von schönen, im Gegensatze zu praktischen Wissenschaften. Sie nannten den Inbegriff aller Fertigkeiten, die den Menschen zum Menschen machen, — Musenkünste. (Musik.) Die Römer, die Epigonen der antiken Bildung, suchten, als sie die Sache aus der griechischen Erbschaft mit übernommen, den Begriff derselben — glücklich genug — durch das Wort „literae humaniores" auszudrücken. Da sie daneben auch artificia necessaria betrieben (operosa, sordida), so fängt hier schon der Keim einer Unterscheidung in dem Betriebe der Studien sich zu zeigen an. In welchem Sinne nun diese literae humaniores zur Bezeichnung einer Seite des Unterrichtes wurden, wobei nebst dem allgemein menschlichen Inhalte desselben, auch immer die Kenntniß der römischen und griechischen Sprache hinzugedacht wird, lehrt der Verlauf der Geschichte. Als nämlich diese Sprachen der schönsten menschlichen Kultur in den Zeiten der Völkerwanderung aus dem lebendigen Verkehre der Nationen sich verloren, wurden ihre Schätze in die Bibliotheken der Gelehrten geflüchtet. Hier bildeten sie gleichsam ein stilles Verbindungsmittel für Alle, die sich die schöne Aufgabe stellten, ein Asyl für die fortzupflanzende Wissenschaft gegen die einbrechende Barbarei zu bauen. In den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung konnte eine höhere Ausbildung nur durch Hilfe des Inhalts jener Bibliotheken, also nur durch Vermittlung der Sprachen des

Alterthums erworben werden. Von da an wurden diese Sprachen der Schlüssel eines höheren Unterrichtes, und die Philologie, als solche, war geboren. Da im Laufe der damaligen Weltbegebenheiten keine neue, der alten ebenbürtige Bildung sich entwickelte, so blieb dieser Philologismus lange vorherrschend. Die alten Sprachen und was zu ihren Studien gehörte, wurden als die eigentlichen Gegenstände der Bildung angesehen und nun ausschließend mit dem Namen **Humaniora** bezeichnet, den die Römer der Gesammtbildung gegeben hatten. Diese Behandlung des Unterrichtes ward zum System, und das System (Humanismus) blieb seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occident das herrschende. Allmälig aber, wie in allen menschlichen Einrichtungen, wenn sie gewissermaßen verjähren und den ursprünglichen Impuls ihrer Gründung überleben, wurde der Zweck der Stiftung vergessen, und das Mittel, ihn zu erreichen, als Zweck behandelt. Der Geist der Gründung entfloh, und die Mauern des Gebäudes blieben zurück, um — dem ewigen Fortschritte der Zeiten einen Damm entgegen zu setzen. Ein trockener, mit Worten, statt mit Gedanken und Stoffen, verkehrender Scholasticismus bemächtigte sich der Bildungsquellen des Alterthums, und sie drohten zu versiegen. Allein schützende Götter walteten über ihnen. Die lebensvollen Regungen, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte ganz Europa ergriffen, denen die Kirchenreform und große Fortschritte in allen Richtungen des menschlichen Strebens ihren Ursprung danken, hatten auch ein Wiederaufblühen der lebendigen Bildung des Alter-

thums zur Folge; Aristoteles und Platon verließen ihre Gräber, in die man sie verschlossen hatte, und lebten unter dem Schutze der Medicer wieder auf. Auch in Deutschland trat eine Wiederbelebung des Studiums der Alten durch den erwachten Geist der Kritik fördernd ein, — und wieder sah sich der Humanismus in dem Alleinbesitze der wissenschaftlichen Herrschaft. Er blieb es ungestört bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Hier trat, nach dem Gesetze, das nun einmal über alle menschlichen Formen waltet, der schon erwähnte Vorgang nochmals ein: nochmals fing die Form an, die Stelle des Wesens einzunehmen, und was einst, als Triebkraft des Lebens, Begeisterung in die Pulse der Bildung flößte, — die Sprache der Alten, — begann, zur Mumie vertrocknet, sich, einer Zeit gegenüber, die ein eigenes, frisches Leben in ihren Adern fühlte, zu versteinern und, unverstanden, weil unverstehend, in sich abzuschließen. Der deutsche Sinn, nach seiner Art erweckt und von neuen Hoffnungen genährt, die, wie sogleich zu erzählen sein wird, aus England und Frankreich herüberwehten, wandte sich ab von der todten Vergangenheit, und strebte einer viel verheißenden Zukunft entgegen. Beflügelt von tausend Wünschen, die immer mehr die gemeinsamen Ueberzeugungen der Völker begleiteten, überschritt dieses Streben allmälig die Schranken der Zeit und die Bedingungen, welche sie jedem Streben unerläßlich vorschreibt. Ein halb weltbürgerlicher, halb vaterländischer Schwindel nahm in den wohlgesinntesten Wortführern der Schulangelegenheiten Deutschlands den Namen des Philanthropinismus an, und trat

mit der anerkannten Stütze des ganzen bisherigen Unterrichtes in offenen Kampf. Selbst Männer von tüchtigen Gesinnungen gaben sich dieser Einseitigkeit hin und Basedow, Campe, Trapp, Iselin u. A. wähnten zuletzt wirklich durch gänzliche Verdrängung der alten Sprachen aus dem Unterrichte der lieben Menschheit einen Dienst zu erweisen. Diesen Tendenzen gegenüber konsolidirten sich die sogenannten Gelehrten, so gut sie vermochten, und ließen es auch ihrerseits an jener bornirten Gereiztheit, an jenem unseligen Kastengeiste nicht fehlen, der leider noch immer und überall die zerstörende Hand mit im Spiele hatte, wo es sich um Erkenntniß, um Versöhnung, um Fortschritt handelte. Genug die humanistische Bildung war erschüttert, und die Reformen, namentlich der deutschen Schulen, so wie die Geschichte des deutschen Buchhandels weisen die Spuren dieser Erschütterung nach *).

Wir haben bis hieher die Entstehung, die Fortbildung und die Schwankungen eines Systems der Bildung beobachtet, welches unter dem Namen des Humanismus Jahrhunderte lang auf die Völker wirkte, und nun schon Erlöschen nahe scheint, ohne daß sich ein Gegensatz zeigte, der es bekämpfte und den zweiten Punkt für die Streitfrage lieferte, von der wir ausgingen. Wir sind an der Stelle, wo diese neue Position eintritt, um jene schon vorbereitete Negation zu bekräftigen. Theils die Ermattungen der Völker nach langen, innern und äußern, am

*) Man s. Niethammer Streit des Humanismus mit dem Philantropinismus. Jena 1818.

Mark ihres Lebens zehrenden Kriegen und Anstrengungen, theils die wachsende Einsicht in die große Bedeutung der Nationalökonomie für das Gedeihen und den Verband der Staaten, hatten einerseits das Bedürfniß, andererseits die gegründete Hoffnung erzeugt, durch den Betrieb jener Studien, welche der Welt einen wahrhaft praktischen Nutzen verhießen, den Nationen aufzuhelfen. Es entstand die Nützlichkeitstheorie; der Unterricht in leblosen Sprachen wurde als unpraktisch verworfen, und der in den Fächern industrieller Betriebsamkeit allein als ein reeller bezeichnet, und dem ersten entgegengesetzt. Hier der Ursprung des eigentlichen Kampfes zwischen Humanismus und Realismus. Die ersten, tiefen und kräftigen Impulse dieser Richtung gingen von dem praktischen England aus, und von da auf Frankreich über. In England brachten die Lehren des Sensualismus (Locke) und die Fortschritte der Industrie und des Handels die realistische Richtung zuerst zu Ehren. Selbst die dort, im klassischen Ruhme glänzenden Koryphäen der gelehrten Bildung standen nicht an, die Ansprüche dieses praktischen Elementes anzuerkennen. Milton, der Sohn und Freund des Alterthums, bestritt schon mit Energie den Mißbrauch, sieben bis acht Jahre damit zu verlieren, ein schlechtes Latein und Griechisch einzuimpfen, während man gutes in Einem Jahre erlernen konnte; er drang darauf, das Studium der Sachen mit dem der Worte zu verbinden, war aber noch Sohn der Alten genug, — wo er empfahl, den Kindern zeitig durch Anschauung und Uebung die Anfänge der Mathematik beizubringen, — auch den Rath hinzuzufügen:

ſie mit denen des Ackerbaues aus dem Cato, Varro und Columella, mit denen der Naturbetrachtung aus dem Ariſtoteles, Gelius, Seneca, Plinius, der Erdkunde aus dem Pomponius Mela, der Baukunſt aus dem Vitruv, bekannt zu machen, und dann erſt zum Studium der rhetoriſchen Klaſſiker zu ſchreiten. Entſchiedener trat Locke gegen das Privilegium der Sprachſtudien auf; er rechnete dieſen, die, ſeinem geſunden Sinne unerträgliche Unbileſerbie zu, mit der ſich die Philoſophen (ſchon damals!) gewöhnt hatten, mit Worten zu denken und zu hadern, denen kein reeller (aus der Anſchauung abgezogener) Begriff zu Grunde lag. Da er annahm, daß dieſer Uebelſtand aus der Schule in die Literatur übergegangen ſei, ſo ging er weiter als Milton; er verbannte für die Erkenntniß der Natur auch ſelbſt das Vehikel der alten Sprachen, und verlangte, daß man ſich, wie Baco, an die Natur unmittelbar, durch den Verſuch, die naive Frage in jeder Sprache, wende. Nach Frankreich übertragen, gewannen ſich dieſe Forderungen an dem Sohne der Natur, an Rouſſeau, eine begreifliche Sympathie. Das von ihm verkündete Naturevangelium war zwar in ſeiner innern Tiefe ſelbſt idealer Herkunft, allein es vereinte ſich, im Geiſte der économie politique, und der ſocialen Träume Rouſſeau's gerne mit den Wünſchen der Nützlichkeits-Reform und den brittiſchen Tendenzen. In dem erwähnten Syſteme des Philanthropinismus kamen alle dieſe Elemente, gemüthlich verdeutſcht, zu einer vorübergehenden Wirkſamkeit. Allein in England, in Frankreich und eben ſo in Deutſchland, gaben die Linguiſten dem ungeſtümen Andrange nicht nach,

der von der Seite des Volkes auszugeben schien: sie fußten aristokratisch auf einem Principe, welchem der Staat seine wohlbegründete Geltung nicht entzog und blieben vorzüglich in Frankreich im ausschließlichen Monopole des Mittelunterrichtes, bis (unter dem Einflusse Rollands) die Ansprüche der naturwissenschaftlichen Richtung sich fordernder herauswagten*). In Deutschland schwankten die erwähnten Richtungen nicht seltener. In der Periode des Aufblühens unserer Literatur war es namentlich Herders Einfluß, dessen bekannte, in die ganze deutsche Bildung übergegangene Intention zur Humanitätsentwicklung das klassische Studium wieder zur alten Geltung brachte; doch danken wir ihm auch die tiefe Lehre: daß es im lebendigen Sinne betrieben werden müsse, wenn es diese Geltung bewahren wolle. Denn das hohle Wort kann sich der Forderung einer praktischen Tendenz gegenüber, die auch den Zweck der Humanität für sich anführt, nicht behaupten. Die Erhebung Deutschlands in dem bald darauf folgenden Befreiungskriege, die bevorstehende Entfaltung seines innern Volkslebens unterstützte dieselbe Richtung, — bis die, nach dem Frieden wiedergekehrte Ruhe der Völker, ihr lebhafterer Verkehr mit einander, die Epoche der Eisenbahnen und Dampfschiffe, neuerdings das Aufleben der mehr nach außen gewandten realistischen Tendenzen begünstigte, — während Thiersch und die Seinen unbekümmert um das Gewühl des Marktes, mit treuer Festigkeit ihr Heiligthum bewachen.

*) S. Hahn Unterrichtswesen in Frankreich I. S. 110.

So bildeten sich allmälich zweierlei Richtungen im Gange der Schulen und des Lebens heraus, die endlich, nach mancherlei stürmischen Begegnungen, jenen scharfen und entschiedenen Gegensatz darstellen, an dessen Scheidewege wir so eben stehen. Gewerbliche und wissenschaftliche Ansprüche haben einander offen den Kampf angekündigt, — sie haben die Brücke, die sie noch einigermaßen verband, abgebrochen, und die völlige Trennung des Humanismus vom Realismus ist jetzt erst beschlossen. Durch diesen Beschluß fühlen sich beide Theile befreit; beide sehen in ihm den Triumph ihrer selbst und die Niederlage des Gegners gesichert, — und die Kluft, die sich zwischen ihnen gebildet hat, reißt immer weiter ein, und droht zuletzt die Früchte nicht nur der Schule, sondern auch des Lebens zu verschlingen. Beide Theile verschließen sich und der allgemeinen Bildung die Wege des gedeihlichen Fortschrittes; beide würden durch ihren Triumph, wenn er gelänge, am schmerzlichsten leiden: der Studirende, der sich am Ende seiner Laufbahn den Boden unter den Füßen, — so wie der Gewerbliche, der sich den Himmel über dem Haupte weggezogen sähe. Der Staat würde trauernd auf die vergeudeten Kräfte, auf die zerknickten Blüthen sehen; beide nichtige Vornehmthuerei auf der Einen, dumpfer, roher Mechanismus auf der andern Seite, hätten ihm die Hoffnung vernichtet, die nur auf das Zusammenwirken geistiger Intention und practischer Tüchtigkeit gegründet werden kann!

Es ist schmerzlich, auf diesem Standpunkte des Zwiespalts länger zu verweilen. Allein es ist der Standpunkt

der Gegenwart; der Standpunkt, der unſere Frage uns vorlegte; wir müſſen die Sachwalter beider Parteien hören, um die Actenlage zu kennen und ein Urtheil zu fällen. „Die Fundamente Eurer Studien, deren Unzugänglichkeit im Bereiche der Praxis vor Augen liegt, — ſo hört man den Sachwalter des Realismus ſprechen, — was ſind ſie? Ideale, wie ſie Euch das geprieſene Alterthum überliefert hat! Es iſt aber eine ſchlechte Weisheit, die es nur bis zu Idealen bringt; die nicht fördernd und geſtaltend in die Triebräder der wirkenden und genießenden Geſellſchaft eingreift! Leiſtet etwas, das wir greifen, verwenden, verzinſen können, — ſchafft Früchte, wirkliche, ſaftige Früchte, die vor unſern Augen reifen und genießbar auf unſern Tiſchen liegen! berechnet euren Staat nicht auf Ideale der Menſchheit, die für ihn nie zur Wirklichkeit werden können; denn nie wird die Moral, immer nur das Wohl der Bürger die Säule der Staaten ſein. Die alten Sprachen — fährt er fort — ſind für echte, auch höhere, allgemeine Bildung, nutzlos. Alle Kräfte des Geiſtes, alle Stoffe ſeiner Arbeit, können eben ſo gut durch lebende Idiome geübt und geſtaltet werden, als durch todte. Die alte Literatur mag man durch Ueberſetzungen ſich näher bringen. Selbſt für Univerſitätsvorbereitung werden jene Sprachen bald nutzlos werden! Die lateiniſche Scholaſtik der Philoſophie iſt längſt einer ſelbſtſtändigen freien Denkübung gewichen; die Medizin hat ihre lateiniſche Küche ſchon faſt verlaſſen und iſt an die Quellen der Natur zurückgekehrt; das römiſche Recht hat dem vaterländiſchen Raum geben müſſen; das römiſche Dogma

ist nicht ausschließend und unfehlbar geblieben. Durch das Vorwalten des sprachlichen und idealen Unterrichtes — setzt er beschwichtigend hinzu — wird dem practischen Bedarf des Staates zu viel Nahrungsstoff entzogen; zugleich wird die Subsistenz des Lernenden untergraben (poeta laudatur et alget!). Ein tüchtig geschulter Gelehrtenstand mag etwa parlamentarischen Schimmer für den Staat erzielen, aber den Staat erhalten, d. h. ernähren, das kann er nicht; und eben daran fehlt es den meisten Staaten, und darum fordert die fortschreitende Zeit für alle Völker eine reale Bildung statt jener veralteten, die sich mit Worten und Formen behalf! Sie müssen also verwiesen werden, diese Träumer der Vergangenheit, aus dem Bereiche des öffentlichen Unterrichtes — so schließt er — welche nur hohlen Dünkel statt practischer Brauchbarkeit in ihren Schulen zubereiten!"

Ihm entgegen erhebt sich der Sachwalter des Humanismus: „Ideale — erwiedert er, mit dem Stolze, den das Bewußtsein einer höheren Mission im Reiche der Bildung verleiht, — Ideale bedingen jedes bessere Streben Auch Ihr habt Euer Ideal; und so wenig als wir lauter Heroen der Humanität, so wenig werdet Ihr lauter Heroen der Industrie bilden! — Die Sprachen des klassischen Alterthums, — widersetzt Euch dem Ausspruche der Geschichte, wie Ihr wollt, — sind nun einmal die anerkannten Quellen der heutigen Bildung; aus ihnen ist ihre innere Bedeutung hervorgegangen, so wie Mathematik und Naturforschung ihr einen äußeren Zufluß verschaffen werden. Ob die klassischen Studien vergebens getrie-

ben wurden, entscheide England's, Frankreich's, Deutschland's Kultur! Ob die Universitäten ihrer je werden entbehren können oder wollen, werden sie selber entscheiden, wenn sie den Kern ihrer Aufgabe von den tausend historisch-zufälligen Hülsen losgeschält haben werden, die ihn jetzt noch bis zum Unkenntlichen umgeben. Ob der praktische Bedarf des Staates durch die klassische Bildung verkürzt werde, — darüber frage man bei England an, wo gediegene, klassische Bildung und vollkommene praktische Tüchtigkeit, mit gleich rühmlichem Erfolge, wetteifernd sich mit einander hervorthun; wo im Parlamente die Reden von antiker Bildung wiedertönen und die Gewerbe auf dem Markte blühen! Ob — setzt er lächelnd hinzu — der Zweck des Staates die Ernährung seiner Bürger sei, mag dieser, mit seinen Lenkern ausmachen! wenn sie es wäre, so würde die Concurrenz der materiellen Arbeit jede Möglichkeit überwältigen, die Ansprüche der Concurrenten zu befriedigen, — wenn nicht einige geistige Arbeit ihr ableitend zur Seite stünde, und eine zweite Concurrenz eröffnete, eine neue und unendliche Quelle rühmlichen Erwerbes in Aussicht stellte. Ein tüchtiger Gewerbstand wird eine Wohlthat für die Staaten sein; aber eine sittliche Triebfeder für sie zu bilden, wie sie im Humanismus gegeben ist, vermag er nicht; und an ihr gebricht es ihnen wohl am fühlbarsten! wer die Entwicklungen begreift, die sich gegenwärtig im Leben aller Völker bereiten, der weiß auch, daß unserer Zeit — Verinnerlichung, Vergeistigung vor Allem noth thut! Wie Ihr — schließt er mit erhöhtem Tone, indem er an die Schlußworte des

Gegners sich erinnert — im behaglichen Gefühle eurer momentanen Wichtigkeit uns aus unserer Heimath, dem Mittelpunkte der Bildung, verweisen wollt, so sehen wir in Eurem ausschließlichen Bestreben den Umsturz der Grundsäulen des gesellschaftlichen Baues, und erklären, entsetzt vor der hereinbrechenden Barbarei, das Latein für Heil und Schutzmittel der europäischen Kultur!"

So sprechen die Parteien und ihre Verfechter gegen einander. Suchen wir, wenn ihr Zwiespalt sie nicht beiderseits vernichten soll, aus ihrer Polemik das zu gewinnen, was für jede von ihnen spricht. Vielleicht gelingt es so, sie zu versöhnen: denn den Begriff des Humanismus — wie es versucht worden ist — geradezu für einen unbestimmten zu erklären und abzuweisen, wird nicht wohl thunlich sein, nachdem wir wenigstens seine geschichtliche Bedeutung erkennen gelernt haben. Wir sehen, wenn wir das Verhältniß rein und unbefangen auffassen, daß beide Elemente der menschlichen Bildung Anspruch auf Anerkennung haben; wir sehen, daß beide den Bedürfnissen der Völker entsprechen: das humanistische einem innerlichen — der Vergeistigung des Lebens, der Vertiefung; — das realistische einem äußerlichen — der Verbreitung des Wissens; jenes einem Zwecke der Personen, dieses den Zwecken, welchen die Stoffe, die Sachen zu dienen haben; wir sehen, daß der freie Staat namentlich der Mitwirkung beider Intentionen, der Kultur seiner Bürger in beiden Gebieten, bis auf einen gewissen Grad, gleichmäßig bedarf; des Elements des Alterthums für das öffentliche politische Leben, des der

Neuzeit für die Volkswirthschaft, die nun sein volles Augenmerk auf sich zu ziehen hoffen darf. Humanismus und Realismus erscheinen offenbar als gleichberechtigt. Nützlichkeit ist kein Prärogativ des letztern, Gründlichkeit keines des erstern; beide können und sollen beides sein, und beide müssen sich einen und verbinden, statt sich zu trennen, wenn ihre Aufgabe, zum Heile der Bildung, allseitig gelöst werden soll.

Nun stellt sich die weitere Frage heraus: wie ist diese Gleichberechtigung zweier, wie es scheint, schwer verträglicher Elemente in der Nationalbildung durchzuführen? Erfahrungen in so manchem anderweitigen Bereiche haben uns das Verfängliche im Probleme der Gleichberechtigung kennen gelehrt. Ist Gleichberechtigung Coordination? oder hängt die Erfüllung ihres Principes von Rücksichten ab, welche für bereits bestehende Verhältnisse, bei den Modalitäten der Durchführung, zu nehmen sind? In unserer Aufgabe tritt offenbar der letztere Fall ein. Die Frage über die Stellung des humanistischen Unterrichtes zum realistischen ist mit einer allgemeinen Gleichstellung nur sehr oberflächlich beantwortet, — wenn sie von einer bestimmten Zeitepoche, von einem concreten Staate, aufgegeben wird. Die Bedürfnisse der Zeiten, die Bedürfnisse der Staaten sind verschieden. Als in England jenes einer vorwaltend materiellen Richtung sich hervorthat, in Frankreich das der spiritualistischen sich nichts versagen ließ, waren es eigenthümliche Zustände, welche diese verschiedenen Verhältnisse bedingten. Diese Zustände müssen nicht übersehen, — sie müssen aber auch nicht schlechthin, wie

sie sich geben, genommen, — sondern sorgfältig und bedachtsam erwogen werden. Denn die Völker bedürfen nicht immer blos dessen, was sie wollen; sie bedürfen weit öfter dessen, was sie *sollen*, ohne sich dieser Forderung bewußt zu sein. Und was für Ein Volk paßt, paßt darum nicht für das andere. Es wird also ein umfassender und scharfer Blick auf die gesammten Verhältnisse eines Staates erforderlich sein, auf seine Intelligenzstufe, auf seinen Finanzstand, auf seine Volkswirthschaft, auf seine Bildungsanstalten, — um zu entscheiden, welcher Seite des Unterrichtes, in einem, durch organische Staatsveränderungen dazu nöthigenden Zeitpunkte, vor der andern Rechnung zu tragen sei. Es mag aber dabei ermittelt werden, was da wolle; für Vorbildung und Schlußbildung werden die wesentlichen Grundsätze überall dieselben sein; nur in den Mittelregionen werden Schwierigkeiten sich einstellen. Ich erkläre mich deutlicher. Die Gleichberechtigung des klassischen, wie des realistischen Unterrichtes besteht darin, daß für beide gesorgt werden soll. Für die Vorbildung kann das nur dadurch geschehen, daß sie für alle Knaben ganz dieselbe ist, und die Keime zu jeder Art der Entwicklung in sich trägt, um sich dann später nach innerem Triebe und äußerem Anlasse bestimmen zu können. In der Elementarschule müssen also das Subject und der Gegenstand, in ihren einfachsten Formen und Beziehungen, schon die gleiche Berücksichtigung finden; ein Gesetz, das ohnehin schon in der Natur des Menschen und dem Zwecke der Erziehung begründet ist, also nicht weiter erörtert zu werden braucht. Hier besteht mithin die Gleich-

berechtigung in der Einheit der Elemente. Für die Schlußbildung ist sie gleich bald durchgeführt: denn in der letzten Vollendung müssen humanistische und Realschulen getrennt sein, da sie den für ihren Beruf schon Entschiedenen bereits die specielle Befähigung dafür gewähren. Hier besteht die Gleichberechtigung in der vollständigen Trennung der Elemente. Es gibt eben ausschließliche Gelehrtenschulen und ausschließliche Realschulen, und aus beiden gehen besondere Stände für die Gesellschaft hervor.

Der eigentliche Knoten unserer Frage, — das Terrain der Gefechte, denen wir vorhin zugesehen, — liegt also nur in den Mittelregionen des Unterrichtes: nur in dem Schulsysteme, das von der Elementarbildung zur Fachbildung den Uebergang bahnt, — den Secundärschulen. Hier nur kann es sich fragen, nach welcher Seite hin die Bildung sich neigen, wie sich abstufen, wie sich scheiden, wie sich nähern soll, um den gesonderten und zugleich den allgemeinen Ansprüchen zu genügen. Hier in den Mittelschulen wird überhaupt das künftige Loos der Staaten vorbereitet werden, das ja doch nur von der Gesammtintelligenz der Völker abhängen wird. Wir wollen auch über diese Verhältnisse zuerst die Geschichte fragen, und dann ein Ergebniß zu gewinnen suchen.

Bei der allgemeinen Ueberzeugung, daß in den Mittelschulen, die zugleich zur allgemeinen Bildung und zur Vorbereitung für Universitäten und technische Anstalten bestimmt sind, eine Vereinigung der beiden erwähnten Elemente erzielt werden müsse, haben sich folgende Vorschläge vernehmen lassen:

1. Die Realschule, als solche, behalte im Secundärunterrichte das Principat; allein sie nehme das Latein in ihre Lehrgegenstände auf, um auch für Universitäten vorzubereiten. Ein Beispiel dieses Verfahrens bietet der Lectionsplan der Realschule zu Elberfeld in Preußen, wo diese Maßregel angenommen ist. Auch in Bern hat die Realschule das Latein dem Kreise ihrer Lehrfächer einverleibt. Es kann Niemanden entgehen, daß in den eigentlichen Realunterricht das Latein nicht gehört. In wie ferne es denjenigen förderlich sein kann, welche sich einer höhern, technischen Bestimmung zuwenden, ist eine weitere Frage. Es muß nämlich hier unterschieden werden zwischen einem Realunterrichte, in so weit er der allgemeinen mittleren Bildung angehört, und einem besondern professionellen Unterrichte. Für diesen ist überhaupt eine Secundärbildung unnöthig, es genügt der unmittelbare Uebergang aus der Elementarschule, wie wir sie vorausseßten, in die Professionsschule, in das Handwerk selbst. Allein für die höhere Realbildung, der sich schon jezt so Manche aus den gebildeteren Ständen und vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft noch Mehrere zuwenden werden, — ist auch eine höhere Vorbildung unerläßlich; eine Vorbildung, wie sie der Staat allen seinen Bürgern, die in höherem Sinne zu wirken haben, zu gewähren verbunden ist.

2. Das Gymnasium, als solches, behalte im Intermediärunterrichte das Principat. Allein es nehme den Realunterricht in seinen allgemeinsten Grundzügen, in sich auf. Naturwissenschaften, lebende Sprachen, practisches Rechnen, technisches Zeichnen, Geschäftsstyl u. s. w. wären

in ihrer ganzen Vollständigkeit dem Gymnasium einzuverleiben. Ein Beispiel dieses Verfahrens liefert das Wormser Gymnasium, welches im Jahre 1843 nach diesem Grundsatze erweitert wurde. Es kann schwerlich Jemanden entgehen, daß eine solche Forderung innerhalb gewisser Grenzen, billiger als die vorige ist. Keine Schule ist gut und brauchbar, wo man *nichts* als Latein lernt; das gab selbst **Herder** zu, der alte ehrwürdige Vertheidiger der Alten und der Humanität. Die Nothwendigkeit eines allgemeineren Realunterrichtes wird seit Langem empfunden und überall anerkannt. Allein für den speciellen technischen Bedarf würden einzelne, allgemeine Gegenstände nicht genügen und der humanistische Unterricht darf durch specielere Vorträge realer Art nicht eingeengt werden.

3. Man versuchte das Gleichgewicht durch den Antrag von Parallelclassen für beide Arten der Mittelschulen herzustellen. In Preußen wurde von jeder derselben dieser Antrag gestellt; für die Realschule lateinische, für das Gymnasium Real-Parallelclassen. In Frankreich hat man, über Anregung des Akademikers St. Marc. Girardin den Realunterricht vorläufig noch als einen Theil des intermediären *) Unterrichtes, durch Realcurse zu fördern gesucht, welche Anhängsel der sogenannten königlichen Collegien ausmachen. Ihnen widmen sich solche Schüler, die bereits mit classischen Studien sich beschäftigt hatten, aber sofort

*) Es existirt außer den professionellen nur Eine selbstständige, einer Realschule ähnliche Anstalt, die Ecole de François I. in Paris.

dem industriellen oder commerciellen Leben sich zu widmen denken. Cousin's Reglement von 1840 läßt bis zum 14. oder 15. Lebensjahre die Bildung eine gemeinsame, auf classischer Grundlage ruhende, bleiben; dann erst trennt es die Studien: höhern, humanistischen Curs für Gelehrte von Profession, realistischen für Praktiker von Profession. Auch für Oesterreich wurde schon vor mehreren Jahren *) ein — mehr als der vorige verschmelzender — Plan zur Gründung einer Realclasse in den Gymnasien angeregt. „Es würde — hieß es — wenig kosten, den Gedanken durchzuführen. Man dürfte nur die vierte Normalclasse in Etwas modificiren, sie durch Anstellung eines Professors der Latinität in ein zweijähriges Progymnasium umgestalten, und der 3. und 4. Grammatikalclasse eine Realclasse, d. i. eine Realschule von 2 Jahrgängen beifügen, so daß die Gymnasiasten zugleich mit den Realschülern die practischen Vorträge hörten. Hiedurch würde das Zusammengreifen der Primär- und Intermediärschulen befördert, das Errichten besonderer Realschulen erspart, und doch fürgesorgt, daß Gymnasiasten, wenn sie von den classischen Studien abfielen, nicht vergebens studirt hätten."

Man sieht aus diesem Berichte, wie mannigfach die Bemühungen sind, theils Real- und Gelehrtenschulen ganz in einander zu verschmelzen, theils jenen etwas von diesen, diesen etwas von jenen zu geben, um das Bedürfniß

*) Dr. Richter in den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst, von Schmidt. 1845. Nr. 142.

beider zu befriedigen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine solche Annäherung wünschenswerth sei. Nicht der Gelehrte nur, — jeder Gebildete sollte sich eine Anschauung von den Realien verschaffen, die auf das Wohl der Völker so sehr Einfluß nehmen; und wiederum, der Mann der Arbeit und des Gewerbes sollte der höchsten Wohlthat der Kultur: der Kenntniß vom Werthe der antiken Bildung, nicht ganz entbehren. Er fürchte nicht die Schwierigkeit des Verständnisses. „Die Alten waren die einfachsten, die natürlichsten Menschen von der Welt; und der Sprung von ihnen — sagt treffend ein moderner Vorredner für sie *) — zum gewöhnlichen, gesunden Menschenverstande ist weit geringer als der — zum Theefalon." Allein die bisher angeführten Methoden, den humanistischen Studien einen practischen Lehrstoff, den realistischen einen ideellen Bezug zu geben, zeigten sich einerseits zu sehr eine Richtung bevorzugend, andererseits zu sehr beide abschließend. Die Vorschläge der Verschmelzung würden eine Halbheit, die der Trennung eine Einseitigkeit der Bildung erzeugen. Ein Plan zur Ausgleichung aller Anforderungen des Mittelunterrichtes an die allgemeine Bildung und specielle Befähigung muß sorgfältig durchdacht, muß reiflich erwogen sein, muß sich nicht durch Flickwerk helfen, sondern ein in sich und mit seinem Nachbarsysteme zusammenhängendes Ganzes darstellen. Einen solchen Plan, der das Product der vollen Berücksichtigung

*) Rob. Zimmermann? Oesterreichische Blätter für Literatur, Kritik und Künste. 1845 S. 745.

aller erwähnten Verhältnisse ist, liefert uns der vom österreichischen Ministerium des Unterrichtes im Jahre 1847 veröffentlichte Entwurf. Er bringt eine vierfache Gliederung in den Mittelunterricht: ein Unter- und ein Ober-Gymnasium, eine jenem entsprechende Bürger-, eine diesem entsprechende Realschule. Die ersten beiden stellen die Vorbildung zur Universität, die beiden letzten, die zur höhern technischen Lehranstalt vor. Jene bilden zum Gelehrten, diese zum Gewerb- und Handelsstande, das Abbrechen in der Mitte beider Reihen gewährt wenigstens eine Höhe der allgemeinen Bildung, mit welcher das allgemeine Bürgerthum zufrieden sein kann, und so der Staatszweck beim Unterrichtswesen garantirt scheint. Ueber den letzten Punkt erlaube ich mir demungeachtet eine Betrachtung anzustellen, die zu weiteren Erwägungen führen könnte, und die ich in diesem Sinne der Prüfung der Sachverständigen unterbreite.

Der Staat übernimmt durch die Verwaltung des Unterrichtes eigentlich die höchste seiner Aufgaben; eine Aufgabe, die ihn gewissermaßen über sich selbst hinausführt. Er kann und soll sich nicht darauf beschränken, blos Gelehrte, Beamte, Gewerber und Bürger zu dressiren; Erziehung und Unterricht ergreifen den ganzen Menschen, — und durch sie entwickelt und bildet sich heraus jenes reinere Element, das, höher als das politische, die eigentliche Sphäre der Menschheit umzeichnet, und zu dessen Entfaltung die Staaten selbst nur Mittel sind. Menschenbildung überhaupt, — auf ihr beruht, wo nicht das Vorhandensein doch gewiß der glückliche Organismus der

Staaten; auf sie nur kann sich der letzte Zweck der Staaten beziehen. Scheine diese Wendung, die ich einer einfachen Schulfrage gebe, immerhin die Grenzen der Frage zu überschreiten; der Grundsatz, auf dem sie ruht, ist prägnant, und findet gerade hier eine geeignete Anwendung.

Für diese allgemeine Menschen- (nicht Bürger-) bildung nämlich könnte vielleicht in dem fraglichen Plane durch eine kleine Veränderung befriedigender gesorgt werden. Jetzt ist für sie eigentlich blos der Elementarunterricht, für [illegible]er vom 6. bis zum 12. Jahre bestimmt. Nach seinem Abschlusse, der sich nur auf das nothdürftigste Wissen begrenzt, welches unerläßlich ist, um nur überhaupt nicht jeder menschlichen Bildung zu entbehren, ist sogleich, ehe es noch Zeit ist, sich zu einem speciellen Berufe zu bestimmen, der Eintritt in eine der Schulen angeordnet, welche diesen speciellen Richtungen gewidmet sind. So wünschenswerth es nun einerseits für die hinreichende Durchbildung zu den betreffenden Berufswissenschaften ist, daß der Unterricht in diesen frühzeitig beginne und vollständig ertheilt werde, so unerläßlich ist es anderseits, daß, abgesehen von der Berufsbildung, für besondere Stände eine gemeinschaftliche höhere Vorbildung allen Classen der Gesellschaft zugänglich gemacht werde. Die Betrachtung der vor unsern Augen sich bereitenden Entwicklungen im Leben der Völker macht jede Begründung dieser Nothwendigkeit überflüssig, die bereits vielfach anerkannt und öffentlich ausgesprochen worden ist. Man hat im Gefühle dieses Bedürfnisses Vorschläge jeder Art ver-

ſucht, den ſogenannten Elementarunterricht zu verlängern; man hat ihm neue Claſſen, Sonntagsſchulen, Wiederholungsſchulen, Fortbildungsſchulen, zuletzt ſelbſt Männerſchulen hinzugefügt, und dadurch die Ausführung einer an ſich richtig gefaßten Idee — nur verzögert.

Sollte nicht eine Vereinigung des Untergymnaſiums mit der Bürgerſchule in ein Ganzes (Progymnaſium?), in welchem für die humaniſtiſche wie für die realiſtiſche Vorbildung gleichmäßig Sorge getragen würde, auf einem leichten, nahe liegenden und einfachen Wege, zum erſehnten Ziele führen?

Das Erforderniß einer gründlichen, alſo frühen Ausbildung der Latinität für das Obergymnaſium dürfte kaum ein Hinderniß für dieſe Maßregel abgeben. Wenn wir auch nicht Milton's Ein Jahr für die Erlernung der Sprache des Cicero und Tacitus, zu vertheidigen wagen, — ſo iſt doch faſt nur Eine Stimme darüber, daß das Latein jedenfalls in einer weit kürzeren Zeitfriſt gelernt werden könne, als bisher daran gewendet wurde. Es bedarf dazu nur, daß es lebendig, wie eine lebende Sprache, und ohne Pedantismus gelehrt werde. Auch darf die Grammatik ſelbſt nicht am Latein, ſondern muß an der Mutterſprache entwickelt werden. Ich würde ſogar die Behauptung wagen, daß gerade der gewohnte pedantiſche, ſechsjährige Unterricht im Latein die Urſache iſt, daß die Schüler es nach ſechs Jahren nicht gelernt haben, — wie die tägliche Erfahrung es beweiſt.

Den gründlichen lateiniſchen Curs beſorgt das höhere Gymnaſium, den dazu vorbereitenden einfachen latei-

nischen Unterricht kann füglich das Progymnasium in seiner zweiten Hälfte auf sich nehmen. Wir haben schon gesehen, daß auch dem Techniker das Latein keinen Schaden bringt. Ich weiß wohl, daß eine Stimme, die nicht überhört werden darf *), sich vernehmen ließ: „ein wenig Primärunterricht ist immer etwas; ein wenig Latein aber, wenn es schlecht gelehrt wird, ist nichts, — und schlimmer als nichts; allein ich bemerke, daß der Zusatz „wenn es schlecht gelehrt wird" hier entscheidet. Eine Verbesserung dieser Vorbildung würde vielmehr gerade jenen Vortheil verschaffen, den Cousin (im oben erwähnten Reglement von 1840) von seiner „höhern Primärschule" erwartet, in der er mit Recht die wahre Mittelschule zu finden hofft. Allgemeinere Rücksichten scheinen eine solche Einrichtung zu begünstigen. Je einfacher der Unterricht gestaltet werden kann, desto geringer stellen sich die Kosten für ihn heraus; je zahlreicher die Classen der Schulen, desto höher. Je einfacher das System, desto gleichartiger die allgemeine Bildung, desto zugänglicher für jedes Bedürfniß, für jeden Betrieb. Endlich scheint nur auf diesem Wege eine motivirtere Berufswahl möglich. Die Anlagen des Einzelnen hätten Gelegenheit, sich für den einen oder den andern Beruf erkennbarer zu entfalten, die Selbstbeurtheilung würde reifer werden, und die Reue über eine verfehlte Lebensbestimmung träte vielleicht seltener ein. Die Zeit vom 11. bis etwa zum 14. Lebensjahre würde

*) Cousin in seinem Berichte über das preußische Unterrichtswesen.

einem solchen Uebergange auch am besten entsprechen, und die im Entwurfe mit folgerichtiger Geschlossenheit gegebene Organisation der Schulen würde durch diese Vereinfachung nicht nur nicht leiden, sondern gewinnen. Es wäre nämlich dann ein mehrfach abgestufter Uebergang nach den verschiedensten Verhältnissen thunlich: der Uebergang vom Progymnasium (wenn diese Abtheilung vorläufig diesen nicht sachgemäßen Namen behalten soll) ins eigentliche Gymnasium; der in die Realschule für technische Befähigung; der in die eigentlichen Professionsschulen, für welche eine vorangehende Realschule nicht nöthig, aber eine angemessene Vorbildung sehr wünschenswerth ist (die übrigens auch für den vollendeten Elementarunterricht schon offen stehen müßten); zuletzt der Uebergang in's bürgerliche Leben überhaupt, ohne Rücksicht auf eine besondere Standeswahl, für welchen Fall eben eine mannigfachere Ausbildung nöthig erscheint, als sie durch einen abgeschloß'neren Unterricht gewährleistet wird. Nach den Realschulen beginnt sodann der höhere technische, nach dem Obergymnasium (Lyceum) der Universitäts-Unterricht und die Aufgabe des Verhältnisses zwischen Humanismus und Realismus, die uns für den Mittelunterricht beschäftigte, ist durch die sachgemäße Trennung und Anerkennung beider Elemente für die Praxis im öffentlichen Leben gelöst. Ein Progymnasium dieses Charakters würde vielleicht auch noch den Vortheil bieten, den bei uns mehrfach beklagten Andrang zu den höhern Studien (jedermann glaubt, seine Söhne „studiren" lassen zu müssen) etwas abzuleiten. Der Staat würde in die erfreuliche Lage kommen, wenigere

Univ. Bibl. München

Proletarier der Universitäten, die nirgends eine nützliche Unterkunft finden, ernähren zu müssen, vielmehr anstatt ihrer eine größere Anzahl und gebildetere Bürger für den ihm so wichtigen Betrieb der Industrie, die ihn selbst ernährt, zu gewinnen. Diese Bemerkungen, weit entfernt, sich eine Bedeutung für Organisationen anmaßen zu wollen, bei welchen wichtige, schon früher angedeutete, positive Rücksichten zu nehmen sind, die nicht vor das Forum dieser akademischen, d. i. rein wissenschaftlichen Behandlung gehören, — wollten nur, durch den Versuch einer Anwendung der theoretisch vorangeschickten Maximen auf die Wirklichkeit ihre praktische Bedeutung veranschaulichen.

Ich kehre von diesen mehr geschichtlichen Excursionen wieder zu dem Faden der Betrachtung zurück, und suche die Resultate auszumitteln, die uns beide gegeben haben, um über die Fragen des Ganzen abschließen zu können.

In der Anlage und Bestimmung des Menschen, dieses Mittelgliedes zweier Welten, hat sich uns nun einmal eine Doppelrichtung seiner Bildung, entsprechend einem Doppelbedürfnisse seines Wesens, ergeben. Die beiden Elemente dieses Wesens müssen anerkannt werden. Die menschliche Bildung hat beiden Rechnung zu tragen. Sie hat die Aufgabe, ihn für seine irdische Brauchbarkeit und für seine ewige Bestimmung zu befähigen. Das Bewußtsein dieser Aufgaben gab sich in der Geschichte des Unterrichtes durch die Ansprüche der Humanismus und Realismus kund. Welcher von beiden der höhere ist, kann nicht bezweifelt werden. Man ist Mensch, ehe man Bür-

ger ist; man ist Mensch, während man Priester, Beamter, Arzt, Gewerbsmann ist. Dieser Anspruch macht sich vorzüglich für das Jünglingsalter geltend. Betrachten wir die genetische Entfaltung der Anlagen unserer Natur. Die Sinne entwickeln sich zuerst, und verlangen Belehrung im Wege der Anschauung fürs Knabenalter. Die Fantasie wird die waltende Kraft im Jünglingsalter. Sie fordert Ausbildung, denn ihre Leitung entscheidet nur zu oft über das künftige Glück oder Unglück eines menschlichen Daseins. Die Natur hat der Jugend das Ideelle zur Entwicklung zugedacht. Ohne ein hohes Bild in der Seele würde dem Jünglinge die Ehrfurcht mangeln, „die den Menschen erst zum Menschen macht," — und verarmt am geistigen Besitze, würde sein Leben und seine Bildung nutzlos hinschwinden. Und woher soll jenes Bild ihm entstehen, als aus dem untergegangenen Großen, das durch Ueberlieferung in den gebildetsten aller Sprachen, durch das Wegfallen aller alltäglichen Beziehungen, an Zauber nur gewonnen hat? Allein nicht im Buchstaben fließt diese Quelle, sondern im Geiste. Weil man den tödtenden Buchstaben des Alterthums festgehalten, aber den belebenden Geist verbannt hat, darum ist die Klage gegen den Humanismus laut geworden. Man hat dem Jünglinge den Born, aus dem er Begeisterung schöpfen konnte, mit Schulstaub verleidet, und die Art, in der man die Classiker lehrte, schien fast dazu erfunden, von ihrem Studium für immer abzuschrecken. Und doch bleibt der Geist und Sinn, in welchem die Alten lebten und schrieben, für immer das Palladium der Bildung gegen die

Barbarei. Ein zweiter Grund für die frühe Benützung des Humanismus zur allgemeinen Vorbildung liegt in der Aufgabe der Mittelschulen, die Seite des Unterrichtes nahe im Auge zu behalten, die der Erziehung mit angehört, — eine Rücksicht, welche beim Fakultätsstudium, das, mit seinem Principe der Lernfreiheit, auf Erzogene berechnet ist, wegfällt. Erziehung verhält sich zum puren Unterrichte, wie Moral zur Politik. In jener muß diese ihre Grundlage und ihr Endziel finden. In den Werken der Alten liegt dieses Erziehende in der bildendsten Form, — und ein wahrhaft humanistischer Unterricht in diesem Sinne würde uns eine Jugend heranreifen, der man mit Vertrauen jene Freiheit gewähren kann.

Hat sich uns so die Geltung des Humanismus als unabweisliche Berechtigung der Menschheit herausgestellt, so können wir den lauten Anforderungen der Zeit und des Staatslebens unser Ohr nicht verschließen. Das in ihnen wurzelnde Princip des Realismus hat, wenn das erstere befriedigt ist, sein unüberhörbares Recht, und die ihm seit Jahrhunderten vorenthaltene Schuld muß endlich abgetragen werden. Vereinigung, Versöhnung ist also die Antwort auf die Frage von Humanismus und Realismus.

Blicken wir zurück auf den Weg, den uns die Summe unserer Betrachtungen geführt hat. Wir haben gesehen, wie sich die Begriffe des Humanismus und Realismus in der menschlichen Bildung allmälig erzeugt, wie sie sich wechselseitig erregt, ergänzt und zuletzt zu dem Gegensatze gesteigert haben, der unsere Frage hervorrief; wir haben den Kampf mit angeschaut, den die Geschichte dieser An-

gelegenheit vor uns entrollte; wir haben die Vorschläge der Trennung, wie die Vorschläge der Vermittlung angehört und geprüft, — wir glauben endlich die Bahn in der Ferne gewiesen zu haben, die allein zum Ziele jener heilsamen Versöhnung führt.

Gelingt es, sie einzuschlagen, so wird der Knabe lange genug des Glückes einer durch keine Rücksicht beirrten Ausbildung seiner natürlichen Anlagen genießen; der Jüngling die Wahl eines künftigen Berufes, auf Grundlage einer höhern, sittlichen Befähigung, mit vollerer Bürgschaft für die Zukunft beschließen; — der Mann, der, so vorbereitet, sich für seinen Beruf schon entschieden hat, — wenn er dem humanistischen sich weiht, das lebendige Wort durch praktische Anwendung zu verkörpern, — wenn dem realistischen, den todten Stoff durch höhere Beziehungen zu beseelen wissen, — und eine harmonische Bildung wird entstehen. Hat es ein Staat so weit gebracht, so werden Handel und Volkswirthschaft erblühen, die Wissenschaft gedeihen, und die Gesellschaft auf eine Stufe der Entwicklung gelangen, auf welche sie die staatlichen Organisationen allein nie zu erheben im Stande wären. Denn es liegen in der Gesellschaft vielfache, zum Theile noch ungenützte, vielleicht ungekannte Elemente, — außerhalb des Bereiches der bürgerlichen Verfassung — Elemente, welche seit Jahrhunderten ihrer Erweckung gewärtig sind. Sie anzuerkennen, sie in ihren Kreisen wirksam zu machen, — das ist die Aufgabe, durch deren Lösung allein die Menschheit Befreiung von den Banden der Parteiungen, die sie rettungslos zu umschlingen scheinen.

hoffen kann, — und, wenn die Welt einen Zweck und die Geſchichte eine Bedeutung hat, getroſt hoffen darf.

Sittliche Bildung und echte Wiſſenſchaft ſind die Regionen, in welchen jene Elemente ſich entwickeln. Die Erziehung des Menſchengeſchlechtes, in einem erweiterten Syſteme des Unterrichtes, — die Förderung der Wiſſenſchaften in ihrem freien, allumfaſſenden Leben, im Sinne echter akademiſcher Bildung, — bieten in ihrem Schooße reichliche Mittel, jene höchſten aller menſchlichen Zwecke zu erſtreben. Möchten ſie gefunden, und, nach beiden von uns angedeuteten Richtungen genützt, — endlich der Menſchheit jenen Frieden bereiten, welchem ſie, von den ewig ſich wiederholenden Täuſchungen politiſcher und ſocialer Experimente ermüdet, mit tiefer Sehnſucht entgegenharrt.

Auch ein Wort für die fremden Worte in unſerer Sprache.

Si quid novisti rectius — — —
si non, his utere mecum.

Die „Wiener Zeitung" vom 15. März v. J. *) hat im ſchönſten ritterlich-rechtlichen Sinne die Anwaltſchaft für die guten Fremdlinge in unſerer Sprache übernommen, die, von unſeren Vätern auf unſer Gebiet höflichſt eingeladen, mit Ehrenbezeigungen empfangen, in die beſte Geſellſchaft eingeführt, ſich nun in Gefahr ſehen, von den

*) Siehe Grazer Zeitung vom 23. März d. J.

Söhnen, aus einer schnellen Aufwallung von selbstgenüglichem Patriotismus, mir nichts, dir nichts, wieder nach Hause gejagt zu werden. Eine solche Anwaltschaft muß besonders einem Schriftsteller Wasser auf seine Mühle sein, der mitunter den Vorwurf hören muß, sich jener Fremden im Umgange allzusehr zu erfreuen und der fühlt, diesen Vorwurf zu verdienen. Es wird also diesem zu verzeihen sein, wenn er den ihm gebotenen Anlaß benützt, und das Seine zu der begonnenen Rechtfertigung hinzufügt. Der erste Vertheidiger der Fremdlinge ist von historischen, socialen und juridischen Standpunkten ausgegangen; der erwähnte Schriftsteller fügt den kosmopolitischen hinzu, und denkt bei dieser Gelegenheit einen kleinen Beitrag zu der, wie es ja heißt, sich bildenden Weltliteratur zu liefern.

Nichts karakterisirt so bündig und richtig eine Nation in ihrer Eigenheit, als Worte ihrer Sprache für Eigenschaften, wofür andere Sprachen keine Worte haben. Unübersetzbar ist das whimsical und der humour des Engländers; die étourderie, polissonnerie, poltronnerie, élégance, der esprit, das aperçu des Franzosen; die Grandezza des Spaniers; das decus und honestum, die eigentliche virtus des Römers, die Kalokagathie, die Sophrosyne des Griechen; und wie viele solche höchst bezeichnende Ausdrücke ließen sich noch aufzählen! finden sich aber nicht auch die den Bezeichnungen entsprechenden Eigenschaften ganz vorzüglich in den Heimathsländern der Bezeichnungen? hat nicht die französische Sprache einen ganzen Schatz konventioneller Ausdrücke, der, für die fein-

ſten Bedürfniſſe des geſelligen Verkehres gebildet, gleichſam eine Sprache in der Sprache darſtellt? die italieniſche nicht einen ähnlichen Schatz für den Kunſtgebrauch? die ſogenannten todten (eigentlich unſterblichen) Sprachen nicht einen gleichen für die höhere Sprache des Geiſtes und Gefühles?

Die deutſche Nation, im Mittelpunkte, ſo recht im Herzen Europa's gelegen, ſcheint durch Lage und Volkscharakter ganz eigentlich dazu beſtimmt, die Elemente der verſchiedenſten umgebenden Nationen mit einander zu verſöhnen, und einer höheren allgemeinen Einigung durch ideale Bildung im Sinne reiner Menſchlichkeit zuzuführen. Das Beſtreben Herder's nach dem Ideale der Humanität war das Deutſchſte von allem Beſtreben unſerer großen Schriftſteller, und der Gedanke einer allgemeinen Sprache keimte in Leibnitz's Seele — in der Seele eines Deutſchen. Keine Nation iſt ſo fähig, ſo willig, ſo geübt, ſich die Trefflichkeiten aller anderen Nationen deutlich zu machen und anzubilden, als die deutſche; keine überſetzt ſo treu, ſo mannigfach, ſo virtuos aus allen Sprachen, als die deutſche; und wenn man uns (weil denn jedes Licht ſeinen Schatten bedingt) vorwirft, unſere Eigenthümlichkeit allzu leicht hinzugeben und in Nachäfferei zu verfallen, ſo können wir die andere Seite verkehren und ſagen, daß eben dieſer aufgeſchloſſene Sinn für Allgemeinheit unſere ſchönſte Eigenthümlichkeit iſt. Sollen wir dieſen Keim zu einer ſo weit ausſehenden Beſtimmung in uns einer kleinlich pedantiſchen Beſchränktheit, einem höchſt mißverſtande-

nen Patriotismus aufopfern? ein Sprach-Absperrungs-System einführen?

Was thut der gebildete Mann im Leben, der vielseitige Schriftsteller auf dem Papiere — wenn sie die reiche Fülle ihres Gedankenvorrathes der Mitwelt darlegen, wenn sie sich so allgemein als thunlich mittheilen wollen? sie greifen beherzt in die Speicher aller ihnen nur zugänglichen Sprachen, ja Dialekte, um für jede Nüance, für jede neue Verbindung oder Bezeichnung in ihrem Vortrage das rechte Wort, die rechte Wendung zu finden. Sie fragen den Ausdruck nicht nach seinem Reisepasse, nicht nach seinem bürgerlichen Privilegium; die Sprache ist ihnen nicht Zweck, sondern Mittel zum Zwecke. Mittel, die A nicht bietet, kann vielleicht B verschaffen; das Geeignetste ist das Beste. Daß hierin ein Maß zu halten ist, wenn die Sprachen nicht Harlekin-Jacken werden sollen, weiß der Gebildete ohnehin; Niemand wird sicherer als Er vermeiden, die Werkzeuge aus der Fremde zu holen, die er eben so gut oder besser zu Hause hat. Vor Mißbrauch und Affectation ist keine Sitte, keine Handlungsweise gesichert; das darf Niemanden in der seinigen beirren.

Auch wir Deutsche haben unsere unübersetzbaren Worte und Wendungen. Sollen es bloß solche, wie „Kleinstädterei", „Salbaderei" u. dgl., sein? Die Fremden zeigen den besten Willen, auch ihrerseits aus unserer Sprache Gewinn zu ziehen. Bisher ist es nur schwach gelungen. Mit dem „Lied" für Chanson haben sie uns eine unverdiente Ehre angethan; einige Nationalspeisen

sichern uns noch am meisten das Recht, in ihren Benennungen auf die Sache selbst stolz zu sein. Aber gewiß, wenn wir, ohne Eigensinn und Kleinlichkeit, unser gutmüthiges Naturell und unsern leicht und viel auffassenden Geist walten lassen, so werden auch fremde Völker, dankbar gegen unsere Anerkennung, unsere Sprache ehren; man wird die schönen, echt deutschen Worte „Gemüth, Gemüthlichkeit, Innigkeit, Treue, Tiefsinn ꝛc.", welche keine andere Sprache ganz, wie wir sie fühlen und denken, wiedergibt, in alle Sprachen aufnehmen, und dem Gerechten wird wieder Gerechtigkeit werden.

Weg also mit dem kindischen Trotze, nur in der eigenen Beschränktheit verbleiben zu wollen! weg mit der Affectation der Reinheit, die immer noch lächerlicher ist, als die sich leicht verbessernde Affectation der Nachahmung! Weg mit dem Zwange eines philistermäßigen Purismus, der dem Geiste in seinem freien Weben und Walten, in seiner Herrschaft über alle Reiche der Erde schmähliche Fesseln anlegt! Bleibe der Deutsche seiner schönen Mission getreu: das Besitzthum aller Völker in ein geistiges Gemeingut zu versammeln, und ihnen daraus veredelt wieder zu spenden; jene Weltliteratur wirklich zu machen, von der seine Leibnitze, Herder und Göthe geträumt haben!

Zur Geschichte des Unterrichtes.

Vorwort.

Als ich in dem verhängnißvollen Jahre 1848 das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts, als Unterstaatssekretär übernahm, sah ich mich in einer Lage, die alle meine Kräfte, die meine Wünsche, mein Denken und mein Pflichtgefühl in den Kreis einer Aufgabe zog, die, an und für sich kaum mehr größer, und, rücksichtlich der eben waltenden Zeitverhältnisse, kaum mehr schwieriger gedacht werden konnte. Ich versenkte mich ganz in ihre Tiefe, und was die kurze, aber an Erfahrungen reiche Epoche dieser Wirksamkeit an didaktischen Ergebnissen Mittheilbares zurückließ, lege ich hier in die Hände Derer, die sich der gleichen Aufgabe widmen. Die meine war, im Kulminationspunkte einer haltungslosen, unvorbedachten Staatsumwälzung, bei dem zu beginnenden Neubaue des öffentlichen Unterrichts, „rechts die Kelle und links das Schwert" zu führen. Glücklich solche, die bei der Kelle bleiben dürfen.

Mit den übrigen Hoffnungen der Revolution waren die für eine durchgreifende Umbildung des Unterrichtes, von der man vor Allem die Bürgschaft für eine bessere Zukunft hoffte, auf's Ungestümste erwacht und aufgeregt. Man wähnte, mit Einem Zauberschlage das Unterste zu oberst wenden, die Bildung des Volkes befreien und dadurch dieses plötzlich in ein mündiges verwandeln zu kön-

nen. Die unbedachtesten und unbedingtesten Extreme von Vorschlägen im Ganzen kamen, mit der damaligen allgemeinen Heftigkeit, von Seite der öffentlichen Meinung an die Tagesordnung, — größtentheils entschieden gegen den bisherigen Bestand gerichtet, auf bodenlose Voraussetzungen in die leere Unendlichkeit gebaut. Die Mitglieder des gegenwärtigen Bestands (die Lehrer und Leiter des öffentlichen Unterrichts), begreifend, daß der allgemeinen Bewegung nicht zu widerstehen sei, schlossen sich größtentheils ihr an, jedoch in einem Sinne, der sie verwirren und verzögern mußte, statt sie zu fördern. Jedes vereinzelte Interesse suchte die allgemeine Gährung zu benützen, um, unter der Aegide des Fortschritts, sich selbst in den Vordergrund zu drängen. Jeder meinte, von seinem Standpunkte aus, die ungeheure Aufgabe begreifen, ja angreifen zu können; die sichtbare Unreife Aller machte jedem Einzelnen Muth, und gänzlich Unberufene führten in allen Sphären, getragen von unverstandenen Devisen des Tages, das Wort. Ein allgemeiner Dilettantismus, in allen Sphären des öffentlichen Lebens trat ein, — in der Sphäre des Unterrichtswesens am auffallendsten, wo er am wenigsten zulässig, wo er geradezu verderblich ist. Welche Unzahl von Vorschlägen, Protesten, Klagen, Beurtheilungen, Forderungen, Kritiken, Ansprüchen, bekamen wir von allen Seiten her zu hören und zu lesen? wer hatte nicht zu klagen? wer nicht zu tadeln, zu fordern? wer wußte nicht Rath? wer wähnte sich nicht Kenner und Orakel? wer dünkte sich unberechtigt, in die großen Fragen, die hier zu behandeln sind, mit hineinzusprechen? —

und wer war dazu berechtigt? wer durfte an die Brust greifen, und mit innerer Ueberzeugung zu sich sprechen: ich fühle in mir die Verbindung von Einsicht, Umsicht, Treue und Aufopferung, Behutsamkeit und Kraft, — die sittliche Vollendung, die in dieser Region des öffentlichen Wirkens unerläßlicher ist, als vielleicht in irgend einer andern? Eine ernste Stimme ließ sich hören. „Wer da kommt — sprach sie — um über Volkserziehung mitzusprechen, der ziehe zuvor seine Schuhe aus, denn er betritt einen heiligen Boden. Außen bleibe die Leidenschaft, die Gemeinheit und jede Art scheinheiliger Unredlichkeit; nur die Besonnenheit, die Wahrhaftigkeit, und der ernste, pflichtbewußte Wille trete ein und rede.“ Hat man sie gehört?

Vielleicht ist die Zeit nahe, wo man sie hören wird. Sie näher zu bringen, ist offenbar Pflicht eines Jeden, der sich durch Erfahrung und Stellung dazu berufen fühlt. In diesem Sinne sind die gegenwärtigen Blätter entworfen worden. In diesem Sinne mögen sie wirken!

Es schien zweckentsprechend, den nachfolgenden Erörterungen, die man immerhin theoretisch nennen mag, einen geschichtlichen Ueberblick voranzusenden. Die ächte Theorie ist doch zuletzt überall das Ergebniß von Thatsachen, welche dem Denker gegeben sind; was geworden ist, will aus dem, was gewesen ist, begriffen, und was werden soll, aus dem, was ist, entfaltet werden. Gäbe es eine wahre Geschichte der Entwicklung der Formen der Gesell-

schaft, von der Familie zu Stämmen, von diesen zu Völkerschaften, von diesen zum Staatsleben, — so würde uns die Theorie des Social-Kontraktes erspart und mit ihr eine Reihe von Revolutionen und anarchischen Experimenten erlassen worden sein, und die neuen Staatsformen würden sich aus den faktisch erkennbaren Elementen überall naturgemäß, nach Zeit- und Ortsbedingungen gestaltet haben und fortgestalten. Ein gleicher Weg der Betrachtung mag auch den Angelegenheiten der Volkserziehung frommen, die vielleicht noch weniger als die der Verfassungen Sache der Abstraktion, vielleicht noch inniger als diese mit dem besonderen Leben und den Zuständen der Völker verflochten und nur durch Berücksichtigung dieser zu verstehen, zu würdigen und zu leiten sind!

Wie der Staat, so ging auch die Schule aus der Familie hervor. Die älteste uns bekannte Welt überließ dieser in ihrem natur-angewiesenen Kreise sich ihre Glieder, wie ein lebendiger Organismus, auszubilden. Kunst- und absichtslos wuchsen die Kinder im väterlichen Hause empor; was sie vom Vater und der Mutter sahen, übten sie nach, und das elterliche Ansehen schrieb ihnen den Weg vor, den sie zu wandeln hatten. Was der Mann im Laufe des Lebens erfahren oder erworben, das übertrug er in den Bereich seines Hauses; hier pflanzte es sich vom Sohn auf den Enkel fort, und so bildete sich das ursprüngliche patriarchalische Geschlecht aus dem Innern heraus.

Den ersten Anstalten zu einer öffentlichen Erziehung begegnen wir in Ländern, wo eine theokratische Regierung waltete. Hier fanden es die Herrscher gemäß, die Söhne

derer, die zu ihrem Schutz und Schirm bestimmt waren, ihrer Priester und ihrer Großen, einer eigenen Erziehung theilhaftig zu machen. Diese Erziehung war eine abgeschlossene, den übrigen Kreisen unzugängliche, und überlieferte die Kunst, heilig gehaltene Urkunden zu verstehen und zu deuten. So ward der erste Gesetzgeber, Moses, in einer egyptischen Priesterschule, die Lehrer des Gesetzes in den Prophetenschulen Samuels, und in gleichem Sinne die priesterliche Kaste in den Geheimschulen der Brahminen unterrichtet. Ein besonderer Unterricht für dasselbe Volk, das durch ihre Einsicht und Gesetze geleitet werden sollte, schien ihnen Ueberfluß, ja Widerspruch; es sollte durch Gehorsam und gläubige Nachfolge erzogen werden.

Anders war es in dem heitern, lebendigen Lande der Griechen, der Geburtsstätte der eigentlich menschlichen Kultur. Hier regten sich frühzeitig die eigenen Kräfte, sich zu entwickeln, sich zu bethätigen. Keine Führung leitete, keine hemmte ihren Gang; ein Funke entzündete den andern, und ein fröhlicher Wetteifer förderte, unaufgerufen, die Liebe und den Eifer, sich ein Wissen und ein Können zu erwerben, dessen Förderniß sich bei den jugendlichen Experimenten zur Gestaltung republikanischen Lebens für Jeden, der Augen hatte zu sehen, worauf es ankam, deutlich herausstellte. Oeffentliche Lehrer ließen sich hören, von keiner oberen Gewalt bezahlt oder bestellt; die Bürger der Städte, von keinem Herrscher dazu aufgefordert, bildeten freie Anstalten für den Unterricht, der ihren Kindern, als künftigen Bürgern, unentbehrlich war. Pythagoras eröffnete den Kreis höherer Belehrung, und ihm

folgten Schule auf Schule, die Weisen, deren lebendiges Wort und deren auf's Gemüth berechnete Lehre, die griechische Jugend begeisterte und eine lebendige Bildung, ohne Anstalten und Zwangsmittel über die Völker verbreitete. Die Regenten trugen das Ihre bei; Pisistratus in Athen legte die erste bekannte Büchersammlung an, ließ die homerischen Gesänge sammeln; Lykurg in Sparta bestrebte sich, durch ein strenges Erziehungs- (eigentlich Zucht-) System die körperliche Bildung seines Kriegervolkes zu vollenden, — und so blühte die griechische Kultur, — die Aloe im Garten der menschlichen — frei und lieblich, nur von der gemeinschaftlichen Theilnahme des Volks gepflegt, aus dessen Mitte, ein Musterbild für alle folgenden Völker hervor.

Ihre Früchte verbreiteten sich allmälig über die benachbarten Länder; in Asien machte sich der Einfluß ihrer Sprache geltend, die Juden gewährten ihr Einwirkung — auf ihre gealterte Wissenschaft, das ernste Rom konnte ihr seine Theilnahme nicht versagen, die Scipionen gingen edel der Huldigung für griechische Bildung voran, und Rom fühlte sich groß genug als Sieger, um von dem Besiegten, mit freier Anerkennung, Lehre anzunehmen. Allein Rom war dazu erkoren, alle Angelegenheiten der Menschheit in der des Staates zu vereinigen; dieses Princip beherrschte alle seine Bewegungen, — und Rom war dazu bestimmt, aus der Erziehung und dem Unterrichte eine Aufgabe des Staates, der Regierung zu machen, die sie, vor jener Zeit, nie eigentlich gewesen, — seit jener Zeit aber allgemein geblieben ist.

Vespasian (69 n. Chr.) war der erste Monarch, der die Schule dem Staate einverleibte; er besoldete zuerst Lehrer für die Jünglinge, die sich dem Staatsdienste zu widmen hatten. Ihm folgten Titus, Hadrian, Antoninus der Fromme mit dem gleichen Bestreben. Oeffentliche Lehrer wurden durch alle Provinzen verbreitet, Plinius, Quinctilian, Plutarch lehrten in diesen glücklichen Jahren des römischen Kaiserthumes, und die hohe Kaiserschule in Rom näherte sich bereits in ihrer Einrichtung dem Begriffe unserer Universitäten. Athen blieb noch bis in's 9. Jahrhundert die Auctorität für höhere wissenschaftliche Bildung, — bis, im Unterrichte wie im Staatsleben, die erstarrten Formen das alte Leben verdrängten, in sich morsch und unkräftig wurden, und dem frischen Andrange nicht widerstehen konnten, den eine ungeheure Völkerbewegung über sie hervorbrechen ließ.

Eine Dämmerung legte sich mit der Völkerwanderung, dem Einbruch barbarischer Elemente in eine veraltete Form, in jenen Tagen des allgemeinen Kampfes über die Welt; Bildung, Barbarei und neue Fermente der Entwicklung kämpften mit einander; ein neuer Glaube hatte die Nationen ergriffen, und gerade die Verbreiter dieses Glaubens waren dazu ausersehen, an die gewesene Bildung die werdende anzubauen, und dadurch, daß sie die Dokumente der heidnischen Bildung, mit deren Wirkungen sie zu kämpfen hatten, in die Hände nahmen, um sie zu widerlegen, wurden diese erhalten, und für ein mögliches, besseres Verständniß aufbewahrt. Die Schätze der Werke des Alterthums an Büchern wanderten in die Bibliotheken der-

Gelehrten, in die Hände der Priester, — in die Schulen der Mönche. Die Geistlichkeit zog den Unterricht wieder an sich, wie in den vorstaatlichen Tagen der Bildung, und die Gestalt desselben, in der wir ihn seit Jahrhunderten in Europa erblicken, stammt aus jener Epoche und erklärt sich durch die damals wirksamen Elemente.

Kaiser Justinian (555) schloß alle heidnischen Schulen und legte Mönchsschulen an. Sie mehrten sich vom 6. Jahrhunderte an über alle Länder Europas, und sind eigentlich die Grundlagen der von da an eingetretenen Formen des Unterrichts. Anfangs blos Pflanzschulen für die Bildung zum Mönchsthume selbst, sammelten sie, bei den damaligen Weltzuständen, unter denen „für den, der Höheres erfaßte, nur Rettung in der Kutte blieb" — die besten Kräfte der Intelligenz in ihre Hallen; die Schätze ihrer Bibliotheken gaben Mittel und Anregung zu gelehrten Bestrebungen, und der Einfluß derselben auf die äußere Welt verfehlte nicht, vortheilhaft zu wirken. Das Mönchsleben war damals weder blos beschaulich noch einsiedlerisch; es war gesellig und thätig. Es wurde für eine Zeit lang wirklich ein Herd für Entwicklung von Ideen. Allein nur zu bald mußte die Unzulänglichkeit einer blos buchstäblichen Ueberlieferung und todten Exegese sich herausstellen. Das Lebendige, auf dem die antike Bildung beruhte, war mit dem öffentlichen Leben der alten Staaten verschwunden; die mit jedem Jahrzehende wachsende Nothwendigkeit, ihre Dokumente, die nun einmal, bei Mangel einer selbstständigen Bildung als Orakel galten, durch Erklärungen und Auslegungen verständlich zu machen, leite-

ten vom Zwecke auf das Mittel ab, und es bildete sich, wie in der orientalischen Exegese des Koran, in diesen Schulen allmälig jenes unselige System aus, das, unter dem Namen der Scholastik, nicht nur im Unterrichte, sondern selbst in der Wissenschaft einen so langen und traurigen Stillstand bedingte. Die sogenannten sieben freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik (das Trivium), Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie (das Quadrivium) umfaßten den Inbegriff der ganzen Bildung. Die Darstellung desselben durch die „Encyklopädie" des Afrikaners Capella blieb bei 1000 Jahre lang das Schulbuch für ganz Europa. Gleichzeitig pflanzten die Rabbinerschulen der Juden in Syrien, Nordafrika und selbst in Europa, Ueberlieferungen des Alterthums fort, und den Arabern blühte die Wissenschaft unter der Pflege hochsinniger Chalifen, wie Almamum; Uebersetzungen aus dem Griechischen wurden betrieben, gelehrte Vereine bildeten sich zu Nisabur, Bagdad und Kairovan; Schätze des Wissens häuften sich im Oriente zusammen, der bald mit dem Occidente in lebhaften Verkehr trat; und so blieb dadurch wenigstens das Materiale erhalten, um künftige Kräfte zu bethätigen.

Der Mann, solche Kräfte heraufzubeschwören, erschien; und mit ihm eine Epoche für den öffentlichen Unterricht, welche entscheidend für seine Entfaltung gewesen wäre, wenn es in den Willen und die Kraft eines Einzelnen oder in den Erfolg einer Organisation gegeben wäre, zu erschaffen, was Elemente voraussetzt, die in der Zeit und in den Völkern erst vorhanden sein müssen, um aufgeru-

fen und organiſirt werden zu können. Karl der Große war es, deſſen großer Blick bei der Aufgabe, ſeine Völker in ihrer Bedeutung und ſeine Macht in ihrer Wirkung zu heben, geſchärft durch die in Italien gewonnene Erfahrung, auf den Unterricht fiel — und der beſchloß, ſowohl im Intereſſe der Politik als in dem ſeiner eigenen Liebe zu den Wiſſenſchaften, in ſeinen Staaten ihm einen glänzenden Aufſchwung zu geben. Die ähnlichen Bemühungen Harun Al-Raſchids um Verbreitung höheren Wiſſens, der ein Freund des großen Karl war, mögen dieſen mit ermuntert, und den Einfluß der arabiſchen Bildung in die europäiſche vermittelt haben. Karl ſah ſich um die Kräfte um, die ſich zur Benützung boten. Sie waren dürftig genug; aber er that, was thunlich war, ſie auszubeuten. Er ermunterte durch Wort und Beiſpiel die erlahmten biſchöflichen und Mönchsſchulen, rief Fremde, namentlich aus den guten Pflanzſchulen auf den brittiſchen Inſeln herbei; unter ihnen den verſtändigen Alcuin mit welchem er die berühmte Schloßſchule gründete und leitete, von welcher eigentlich die Univerſität Frankreichs ihren Urſprung datirt; er legte neue Kloſterſchulen an, zu Lyon, Tours, Osnabrück, Metz, Fulda, St. Gallen u. a.; er ſelbſt endlich betheiligt ſich an der Bearbeitung und Verbreitung der Wiſſenſchaften; ſammelt altdeutſche Geſänge, verſucht eine Grammatik auszuarbeiten, führt den römiſchen Kirchengeſang ein, und gründet eine gelehrte Geſellſchaft, in der er den Namen des Königs David führt.

Er ſelbſt leitete die Schulen ſeines Reiches, ließ ſich

Berichte vorlegen, stellte Untersuchungen und Prüfungen an, und hielt den Schülern persönlich Ermahnungsreden. Es ist merkwürdig, den königlichen Lehrer über diese Angelegenheiten sprechen zu hören. „Eurer frommen Devotion — sagt er in einer Ordonnanz an den Abt Baugulf — thun wir zu wissen, daß wir ersprießlich geachtet, daß man in den Bisthümern und Klöstern, welche von Gottes Gnade unsrer Leitung anvertraut sind, nicht nur Sorge trage, unserer heiligen Religion gemäß zu leben, sondern auch Alle, die mit Gottes Hilfe zu lernen fähig sind, in den Wissenschaften zu unterrichten. Denn, ob es gleich mehr werth ist, zu handeln als zu wissen, so muß man doch wissen, um handeln zu können. Nun haben uns mehre Klöster in den letzten Jahren Schriften übermacht, in welchen sie uns kund thaten, daß die Brüder in ihren heiligen Ceremonien und frommen Uebungen auch für uns beteten; in der Mehrzahl dieser Schriften aber haben wir bemerkt, daß zwar die Gesinnung gut, die Worte aber ungebildet waren. Das hat in uns die Besorgniß erregt, daß, bei so wenig Geschick im Schreiben, auch die Einsicht in die heiligen Schriften wohl geringer sein möchte, als es billig ist. Wir ermahnen euch daher nicht nur, das Studium der Wissenschaften nicht zu vernachläßigen, sondern dahin zu arbeiten, daß Ihr im Stande seid, die Geheimnisse dieser heil. Schriften zu ergründen. Da es aber in denselben viele Bilder und Allegorien gibt, so wird sie der in ihrem wahren Sinne am besten verstehen, der in den Wissenschaften wohl unterrichtet ist. So wähle man denn zu solchem Werke Männer, welche

den Willen und die Fähigkeit besitzen, zu lernen und zu lehren. Verfehlet nicht, ein Exemplar dieses Briefes allen Bischöfen und Klöstern zuzuschicken.“ So dachte, so schrieb Karl der Große. In diesem Sinne waren seine Anstalten für die Bildung getroffen; aber sie wirkten nur, so lange dieser Sinn sie trug und schirmte; sie zerfielen bald nach seinem Tode, bei den innern Unruhen des Landes, bei der wachsenden Verwirrung und Unwissenheit. Die Geistlichen blieben noch einigermaßen und im Einzelnen im Besitze der Wissenschaft und dadurch begründete sich ihr Uebergewicht, das sie in den folgenden Jahrhunderten im Kreise des Unterrichts erlangten und behaupteten. In Frankreich ging die von Karl angefangene Reform mit Ludwig dem Frommen wieder zurück, dem die Bereicherung der Klöster mehr als die Wissenschaft am Herzen lag.

In England fand — auch nur für kurze Zeit — Karl des Großen Werk ein glückliches Seitenbild an Alfred, dem großen, liebenswürdigen, angelsächsischen Könige (880). Mit Eifer beförderte er die Bildung in dem noch unkultivirten Lande, arbeitete, wie Karl selbst und wenig unterstützt, an dem Geschäfte ihrer Verbreitung mit, indem er, was ihm wichtig und für sie förderſam schien, in's Angelsächsische übersetzte, stiftete die Universität Oxford, und bleibt so in der Geschichte als der Erwecker der höhern Kultur in England verzeichnet, der in seinem dunklen Jahrhunderte, mit wenigen Mitteln, mehr für die Bildung that, als in lichteren Zeiten begabte Fürsten oft mit fremder Kraft.

Allmählich brach aber das Dunkel des Scholasticismus,

dem kein im Leben der Völker sich regendes Element widerstand, in der, durch die Geistlichkeit absorbirten und abgeschlossenen Sphäre des Unterrichts wieder herein. Der Neuplatonismus (Scotus Erigena) gesellte sich dem bisher unantastbaren Aristoteles, der aus der arabischen Bildung mittelst der hebräischen Sprache in die europäische eingeführt worden war, — die Formeln beider beherrschten und verwirrten die Welt der Gedanken.

Die Chalifen (900 Jahre) hatten viel für den Aufschwung der orientalischen Scholastik gethan*); ihre Liebe zu den Wissenschaften, ihre eigene Thätigkeit in der Förderung derselben, namentlich nach ihrer praktischen Seite hin, wie es die Erfindungen in der Chemie, Medicin und Naturlehre beweisen, die Gründung der ersten Akademie unter dem Namen „Brüder der Reinheit," der ersten Universität (?) unter dem Namen „des Hauses der Weisheit"

*) Hammer (akad. Vortr.) unterscheidet bei Anführung Gasali's „des größten Scholastikers der Araber, der zugleich der orthodoxeste Philosoph der Moslimen war," die Philosophie (nach d. Begriffe der Orientalen) von der Scholastik, die sie „Wissenschaft des Wortes" nannten (d. i. des Koran moslimische Dogmatik) das Werk Gasali's behauptet, in letzterem Sinne, in der arab. Scholastik denselben Platz, den ein Jahrhundert später die Summa des Thom. v. Aquin in der christl. Scholastik einnahm. — Die Scholastik genügte Geistern höhern Aufschwungs nicht, und sie verloren sich in die Mystik. Endlich blühte unter Harun Al Raschid und Mamun zu Bagdad die, des Namens der Philosophie würdigere Schule (als die zwei vorigen): die mathematische (aus ihr: Ibu Sina, Ibu Tofail etc).

zu Kairo, — erſchienen als hoffnungkündende Strahlen aus Oſten einen helleren Tag zu verkünden, — allein auch die arabiſche Bildung, obwohl ihr Ruf durch die Univerſität und Bibliothek zu Cordova ſich durch ganz Europa verbreitet und günſtigen Einfluß geübt hatte, ſchwand allmälich in leeren Formen hin, in welchen ſich Scholaſtik und Myſtik abenteuerlich miſchten und die Wahrheit unkenntlich machten. Abälard's Dialektik warf noch einen Schimmer von Syllogismen und Sophismen in dieſes Reich der Dämmerung, der es vorübergehend zu erleuchten ſchien, — übte den Scharfſinn der gelehrten Polemik und glänzte vom Katheder, — aber auch dieſer kurze Schimmer ſchwand, ſeine Periode an der Pariſerſchule konnte Herder mit Recht den „Ritterplatz der Spekulation und Scholaſtik" nennen. Und was Frankreich in der philoſophiſchen Dialektik war, war Italien in jener der Rechtswiſſenſchaften; Bologna ward die erſte, blühende Rechtsſchule in Europa, zählte um das Jahr 1200 ſchon 10,000 Studirende aus allen Ländern; die Theologie folgte in der Mitte des Jahrhunderts, wieder in Paris nach, vorzüglich durch Peter Lombard, einen Schüler des geiſtvollen Abälard; die Medicin bildete ſich in Salerno und Montpellier gleichfalls ſelbſtſtändiger heraus, und man ſah aus den Gebälken des alten Scholaſticismus das Gebäude der Univerſitäten allmälich durch Vereinigung der einzelnen Fakultäten d. i. der Lehrkräfte für die im ſcholaſtiſchen Syſteme wurzelnden Bezirke des Unterrichts, als Geſammtheiten, ſich erheben. Dem ungeachtet war dieſer äußere Fortſchritt nur ein Schimmer; er leuchtete auf eine

kurze Strecke hin, auf einen engen Kreis, und die Bildung in einem umfassenden Geiste sollte erst einer Zeit aufbehalten bleiben, in welcher die alten dürren Formen des Scholasticismus, die auch den Universitäten noch inhärirten, gänzlich verstäubt und vergessen wären.

Durch Einigung der einzelnen Gruppen der Gesellschaft, — der Bürgerschaften, der Städte, der Ritter, der Handwerker bildeten sich geschlossene Kreise (Staaten im Staate). Einen davon schufen auch die Gelehrten. Das waren die ersten Universitäten: gelehrte Städte und Zünfte. Sie wurden mit allen Rechten dieser in's Gemeinwesen aufgenommen; „sie wirkten nicht blos als Schulen, sondern auch als politische Körper, schwächten den rohen Stolz des Adels, unterstützten die Sache der Regenten gegen die Anmaßungen der Päpste, und öffneten, statt des ausschließenden Clerus, einem eigenen, gelehrten Stande zu Staatsverdiensten und Ritterehren den Weg *). Nie sind vielleicht Gelehrte mehr geehrt worden, als in der Dämmerungszeit der Wissenschaften; man erkannte den unschätzbaren Werth eines Gutes, das man so lange verachtet hatte. Universitäten wurden Bollwerke der Wissenschaft gegen die Barbarei des Kirchendespotismus" **). Ob sie das geblieben sind, — auf dem Fuße, in der sie sich, den Veränderungen der Geschichte und der Staaten gegen-

*) Die Universität zu Salamanca verlieh geradezu den Rang und die Vorrechte der hijos dalgos (s. Huarte Exam. d. l. ingen. 13. Hauptstück.)

**) Herder. Ideen z. Phil. d. Gesch. 20. Buch.

über erhalten haben, bleiben können, wird die Folge der Geſchichte lehren.

Die erſte Univerſität (Paris) iſt nicht plötzlich, nicht durch einen Machtſpruch, nicht durch einen Vertrag entſtanden. Sie erſchien, nachdem ſie zu ihrer innern Reife gediehen war, mit ihrer naturwüchſigen Form — wie ſich ein trefflicher Schriftſteller ausdrückt*) — „und verlangte, daß man ſie anerkannte.“ Die Keime zu dieſer Entwicklung waren ſchon im Diplome Philipp Auguſts, der das Studium Parisiense als eine Art Corporation behandelte, in den ſogenannten „Nationen“ oder „Provinzen“, nach welchen die Studirenden ſich gruppirten, in dem Privilegium, durch welches dieſe Corporation der weltlichen Gerichtsbarkeit entnommen wurde, in der vom Papſt Innocenz III. bewilligten Vertretung durch einen Kanzler (Prokurator), gegeben; im Jahre 1206 wurde eigentlich nur ausgeſprochen, was eine ſelbſtſtändige Entwicklung ſchon vollendet hatte. Alle nachfolgenden Könige haben dieſe Privilegien beſtätigt, und dieſe alterthümliche Form der Univerſitäten blieb bis auf den heutigen Tag das knöcherne Skelett, deſſen ſtarre Grundlage auch die lebhafteſten Bewegungen der Weichgebilde, die es umgeben, nicht verbergen können; Padua (1221), Salamanca (1222), Oxford (1249), Avignon (1303), Krakau (1343) folgten nach. In Deutſchland erſtand in Heidelberg (1346) die erſte Univerſität; Prag (1348) und Wien (1361) ſchloſſen ſich an.

*) Hahn, Unterricht in Frankreich I. S. 27.

Diese Universitäten (universitas magistrorum et scholarium), später universitates literarum (um auszudrücken, daß alle Hauptwissenschaften an ihnen gelehrt würden) gingen somit aus den selbstständigen Bestrebungen der freien Lehrer und Schüler hervor, erwirkten zuerst die Bestätigung, allmälig die Theilnahme der Regierungen unter der Oberaufsicht der Päpste, welche sich die Regierungen, fast drei Jahrhunderte hindurch, mit mehr oder minderem Widerstande, gefallen ließen.

Allein die Verschiedenheit der zusammenwirkenden Elemente, aus welchen die erste Universität sich gebildet, ließ einen festen Standpunkt bei den Kämpfen, welche Klerus und Bürgerschaft mit einander fochten, nicht zu. Ein Studentenstreich, der an den Bischof von Paris geklagt wurde, veranlaßte diesen, die Königin Blanca gegen die Universität einzunehmen, und die Härte, mit welcher die Monarchin verfuhr, hatte die Folge, daß die Universität selbst sich vorübergehend auflöste. Die Lehrer vertheilten sich in die Provinzen, die fremden in ihre Heimat, — die Mönche fanden wieder Gelegenheit, sich in den Unterricht einzudrängen und ein bleibendes Streitverhältniß zwischen Priesterschaft und Universität zu stiften, dessen Walten nie mehr völlig geschlichtet worden ist. Im Jahre 1252 leitete sich, nachdem die alte Universität, durch Vermittlung des Papstes Innocenz IV. wieder eingesetzt war, eine Art Versöhnung wieder ein, da die Universität den geistlichen Orden Professuren bewilligte. Von da an trat jener gemischte Zustand der weltlichen und geistlichen Bestandtheile der Universität ein, der ihr charakteristischer geblieben ist*).

*) Hahn, l. c. I. S. 31 u. f.

Aus diesen Gesammtanstalten bildeten sich allmälig, — anfangs in bescheidener Form, noch ohne Anspruch auf eigene Geltung, Anstalten besonderer Art hervor, welchen, einer höheren Bestimmung in Zukunft entgegenzureifen, beschieden war. Sie hießen Collegien. Sie waren zuerst nur Wohnhäuser zur Aufnahme von Schülern einer Provinz oder Diöcese, Anstalten der Privatwohlthätigkeit, von Kommunitäten und Einzelnen, zum Schutze Jener berechnet, welche während ihrer Studien den Gefahren der Hauptstadt bloßgestellt waren. Schnell vermehrte sich ihre Zahl; es wurde in ihnen ein Hilfsunterricht für den öffentlichen eingeführt, und sie wurden Pflanzschulen für die Universität. An den kleineren Orten bekamen sie eine gewisse Selbstständigkeit; der erwachende Geist des Bürgerstandes lenkte die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden auch dem Unterrichte der Jugend zu, und diese Aufmerksamkeit verbreitete sich bis auf die kleineren Flecken und Burgdörfer, wo bescheidene Laienschulen für Lesen und Grammatik zum Vorschein kamen, so daß die Verbreitung des Unterrichts im entgegengesetzten Verhältnisse zu seiner Steigerung für die Einzelnen, von den höhern Stufen ausging und auf die niedern Einfluß nahm, was für die Gestaltung dieser nicht ohne Bedeutung bleiben konnte. Als Philipp von Valois die Universität förmlich säkularisirte, sah sich das Institut der Kollegien, das in ihrem Schooße gebildet war, von der Universität selbst mehr bevollmächtigt und — jedoch immer im innigen Verbande mit ihr — zu einem selbstständigen Unterrichte (Gymnasien) erweitert. Vom 14. bis zum 16. Jahrhunderte ent-

standen neue Universitäten, — in und außer ihnen vorbereitende Mittelschulen und niedere Schulen, die noch immer der Obhut der Geistlichkeit überlassen blieben. In England haben die Colleges mehr Umfang und Bedeutung gewonnen, und in Deutschland wurde eine ähnliche Anstalt, die Bursen, zur Aufnahme dürftigerer Studirender eingeführt. Auch hier begannen, beim Emporkommen des Bürgerstandes, die Obrigkeiten selbst für den vom Clerus lässig betriebenen Jugendunterricht Sorge zu tragen, gründeten Stadtschulen und bildeten einen, freilich meist aus geistlichen Kräften zusammengestellten Schullehrerstand. In diesen Geleisen schwankte der öffentliche Unterricht ungenügend für eine wahrhaft menschenwürdige Ausbildung künftiger Staatsbürger durch das scholastische Mittelalter hin, — bis ein religiöser Impuls seine beiden Lebensadern, die der höheren, und die der unmittelbar nützlichen Richtung in Bewegung setzte *). Die Reformation der christlichen Kirche war es, von welcher dieser Impuls ausging. Sie, oder vielmehr die allgemeine, große Bewegung im Leben der Menschheit, von der sie nur das sichtbarste und wirksamste Zeichen war, — und welche das 15. und 16. Jahrhundert zur denkwürdigsten Epoche der Geschichte stempelt, ergriff mit mächtiger Gewalt das zum ersten Mal entschlummerte, träumende Europa. Ein Geist des Lebens regte sich in allen Kreisen desselben; mit ihm wurden alle schlafenden, träumenden Geister wach, — einer weckte den andern, neue gesellten sich zu ihnen

*) s. Abschnitt über Humanismus und Realismus.

und frisches Blut strömte in alle Adern des gesellschaftlichen Organismus. Die Fahrten der Spanier und Portugiesen, welche neue Welten aus dem Meere zauberten, die großen Entdeckungen Guttenbergs und Kopernikus, neue staatliche Einrichtungen, Gewerbe, Handel, Erfindungen, alles Antriebe der Wissenschaft und Bildung, — gaben dem erwachten Geiste der Untersuchung (Prüfung) einen neuen Schwung, und die, bisher in den verstäubten Rollen der alten Schriftsteller begrabenen, und nur durch dunkle Zauberworte eingesungenen, lebenswarmen Ideen quellen allseitig hervor und durchströmten wieder belebend die erstarrten Massen in allen Bereichen der Kultur. Die Medizeer vor Allem, die durch Eröffnung neuer Bahnen der Industrie dem Betriebe des Völkerwohls einen frischen Aufschwung verliehen, riefen auch mit dem rechten Worte jene oft genannten Namen der Heroen antiker Bildung aus den Grüften, in die sie eingesargt waren, und aus denen sie das hohle Wort nie heraufzubeschwören fähig war. Im verwandten, glücklichen Himmel Italiens erklangen sie wieder in ihrem vollen Klange: Aristoteles, Platon, Cicero, Demosthenes, — mit ihrer lebendigen Wirkung. Allein hier blieb es nur bei der Blüthe, — die Frucht, die ernste, gedeibliche Frucht reifte in den nordischen Ländern, wo die wiederbelebten klassischen Studien, die von der hinsiechenden Scholastik befreiten Geister zum Selbstbewußtsein erweckten, und mit dem großen Werke der Kirchenreform den selbstständigen Geist der Prüfung hervorriefen, der allen Richtungen der geistigen Entwicklung einen nie wieder erlöschbaren Impuls und eine dauernde Bürgschaft verlieh.

Mit der Wiederbelebung des Wissens überhaupt empfand auch die Schule den segenreichen Einfluß. Ihr heutiger Begriff begann sich vorzubilden. Sie und die Kirche blieben zwar, im Sinne des deutschen Reformations-Geistes, innig verbunden, — allein schon fühlten die Fürsten die Pflicht, den Bürger- und Gemeingeist zum Werke des Unterrichts mit aufzurufen; und dieser regte sich und konnte sich regen in einem fruchtbarern Sinne als zuvor. So lange dieser Geist währte, blühte die Schule in Deutschland langsam empor, bis der Verfall der bürgerlichen Einigung in den traurigen Zeiten des 30jährigen Krieges dem gemeinsamen Streben Einhalt that, und neue Hemmungen in den Weg legte. Indem die Reformation die Gewissen frei, d. h. verantwortlich machte, legte sie dem Einzelnen die Pflicht auf, aus der Quelle der heiligen Schriften zu schöpfen; sie legte aber auch dadurch sich die Pflicht auf, das Volk zu befähigen, diese Schriften zu lesen und zu verstehen. Daher der Aufschwung der Volksbildung in den protestantischen Ländern. Luther selbst in seinem Schreiben an die Rathsherren*) klagt über den Zustand dieser Bildung, erklärt ihre Vernachlässigung für ein Werk des Teufels, dem die Obrigkeiten zu steuern schuldig seien, wies auf die Erziehung im alten Rom hin, wo man doch auch Kräfte gefunden habe, und auf den Werth der Sprachen zum Unterrichte. So nahm denn die Reformation alle Tendenzen der Bildung in ihre Mitte,

*) s. Absken, Luther's Ansicht v. d. Bedeutung der Schule. Osnabr. 1843 Rißling.

und förderte sie, wie sie von ihnen gefördert worden war. Sie förderte sie zumal dadurch, daß sie die Theologie aus ihrer klösterlichen Abschließung herausforderte, das allgemeine religiöse Bewußtsein, nicht den kirchlich dogmatischen Glauben, ansprach, die Belehrung nicht durch Formeldienst und Ceremonie, sondern durch Katechismus und lebendige Rede wirkte; die mürbe gewordene Scholastik erlag unter ihren Angriffen, und Licht verbreitete sich im Unterrichte.

Allein nicht plötzlich und allgemein griff dieser Fortschritt durch. Die Pariser Universität hielt beim Einbrechen der Reformen am Alten fest; egoistische Rücksichten banden sie ans Papstthum; sie gab, über Aufforderung Luthers selbst (1521) ein Gutachten über sein Werk ab, das ein Verdammungsurtheil war, und antwortete Melanchthon — durch Entgegenstellung katholischer Glaubensartikel*). Zum Staate dagegen stellte sie sich, nach den Consequenzen der Säkularisation durch Philipp den Schönen (s. oben) und Ludwig XI. Der öffentliche Unterricht war ein Zweig der Staatsverwaltung geworden, die weltliche Macht überwachte und leitete ihn durch ihre Minister; die Universitäten trugen dieses Recht des Königthums nicht als Joch, — sie rechneten es sich zur Ehre, mit der souveränen Macht in diesem Verbande zu sein. Und diese Aufsicht galt nicht nur für die Universitäten, sie galt für alle Schulen, waren es Laien-, waren es Mönchs-Institute. In Deutschland gestaltete sich ein eigentliches Schulwesen auf dem Boden der Reformation, das sich in

*) Hahn. l. c. I. S. 66.

mehrfache Zweige verästelte, und wenn es in seinen Principien festgehalten und den Modalitäten der Zeiten und Länder mit Erkenntniß angeeignet wird, denselben Platz in der Organisation des Unterrichts behaupten dürfte, den das britische Verfassungsprincip in der Praxis der Staaten behauptet, da es, im Grundsatze wenigstens, allen Elementen der Bildung und allen gerechten Ansprüchen der in ihrem Interesse Betheiligten gleiche Bürgschaft verspricht.

In den reformirten deutschen Staaten bildete sich ein der Art organisches Schulwesen. Die Schulvisitationen in Chur-Sachsen (1529), das erste Beispiel einer staatlichen Fürsorge für den Unterricht, veranlaßten die Stadträthe, Gymnasien und Lyceen mit besoldeten Lehrern zu gründen. Das eingezogene Kirchengut wurde vorzugsweise dabei verwendet. Tüchtige Schulmänner thaten sich bald an mehreren Orten durch selbstständige Mitwirkung hervor, und ein im protestantischen Deutschland noch jetzt lebender, durch einen gewissen löblichen Ernst und ein menschenfreundliches Wohlwollen charakterisirter Schulgeist, den auch Cousin auf seiner Missionsreise nach Deutschland (im J. 1833) mit richtigem Gefühle auffaßte, begann sich in der Lehrerwelt zu verbreiten. Die Theilnahme wandte sich auch bereits mehr dem Volksunterrichte und der allgemeineren Ausbildung zu; besondere Schulen für Mädchen wurden in den Städten, — besondere Lehrer für die ersten Elemente des Unterrichtes in den Dörfern bestellt. Die alten Sprachen nahmen ihren gebührenden Platz in den Stadtschulen ein, die Universitäten stellten sich, als

ſelbſtſtändige Corporationen von Lehrern und Hörern, abgeſondert von den übrigen Ständen des Feudalſtaates, in ein entſchiedeneres Verhältniß zum Staate, der ſie, als von ihm fundirte Anſtalten zur Bildung künftiger Staatsbürger auffaßte, ihnen jedoch die zunftmäßigen Privilegien gelehrter Vereine, im Sinne eines verjährten Herkommens überließ. Die älteſten deutſchen Univerſitäten entſtanden auf die angeführte Weiſe, aus der freien Aſſociation, und erwarben ſich die Vorrechte eigener Gerichtsbarkeit und Inſtitutionen, Schritt für Schritt. In der Folge wurden ſie feierlich geſtiftet, und jene erworbenen Vorrechte beſtätigt. In den erſten drei Jahrhunderten ihres Beſtandes ging dieſe Beſtätigung vom römiſchen Stuhle aus, und war mit einer hierarchiſchen Ueberwachung verbunden; ſchon vor der Reformation wurde Wittenberg, ohne päpſtliche Urkunde, von Maximilian I. (1502) fundirt; nach der Reformation fiel natürlich dieſe Bewilligung an allen proteſtantiſchen Univerſitäten weg.

In den katholiſchen Ländern thaten ſich die Jeſuitenſchulen hervor, die durch einen geordneten, der formellen Ausbildung förderlichen Lehrplan die älteren Schulen in den Hintergrund ſtellten. Sie waren vorzugsweiſe dem Mittelunterricht gewidmet und auf Geſchicklichkeit in einzelnen Fächern ohne Rückſicht auf die Entwicklung eigener geiſtiger Thätigkeit, nicht ohne Beziehung auf die Ordenszwecke ſelbſt, berechnet. In Spanien und Italien waren dieſe Schulen lange die beſten, in Ungarn und Polen, neben denen anderer geiſtlicher Kollegien, die vorzüglicheren, und durch ſeine Miſſionen verbreitete der Orden

Keime europäischer Civilisation selbst nach Amerika und Asien. Allein die Principien, die sie in der Methode ihres Unterrichts, mit instinktartiger Folgerichtigkeit im Geiste ihres Ordens beobachteten, haben den Stab über sie gebrochen. Ein starres, verknöchertes System, ein Prokustesbett, in welches sie, unbekümmert um Zeit und Fortschritt, Generationen ihrer Schüler preßten; eine mönchische Disciplin, die der Ausbildung jeder geistigen Selbstthätigkeit einen unübersteiglichen Damm entgegensetzte; ein gänzliches Verkennen der Aufgaben der freien Gesellschaft, für welche Bildung erfordert wird, gegenüber dem Idole der klösterlichen Abgeschlossenheit; eine blinde, orthodoxe Unterwerfung unter das Dogma, — konnten mit dem unabänderlichen Fortschreiten der geistigen Entwicklung unter den Völkern nicht bestehen.

Neue Elemente, durch diese nationalen Entwicklungen hervorgerufen, brachten allmälig in diese Sphäre des Unterrichtes eine neue und eigenthümliche Bewegung, die sich, von Britannien ausgehend, durch Frankreich auf Deutschland überpflanzte, und im 18. Jahrhunderte ein Ferment in die Bildung brachte, dessen Einfluß auf ihre weitere Gestaltung wichtig ward. Locke's Sensualismus, der, den Irrwegen, auf welche die leeren Worte und Formeln verlocken, feind, alle Bildung aus der Anschauung ableitete, — Rousseau's Denkweise, die in Allem und Jedem auf den idealen Naturzustand zurückwies, allgemein sich verbreitende Erkenntnisse und Theilnahme bezüglich der bisher vernachlässigten Zustände des Volkslebens, regten eine Richtung an, welche auch in Deutschland, an dem wohlwollenden

Sinne Basedow's und der Seinen für die Schule eine große Bedeutung erlangte, und in den Unterricht, nebst dem bis dahin waltenden humanistischen, das Princip der realistischen — auf praktischen Nutzen unmittelbar berechneten — Richtung brachte.

Fünf Vorlesungen über Anthropologie

(bestimmt zu Vorträgen im Theresiano)

1849.

I.

Der Gegenstand unserer Betrachtungen ist — der Mensch. Der Umfang aller Fragen, welche sich auf das Wesen, die Verhältnisse, die Bestimmung des Menschen, der Menschen und der Menschheit beziehen, — ist der Umfang der Anthropologie (Menschen-Lehre). Damit habe ich Ihnen den Weg im Ganzen bezeichnet, den diese Vorträge in Ihrer Gesellschaft zu betreten gedenken, und ich glaube bei dem Interesse des Gegenstandes, das für Menschen wohl nicht mehr anziehender und näher liegender gedacht werden kann, Nachsicht für meinen Vortrag und Theilnahme für den Gegenstand hoffen zu dürfen.

Sie werden oft von einer physiologischen, philosophischen, naturgeschichtlichen, statistischen, pragmatischen Anthropologie gehört haben. Was hier vorgetragen werden soll, ist keine von diesen allen, und ist — sie alle. Wir

ſtellen uns nämlich nicht auf den Boden der Syſteme der Schulen, ſondern auf den einer freien, lebendigen Anſchauung und Betrachtung. Dieſe nimmt, nach der Natur ihres Gegenſtandes, vielfache wiſſenſchaftliche Mittel in Anſpruch. Den natürlichen, im Gegenſtande liegenden Fragen entſprechend, werden unſere Vorträge ſich in ſechs Abtheilungen gliedern. Die erſte wird den Menſchen gleichſam vor unſerem Auge entſtehen laſſen, und die Geſchichte ſeines Werdens von ihrer dunkelſten Spur bis zu ihrer völligen Entwicklung verfolgen. Ihre Behandlung iſt phyſiologiſch, und pſychologiſch. Die zweite gelangt auf dieſem Wege zur eigentlichen Erkenntniß des Weſens des Menſchen und des Umfanges ſeiner Anlagen, und iſt philoſophiſch. Die dritte vergleicht den Menſchen mit den anderen Weſen, die ihn auf dem Planeten, den er bewohnt, umgeben und ſucht ſein Verhältniß zu dieſem Planeten auszumitteln; ſie iſt naturgeſchichtlich und geologiſch. Die vierte und fünfte vergleicht ihn mit den übrigen Menſchen in doppelter Beziehung. Sie erörtert das merkwürdige Verhältniß, das ſich in der Verſchiedenheit der Geſchlechter (des männlichen und weiblichen) offenbart, ſtatiſtiſch, — und die Verſchiedenheit der menſchlichen Urſtämme ethnographiſch. Dieſe Betrachtungen führen dann auf die ſechste und höchſte Stufe der anthropologiſchen Forſchung: zur Entdeckung der Einheit, des Begriffes und der Beſtimmung der geſammten Menſchheit; ihre Ergebniſſe ſind praktiſch, politiſch, ethiſch.

Beginnen wir alſo vom erſten Standpunkte. Hier bietet ſich uns eine merkwürdige Thatſache dar. In der

Reihe der Erſcheinungen, welche zuſammen das ausmachen, was wir die Welt nennen, findet ſich eine, die ſich weſentlich von allen andern unterſcheidet. Der Unterſchied beſteht darin: daß ſie die andern wahrnimmt, und *ſich ſelbſt* zum Gegenſtande ihrer Betrachtung machen kann. Dieſe Erſcheinung iſt — der *Menſch*. Und wir, die wir Menſchen *ſind*, fühlen uns beim Anblick unſerer ſelbſt, wie naturnothwendig, gedrungen, über uns nachzuſinnen und uns unſer Daſein und unſere Beſtimmung wo möglich deutlich zu machen. Wir folgen dabei dem Triebe der Fragen, die ſich naturgemäß, gleichſam von ſelbſt, in einer unabweislichen Folge uns aufdrängen.

Ich bin Menſch; wer iſt dieſes Ich? womit nehme ich es wahr? woher iſt es gekommen? wie hat es ſich mir bekannt gemacht? Dieſe erſte Frage führt uns dahin, in der Natur und in uns ſelbſt die Spur von Allem aufzuſuchen, was einem Ich, — einem Wahrnehmen von ſich ſelbſt gegenüber einer äußern Welt, — ähnlich ſieht, — um gleichſam auf den Anfang des Menſchlichen zu kommen. Und ſiehe da! unſer Suchen täuſcht uns nicht völlig. Wir finden eine ſolche Spur; nicht nur im Menſchen ſelbſt, *vor* der eigentlichen Entwicklung ſeines Bewußtſeins, ſondern ſelbſt in andern, ja vom Menſchen durch geringe organiſche Bildung, ſehr abwärts liegenden Geſchöpfen. Wir bemerken an ihnen, obwohl ſie keinen Laut von ſich geben, dennoch, — daß ſie die Außenwelt, — alſo, wenn auch noch ſo dunkel — ſich ſelbſt, ihr gegenüber, einigermaßen, zwar nicht wahrnehmen, aber doch dunkel empfinden müſſen. Wir wagen dieſe Vermuthung, ge-

stützt auf die Thatsache, daß solche Wesen, wenn äußere Reize ihnen nahe kommen und auf sie wirken, durch eine, oft kaum merkbare Art von Widerstand zu erkennen geben, daß sie sich von etwas Fremden berührt fühlen. Dieser Zustand, den man die „ursprüngliche, allgemeine Empfindung" nennen dürfte, findet sich nicht nur beim werdenden Menschen, sondern selbst schon bei Thieren ganz einfacher Organisation. Durchschneiden Sie einen Polyp, ein Wesen von völlig gleichförmiger Struktur und Masse, ohne irgend ein besonderes Werkzeug der Wahrnehmung, — und Sie werden finden, daß nicht eine einzelne Stelle, sondern der ganze Körper in seiner Oberfläche Licht-Empfindung besitzt, — indem dann beide durchschnittene Theile des gewesenen Ganzen dem Lichte nachkriechen. Derselbe Polyp bemerkt die kleinen Thiere, von denen er sich nährt, auf eine Entfernung von 6—8 Zoll. (Trembey, mémoires s. les Polypes. 1744). Infusorien, z. B. die Glockenthierchen, ziehen sich zusammen, bei der geringsten Erschütterung, die der Tropfen Wassers erleidet, in welchem sie leben; Räderthiere falten bei Annäherung fremder Körper ihre Räderorgane in einander (Schmarda, über d. Einfl. d. Lichtes auf d. Inf. f. Jahrb. d. ö. S. 1845, 4. Hft.). Ohne diese allgemeine Empfindung, dünkt mich, wäre die besondere Empfindung nicht Lebensäußerung eines bestimmten, einzelnen Körpers; weil dieser sich ohne sie nicht als Körper empfände. Es ist *dieser*, empfindende Körper, und kein anderer, — also eine Spur von einem Ich, — der sich getroffen fühlt, und sein dadurch gewissermaßen inne wird („in sich findet" — empfindet);

wo der Körper, als solcher aufhört, endet auch die Empfindung. So sehen wir's auch am menschlichen Kinde. Wenn es sich zum Leben gleichsam vorbereitet, muß es seine Sinne, ehe es sie gebrauchen kann, erst empfinden. Das Licht, durch dessen Reiz wir sehen lernen, wirkt nicht nur auf den Seh-Nerv und seine Ausbreitung allein; es wirkt auf alle Theile des Auges, die sämmtlich, nach allen ihren Empfänglichkeiten, sich in jene Spannung versetzen, die überhaupt zur Aufnahme von Eindrücken nöthig ist.

Je mehr sich aber nun für unsere Betrachtung, sowohl in der Reihe der lebenden Geschöpfe, als im Baue Einzelner von ihnen, die Gebilde, aus denen sie bestehen, vervielfachen, desto zahlreicher und lebhafter werden die Merkmale davon, daß diese Wesen sich selbst empfinden. Die allgemeine Empfindung verörtlicht sich aber immer mehr, — je mehr die Berührungen in einen innigen oder wechselseitigen Verkehr eingehen. Der aufmerksame Forscher des physischen Baues der lebenden Körper entdeckt bald, daß diese Localisirung und wachsende Deutlichkeit der Empfindung mit der feinern und mannigfachern Ausarbeitung gewisser Organe gleichen Schritt hält, die nun allmälig sich in ihnen offenbart. Erfahrungen und Versuche, welche keinen Zweifel übrig lassen, haben gelehrt, daß diese Organe in den weichen, weißen, zähen Faden zu finden sind, die, in allen vollkommeneren Thierklassen und im Menschen vorfindig, sich mannigfach in fast allen Regionen des Körpers verbreiten und verbinden, und ein lebendiges Ganzes in denselben darstellen, das

man Nervensystem nennt. Die Lebensäußerungen, die vom Innern eines Wesens Kunde geben, und zuletzt doch alle auf der ursprünglichen Empfindung beruhen, entwickeln sich in den Reihen der Geschöpfe im gleichen Verhältnisse mit dem Systeme dieser Organe. Ihre Lebhaftigkeit geht auch in einzelnen Individuen parallel mit dem Grade der Entwicklung und mit den Zuständen dieses Systems, — und endet mit der Zerstörung oder Lähmung desselben. Ein einzelner Nerv, mechanisch oder chemisch verletzt, erregt heftige Schmerzen. Je größer die Zahl der Nerven in einem organischen Gebilde, desto feiner empfindet dieses; z. B. die Netzhaut des Auges. Nervenlose Gebilde empfinden gar nicht oder doch nur sehr dunkel. Die Aeußerungen einer selbstständigen innern Rückwirkung des Individuums auf die Reize von Außen — durch Bewegung — werden gleichfalls durch Nerven vermittelt, wofür ganz dieselben Belege gelten, die für die Empfindung so eben angeführt worden sind. Der allgemeinste und dunkelste Grad dieser individualisirteren Empfindung liefert nur jenes unbestimmte Gefühl, durch welches die Gesammtstimmung unseres Leibes sich ausspricht. Wir nehmen darin mehr die Zustände in unserem Körper, als unsern Zustand gegenüber einer Welt, die wir nicht sind, wahr. Man pflegt diesen Grad der Selbstempfindung das Gemeingefühl zu nennen und in dem eben entwickelten Sinne, als eine höhere Stufe der allgemeinen Empfindung zu betrachten. Bei diesem Grade des wachsenden Bewußtseins sind es nur allgemeine Zustände, die tief in der vegetativen Sphäre unseres Körpers wurzeln, von denen ein undeutliches Be-

bagen oder Mißbehagen in uns entſteht (Stimmung, die wir nicht beherrſchen können). Leichtigkeit, Schwere, Abſpannung, Kraftgefühl, Wärme, Kälte, und ſpeciellere, inſtinktartige: Hunger, Durſt, Ekel, Beängſtigung, thieriſche Triebe.

Je mehr ſich nun dieſe Empfindungen durch die innigere Verzweigung des Nervenſyſtems localiſiren, deſto mehr ſcheidet ſich die beſondere Empfindung von der allgemeinen, — und mit ihrer wachſenden Concentration in den einzelnen Organen der Sinne trennt ſich endlich, Schritt für Schritt, das Individuum von der Natur; das Innere vom Aeußern. Für die einfache Empfindung treten nun Wahrnehmungen ein. Die Hautoberfläche, reich mit den Zweigen jenes empfindenden Syſtemes überäſtelt; — namentlich die der Hand (eines Prärogativ's der menſchlichen Gattung im Reiche der Lebendigen) — iſt mit einer ſpecifiſchen Empfindlichkeit für die mechaniſchen Verhältniſſe der das Individuum zunächſt umgebenden Gegenſtände begabt. Wir unterſcheiden bereits dieſe beſondere Wahrnehmung von der unbeſtimmten, allgemeinen Empfindung, und von der dunklen des Gemeingefühls, und nennen ſie Taſtſinn, weil die Beobachtung in ihren erſten Aeußerungen uns die Spur einer aufdämmernden Selbſtthätigkeit gewahr werden läßt, mit welcher das Kind von innen heraus den äußern Anregungen entgegenſtrebt. Aus dunklem Verſunkenſein wie erwachend, — ertaſtet ſich der werdende Menſch ſeinen Raum in der vorhandenen Welt. Der Umfang dieſer Sinneswahrnehmung iſt freilich noch

sehr beschränkt, weil eine unmittelbare, körperliche Berührung für sie unerläßlich ist.

Die mehr entblößte Fortsetzung desselben Hautorgans in die inneren Zugänge des Körpers, die feuchte, weiche Schleimhaut der Zunge, des Gaumens, bereits mit besonderen, für ihre Verrichtung bestimmten Nerven bedacht, gibt schon Anlaß zur Wahrnehmung zarterer Verhältnisse an den Gegenständen, die sich ihm bieten. Es sind die chemischen Verhältnisse derselben, und zwar der tropfbar flüssigen unter ihnen, die uns der Geschmack-Sinn empfindbar macht. Das Kind bringt zum Munde, was es zuerst betastet und umgriffen hat. Auch dieses Sinneswerkzeug muß sich mit den Objekten seiner Wahrnehmung in unmittelbare Berührung setzen; der Umfang seines Bereiches ist also begrenzt, wie der des vorigen, und seine Auskunft betrifft mehr die Veränderung, die im Organe selbst vor sich geht, als die Beschaffenheit des Körpers, der sie verursachte.

Diesem Sinne nahe verwandt, durch die Fortsetzung derselben Schleimhaut in die Nasenhöhle, und durch die Choanen in die des Gaumens, sich mit den Werkzeugen des vorigen Sinnes verbindend, breitet sich der Geruchsinn über die benachbarten Gebilde aus. Auch er ist ein Sinn für chemische Verhältnisse und zwar elastisch flüssiger oder in diesen löbarer Stoffe (Gase). Auch eine Wahrnehmungen sind vorwaltend subjektiv, — allein ein besonderer Nerv ist seiner Verrichtung durch den Bau des Organismus zugewiesen, und dadurch die Sphäre seiner Mittheilung schärfer abgegrenzt und mehr

specialisirt. Er braucht sich mit seinen Gegenständen nicht in jenen unmittelbaren Contakt zu setzen, den die früher erwähnten Sinnesverrichtungen forderten; nähert sich ihnen jedoch auf einen bedeutenden Grad, um sie in der vermittelnden Atmosphäre, in der ihre wirksamen Stoffe suspendirt sind, zu wittern. Eine tiefere Beziehung zu der immer wachsenden Entwicklung des Fadens, der die wechselnden Eindrücke des Augenblickes durch Erinnerung an einander knüpft und damit die Bildung eines Beständigen in dem Fluße der Erscheinungen fördert, ist an den Wirkungen dieses Sinnes nicht zu verkennen. Hunde bewahren durch ihn das Gedächtniß ihres Eigners. Gerüche rufen plötzlich ganze Abschnitte der Vergangenheit in unser Inneres herauf. Es ist schon etwas Seelenhaftes in der Perception auf diesem Wege.

Mit dem noch ausgebildeteren Organe des Gesichts-Sinnes erhebt sich die Fähigkeit der Wahrnehmung zu einer sinnlichen Deutlichkeit, die dem Individuum seine Verschiedenheit von der äußern Welt völlig aufschließt. Das Auge, dieses wundervolle Gebilde, durch einen besondern, ganz seiner Empfänglichkeit gewidmeten, in ihm weit ausgebreiteten Nerv belebt, von andern, die nöthige Rückwirkung vermittelnden Nerven unterstützt, öffnet eigentlich die Welt im Raume, durch Vermittlung des Lichtes, das durch die Farben die Grenzen der Gegenstände bezeichnet, vor unserm Blicke, und überliefert uns den Stoff, an dem sich unsere eigene Thätigkeit prüfen kann. Auch der Mensch wird dem Menschen schon durch diesen Sinn innerlich empfindbar, so weit in seiner Gestalt, seinen Be-

wegungen und namentlich in seinem Blicke ein etwas, das unser eigenes Anonyme abspiegelt, uns anspricht. Der Umfang seiner Wahrnehmungen ist größer als der aller übrigen Sinne, — die entferntesten aller Gegenstände, die Sterne des Himmels sind jedem Auge sichtbar.

Aber die lauterste Mittheilung über das, was wir auf diesem Wege suchen, — über das Bewußtwerden dessen, was in uns lebt und auffaßt, gibt uns der Sinn des Gehör's. Durch ihn wird die Sprache, die reinste Offenbarung des geistigen Lebens, von Menschen zu Menschen überliefert, — die Harmonie, der seelenvollste Ausdruck im Reiche der Töne, vernommen. Das Organ dieses Sinnes, mit einem speciellen Nerven versehen, verschafft gleichfalls objektive Wahrnehmungen; sein Umfang ist enger als der des Gesichtes, weiter als jener der übrigen Sinne. Die Welt in der Zeit, innerlicher als die im Raume, offenbart sich uns durch ihn. Seine Empfindungen rühren zunächst an die der Seele; das Mitgefühl wird durch den Laut des fremden Schmerzes weit inniger geweckt, als durch den bloßen Anblick des Leidens. Sein Mangel nähert die menschliche Natur beinahe der thierischen, und man darf nur die Bewohner der Blinden-Anstalten mit denen der Taubstummen-Anstalten vergleichen, die stille Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit jener mit der Verschlossenheit, oft Störrigkeit und Tücke dieser, um die Wahrheit unserer Annahme zu fühlen.

Ueberblicken wir den Gang dieser Darstellung aus der genetischen Herverbildung der Individualität, sowohl in den verschiedenen Organismen, als in dem Organismus

des Menſchen, ſo haben wir vorläufig eine Vorſtellung von der Art gewonnen, auf welche ſich allmälig das einzelne Weſen von der es umgebenden Welt ausſcheidet, dieſe, von einer dunklen Empfindung an bis zur deutlichen Wahrnehmung, als außer ſich beſtehend, in ſeinen Vorſtellungen auffaßt, und ein Ich, — aber ein noch immer in ſeiner eigentlichen Weſenheit ihm ſelbſt unbegreifliches, — ihr entgegenſetzt. Phyſiologiſche Forſchungen haben uns gelehrt, daß dieſer ganze Vorgang durch das Nervenſyſtem in den beſeelten organiſchen Körpern eingeleitet wird. Wir fühlen uns dadurch veranlaßt, den Bau und die Verrichtungen dieſes Syſtemes auf's Vollſtändigſte kennen zu lernen, um vielleicht in ihm den Punkt zu erforſchen, wo denn endlich dieſe Welt von Bildern, die uns ihre Eindrücke liefert, den Spiegel findet, — der ſie wiederſtrahlt, in der wir ſie erblicken. Auch darüber gibt die phyſiologiſche Betrachtung noch einigen Aufſchluß.

Sie weiſt nach, daß die Nerven leitende Organe ſind, die den Eindruck, den ſie an der Oberfläche empfangen, in irgend einen Mittelpunkt befördern, wo dann vielleicht dieſer Eindruck, dieſe Art Abbildung des Gegenſtandes auf der Oberfläche, zum Bilde in uns, — und auf irgend eine unbegreifliche Weiſe — zur Vorſtellung wird. Die Phyſiologie hat nachgewieſen, daß es allerdings einen Mittelpunkt des geſammten Nervenſyſtemes gibt, — daß dieſer Mittelpunkt das Gehirn, welches in einem großen und einem kleinen beſteht, mit dem Rückenmarke (das Central-Organ des Nervenſyſtemes) iſt. Hier mün-

den sich die Stränge der Nerven, deren feinste Zweige von der Oberfläche des Körpers und seiner einzelnen Gebilde ausgehen. Die Centralenden dieser Stränge, gedrückt oder verletzt, heben die betreffende Empfindung auf; Erschütterung des Gehirns oder Rückenmark's unterbricht die Verrichtung der Nerven, die nur wiederkehrt mit der Befreiung des Central-Organs. Der comprimirte, der unterbundene, der durchschnittene Nerv liefert den Beweis, daß von der Compressionsstelle gegen die Peripherie zu, keine Empfindung, von jener Stelle gegen das Centrum Empfindung statt habe, daß also diese von einer Leitung durch die Nerven zwischen ihrem peripherischen Ende und ihrem centralen Ende Zeugniß ablege. Ja, die Nerven der höchsten Sinnesorgane, des Geruches, Gesichtes und Gehör's, sind schon eigentlich keine Nerven mehr zu nennen; sie erweisen sich, mikroscopisch untersucht, bereits als reine Hirnsubstanz. Also, das Gehirn sieht und vernimmt eigentlich, — und nicht das Auge und das Ohr; und im Gehirne sind jene Keime der Auffassung (ideae materiales der alten Schule) zu suchen, welche zum Gedanken emporblühen sollen. Noch einen Schritt weiter ist es möglich, die physiologischen Vorgänge zu verfolgen. Daß es nämlich dem Groß-Hirne vorzugsweise zugewiesen sei, das Organ der bewußten Verrichtungen unseres Körpers zu sein, scheint nicht zu bezweifeln. Verlust des kleinen Gehirns bedingt weder Sinnen- noch Bewegungsverlust. Das verlängerte Mark, zum Leben unentbehrlich und Quelle der Athembewegungen, hat zu den Seelen-Verrichtungen keine Beziehung. Die dunklen Empfindungen

des Gemeingefühls sind gleichfalls aus der Kenntniß der Einzelgebilde des Nervensystems hinlänglich erklärt. Nicht alle Nerven nämlich leiten mit gleicher Entschiedenheit dem Gehirne zu. Vielmehr bilden bekanntlich die in der vegetativen Sphäre des menschlichen Körpers verbreiteten (die trophischen Nerven) ein einigermaßen geschlossenes System in sich, das wieder durch eigene, abgesonderte Herde sich zu kleinern Centren verbindet, und so mit dem großen Centrum, als ein Apparat der Halbleitung in entfernter Verbindung steht. Die Dunkelheit der Berichte des Gemeingefühls, die instinktartigen Verrichtungen in dieser Sphäre, von einzelnen Herden ausgehend, erklären sich auf diese Weise vollkommen. So weit reichen die Förderungen, die bisher die physiologische Forschung der anthropologischen bereitet hat. Ob sie je weiter reichen werde? Forsche jeder von seinem Standpunkte unermüdet — vorwärts! Lasse man sich von keiner entgegengesetzten Hypothese irre machen! Der Erfolg wird die Grenze zeigen. Die Naturforschung zerstört sich selbst, wenn sie Grenzen voraussetzt, wo sie sie nicht gefunden hat.

Man konnte sich nicht läugnen, daß bei dem Wahrnehmen der äußern Eindrücke durch die Sinne, diese Bilder derselben irgendwo eine Art Sammlungsort finden müßten, — weil die äußeren Gegenstände so vielfach, und die aus ihnen entspringende Vorstellung einfach sei. Man suchte also im Gehirne, wo die Nerven sich vereinigen, einen solchen Punkt. Allein dem Auffinden eines Central-Punktes für die Einheit der Perception durch das Gehirn steht vor Allem die Duplicität und Symme-

trie seiner Gebilde entgegen. So mannigfach die Gebilde des Gehirnes sind, so ist doch keines, das nicht schon verletzt, ja zerstört gefunden worden wäre, ohne daß, so lange das Leben bestand, das Bewußtsein Schaden gelitten hätte. Pr. Hyrtl findet in den Comissuren die möglichen anatomischen Vermittler einer functionellen Einheit. Es ist kein Ort im Gehirne, wo man eine solche Einigung nicht schon gesucht hätte. In der Zirbeldrüse (Descartes), im Septum lucidum (Digby), im corpus callosum (Lancisi), in den gestreiften Körpern (Willis), im Balken (La Peyronie), im verlängerten Mark (Fr. Hoffmann), in der Hirnhöhlen-Flüssigkeit (Sömmerring), — welche nichts als Blutgas, im kranken Zustande Serum ist. Es ist zu wundern, daß man noch nicht auf den kleinen Seepferdefuß (pes hyppocampi minor (Bischoff) gerieth, ein Medullargebilde, das wenigstens das Privilegium genießt, dem Menschen ausschließlich eigen zu sein. Physiologen einer älteren Schule nahmen, statt einen „Sitz der Seele" zu suchen, einen sogenannten dynamischen Mittelpunkt im Gehirne an, der, wie die wechselseitige Wirkung in Verbindung gesetzter Magnete eine gewissermaßen wandelnde Centralisation ihrer Kräfte darstellen würde. Sie blieben nur die Erklärung schuldig, wie aus einer solchen Spannung, welche auf Gleichgewicht und Ruhe der Functionen hinausführen würde, die thätigste Function, — das Bewußtsein zu erklären sei.

Die anthropologische Forschung, von anatomisch-physiologischer Seite in ihrer ersten Frage beschieden, wendet sich sofort einer Erscheinung zu, die schon, im Verlaufe

des bisherigen Forschungsganges ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen war, und die sie nur vorläufig bei Seite ließ, um den geraden Gang der ergriffenen Untersuchung nicht zu unterbrechen. Obwohl die bisherigen Aufklärungen die Empfänglichkeit des menschlichen Wesens für Eindrücke der Empfindung und Wahrnehmung (die Receptivitätsseite unseres Wesens), hinlänglich erklärten, so zeigte sich doch, selbst bei diesen Erklärungen, schon eine Spur von etwas im Menschen Liegenden, Selbsttätigen, ohne welches sogar die Aufnahme der Wahrnehmungen und ihre Verwandlung in Vorstellungen nicht denkbar wäre. Schon die Bewegung, als sichtbare Rückwirkung der allgemeinen körperlichen Empfindung konnte als solche Spur nicht verkannt werden. Das Gemeingefühl erregt, kräftig afizirt, endlich doch die Aufmerksamkeit des Afizirten, und kann, umgekehrt, durch die Abwendung dieser Aufmerksamkeit nach andern Richtungen in seiner Receptivität geschwächt werden. (Beherrschung der Stimmung.) Beim Getast müssen wir, um die Härte, Festigkeit, Schwere der Körper zu empfinden, ihren Widerstand prüfen, — um ihre Gestalt zu ertasten, sie umgreifen. Beim Geschmack findet Aehnliches Statt. Man betrachte den Gourmand, den Weinkenner! wie er die Zunge, kostend, durch ihre willkürlichen Muskeln in Bewegung setzt, mit den Lippen schmalzt u. s. w.; den Riechenden, wie er mittelst der willkührlichen Muskeln die Nasenöffnungen erweitert, um zu beriechen; den Sehenden, der, wenn er nicht mit Aufmerksamkeit den Sinn unterstützte (wie der König in Schillers Don Carlos), in den Fall kommen würde „mit

offenen Augen nichts zu sehen;" den Hörenden endlich, als den mit dem psychischesten Sinne Auffassenden, zumeist, — wenn er, um zu lauschen, ganz Ohr wird! Er spannt gleichsam die Sensibilität des inneren Gehörorgans auf einen solchen Grad, daß auch die leisesten Schallstrahlenschwingungen Rückwirkung finden; er sammelt die einzelnen Laute, verbindet sie, spricht jedes Wort wie in Gedanken nach, indem er das dem Gehörergan verwandte Sprachorgan zu Hilfe ruft. Diese starke Spontaneität des Gehörs zeigt sich auch darin, daß man im Stande ist, aus einem Gespräch Vieler Einen allein, aus einer Instrumental-Musik Ein Instrument, absichtlich heraus zu hören. Es ist hier, nebenbei, anziehend zu bemerken, wie, zur Erzielung einer gesunden und klaren Wahrnehmung ein specifisches Gleichgewicht zwischen Passivität und Activität (Empfänglichkeit und Rückwirkung) in jedem bestimmten Organe walten muß. Ein leichter Veilchenduft z. B. streift uns an und erquickt uns, er verschwindet, je derbere Anstrengungen wir machen, ihn zu erhaschen. Ein zu gespanntes Sehen erhöht die Subjectivität im Auge bis zum Schmerz, und hindert das Sehen der Objekte, statt es zu erhöhen.

Nach diesen abschweifenden Bemerkungen sehen wir uns wieder am verlassenen Orte, und fragen, — wie diese sichtlichen Bemühungen einer im Individuum sich emporarbeitenden Spontaneität, die sich mit dem Erscheinen der Aufmerksamkeit uns entschieden zu erkennen geben, zum Durchbruch einer wahren Persönlichkeit gelangen, — wie die Vorstellungen Bewußtsein werden? Wir sind mit

dieſer Frage in einen andern Bereich der Forſchung eingetreten, und der Verlauf der Unterſuchung ſchreibt ſich, naturgemäß, ſeine eigene Wendung vor. Wir ſind durch die, in einem Höhenpunkte der menſchlichen Entwicklungsgeſchichte, im Menſchen ſelbſt aufgefundene Fähigkeit: die Vorſtellungen, die ſich in ihm bilden, aufzufaſſen, zu beherrſchen, und ſich als Ganzes — ſich ſelbſt gegenüber zu ſtellen, gleichſam über uns ſelbſt hinausgeführt worden. Es iſt unläugbar, wie wir bereits geſehen, und wie es tiefere Forſchungen längſt unantaſtbar bewieſen haben, ſo daß es keiner weiteren Erörterung mehr bedarf: daß der Vorgang des Denkens, die Einheit des Bewußtſeins, — durch keinen Mechanismus, Chemismus, Dynamismus, oder nenne man die phyſiſche Kraft, die ſie erzeugen ſoll, wie immer, — erzeugt werden kann. Und doch — exiſtirt offenbar im Menſchen ein Vorſtellen. Wir haben in ihm alſo etwas entdeckt, das ihm ſelbſt, durch ihn ſelbſt, die Andeutung eines zweiten Elements gibt, das nirgends in der Natur, als im Weſen des Menſchen zum Vorſchein kommt. Der Menſch fühlt ſich durch ſeine Natur gezwungen, über ſich hinaus zu ſchauen (*Ανθρωπος: ἀνα α θρων ωπι*, ein „über ſich Schauendes"); er erkennt ſich als Mittelglied zweier Welten. Beide, eine geiſtige und eine ſinnliche, ſind uns, durch die Beſchaffenheit unſerer Anlagen, ſie aufzufaſſen gegeben. Uns offenbart ſich eine geiſtige Welt, durch das Geſetz des Wahren, Guten, Schönen; uns zeigt ſich eine phyſiſche, durch die Geſetze, die in Zeit und Raum wirken. Wir ſind alſo nicht ſelbſt Geiſt, — ſondern wir

belauschen gleichsam dasjenige, was wir so nennen, und was nur durch seine Gesetze in uns spricht. (Est Deus in nobis.) „Der Mensch ist in der Reihe so mannigfacher Produkte das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält" *).

II.

Die Geschichte der Entwicklung des Menschen hat ihn auf den Punkt geführt, wo er sich als Mittelglied zweier Welten erkennt. Er wendet nun den Blick von der sinnlichen Anschauung, die er bis hieher verfolgt hatte, auf das Licht des Gedankens, das ihm entgegenschimmert, und fühlt sich versucht, wie er früher durch Zergliederung der sinnlichen Vorgänge der Einheit in sich nachzuforschen bestrebt war, jetzt aus dem Gedanken, den er in sich gefunden hat, die Glieder, aus denen sie hervorzugehen schien, einer Prüfung zu unterziehen. Analyse und Synthese, — dieser ewige Kreislauf unseres Denkens, kehrt in allen dessen Bewegungen wieder, ist eben die Rechnungsprobe über dieselben, und, als der Abdruck unserer Doppelnatur, der Beweis seiner eigenen Nothwendigkeit und Unauflösbarkeit.

Zwei Welten, durch richtige Auffassung unseres eigenen Wesens, das sie uns aufschließt, gefunden zu haben, ist der Gewinn der Selbstbetrachtung. Dieser Dualismus bezeichnet die Grenzlinie des anthropologischen Be-

*) Goethe.

griffes; sie gezogen zu haben, ist der Triumph der Philosophie, — sie zu verwischen, wenn es möglich wäre, wäre ihr Untergang.

Ursprünglich empfand sich der Mensch als Einheit. In seinem naturwüchsigen ersten Ich war nichts von einem Geiste, nichts von einem Körper. Mit dem Bewußtsein trat eine Spaltung in seinem Wesen ein. Er lernte in sich zwei Formen der Auffassung seines Wesens, wie der Welt, gewahr werden: die eine gehört dem Leibe, die andere der Seele an. Der Leib nahm wahr durch die allgemeine Empfindung: das Gemeingefühl, die Sinne, — die Seele durch ein ihr selbst unzugängliches Organ: den Gedanken. Jener steht in der Abhängigkeit von äußern Reizen, deren Ganzes wir Natur, diese in der Abhängigkeit von innern Reizen, deren Ganzes wir Geist zu nennen gewohnt sind. Diese Ganzen ahnen wir nur aus der Abhängigkeit, in der wir uns ihnen gegenüber fühlen. Sie sind generische Abstraktionen des in uns gleichsam specifisch Concret-gewordenen; beide Abstraktionen als „Dinge an sich" unerklärbar, auch einander nicht erklärend. Was soll aber auch dies Erklären? was heißt: Erklären? Erklären heißt, aus einem Begriffe ableiten. Dieser Begriff muß selbst begreiflich sein; denn aus dem Unbegreiflichen läßt sich nichts ableiten, d. h. begreiflich machen. Was ist begreiflich? Dasjenige, was innerhalb unserer Denkgesetze gegeben ist. Seien diese nun sinnlich oder unsinnlich, — in jedem Falle können wir ihr Princip nicht begreifen, weil es nicht innerhalb derselben liegt. Wir sind also, wir mögen uns krümmen und win-

den, wie wir wollen, da nun einmal das Phänomen beider Thatsachen vorliegt, um dieſe nicht läugnen zu müſſen, genöthigt, ein unbegreifliches, (man ſage „ein geiſtiges und ein materielles") Princip zu ſtatuiren, wodurch aber weder Geiſt noch Körper, noch deren Einheit — erklärt iſt. Jede Ausflucht anderswohin iſt Sophiſterei, — wir ſind überall innerhalb unſerer Denkgeſetze. Wäre es anders, ſo könnten wir zaubern und erſchaffen, und wären nicht wir. Unſere Einheit vermitteln wollen, iſt unmöglich, weil ſie unmittelbar gegeben iſt. Wir denken ſchon als Einheit, und können dies Denken, womit wir denken, ſo wenig je begreifen, als die rechte Hand zwar die linke, niemals aber ſich ſelbſt ergreifen kann. Wir werden im Verlauf dieſes Kapitels noch auf dieſe Stelle zurückkommen.

Iſt denn aber dieſes Wort: Geiſt, — das uns in unſerer Ritterfahrt nach dem Eldorado der Selbſterkenntniß aufhält, nicht vielleicht, was man einen „erſchlichenen Begriff" nennt? faſt möchte es ſo ſcheinen! Geiſt! eines jener Worte, mit denen wir wie aufgewachſen ſind; die immer und überall da waren, wo der Menſch zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelangte; die Jedermann ausſpricht, nachſpricht, verſteht, — ohne ſich weiter drüber zu fragen; — die man nicht in Zweifel zieht, weil man ſie nicht in Zweifel gezogen ſieht. Vielleicht iſt er einer jener erſchlichenen Begriffe; allein Kant meint, dieſe Begriffe können bald trügen, bald wahr ſein, weil auch dunkle Schlüſſe nicht immer irren. Sehen wir alſo zu, — von wannen er eingeſchlichen ſein könne. Ein unbefan-

gener Blick zeigt, daß er gar nicht auf dem Wege der Naturforschung gekommen sei, auf dem wir ihm begegneten. Man hat nicht damit angefangen, den Bau des Menschen zu untersuchen, und das Dach zu finden, wo dieser Fremdling im Gebiete der Natur seine Herrschaft treibe; diese Herrschaft war längst angekündigt, ehe sie gesucht war. Niemand wird läugnen, daß, von allen Naturgesetzen das gewisseste — Selbsterhaltung das eingeborne Gesetz des Individuums sei. Haben aber nicht Menschen schon lange vor der wissenschaftlichen Festsetzung zweier Elemente in unserer Natur, die Selbsterhaltung des Leibes aufgeopfert — um der Selbsterhaltung eines Wesens willen, für das kein Name gegeben war?*) Warum kann überhaupt der Mensch vom Gesetze der Sinne abgehen? warum entsagen? warum ist er, wenn ihn der Hunger peinigt, doch im Stande, den schönsten Leckerbissen abzuweisen und sich vom Bedürfnisse verzehren zu lassen? können Handlungen, die sich, im entgegengesetzten Sinne, zugleich zeigen, aus Einer Quelle fließen? Nimmermehr! Nennt das Wort für das Element, das hier zu Grunde liegt, wie ihr mögt, — das Element des Körpers ist es nicht.

Mögen sie uns denn auf was immer für einem Wege gekommen sein, diese Begriffe: Geist und Körper, — gewiß sind wir, daß die Art ihrer Auffassung und Verbindung in uns, als Seele und Leib, uns eine Frage vorlegt, die unauflösbar ist und bleiben muß, — weil sie

*) „Du wählest Leben, und ich wähle Tod!“ Sophokl. Antig.

eine irrige Frage ist. Quaerit delirus, quod non respondet Homerus. Jeder Versuch, sie zu lösen, kühn und folgerichtig durchgeführt, muß zu einem Widerspruche leiten, — den unsere reine Selbstbeobachtung einfach löst. Denn wir selbst sind ja Leib und Seele, — wir fassen die Dinge und uns, durch zwei in uns vorfindige Kräfte: die Sinne und das Denken, auf. Will man -- wie schon oben gefragt ward — begreiflich machen, was sinnlich, — anschaulich machen, was geistig ist? Begreiflich machen aber heißt vergeistigen, anschaulich machen, heißt verkörpern. Der Versuch führt also, indem er beide Begriffe verbinden wollte, dahin, einen von beiden zu vernichten. Man mußte den Leib auf irgend eine Weise zur Seele machen, in's Seelenhafte übersetzen, um sich eine Wirkung der Seele auf ihn vorstellen zu können. Man mußte die Seele verleiblichen, um sich körperliche Einwirkungen von Einfluß auf sie denken zu dürfen.

Das erste thut die philosophische Naturbetrachtung überall und immer, und sie kann nicht anders. Sie that es, in einer noch nicht völlig überlebten Epoche, durch den Begriff einer dynamischen Naturwissenschaft; einen Begriff, der alle Thätigkeit im lebendigen Körper auf Kräfte, und diese auf eine Kraft reducirt, die den Impuls zur Thätigkeit ertheilt, — einen Begriff, der, genau besehen, leichter zu belächeln als zu — entbehren sein möchte. Es könnte wohl kommen, daß die Reihe des Belächeltwerdens einmal diejenigen träfe, die sich so viel damit wissen, das ihnen verrufene Gespenst des Aberglaubens, das Wörtchen „Kraft" — weil es unserer An-

maßung, Alles zu wissen, den ärgerlichen Trotz entgegenstellt, nicht wißbar zu sein, und sie dadurch beschämt, — aus der höhern Naturforschung völlig verjagt, und die Luft des Lebensprocesses für chemische Operationen rein gemacht zu haben. Es könnte kommen, daß man ihr Beginnen einst so naiv fände, wie Goethe den Haß Lucrezens gegen den Begriff der Unsterblichkeit findet. Es könnte kommen, daß jenes „Anonyme", vor welchem sie eine so komische Scheu haben, welchem auszuweichen sie so verrenkte und ängstliche Redepirouetten machen, sich irgendwo, zur Rache, einmal geltend machte, wo es vielleicht am wenigsten willkommen wäre! In allem Ernste: den Begriff „Kraft" aus der Naturforschung verbannen wollen, heißt wohl nur — ihn nie recht gefaßt zu haben. Die Natur besteht aus Stoffen; sie bewegt sich durch Kraft. Nenne mir Jemand den Stoff, der, kraftlos, die andern Stoffe in Bewegung setzt! Wir können, wie wir es in vielen Fächern der Naturwissenschaft erfahren haben, die Zahl vieler, dem Anscheine nach verschiedener, Kräfte auf eine kleinere Zahl zurückführen, die zur Erklärung der Wirkungen jener zureicht, — aber diese Reduction wird endlich stets auf Grundkräfte führen, über die wir nicht weiter hinaus können. Der Begriff „Kraft" also wird ewig der letzte für die Naturwissenschaft sein. Sie kann sich denselben nicht denkbar machen, als ob er vom Stoffe abgesondert wäre, als einen Stoff außer dem Stoffe, weil sie sich so ewig in einem Kreise bewegen müßte. Wer diesen Begriff gefaßt hat und sich in ihm heimisch macht, verläßt in diesem Augenblicke das Gebiet der Naturfor-

schung, und tritt, wollend oder nichtwollend, in das der Metaphysik ein.

Fortschritte der Zeit im Gebiete der Erfahrungswissenschaften, Uebergriffe einer noch kaum völlig überstandenen naturphilosophischen Schule aus dem Gebiete des Denkens in leere Formeln der Dialektik — haben der Gegenwart das Gebiet der Metaphysik verleidet, und selbst gesunde Köpfe werden geschüttelt, wenn das Wort „Metaphysik" an ihre Ohren klingt. Allein vergebens geschüttelt! Man fliehe die Philosophie, wie man will, — man rennt ihr immer wieder in die Arme. Jedes Problem treibt zuletzt doch zu ihr hin, — denn sie ist die Wissenschaft von den Problemen. Man stelle sich, wie man wolle, gegen diese; gleichgiltig, vornehm, ungläubig, ausweichend, — umgehen kann man sie nimmer! Gleichmüthig und unerschütterlich stehen sie da, kalt und fest, unabhängig von unserer Gesinnung gegen sie, von unserm Wissen oder Nichtwissen um sie, — die ewigen Grundbegriffe alles menschlichen Denkens; die Marken unseres geistigen Gebietes, die wir wohl vermeiden, also gedankenlos bleiben, — aber nicht überschreiten können; die Begriffe, welche man durch noch so lange angehäufte Erfahrungen nie los geworden ist; — von welchen nicht weiter zu reden endlich Ton werden kann, an welche nicht weiter zu denken aber das Ende alles Denkens sein würde."*)

Durch die Auffindung des Begriffes, den wir vorläufig durch das Wort „Kraft" bezeichneten, sind wir also

*) Herbart und phil. Stud. Gött. 1807.

in das Gebiet der Metaphysik eingetreten. Wer ihn faßt, diesen Begriff, beginnt zu denken. „Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwei Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleistifte auf's Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht, denn ihm ist die Quelle alles Denkens aufgegangen." Diese hingeworfenen Worte Goethes beweisen, welchen Blick in die Tiefe des geistigen Lebens der Mann gemacht hat, dessen „grau, Freund, ist alle Theorie" zur sprichwörtlichen Bezeichnung seines vielverkannten Wesens geworden ist. Und in der That, es ist so. Mit der Abstraktion beginnt die Philosophie; wer jener nicht fähig ist, muß diese aufgeben. Mit dem Begriffe des Mathematikers vom unsichtbaren Punkte ist ihr Anfang gegeben. In ihm wird das Sinnliche zum Begrifflichen. Was ist reine, an und für sich gedachte Kraft, — als Geist? Kraft wie Geist, — was sind sie, als menschliche Begriffe? Die erste Andeutung davon konnte uns schon die Betrachtung der bloß organischen Körper geben (ohne noch den Menschen, als solchen, zu berücksichtigen). Ihre Scheidung von den unorganischen war ein richtiger Griff, und brachte der Naturforschung einen Gewinn, den eine nachfolgende sogenannte absolute Identitätslehre (der ursprüngliche Idealismus Schellings) leider durch die alle Grenzen der Betrachtung verwischende Vorstellung von einer ununterbrochenen Wesenreihe, von einem Gesammt-Organismus der Schöpfung wieder zu vernichten drohte. Der

Begriff „organisch" hat eben den Uebergang aus der Welt der todten Natur in eine uns durch Analogie mit unserm Begriffe der Zweckmäßigkeit verständliche Ansicht lebendiger Kräfte gebahnt. Im „Begriffsmäßigen" liegt eben das Organische. Organismus ist ein dargestellter Begriff. Seine Vernichtung wäre mithin der Verlust eines in unserm Denken glücklich eroberten neuen Besitzes.

Allein die Kraft, — das X in der Gleichung, welche die Naturforschung mit ihren bekannten Größen vorlegt, — genügt der kühneren Forderung der Metaphysik bei Feststellung des letzten Begriffes des körperlichen Daseins nicht. Kräfte sind Accidenzen, — sie geben eine Thätigkeit, aber kein Sein. Die Metaphysik setzt, aus ihrer eigenen Bearbeitung der ihr von der Erfahrung unvollständig aufgedrungenen Begriffe, — statt des Accidenzes die Substanz an die Stelle, wohin die Analyse des Zusammengesetzten nicht mehr gelangen kann. Sie gibt uns zu bedenken, daß es in unserer Vorstellungsart liegt, „uns die Körper ursprünglich als aus Elementen bestehend zu denken, die nichts weniger als körperlich sind." *) Wir müssen sie uns so vorstellen, um Körper denkbar zu machen. Denn Denken heißt: in Eins fassen, und die Materie ist zusammengesetzt. Sie muß auf ein Einfaches zurückgeführt werden, um dem Begriffe zugänglich zu sein. Dieses Einfache kann nur als ein innerer Zustand gedacht werden; der innere Zustand nur als eine Vorstellung. Leibnitz hatte diesen Ausdruck zuerst gebraucht, und Kant,

*) Herbart Metaph. II. §. 327.

der ihn in diesem Sinne anführt, bemerkt, daß spätere Philosophen diesen unausgeführten Gedanken mit Gelächter empfingen. Sie hätten aber — meint er — nicht übel gethan, vorher ein wenig bei sich zu überlegen, ob denn ein einfacher Theil der Materie, eine Substanz, ohne allen inneren Zustand möglich sei; und wenn sie denn diesen nicht etwa ausschließen wollten, so würde ihnen obgelegen sein, einen andern möglichen innern Zustand zu erfinden, als den der Vorstellungen und der Thätigkeiten, die von ihnen abhängen.*) Einfache Substanzen also, entgegengesetzten Wesens, durchdringen sich in dem Komplex, den wir unsere Gesammtvorstellung nennen müßten. Wie läßt sich aber ein solches Durchdringen wieder vorstellbar machen? Wie läßt sich der äußere Zustand aus dem Zusammensein der inneren erklären? Durch Herbarts „Selbsterhaltungen" und „Störungen?" Durch Druck und „gleichsam Widerstand?" „Ich bin freilich genöthigt zu glauben — sagte Fichte — daß durch mein Wollen meine Hand in Bewegung gesetzt werde; wie aber ein Druck der Intelligenz auf sich selbst Princip der Bewegung in einer schweren, irdischen Masse sein könne, darüber schweigt mein Denken." Herbart, das rechte Maß in der Auffassung des Gegebenen durch die gegebenen Begriffe innerlich achtend und anerkennend, verwahrt sich selbst überall gegen das „unserer Spekulation etwa Unzugängliche", und ist mehr Kantianer, als er es Rede haben will.

So führt uns der analytische Gang der Naturfor-

*) Träume ein. Geisterf.

ſchung, wie der ſynthetiſche der Begriffs-Ergänzung immer wieder auf den unſerer Natur (anthropologiſch), wie ſie der geſunde Sinn, das unmittelbare, richtige Empfinden auffaßt, eigenthümlichen Standpunkt zurück. Es iſt und bleibt unbeſtreitbar, was ſo viele Philoſophen mehr oder minder entſchieden, jeder nach ſeiner Art, bewieſen, ja ſelbſt durch ihre Theoreme gezeigt und oft, ohne es zu wiſſen, ausgeſprochen haben: daß der Gegenſatz von Geiſt und Körper ein Gegenſatz in der Art unſerer Auffaſſung, und daß dieſe doppelte Art der Auffaſſung das charakteriſtiſche Merkmal der Menſchheit ſei. Wollte aber Jemand, ungeübt in der Feinheit, mit welcher philoſophiſche Sätze gefaßt werden wollen, daraus haſtig weiter ſchließen: alſo iſt kein Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Körper in ihrer Weſenheit (weil er nur in unſerer Auffaſſungsweiſe ſei) — ſo würde er gewaltig fehl geſchoſſen haben. Wir wiſſen eben von ihrem Weſen nur das, was unſere Auffaſſungsweiſen uns lehren, *das* aber wiſſen wir ſo gewiß, als wir wiſſen, daß wir ſind. Denn wir ſind eben jenes Doppelte, wovon wir wiſſen; wir wiſſen davon, weil wir es ſind. Dieſe Kette iſt die ewig geſchloſſene, unauflösliche, unbeſtreitbare des echten Idealismus, der zuletzt in den Hafen der natürlichen Denkweiſe, des einfachen, geſunden Menſchenverſtandes zurücklenkt, aus den Regionen der ſich in ſich ſelbſt bewegenden Spekulation. Jener und dieſe ſagen: die Dinge ſind, weil wir ſie denken müſſen; wir müſſen aber auch eben denken, daß ſie ſind; alſo wäre: ihr Sein für ein Produkt des Denkens zu halten (was der falſche Idealismus that), ein Widerſpruch des Den-

kens gegen sich selbst. Die Dinge sind gegeben, weil wir gegeben sind. So ist denn auch der Dualismus ein Knäuel, der wir selbst sind, der wohl ein mit einem andern Anschauungsvermögen, als das menschliche, begabter Verstand, der die Dinge aus Gott heraus, Alle in Einem und Eines in Allem zu schauen privilegirt ist, zerhauen mag, — aber ein ächter Denker nicht zu lösen verlangen wird.

Diese gewonnene Einsicht lehrt uns, vom anthropologischen Standpunkte aus, die so oft und lebhaft vertheidigten und bekämpften Ansichten des Spiritualismus und Materialismus in ihrer wahren Bedeutung begreifen. Der Materialismus, d. h. die Ansicht, welche die Verschiedenheit eines geistigen Princips von einem körperlichen nicht zugibt, sondern jenes als eine höhere Potenz, als eine Verfeinerung von diesem betrachtet, erklärt nicht nur nichts, sondern macht das Räthsel nur noch dunkler. Beim Dualismus begreift man doch das Dasein jedes einzelnen Princips an sich, und nur die Art ihrer Verbindung nicht, — die aber der Thatbestand nachweist; und überdies ist durch ihn der Zweck unseres Daseins begründet und erklärt; ein Umstand, der, wenn auch nicht entscheidend für die Schärfe der wissenschaftlichen Bestimmung, doch entscheidend für den sittlichen Charakter der Menschheit ist, dem alle andern Zwecke untergeordnet sind. Beim Materialismus aber begreift man nicht, wie der Stoff denken könne, und außerdem verliert auch das ganze menschliche Dasein jeden Sinn und jede Bedeutung. Der Materialismus hebt sich selbst auf, wenn er sich so verfeinert, daß er den Körper zum Geiste macht; und nur so kann

er ihn denken, fühlen und wollen laſſen. Der Materialismus iſt eine weit gewagtere Hypotheſe als der Spiritualismus; ja man ſollte eigentlich den Ausdruck „Materialismus“ gar nicht anwenden, weil er den Schein von einer Anſicht, oder gar einem Syſteme verleiht, die im Materialismus nicht gegeben ſind. Materialismus weicht vielmehr jeder Anſicht, jedem Probleme aus, ſtatt es damit zu verſuchen; und iſt, ſcharf betrachtet, nur gänzlicher Mangel philoſophiſcher Bildung. Denn dieſe fängt eben, wie wir geſehen, damit an, daß der Menſch in ſich einkehren und den Begriff, „Geiſt, Subſtanz“ bilden und feſthalten lerne, wie der Geometer den Begriff des Punktes. Wie Platon dem Schüler, der dieſen noch nicht gefaßt hatte (*Αγεωμετρητος*), ſo kann man auch dem Materialiſten nicht geſtatten, in Sachen der Philoſophie das Wort zu nehmen. Es fehlt ihm das A, alſo auch B, C, D u. ſ. f. Er meint was Rechtes geſagt zu haben, wenn er frägt, was iſt denn Geiſt? als wenn er wüßte, was Körper iſt? In der That alſo bleibt die beſte Widerlegung des Materialismus, — der Streit um ihn. Der Geiſt, der ſich als ſolchen denkt und behauptet, iſt. Nicht das Gleiche gilt umgekehrt. Verneinen kann ſich der Geiſt, ſo lange er nicht zum Begriffe ſeiner ſelbſt entwickelt iſt. „Immateriell“ — ſagt der conſequente Materialismus — „iſt ein leeres Wort. Es beſagt nur, daß wir gewiſſe Erſcheinungen noch nicht aus den Naturproceſſen erklären können...“ „Immateriell“ — ſagt der conſequente Spiritualismus nicht minder — „iſt ein leeres Wort. Es beſagt nur durch eine Verneinung, daß wir die Verneи-

nung unſeres Vorſtellungsvermögens zum Maßſtabe für das Weſen der Dinge machen." Dieſe beiden Ausſprüche zuſammengenommen und wohl in ihrem Urſprunge begriffen, was ſind ſie, als ein entſcheidender Beweis für den Dualismus? was weiſen ſie, als ſein Princip, ſeine Bedingung nach? unſere Vorſtellung; den Standpunkt unſeres Lebens und Wiſſens, — ſo lange wir Menſchen ſind. Dies iſt der menſchliche, — der philoſophiſch-anthropologiſche Standpunkt.

Hier iſt ſich denn der Menſch, auf dem Wege des Denkens, ſeines Weſens bewußt geworden; er hat die Spur ſeiner Erinnerung bis auf die erſte ſinnliche Erfahrung, bis auf die letzte geiſtige Einheit verfolgt, und iſt ſich ſelbſt ſo klar, als er ſich ſelbſt ſein kann. Allein er ſieht ſich nicht allein auf der Erde; er erblickt ſich, indem er um ſich ſchaut, in der Mitte einer lebendigen Schöpfung, für die er, oder die für ihn beſtimmt ſcheint. Auf dieſe richtet ſich nun ſein Auge; ſein Verhältniß zu ihr muß ihm klar werden, wenn er nicht ein Fremdling auf der Erde bleiben, wenn er nicht vergebens die Kenntniß ſeiner ſelbſt, ohne Zweck und Beſtimmung, erworben haben ſoll.

III.

Der Menſch, über ſein Herankommen durch die Geſchichte ſeines Bewußtwerdens, über den Umfang ſeiner Anlagen durch ſein Bewußtſein ſelbſt belehrt, ſieht ſich auf einen Schauplatz verſetzt, den er nicht allein bewohnt.

Er hat eine Bestimmung in seinem Dasein suchen gelernt, vermuthet diese in dem Verhältnisse zu der ihn umgebenden Schöpfung zu finden, und sucht die Beziehungen auf, die ihn mit den übrigen Geschöpfen verbinden. Dabei leitet ihn ein Gefühl des „Menschenähnlichen" in der Reihe dieser Geschöpfe, um zu denen zu gelangen, die ihm eine Verwandtschaft mit der Gesammtvorstellung denkbar machen, die er von dem Ganzen hat, was er sein eigenes Leben nennt.

Ein stummes Reich von unregsamen Gebilden, ohne Aeußerung irgend einer in ihnen vorhandenen Bewegung, mit ihren Formen auch ihr Wesen ändernd, nicht durch Entwicklung von Innen heraus, sondern durch Anhäufung verschiedener anderer ebenso todter Stoffe von Außen entstehend und sich verändernd, — liegt vor seinem Auge, — in der zahllosen Menge der Steine und irdischen Stoffe, welche den Boden des Planeten bilden, den er bewohnt. Auf diesem Boden aber entwickeln sich andere auch noch dem Boden angehörige Gebilde, von denen er gewahr wird, daß sie nicht so völlig, wie jene groben Stoffe, aus der allgemeinen Materie nur zusammengetragen werden, sondern daß sie sich auseinander selbst erzeugen, fremde Stoffe in sich hineinnehmen, und so gleichsam von Innen heraus wachsen und sich vermehren. Er bemerkt an ihnen, statt der einfachen Masse der vorigen, abgesonderte Werkzeuge, Organe, — die mit einander wirken und aus Theilen ein Ganzes machen, wie er es im vollkommensten Grade an sich selbst, an seinem eigenen Körper wahrnimmt. Allein

dieſes Ganze gibt kein Lebenszeichen von ſich und bleibt überall an den Boden gewurzelt, aus dem es den Saft ſeines Gewebes zieht. Die ſtille Pflanzenwelt erſcheint ihm wie eine Gemeinde von Weſen, von denen jedes um ſeiner ſelbſt willen, aber keines um eines andern willen exiſtirt. In jeder einzelnen Pflanze ſcheint Alles Zweck und wechſelſeitig auch Mittel. Ein Theil ſcheint wegen des andern da zu ſein, und alle wegen des Ganzen. Die Urſache der Exiſtenz bei jedem Theile eines Gewächſes iſt alſo in dieſem Ganzen enthalten, während bei der todten Maſſe des Mineralreichs jeder Theil ſich ſelbſt trägt. Dieſes Zuſammenwirken in Eins hat etwas unſern menſchlichen Begriffen Aehnliches in ſich, was aber nicht in dem Weſen, das wir betrachten, ſondern in unſerer Art, es zu betrachten, zu liegen ſcheint. (Vestigium hominis video.) Mit unſerem eigenen Geiſte erkennen wir jedoch nur den, der in einzelnen Naturweſen niedergelegt iſt, und nur nach Maß dieſes unſeres Geiſtes.

Dieſer Begriff eines Organismus kehrt auch in jener uns ähnlichſten Reihe der Geſchöpfe wieder, welche als „ſtumme Nachtwandler der Erde" von der Scholle entfeſſelt, ſich frei auf ihr bewegen — die Thiere. Dieſe Weſen ſcheinen jenes Begriffs-ähnliche, was wir in die Einrichtung der Pflanzen, als von fremder Hand hineingewirkt, wahrzunehmen glaubten, ſchon in ſich ſelbſt zu haben und zu erzeugen, weil ſie bereits Handlungen ſelbſt verrichten, die einen Zweck nicht nur vorausſetzen laſſen, ſondern ſichtlich erfüllen. Das thun auch wir; und ſo ſehen wir uns genöthigt, wo wir ähnliche Wirkungen gewahr

werden, auch ähnliche Urſachen anzunehmen. Wenn der Menſch baut, ſo iſt er ſich ſeiner Abſicht bewußt; ſein Verſtand iſt die Urſache des Bauens. Wir ſehen auch den Biber bauen, und ſchreiben ihm deshalb etwas unſerm Verſtande Aehnliches (Analogon rationis) zu. Unterſuchen wir genauer, was bei dieſem Bauen vorgeht, ſo werden wir finden, daß es unter den Menſchen Ein Individuum iſt, unter den Thieren Eine Gattung derſelben, welcher dieſe beſtimmte Fähigkeit in einem beſtimmten Grade zukommt. Von Menſchen bauen Jene, die es gelernt haben; jeder nach ſeiner Art; von Thieren die Biber, die Bienen, die Schwalben, — jedes nach Art aller Individuen ſeiner Gattung. Ferner muß es uns auffallen, daß der Menſch nach freigewählten, außer ihm gedachten Zwecken wirkt, — das Thier nur nach dem von uns in ſein Weſen hineingedachten Zwecke der bloßen Selbſterhaltung; daß hieraus dort eine Möglichkeit der Weiterbildung und Vervollkommnung (Perfektibilität) entſtehe, von der hier nicht die Rede ſein kann. Immer bleibt, auch in den merkwürdigſten Fertigkeiten der Thiergattungen, die, ſeit Jahrtauſenden immer wiederholt, immer dieſelben geblieben ſind, wie eine dunkle Bannformel, die ewige, eiſerne Nothwendigkeit der Natur fühlbar; immer drehen ſich die tauſendfachen Bewegungen in Einem Kreiſe, wie das geblendete Pferd in der Mühle; nur der Menſch, der Freigelaſſene der Schöpfung, fühlt, daß eine höhere Beſtimmung in ihm keimt; und man würde beſſer thun, ſtatt, wie man es gethan hat, den Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier in den kleinlichſten Einzelheiten zu ſuchen, im

Skelett oder Weichgebilden, in den Ohrlärpchen, ja in der langen Weile, — jenen schon mit der früher gewonnenen Ansicht vom Menschen erreichten Standpunkt festzuhalten. Ihn festgehalten, wird die vergleichende Psychologie, welche die Thiere weder als reine Naturmechanismen (Maschinen) noch als bewußte Wesen, sondern als organische Wesen mit dunkeln Vorstellungen auffaßt, für die Erforschung der Gesetze des unbewußten Vorstellens noch viele Beiträge zu liefern fähig wurden.

Dieses Fortschreiten in der Reihe der Wesen, von todten zu lebendigen, von lebendigen zu beseelten, hat die Annahme einer Stufenfolge von Geschöpfen veranlaßt, wodurch die ganze Natur überhaupt zu einem sogenannten „Gesammtorganismus" — ein Ausdruck, den Drobisch geradezu als eine Affektation bezeichnet, — zu einem ganzen „Lebendigen", zu einer Kette, in der kein Glied, zu einer Leiter, in der keine Sprosse fehlte, gemacht würde. Allein wer unserer Darstellung gefolgt ist, und einen reinen, von Theorien unbeirrten Blick auf die Natur wirft, wird sich bald überzeugen, daß es ein großer Irrthum wäre, von der mineralogischen Welt aufwärts zur organischen in einer ununterbrochenen, immer höheren schreiten zu wollen. In jener, der unorganischen, ist z. B. das Einfachste das Herrlichste, in dieser das Komplicirteste. Man bemerkt leicht, daß beide Welten ganz verschiedene Tendenzen haben, und daß sich nirgends Stufen finden, die von der einen zur andern führen. Betrachten Sie die Entwürfe zu solchen „Systemen der Natur" — und Sie werden finden, daß darin ganze Reihen von ähnlichen Ge-

schöpfen, in Geschlechtern von unüberseehbaren Gattungen, z. B. in den wirbellosen Thieren, sich zusammendrängen, andere dagegen ganz vereinzelt dastehen, weil sie, ohne Zwang, bei ihrer eigenthümlichen Bildung, nirgends einzuschieben sind, z. B. die Vögel; andere Thiere finden sich, bei welchen, z. B. bei den Schildläusen, Männchen und Weibchen derartig verschieden gestaltet sind, daß man sie, in der beliebten Stufenleiter weit von einander, in entfernte Gattungen, setzen müßte. Endlich sehen wir einzelne Thiergattungen aus ganzen Ländern, z. B. die Wölfe aus Großbritannien, — andere Geschöpfe, wie dies mit dem Dudu z. B. wirklich geschehen ist, von der ganzen Erde schwinden, — ohne daß dadurch, wie jene Anhänger der Lehre von der Kette der Natur behaupten, der stille, ewige Gang der Schöpfung im Mindesten gefährdet würde.

Allein ein anderes Verhältniß unter den Geschöpfen des Planeten offenbart sich uns bei Betrachtung der auffindbaren Geschichte desselben, das uns vielleicht einen anderweitigen Blick über den Standpunkt aufschließt, welchen wir in der Reihe seiner Bewohner einnehmen. Die Erforschung der Vorwelt, so weit sie uns zugänglich ist, hat uns gelehrt, daß vor dem Erscheinen des Menschen auf der Erde wahrscheinlich eine andere Welt von Geschöpfen diesen Schauplatz bewohnte. Sie hat, aus versteinerten Resten, die uns als Denkmale jener Zeit noch erhalten sind, das Vorhanden-gewesen-sein einer ganz anders, als die gegenwärtige, gearteten, organischen Schöpfung bewiesen die aus dieser nunmehr fast gänzlich verschwunden

iſt*). Die Kenntniß dieſer Verſteinerungen, welche als ein Beſtandtheil der Geologie einen der anziehendſten Bezirke der Wiſſenſchaften bildet, hat durch die Bemühungen ausgezeichneter Forſcher in neueſter Zeit bedeutende Fortſchritte gemacht. Die älteſten Gebirge unſeres Planeten zeigen nach den Verſicherungen Aller gar keine Verſteinerungen; die auf ſie folgenden jüngeren Verſteinerungen von Thieren niederer Geſchlechter; die neueren Gebirge weiſen, je mehr ſie ſich der Oberfläche der Erdrinde nähern, immer vollkommnere Thiere in ihren Verſteinerungen auf. Dieſe Beobachtung hat die Naturforſcher dahin geführt, anzunehmen, daß rückſichtlich der Zeit ihres Entſtehens allerdings eine ſich allmählich und in großen Zwiſchenräumen ſteigernde Folge ihrer Schöpfung ſtatt haben mochte. Dieſelben Forſchungen haben ferner gelehrt, daß bis jetzt noch keine verſteinerten Reſte von Menſchenkörpern (wahre Anthropolythen) aus jener wilden gigantiſchen Urzeit aufgefunden worden ſind, und daß Alles, was man eine Zeit lang dafür anſprach, theils einer viel neueren Zeit angehörte, theils zuverläſſig nicht vom Menſchen herrührte. Eben ſo wenig kommen in den alten Verſteinerungen Kunſterzeugniſſe der Menſchen vor, da ſich doch manche von ihnen, z. B. Geräthe, Gebäude u. ſ. w. eben ſo gut als Verſteinerung erhalten hätten, als ſo viele, zarte Gewächſe und Thiere ſich als ſolche wirklich erhalten haben. Die fortſchreitende Petrefaktenkunde wies nach,

*) Phaciten, Belemniten, Mammuth, Ammonitan C. L. (Urwelt) u. a. Dinotherium, Megatherium Blumenb. S. 27.

daß die Skelette, die man für Menschenknochen ansah, Knochen urweltlicher Thiere, und die wirklich vorgefundenen Anthropolythen nur in neueren Schichten zu finden waren. Es ergab sich denn aus allen diesen geologischen Forschungen zuletzt das Resultat: daß der Erdball, bevor seine Oberfläche ihre jetzige Gestalt annahm, wenigstens drei über sie verbreitete Revolutionen erlitten habe, welche diejenigen lebenden Geschöpfe begruben, die ihn vor jener Revolution bewohnten; und daß nach jeder Umwälzung eine neue Organisation hervorwuchs, ähnlich, aber nicht gleich der vorigen. Jede ließ zahllose Ueberreste zurück, die als Zeugen ihres Dageweseinseins zu uns sprechen. Vom Menschen aber geben sie keine Kunde. Sie beweisen uns nur, daß er erst nach der letzten von ihnen, die neue Erde betrat. Mit der Erscheinung des Menschen ging somit eine neue Ordnung der Dinge an. Nicht den Gipfel auf der Leiter der Thierschöpfung und verfeinerten Organisationen stellt der Mensch gleichsam zum Abschlusse der frühern Schöpfung dar. Ja, wenn man physische Zweckmäßigkeit zum Maßstabe nehmen wollte, so würde man finden, daß der Mensch seinem Körper nach, gegen viele Thiergattungen sehr im Nachtheile erscheint. Keine schützende Decke bekleidet ihn, keine Waffe ist ihm mitgegeben, sich gegen Angriffe zu wehren, die Nahrung muß er sich erst bereiten und kann sie nicht, wie die Thiere, frisch aus der Hand der Natur empfangen, — so steht er am wehrlosesten im Gebiete der Schöpfung da; und doch scheinen alle andern Geschöpfe nur als für ihn geschaffen zu sein, — denn wir sehen, daß er sich fak-

tisch der Erde bemächtigt hat. Woher diese seltsame Thatsache? Deutet sie nicht auf ein anderes als das körperliche Prinzip hin, das, uns unbewußt, im Leben unserer Gattung waltet? Mit dem Menschen also tritt ein neues Element in die Schöpfung ein; der Geist senkt sich in die Natur. Selbst was thierisch ist im Menschen, kann nicht mehr aus dem blos auf Selbsterhaltung seines Individuums begrenzten Organismus, es kann nur aus einer Bestimmung verstanden werden, die den Anlagen seiner Doppelnatur zu Grunde liegt. Diese Bestimmung knüpft die irdische an eine zweite Welt an, — der Finger Gottes läßt sich spüren. Wer im Menschen nur die Gesetzmäßigkeit eines Kunstwerkes zum Bedürfnisse des Lebens voraussetzte, würde sich schon beim Thiere befremdet fühlen. Auch dieses, wenn das Bedürfniß gestillt ist, lebt müssig hin und von einem physiologischen Zwecke ist weiter keine Rede. Beim Menschen kommen noch die Vorstellungen und die aus ihnen fließenden Bewegungen seelischer Zustände hinzu, die jener Selbsterhaltung vielmehr im Wege ständen, — und wer an jener beschränkten Ansicht festhielte, müßte — wie es richtig bezeichnet worden ist, es widersinnig finden, daß in den spätern Mannesjahren, wo das Gedeihen des Leibes sichtbar im Abnehmen begriffen ist, sich der Geist noch veredle und vervollkomm'ne.

Aus dieser Umschau über die ihn umgebenden Wesen, die nicht Menschen sind, hat sich eine freundliche Klarheit über das Dasein des Menschen ergossen. Allein der Mensch findet sich nicht allein, nebst den Steinen,

Pflanzen und Thieren, auf der Erde, — er begegnet auf ihr auch seines Gleichen, — und die Menschen ziehen nun, als ihm verwandte Erscheinungen, sein fragendes Auge auf sich.

Sind sie mir ganz gleich? oder sind auch wir von einander verschieden? Es stellt sich bald das Letztere heraus, und unsere nächste Betrachtung wird diesen Verschiedenheiten gewidmet sein.

IV.

Die erste und auffallendste Verschiedenheit unter den Menschen bietet uns eine sehr merkwürdige Erscheinung dar. Auf eine eigenthümliche Weise findet der Mensch sich auf Erden verdoppelt, und die fortwährende Erneuerung der ihm gleichen Erscheinungen auf der Bühne des Lebens durch zwei Geschlechter, ein männliches und ein weibliches, bedingt, deren Verhältniß nun seiner Betrachtung eine andere Richtung gibt.

Wir gelangen nämlich jetzt von jener des einzelnen Menschen zu dem Begriffe der Menschengattung. Was an den einzelnen Menschen gleichsam regellos zur Erscheinung kommt, zeigt sich, wunderbarer Weise, an der ganzen Gattung als eine langsame, aber regelmäßige Fortentwicklung der ihr ursprünglich eingebornen Keime. So ist es mit den beiden Geschlechtern und den aus ihnen hervorgehenden Ehen. Da die letzteren der Wille des Menschen stiftet, so sollte man denken, daß die Geburts- und Sterbefälle keiner Regel unterworfen sein können,

nach welcher man ihre Zahl im Voraus berechnend vermuthen könnte, — und dennoch beweisen die jährlichen Ausweise derselben in großen Ländern, daß sie eben sowohl nach beständigen Naturgesetzen geschehen, als die so unbeständigen Witterungsverhältnisse, deren Einfluß Niemand bestimmen kann, die aber offenbar im Ganzen den Gang der Natur in einem gleichen Schritt erhalten. Einzelne Menschen und ganze Völker denken nicht daran, daß, indem sie jedes nach seinem Sinne, und oft eines gegen das andere, ihre Absicht verfolgen, sie unbewußt an der ihnen unbekannten Absicht der Natur mitarbeiten, — und, indem sie ihre Freiheit genießen, dennoch einer höhern Nothwendigkeit untergeordnet sind.

Erfahrungen von Jahrtausenden, die sich gewissermaßen täglich wiederholen, haben in der That das überaus interessante Gesetz der Geschlechter unverkennbar ausgesprochen: daß nämlich die fortwährende Schöpfung der menschlichen Individuen in einem bestimmten Verhältnisse zur Erhaltung der gesammten Gattung dieser Individuen vor sich geht; immer in zwei Formen: der männlichen und weiblichen, — und immer in einem sich ungestört gleich bleibenden Zahlenverhältnisse, der Frucht der Gleichzahl beider Geschlechter. „Gott schuf den Menschen; einen männlichen und einen weiblichen." Dieses Wort der ältesten Urkunde tönt durch die Geschichte unserer Gattung fort *).

*) Fr. Zimmermann, d. Leben d. Mensch in auf- u. absteig. Linie. Wien 1821. Quetelet ü. d. Mensch. Littrow II. S. 471. Kant verm. Schrift. I. S. 2.

Läßt sich aber, — werden Sie mit Recht fragen, — wirklich auch dies Gesetz so bequem beweisen als aussprechen? Man hat factisch Geburts- und Sterbelisten (Arbutnoth in London u. a. — s. unt.) in großen Städten eingesehen und gesucht, durch Zusammenstellungen in „großen Ziffern" auf die Spur irgend eines Verhältnisses zu gelangen. Und diese Versuche stellten sich wirklich nicht ohne Erfolg heraus. Ein gewisses Gleichgewicht wurde bemerkbar, je mehr man die Calcüls multiplizirte. Man kann diese Berechnungsart bei Malthus und Quetelet finden. Zuerst verglich man kleinere Zahlen, dann ging man auf größere über. Wo fängt nun die Spur, die zu seiner Annahme führen konnte, an, sich zu zeigen? Bei den Individuen offenbar nicht. Denn wir sehen ganze Familien mit lauter Knaben, andere mit lauter Mädchen; fast keine, wo die Geschlechter in gleichem Verhältnisse wären. Vielleicht Familien-Gesammtheiten von 20, 30, 40 auf einen Kreis? auch hier tritt dieselbe Schwankung ein. Manches Jahr werden im Dorfe fast blos Knaben, manches Jahr fast bloß Mädchen geboren. Rechnet man aber die Ziffern von 10—15 Jahren zusammen, so stellt sich constant das Verhältniß von 21—20 heraus. Und siehe da! was sich bei kleineren Associationen alle 10 Jahre ergibt, stellt sich bei größeren in kürzeren Zeiträumen dar. Geburtslisten von Städten, von 5000 u. m. Einwohnern, liefern die Belege, daß in den einzelnen Monaten so wenig wie dort in Jahren das Verhältniß zu finden sei; aber am Ende des Jahres, in so viel Monaten wie dort Jahren, tritt das richtige Verhältniß wieder ein. Bei größeren Städten

von 50,000 Menſchen, findet es ſich ſchon nach 4, bei noch größern von 100,000 alle Monate, u. ſ. f. Was ſich bei Hunderttauſenden in jeder Woche ereignet, geſchieht vielleicht an Millionen in Einem Tage! und in der That, die Geburtslisten Eines Tages in einem Lande von 10 Millionen Menſchen beſtätigen mit Staunen erregender Genauigkeit dieſe Vermuthung. Trotz der Verſchiedenheit der Provinzen an Klima, Production und Bildung, gab dieſes Land an einem Tage die Liſte von 587 männlichen und 556 weiblichen Geburten; alſo wieder ein Verhältniß wie 29 : 27½ — wie nahe von 21 : 20. Geben wir weiter; nehmen wir an, daß etwa 1000 Millionen Menſchen auf dem ganzen Erdboden leben, ſo würden ſich, wenn man das Ganze überzählen könnte, wohl finden, daß in jedem Augenblicke ein Menſch männlichen und einer weiblichen Geſchlechts geboren würde — und wir ſtünden wieder vor dem Akte der erſten Schöpfung, der ſich jeden Augenblick wiederholt. Genug, es iſt entſchieden, daß der Fortgang der Zeit ausgleicht, was der Gegenwart an dem Verhältniſſe gebricht, und daß eine gewiſſe Menſchenmenge, die Zeit und der Raum, die Faktoren ſind, die dieſe Gleichheit zum Produkte haben. Man kann das Verhältniß immerhin völlige Gleichheit nennen. Der Ueberſchuß der männlichen Geburten wird, gleichen Berechnungen zufolge, durch den Umſtand gehoben, daß bis zum 14. Jahr mehr Knaben als Mädchen ſterben, — dann alſo doch jene Gleichheit zum Vorſchein kommt. Hier iſt, da die Geburts- und Sterbeliſten der großen Städte und Länder, bei poſitiver Beſtimmbarkeit für die Thatſache

(Leben oder Nichtleben; nicht wie bei Epidemien, wechselnd nach Diagnostik und Unmöglichkeit des Aufspürens) — wirklich Auskunft zu liefern im Stande sind, die beste Gewähr für die Anwendung des Wahrscheinlichkeits-Calcüls „durch große Ziffern" gegeben (aux grands nombres) — eine Methode, welche, in so großem Maßstabe (nicht in einem kleinen, von vielen Umständen unsicher gemachtem Detail) angewandt, der Wissenschaft noch den erfreulichsten Nutzen verspricht (s. Quvarret).

Arbutnoth, Leibarzt der Königin Anna im J. 1712, hat durch Auszüge aus den Londoner Geburtslisten ein ähnliches Verhältniß bemerkt (Philosoph. transact.); Gravesand führte die Bemerkung theilnehmend fort; Süßmilch brachte das Resultat auf 21:20, und Humboldt fand es in Neuspanien wie in Frankreich, ohne es zu kennen, bestätigt (Essai pol. sur la nouv. Espagne).

Ein solches Gesetz führt auf den Begriff eines gemeinsamen Daseins in der Menschheit, deren einzelne Glieder nicht mit dem individuellen Bestand abgeschlossen, sondern in ein Gesammtleben verflochten sind, das ihre Freiheit vielleicht mit irgend einem unbekannten Gesetze höherer Nothwendigkeit einigend verbindet.

Aber nicht nur diese große und allgemeine Theilung in zwei Geschlechter und das Verhältniß beider zu einander, sondern auch gewisse von Reisenden und jetzt durch die allgemeine Kommunikation selbst überall wahrgenommene Gruppirungen verschiedener Gestaltung und Färbung unter den Menschen, von beiderlei Geschlechtern, fallen dem Beobachter in die Augen; und da sie von der

Natur intentionirt ſind, gehören ſie mit in den Kreis der uns natürlichen (anthropologiſchen) Beziehungsfragen. Man hat ſich vielfach mit Forſchungen über dieſe Art von Unterſchieden unter den Menſchen, an welcher ſowohl das männliche als weibliche Geſchlecht Antheil nimmt, und welche auf ihrer äußerlichen Form beruht, beſchäftigt. Man vermuthete nämlich, daß dieſes verſchiedene Ausſehen der Menſchen in verſchiedenen Gegenden der Erde von der fortgeſetzten Verbreitung der Menſchen, nach der erſten Zeugung aus Einem Paare, in die verſchiedenen Weltgegenden, durch Klima, Lebensweiſe und ähnliche Einwirkungen herrührte, welche allmählich Veränderungen in ihrer Färbung und Geſtalt zur Folge hatten, die ſich dann mit Fortzeugung auf ihre Nachkommen vererbten. Da man alſo dieſe Unterſchiede in der Aeußerlichkeit, der Abſtammung von Eltern, die in dieſes oder jenes Klima verſetzt worden waren, zuſchrieb, ſo nannte man ihre Nachkommen Stämme oder Racen. Man will damit eine Abartung bezeichnen, die, unbeſchadet der Einerleiheit der ganzen Menſchengattung, ſich in gewiſſen bleibenden Zügen, nach ihrer Verbreitung über die Erde an gewiſſen Orten derſelben erhielt. Die einzigen feſten und einigermaßen haltbaren Merkmale, durch die man im Stande war, die Verſchiedenheiten auszudrücken, ſind: die Hautfarbe, die Schädelform und die geographiſcher Verbreitung. Alle andern tauſendfach wechſelnden Abänderungen ſind, wie wir ſehen werden, nicht urſprünglich, ſondern von den Menſchen ſelbſt hervorgebracht, ereignen ſich vielmehr täglich vor unſern Augen und ſind dergeſtalt verzweigt und

mannichfach, daß kein Grad der Aufmerksamkeit hinreichend wäre, ihre einzelnen Fäden zu verfolgen.

Rücksichtlich der Hautfarbe gelten, nach den, seit Blumenbach, vielfach durchgesprochenen und abgeänderten Bestimmungen, bei den neuesten Naturforschern fast durchgängig nur dreierlei Hauptverschiedenheiten: die schwarze, die gelbe, die weiße. Die gelbe hat, wie sich zeigen wird, als übergängliche zwischen den beiden andern, mehrfache Abstufungen. Rücksichtlich der Schädelform dient die von Camper vorgezeichnete Gesichtslinie zum Maßstabe. Man denkt sich eine senkrechte Linie von der Stirnwölbung bis zum Grunde der Nase (dem vorragendsten Punkte des Oberkiefers); dann eine zweite, wagerecht von der Mitte des Ohrs bis an denselben Punkt des Oberkiefers, wo beide in einem Winkel zusammenstoßen. Je spitzer dieser Winkel ausfällt, desto mehr werden die untern Theile vor-, die obern zurücktreten. Beim Affen beträgt dieser Winkel 58 Grad; beim Menschen zwischen 70 und 85, ja mehr. Nur in den griechischen Kunstwerken wird er bis zum rechten Winkel (90°) erweitert, da jene Künstler ein inneres Gefühl leitete, daß in diesem Verhältnisse der Ausdruck des höhern Menschlichen läge und, je spitzer der Winkel sei, deste mehr das Thierische sich geltend mache.

Nach Voraussetzung dieser Anhaltspunkte werden die Racen folgendermaßen geschildert:

Die schwarze (Neger-) Race zeigt eine schwarze Hautfarbe, ein wolliges, krauses, immer schwarzes Haar; einen Gesichtswinkel von 70—75 Graden; einen engen, an den Seiten wie eingedrückten Schädel, eine stumpfe, platte

Nase, eine kurze, starkgewölbte Stirn, einen kräftig muskulösen Gliederbau. Dieser Urstamm bewohnt das innere Afrika. Der 15. Breitegrad wird als die Kulminations-Linie des Negerthums angegeben.

Die gelbe Farbe der Mittelrace zeigt sich in mehrfachen Abstufungen, von denen zwei, — eine fast weizengelbe und eine mehr braune, fast kupferartige Färbung — sich so weit auszeichnen, daß man sie noch hinlänglich unterscheiden kann. Die feineren Nüancen erlauben das nicht mehr. Der Schädel der Menschen dieser Race ist mehr nach der Breite entwickelt, was sich besonders durch sehr deutlich markirte Backenknochen (Jochbeine) ausspricht; das Gesicht ist platt, flach, mit wenig ausgewirkten Zügen; die Augenlider sind enggeschlitzt, wohl auch in schiefer nach außen und oben laufender Richtung aufgedunsen; das Haar ist schlicht, sparsam, straff, schwarz. Der Körper zeigt größere Leichtigkeit, aber auch Schwäche. Die mehr auseinanderliegende geographische Vertheilung dieser Stämme, im Vergleich mit jener der übrigen, scheint die größere Verschiedenheit der Hautfärbung zu bedingen. Denn während die andern Racen, wenngleich sehr ausgebreitet, sich doch mehr in einem Continuum sammeln, finden wir die mittlere auf beiden Hemisphären des Erdkreises vertheilt. Die malaische, mehr gelbe, die mongolische, mehr gelbbraune Gruppe bewohnt Ost- und Süd-Asien, ja erstreckt sich bis in die südindischen Inseln und Australien; die mehr in's kupfer-, ja bis in's zimmtfarbige Braun spielende, nimmt die nordamerikanischen Steppen ein.

Die weiße Race zeigt eine weiße, durch ein sanftes Roth erhöhte Haut- und Gesichtsfarbe. Der Schädel ist sanft gewölbt, die Gesichtsbildung mehr oval; der Gesichtswinkel beträgt 80,— ja in einigen Fällen bis gegen 90 Grade; es entsteht also mit dem Zurücktreten der Kau- und mit dem Vortreten der Denkorgane, jener menschlichere Charakter, den die griechischen Kunstwerke ausdrücken wollten; das Haar ist schlicht, mehrfärbig, bis in's Blonde auf der helleren Seite. Die Angehörigen dieses Urstammes bewohnen Europa mit all den Ländern in seiner Nachbarschaft im westlichen Asien, im nördlichsten Afrika, die so ziemlich den Komplex der Welt bilden, welche den Griechen und Römern bekannt war, und die unter dem Namen der gebildeten Welt eigentlich seit Jahrhunderten einbegriffen wurde. Man hat diesen Stamm den kaukasischen genannt, weil man in jenem schönen Klima Kaukasiens und überhaupt des westlichen Asiens, theils, der heiligen Ueberlieferung nach, überhaupt den Urstamm der Menschheit und auch den Ursprung der schönsten menschlichen Form annahm, theils jetzt noch die schönsten Muster dieser Form dort finden will. Man hatte den Ausgang der sämmtlichen Stämme von jener paradiesischen Welt des ersten Paares im Auge, deren Verbreitung in andern Gegenden eben ihre Abartungen, wie man annahm, allmählich nach sich zog.

Diese Daten sind aber auch so ziemlich Alles, was die rückwärts gewendete Menschengeschichtsforschung über ursprüngliche Verschiedenheiten dieser Gattung der Geschöpfe zu bringen weiß. Daß daraus keine innere wesentliche

Verſchiedenheit hervorgeht, daß alle dieſe Menſchen — Menſchen ſind, wie andere dieſes Namens, ergibt ſich Jedem von ſelbſt, ohne daß irgend ein Beweis nöthig wäre. Man hat wohl, rückſichtlich der geiſtigen Befähigung, hie und da Zweifel und Bedenken erhoben; die aber gewiß vor der Geſchichte und Ethnographie verſchwinden werde, wenn man einen nur einigermaßen billigen Maßſtab anlegt. Daß ſelbſt unter unſern, ſich mit Fug ſo nennenden, völlig civiliſirten Nationen ſich hie und da Individuen finden, die den Ausdruck der tiefſten Verwahrloſigkeit haben, mag zugegeben werden. Aber die Möglichkeit einer Anlage, ſich wenigſtens bis zu einer gewiſſen Dreſſur zu bilden, kann man höchſtens bei Jenen beſtreiten, die geradezu dem Cretinismus verfallen ſind. Die geiſtige Befähigung des Negers iſt bereits unwiderſprechlich durch die Geſchichte ſo gut dargethan, als die eigenthümliche, nicht von Europa ausgegangene Kultur der Chineſen und Hinter-Indier, für die der Mittelrace ſpricht; was die kaukaſiſche betrifft, ſo ſind eben die Gelehrten, welche die Racen aufgeſtellt und beſchrieben haben, ſelbſt aus ihrer Mitte, und werden nicht widerſprechen, wenn man ihr das Rühmlichſte nachſagt. Alles Uebrige, was man an Eigenthümlichkeit des pſychiſchen Charakters, an Ruhe, Leidenſchaftlichkeit, Bildungsſtufen u. ſ. w. an dieſen Gruppen unterſcheiden will, gehört wohl weniger der Natur, — gehört der Geſchichte an; bildet ſich ſo und anders, je nach Verhältniſſen, welche Menſchen ſich ſelbſt bereiten und weben.

In dieſem Sinne ſind auch alle außer dem Geſchlechts- und Stammverhältniſſe noch übrigen, nicht mehr

urſprünglichen und naturwüchſigen, ſondern abgeleiteten und künſtlichen Gruppirungen zu betrachten, welche man unter dem Namen: Nationalitäten, Völker, Staaten unterſcheidet. In allen dieſen Verſchiedenheiten der Formen und Beziehungen iſt nur Ein Gemeinſames zu entdecken, das, trotz ihnen allen, den Menſchen der übrigen Schöpfung gegenüberſtellt. Dieſes Gemeinſame liegt über allen dieſen Beziehungen und das Zuſammenſein der Menſchen bildet eine Einheit, die, ſo weit unſere Beurtheilung reicht, in keinem andern Kreiſe der Geſchöpfe vorkommt, — eine Gemeinſamkeit einer fortſchreitenden Beſtimmung, die den Charakter der Humanität vollendet.

V.

Hat ſich der Menſch die Geſchichte ſeines Herkommens zu entziffern geſucht, durch Selbſtbeobachtung den Umfang und die Beſchaffenheit ſeiner Anlagen erforſcht, durch Vergleichung derſelben mit der ihn umgebenden Welt und mit denen ſeiner gleichgearteten Genoſſen ſich orientirt — ſo kann er kaum mehr über ſich und ſeine Stellung im Weltall in Zweifel ſein. Das Licht einer höhern Beſtimmung iſt ihm aufgegangen; er fühlt, daß ſein Weſen Kräfte in ſich verbirgt, — Ausflüſſe einer höhern, ihm unbekannten Kraft, — durch welche die Welt um ihn verändert und Zwecken der Ewigkeit entgegengeführt werden kann. Ein Blick auf die Reihen der übrigen Geſchöpfe, ein Blick auf ſich ſelbſt haben es ihm bereits geoffenbart, daß von allen ihm bekannten übrigen Einzelwe-

sen, sich selbst überlassen, jedes seine ganze Bestimmung erfüllt, den Kreis seiner Anlagen durchläuft und seine Rolle ausspielt; anders der Mensch! hier ist es klar, daß nur das ganze Geschlecht, durch Fortschreiten in einer Reihe unabsehlicher Generationen, zu seiner Bestimmung sich empor arbeiten kann. Nicht wie die Pflanzen an die Schelle gebunden, nicht wie die Thiere an den Strich, den sie bewohnen, nicht an die Zeit noch an den Raum gebannt, erhalten sich die Söhne der Erde wechselseitig, wirken wechselseitig durch Bande und Mittel, die ihrer persönlichen Gegenwart nicht bedürfen, ja, diese Gegenwart überleben, — so daß die folgenden Generationen unter einander zu einem fortschreitenden Ganzen verschlungen sind. Diese Einheit, die sich fortwährend bereitet, die Entwicklung, die aus der stäten Ueberlieferung von Menschen an Menschen, von Geschlechtern an Geschlechter sich vollendet, — diese ist in der That ein charakteristisches Merkmal der Menschheit. Aus ihr erblühen die Familie, die Gesellschaft, das Eigenthum, die Rechte, die Geschichte; Elemente, welche den Menschen ein Leben schaffen, trotz der Vergänglichkeit ihrer Individuen. Diese Einheit ist es, die dem Menschen eine Welt verkündet, in die er sich hineinzuleben bestimmt ist, — einen Gott, dessen Wille über ihn schwebt, und den er allein von allen Geschöpfen aus dem Gesetze seiner Natur heraus ahnt. Er fühlt, daß er nie sein höchstes Ziel erreichen werde, — daß aber die Tendenz darnach zwar vielfach gehemmt und verändert, aber auch nie ganz vernichtet werden könne. Er fühlt, daß er gemacht ist, in einer Gesellschaft mit seines Gleichen zu sein und sich in ihr zu civilisiren, zu versittlichen.

Eine Art Erziehung des Menschengeschlechts, — wenn dieser Ausdruck als Metapher gestattet werden kann, — zeigt sich gleichsam über der Geschichte dieses Geschlechtes waltend, — als das letzte und entscheidende Resultat der Anthropologie.

Kehren wir sofort zurück von diesen Endansichten, die sich hier in weite Regionen zu eröffnen scheinen, zur Betrachtung jener früher erwähnten Gruppirungen im Ganzen der menschlichen Gesellschaft, die sich, nebst den durch die Natur gegebenen Formen der beiden Geschlechter und der natürlich verschieden gestalteten Urstämme unserer Gattung, — im Laufe der Geschichte, durch künstliche Verhältnisse, durch Verhältnisse von Zeit und Räumlichkeit bedingt, thatsächlich gebildet haben. Wir hören verschiedene Sprachen durch nahe und entfernte Länder tönen, sehen vielfache Gebräuche und Sitten sich seltsam begegnen und widersprechen, Einrichtungen mannichfacher Art in den Sachen des allgemeinen Lebensverkehrs, welche die Menschen jeden Geschlechts, jeder Abstammung, auf die mehrartigste Weise auseinander scheiden und zu selbstgemachten Verbindungen zusammenführen. Es wird nicht schwer halten, uns von der Entstehung dieser Thatsache eine Vorstellung zu bilden, die dem Hergange der natürlichsten Verhältnisse angemessen erscheinen könnte. Die erste Verbindung unter Menschen überhaupt ging aus dem Verhältnisse des Menschen zur Natur selbst hervor. Das Bedürfniß, zu leben, veranlaßte sie zur Arbeit. Anbau der Erde, die vor ihren Füßen sich ausbreitete, Jagd der Thiere, die vor ihren Augen sich bewegten und sich viel-

fach verwendbar zeigten, waren die ersten Versuche, die eigene Existenz mit Hilfsmitteln zu ihrer Fortsetzung zu versehen, und Jeder hütete mit der Sorgfalt des Selbsterhaltungstriebes die Frucht seines Erwerbes, — das Eigenthum. Die Nothwendigkeit der Arbeit für das Bestehen des Menschen erzeugte das unabweisliche Bedürfniß eines Schutzes für die Frucht dieser Arbeit, für das Erarbeitete. Ohne diesen Schutz müßte der Krieg Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) fortdauern, und der Mensch müßte sich an seiner eigenen Existenz aufreiben. Dieses Schutzbedürfniß gründete durch sich selbst unmittelbar jenes Urrecht, dem alle bürgerliche Gesellschaft entwuchs, ohne vorausgegangenen Vertrag, wie ihn die Theoretiker der Geschichte voraussetzen, die Geschichte selbst nicht voraussetzen läßt und in keiner Spur nachweist. Ein solcher Vertrag müßte auf ein Vorthalten hin geschlossen worden sein, wozu kein Rechtsanspruch vor der Entstehung des Rechtsbegriffes sich geltend machte. Woher entstünde denn die Pflicht, die Verträge zu halten, ohne welche alle aus ihnen hervorgegangenen Pflichten null und nichtig sind? Wenn aber die Theoretiker des Rechtsbegriffs sich bei ihrem Urvertrage keinen zeitlichen, sondern eine allgemeine, nothwendig giltige Vernunft-Voraussetzung, ein natürliches Verhältniß zwischen immer wiederkehrenden Gegensätzen zu einem in ihnen liegenden Gleichgewicht denken, so ist nichts dagegen zu erinnern*). Kein Schutz ist aber möglich ohne Macht. Wer

*) So beiläufig drückt Pölitz Staatswissenschaften. I.) über den sogen. Urvertrag sich aus.

schützen soll — muß schützen können. Diese Macht verleiht ihm nur der Gehorsam Jener, welche das Bedürfniß haben, geschützt zu sein. Dieser Gehorsam ist ein sich selbst auferlegter Zwang, um im Genusse des Urrechts zusammenleben zu können. Denn der Mensch ist ein instinktiv-geselliges Thier. Diese Macht liegt aber nicht in der Faust allein, sie liegt in Verhältnissen, die man vielleicht Zufall nennen könnte, im Alter, im Vaterthum, im Rathe, in der Bethätigung. Kam sie nun durch diese unmittelbare Rechtsentbindung in den Besitz eines Einzelnen, der sie, freilich nach dem im Menschen wohnenden Trieb, sich zu erweitern, wieder für seinen Besitz mißbrauchen kann, so rührt sich das alte Bedürfniß wieder. Das halbaufgegebene Recht verlangt wieder Schutz — aber diesmal — gegen den Beschützer. Mehrere stellen sich gegen Einen, Einer gegen Mehrere, die Macht theilt sich, und getheilte Macht — ist „Staat" in seiner ursprünglichsten Bedeutung. Es wird mit der Theilung hinüber und herüber gewechselt, alle Urformen der „Verfassungen" kommen, wie im Kern einer unausgeschälten Nuß, zum Vorschein und die Spiele der künftigen Staatskunst wechseln im Vorbilde. Gibt es nun eine Staatskunst? gibt es wirklich schützende und befreiende Einrichtungen? Ohne Zweifel! Die bestehenden Staaten sind ihre Beweise, ohne auf die Kritik der Einrichtungen einzugehen. Vergleichen wir sie miteinander, sondern wir ab, was sie ganz Eigenthümliches haben, — und wir werden sehen, daß ein Kern in allen übrig bleibt, — eine gemeinschaftliche Gesetzgebung. Dieser Kern, sehe die Schale aus, wie sie wolle, liegt

immer in dem, dem natürlichen Urrechte entſprechenden, je nach den Verhältniſſen in den Einrichtungen glücklich getroffenen Gleichgewichte für die jeweiligen Bedürfniſſe. Es liegt wirklich allen Verfaſſungen ein inneres Schema zu Grunde, wie den Sprachen der Völker eine unbewußte Grammatik. Ihr Ergebniß für die ſociale Befriedigung muß einſtweilen entſcheiden für die mehrere und mindere Naturberechtigung der einen wie der andern.

Nehmen wir nun an, daß dieſe Einrichtungen mehr oder minder ſchützend und verbindend über die ganze Erde ſich verbreiteten, — würden deshalb alle Menſchen nur Einen Staat ausmachen? Eine ſo ungeheure Inſtitution würde nicht zu verwalten ſein. Sie würde ſich wohl in mehrere kleinere, je nach Orten und Umſtänden theilen, die etwa nach ähnlichen Maßregeln verfahren dürften. Die Menſchen würden ſodann nach den Ländern, die ſie bewohnten, verſchiedene Intereſſen haben. Dieſe Intereſſen würden in manchen Streit gerathen. Wenn ein Bürger einem Bürger begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloßer Menſch einem bloßen Menſchen, die an allerlei verſchiedene Intereſſen gebunden ſind. Das Mittel alſo, welches die Menſchen künſtlich vereint, trennt ſie auch zugleich wieder. Ein verſchiedenes Klima, folglich häufig andere Bedürfniſſe, Gewohnheiten und Sitten und Religionen haben gewiß auch vielfachen Einfluß auf die Verhältniſſe ſolcher Staaten. Anſprüche vielfacher Art werden ſich geltend machen, und Ungleichheiten, die gar nicht zu vermeiden ſind, zu Reibungen beſtändigen Anlaß darbieten. Schwerlich jemals können alle Glieder eines Staates unter ſich

das nämliche Verhältniß haben. Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Theil nehmen, können sie doch keinen gleichen Antheil nehmen. Es wird also höhere und geringere Stände geben. Wenn Anfangs auch alles Eigenthum gleich unter sie vertheilt würde, so kann diese Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser nützen als der Andere. Einer wird sein schlechter genütztes unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also Reiche und Arme geben. „Der Arme wird gegen den Reichen aufstehen; der Neid wird das Eigenthum verneinen; Plünderung des Reichen wird heute die Folge sein, — und morgen? Plünderung der Plünderer unter sich!“ — Wenn es denn also gewiß ist, daß die Menschen nur durch Trennung in Vereinigung zu erhalten sind, — so erscheint die blos künstliche Verbindung durch Staaten nicht als Zweck, sondern nur als Mittel zum Zwecke jener vollkommenen Einheit des Menschengeschlechts, welche wir als die Bestimmung desselben vorauszusetzen gelernt haben. Die Civilisation (der äußerliche Rechtsverband) ist vielleicht nur die Brücke zur Kultur (zur innern Bildung) — und ein Uebergangspunkt in der Erziehung des Menschengeschlechts. Ja, die Civilisation, mit den Leidenschaften, die sie erregt, mit den Ungleichheiten und Zuständen, die sie hervorruft, wird für die Staaten eher ein Hinderniß als ein Fortschritt, wenn nicht mit ihr zugleich auch die Kultur (die Veräußerlichung) unter den Menschen sich fortbildet und verbreitet.

Diese doppelten Begriffe strömen aus Einer Quelle,

— münden in Einen Strom, — in die Bestimmung des Menschen: Sittlichkeit. Sittlichkeit ist das Princip der Menschheit; sie *bedingt* die Rechtmäßigkeit des Vertrages. — sie ist zugleich der Zweck des Vertrages, und gibt dem Rechte erst seine Bedeutung; Pflicht ist das Wort der Menschheit, Recht das Wort der Staaten. Die Staaten sind um der Menschheit willen da, nicht die Menschheit um der Staaten willen; Recht ist die Form, Sittlichkeit das Wesen; um zu diesem zu gelangen, ist jene unentbehrlich. Der Staat ist ein einem höhern untergeordneter Zweck; sein Mittel heißt: Gesinnung; jenes würde erst überflüssig, wenn dieses sich entwickelt hätte, — *durch* jenes sich entwickelt hätte. Bis eine ideale Menschheit existirt, muß es Staaten geben. Die Einrichtung dieser kann sich nur auf die Form beziehen; das Innere muß Gott und dem innern Menschen überlassen bleiben. Würde es je siegreich hervorbrechen, so fielen die Formen von selbst; das Wesen erschiene; die Staaten verschwänden, und das innere Gesetz (die Freiheit) würde offenbar, ohne des äußern (des Zwanges) zu bedürfen. Dann fiele denn auch der Unterschied von Politik und Moral für immer und jede Trennung wäre beseitigt. Es ist also Pflicht aller Menschen, mit Aufrechterhaltung dieser äußerlichen Form, in ihrem *Innern* jene Trennungen zu verneinen, — von Nationen, Glaubensbekenntnissen u. s. w. abzusehen, und sich so innerhalb der Staaten eine neue, unsichtbare Gemeinde zu gründen, welche, während der Dauer der Staaten, unter ihrem Schutze sich entwickeln kann, — und wenn sie so fest gegründet wäre in der

Bildung der Menschen, daß der Staat (als äußerliches Rechtsinstitut) sich überflüssig zeigte, — von selbst an seine Stelle träte. Patriotismus und Nationalität würden dann ihre Bedeutung verloren haben, — Nationalstolz, von dem schon Brougham in der englischen Kammer prophezeite, daß er aufhören werde, würde angesehen werden, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit, Krieg wie Schlägerei. Die Menschen wären dann keine Staatsbürger mehr, sondern Weltbürger, ja nur der wahre Weltbürger kann, wenn man es völlig erwägt, ein guter Staatsbürger sein, — und die Erziehung des Menschengeschlechts für seine höchste Bestimmung würde, trotz der künstlichen Einrichtungen, von einer höhern Hand vollendet. Dieser Chiliasmus ist allerdings ein philosophisches Ideal; aber ohne dieses Ideal sind Menschen, Menschheit, Staat und Gesellschaft — Erscheinungen ohne Sinn und Bedeutung. In der beständigen Annäherung an das Ideal besteht auch, wie in allen menschlichen Bestrebungen, die ohne Ideal sinnlos sind, die Lösung des Räthsels von unserem Dasein.

Wir finden den hier angedeuteten Gang dieser Annäherung der Menschheit an ihr Ideal durch die Geschichte unverkennbar nachgewiesen. Zu allen Zeiten, bei allen Völkern entwickelt sich nach und nach jener Uebergang aus dem ursprünglichen Zustande der Gesellschaft in den der Civilisation, und aus diesem in den der Kultur. Verschieden ausgetheilt finden wir diese Zustände über Zeiten, Länder, Völker, Einzelne; sie scheinen oft miteinander zu wechseln und sich ineinander, wie in einem Kreislaufe, zurück zu bewegen, — aber nur dem unge-

übten Auge. Das geübte Auge vermag deutlich den Weg zu verfolgen, auf welchem die Vorsehung die höhern Entwicklungen allmälich reifen, und oft, nach scheinbaren Rückschritten, sich eng concentriren, und sodann plötzlich sich um desto ergiebiger verbreiten läßt. Durch das Bedürfniß der Arbeit und des Schutzes für Arbeit ging die erste Gesellschaft, wie wir gesehen haben, zur Gesittung (Civilisation) über; die Folgen der Civilisation, die mit ihr wachsenden, künstlichen Bedürfnisse und künstlichen Trennungen führen neue Zustände der immer wachsenden Civilisation, neue Trennungen wegen der Ausbreitung in andere Länder, Konflikte der Einrichtungen, welche werden mit denen, welche anderswo schon waren, herbei, und erregen Uebel, zu welchen sie, höher entwickelt, die Gegenmittel in sich selbst mit Naturnothwendigkeit bereiten; Gift und Heilmittel aus Einer Quelle. Das gewerbliche Treiben z. B. gehört durch die Chancen, die es für das Eigenthum bietet, zu den erregenden Potenzen des Uebels, — durch die Thätigkeit, die es anregt, durch die Aufhebung der Vereinzelung, zu den unabwendbar heilsamen und bildenden, in die Natur der Gesellschaft gelegten Ressorts. Aus dieser Civilisation, so wenig sie eins mit der mit ihr so oft verwechselten Kultur (Versittlichung, innere Bildung) bedeutet, muß zuletzt diese Kultur selbst so gewiß erfolgen, als der gesellige Anstand (die sogenannte Höflichkeit) den Keim der Sittlichkeit unleugbar in sich trägt, und allmälich aus der Hülse losschält. So wie die Civilisation (Höflichkeitsbildung, Genduisirung) durch ihre Form (durch den Anstand, als: Schein, die Rechte der

Andern zu achten), den vorläufigen Ersatz für die noch unfertige Kultur (Sittenbildung) bieten, und durch die Form und ihre Angewöhnung allmälich wirklich das Wesen (die wirkliche Achtung der Rechte) vorbereiten und herbeiführen muß, — so muß der Staat vorläufig durch die auf den Rechtsbegriff gebaute Form seiner Einrichtungen das Mittel darbieten, die Menschheit dem Wesen ihrer Bestimmung zuzuführen, welches, je klarer und selbstständiger es hervortritt, desto sicherer die Formen entbehrlich machen würde. Scheint die Geschichte einem solchen Entwicklungsgange nicht zu widersprechen? haben nicht die Griechen einen höhern Grad der Civilisation, ja der Kultur behauptet, als wir? sehen wir nicht zu ihnen und ihrem Leben, wie zu Idealen, empor und zurück? Antworten wir darauf, wenn wir den Zustand betrachtet haben, in welchem sich, sichtbar für jedes nicht verblendete Auge, jetzt der größte Theil der Erdbevölkerung, im Vergleiche zu dem kleinen Theile eines bevorzugten Volkes jener Tage befindet. Haben damals die Völker auch nur Ahnungen von den Begriffen des Rechtes und der Gesellschaft gehabt, deren Bezeichnungen jetzt über alle Völker der Erde sich verbreitet haben? Aristoteles und Platon ragten aus der Mitte einer glücklichen Naturbildung als Blüten der Verheißung hervor, — ihre Ideen bewegen sich jetzt als lebendige Kräfte in den Massen, treiben und gähren, unverstanden, aber ihre Elemente unwillkürlich zur Entfaltung vorbereitend, durch die ganze Gesellschaft hin, — und die Weisheit des Einzelnen verwebt sich in das Bewußtsein Aller, das sofort, von Einem Volke dem

andern mitgetheilt, mit Riesenschritten nachholt, was Jahrhunderte — zu stocken schien. Ja wir dürfen getrost annehmen: je weiter der Irrthum sich verbreitet, desto mehr Boden finden die Wurzeln der Erkenntniß, — denn aller Irrthum ist ein Schein des Wahren. Der gesellige Verkehr öffnet sich in's Schrankenlose, — die Mittel der Bildung, einst von Wenigen in geheiligte Worte gelegt, die im bewegten Leben verhallten und in todten Schriften erstorben sind, sind dem gewerblichen Betriebe der Presse, durch die Konversation, die man Literatur nennt, umgestaltet; die Namen häufen sich, bis sie schwinden werden, — die Individuen haben aufgehört, und in der Masse der Gesellschaft bewegen sich gährend die gelösten Stoffe.

Ein großer Cyclus im moralischen Leben der Völker ist durchlaufen; ein Umschwung in der ganzen Menschheit hat sich seit Langem immer sichtlicher vorbereitet, — wodurch sie sich zuletzt auf einmal zu ihrem eigenen Erstaunen um ein Beträchtliches vorwärts gerückt sehen wird. Wehe uns, wenn es nicht so wäre! wenn sittliche Verwesung das Ende der menschlichen Geschichte sein müßte. Allein es ist nicht so. Das Böse hat den Grund zu seiner eigenen Zerstörung in sich. Es wird und muß in sich zerfallen, — und nichts wird den Keim des in sich selbst bestehenden Guten zerstören; nichts die große, sittliche Revolution aufhalten, die unserem Geschlechte bevorsteht!

Kann die ewige Wiederkehr in sich selbst, das sich ewig Verschlingen und ewig Wiedergebären der Gattung die Bestimmung der Menschheit sein?

Schon hat die Frucht der Arbeit und des Eigen-

thums den rohen Gewalten der ungebändigten Natur einen Spielraum für Thätigkeiten geistiger Art abgerungen. Diese haben sich geregt und verwickelt, Meinungen sind in den Verkehr getreten, und Leidenschaften haben sich den Kampf bereitet. Diese Elemente werden sich durch natürliche Prozesse scheiden und sichten; — Selbstdenken wird Bedürfniß und Zwang werden, und was im Geiste des Menschen verborgen liegt, wird sich läutern und wirksam werden. (Civilisat. d. Gesellschaft). Die Zwangsmaßregeln, die aus dem bellum omnium contra omnes hervorgehen, (Civilisation der Staaten) tragen in eben dem Sinne den Keim der Kultur in sich; sie werden zum Begriffe von Einrichtungen führen, durch welche das Unrecht, dem Nebenmenschen zugefügt, in seinen Folgen den trifft, der es zugefügt. Und wenn es möglich und denkbar wäre, ein derart entwickeltes Menschengeschlecht, — wenn die Vorsehung durch das im Lebensverlaufe unserer Gattung sich entwickelnde Gesetz unser irdisches Dasein in Frieden und Einigung abschlösse ... was dann? Dann stehen wir an der Stelle, wo sich die beiden Welten berühren, von denen die eine nur eine Anweisung auf die andere ist. Das gegenwärtige Leben läßt sich nach der Nothwendigkeit, die unsere Vernunft uns aufschließt, nicht als letzter Zweck des Daseins jener Gattung von Lebenden denken, die wir jetzt als Menschen kennen gelernt und nach allen ihren Fähigkeiten und Entwicklungen erforscht und verfolgt haben. In dem Charakter dieser Gattung liegt etwas, das in ihrem ganzen, irdischen Leben keine Anwendung findet, und für den höchsten der weltlichen

Zwecke. — den Staat als *solchen* — völlig überflüssig ist. Dieses Etwas ist: die Tendenz unseres innersten Wesens; Fichte nannte es den reinen *Willen*, der sich, in dieser Welt, wo Alles nur auf die *That* ankommt, die nicht in seiner Gewalt ist, sondern den Gesetzen der Natur untersteht, da der Wille keine sinnlichen Folgen hat, — ohne Zweck und ohne Bestimmung siebt. Seine Welt ist jene zweite, vielleicht *über*, vielleicht *in* uns, auf die wir, durch unsere geistige Natur, hingewiesen sind, — in die wir, durch die sinnliche, gegenwärtige, uns hineinzuleben bestimmt sind. Der Mensch ist das Geschöpf für die Zukunft; alles Gegenwärtige hat nur Bedeutung für uns, weil es mit dem Keime des Künftigen geschwängert ist. Ein ewiges „Vorwärts" ist unser Losungswort; vorwärts über das Grab hinaus, über das Jahrhundert, über das Irdische! *Das* ist das Wort, das uns alle anthropologischen Forschungen als ihr letztes und höchstes Ergebniß zurufen. Von ihm geleitet und begleitet werden wir die Erde verlassen, fröhlich verlassen, und „mit dem Hute der Freiheit gekrönt, mit dem Gurte des Himmels gegürtet, dem Rufe des Vaters folgen!"

Der Kreis anthropologischer Probleme ist hiermit abgeschlossen.

Die Geschichte der organischen Entwicklung des einzelnen Menschen betraf diejenigen Fragen, welche man dem physiologischen Theil der Anthropologie zuzuweisen pflegte. Die Geschichte seiner Seelenthätigkeiten behandelte man

unter dem Namen der empirischen Psychologie, ihre Ableitung aus dem Selbstbewußtsein durch Bearbeitung des gewonnenen Begriffes einer geistigen Einheit, unter dem Namen der rationalen Psychologie. Die Beziehung des Menschen zu den übrigen Gebilden der Schöpfung, den unorganischen und organisirten war der Naturgeschichte des Menschen zugewiesen, wohin man auch die Fragen von den natürlichen Gruppen der beiden Geschlechter und der Urstämme (Racen) zu verlegen für gut fand. Die letzte Wendung endlich, zu welcher die sachgemäße Behandlung aller den Menschen betreffenden Fragen geführt hat und führen muß, — ist es, die Kant als „pragmatische Anthropologie" bezeichnete.

Der Kreis von Gegenständen und Aufgaben, den ich Ihnen hiermit eröffnete, ist ein in seinen Theilen und Anwendungen unermeßlicher, — in seiner Hauptfrage bestimmter und abgeschlossener. Es gilt nun, in diesem genau gezeichneten Bereiche die eigene, selbstständige Denkkraft walten zu lassen, und an den, zeitlebens in alle Aufgaben unseres Daseins eingreifenden Problemen nach der angegebenen Richtung zu bethätigen. Einem solchen Selbstdenken Stoff, Raum, Gehalt, die wahren Fragen darzubieten, ihm die Grenze mit Sicherheit, so wie die Richtung vorzuzeichnen, — war der Zweck dieser Vorträge.

Ernſt, Freiherr von Feuchtersleben.

Umriſſe zu ſeiner Biographie und Charakteriſtik.

Von

Friedrich Hebbel.

Vorwort.

Indem ich dem Publikum diese Umrisse zu Feuchterslebens Biographie und Charakteristik übergebe, muß ich bemerken, daß ich das mir zu Gebote gestandene Material auf das Sorgfältigste — vielleicht bis zum Uebermaß — benutzt und ganz und gar Nichts, als das absolut Wertblose, ausgeschieden habe. Sollten daher, wie ich aber kaum glauben möchte, persönliche Beziehungen und Verhältnisse des Verewigten übergangen worden sein, so ist es wider mein Wissen und meinen Willen geschehen. Ebenso habe ich die Sammlung der Schriften so vollständig zu machen gesucht, als es mir irgend möglich war und sogar Manches wieder hervorgezogen, was der Verfasser, als er seine Beiträge zur Literatur und seine Lebensblätter zusammenstellte, offenbar selbst verurtheilt hatte. Ausgeschlossen habe ich jedoch, als bloße Gelegenheitsarbeiten ohne tiefere Bedeutung, den poetischen Text zu Schwind's Radirungen und die Gelehrten- und Dichter-Biographieen im Oesterreichischen Plutarch und in der Anthologie deutscher Classiker. Die vortreffliche Abhand-

lung über die Gewißheit und Würde der Heilkunst legte ich zurück, weil sie mir am besten geeignet schien, die rein medizinischen Werke einzuleiten. Den Herren Ludwig Scheyrer und Wilhelm von Metzerich, welche treulich an der Correctur mitgeholfen haben, spreche ich öffentlich meinen Dank dafür aus.

Ernst, Freiherr von Feuchtersleben.

„Man wird zu Allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenschlichen? Gewiß, es gibt geborene Menschen, wie es geborene Poeten gibt!“

So äußert sich Feuchtersleben in den Reflexionen und wenn diese Bemerkung irgend bestritten werden könnte, so brauchte man sich nur auf ihn selbst zu berufen und ihre Wahrheit wäre erwiesen. Denn er war eben in dem von ihm bezeichneten Sinne ein geborener Mensch, und wer sich sein Wesen klar machen will, der muß ihn aus diesem Gesichtspunkt betrachten.

In dem reinen Menschen wiederholt die Natur gewissermaßen sich selbst, sie läßt den allgemeinen Grund über die Besonderheiten, die auf ihm erwachsen, hervortreten und enthält sich des Individualisirens, so weit sie kann. In der Regel verfährt sie umgekehrt, und muß es auch thun, um die Welt nach allen Richtungen zu erschöpfen; der Künstler ist nur Künstler, der Held nur Held, weil der Eine ganz im Bilden und Darstellen, der Andere im energischen Handeln

aufgebt. Ja, zuweilen nöthigen ihre Zwecke ihr Erscheinungen ab, von denen man sagen möchte, daß sie, insoferne der Begriff des Individuums auf der harmonischen Verbindung aller Gesammtkräfte der menschlichen Natur zu einer neuen Form der Existenz beruht, gar keine Individuen sind, sondern, wie z. B. unser Zeitgenosse, der Rechenkünstler Zacharias Dase, schroffe Manifestationen der einen oder der anderen in voller Ungebundenheit waltenden Einzelkraft. Aber sie bedarf auch wieder der stillen Sammlung im Knotenpunkt, und einen solchen gewinnt sie nur im reinen Menschen, der den Ring abschließt. Daß dieser sich in keinem einzigen Gebiet schöpferisch erweisen wird, versteht sich wohl von selbst; er muß nothwendig auf's Empfangen und Wiederspiegeln beschränkt sein und jener Kristallkugel gleichen, die man zuweilen in einem norddeutschen Park angebracht sieht. Sie nimmt das Bild der Landschaft in sich auf und gibt es treu zurück, fügt ihr aber Nichts hinzu, als die Verklärung.

Ein Mensch und ein Begriff können sich nie vollständig decken; es wird daher Niemand erwarten, daß die eben gegebene Entwickelung in allen und jeden Stücken auf Feuchtersleben passen soll. Mag er aber den darin gezogenen Kreis hin und wieder, z. B. in seiner Psychiatrie, deren wissenschaftliche Würdigung ich dem Manne vom Fach überlassen muß, um viel oder wenig überschreiten; mag er ihn hin und wieder nicht ganz ausfüllen: im Ganzen und Großen paßt sie gewiß! Dies wird die nachfolgende Darstellung bestätigen.

Der Leſer kennt die Skizze bereits, in welcher der Verewigte der Akademie über ſein Leben Rechenſchaft abgelegt hat. Es ſcheint, daß eine weitere Ausführung derſelben in ſeinem Plane lag, wenigſtens deutet eines ſeiner Tagebuchblätter darauf hin.

„Warum" — lautet dieſes — „ſoll es mir jetzt, da es zu einer eigentlichen geiſtigen Produktion doch nicht mehr kommen wird, nicht geſtattet ſein, in Stunden eines ſolchen, vor dem Erblühen geknickten Bedürfniſſes mein Leben als Gegenſtand zu behandeln, und, ſo lange es noch dauert und ich es noch vermag, für mich ſelbſt illuſoriſch feſtzuhalten? Ich ſehe wohl ſelbſt aus dieſer Frage, daß ich die Lehre, die ich ſo oft wiederhole, nicht zu befolgen gelernt habe: ſich ſelbſt zu verleugnen, und, der Pflicht und dem Leben hingegeben, nichts zu fordern, nichts für ſich in Anſpruch zu nehmen; nur zu lieben und zu leiſten. Sei es mir denn von mir ſelbſt verziehen, daß ich, in ſeltenen Stunden, Stunden eines gezwungenen Ausruhens, in mich einkehre, und den illuſoriſchen Anſpruch, deſſen Aeußerung ich mir längſt verboten habe, den aber aufzugeben ich mich doch nicht ſtark genug fühle, den Anſpruch: verſtanden zu werden, bei mir ſelbſt zu befriedigen ſuche. Eine allzugroße körperliche Zartheit und Empfindlichkeit, die mir eigen iſt, mag dieſe Entſchuldigung unterſtützen; ohne alle Befriedigung fühle ich meine Kräfte zu ſehr ſchwinden, und ſo ſcheint es ſogar Pflicht, — um den Pflichten genügen zu können, — mir dieſe Befriedigung, welche die Welt nun einmal verſagt, ſelbſt zu verſchaffen."

Es ist zu beklagen, daß diese Ausführung unterblieb, aber auch zu bezweifeln, ob eine wirkliche Biographie daraus geworden wäre. Denn ein Mensch, wie Feuchtersleben, geht immer auf's Allgemeine aus und verschmäht das Bedingte, Persönliche, selbst da, wo es die Hauptsache ist, wie bei der Biographie, die nun einmal auf dem Detail beruht. Jetzt bleibt jedenfalls nichts Anderes übrig, als die fragmentarischen Aufzeichnungen, die sich im Nachlaß vorfinden, zusammenzustellen und die Lücken nothdürftig zu ergänzen. Vielleicht gibt das ein Mosaikbild.

Schon aus den Knaben- und Jünglings-Jahren liegen dergleichen vor, an denen die Abwesenheit alles eigentlich Anekdotischen und das Vertiefen in Reflexionen, die sich sogar bis auf die körperlichen Zustände erstrecken, gleich auffällt. Sie werden am besten durch das erste Gedicht des Verewigten eingeleitet; es entstand im Jahre 1817 und ist für den Verfasser ebenfalls charakteristisch.

Dichtkunst.

Sie winkt, der Musen holde Schaar,
Und bietet mir die Reize dar,
Die Dichtkunst uns gebar.
Wohlan! ich folge ihr!
Da spricht zu mir: Willkommen hier!
Der Musen-Gott von seinem Thron:
Komm her! empfange deinen Lohn.

Und sei befreit
Von deiner Last
Der Sterblichkeit,
Weil du nach mir getrachtet hast!
Unsterblich sein, das ist der Dichtkunst Lohn.

Ich komme mir in meinen jetzigen Verhältnissen vor, wie Samuel Gulliver in den Netzen der Lilliputer. So ein armseliges Gewebe! Und doch hält es mich fest! Diese Vergleichung will nicht taugen. Gulliver *konnte* nicht, ich *will* nicht.

Meine Verhärtungen im Unterleibe, die mich bis auf diesen Augenblick quälen, machten mir öde Stunden. Spleen nagte, ein Wurm, an meinem Leben. Er fraß die Blüte. Und wird nun eine Frucht folgen? — Die Erinnerung an gewesenes Glück.

Ich hatte meine ersten Lebensjahre auf dem Lande verlebt. Hier athmete ich wohl mit der Gottesluft Liebe zur Natur und Freiheit ein. Man weiß nicht aller Folgen Urgrund. Ich bin hierin sehr Materialist. Denn tausend Fälle lehrten mich, daß oft eine Naturfolge ist, was man für Selbstwillen hält. Ich will nicht berechnen, wie vielen Einfluß mein frühes Landleben auf meinen Republikanismus hatte. Ich gehorchte keinem Zwang, als dem der Natur. Mir gehorchte Niemand, als die todte Natur.

Oft machte mir mein Bruder Vorwürfe, wenn ich meinen Namen einfach unterschrieb, und den Freiherrn ausließ. Ich that es aber nicht anders.

Ich war im katholischen Glauben getauft und erzogen worden. Etwa in meinem fünfzehnten Lebensjahre dachte ich ernst über die Religion nach. Ich las viel darüber, sprach viel, wankte oft, und entschied mich damals für das Lutherthum, aus Liebe zu Luther, für den Calvinismus aus Gründen. Ja, es gab Augenblicke, besonders im kränklichen Zustande, da viel Katholicismus in meinem Gemüthe war. Dieses Wanken war der Anfang der Festigkeit. Auch begann vielleicht hier der Skepticismus, dem ich mich bald darauf in allen menschlichen Dingen hingab. Luther führte mich auf das deutsche Wesen. Hier war ich freilich bald zu Hause. Ich sammelte Stellen aus alten deutschen Büchern und schrieb den Titel zur Sammlung: „Stimmen der Altvordern." Es finden sich noch Blätter davon in meinen Schriften. Damals machte ich auch Lieder dieser Art. Doch alles dies in kranken, traurigen oder wunderlichen Stunden! Suchte ich mich, so fand ich mich stets in Rom und Griechenland. Dort war meine Heimat. Dort waren meine Götter. Rom und Griechenland: dies waren die ersten feierlichen Gefühle meiner Seele. Der Tod des Themistokles, das Leben des Aristides, waren meine Träume. Und was auf Erden ich groß und gut fand, erschien mir in jenen Gestalten. Menschheit, Vaterland, Bürgerthum. Die Trias meines Lebens.

Am Lesen fand ich früh Vergnügen. Mehr noch am Schreiben. Im Jahre 1823 machte ich einen Kalender der Menschheit. Ich schrieb zu jedem Tage des Jahres etwas, mir und der Menschheit Denkwürdiges, das sich an diesem Tage begeben. Er findet sich noch.

Einzelne Partien der Weltgeschichte waren mir vor allem lieb. Ich weilte darin gerne, und suchte sie nach meiner Art zu erzählen. Die Reformation, Kolumbus, die Freiwerdung der nordamerikanischen Kolonien, Pitt's Ministerium, Josef II. in Oesterreich, die französische Revolution, Sidney; Napoleons und des Alterthums will ich nicht gedenken.

Tagblätter las ich früh und gerne. Ich durfte nichts für meine Gründlichkeit fürchten.

In den Jahren 1821—23 las und sprach ich gern von Mesmers Magnetismus. Daß die Alchymie vorhergegangen war, versteht sich.

Ich verlebte einen Theil meiner Jugend in einer Akademie. Ich glaube, jene Zeit gut gebraucht zu haben; doch, ich hätte sie besser benützen können.

Ich besuchte gern das Theater, um heroische Tragödien zu sehen. Posa, Tell und Virginia waren meine Männer.

Das Erziehungssystem in der Akademie, in der ich manche Jugendjahre verträumt, war ganz verfehlt. Wie es in fast allen öffentlichen Erziehungsanstalten in Oesterreich der Fall ist. Pfaffen hatten die Erziehung auf sich; über sie war ein Soldat gesetzt. Ich sah die schönsten Anlagen junger Männer unter Pfaffenstolz und Rohheit verkümmern. Alle Tage wurde in die Kirche gegangen, öfters dreimal des Tags, oft zweimal; und so alle Religiosität erstickt. Unter den Pfaffen war Dummheit; wie sollten sie Wissenschaft lehren? Sie waren meistens Menschen, die nicht genug gute Säfte hatten, um Bauern, und nicht genug Verstand, um was anders zu werden. Was braucht ein Pfaffe mehr, als einen Narren vor'm Altar zu spielen, etwas Latein und Frechheit, zu lügen und zu überschreien? — Ueber diese war ein Soldat gesetzt, der sich mit ihnen über Alles zerzankte, nur darüber nicht, daß man die jungen Leute statt der Wissenschaften blinde Unterwerfung lehren müsse. So war unsere Erziehung. Aber der Mensch entwickelt sich, frei von Wind und Willkür. Und ich sah bei dieser Erziehung junge Männer aufwachsen, denen man Sparta oder Rom auf der Stirn ansah. Vielleicht, weil sich das Große durch Kampf gebärt, und im Kampfe bewährt. Aber die Majorität ward, wie man wollte — Staub und Koth.

Als ich zum erstenmale den Plutarch las, freute mich Essen und Trinken nicht.

Im Jahre 1824 schrieb ich: „Sonst war die Stoa mein Vaterhaus. Ich lebte in ihr. Sie ist es noch, aber nicht mehr wie vor. Es gibt einen erhabenen Stoicismus und einen gemüthlosen. Es ist groß, Lust und Schmerz zu besiegen; es ist klein und thierähnlich, lustlos und schmerzlos zu sein."

Gern weilten meine Gedanken am Grabe Josef's II. von Oesterreich. Ein Mensch, ein Mann, ein Bürger. Manche Stunde Umgangs mit dem Schauspieler J. Lange, der von diesem Kaiser erzählen durfte, waren mir Genuß. Ich besuchte gern die Anstalten in Wien, die von Josef stammten, und was er Gutes gestiftet. Das Krankenhaus, das Josefinum, den Augarten u. a. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich bei seinem Andenken nasse Augen gehabt. Sein Denkmal auf dem Josefsplatze sah ich stets mit Rührung an. Ich schrieb Manches von ihm auf und meinte, einst sein Leben zu beschreiben.

Auf meinen jährlichen Herbstreisen gewann ich Manches.

Alle Bedienten und Untergebenen waren mir gut. Da ich ein Knabe war, achtete ich sie, weil sie älter waren als ich; da ich ein Jüngling wurde, weil ich sah,

daß sie Menschen seien und unglücklich schon durch ihr Loos. Ich gab ihnen Liebe und erhielt Liebe.

Ich habe stets eine Scheu vor dem Alter gehabt.

Als ich mir einst, noch ein Jüngling, eingestehen mußte, daß ich noch wenig wisse, war ich stolz, zu wissen, daß ich wenig wisse wie Socrates.

Das Mittelmäßige haßte ich stets. Und so kam es wohl, daß ich als Jüngling oft auch das Gemäßigte haßte.

Den Robespierre vertheidigte ich stets. Ich denke, einst, was ich über ihn halte, zu schreiben.

In jenen Jahren machte ich eine Skizze von Algernon Sidney's Leben und las sie dem jungen Spiegelfeld vor. Ein Knabe von einiger Fantasie und Regsamkeit, auf den ich viel verwendete. Er verstand die Tendenz aber nicht, sondern blieb hängen an Sidney's Ruhmesflittern und einigen romantischen Scenen. — Einmal traf ich in der Lade dieses jungen Menschen, den ich fest genug an mich gekettet hatte, auf einem Papiere eine scherzhafte Unterschrift von seiner Hand, worin er sich zum Minister, Inhaber vieler Orden u. dergl. gemacht hatte. Ich erkannte leicht, daß das mit seinen Gedanken zusam-

menbing. Dies war genug für mich, um mich weiter nicht fein zu kümmern. Ich ließ ihn ſeine Wege gehen. — Das Gute hatte die öffentliche Erziehung in jener Akademie, daß man in einer kleinen, geſchloſſenen Welt lebte, darin es ging, wie in der großen. Menſchenbosheit, Menſchenerbärmlichkeit! Früh, zu früh hab' ich die gekannt. — Bei drei oder vier Menſchen, denen ich eine beſſere Seele zutraute, irrte ich mich gar arg.

Es gibt Stunden, da ich lebensſatt bin. Das iſt das Entſetzlichſte. Einige Male habe ich verzweifelt, oft war ich des Daſeins müde; oft fürchte ich den Verſtand zu verlieren. Vielleicht wäre mir dann beſſer.

Epiktets: „Wenn es im Zimmer raucht, ſo geh' ich hinaus," hat einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht. Mein Troſt. Mein Arkanum gegen den Spleen. Mein Schild gegen Tyrannen. Napoleon ſagte in Helena: „Hängt denn der Menſch von ſeines Gleichen ab, wenn er nicht mehr will?"

Die deutſchen Volksbücher: Genofeva, Till u. ſ. f. las ich ſtets gern: anfangs aus Einfalt, ſpäter aus Beurtheilung. Das Volksbuch unter dem Titel: „Genofeva, eine der ſchönſten und rührendſten Geſchichten des Alterthums. Neuerzählt für alle guten Menſchen, beſonders für Mütter und Kinder. Mit vielen Holzſchnitten. Linz,

bei Jg. Zierewald." dies Volksbuch, mit L. Tieck's Genofeva verglichen, behauptet einen unbestreitbaren objektiven, vielleicht auch einen subjektiven Vorrang vor dieser. Etwa wie die Natur vor der Kunst. Wie das Sein vor dem Scheinen.

Am 15. Juni 1824 zog sich der Rheumatismus, der schon lange meine Glieder geneckt, durch eine schnelle Verkühlung ins Gesicht. Eine Krankheit, deren ich mich, aus mancherlei Ursachen, mit Vergnügen erinnere. — Gesellschaft, frohe Zukunft, heitere Gegenwart, Natur, Fürstenberger Phosphor, und ich selbst — alles dies verbannte in jenen Tagen allen Spleen weit von mir.

Ich nehme jetzt Abschied von der Akademie. Als ein Knabe von siebenthalb Jahren betrat ich dies Haus; reinen, unverdorbenen Herzens, schuldlos, einfältig und froh. Nun, nach zwölf Jahren verlasse ich es wieder; nicht mehr schuldlos, nicht mehr einfältig, nicht mehr froh. Hier bildete ich mich zu dem, was ich geworden bin; hier lernte ich es an mir: nur aus dem Widerstreben geht Dasein hervor. In der Schule der Knechtschaft lernte ich frei sein, und mitten in der Finsterniß zwang ich, keck wie Prometheus, den Funken und nährte ihn. Der schnelle Kontrast von dem Frühling kindlicher Seligkeit zur Wintererstarrung der Seele machte mir beides zur Gewohnheit, und gab mir — worauf ich stolz bin — Macht über mich selbst. Dies ist der Triumph der

Freiheit, dies der Triumph des Willens, der Menschheit, Gottes. Die Menschen, die ich rechts und links von mir ihre Karten mischen sah, lehrten mich die ungeheure Größe ihrer Thorheit kennen, an die ich sonst nicht geglaubt haben würde; die Unzahl Bücher, die ich in dieser Klosterstille las, trug bei, meinen Glauben an die Menschendummheit zu bestätigen; und ich suchte die Weisheit beim Pöbel, und fand sie. Nach zehn Jahren der Dämmerung ward es licht. Da lernte ich, mir zu leben. Ich schien die Thorheiten der Menschen mitzumachen und arbeitete an ihrer Heilung. Man verstand mich nicht und deßwegen liebte man mich. Die ungewöhnlichen Mittel, die ich zu einem ungewöhnlichen Zwecke nehmen mußte, verhüllte ich unter der Maske der Originalität. Man gewöhnte sich nach und nach, mich allerlei Sonderbarkeiten thun zu sehen und fragte nicht, warum? Genug, daß ich es war. So galt ich dem A für a, dem B für b, dem C für c.

Ich habe diese Blätter ganz so gegeben, wie ich sie vorfand, und nicht einmal die kleinen grammatikalischen Verstöße ausgemerzt, die hie und da vorkommen, noch weniger aber die jugendlichen und also nothwendig unreifen Urtheile unterdrückt, so keck und scharf sie auch dastehen. Diese reformiren sich ja im Lauf des Lebens von selbst und es handelt sich hier um möglichst treue Veranschaulichung der Entwicklungs-Phasen, nicht um trocknes Aufzählen der Resultate.

Einen eigenthümlichen Charakter tragen schon diese Aufzeichnungen, trotz der sehr frühen Zeit, aus der sie herrühren; einen Charakter, in dem sich der spätere Mann bereits ankündigt. Die Begeisterung für Rom und Griechenland, für Natur und Freiheit, ist wohl immer die unzertrennliche Begleiterin einer tüchtigen Jugend; über den Plutarch wird jeder Knabe von einiger Phantasie Essen und Trinken vergessen und einen Kalender für die Menschheit wird auch Mancher in der einen oder der anderen Form anlegen, ja es werden sich in diesen Kalendern in der Regel sogar die nämlichen Heiligen zusammen finden. Aber dieß Alles pflegt ganz unbewußt und unter naiver Voraussetzung innigster Uebereinstimmung mit der ganzen Welt vor sich zu gehen, während der junge Feuchtersleben darüber reflectirt und das Allen so ziemlich Gemeinsame als etwas ihn allein Unterscheidendes betrachtet. Doch Naturen, wie die seinige, sind eben so geartet, daß sie sich unabläßig controlliren und daß ihre allergeheimsten Regungen eine Resonanz im Bewußtsein hervorrufen, so daß sie jene Mittel-Zustände zwischen Traum und Wachen, die mehr, als man glaubt, in's Leben hinein spielen, gar nicht kennen, eben darum aber auch in Regionen noch Licht hinein tragen, in denen alle übrigen Fackeln erlöschen. Der Zug, der in dem Notat über das Auslassen des Freiherr'n-Titels beim Niederschreiben des Namens gipfelt, gibt dem jugendlichen Alter allerdings etwas Fremdartiges, fast Unerquickliches, man muß ihn aber

ja nicht mit der nichtigen Selbstbespiegelungssucht, die auch wohl schon sehr zeitig vorkommt, verwechseln, denn er hat mit ihr nicht die entfernteste Verwandtschaft, er ist das einfache Ergebniß einer gerade so und nicht anders beschaffenen Organisation. Uebrigens fehlt es in unserem Fall auch keineswegs an allem Gegengewicht. Wie ergötzlich ist nicht gleich die augenblickliche Verurtheilung des Schulkameraden, der sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Staatsminister und Träger vieler Orden erhoben hat und welche schalkhafte Selbst-Ironie liegt nicht in der Bemerkung über die Aehnlichkeit mit Socrates hinsichtlich seines Wissens des Nichtwissens. Leider verlassen uns schon hier für lange Zeit die so wichtigen und unersetzlichen Tagebuch-Aufzeichnungen, und es findet sich nur noch ein Aufsatz des Jünglings über die Gründe zu seiner Berufswahl, der in die ethische Tiefe dieser Seele einen Blick gewährt.

Beweggründe für meine Berufswahl.

In den ersten Lebensjahren versprach meine körperliche Verfassung keine dauernde Gesundheit. Ein mehrjähriger Aufenthalt auf dem Lande fügte zu meinem Dasein das Leben. Ich genas; und wer die geheimen Wege der Menschen-Entwicklung kennt, wird es nicht unwahrscheinlich finden, daß dieß frühe Landleben jene warme Liebe zur Natur in mir erschuf, die stets ein Hauptbestandtheil meines Wesens war. Noch vor Vollendung meines siebenten Jahres ward mir das Glück, in eine

Anstalt zu treten, wo die Einrichtung des Studienwesens nicht minder, als der Lehrer persönliche Bildung, dem Knaben und Jünglinge reiche Gelegenheit zur Ausbildung geben. Hier entfaltete sich der Kindheit Saat. Die Wissenschaften von der Natur gewannen in mir bald den Vorrang, und lauschte der Knabe gern den Erzählungen von den Wundern der Naturgeschichte, so spürte der Jüngling emsig den unbetretenen Wegen des organischen Lebens nach. Aus einer nicht vollendet festen Körperbeschaffenheit, der Quelle größerer Reizbarkeit, und einem vielleicht zu frühen Hange zum strengeren Denken entstanden von Zeit zu Zeit kleine Kränklichkeiten. Nichts war natürlicher, als daß während dieser die stets thätige Beobachtung auf den Zustand des Kranken sich richtete, und so Selbsterfahrungen an Selbsterfahrungen sich reihten, die allmählig eine große Neigung zu tieferem Wissen von der Natur des Gesunden und Kranken in mir begründen mußten. Geweckt durch diese Beobachtungen nützte ich manche freie Stunde, um, dem frischen Hange folgend, mit Grübeln und Lesen über den Lieblingsgegenstand mich zu ergötzen. Das Beste, was ich bei all dem gewann, war vielleicht die nie schädliche Kunst, mich in jeder Lage zu beobachten, und Ursache und Wirkung jeder Aenderung in und an mir verstehen zu lernen. Wer dieß an sich kann, lernt es leicht auf Andere anwenden.

Als ich in die höhern Studien trat, die man so schön „Humanitätswissenschaften" zu nennen pflegt, hatt' ich das Glück, Professoren zu hören, die, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in Rom und Griechenland zu Hause

waren. Wie jeden Jüngling, der nur irgend Luft hat, ſich zu bilden, zog auch mich bald das klaſſiſche Alterthum, und mit ihm das Studium jener zwei Sprachen an, welche die gelehrte Welt ſeit mehreren Jahrhunderten für ſich uſurpirt hat, und die beſonders der Heilkunde ſo hilfreiche Hand bieten. Hier kam mir zu ſtatten, daß in der Akademie, die Maria Thereſia's ſchönſtes Vermächtniß an ihre Kinder iſt, die Studien der Naturwiſſenſchaften, und der griechiſchen Philologie nicht, wie an der hohen Schule, nur für eine Abtheilung Hörer beſtimmt, ſondern obligat ſind; die ich alſo in den vorgeſchriebenen drei Jahren Philoſophie mit abſolvirte. Nicht minderes Intereſſe gewann ich der Philoſophie ſelbſt ab. Dieſe Wiſſenſchaft, beſonders ihr pſychologiſcher Theil, iſt dem Arzte wichtig, ja unentbehrlich. Nur der denkende Arzt verdient dieſen Namen. Ich glaube alſo nicht unvorbereitet eine neue Laufbahn zu betreten. Durch beinahe zwölf Jahre genoß ich bereits der akademiſchen Erziehung. Ihr danke ich die erworbenen Kenntniſſe. Ich verlaſſe dieſe Anſtalt nicht undankbar. Ich würde ſie nicht verlaſſen, wenn nicht eine ungemeine Neigung meinen Wünſchen den Weg zu einem Studium beſtimmte, auf das die Akademie ſich nicht ausdehnt. Der Werth des Bürgers wird durch das Maß ſeines Wirkens im Verhältniſſe zu ſeiner Kraft beſtimmt. Nach reifer Prüfung, glaub' ich, nach meiner Individualität im Stande des Arztes am beſten wirken zu können. Es ſchien mir ſtets das Wünſchenswertheſte, meiner Mitbürger Wohl unmittelbar fördern zu können. Und ſtets trat bei die-

sem Gedanken das Bild des Arztes vor meine Seele, der auf der Menschen Leben und Wirken so offenbaren Einfluß hat. Und nicht alle, ja man darf sagen, nicht viele sind durch Verhältnisse berufen, so schöne Pflicht zu üben. Warum, wenn ich diesen Beruf in mir fühle, sollt' ich ihn ersticken, um einen andern, ob auch dem Scheine nach, glänzendern, vorzuziehen, dem ich dann vielleicht nicht in dem Maße genügen könnte? Warum besonders sollte der Oesterreicher die Gelegenheit versäumen, in den Hörsälen der medizinischen Fakultät, die bekanntlich bei uns einen so eminenten Rang stets behauptete, und noch behauptet, sich zu bilden? Um so mehr, wenn er den Vortheil genoß, in der so wohl bestellten Akademie sich so leicht und gründlich vorbereiten zu können, und wenn er, wie ich mir schmeichle, diesen Vortheil nicht unbenützt ließ. Darf ich hinzusetzen, daß mir bei all' Diesem Howards, Jenners und van Swietens Bilder vorschwebten, denen ich, wenn gleich nicht an Kraft, doch an Willen, zu gleichen hoffen darf, für Menschenwohl zu arbeiten? Die mir so oft entgegnete Betrachtung, die Akademie sei nicht bestimmt, Aerzte zu bilden, dürfte durch jene aufgewogen werden, daß die große Theresia gewiß noch weniger die Absicht hatte, die Zöglinge vom Studium der Medizin abzuhalten und sie in der Berufswahl zu hindern; besonders wenn diese auf reife Ueberlegung, auf entschiedene Neigung gegründet ist, was bisher schon mehrere veranlaßte, vor vollendeten Studien zu sehr verschied'nen Bestimmungen überzutreten. Ich wage, auf diese Gründe das Gebäude meiner Hoffnung

zu bauen, und hoffe, daß Sie, liebſter Vater, meinem Plane nicht hinderlich, mir vielmehr darin behilflich ſein werden.

Der Vater hatte anders beſtimmt und gab ſeine Einwilligung zur Ergreifung des mediziniſchen Studiums nur nach langem Zögern und einigem Kampf; es ſcheint ein ernſter Mann von ſtrengen Prinzipien und ſeltener Reſignations-Fähigkeit geweſen zu ſein, der ſchon in der Mitte des Lebens viele bittere Erfahrungen gemacht haben mochte und die bitterſte dennoch erſt gegen das Ende machen ſollte. Der Sohn bob einige ſeiner nachgelaſſenen Denkblätter als ein Heiligthum auf, und ſie verdienten es; es ſind ſchwer wiegende Reſultate unerbittlicher Zuſtände und jeder Satz, möchte man ſagen, hat ein Geſicht, wenn ihm auch der moderne Firniß fehlt.

Aus den Papieren meines Vaters.

Jedermann will gerne Gnaden verleihen. Begehrt alſo alles was Ihr mit Recht anſprechen könnet, nur als Gnade; nennt Euch, und ſcheinet ſogar, deſſen unwürdig, und Ihr werdet in der Regel alles Jenen wegſchnappen, die den nähern Anſpruch darauf haben, wenn ſie es auch ſelbſt aus Beſcheidenheit nicht in Anſchlag bringen, ſondern, unbekannt genug mit den Welthändeln, das Ihrige von der jetzt leider! ſo ſelten thätigen Gerechtigkeit erwarten. Bittende Würmer werden über dieſes oft als willkomm'ne Werkzeuge betrachtet, und beſonders dann gerne

benützt, wenn sie Fertigkeit genug besitzen, tüchtige Räder der Maschine abzugeben, ohne die Fähigkeit durchblicken zu lassen: auch die Ordnung der Federn, die ihren Gang mehr oscillirend hervorbringen, beurtheilen zu können. Selbst die Verzichtleistung, dieses Urtheil sich zu erlauben, schützt nicht gegen Zurücksetzung. Schon die Existenz der Möglichkeit, durchblickt zu werden, ist den Treibern der Maschine lästig; sie macht ihnen die Bewegung der Federn unbequem, und läßt sie wenigstens nicht mit gleicher Sorglosigkeit jene Hilfe gewärtigen, die sie von Geistlosen so sicher erwarten können: jenen Beifall, den diese selbst mit gutem Gewissen zollen, weil sie es nicht besser wissen: und wer erntet nicht gerne Beifall?

Vergebens bist du brav und tüchtig,
Man will dich jetzt nur zahm und nichtig,

sagt mit Recht der Dichter.

Für gute Thaten erwarte keinen Dank, als den in deiner Brust. Nur wenn du zum Unrecht schweigst, es gar beförderst, kannst du auf Gegendienste rechnen. Das Gute macht dir so viele Feinde, als die Zahl Jener ist, die das Böse wollten, dem Guten wenigstens etwas anzuhängen wünschten.

Es läßt sich annehmen, daß ein solcher Vater dem Sohn die Grundbedingungen der menschlichen Existenz, die nun einmal zum größten Theil auf Entsagung und Selbstbescheidung beruht, nicht zu lange

verschleiert haben wird, und wie richtig es auch sein mag, daß der Mensch das Paradies nur so lange sieht, als er die Schlange, die darin herumkriecht, noch nicht sieht: ich halte es für ein Glück, wenn er der Nothwendigkeit früh in's Gesicht schauen lernt. Dieß Glück ist Feuchtersleben ohne Zweifel zu Theil geworden!

Aus seinen Jugendjahren werden von glaubwürdiger Seite noch folgende Züge berichtet. Sein Geschichtslehrer, Pater Bonifazius, ein Mann von Feuer und Geist, hatte bedeutenden Einfluß auf ihn. Er war es, der den Knaben in die Welt der Alten einführte. Wie sie auf ihn wirkte, beweist der Umstand, daß er es den Heroen, die er bewunderte, in seinem Kreise gleich zu thun suchte. Ohne, wie Hannibal, gegen die Römer im Felde zu liegen, leistete er auf sein Bett Verzicht und verbrachte die Nächte auf der nackten Erde; ohne, wie Alexander, in der Wüste zu sein und Mangel zu leiden, aß er sich nur halb satt und ließ seine Lieblingsspeisen unberührt; sogar die Einladungen in's väterliche Haus, sonst Lichtpunkte in einem Institute, wurden unter allerlei Vorwänden ausgeschlagen, um ein noch größeres Opfer zu bringen. Solche erste Proben von Willensstärke und Entsagungsfähigkeit werden im reiferen Alter gewöhnlich belächelt, sind aber, Kraft gegen Kraft gehörig abgewogen, den späteren oft vollkommen ebenbürtig. Als einst eine fremde Prinzessin das Theresianum besuchte, mußte Feuchtersleben ein Gedicht vor ihr recitiren. Es gelang ihm so wohl, daß die vor-

nehme Dame ihm zur Belohnung die Wahl eines Wunsches gestattete. Er besann sich nicht lange, sondern bat sich für sich und seine Comilitonen die Erlaubniß aus, in dem ihnen verschlossenen botanischen Garten, dessen fremdartige bunte Fülle sie reizte, spielen zu dürfen. Das wurde gewährt und Alle hatten einige fröhliche Stunden. Einmal wurde ihm, während er sich in der Classe befand, ein Teller mit Erdbeeren in's Zimmer gestellt, den der Vater als Ermunterung zum Fleiß in der heißen schwülen Sommerzeit geschickt hatte. Als er in Begleitung seines Stubenkameraden vom Unterricht zurückkehrte, verrieth der würzige Duft diesem das Obst und er verlangte gierig seinen Theil. Feuchtersleben, der es vermuthlich bis zum Abend aufsparen wollte, weigerte sich, etwas davon herzugeben und wurde nun natürlich von dem Lüsternen des Geizes beschuldigt. Zur Antwort nahm er die Erdbeeren und schüttete sie gelassen aus dem Fenster. Einst gefiel es einem seiner vertrautesten Freunde, eine Scene aus dem Don Carlos mit ihm aufzuführen; freilich mit umgekehrter Rollenbesetzung. Er beschuldigte ihn nämlich irgend eines nicht unbedeutenden Vergehens, um zu sehen, was er thun würde; Feuchtersleben, zur Verantwortung gezogen, bat um den Namen des Klägers und unterwarf sich, nachdem er diesen gehört hatte, geduldig, und ohne sich auf seine Unschuld zu berufen, der Strafe. Der Freund, dieß erfahrend, stürzt unter glühenden Thränen an seinen Hals und bittet ihn reuig um Verge-

bung; er erwiedert blos: es thut mir leid, daß Du einer Lüge bedurftest, um meine Freundschaft kennen zu lernen!

Mit Leidenschaft studirte er die Medizin. Ganz natürlich, denn er war für sie wie geschaffen. Menschen, die mit einer solchen Beobachtungsgabe ausgestattet sind, daß man sie Beobachtungs-Organe nennen könnte, müssen sich unwiderstehlich zu einer Wissenschaft hingezogen fühlen, welche sie zwischen den Mikrokosmus und den Makrokosmus in die Mitte stellt und es ihnen zur Hauptaufgabe macht, die Gesetze, die in beiden walten, zu enträthseln, und das Band, das sie mit einander verknüpft, in allen seinen Verschlingungen bloß zu legen. Wären Menschen solcher Art nicht so selten, so möchte man wünschen, daß sie allein sich der Heilkunde befleißigten, denn diese ist mehr, wie irgend eine andere Disciplin, in ewiger, die Systematisirung und überhaupt das zu Buch Tragen fast ausschließender Umgestaltung begriffen und eben deßhalb in der Ausübung auf ein Individuum angewiesen, das den allgemeinen Entwicklungsproceß unmittelbar in und an sich selbst erfährt. Nirgends war Feuchtersleben wohl so an seinem Platz, wie hier und nirgends wäre die Gefahr, die seine subjective Begabung unverkennbar mit sich brachte, durch die Objecte, auf die sie durch den Lebensberuf hingelenkt wurde, so gründlich beseitigt worden. Denn die Reflexion, maßlos nach Innen gewandt und auf das eigene Ich gerichtet, muß nothwendig Hypochondrie erzeugen, weil

sie das Wachsen, den geheimnißvollen Uebergang vom Seyn zum Werden, zu ängstlich überwachend und Tag für Tag zu Gericht sitzend, den Lebensstoff aufzehrt, wie er sich entbindet; wir sahen oben von dieser Hypochondrie auch schon höchst frühzeitig die bedenklichsten Spuren. Aber der Arzt, der unabläßig mit der Natur zu thun hat, wird sich selbst Natur, seine eigenen Zustände werden für ihn Spiegel der fremden, aus denen er den größten Theil seiner Belehrung zieht und so erweist sich eine Richtung, die ihn sonst vielleicht nach und nach aufgerieben hätte, gerade in diesem Kreise anregend und fruchtbar. Hierin ist, um es beiläufig gleich zu sagen, auch der Grund zu suchen, warum Feuchtersleben medizinisch später im Gebiet der Psychiatrie sein Höchstes leistete. Neben den Berufsstudien wurden auch die philosophischen, schon früher mit Vorliebe ergriffen, fortgesetzt und ebenfalls die mannigfaltigsten poetischen Versuche gemacht. Und das Schicksal, das dem Jüngling einen furchtbaren Schlag nicht ersparen konnte, war ihm wenigstens in so weit gnädig, daß es diesen aufhielt, bis er die Universität hinter sich hatte. Aber kaum war die Doctorwürde erlangt, kaum athmete der so lange angestrengt gewesene jugendliche Geist ein wenig auf und wiegte sich im berauschenden Vorgefühl einer zwar unbestimmten, aber doch viel versprechenden Zukunft, als jener Schlag unter den erschütterndsten Umständen fiel. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war immer inniger geworden; das mußte wohl so sein, da der

Eine weit mehr leistete, als der Andere jemals hatte erwarten und fordern dürfen. Aber es konnte dem Sohn nicht verborgen bleiben, daß der Vater nicht glücklich war und auch der Grund blieb ihm nicht dunkel; der angebende Greis hatte einen Schritt gewagt, der nach dem funfzigsten Jahre stets bedenklich ist und in den seltensten Fällen, ohne daß darum auf irgend einer Seite gleich eine besondere Schuld zu suchen wäre, zum Heil ausschlägt. Nichts deutete jedoch auf einen solchen Grad der inneren Spannung hin, daß eine plötzliche und gewaltsame Entscheidung auch nur zu den Möglichkeiten hätte gerechnet werden müssen, denn ein ungewöhnlich beträchtliches Geldgeschenk, an einem Abend bei'm traulichen Beisammensein ohne bestimmten äußeren Anlaß dem Jüngling und seinem Bruder auf einmal dargereicht, fast aufgedrungen, konnte wohl auch als natürlicher Ausdruck väterlicher Zufriedenheit gelten und das um so mehr, als in solchen Fällen der beste Vater dem zartsinnigsten Sohn gegenüber beständig eine Art von Scham, ja von Schuld zu empfinden pflegt. Nun denke man sich den Morgen, wo der Sohn den Vater, der immer auf die Minute aufzustehen und in sein Amt zu gehen gewohnt war, vermißt; wo er, in das Schlafgemach des Greises eilend, nicht ihn, wohl aber seine goldene Uhr findet, die er niemals vergaß; wo er, verzweiflungsvolle Nachforschungen anstellend, zu seinem Entsetzen herausbringt, daß er im leichten Morgen-Anzug nach Nußdorf an das Ufer der Donau gefahren ist;

wo er sich endlich, alle Anzeichen mit Schaudern zusammenknüpfend, sagen muß, daß er ihn nicht mehr unter den Lebendigen suchen darf! Dieß war gewiß ein Moment, der den Menschen zerschmettert, oder gegen jedes Leid, das noch irgend kommen kann, stählt, und Feuchtersleben wurde, wie er es selbst in einem noch ungedruckten Gedicht energisch ausspricht, gestählt.

Nußdorf, Juli 1834.

„Glaubt Ihr, ich werde nun verzagen,
Weil diese breiten, stolzen Wellen,
Die einst in hoffnungsreichern Tagen
Mich Jubelnden so leicht getragen,
Nun über seinem Leichnam schwellen?
Meint Ihr, das hat mich mürb gemacht?

Wie des Gewässers stille Pracht
Die theuren Reste überfluthet, —
So fühl' ich Ruhe hier im Herzen,
Das Erdenjammer nicht entmuthet.
Auch diese Brust hat ihre Schmerzen,
Die Euer Stumpfsinn nicht begreift,
Weil Euer Blick am Boden schweift.

Von Eurer dummen Schlechtigkeit
Hat der Gepreßte ungeduldig
Durch einen Sprung sich hier befreit:
Nun steht Ihr da, und kreuzigt Euch,
Und Euer Pfaffe spricht das Schuldig,
Und gibt dem lieben Gott die Ehre,
Als wenn's das erste Opfer wäre,
Gefällt von der Gemeinheit Streich.

Die alternde, gedrückte Hülle.
Er warf sie Euch, den Hunden, vor. —
Der bange Geist schwang sich empor.
Und auf den Fluthen ward es stille.

Ruh' aus, mein Vater! ruh' nun aus.
In Deinem wohlbeschützten Haus!
Sie finden Deinen Leichnam nicht. —
Und kümmert Dich ihr Strafgericht?

Du warst zu weich für diese Welt:
Fest muß man steh'n — und sie zerschellt.

Zum Tragischen gesellte sich nun hinterdrein noch das Traurige, zum Erschütternden, wie die mitgetheilten Verse es nur zu deutlich ausdrücken, das Gemeine. Ich lasse hier, Ansichten ehrend, die ich freilich nicht theilen kann, den Schleier fallen und bemerke nur noch, daß die Söhne in Folge einer fast unglaublichen Verkettung von Verwicklungen und Zufällen nicht bloß den Vater verloren, sondern auch um sein Vermögen kamen. Dieß ging so weit, daß Feuchtersleben sogar in Folge der Versiegelung seine ganze Equipirung, bis zur Wäsche herunter, einbüßte und deshalb den einzigen Kampf, der den Menschen niemals fördert, den mit der nackten Misere, schon beginnen mußte, bevor die ihm geschlagene Wunde auch nur nothdürftig verharrscht war. Aber er beugte sich dem Schicksal nicht allein nicht, er hatte den Muth, ihm offen zu trotzen und in einem Zeitpunkt, der ihm den bisherigen Eck- und Grundstein seiner bürgerlichen Existenz so une-

wartet unter den Füßen weggezogen hatte, unerschrocken das Loos über seine ganze Zukunft zu werfen. Er verheirathete sich nämlich bald darauf und wagte nach den Begriffen, die allgemein gang und gäbe sind, sogar doppelt bei diesem Schritt: er wagte sowohl durch den precairen Moment, in dem er seine Ehe schloß, als auch durch die ungewöhnliche Wahl, die er traf. Aber was den ersten Punkt betrifft, so war sein Vertrauen auf die eigene Kraft um so unerschütterlicher, als er sich zugleich schon einer seltenen Resignationsfähigkeit bewußt war, und was den zweiten anlangt, so dachte er mit Schiller: ich nehme meine Frau für mich selbst. Er folgte nicht den zweifelhaften Vorschriften der Convenienz, sondern den Fingerzeigen eines bekannten Hölty'schen Gedichts („an einen Freund, als er ein Landmädchen liebte") und der Erfolg bewies, daß er vollkommen Recht gehabt hatte. Denn mit einer Gattin, die allenfalls mit ihm Französisch parlirt, oder ihm die neuesten Opern-Arien vorgetrillert hätte, wäre ihm wenig gedient gewesen; er brauchte eine, die selbst mit anfaßte und ihm die kleine knappe Wirthschaft mit sichrer Hand aufrecht hielt. Allerdings war die Anfangs nicht geringe Kluft, welche die verschiedenen Bildungsgrade nothwendig mit sich brachten, bedenklich, aber sie wurde durch das Weiterleben nach und nach von selbst ausgefüllt, da Lehr- und Lernbegierde hier auf die erfreulichste Weise zusammentrafen; übrigens ging eine sechsjährige Bekanntschaft vorher. In einer Vorstadt wurde eine bescheidene Wohnung

gemiethet und die medizinische Praxis begonnen; natürlich war jeder Patient, der den jungen Arzt rufen ließ, arm, so daß nicht allein keine Honorare eingingen, sondern sehr oft auch noch für die Leidenden der Apotheker bezahlt werden mußte. Dieß allgemeine Loos traf Feuchtersleben um so eher und um so stärker, als der Baron-Titel, den er in der Jugend weggeworfen, dann aber wieder aufgenommen hatte, selbst Wohlhabendere abhielt, ihm klingende Bezahlung anzubieten, und sie veranlaßte, ihm statt einiger Banknoten einen überflüssigen Luxusgegenstand, eine Cigarrenspitze oder ein Etui, in zarter Emballirung zu überschicken. Das junge Ehepaar gönnte sich des Abends aus Sparsamkeit beim Zubettegeben nicht das Stümpfchen Licht, um sich in den Schlaf zu lesen; man male sich's aus, wie angenehm es durch solche Zusendungen, die jedesmal eine stille Hoffnung auslöschten, überrascht werden mußte! Eine Ehe dieser Art hatte wenig Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Assoziationen zu gemeinschaftlichem Genuß, die man so nennt, sie war von vorn herein eine Bildungs- und Ziehschule und das soll die Ehe unter allen Umständen sein. Um die spärlich fließenden Quellen der Existenz zu vermehren, wurde zur Schriftstellerei, sowohl zur medizinischen, wie zur belletristischen, gegriffen. Da der Verfasser sich erst einen Namen erwerben sollte, so wurde er schlecht bezahlt, wie er denn für seine Diätetik der Seele nur vierzig Gulden erhielt. Aber seine Arbeiten waren in anderer Beziehung von

großem Nutzen für ihn, sie machten ihn bekannt und erwarben ihm zunächst die Anerkennung der Einsichtigen, dann das Vertrauen der Masse. So hatten sie einen entschiedenen Einfluß auf sein Schicksal und gaben demselben eine günstige und immer günstigere Wendung. Aus der Zeit des Ringens und Kämpfens, wie aus der Zeit der endlichen Befriedigung liegt eine Reihe von Briefen vor, die an die Gattin geschrieben sind. Als die unmittelbarsten Denkmäler jener Periode, die zugleich auch das zwischen ihm und ihr bestandene Verhältniß am lebendigsten abspiegeln, werden sie willkommen sein.

Nr. 1.

Freitag Abends. 25. Mai 1827.

Meine zärtlich-Geliebte!

Wie könnte ich die Stille des Abends würdiger genießen, als dadurch, daß ich mich im Geiste an Deine Seite versetze, von welcher die unfreundlichste Wirklichkeit mich neidisch wegriß? — Warum soll ich Dir's verhehlen, Geliebte, daß ich heute nicht in der fröhlichsten Stimmung von Dir schied? — — „Ist es mir nicht zu verzeihen, wenn ich einmal im Nachsinnen die Stirn strenger falte? Mir, den Jugend, Kraft, Wärme, Talent, den höhere Geburt mit allen Vorzügen, die in ihr wurzeln, zu Forderungen berechtigen, auf welche ein stummes, gedankenloses Schicksal mit Unverstand, Mißlingen und Krankheit mir bitter antwortet." — Diesen Monolog hielt ich

als ich in mißbehaglicher Schnelligkeit über die Straße ging. Allein auch dieser Tag, wie alle, ging, unbekümmert um die kleinlichen Klagen der Menschen vorüber, und ich sitze nun einsam an dem schweiglichen Tische, wo mir traulich die Kerze flimmert; der befruchtende Regen fällt rauschend auf die weiten Aecker, die sich vor meinem Fenster ausbreiten; alles um mich her ist ruhig, oder wenigstens still, und die Hand, die das ungeheure Getriebe führt, scheint eine Stunde lang zu feiern. In dieser Umgebung denke ich, liebe H., wie immer wieder, an Dich zurück. Wie anders erscheint mir nun Alles! Thöricht ist der Mensch, der, mit seinem beschränkten Blicke, mit seinem unbewußt schwankenden Streben sich wichtig genug dünkt, die Dinge auf sich zu beziehen. Welch ein kleiner, ganz verschwindender Punkt in der Unermeßlichkeit des lebendigen Alls ist ein menschliches Herz! Es klopft, es wogt, es zittert, — es bricht: und ruhig gleitet der alte, ewige Strom drüber hin. Allein es ist Etwas in uns, das über diese Erde hinaus *will*, und, wenn kein tyrannischer Gott sein Spiel mit uns treibt, auch hinaus *reicht*. So empfand ich eben und spürte die Lust in mir, einer Welt die Brust zu bieten, die den Gott verschließt, als ich, nicht ohne Erwartung, das Gedicht ergriff, das Du mir heute vertrautest. Konnte ich das liebe Blatt zur bessern Stunde in die Hand nehmen, an's Herz pressen, als eben jetzt? Das entzückende Blatt, in dem jede Zeile Ruhe, die heilige Ruhe athmet, welche nur Liebe dem Herzen geben kann? Wie dankbar war ich Dir in diesem Augenblicke!

Denn aller äußere Behelf, Geld, Gelegenheit, Mittel, lassen sich zu Preisen schätzen und zahlen: die innere Beruhigung aber, nur von der Liebe kommend, nur für die Liebe verständlich, läßt sich nicht anders erstatten, als durch Liebe. Und die sollst Du haben! Ja, bei Gott! das sollst Du! denn das fühl' ich tief und innig: daß ich Liebe geben kann im vollsten Maße, Liebe, wie man sie hier und jetzt nicht kennt, — und all, all diese Liebe Dir! Dir! — Du hast mich mir selbst zurückgegeben, als mich der Moment mir entriß, — und ich gebe mich Dir, stark und glühend, wie ich aus Deinen Händen mich empfing. Ich weiß es, Du nimmst mich an: Du erträgst den Redlich Wollenden, wenn er auch nichts sein kann, — als Mensch. — Das, geliebte Freundin (erlaube mir diesen Ausdruck! bist Du mir nicht Alles?) das sind die Gedanken und Gefühle, die ich, Dir mitzutheilen, von einem unabweislichen Drange getrieben wurde. Nimm sie für das, was sie sind: Gedanken des neugebornen Geistes, den der Deinige von unwürdiger Mattheit befreite, die, wenn auch nicht neu oder interessant, doch wenigstens wahr sind, innig wahr. Und ist Dir ja dieser Brief zu wild, zu überschwenglich, so schreibe den jugendlichen Ueberfluß der Fülle abendlicher Einsamkeit zu, der erneuten Kraftempfindung, und vor allem dem allzubeseligenden Gefühle: von Dir geliebt zu sein.

Nr. 2.

Es sind heute in mir Gedanken darüber entstanden, ob es den Mann nicht entehre, in den Armen der Liebe zum Kinde zu werden. — Allein ist nicht die Liebe selbst ein Kind? Haben die Alten das nicht verstanden oder gefühlt, da sie den muthwilligen Amor als Knaben gestalteten? Und hat nicht der göttliche Weise gesagt: „Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen Kindern, so könnet ihr nicht ins Himmelreich eingehen! —“ Nur im kindlichen Alter ist der Mensch noch ganz Mensch; später überrinden ihn Verstand, Leidenschaften und gesellschaftliche Verhältnisse allmälig so sehr, daß endlich der eigentliche Kern des Menschen nicht mehr sichtbar ist. Einfalt, Unschuld, Demuth, Glaube, alle die Kleinodien, die nur der Kindheit eigen sind, gehen im Mannesalter verloren, wenn nicht die himmlische Trösterin des menschlichen Geschlechtes: die Liebe, dem Glücklichen die verloren geglaubte Seligkeit der Kindheit wiedergibt. In ihrem Schooße findet der Mann seine Unschuld, seinen Frieden wieder, die er als Kind besaß, die ihm die Welt geraubt, ohne daß er darüber die Kraft des reiferen Alters einbüßte: er ist Mann und Kind zugleich. — Und so soll es auch von uns gehalten sein: Stark und siegreich will ich vor der Welt, als Mann, für unsere Liebe kämpfen; und in der Einsamkeit unseres Gemachs wollen wir schuldlos tändelnd unserer Liebe leben, wie Kinder.

Nr. 3.

Liebste Leni!

Ich kann Dir jetzt zum ersten Male mit einiger Bestimmtheit versprechen, Montag früh Dich umarmen zu können. Ich sage „mit einiger Bestimmtheit" — denn wenn die Witterung allzu rauh wäre, müßte der traurige Aufschub verlängert werden. Wir Armen! Welche lange Einsamkeit! Ich wenigstens komme mir wie Einer vor, der übrig geblieben ist, als die Seinigen das Land verließen. Ich fühle mich so allein, und die wunderbaren Kräfte des Nachdenkens, der Erinnerung, der Selbstbetrachtung und des Tiefsinn's herrschen ganz in meiner, vom Schauplatze der Liebe entfernten Seele. Doch warum sollte ich Dich, die Du vielleicht eben jetzt heiter und unbefangen bist, in den unfreundlichen Kreis meines Ernstes mit hereinziehen? Laß mich vielmehr meinen Geist mit dem schmeichelnden Bilde Deiner Gegenwart täuschen und uns zusammen plaudern, als ob kein Raum zwischen uns wäre! — Schober war gestern wieder bis halb eilf (Nachts) bei mir. Er scheint Deinen Vorwurf wegen Unfreundschaftlichkeit durch diese Aufopferungen widerlegen zu wollen. Er hält es für ein Zeichen ausgezeichneter Urtheilskraft in Dir, daß Du die Schwäche des Kenilworth einsiehst, weil die ganze Modewelt diesen Roman bewundert; meint aber, es sei gut, daß Du ihn jetzt läsest, weil immer noch die schönsten Werke auf Dich warten. — Eben hat mir R. Deinen wunderschönen Brief gebracht. Wie soll ich Dir für alle die Glückseligkeiten danken, die Du

ſeit dem erſten Tag unſerer Liebe auf mich geſtrömt haſt! Es iſt freilich nicht Dein Verdienſt; denn Lieben iſt eine Gottesgabe. Aber das kann ich Dir ſagen, Geliebte, das in Deinen Briefen, was Du Schwärmereien nennſt, iſt ſo vernünftig, ſo herzlich, ſo empfunden, ſo innerlich wahr, daß Du ſchon deßhalb verdienteſt, von der ganzen Welt gekannt zu ſein. Und doch wieder: nein! was thäte die Welt mit Dir, die Du zu ſchön, zu rein für ſie biſt. Bleibe für mich, für Deinen Ernſt, der ja nur für Dich lebt! Es wird Abend, liebſte Leni — ich ſehe nur ſchwach mehr. — Lebe geſund und heiter, und morgen wieder ein paar Zeilen!

Nr. 4.

Liebſte Leni!

Ich habe dieſe Nacht wilde Träume gehabt; vielleicht iſt die Wirklichkeit deſto beſſer; und iſt die Wirklichkeit was anders als Traum? Calderon hat das ſchon vor dreihundert Jahren geſagt; ich weiß nicht, ob er's mehr erlebt hat, als ich; ich weiß nur, daß ich, in Bezug auf Dich und mich ſagen kann: es träumt ſich ſchön! Weißt Du, wie wir neulich von uns geſprochen haben? iſt's nicht Traum? wenn er nur ſo lange dauert, als der Traum des Lebens; aber was zum Teufel lamentir' ich Dir da vor? Das muß Alles mündlich geſagt werden, damit ſich's ausgleicht; ſchriftlich haften die Gedanken zu feſt; mündlich bewegen ſie ſich und Bewegung macht geſund. Ich halte mich einſtweilen an die Worte Shakeſpeare's:

O Trennung! welch' ein andrer Troſt wohl bliebe,
Wär es nicht deiner bittern Ruh' verlieh'n,
Zu ſchwelgen im Gedankenreich der Liebe,
Die Zeit und Kummer täuſcht im Traume hin!?

Das ſei auch mein und Dein Troſt! — Und ſo ſei es. Ich wollte Dir ſchon dieſen närriſchen Brief nicht ſchicken; aber nimm ihn hin! von Liebe zeugt er doch! Es iſt gut, daß man manchmal einſam iſt, man gewinnt innerlich ſo viel! Ich will heute nichts leſen, ſondern denken und mich erinnern! Beſonders Shakeſpeare ſchwebt um mich; wie wir's oft zuſammen machen, will ich heut allein die ewigen Bilder und ewigen Gedanken betrachten. Mit Ivanhoe bin ich fertig. Recht überlegt, iſt Alles befriedigend und prächtig, wenn man auch über Manches gegen Ende ſich wundert; z. B. die Entwicklung Guilberts, der im Ganzen ein herrlicher Charakter iſt. Was mir beſonders angenehm iſt, das iſt, daß mich während meiner Unpäßlichkeit niemand beſucht, und daß ich nur mit Dir zuſammenhänge; eine äußerſt ſtärkende Betrachtung! Ich habe eben Dein Zettelchen erhalten, Dein liebes. Sei nur gut, liebe Leni, und harre aus: ich will ſchon Alles wieder gut machen, was ich nicht gut gemacht habe; verzeih' mir und habe gern Deinen Ernſt.

Nr. 5.

Montag Früh.

Liebe Leni!

Ich habe heut einen lieben Traum gehabt. Es war wie jetzt; wir hatten uns lang nicht geſehen; da kamſt

Du in die Stadt; (aber die Häuſer waren viel ſchöner, die Straße viel breiter) und Du ſtandeſt unter'm Thor gegenüber; da fand ich eine Gelegenheit, und buſch! war ich drunten an unſerm Hausthor; über die Straße durft' ich aber nicht; Dir ſo nahe und Dich nicht faſſen zu dürfen! Da flog ein kleiner grauer Vogel zu Dir hin; Du fingſt ihn und thateſt ihm ſchön: „könnt' ich nur Dir das Vogerl hinüberbringen!" ſagteſt Du; und da es immer ſchrie und zwitſcherte, ließeſt Du es los, und — es flog in meine Hand; Du kannſt Dir denken, wie ſchön ich ihm gethan habe! — Sonſt erzählſt Du mir Träume; da iſt einer von mir. Hab' ich Dir wegen Anſchaffung einer Lampe geſchrieben? Ich brauche ſchon ſo nothwendig ein Briefchen von Dir; ſonſt werd' ich wieder kränker. Das letzte trag' ich immer mit mir herum. Ich hoffe doch, daß Du geſund und ohne Krämpfe biſt. M. kam. Herzlichen Dank für Deinen Brief. Aber er iſt etwas ernſt, wegen Krämpfen u. ſ. f. Arme! Ich eile. Halt' Dich gut! Wegen Meier und C. haſt Du's recht geſcheit gemacht. Drei Biscoteln folgen mit. — Die Witterung iſt ja ſehr unangenehm; Du mußt mich nicht ausmachen wegen Nichtkommen. Habe Geduld wie ich. Aber behalt mich recht gern.

Nr. 6.

Wien, 11. Auguſt 1835.

Liebe, Gute!

Von den hundert Namen, mit denen ich Dich, wie der Muhamedaner ſeinen Gott, nenne, laß Dir diesmal

das „Liebe, Gute!“ genügen; dieser enthält wie „Jehovah“ das Heiligste. Ich sende Dir dies Blatt entgegen, wie der Sommer den Menschen die Schwalbe sendet: zur Vorbegrüßung. Dadurch, daß ich's schreibe, feire ich unser Vermälungsfest! es ist mir festlich, während Deiner Abwesenheit zu Dir reden zu dürfen. Von mir sage ich Dir für jetzt weiter nichts, als daß ich gesund bin und noch keine Nachricht aus Neustadt habe, obwohl es Mittag ist. Ich hoffe das Beste. Möchte Dir der Himmel solche Witterung zulächeln, wie uns hier! Von dem Detail meines Lebens in dieser Zeit sag' ich Dir nichts; ein beschriebenes Blatt wird Dir zu Hause davon einen Begriff geben; ich hab' mir's anders vorgestellt. — Mayrhofer ist heute früh angekommen und gleich in's Amt gegangen. Er ist ganz aufgefrischt. Aufgefrischt sind auch Deine Blumen; unter den wenigen Aufträgen an mich aber hast Du Einen vergessen: die Uhr in der Küche aufzuziehen; ich bin von selbst drauf gefallen, und so geschieht's. Das Essen ist sehr ökonomisch, wenn ich allein bin; denn ich bin gleich satt; ich hab's gleich bis an den Hals. Hilf bald, daß es anders wird! Deine Zimmer werden für Dich geschont, wie ich nur kann; und ich danke Gott, daß es schön Wetter bleibt, auch deßhalb, damit ein schmuziger Boden Deine Freude beim Wiederkommen nicht trübe. Meine Feder weigert sich, etwas Anderes zu schreiben, als: Komm! komm! komm zu Deinem Ernst.

Nr. 7.

Wien, 20. August 1839.

Du Liebe!

Zuerst einen Gruß des Herzens an Dich, gemischt aus allen meinen Gefühlen, Gedanken und Träumereien! Du verstehst ihn, und damit gut! Und nun à la Edouard, mein Tagebuch, bis auf diesen Augenblick: Vom Wagen fort, ging ich zu P—s, die mein warteten, und verrauchte ein Stündchen; dann zu S—o, wo ich nur ein Billet lassen mußte; hierauf zu S—é's, mit welchen ich mich für heute zu Zink bestellte; endlich zu P—a, wo ich mich opferte. Zu Hause angelangt, traf mich B—nn, der Grüße von mir an S. und E. holte, und nach ihm W., mit dem ich einen mündlichen Präliminar-Vertrag abschloß, kraft dessen er mir für die Ausfeilung und Correktur des Manuscriptes von Eble 200, oder, wenn der Neffe die Correktur übernimmt, 150 fl. CM. verspricht; ich will aber kein Narr sein und werde mir einen Theil der Summe früher auszahlen lassen, denn die Arbeit ist ganz eigentlich undankbar. Während ich nicht zu Hause war, kamen Billets für Dich von G. und B., und war R. da. Nachmittags machte ich mit P. eine erquickende Tour in's Lustbaus; der Prater ist saftig grün, weil er halb im Wasser steht; wir fanden einen Linzer Buchhaltungsbeamten, Freund K's., plauderten (schwatzten ungewaschenes Zeug), und bestellten uns für den Abend zur Stadt Amberg. Zu Hause hörte ich, daß Ed. da gewesen (er hatte die Tante des andern Ed. gebracht),

— endete den Brief an den Letztern, und, nachdem ich mich mit eiskaltem Liesinger in St. Amberg gelabt, entschlief ich unter den lieblichsten Gedanken an Dich. Gestern erwachte ich mit einem unbändigen Schnupfen, der eben in der Blüthe ist, (der letzte Kuß?) ward früh durch den jungen S. in Anspruch genommen; dann brachte der Buchbinder mein Werkchen für Br. Ed., und ich las in P—s Isfendiar (der besser ist als ich meinte), während ich Resi zur Tini geschickt hatte. Sie kam mit der Nachricht zurück, Tini sei die ganze Zeit krank gelegen, habe auch an den Helenentag gedacht, aber Niemanden zum Schicken gehabt. Ich holte mit Resi den Federbut, schnürte das Packet zusammen und sandte sie zum Postwagen, wo es allerlei dumme Anstände gab, die ein Hin- und Herrennen nöthig machten und den Vormittag wegnahmen. Ich hatte nur noch Zeit zu Ed. zu gehen und ihm einen Brief vom alten St. zu bringen, der inzwischen an ihn gekommen war. (Auch der junior schrieb, und in beiden Briefen war das Höflichste ꝛc. ꝛc. an Dich, aber keine eigentliche Gratulazion; weil Du's ja doch wissen wolltest!) Die Französin schildert Ed. als fein, anmuthig und ganz solid. — Als ich nach Hause kam, war S. da gewesen und hatte vergebens eine Weile auf mich gewartet. Nach einem höchst frugalen Mittagmale (in Amberg) ging ich mit P. nach Hütteldorf, fand die Sachen dort im Alten, lud mich für morgen auf Mittag ein und ließ mich dann von P. zu O— schleppen, wo ich dann das tägliche Brot der sogen. gesellschaftlichen Freuden zu schlucken bekam. Zu Hause erfuhr ich, daß E. und R. da waren. In

der Nacht war ein jämmerliches Geschrei von einem eingesperrten Hunde, aber ich machte es wie Kant, dachte an Cicero — und schlief ein. Wir hatten Abends Eure Gesundheit und Euer Reisewohlsein getrunken! — Heute war schon N. da und bittet um Empfehlung eines Neffen Goethe's bei T., um das Josefinum zu sehen. Die Reß habe ich zu Spitzka geschickt. Das Wetter scheint sich zu trüben. Und nun bin ich beim gegenwärtigen Augenblicke, in welchem die Sehnsucht nach ein paar Zeilen von Dir die Hauptsache ist. Beiliegendes Bildchen für die Reß hast Du vergessen. Vielleicht kannst Du ihr's noch in einem Briefchen zuschicken? — Von W. weiß ich noch immer nichts; heute wird zu seinem Andres gegangen; G. wird morgen auf der Hütteldorfer Reise (wenn der Donnerer und Regner gnädig blickt!) mitgenommen. Reserl küßt die Hände und ist brav; Vogi und Blumen haben zu essen und zu trinken. Und Dein Ernst denkt an Dich und wartet Dein. Sei froh und glücklich! sprich von mir zu den Bächen, Bäumen und Bergen! sei gewiß, sie verstehen Dich, — denn sie kennen mich alle. Grüße auch die Menschen dort und Deine Reisegefährtin, der ich nur eine gedeihliche Wirkung der kleinen Reise auf die Gesundheit herzlich wünsche! — Eben kommt Reß zurück. Die Hemden sind noch nicht fertig. Während ich schreibe, wächst die Sehnsucht nach Dir! Sei nur froh und gesund und gedenke Deines Ernst.

Nr. 8.

Linz, 28. Juli 1843.

Früh geregnet; jetzt dünn umschleiert, mit Sonnenblicken.

Diese Zeilen, Du Liebe, Gute, schreibe ich aus der Wohnung des lieben alten Kner, mit einiger Eile, weil ich noch die Linzer Gänge machen will und hier die Briefe um 11 Uhr aufgegeben sein müssen, wenn sie noch am selben Tage abged'n sollen. Sage das der Frau P—e, weil er, um ihr von H. zu schreiben, *später* aufgibt; ihr Brief kommt also später nach Wien. Nun laß Dir geschwind, nur in punktirter Kürze, erzählen, wie es bisher ergangen. (Die *Feder* zügelt meine Eile im Schreiben und Denken; sie ist altväterisch und provinziell kurz zugeschnitten, — auf eine zierliche, steife Schrift berechnet)... Also: die Gesellschaft auf dem Carl (d. i. das Dampfschiff) war gemischt genug. Graf M., G. sammt kunstreiterischen Mädeln, mit denen P. natürlich (Perdita's wegen!) gleich anband, ein gewes. Chirurg M., der mich von Randhartinger aus kannte, dessen Bruder (meinen einstigen Correpetitor) er in Ybbs, als fast Sterbenden, besucht, ein Doppelgänger Rückerts, der wunderthätige Fürst Hohenlohe (dick, Figur, Anzug, Gesicht und Wesen eines Landpfarrers, Pfeife im Munde, etwas Weiches, Sinnliches und zugleich bäurisch Verschmitztes im Blick, — *ganz* gemein); Engländer: Familie H. (englische Touristen, bekannte Sorte); Berliner: Herr und Frau, — er, wichtig, neugierig, freundlich um auszufra-

gen; sie noch neugieriger, obligat-empfänglich für Naturschönheiten, die früher im Reisebeschreiber gemeldet sind, sehr besorgt und furchtsam; Juden, ein Leipziger (der mich erkannte, da er mir einen Brief von Ritter aus Leipzig gebracht hatte; für die Gesellsch. d. Aerzte); ꝛc. ꝛc. ... denn die Gesellschaft war auffallend zahlreich, was wir, leider, durch die Unmöglichkeit, Schlafstätten zu arrangiren, doppelt erfuhren. In Krems (eigentlich Stein) stieß M. zu uns. Es machte sich, oder vielmehr, wir machten es, besser als ich dachte. Mündlich mehr. Die Witterung des ersten Tages wißt Ihr. Es „goß nimmermüde nach" Die Donau 10 Schuh! Auen und Inseln überschwemmt, die Uferstädte wie Venedig; man fürchtete, nicht durch die Brücke (bei Stein) zu kommen, sondern übernachten und auf das nächste Dampfschiff von oben warten zu müssen; allein der Capitän, am Maste stehend, (ein braver, vorsichtig-tüchtiger, freundlicher, gar nicht capitänischer, schwäbischer Mann) duckte sich — und es ging. Nur in der stockfinstern Nacht, wo man auf dem Verdecke buchstäblich nicht Einen Schritt vor sich sah, hielten wir 3 Stunden still; diese 3 Stunden schlief ich; halb sitzend, halb liegend. Die Beschwerden dieses Tags und dieser Nacht hatten das Gute, daß wir die ganze schöne Partie der Donaufahrt, die wir sonst verschlafen hätten, nun, (durch den Aufenthalt und die Langsamkeit) bei Tage im sich entfaltenden schönen Wetter machten. Herrlich! Wer die Dampfschifffahrt nicht auf diese Art gemacht, hat sie nicht vollständig kennen gelernt. Mündlich mehr. Am Wirbel ging das Schiff ei-

nen Moment zurück; die Strömung war zu stark; man steigerte den Dampf auf 120 Pferdekraft, welches, wie der Capitän sagte, bei diesem Schiffe nur $\frac{1}{2}$ Stunde gewagt werden darf, ohne den Kessel zu sprengen; es gelang — und wir langten gestern (am 27.) um 8 Uhr Abends am Linzerufer an, wo uns schon von ferne (unter einer gehäuften Volksmenge) K. und F. K. begrüßten. Paulinens Vater gefällt mir überaus; er ist, wie ich mir ihn dachte; die Wohnung, die Bilder, die Alte, der ganze patriarchalische Zustand an und für sich, und doppelt in Bezug auf Pauline gedacht, hat für mich etwas sehr Rührendes und zugleich Erklärendes. Der gute Herr überhäuft uns mit Freundlichkeiten; ebenso F., der heute schon die Morgenvisite machte. Seine Frau war unpäßlich, wird aber heute schon ausfahren. Alle sind gesund und lustig und lassen die Ihren grüßen. Th. S. auch; sie wohnt uns gerade gegenüber; O., den ich jetzt besuchen will, wohnt, wo K. früher gewohnt hat. Mittags um 1 Uhr soll es mit dem Eisenbahnwagen nach Gmunden gehen, wo wir, statt dem überfüllten und übertheuern Ischl, übernachten wollen. Dann den folgenden Tag in Ischl Mittags, Abends in Aussee. So viel vom Wesentlichen, Aeußerlichen. Mündlich viel mehr! nach und nach. An Dich gedacht — immer, und wie! Meine Haupthoffnung ist jetzt Dein Brief, den ich in Aussee kriegen werde! Enns, vom Wasser hinüber, und der erste Anblick der oberösterreichischen Gebirge, beim Vordergrunde des jetzigen Hochwassers, ist herrlich. Strudel- und Wirbelgegend machten lange nicht mehr die Wirkung auf mich

wie vor 20 Jahren. A propos: damals wohnte ich in derſelben Straße wie jetzt, vis-à-vis, beim Stuck. Nun genug für diesmal! Grüße Alles von uns, beſonders Paulinen; ihr Bildchen hier in Vaters Zimmer iſt des Teufels; Rudolph ſeines gehört in's Fegfeuer, das ihrer Mutter, in unſerem Schlafzimmer, auch nicht in den Himmel; es iſt (oder vielmehr ſie war) hübſch, aber es hat keine Seele. In Ybbs dachte ich an unſere gute Suſi. Grüße ſie und ſchreib nur bald, daß Ihr Alle geſund ſeid! aber nicht, eh' ich in Auſſee bin, ſonſt weiß E. daß ich komme! Tauſend und tauſend Küſſe von Deinem Ernſt.

Nr. 9.

Auſſee, 31. Juli 1843.

Im Angeſichte des Loſer, theuerſte Nelly, ſeze ich den Bericht fort, den ich in K's Wohnung begonnen. Ich muß mich aber ſehr kurz faſſen, und — aus mehreren Gründen — das Detail der mündlichen Erzählung überlaſſen, wozu die Schlagworte ſchon im Porte-feuille ſtehen. Nachdem ich den Brief an Dich auf die Poſt gefördert, ging P. zu H. und auf die Polizei, — ich zu O. Empfang, wie Du Dir denken kannſt. Dann zu Pr's. Familie, und Mittags wieder bei K., wo wir mit F. K. der für uns geladen war, ein vortreffliches Diner, nur wie die Juden am Oſterfeſte (wegen der Eiſenbahnſtunde) verſchlungen oder beſſer: halb ſtehen laſſen mußten. Am Bahnhofe finden wir Pr's. Mutter und M., die Gelegen-

heit nützend, mit nach Wels, zu J. P. zu fahren. Die Mutter wie immer, M. in ihrer Weise rührend. Hier drohten dieselben Hemmungen wie auf der Donau; die Traun war zwischen Ebensee und Ischl ausgetreten; wir zweifelten Aussee zur gewünschten Zeit zu erreichen. In Wels setzt sich J. P. nach einem tollen Streiche mit in den Wagen, — bis Lambach. Die reizende Schönheit der Gegend bis Gmunden, bei schönem, kühlem Abendwetter, versetzt mich in eine herrliche, milde Stimmung und ich wünsche nur Dich zu mir, was sich zuletzt bis zum Schmerzlichen steigert. In Gmunden angelangt, können wir der guten Th. Schl. in Gedanken nicht genug danken, die uns, statt des preciösen „Schiffes" das gemüthliche Gasthaus Holzinger's empfahl. Die schönste Situation (der reißenden Traun gegenüber), die freundlichste Wohnung und Bedienung, der Morgen mit gutem Frühstück und dem Anblick der Gebirge, wie ich sie noch nie gesehen (im sonnigen Nebel, wie Silber) und eine unglaubliche Billigkeit (45 kr. CM.) gaben ein gründliches Behagen, das die schneidend kalte Luft auf dem See und selbst die eingerferchte Stellung im Gesellschaftswagen nach Ischl nicht zerstören konnte. Die Traun war wieder in ihrem Bette, und wir stiegen erfreut (erlöst) an der Post ab. Von Ischl laß mich lieber schweigen! Wir fanden W., der die Freundlichkeit selbst war, B., H., E., den dänischen Gesandten, Graf S., und Mittags (auf d. Post) Frau von K. und P. Du, und nur Du liebe Nelly, kannst mitfühlen, wie mir bei alle dem war; etwa wie zum erstenmale in Gräfenberg, in die erwärmten Glieder

eine kalte Taufe. Deſto ſchöner durch Feenlandſchaften in einer Poſtchaiſe (billig) nach Goiſern, wo wir T. beſuchten, dem ich über den Zuſtand ſeiner eben kranken Frau Aufſchluß geben konnte. Von da, ausſteigend, zu Fuße über die „Pletſchen," wie ſie Joſ. Pr. nannte, — und vom Herabfahren gegen Auſſee wirklich bis zur Rührung entzückt. Ankunft — Wiederſehn — nicht zu ſchildern. Innere Erſchütterung, die ſich durch Gelächter auf beiden Seiten nach Außen Luft machte. Das Erſte — Du Liebe, Einzige, Falſche, Dein Briefchen an Ed. —! ich hätte Dich zehnmal umarmen mögen! wie geſcheit, wie gut war das! und wie geſchrieben! wart' nur! ... Noch denſelben Abend im Prater, im Theater, bei H. (mit S.); geſtern in der Kirche, Beſuche und dergl. (Opfer für Ed.); heute an die Seen — Alles gut und ſchön, aber ... kein Brief von Dir? wird ihn R. bringen? wird er überhaupt kommen? über die jetzigen Zuſtände kann ich, dem Innerlichen nach, nicht ſchreiben. Das Alles mündlich. Ich werde nur die äußern Hauptbegebenheiten immer in Schlagworten melden. (Ed. treibt. F. kommt.) Es geht im Ganzen alles gut; Ed. iſt geſund und luſtig, Pr. thut das Aeußerſte und gefällt Ed. ſehr gut; M. iſt gar brav; wir haben faſt ſchon Alles beſprochen; das Weitere künftig! von der Rückreiſe läßt ſich noch nichts ſagen; Dich grüßt Alles; wir grüßen auch Alle; Paulinen K. ſag', wir werden unſer Verſprechen, ihr zu ſchreiben, ſchon halten; jetzt drängt die Zeit. Tauſend Küſſe, Liebe, Gute! wärſt nur Du da! bei Deinem Ernſt!

Nr. 10.

Aussee, 4. Aug. 1843.

Tausend, tausend Dank, Du Einzige, für das liebe Briefchen, das R. gestern gebracht hat, — und für Alles! Was sind alle Menschen gegen Dich!! ... Ich fahre nicht so fort, um nicht zu weich zu werden, und sage Dir nur schnell, weil nur die heutige Post noch übrig ist, das Nöthigste. Am 31. fuhr es fort zu regnen. F. machte mir seinen Gegenbesuch. Mittags auf der Post kritzelten wir unsre Schreiben an Paulinen und ein Spaziergang nach Lerchenreit war Alles, was dem Wetter abzugewinnen war. Am 1. August dachte ich wie täglich, wenn die Andern noch schliefen, früh morgens an Dich, als ich die Verse von Dir in Ed's. Album las, die mir fremd vorkamen. Ich schrieb, da das Wetter fortdauerte, sogar einen Geschäftsbrief von hier aus (an Prof. F. in Bern), machte Verse in H. Fremdenbuch, und mit Pr. einen auf eine Schießscheibe, welche dem Grafen S. mit seinem gewonnenen Besten von den Aufseern geweiht war. Mittags beim Uhrmacher H., wo B. zuletzt wohnte, und E. Nachmittags, bei zerreißenden Gewölken nach Alt-Aussee (mit Pr. allein); von da auf die Pflinzberger Alpe und zur Ruine Pflinzberg. Zwei Regenbögen übers ganze Thal. Jodeln der Schwoagerinnen. — Abends bei A. — Am 2. August Frühstück im Garten, in der Rosenlaube (gedacht: „o wärst Du da!") — Besuch bei A. (den ich etwas über meine Erwartung finde) und B. Nach einem Dejeuner bei H. mit Ed. (der hier-

durch das Größte seiner Kraft leistete) zu den Seen. Es war, nach dem Berichte der Schiffer, die uns auf einem schönen Kahne überführten, der schönste Tag in diesem Jahre. Den Toplitzsee (hinter'm Grundelsee), in den ein silberner Wasserfall stürzt, und den Kammersee, den ein wirklich avernusartiger Kessel einschließt, hast Du, denk ich, nicht gesehen. Abends fand ich bei Hackel Deinen ersten Brief. ... Du kannst Dir denken, mit welchem Gefühle; das sich aber durch ein Stummwerden nach Außen aussprach, so daß Ed. fragte: ob Du mir was Unangenehmes geschrieben? ich dachte hierbei gleich wieder, wie oft Gefühle am Scheine in der Welt verkannt werden. ... Am 3. August. Nach dem Gartenfrühstück mit Pr. allein über den Koppen nach Hallstadt; an den Waldbachstrub, wo uns während des Gehens beständig das Wettjodeln der Sennerinnen auf den Alpen begleitete. Am Wasserfalle, der zu den schönsten im Lande gehört, konnt' ich mich, trotz Pr., einer innern Andacht nicht erwehren. Eine höchst ur-väterliche Wirthin in Hallstadt, wo wir wieder Verse in's Fremdenbuch schrieben, unterhielt das fromme Gefühl. (Mit Dir!! ... Das ruft mir jeder Augenblick zu!) Beim Rückschiffen stieg hinten in den Echern ein Gewitter auf; der Regen traf uns, als wir uns Aussee näherten; und sieh da — der gute Hirtl kommt uns mit drei Parapluie's entgegen und Caro wedelt uns freundlich zu! Zu Hause — die Briefe! R. mit E. bei H., wo ein Clavier ist: Jubel, Musik, Gesang, Tanz, Geschrei — den ganzen Abend bis in die Nacht; heute dauert der Regen fort; ich sitze hier und schreibe,

R. plaudert mit Ed. in der Kanzlei. Da haſt Du das Neueſte. — Aus Deinem Briefe ſehe ich, wie brav Du wieder warſt. Gott lohn' Dir's! Geſtern Abends fand ich Dein „Gott ſchütze Dich!" in der Wäſche. Meine Nelly! ich weinte, — und der Talisman ſoll mich durchs Leben begleiten. Auch ordinirt haſt Du geſcheidt, — und auch das Sonntagblatt (wegen Eduard) ſehr klug geſchickt. Bei der Hauptmauth Du ſelbſt?! Das wird Dich ſehr beläſtigt haben! Was Du von Paulinen andeuteſt, die ich wieder grüßen laſſe und die mir viele Redensarten ſchrieb, iſt nur zu wahr! ich hab' es oft genug mit ihr ſelbſt zu bereden verſucht, — und glaube mir, wenn ihre Gefühle nicht in's rechte Geleiſe kommen wollen, ſo iſt es nicht meine Schuld; ich mein' es herzlich gut mit ihr und thue was ich weiß und kann. — Meine Geſundheit? Pr. ſagt, ich ſähe aus wie ein Löwe; die Zuſtände ſind beſſer, aber noch nicht ganz vorüber. Ich lebe hier wohl vergnügt, aber nicht nach unſerem Sinne; Du weißt ſchon! in den Wald; Schwämme ſuchen, dichten, leſen, mit Dir eſſen ꝛc. ... Mündlich viel mehr! nun das Wichtigſte: wir fahren morgen, oder, wenn es heute (wie jetzt) fortregnet, übermorgen (6.) von hier fort und ſind alſo Montag (7.) oder Dienstag (8.) mit dem Dampfſchiff in Wien. Es fängt ſchon ſtark an, mich hinzuzieh'n. Ed., Pr., R., — M. und Alle grüßen! R. hat mit Ed. allein ganz begeiſtert von Dir geſprochen, was mir recht iſt. Leb' wohl! recht innig wohl! frohes Wiederſehen Deinem Ernſt!

Wie Feuchtersleben, wenn seine schon 1836 erschienenen Gedichte aus später zu erörternden Gründen auch nicht viel Eingang finden konnten, doch durch seine Beiträge zur Literatur und seine Lebensblätter oder vielmehr durch die darin neu gesammelten zerstreuten Aufsätze sehr bald im belletristischen Gebiet eine Instanz werden mußte, so erhoben ihn seine medizinischen Abhandlungen auch rasch zu einer wissenschaftlichen Autorität. Und wie seine Praxis sich mehr und mehr erweiterte, so wurde er nach und nach, aber in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, Mitglied der Gesellschaft der Wiener Aerzte, Secretär derselben, Decan der medizinischen Facultät und Vice-Director der medizinisch-chirurgischen Studien. Er hat sich über diese Periode, in die auch sein Antheil an den der Gründung der k. k. Akademie vorhergegangenen Berathungen fällt, in der Lebensskizze ziemlich ausführlich ausgesprochen, jedoch nur in dem zurückhaltenden, sich auf bloße Andeutungen beschränkenden Sinne, wie es einer wissenschaftlichen Corporation gegenüber angemessen war. Auf welche Weise sie ihn mit ihren mannigfaltigen Vorkommenheiten innerlich bewegte, und wie sie, trotz des Vielen, was gelang, doch die Summe schmerzlichster Erfahrungen in seiner Brust bis zur Ueberwältigung vermehrte, mögen die Tagebuch-Aufzeichnungen zeigen, die gerade hier wiederkehren.

* * *

Kein Würdiger, unerkannt oder geschmäht, den ich nicht öffentlich zu erkennen und zu vertreten den Muth hatte! Mit dieser Selbstgenugthuung darf ich mich schlafen legen. Und wer hat *mich* je vertreten? wer von denen, für die ich mich *compromittirt* habe, hat ein Wort verloren, als mich Knaben mit Koth bewarfen?

(Decanat 1845.)

Wo keine Intelligenz und keine Sittlichkeit ist, kann ich nicht wirken, viel weniger etwas bewirken.

Zehn Kluge mit einander machen Einen Narren aus.

Wie oft erntete ich Lob, wo ich mich im Innern tadeln mußte, — wie oft Tadel über das Beste, was ich dachte und verschlug! wie oft wurde meine Meinung nicht im Geringsten verstanden, und ein Gespenst, das man sich statt ihrer davon gemacht hatte, gelobt oder getadelt!... wahrhaftig, wer öffentlich wirkt, hat es dringend noth, sich unerbittlich selbst zu contrelliren; das allgemeine Urtheil *verzieht* ihn unrettbar, wenn er es nicht berichtigt.

(Wie die hiesige Akademie der Wissenschaften entstand.)

Der Gedanke dazu war bekanntlich alt genug (Leibnitz). Der Plan wurde lange (v. Littrow und Hammer)

gehegt. Hammer arbeitete wiederholt, aber — aus vielfachen Gründen — vergebens, an der Verwirklichung. Als die Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften (Haidinger) sich gebildet hatte und eine oberflächlich-populäre Tendenz bethätigte, fühlte sich Hammer von neuem angeregt. Er kam zu mir und erklärte seinen Vorsatz, neben diesem Naturforscherverein einen andern von wenigen Gelehrten zu bilden, die etwas zu schaffen und zu leisten im Stande wären. Er nannte sie. Es waren meistens Philologen und Historiker. Sie sollten nur um Erlaubniß bitten, zu existiren und ihre Arbeiten au Staatskosten (durch die ärar. Druckerei) herauszugeben. Von einer Akademie sollte kein Wort verlauten, — um den Zweck nicht zu vereiteln. Kein Name, keine Besoldung ꝛc. — Doch sollte damit der Keim einer künftigen gegeben sein. — Ich schloß mich an, rieth aber, um nicht Partei gegen die Naturforscher zu machen, diese nicht zu Gegnern zu machen und um für jenen Keim einen breitern und bessern Boden zu haben, die Besten jener Gesellschaft und nebstbei noch andere gute Köpfe beizuzieh'n. Ettingshausen, Grillparzer, Littrow wurden beigezogen. Man versammelte sich — bei Hammer, bei mir bei Littrow. Endlicher erklärte: ohne Bar. Hügel beizuzieh'n, würden wir unsern Zweck (wegen Fürst M.) nicht erreichen. Man folgte dem Rathe, nach mancherlei Bemerkungen. Man wollte nun einmal existiren. B. Hügel trat ein, und der Sache ward allmälig eine andere Wendung gegeben. Andere Namen kamen zur Wahl; in vielen Punkten ward vom alten Plane abgegangen. Das

Memoire ward fertig — und dem Fürſten M. überreicht. Die Antwort lautete: „Ich bin ſo eben im Begriffe, eine Akademie d. W. zu gründen. Sie ſehen alſo wohl, daß Sie nicht im rechten Augenblicke kommen. Indeß danke ich für die Behelfe, die mir Ihre Vorarbeit zu meinem Plane liefert.“ Unſer Wirken war ſomit am Ende. Bald darauf enthielt die Wiener Zeitung: Se. Maj. haben ꝛc. Die Ernennungen folgten nach. Ich war nicht darunter.

Das iſt die Geſchichte der Entſtehung unſerer Akademie. Wir hatten den Weinberg für Andere gebaut.

So viel iſt mir klar geworden, daß ich ohne Begeiſterung (ohne ein Höheres im Gemüthe) nicht leben mag noch kann. Es iſt der Aether für die innerſte Kraft des geiſtigen, wie jener der Atmoſphäre für die des leiblichen Lebens. Von dieſem höheren Leben lebt das individuelle, und jenes in ſtiller Betrachtung feſtzuhalten, iſt das höchſte, das einzige wahre Glück in dieſem.

Der Schatten, den dieſe Sonne des Lebens wirft, iſt die Betrachtung: daß ſo viele Tauſende ſie nicht ſehen. Nicht Menſchenverachtung fließe daraus, ſondern ein ſtilles Gefühl des Mitleids, von gerechter Zuverſicht auf die Wege der Vorſehung gelindert.

Wie muß ich oft innerlich ſchmerzlich lächeln, wenn Andere meine Erzeugniſſe rühmen! Sie hätten ſie ebenſo

gut auch haben können; aber als ich die Wege dazu zeigte, glaubten ſie mir nicht, oder gingen ſie nicht.

Das Leben hat nur Intereſſe für mich durch die Pflicht und durch meine glückliche Ehe. (Ich würde noch die Schönheit der Natur hinzugefügt haben, wenn nicht die Natur, über alles einzelne Leben hinaus, vielleicht verklärten Organen noch in reinerer Schönheit ſtrahlen dürfte). Den Tod wünſche ich nur deßhalb noch hinausgeſchoben, weil ich ſo viel Verſäumtes nachzulernen, weil ich noch ſo wenig geleiſtet habe und weil Helene zurückbleiben und harren muß.

Mein Hauptfehler iſt wohl: daß ich mit bornirten und ſchlechten Leuten gar nicht zu verkehren verſtehe und durchaus der Vernünftigen bedarf; — die doch nicht auf der Straße wachſen!

An W. lernte ich, wie man Geſchäfte betreiben müſſe. Nie habe ich, bei geringer Bildung, eine ſolche Thätigkeit, Aſſiduität und Umſicht geſehen. W. machte ſein Loos; er gelangte vom Bauernſohne zum höchſten Einfluß, und würde Bewunderung verdient haben, wenn er in der Wahl ſeiner Mittel — ängſtlicher geweſen wäre.

Man ſucht immer das Geiſtige aus dem Menſchen und ſeiner Organiſation zu demonſtriren und kann

die Zweifler schwer beruhigen, weil sich die lebendige, geistig-sinnliche Einheit unserer Erscheinung nicht trennen läßt; -- man muß aber von oben herab beweisen, — ... durch jenen unabweisbaren Bezug, ohne welchen alle Erscheinung für uns gar keinen Sinn hat. (In diesem Sinne hat Kant schon Recht gehabt) ꝛc. ... Dem, wozu Alles ist, entsprechen alle Kräfte; dem, was wir ahnen können, unsere.

Ich kann mich einer gutmüthigen Ironie nicht erwehren, wenn mich gewisse Leute über das, was ich schreibe, beloben. Könnte ich ihnen doch begreiflich machen, daß sie eben so gut und besser schrieben, wenn sie glaubten, was ich sage und thäten, was ich rathe! Sie geben mich zu und negiren das, wodurch ich bin!

Jeder kann mich bestimmen, der mich überzeugt, daß, was er will, zum Besten der Sache, oder daß, was ich will, unmöglich ist.

Welche Situation für einen honetten Menschen, sich da gelobt zu sehen, wo er sich innerlich selbst mißbilligen muß, — vertreten zu müssen, was er nicht gutheißen kann! Das ist das republikanische Verdienst!

So oft ich meiner bessern Einsicht, meinem bessern Gefühle folgte, — bei jedem Worte, jeder Handlung, die

eigentliche Anerkennung verdient hatte, ... erwarb ich Gegner, Widerſpruch, Tadel. Welche Prüfung für den Charakter! —

Ich habe das eigenthümliche Gefühl, — ich möchte ſagen — keinem vis-à-vis gewachſen zu ſein. Es gelingt mir nie, Andern unmittelbar gegenüber zu der ruhigen Auffaſſung meiner Gedanken und ihrer Feſthaltung zu gelangen, die mir oft in der Einſamkeit oder höchſtens im allervertrauteſten Verhältniſſe meines Lebens für Augenblicke ſo glücklich von Statten geht.

Gefragt, warum ich in meinen Gedichten ſo Manches ſtehen ließ, dem ſpätere, ethiſch und philoſophiſch, widerſprechen? erwiedere ich: damit man wiſſe, daß die reiferen Anſichten nicht aus Kälte ſtammen, ſondern daß auch ich empfand. Das gewinn't dem Reiferen mehr Zutrauen.

Manchmal wie durch einen plötzlichen Lichtſtrahl auf das Einſt zurückzublicken — wie es in dir blühte und reifte, — was das für Früchte geben konnte, — was du dachteſt, wußteſt und fühlteſt, was vermochteſt! ... und nun — iſt die Erkenntniß da, oder nicht da: denn du frägſt: welches von beiden iſt die Täuſchung?? Jugend, Alter, Geſundheit, Krankheit, Leichtſinn, Tugend ... Daſeinszwecke!!

Komisch wirkt manchmal auf mich selbst das Mitleiden, das mich über mich selbst ergreift. Oder auch das, welches ich oft mit andern fühle, gleichsam statt ihrer selbst; ich meine, mit braven, tüchtigen Menschen, die sich nicht erkannt sehen und doch in einer halben Illusion fortarbeiten.

Vielleicht ist allzuviel Liebe für eine amtliche Aufgabe auch von Nachtheil. Vielleicht konnte man mir diesen Umstand zurechnen, da ich bei der Studien-Reform mit einer Leidenschaft verfuhr. Wenigstens tröstet mich der Gedanke, daß in diesem Vorwurfe auch schon die Entschuldigung liegt.

Wenn ich den Fehler habe, während des Schreibens fortzulernen, also, als öffentlich Schreibender, den gläubigen Leser mit-irren zu machen, — kann ich anders, wenn ich mich nicht bei mir selbst für fertig erklären will?

Der Dichter freilich hat's besser: er ist immer fertig und wahr, wenn er das Lebendige bringt; aber der Verstand ist nun einmal das Vermögen zu irren.

An die, welche wirklich gefördert sein wollen:

Ich sehe durchaus nicht ein, warum man nicht, zu einer Zeit, wo es Niemand der Mühe werth findet, sich über Jemanden klar zu machen, — ohne Besorgniß vor der Anschuldigung zu großer Selbstschätzung — diese Mühe des Klarmachens selber übernehmen sollte.

Diese Notate, allerdings nach Art des Mannes größtentheils ins Allgemeine gewendet, aber durch den bekannten rothen Faden, den ich hier einen mit Blut getränkten nennen möchte, eng mit einander verknüpft, beweisen, wie tief er noch im reifen Alter den unausgleichbaren Widerspruch zwischen den idealen Forderungen des Gemüths und dem stumpfen Realismus der Welt empfunden und mit welchem Recht er die oft an ihm bewunderte äußere Ruhe als das schwer errungene Resultat des heftigsten inneren Kampfes bezeichnet hat.

Im Jahre 1844 begann Feuchtersleben seine Vorlesungen über ärztliche Seelenkunde. Er selbst hat ausgesprochen, was ihm dabei vorschwebte, aber kaum angedeutet, wie weit er seinen Zweck erreichte. Da sich bei ihm die tiefste Einsicht und das reichste Wissen mit dem ansprechendsten Vortrage verband, so war der Zudrang ungeheuer. Der Umstand, daß die mit ihm zu gleicher Zeit lesenden Professoren eine andere Stunden-Eintheilung verlangten, weil er ihnen den Hörsaal zur Wüste machte, ist dafür ein schlagender Beweis. Ich habe oben darzuthun versucht, daß er vermöge seiner ganzen Organisation nothwendig in diesem Kreise sein Höchstes leisten mußte. Das war auch der Fall. Der Eindruck, den er erregte, wenn er gegen den Materialismus weniger kämpfte, als ihn durch ruhige Entwickelung des Gegensatzes ohne Schwertstreich beseitigte, war unwiderstehlich; ging nicht Jeder überzeugt aus seinem Collegium, so ging doch gewiß Kei-

ner ohne den Vorsatz fort, eine vielleicht seit Jahren für abgethan gehaltene Untersuchung noch einmal mit Ernst wieder vorzunehmen. — Die Witwe erinnert sich noch mit stiller Freude einer bezeichnenden Scene, die zu Hause in ihrer Gegenwart Statt fand. Ein alter Herr, der nur schlicht gekleidet war, aber viele Orden auf der Brust trug, trat nach einer Vorlesung zu Feuchtersleben mit den Worten ins Zimmer: „Nun kommt der alte Junge zum jungen Alten!“ Es war ein fremder Kunstgenosse. Die wissenschaftliche Frucht der Vorträge war das Lehrbuch, das bis auf diesen Tag in Deutschland, wie in England sein Ansehen behauptet. Interessant und fruchtbar wäre eine Parallele zwischen Feuchtersleben und Blumröder, die jedoch nur der Tiefeingeweihte wagen dürfte; da beide Männer, wie schroff sie einander auch gegenüberstehen, doch in dem einen entscheidenden Punkt zusammentreffen, daß sie das Faktum ehren und es nicht wie die Schubert u. s. w. auf der einen Seite, die Feuerbach u. s. w. auf der andern, verdrehen oder umbiegen, so dürfte das Resultat eine ungewöhnlich reine Darstellung des Dualismus sein.

Zu gleicher Zeit wurden fast alle früher aufgenommenen Studien fortgesetzt, ja noch manche neue ergriffen und nicht einmal diejenigen ausgeschlossen, denen sich der menschliche Geist in den späteren Jahren nicht leicht mehr zuwendet, wie z. B. die Beschäftigung mit den Sprachen. Auch das poetische Hervorbringen stockte nicht ganz; es entstand ein zweiter

Band lyrischer Gedichte, der zwischen freier Production und einem Tagebuch mit Glück die Mitte hält. Doch scheint Feuchtersleben jetzt weniger in der Entfaltung des eigenen, als in der Ermunterung des fremden Talents seine Befriedigung gefunden zu haben. Wie er seine älteren Dichterfreunde: Bauernfeld, Mayrhofer, Schober, deren er in der Lebensskizze erwähnt, nicht aus dem Auge ließ, sondern sie liebevoll auf Schritt und Tritt begleitete, so zog er begabte Jüngere, wie Otto Prechtler und Wilhelm von Metzerich wohlwollend zu sich heran und stand ihnen bei mit Rath und That. Die Anhänglichkeit an jene bat er, wie wir sahen, auf die mannigfaltigste Weise in Kritiken und Charakteristiken bethätigt. Die Theilnahme für diese geht aufs Rührendste aus einer bunten Reihe von Briefen und Zetteln hervor, deren Einsicht mir freundlichst vergönnt wurde. Es eignet sich natürlich nur Weniges daraus zur Mittheilung, da das Meiste sich auf ganz specielle Dinge bezieht und also dem Publicum unverständlich wäre; einige Proben sind jedoch nothwendig, damit man den vielseitigen Mann auch in diesem Verhältniß walten sehe.

Zunächst folge ein Brief an Otto Prechtler vom 21. Mai 1836, der sich selbst erklärt:

„Lieber Freund!

Der Zudrang mannigfacher Geschäfte, der mich einen Besuch, den ich Ihnen zudachte, von Tag zu Tag auf

schieben macht, da doch die Angelegenheit urgirt, — und die Ueberzeugung, daß die Ruhe, mit der man ein geschriebenes Blatt, weit mehr als einen flüchtigen Discurs, übersinnen kann, meiner Absicht günstig ist, — veranlassen mich, Ihnen diese Zeilen zuzusenden. Ich muß kurz sein; aber ich hoffe, Sie werden mich verstehen und das Detail, besser als ich, auszuarbeiten im Stande sein.

Sie waren so freundlich, mir in mancher Hinsicht Ihr Zutrauen zu gewähren; ein Geschenk, dessen Werth in der Dürre des Lebens unschätzbar ist, und das ich nur mit meinem eigenen Innern, insofern ich es Ihnen ohne Rückhalt öffne, zu erwiedern weiß. Da ich nun Klarheit über alle menschlichen Verhältnisse für das höchste Glück halte, das uns erreichbar ist, — Sie aber seit einiger Zeit, wie es scheint, durch irgend etwas an mir gehindert werden, sich rein gegen mich auszureden, so treibt mich schon eine gewisse Selbstvertheidigungspflicht, diesen Knoten zwischen uns zu lösen und zu sagen, wie ich's meine. Nun aber lassen wir diesen Egoismus ganz bei Seite; reden wir blos von Ihnen. Der Antheil, den ich, seit wir uns kennen, an Ihnen nehme, ist zweifach: ich halte den Menschen werth und wünsche mir ihn dauernd zu gewinnen; ich achte den Dichter, und wünsche ihm, so viel an mir ist, förderlich zu werden. Ihr herzliches Verhältniß zu Marie überließ ich gleichsam meiner Frau zur Pflege. Sie theilte mir ihre Intention mit: vermittelnd zwischen die häusliche Prosa und die unbedingte Leidenschaft einzutreten; mitzuhelfen, daß durch d... erleichterte Dulden des Einen Zustandes, der andere gelinder herbei-

geführt, und, wo möglich, eine Ausgleichung der heterogenen Elemente begründet werde. Ich stimmte bei; soll denn dem liebevollsten Wollen keine Einmischung gestattet sein? — Es schien auch eine Weile ganz gut zu gehen, — aber plötzlich sind Wolken da; und, seit unserem letzten Besuche bei Mariens Vater, höre ich Dinge, die mir gewissermaßen die Sache auf mein Gebiet zu spielen scheinen. Ich sehe den Menschen, den Dichter gefährdet; da rühre ich mich und rede. — In Allem, was ich bisher von Ihnen las, habe ich einen Lebenspuls aufgespürt, den ich „Beruf" nennen möchte; und ich hätte dies Blatt nicht angefangen, wenn ich ihn nicht gespürt hätte. Nur Ruhe und Klarheit aber bildet, wie den Dichter, so den Menschen, — und so wahr es ist, daß Sie etwas in sich besitzen, das Hunderten fehlt, so wahr ist es auch, daß Sie, wie Hunderte, verloren sind, wenn Sie sich aus der Verwirrung, in der Sie leiden, nicht herausarbeiten. Der Mensch ist seine Thätigkeit, der Dichter sein Talent der Welt schuldig, die ihn trägt und erhält. In diesem Sinne ist es Ihnen Pflicht, sich emporzuraffen: Pflicht gegen sich, weil nur inn're Vollendung beglückt; Pflicht gegen uns, weil wir um die Verwendung Ihrer Gaben fragen; Pflicht gegen ein Wesen, dessen Ruhe Ihnen theuer sein muß, — dessen Ruhe Sie nur stören dürfen, um sie schöner wiederherzustellen. Ich habe es an andern, und leider! an mir selbst oft genug erfahren, wie unser tiefstes Inn're, der Kern von unsern Kräften unter den Gewalten leidenschaftlicher Zerrüttung erliegt; ich brauche nicht an Bürger's in Armseligkeiten zu Grunde gegangenes Ta-

lent, an Heinr. Kleist's zerstörtes Gemüth, an die Gefahr, in der selbst Schiller schwebte, zu erinnern; wir haben in unserer Mitte an einem Freunde ein trauriges Beispiel, daß geistige Auszehrung, und wenn kein rettender Schnitt in's Geschwür gemacht wird, — inn're Tod den Abschluß solcher Leiden machen. Hätte mir damals, als ich, im Taumel selbstsüchtiger Jugend, mein Heiligstes verkannte, ein Freund von der reinen Höhe des Lebens zugerufen, — ich hätte wahrlich den Sprung über den Abgrund nicht gescheut, der mich einen Entschluß auf Leben und Tod gekostet hätte, — und wäre drüben dem Retter herzhaft in die Arme gesunken. Ein glückliches Loos hat mir den Sprung erspart; — nun aber sehe ich zurück, und schaudere. Es läßt sich Keinem sagen, der im Labyrinth ist, was sein harrt; ihm ist wohl; ein Schritt lockt zum andern, — und erst, wenn er ganz umflochten ist, merkt er verzweifelnd, daß man ihm nicht mehr helfen kann. Das ist nicht übertrieben, nicht dunkel; Sie werden's wahr und hell sehen, wenn Sie's erleben. Auf Ihrer Brust liegt der Alp, der auch auf uns're lag; in tausend Gestalten liegt er auf jeder: der bittere Kontrast zwischen dem Idealen und Wirklichen. Daß das Ideale das eigentlich Wirkliche; und das Uebrige eine Lumperei ist, das behalten wir für uns. Aber: jeder Versuch, ein zartes, inn're Verhältniß auch äußerlich gewaltsam durchzusetzen, ist vergebens. Er muß scheitern. Es liegt in der Natur der Dinge. Wird das Inn're, ohne Ziel und Absicht, nur so hin, fort und fort, behauptet, so lacht die Welt nur drüber, und, während

sie macht, was sie will, muß jenes Inn're sich mit schönen Worten begnügen. Es bleibt ihm nur zweierlei: auf Verwirklichung ganz verzichten, oder: einem durchdachten Zwecke plangemäß, still und allmälig in der Welt sich einen Boden zu erkämpfen, wo es ungestört blühen kann. Nie wird es gelingen, Menschen, die Natur oder Bildung durch eine ewige Kluft von uns geschieden haben, zum Verständnisse zu zwingen; — sie erbittern — bestärkt sie, und hilft uns nichts. Das ist Ihr Fall. Halten Sie das Entsagen für unnatürlich, unmöglich oder unrechtlich, — dann haben Sie sich in den Mitteln vergriffen, — sich entgegen gearbeitet. Meine Frau hat den rechten Weg erkannt: dem äußern Verhältnisse das inn're so lange scheinbar zu opfern, bis an ein Hinderniß nicht mehr zu denken war. Um so mehr, als es nicht nur um Ihre, sondern, wie ich schon sagte, um die Ruhe eines geliebten Wesens zu thun ist, deren Lage Sie nicht zerstören dürfen, ohne eine bessere verwirklichen zu können. Sie hätten ihr vielmehr die Duldung erleichtern sollen. Haben doch Frauen nicht die Ressourcen unseres Geschlechts! In ihre Sphäre eingegränzt, sind sie unsäglich elend, wenn ihnen auch diese noch verleidet wird. Kann Liebe das verantworten? — Sagen Sie nicht: Es ist leicht gepredigt, wenn man's nicht empfindet und nicht rathen kann, was nun geschehen soll! — Ich hab's auch empfunden; schmerzlich genug! wenn Sie meine Gedichte wie meine Sätze lesen, werden Sie finden, daß es Denkmäler des Entsagens sind, — Trümmer! — Und so fehlt es mir auch an Rath nicht, scheine er gleich allge-

mein und bitter. Das Allgemeine werden Sie in's Besondere überſetzen, — und, wo keine Bitterkeit iſt, da bedarfs keines Rathes. Er iſt im Vorigen erhalten; ich rufe ihn Ihnen nur noch wiederholt zu: Entſagen, — oder: mit aufopfernder Beharrlichkeit, ohne tödtende Stürme, den Frühling herbeiarbeiten, die Wirklichkeit verſöhnend, daß ſie der Pflanze des höheren Lebens, freundlich gezwungen, ein ſtilles Plätzchen gewähre! — Der hoffnungsreiche Hinblick auf ein heitres Ziel hat etwas ſo Heilendes, Belebendes, daß ich gewiß bin, wenn Sie ſich reſignirten, bald wieder in Ihnen den offenen Freund, den thätigen Menſchen, den beſonnen ſtrebenden, leiſtenden Dichter zu begrüßen!

Ihr Freund."

Zeigt ſich in dieſem Briefe das wärmſte und zugleich beſonnenſte Eingehen auf die Verwirrungen des Lebens, und erinnern die kritiſchen Randgloſſen zu Prechtler's poetiſchen Arbeiten im ſchönſten Sinne an die Sorgfalt, womit ein rechter Gärtner die ihm anvertrauten Gewächſe pflegt, ſo beweiſen die nachfolgenden Aphorismen, die durch entſprechende Reflexionen des Empfängers hervorgerufen worden ſind, auf's Erfreulichſte, daß auch Feuchtersleben die dichteriſche Entwickelung ausſchließlich durch die allgemein menſchliche Ausbildung fördern zu können geglaubt hat:

„Die vorigen Blätter enthielten Probleme, und ich verſuchte ſie zu beantworten. Die gegenwärtigen bringen freie Reflexionen, und ich unternehme ſie zu begleiten. Wie

es das Leſen eben aufruft, ſo ſteh' es hier zu weiterer Anregung.

1.

Der wahre Dichter iſt im tiefſten Grunde immer Eins mit ſeinen Werken. Auch wenn er darin ein Anderer ſein *wollte* als Er ſelbſt, — ſo *könnte* er es nicht einmal. Aber es wird ein tiefer, klarer, liebender Blick gefordert, *ihn* zu erkennen. Wie viele Leſer gibt es, die dieſen haben? und dann: wie viele wahre Dichter gibt es? hinc illae lacrimae —

2.

Es gibt gewiß, wenn ich ſo ſagen darf, eine *unbewußte* Heuchelei, wie es eine bewußte gibt. Jener ſind wir, als Menſchen, unterworfen, und es iſt wahrhaft menſchlich, es damit nicht zu genau zu nehmen, wie denn läßliche Sünden eigentlich den Reiz des Menſchlichen ausmachen: homo sum, humani nil a me alienum — — Ewig verdammlich iſt nur die Sünde wider den heiligen Geiſt.

3.

Wie befremdet war ich, als ich nach zwölf Jahren ein ländliches Zimmer, das meiner Phantaſie als ein Saal vorgeſchwebt, worin ich als Knabe glücklich war, — wieder ſah und klein und niedrig fand! Der Menſch iſt für mehr als für die enge Gegenwart geſchaffen; er reift höheren Verhältniſſen zu, — und die Erde muß ihm einſt werden, was mir mein Kinderſaal!

4.

Die Natur spricht zu jedem Herzen seine Sprache. Da der Geist im Menschen ist, und nur in ihm, so wird der Idealismus dem menschlichen Denken ewig eigen bleiben. Spricht doch auch die Gottheit nur zum Göttlichgesinnten, — und wer weiß, welche Sprache der Dämon hat, die nur die von ihm Besessenen vernehmen!

5.

Die großen Menschengestalten der alten Poeten sind zu hohlen Formen geworden, ihre Tugenden zu abstrakten Phrasen, mit welchen die schale Enkelwelt wie mit tauben Nüssen spielt. Weder im Leben noch auf der Bühne wirkt die echte Trefflichkeit; der Pöbel fordert, aus Gewohnheit, die alten, schönen Tugendworte, — und wie das Leere und die Extension sich immer wechselseitig steigern, so müssen die pomphaften Frazen immer pomphafter werden, je leerer sie inwendig sind. Bald wird der echte Mensch nur mehr dem Leichtfertigen Tugend zutrauen, dessen Mund nie ihren Namen ausspricht.

6.

Es gibt eine Bildung des Menschen. Sie muß also möglich sein. Nur ist Folgendes dabei zu bedenken: der Verstand ist nur ein Stück vom ganzen Menschen; mit bloßen Maximen wird man also nicht weit springen. Und: jeder Einzelne hat einen bestimmten Typus und kann nie aus sich heraus. Die Aufgabe bleibt also: dem ganzen Wesen des Menschen eine Richtung zu geben, — und zwar: eine dem Individuum angemessene Richtung.

Jeder strebe, das zu werden, was nur Er werden kann: irgendwo treffen wir Alle zusammen, denn uns Allen ist das Göttliche eingeboren.

7.

Der Mensch bleibt eben Mensch; auf einmal fällt keine Eiche, am wenigsten ein menschliches Leiden. Wie weit es die Kraft des Geistes bringen kann, weiß nur der, der nicht müde geworden ist, sie immer wieder in sich emporzurufen.

8.

Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt. Die gräßlichen Leiden sind für den Grafen eben auch nicht so idealisch als sie auf dem Papiere aussehen. Es ist doch merkwürdig, wie mit gewissen poetischen Resultaten die ganze Menschheit getroffen ist; ich habe noch Niemanden gekannt, dem nicht die angeführten Verse Goethe's ein Symbol seines Lebens geworden wären. Hieher aber paßt es besonders, daß gerade eine Königin sie als den Text zu allen ihren Gedanken sich zu wiederholen pflegte.

9.

Gewiß ist der Dichter beim Empfangen passiv, Knecht; beim Bilden aktiv, Herr. So ist in allen Künsten die Conception Begeisterung, die Ausführung Besonnenheit; in allem Produciren etwas Mystisches und etwas Reflectives.

10.

Zwischen dem Philister und dem Poeten liegt die jämmerliche Halbheit; der, vom Idealen zum Realen elend

schwankende Dichterling. Ueber beiden der große, ganze Mensch.

* * *

Und wenn nun auf diesem ernsten Weg, den ein Jeder unverdrossen wandeln muß, der etwas Rechtes leisten will, Stadium nach Stadium zurückgelegt und endlich ein übersichtlicher Punkt erreicht wird: wie weiß der treue Eckardt, der deutend und warnend voranzog, zu belohnen:

„Im Ganzen — heißt es am Schluß einer kritischen Musterung von Prechtlers Gedichten — muß ich ausdrücken, daß mir dieser Band große Freude gemacht hat, insofern ich mir daran etwas zuschreiben darf. Es entsteht, wenn man ihn gegen den ersten hält, das befriedigendste Gefühl. Hier ist etwas Gewordenes, in sich Einiges, Bestimmtes. Man nimmt tiefern Antheil und zweifelt nicht länger an einer völligen Entfaltung. Selbst die Eintönigkeit der vorwaltenden vierfüßigen Trochäen bildet gewissermaßen auch äußerlich ein Ganzes, eine Geschichte vor. Der Antheil des größeren Publikums wird auch nicht fehlen; es ist eben der rechte Lebenszeitraum für Lyrik: zwischen stürmischer Nacht und kaltem Tage: ein Dämmerzustand, in welchem die Mehrzahl der Menschen Zeitlebens verbleibt."

Mit nicht geringerer Theilnahme wandte er sich Wilhelm von Metzerich zu. Auch mit diesem wurde ein reger Brief- und Zettel-Verkehr unterhalten, der nicht einmal während der Unterstaats-Secretariats-

Periode, auf die wir gleich kommen werden, völlig stockte; auch seine Dichtungen wurden auf das Sorgfältigste, Vers für Vers, kritisirt. In einer Beurtheilung der Sammlung heißt es:

„Es ist für uns Beide, als Dichter, ein schlimmes Zeichen, daß Aphorismen unser Letztes sind. Trösten wir uns mit Goethe!"

Interessant sind auch die Tagebuch-Aufzeichnungen über Bauernfeld, indem sie den in den Beiträgen zur Literatur über ihn gefällten Ausspruch näher zu begründen suchen:

Bauernfeld's Lustspiele.

So wirksam B's. Lustspiele auf der Bühne sind, so genießt und schätzt man sie doch nur noch mehr, wenn man sie liest. —

Die tiefe Sittlichkeit (wie in Frz. Walter).

Wann wird man die Tiefe blos in metaphysischen Spekulationen zu suchen aufhören? wann wird man ahnen, daß das leichte, frohe Wellenspiel des Sees, der Himmel und Erde in freundlicher Glätte spiegelt, die wahre Tiefe birgt?

Die tausend kleinen Züge, welche im Leben vorkommen, in denen sich des Menschen Innerstes herauskehrt, — die dem Psychologen vom Fache entschlüpfen. Gleichsam erhaschte Verrathe (!) des innern Lebens. — Jedes seiner Werke hat, wie es sein soll, eine bestimmte Farbe und Haltung, die aus dem Wesen des Stücks hervorgeht und sich im Zusammenklang der Charaktere, in ihrer durch-

gebends gemäßigtern oder kühneren Zeichnung, in dem mehr Innerlichen oder Materiellen der Erfindung, in der Gattung der Witze, und vielleicht am merklichsten im Dialog, der durchaus nicht einerlei in B's. Stücken ist, ausspricht. So herrscht in Frz. Walter durchweg eine gewisse herzliche Innigkeit, wie sie dem Leben der deutschen Handelsstadt (?) in jener Periode und dem ernsten, gefühlvollen Inhalte des Stückes gemäß ist; in den Bekenntnissen durchaus eine rasche Bewegung, ein städtischer leichter Ton, wobei im Witze Kühnheit mit dem Schicklichen sich verbindet; im Zauberdrachen ist alles burlesk; Gesinnungen, Gang der Fabel, Dialog, Späße, Charaktere, alles aus einer niedrigern Sphäre; und wie harmonisch und edel gestaltet sich Alles, bis auf die kleinsten Sätze, dem zarten und hohen sittlichen Sinne gemäß, in Helene! — Es waltet überall der Begriff eines Ganzen, eines Organismus. Die Vielseitigkeit, mit der dieses Verfahren verbunden ist, macht, daß die Urtheile so verschieden ausfallen, je nachdem der Leser Kapacität für die eine oder die andere Weise, die Dinge aufzufassen, hat oder nicht hat. Derselbe Leser, der von Fortunat entzückt ist, begreift nicht, was an Helene zu loben sei; und wen Frz. Walter im Tiefsten anregt, den ärgert der Zauberdrache, — wie denn erst kürzlich ein Recensent „die Bekenntnisse" für das beste deutsche Lustspiel, und „Bürgerlich und Romantisch" geradehin für schlecht erklärt hat. Warum wollen wir nicht lieber den Umfang unseres Auffassungsvermögens erweitern oder, wo das nicht geht,

ſchweigen, — ſtatt zu verdammen, was außer unſerem Kreiſe liegt?

Ein Brief über Grillparzer's „treuen Diener ſeines Herrn," an Metzerich gerichtet, offenbar durch die kalte Aufnahme des Stücks hervorgerufen, bilde den Beſchluß:

„Wie ſehr freut es mich, daß Sie den Werth meines Lieblingswerkes von Gr., „ein treuer Diener," beſſer zu ſchätzen wiſſen, als ein Publikum, dem freilich Gefühle und Geſinnungen, wie ſie hier gefordert werden, weder geläufig noch bequem ſind. Ich glaube Sie wohl zu verſtehen, wenn Sie dieſe Geſinnung, die das Ganze durchwaltet, als beſonders werthgebend hervorheben; aber auch der poetiſche Werth des Drama's ſcheint mir weit entſchiedener als jener der früheren Werke; wenn nämlich das Poetiſche nicht in Worten und Bildern, ſondern in der Lebendigkeit der Darſtellung beſteht. Ich weiß wenige dramatiſche Werke, die ſo ganz dramatiſch ſind wie dieſes: wo Alles ſo ganz ſich ſelbſt darſtellt, Alles Charakter, Handlung, Wirklichkeit iſt, — wo, mit der kunſtvollſten Oekonomie, ohne rhetoriſche und lyriſche Behelfe, der ganze reiche und tiefe Gehalt an Verſtand und Empfindung in Ereigniſſe umgewandelt, ganz eigentlich verkörpert iſt. Nur das Weſentliche und Individuelle (der Kern aller dichteriſchen Wirkung) iſt gegeben, mit einer Entſagung alles leeren Nebenſchmuckes gegeben, die dem Kenner Ehrfurcht einflößt; denn dieſer will die Gedanken und die Geſinnung des Dichters ſich ſelbſt aus dem Werke entwickeln; er will ſie nicht in moraliſchen Phraſen

sich wie conventionelle Münze ausbezahlt sehen. So waren alle die großen, immer lebenden Werke des Alterthums, so werden alle sein müssen, die immer leben wollen, — denn Poesie ist nichts anderes als wahre, lebendige Darstellung, und beruht auf dem, was die Menschen, ewig und überall, sie mögen sprechen, denken und phantasiren wie sie wollen, ohne daß sie es wissen, ergreift und erhebt.

Aber das weiß ich und vertheidige es beständig gegen Gr., daß es Menschen und Zeiten und Orte gibt, die so elend sind, daß die Dichtkunst selbst sie nicht mehr finden und ergreifen kann.

Gott erbarme sich dieser und lasse uns Andern seinen Gnadenblick!

Es kam die Märzbewegung des Jahres 1848. Feuchtersleben dachte über Revolutionen wahrscheinlich wie Kant, der sie unter allen Umständen als Lotterien, in denen die Nieten in gar keinem Verhältniß zu den Treffern stehen, verwirft. Aber ein Anderes ist es, Revolutionen machen zu helfen und ein Anderes, nach gemachten Revolutionen auch unter den eingetretenen neuen Verhältnissen seine Pflicht zu thun. So glaubte denn auch Feuchtersleben zur Zeit allgemeinen Kampfes nicht der Ruhe der Götter pflegen zu dürfen und ein kleines, freilich nur aphoristisch geführtes Diarium gestattet uns einen Blick in die Art seiner damaligen Thätigkeit:

„Für den 13. März war die Ständeversammlung angekündigt.

Petition des Gewerbvereins. — Aehnliche vom Juristenverein, der mediz. Fakultät, der Gesellschaft der Ärzte, der Concordia ꝛc. — Die der Schriftsteller unterschrieb ich am 12. März, an der Spitze der übrigen (um Preßfreiheit).

11. März Abends 8 Uhr. Well kündigt mir die für morgen verabredete Zusammentretung der Studirenden an. Die Professoren werden aufgefordert, früh an der Universität, im Consistorialsaale zu erscheinen.

12. 8 Uhr früh. Kirchengang der Studirenden. Wir Verstände im Consistorialsaale. Vorschläge: sie auseinandergeh'n zu heißen; sie zu theilen und zu beruhigen; zu warten, bis ein Theil in die Kirche gegangen ꝛc. Mein Vorschlag: ihnen einen Saal zu öffnen und sie zu fragen, warum sie sich versammelt. Angenommen; der große Saal wird geöffnet: Endlicher und Hye, als populär, jung und stimmkräftig, werden bestimmt, hinüberzugehen. Sie bringen den Wunsch der Studirenden, daß eine Petition derselben (um Preßfreiheit ꝛc.) dem Kaiser überreicht werde. Der Rektor Jenull und die zwei Professoren bieten sich an, den Auftrag zu erfüllen. Sie erlangen mit den größten Schwierigkeiten die Audienz. Endlicher berichtet mir spät Abends den — sehr unsichern — Erfolg.

13. früh. Ich lasse in meinen Collegien den mir gemeldeten Vorgang (als erfüllte Zusage) promulgiren. Die Studirenden bleiben theils ruhig, theils trennen sie sich und eilen in die Herrengasse zur ständischen Versamm-

lung. Vorfälle daselbst. Anfangs: Reden, Bewegung; Colloredo u. s. w. Dann der unglückliche Wurf eines Holzscheits auf den Erzherzog Albrecht, — und das Commando: Feuer! (aber nicht von ihm). Allgemeine Aufregung. — Nachm. die Studenten in die Zeughäuser um Bewaffnung. Erzwungene Beleuchtung.

14. früh. Nationalgarde und Preßfreiheit proclamirt. Die Studenten organisiren sich selbstständig, bilden Corps, halten Patrouillen und Wachen und sichern die Ordnung und Ruhe in den Vorstädten ꝛc. — In der Stadt sind sie selbst noch in großer Aufregung. Beleuchtung. Abends: des Hofkanzlei-Präsidiums wegen Bildung der Nationalgarde und des Studentencorps. Ich berufe schleunigst für den folgenden Tag die andern Vicedirektoren und meine Professoren.

15. früh um 8 Uhr erscheinen sie. Ich führe sie, von der Stud.-Garde geleitet, zum Commandirenden, Grf. Hoyos. Dort wird zur Nationalgarde eingeschrieben und wir eilen an die Universität zurück. Hier suche ich die Mediziner zu ordnen, finde sie zum Theil schon unter Rotten getheilt und suche die Anordnung unter Schulverständen mit der schon gemachten zu vereinen. Prof. Hyrtl, Assist. Schneider, Dr. Flögl, Dr. Fischhof übernehmen Cohorten. Prof. Wattmann bildet sich ein chir.-ärztliches Hilfscorps. Allgemeine Zufriedenheit. Hye, Schilling, Röck. — jeder thut zum Commando das Seine. Endlicher übernimmt eine Art Oberkommando. — Nachmittag um 4 Uhr: Proklamation der Constitution. Allgemeiner Freudentaumel. Beleuchtung. Umzüge. Abends erscheinen die Ungarn.

Reden an der Universität. Neue Aufregungen. Widerstand. Gerüchte. Ruhe.

16. Der Kaiser erscheint an der Universität, empfangen vom Rektor und uns (mit Erzherzog Leopold). — Sedlnitzki dankt ab. Abends ziehen wir (mit Fackeln) durch die Stadt.

17. früh. Te Deum in der Universitätskirche. — Deputation der Stände an die Universität. — Rede des Grafen Montecuccoli. Czapka ab. (Kaiser nochmals. Wagen trag.), Nachm. Leichenzug der Gefallenen. Ich versammle das Consistorium zur Mitte, mit den Pedellen. — Heintl und ich holen Colloredo und s. Begleiter. — Zug. Reden. — Abends: Rückzug; Serenade vor Hoyos Wohnung; dieser herab und begrüßt uns.

18. Verantwortliches Ministerium.

19. Meine Petition (des mediz. Lehrkörpers um Lehrfreiheit), früh die Professoren beisammen. Dann Te Deum bei St. Stephan; dann zu Montecuccoli mit Wattmann und Rosas. — Die Zusicherung der Mitwirkung der Stände an der Universität angekündigt.

20. (Bauernfelds Erkranken). Gleichsetzung der Confessionen (Petition der Studirenden) von mir unterzeichnet. — Verkündigung der Lehr- und Lernfreiheit durch mich an der Universität.

3. April. Ich werde in der Sitzung der Fakultäten mit Akklamation zum Volksvertreter nach Frankfurt gewählt; nehme aber die Wahl nicht an, um hier fortzuwirken (und nicht mit R. N. zu gehen).

Es kann nicht meine Aufgabe sein, ein Gemälde jener Periode zu geben, wenn sich ein solches überhaupt schon geben läßt. Daß sie dem Chaos glich, ist Jedermann noch im Gedächtniß: Ministerien wurden zusammengesetzt und wieder aufgelöst, bevor sie noch Gelegenheit gehabt hatten, sich zu organisiren. Das ist ja der Fluch aller Uebergangszeiten und darin sehen sie sich immer ähnlich, daß Ungeduld und Mißtrauen sie gleichmäßig beherrschen und daß Alles sein, aber Nichts werden soll. Als im Juli eine ähnliche Krisis eintrat, wurde Feuchtersleben zum Unterrichtsminister erkoren. Den entfernteren, wie den näheren Anlaß dieser Auszeichnung hat er selbst in seiner Skizze hervorgehoben; eine schon im Jahre 1847 von ihm als Decan gehaltene Rede, worin er auf die nothwendigen Reformen der Universität hinwies, hatte in den weitesten Kreisen Aufsehen gemacht und ein Antrag auf Lern- und Lehrfreiheit, den er gleich im Anfang der Märztage einleitete, hatte das Andenken daran wieder aufgefrischt. Aber er faßte den Moment viel zu richtig auf, um auf die Berufung einzugehen.

„Je mehr ich — schrieb er erwiedernd am 16. Juli 1848 — die Größe des mir geschenkten Vertrauens fühle, desto ernster wird auch die Mahnung, die damit verbundene Aufgabe rein und vollständig in's Auge zu fassen. Es ist, in einem solchen Momente, eine heilige und unabweisliche Pflicht, mit völliger Selbstverläugnung, ernst und redlich, mit sich zu Rathe zu gehen, um nicht durch einen unverstandenen, vielleicht aufopfernd gemeinten, Schritt

unbewußt zum Verräther an seinem Vaterlande zu werden. Ich habe, als ich die ersten Stimmen des Rufes vernahm, der mich nun trifft, diese Prüfung in meinem Innern, mit reiflicher Erwägung aller mir zugänglichen Verhältnisse, ernsthaft und streng gegen mich selbst, vorgenommen, — und es hat sich mir die Ueberzeugung ergeben: daß es, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, meine Pflicht sei, unbeirrt von dem etwaigen Vorwurfe mangelnder Theilnahme oder unzeitiger Bescheidenheit, — um Enthebung von einer Mission zu bitten, welche es mir, nach meiner innigsten Einsicht, unmöglich machen würde, in Zukunft dem Vaterlande in dem meinen Kräften angemessenen Kreise, nach der, meiner Gesinnung entsprechenden Art, wahrhaft nützlich zu sein.

In dem jetzigen, großen, entscheidenden Augenblicke handelt es sich weniger um den Minister — als um das Ministerium. Nicht die spezielle, zwar viel umfassende, aber nur allmälig und in ruhiger Entfaltung zu vollendende Aufgabe der Neubildung des Unterrichts kann jetzt mit Erfolg in Angriff genommen werden; jetzt, wo das noch immer provisorische Ministerium eine allgemeinere, eine dringendere Mission hat; keine andere Mission, — wie es in einem öffentlichen Blatte treffend ausgesprochen ward, — als die: als Ministerium des Augenblicks das Schiff des Staates vom Untergange zu retten, und die stillerer, reiferer Erwägung bedürftigen Fragen dem Ministerium der Zukunft zu überlassen: jetzt, wo — wie es selbst eingestand — „die größte Schwierigkeit sich der Bildung eines neuen Ministeriums entgegenstellt, welches

einen Tag vor der vorläufigen Eröffnung des Reichstages nicht weiß, wird es sich auf eine Majorität in der Kammer stützen können, und doch auf irgend eine Art zusammentreten muß!" ... jetzt ist nicht die Stunde für das eigentliche Wirken eines Unterrichtsministers. — diese Stunde wird erst schlagen, wenn der konstituirende Reichstag seine Sendung erfüllt haben wird. Jetzt bedarf es weniger einer in's wissenschaftliche Detail eingehenden Sachkunde, als eines entschiedenen, reifen, thatkräftigen, politischen Charakters. Auch selbst als Minister des Unterrichts hat er vorläufig nur die Aufgabe, gewisse, keiner weiteren Berathung bedürftige, entscheidende Schritte zu thun und zu verantworten, welche derjenige am leichtesten und am sichersten thun wird, der in die speziellen Verhältnisse bisher am wenigsten selbst mit-verwickelt war, der außer, der über den Parteien steht. Er wird frei, er wird leicht, er wird entschieden handeln. Diese speziellen Verhältnisse ihm darzulegen, dazu kann der Sachkundige berufen werden; das wird den Minister stützen und sein Wirken fördern. So sehe ich das Erforderniß des Augenblicks an, und keine Illusion der Selbstsucht, auch nicht die Furcht vor wohlmeinendem Vorwurfe, sich, wo es Noth thut, dem Vaterlande zu entziehen, kann mich in der Erkenntniß meiner Stellung beirren. Wäre das Aufopferung, wenn ich mich derjenigen Stellung entzöge, in der ich doch noch vermittelnd zu nützen hoffen darf, in der ich mich jetzt befinde, — und jene ergriffe, von der ich voraussehe, daß sie mir unmöglich machen wird, jetzt ihr und sodann selbst meiner jetzigen, von mir ver-

lassenen, zu genügen? Gebe der Himmel, daß Ueberschätzung der eigenen Kräfte Niemanden mehr Verantwortung bereite als mir die Bescheidenheit, deren man mich beschuldigen wird! „In England kamen Minister in die Lage, es sich verzeihen lassen zu müssen, daß sie Minister wurden. — Die Zukunft, die nahe Zukunft vielleicht wird zeigen, daß ich es ehrlich gemeint und daß ich gut gesehen habe. Jedenfalls ist meine Kraft nicht wichtig genug, um darüber zu viele Worte zu verlieren. Es handelt sich um die Sache, nicht um die Person. Gelingt jene, so wollen wir Alle dem Himmel danken und Jener mag Ruhm und Segnung für sich haben, den das Geschick an diese Stelle setzte. Daß in diesem Augenblicke, wo die erschöpfendste Thätigkeit Pflicht würde, auch meine Körperkräfte so, von frühern Anstrengungen, mitgenommen sind, daß ich eben im Begriffe bin, mir einen kurzen Landaufenthalt zu gönnen, will ich gar nicht weiter berühren. Möge mein Vaterland in diesem kurzen Bekenntnisse meine Treue und mein Pflichtgefühl erkennen, das sich oft mehr in der Entsagung als in dem Ergreifen einer wichtigen Stellung ausspricht und bewährt!“

Waren jedoch entscheidende Gründe für ihn vorhanden, das Ministerium abzulehnen, so fehlte es an allen und jeden, sich auch dem Unterstaats-Sekretariat zu entziehen. Dieß übernahm er daher ohne Weigerung und stand ihm bis zu der traurigen Oktober-Katastrophe mit Aufbietung aller seiner Kräfte in angestrengtester Thätigkeit vor. Ueber die Resultate seiner Wirksamkeit hat er selbst am 17. Dezember 1848

in der Wiener Zeitung umständlich referirt; ich lasse dieses Aktenstück nebst zwei von ihm auf der Aula und in der Akademie der bildenden Künste gehaltenen Amtsreden und einem schon früher von ihm in die Oesterreichische Donauzeitung gegebenen Aufsatz, der vielleicht seine Ansicht der Dinge am klarsten darlegt, als Beilagen A. B. C. D. folgen. Wie die Erfahrungen, die er zu machen hatte, sein Inneres berührten, zeigen seine Tagebuchblätter:

„Ich darf wohl sagen, es gab keine Stelle im Staate, die meinen Kräften, meiner Neigung, meinen Wünschen, meinem ganzen Wesen so gemäß, so entsprechend gewesen wäre, als die im Ministerium des öffentl. Unterrichts. Es schien einmal im Staatsleben und im Leben des Einzelnen etwas gelingen, — es schien ein glückliches Zusammentreffen sich einmal ergeben zu wollen: für eine große Aufgabe war der Mann, — für den Mann die rechte Aufgabe gefunden. Ergriffen von diesem Gefühle, wagte ich den Versuch; — allein die Zeit, — die Menschen ließen ihn nicht an's Ende führen. Das Schicksal gewährte mir das hohe Glück, mitten unter tausend Schwierigkeiten, die Fülle und Größe der Aufgabe, — die Wonne, ihr gewachsen zu sein, — herauszufühlen, — das noch höhere Glück, ihre Lösung zu beginnen, — und ich bin zufrieden damit. Vidi, vixi et vigni. Der Becher ward mir von der Lippe genommen; möge er sich für eine bessere Zukunft wieder füllen! Ich allein weiß und übersehe, was ich dem Vaterlande, der Welt hätte sein können; ich habe das Meine gethan, es zu versuchen.

Aber ich weiß nun auch, wie wenig die Welt dem höher Berufenen sein kann; weiß, was sie ihm geben kann, — und trete ruhig und ergeben von dem unvorbereiteten Schauplatze ab, auf dem ich mich für einen besseren vorbereitete oder wenigstens innerlich vollendete. Denn dieses beständige innere Bilden und Lernen war doch der einzige, reine und wahre Gewinn."

„Ich bin für keine Aufgabe des Streites gemacht. Ich kann mich nur dann entwickeln, zeigen und wirken, — wenn man mir vertraut. Vor einem Publikum, welches dich hören will, spricht sich's gut und kräftig; vor einem mißtrauenden wird Geist und Zunge gelähmt. — Ich bin für keine Aufgabe gemacht, die nicht mit langsamer oder doch besonnener Folgerichtigkeit gelöst werden kann. Das Hetzen, das Ueberstürzen macht jeden wahren Fortschritt unmöglich."

„Ferner ist an kein reines Wirken zu denken, wenn man (wie ich im September 1848) nicht seinem Gewissen, sondern dem ungestümen Drange einer lebhaften Majorität gegenüber verantwortlich gemacht wird. Wer leiten und schaffen soll, darf nie als bloßer Mandatar betrachtet werden; man muß ihm den Wirkungskreis freilassen, den man ihm aus Vertrauen zu seiner Einsicht angewiesen hat."

„Ein Mann, der es mit einer übernommenen Miſſion redlich meint, muß ſie erfüllen, — oder — wenn man ihn daran hindert — abtreten. Eine Stellung blos der Ehre und Beſoldung wegen zu behalten, die man blos dem Scheine nach, aber nicht wirklich behauptet, — iſt Verrath an der guten Sache.“

„Ich habe das Meine gethan! mögen Jene den Erfolg vor der Zukunft verantworten, die ihn gehindert haben!“

„Jetzt muß und kann das Heil nur von der Mitte ausgehen; ich meine von der ſelbſtſtändigen Thätigkeit eines jeden intelligenten Staatsbürgers in ſeiner Sphäre; da die Leitung von oben, durch die Gewalt von unten unmöglich gemacht iſt! Innere Wirkſamkeit muß dem äußern Angriffe widerſteh'n; nehme ſich jeder Einzelne zuſammen, und thue — ohne Rückſicht auf die Geſammtſtrömungen — in ſeinem Kreiſe das Seine!“

„Vor Allem müßte die Wiſſenſchaft vom Staate gehörig gelehrt werden. Vollendet iſt ſie ohnehin auch für den Gelehrteſten noch nicht, — aber ihr Umfang, ihre Bedeutung, ihre Fragen, ihre Probleme können und müſſen dem Jünglinge deutlich gemacht werden. Darin allein liegt das wahre Vorbauungsmittel

gegen die Thorheit der Revoluzionen, — das wahre Radikalmittel einer gründlichen Reform."

„Man beschuldigt den Minister, wenn er eigenmächtig handelt, man beschuldigt ihn, wenn er Rath einholt. — Man beschuldigt ihn, wenn er den Wünschen der Majorität nachgibt, man beschuldigt ihn, wenn er energisch, nach seiner Ueberzeugung, verfährt. — Er scheitert an dem Unsinn, dem Mangel an gutem Willen, dem Manoeuvre der Herrschsüchtigen und der Kasten. Jedes reine, frohe, freie Wirken wird ihm getrübt. — Welche Lust wäre es für mich, — welchen Gewinn hoffte ich dem Staate versprechen zu können, wenn man mich ruhig, nach meiner Ueberzeugung walten ließe! wenn ich aber nur immer hören, berathen, die Forderungen jeder Partei befriedigen und gleichsam im Gewühle der Schlacht die stille Frage der Erziehung abthun soll — was ist da zu hoffen? Man hat mir Vertrauen geschenkt. Was heißt das? nicht Vertrauen zu dem, was ich denke und bilde, — Vertrauen, daß ich jeden eigensüchtigen Wunsch erfüllen würde! — Alles soll zugleich geschehen. Das ist nicht gut. Denn da geschieht gar nichts recht. Ich habe nicht Zeit genug, die Eingaben gehörig zu lesen und zu prüfen, — und soll sie erledigen, ehe es möglich ist!

Antwort auf alle Interpellationen.

Es handelt sich nicht mehr um Ja oder Nein, Dies oder Jenes; es handelt sich — um Unmögliches. Ich

habe nicht die Zeit, die Eingaben und Proteſte auch nur zu leſen, — geſchweige etwas darüber zu ſchreiben."

„Um das Vertrauen der Majorität zu gewinnen und, bis über die ſtürmiſche Entwicklungszeit hinaus, zu behalten (was nothwendig war, wenn an ein Bleiben, d. h. an eine künftige Wirkſamkeit zu denken ſein ſollte), mußte vor Allem — Energie bewieſen werden. Dieſe mußte ſich in der Entſchiedenheit zeigen, mit welcher man eine Radikalreform prinzipiell bekannte und — faktiſch in Angriff nahm. Dieſer Angriff kann immer nur in der Negation beſtehen. Zuerſt muß das Alte niedergeriſſen werden, — bevor es möglich wird, das Neue hinzubauen. Das Niederreißen iſt der ſchwierigſte, der ſchmerzlichſte, der undankbarſte Theil der ganzen Reformaufgabe. Ich begann ihn, mit Vorſicht und Beſonnenheit, — aber mit Muth und Entſchiedenheit. Während des Niederreißens wurden auch ſchon, im Stillen, alle Pläne des Aufbaues erwogen, überdacht und allmälig vorbereitet. Daß perſönliche Gegner, daß gekränkte Kaſten und Parteien dieſe Periode benützen würden, mein Wirken zu hemmen, zu verdächtigen, mich zu untergraben, war vorauszuſetzen. Ich arbeitete nur deſto ſchneller fort und freute mich des Augenblicks, — wo der Aufbau (mein eigentliches Werk) beginnen ſollte. Im November ſollten — und konnten dazu die erſten, deutlichen Schritte geſchehen. Sie waren vorbereitet, und der Plan des Ganzen in meinem Innern bereits fertig, im Einzelnen ſchon auf dem Papiere. Da

tritt der Augenblick des allgemeinen Kampfes in Wien ein; an eine geordnete Wirksamkeit ist nicht mehr zu denken; die Lösung der Aufgabe — ist unmöglich geworden. Was wird geschehen? wird mein Nachfolger, der meine Intentionen nicht kennt, in der Lage sein, auch nur das Geringste zu unternehmen? wäre ich es — trotz der wohlüberlegten Pläne — bei dem allgemeinen Kriegszustande? bei der gegenwärtigen Finanzlage? bei der bevorstehenden Zukunft? Die Reform des Unterrichts ist unmöglich geworden. Das Ministerium kann nur mehr die Aufgabe festhalten, einen Nothstand zu erhalten."

„Ich habe, erschöpft von den Ueberanstrengungen, denen ich mich kurz vorher, in der illusorischen Hoffnung, meine Mission nicht vergebens übernommen zu haben, — unterzog, die eingetretene Geschäftspause zu einem Urlaube benützt, und erwarte, in der ländlichen Ruhe, — ob es möglich sein wird, meinen Wirkungskreis wieder anzutreten, oder ob es Pflicht sein wird, eine Stelle nieder zu legen, in welcher ich nur die Besoldung einstecken und den Titel, aber nicht auch den Zweck meiner Berufung bewahren kann."

„Der Minister dem Interpellanten:

„Sie können meine Antwort nicht *verstehen*;" — oft vielmehr: „Sie sind nicht unterrichtet genug, mich passend zu *fragen*" .... Wehe dem Volke, das einem

Minister vertraut, der es mit schnellen, stets bereiten, stets befriedigenden Antworten abfertigt, — der immer für den Reichstag schlagfertig dasteht, — nach Außen, statt nach dem Innern seines Gebietes, gewendet! Wozu habt Ihr ihm Euer Vertrauen gegeben? zum Reden oder zum Handeln? wofür ist er verantwortlich? wem? dem Interpellanten?"

„Das reife öffentliche Leben im Staate fängt dort an, wo man bereits den feurigen Redner mitten aus dem Sturme des Beifalls seiner entzückten Hörer — „zur Ordnung" ruft und dem stimmschwachen, wortkargen Manne, der mit wenigen, vielleicht nicht am besten gesetzten Worten, eine Wahrheit sagt, ein mächtiges „Hört" zujauchzt. — Schön ist es, daß auch hier, wie so oft in der Natur, die Krankheit das Mittel sich erzeugt. Ich war Zeuge, wie die Lärmer einer Corporation, die zuerst in ihr ein reges Leben weckten, durch dieses Leben, als es reif geworden, zum Schweigen gebracht wurden."

„Man hat ein eigenthümliches (nicht eben das behaglichste) Gefühl, wenn man zur Leitung von Angelegenheiten berufen ist, die man (bei der bescheidensten Selbstbeurtheilung), weil man sie zum Lieblingsgegenstande gemacht hatte, völlig zu verstehen gewiß ist; über die man sich Pläne und schöne Hoffnungen gebildet hat; — und wenn man nun an Collegial-Berathungen und Majoritäts-Boten angewiesen ist, — von Menschen, die es zum Theile

wohl recht gut meinen und ihren ſpeziellen Kreis auch recht gut verſtehen mögen, aber vom Ganzen keine Anſicht haben und Dein Streben nicht begreifen!"

1849.

„Traurig, unwiderſtehlich gedrückt iſt jetzt meine Stimmung, — und es geſchieht, daß ich mich an meine eigenen Schriften beſſerer Tage feſthalten und anklammern muß. Das Vertrauen zu den Einzelnen iſt durch die letzten Erfahrungen gewichen; ein Ekel — ein perſönlicher, körperlicher vor den Perſonen eingetreten. So oft ich an's Ganze denke, fühle ich mich beruhigt und gehoben, — der Menſch iſt mir theuer und werth, wie je; aber die Menſchen haben mich gegen ſie ſelbſt unbillig gemacht; wie ich ſie einzeln vor mir ſehe, ſtockt mir der Muth meiner Hoffnungen. Ich ſehe mich einſam und muß mich zuſammenfaſſen."

„Ich nahm Mayrhofer's Gedichte und ſein ganzes Weſen wieder vor mich hin, — wie damals (bei meines Vaters Tode) — und ſiehe da! die alte Wirkung! Thränen der Rührung fließen, das Eis der gefrorenen Zwiſchenzeit ſchmilzt, wie vor einem heißen Sonnenſtrahle, — ich habe mich wieder. O mög' es kein Augenblick ſein! möge durch des Himmels Segen mir bleiben, — rein und geläutert bleiben, — was ich ſchon verloren wähnte! Die alte Kraft der innern Dichtung, der Fluß

des Lebens in allen Adern, — der erstarrt schien, weil ich sah, daß unsere vereinten Stimmen — Stimmen in der Wüste waren, — möge er wieder fließen, — und ich, unbeirrt von den Finsternissen des äußeren Tages wieder im freien Anschauen (im Innern) des Sternes, zu dem wir beteten, genießen!"

Die Motive, welche ihn bestimmten, seine Entlassung zu nehmen, entwickelt eine öffentlich erschienene

Erklärung an Freunde und Theilnehmende.

Ungewohnt und abgeneigt, von mir selbst zu sprechen, muß ich es unter die Opfer zählen, die ich dem gegenwärtigen Augenblick überhaupt zu bringen habe, — daß ich mich jetzt dazu verpflichtet sehe. Mehrfach an mich gelangte Fragen, Zweifel, ja Mißverständnisse, scheinen es, im Interesse der Sache, zu meiner Schuldigkeit zu machen, mich über das Aufgeben meines bisherigen Wirkens eben so frei und öffentlich auszusprechen, als ich es über mein Wirken gewohnt war. Das Vertrauen, dem man sich nicht versagte, hat Ansprüche auf Rechenschaft, wie man es erwiederte. Dasselbe Vertrauen, übertrieben in der Anerkennung, verleitet selbst zu unbilligen Verwürfen, wenn es annimmt, daß man die eigene Kraft zu gering geachtet, daß man zu bald auf sie verzichtet habe. Endlich können selbst Mißverständnisse einem unerwarteten Schritte Deutungen unterlegen, die hintanzuhalten in einer öffentlichen Stellung Ehrensache werden kann.

Man findet beim Rückblick auf die fragliche Epoche des Wirkens keinen Grund unzufrieden zu ſein; man ſucht alſo anderweitige, nicht in der Sache ſelbſt liegende Motive. Dieß die Gründe einer öffentlichen Erklärung über eine perſönliche Angelegenheit. Es kommt zuvörderſt Alles darauf an, mit welcher Zuſage man eine Miſſion übernommen hat, um darüber abſprechen zu laſſen, wie weit ſie erfüllt oder erfüllbar ſei. Man iſt bei gewöhnlichen Dienſtleiſtungen dem Staate für eine, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen gleichmäßige Pflichterfüllung verantwortlich; bei einer übernommenen, ungewöhnlichen, ausnahmsweiſen Aufgabe iſt man es ſeinem eigenen Gewiſſen und dem Vertrauen Derer, denen die Zuſage geworden iſt. Der letztere Fall war der unſere. Eine kurze Zeitfriſt war bei der Uebernahme einer großen Verpflichtung gegeben; innerhalb dieſer ſollte, nach öffentlicher Anerkennung jener Gründe, welche der Ausdruck des Bedürfniſſes unſerer Zeit und ihrer Völker ſind, die That beweiſen, daß man dieſe Grundſätze nicht nur auf dem Papiere bekannt habe, — daß man entſchloſſen ſei, ſie auch ins Leben einzuführen. Dieſer Beweis konnte nicht durch lange Berathungen, — er konnte, in der gegebenen Friſt, nur durch reif überlegte, aber dann energiſch und ohne Säumniß, ohne Berückſichtigung des zu erwartenden Vorwurfes der Eigenmächtigkeit, entſchieden ausgeführte Schritte, geliefert werden; Schritte, ohne welche an keine andern, — alſo auch an kein „Vorwärts“ zu denken war. Daß dieſe Schritte bei jeder Umſtaltung, wenn ſie eine wahre Umſtaltung und kein Flickwerk ſein ſoll, zuerſt ver-

neinender Natur ſein müſſen, weiß Jeder, der Leben und Geſchichte kennt. Der Altbau muß erſt geläutert ſein, bevor der Neubau beginnen kann. Daß das Alte ſich nicht gutwillig zu dem Opfer ſeiner ſelbſt bequeme, weiß auch Jedermann. In dieſer Vorausſetzung, von vorneherein auf Widerſpruch mehr als auf Dank gefaßt, da jener im Intereſſe der Gegenwart, dieſer nur in dem der Zukunft lag, arbeitete man nur um ſo raſtloſer fort, um über dieſe ſchmerzliche Epoche bald hinauszukommen, und endlich — geſühnt und befreit — des ſchönen Augenblicks zu genießen, in welchem es ans Bauen gehen ſollte! ein Augenblick, der ſo ferne nicht mehr ſchien; da er durch wohlüberdachte Pläne, welche ſchon die Epoche des Verneinens tröſtend begleitet hatten, vorbereitet war. Da traten jene Ereigniſſe ein, die ich für Keinen von uns allen, die ſie erlebten, näher zu bezeichnen brauche, — und an ein Bauen weiter zu denken, wäre wohl die großartigſte Ironie geweſen. Selbſt die Durchführung der ſchon in Angriff genommenen Maßregeln zur feſtgeſetzten Zeit war unmöglich geworden. Jetzt erſchien es als Gewiſſenspflicht, jede verzeihliche Selbſttäuſchung aufzugeben, und eine Stellung ungeſäumt zu verlaſſen, in welcher es — mindeſtens für jetzt — nicht möglich war, die gegebene Zuſage zu löſen. Es erſchien als Pflicht, mit Ehre abzutreten, wo man nicht mit Ehre fortzuwirken vermögend war; als Pflicht, einen Rang und eine Einnahme nicht länger anzuſprechen, deren Verdienſt man nur dem Scheine nach zu heucheln, nicht durch Wirken zu behaupten im Stande war. Dies iſt, einfach und beſtimmt, ohne

in tausendfache Details einzugehen, die sich ein denkender Leser sehr leicht selbst hinzumalen kann, — das wesentliche Motiv meines Abtretens. Ich denke, es kann und wird der Oeffentlichkeit genügen. Ob andere Motive etwa noch mitwirkten, ist und kann ihr gleichgiltig sein. Genug, kein Unmuth über Verkennung oder Undank, keine äußere, keine persönliche Rücksicht haben meinen Entschluß bestimmt; sondern einzig und allein meine eigenthümliche Ansicht von dieser Stellung, die man vielleicht seltsam finden mag, aber als eine freie, achten und gelten lassen muß. Es galt hier nicht zu prahlen, es galt, zu entschuldigen. Mag also ein Rückblick auf den kurzen Zeitraum dieser ministeriellen Thätigkeit für sich selbst reden und so manches öffentlich erschollene, wohlwollende Urtheil bestätigen! mögen alle Jene, die mich mit Rath und That vielfach und aufopfernd unterstützten, im Namen des Vaterlandes hier meinen Dank annehmen! möge die Folge mancher im Anfange schmerzlichen Maßregel, allmälig in ihrer wahren Bedeutung sich herausstellen und mit dem Anfange versöhnen, wovon schon jetzt freundliche Zeichen erscheinen! Das neue Ministerium hat nicht mehr die Aufgabe jener hastigen und schwer zu regelnden Thätigkeit, welche das vorige in die schwierigste Lage verwickelte; möge sein Wirken, vom vertrauensvollen und zweckbewußten Geiste der Nation begleitet, unterstützt, gefördert, zum Segen der nächsten bedeutungsvollen Zukunft werden!

Es bleibt nicht viel zu sagen übrig. Feuchtersleben hatte bald nach dem 6. Oktober einen ihm schon früher vom Minister bewilligten Urlaub angetreten und war nach Aussee gegangen, um dort im Umgang mit der Natur und einem geliebten Bruder seine geschwächte Gesundheit und sein empörtes Gemüth wieder herzustellen. Von Aussee aus reichte er bereits sein Gesuch um Entlassung ein, denn finster sah er in die Zukunft und kein Lächeln kam mehr auf seine Wangen. [Aber wenn es dem Manne ziemt, auf den Wink des Schicksals den Pflug stehen zu lassen und den Feldherrnstab zu ergreifen, so ziemt es ihm nicht minder, den Feldherrnstab wieder abzugeben und zum Pfluge zurückzukehren. Dies that auch Feuchtersleben; er wandte dem großen Bau, den er nur beginnen aber nicht vollenden sollte, mit stiller Resignation den Rücken und arbeitete seine Vorlesungen über Anthropologie aus, um auf die altgewohnte Weise mit Selbstverläugnung sein Scherflein zu dem schweren Werke beizutragen. Doch nun sollte er erfahren, welch ein Fluch den Unglücklichen trifft, der eine Reformation nur halb, nicht ganz durchführen kann. Natürlich hatte er als Unterstaatssekretär durch die gebotenen Entlassungen und Ernennungen mannigfaltige Privatinteressen verletzt und gekreuzt, und man braucht nicht Staatsmann gewesen zu sein, um zu wissen, daß der Dank, den auch der Gerechteste in solchen Fällen auf der einen Seite erntet, den Haß, den er auf der andern aussä't, niemals aufwiegt. Der Mensch lebt nur dadurch, daß

er sich für nothwendig hält; er denkt, wenn er sich plötzlich erhöht sieht: dem Verdienste seine Krone! und macht eine kühle Verbeugung; er ruft, wenn er nach seiner Meinung erniedrigt wird: Asträa flieht zum zweiten Male zu den Sternen! und ballt grimmig die Faust. Auch richtet er seinen Dank gern unmittelbar an das unkörperliche Schicksal, von dem alles Gute kommt, und seinen Haß an das Werkzeug desselben, das sichtbarlich in Fleisch und Blut vor ihm steht. Man hätte nun freilich glauben sollen, daß Feuchtersleben wenigstens gegen offene Kundgebungen der durch sein amtliches Walten hervorgerufenen feindlichen Gesinnungen geschützt gewesen wäre, denn einen längst mit Ehren genannten Jugendfreund, dessen Talent und Wissen wohl Niemand bezweifeln konnte und für den sich eine Lehrkanzel vorfand, stellte er gerade nicht an, und das hieß die Unparteilichkeit doch gewiß auf die Spitze treiben. Aber kaum war er wieder in Wien, kaum machte er Miene, sein Vicedirektorat der medizinisch-chirurgischen Studien wieder zu übernehmen, als sich der ganze Lehrkörper in einer wenig bemessenen Eingabe an das Ministerium erhob und gegen seinen Wieder-Eintritt protestirte. Es ist stark zu bezweifeln, ob man diesem Proteste allerhöchsten Orts Folge gegeben hätte, denn Se. Majestät, der Kaiser, bewilligte später der Witwe des Verstorbenen trotz seiner nur viermonatlichen Bekleidung des Unterstaats-Sekretariats aus Gnaden eine Pension, und darin lag eine Anerkennung, welche durch die

huldreichen Worte des Monarchen: „Ihr Mann diente nur kurze Zeit, aber er hat viel geleistet!“ noch erhöht wurde. Doch Feuchtersleben fand sich bewogen, der Entscheidung zuvorzukommen und freiwillig auf seinen Posten zu verzichten; was hätte er in einem Collegium auch noch ausrichten können, das so gegen ihn aufgetreten war? Ich glaube nicht, daß in dieser herben Kränkung eine Miturſache ſeines Todes geſucht werden darf; daß ſie ihm das ohnehin ſchmerzliche Krankenlager bis an ſein Ende noch mehr verbitterte, iſt gewiß, denn er kam immer wieder darauf zurück und das noch zu einer Zeit, wo ihn das Irdiſche kaum mehr berührte. Er fing unmittelbar darauf zu kränkeln an und konnte bald das Zimmer, dann das Bett nicht mehr verlaſſen; ihm wurde Nichts erſpart, nicht einmal die furchtbarſte aller Charakterproben: den Tod vier Monate vorher heranſchleichen zu ſehen und ſeine Schritte zu zählen! Er beſtand auch dieſe, doch ſchloß er ſich von dem Momente an, wo er ſich niederlegte, vorahnend bereits in die Einſamkeit des Grabes ein und ward für alle ſeine Freunde ſchon damals ſo unzugänglich, wie er es jetzt iſt. Seine Krankheit war eine namenloſe und mag wohl in jener Lebensmüdigkeit ihre Wurzel gehabt haben, die das traurige Ergebniß unſeres letzten Schiffbruches ſein muß und die keinem Mittel mehr weichen kann, weil der Wille des Menſchen auch dem beſten nicht mehr entgegen kommt. Was die Wiſſenſchaft vermochte, um ihn der Welt zu retten, geſchah;

der jetzige Profeſſor, Romeo Seligmann, ſein ſchon früher erwähnter Jugendfreund, der ſeinen Organismus kannte, wie er ſelbſt, behandelte ihn mit aller erdenklichen Sorgfalt und ward bereitwilligſt von ſeinen Collegen unterſtützt; auch nahmen ſeine Lippen willig den Trank, den die Liebe ihm bot, aber die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft elektriſirte ſeine Nerven nicht mehr, und ſo war Alles umſonſt. Ganze Tage lag er, die Augen ſtarr auf einen Punkt gerichtet, und ſprach kein Wort; des Nachts dagegen unterhielt er ſich gern und viel mit der treuen Gattin, nahm Antheil an Allem und Jedem und hatte ſogar noch Anflüge von Humor und Fröhlichkeit. Es war, als ob ſeine Lebenskräfte mit dem Abend wuchſen und mit dem Morgen wieder wichen, als ob die Sonne aufgehört hatte, ihm ſegensreich zu ſein und der Sternenhimmel ihre Stelle verrrat. Zwei Momente vor Allem ſind der Witwe aus dieſem geheimnißvollen Tag- und Nachtleben unauslöſchlich eingeprägt geblieben. Sein Bett war ſo geſtellt, daß ſie ihn vom nächſten Zimmer aus ſehen und überwachen konnte. Einmal bemerkt ſie, daß er das Geſicht krampfhaft verzieht und die Finger in die Decke gräbt. Sie eilt zu ihm und fragt ihn, ob er Schmerzen habe. „Nein!“ erwiedert er ſanft und blickt ſie [redacted]lich an, als ob ihm wirklich nichts fehle. Und [redacted] der Nacht, die ſeinem fünfzehnten Vermählungstage vorherging, rief er heiter aus: „Morgen trinken wir Champagner!“ und ſang die erſte Strophe aus Mozarts Trinklied im Don

Juan. Aber gerade dieser Tag wurde der schrecklichste von allen, denn dreimal verfiel er während desselben in Todesschlummer, die letzte Oelung mußte ihm gereicht werden und der Priester, der nicht wußte, ob er mit einem erst Verscheidenden oder einem schon Verschiedenen zu thun habe, ließ das Sterbeglöcklein über ihm läuten. Dennoch sollte er noch fast einen ganzen Monat aushalten, ohne Schlaf, so viel, wie Nichts genießend, und zuletzt die ihm gebotene Suppe mit auf den Mund gedrückter Hand, wie einen Feind abwehrend. Der dritte September des Jahres 1849 setzte seinen Leiden endlich das Ziel; er entschlief Nachts um Ein Uhr, ohne daß auch nur ein Seufzer den entscheidenden Augenblick angekündigt hatte; die letzten bedeutenden Worte, die aus seinem Munde kamen, lauteten: „Ich gehe fort, auf einen Stern, auf einen helleren!“ So bewegt die Zeit auch noch war: die Kunde seines Todes erregte nicht allein allgemeine Theilnahme, sie verbreitete Bestürzung; der Verlust wurde nicht blos tief empfunden, er wurde unmittelbar mit der großen Weltkrisis zusammengeknüpft. Unaufgefordert und ohne Verabredung folgten ihm die Notabilitäten der Kunst und der Wissenschaft, so weit sie anwesend waren, zum Grabe; Adolf Schmidl hielt mit bewegter Stimme eine unvorbereitete Rede, die aus dem Herzen kam und zum Herzen ging, und Keiner verließ den Friedhof, ohne erschüttert zu sein. In England wurde dem Abgeschiedenen bald nach dem Ableben die erste Todtenfeier gehalten, das Doktoren-

Collegium der medizinischen Fakultät zu Wien veranstaltete am 27. Mai 1851 die zweite, ausgezeichnet durch angemessene Worte der Erinnerung von Moriz Heider und einen höchst gediegenen Vortrag unseres vaterländischen Dichters Ludwig August Frankl; auch ließ es zu seinem Gedächtniß eine Medaille prägen. Aus Frankreich lief noch lange nach der Bestattung ein Diplom für ihn ein.

Sein letztes Gedicht lautet:

Aussee, am 15. Oktober 1848.

Was rauscht des Waldes Strom mir zu?
„Bei mir, sonst nirgends, suche Ruh!"
Was nicken mir die grauen Berge?
„Wir sind der Hoffnung stille Särge."
Was brauset mir der hohe Forst?
„Ich bin des Aar's, des Geistes, Horst."

Ihr trauten Stimmen, seid gegrüßt!
Wie Ihr des Jünglings Lust versüßt,
Beschwört nun auch des Mannes Leiden,
Der von des Lebens Gipfel scheiden, —
Der des gelobten Landes Gruß
Vernahm — und ihn verschweigen muß!

Der Verfasser dieser Umrisse sah und sprach Feuchtersleben nur zweimal, und zwar erst kurze Zeit vor den Märztagen. Seine Schriften fielen mir sehr spät in die Hände, aber ein Wort über Heinrich von Kleist, das ich irgendwo fand, gab mir gleich den Beweis,

daß ich hier mit echter Bildung zu thun habe, denn für ein so verwickeltes ethisch-ästhetisches Problem, wie der genannte wunderbare Dichter es ist, findet die Halbheit nie den Schlüssel, und das um so weniger, als sie sich auf Goethe berufen zu können glaubt, weil sie vergißt, daß dieser aus des Aethers goldenen Höhen herunterspricht und sie aus Qualm und Nebel hinaufstammelt. Sigmund Engländer machte uns auf gegenseitigen Wunsch mit einander bekannt. Der zartgebaute Mann mit feinem Gesicht und gesenktem, etwas seitwärts geneigtem Haupt, machte bei der ersten Zusammenkunft einen Eindruck auf mich, als ob er das Gefühl seines Werths und seiner Bedeutung mit Gewalt bis unter sein Bewußtsein hinabzudrücken suche; für ruhig und innerlich unbewegt hätte ich ihn nie gehalten. Ich wußte von einem gemeinschaftlichen Freunde, daß er mich zwar eher gelten ließ, wie manches andere Talent der Gegenwart, daß er mich aber für den reichen Mann im Evangelium hielt, dem seine Schätze zum Verderben gereichten, weil er einen unverantwortlichen Gebrauch davon machte. Dies fand ich natürlich, denn die dichterische Entwicklung hat nun einmal Stadien, die nicht in einer reinen Blüthe aufgehen und die das Individuum dennoch nicht überspringen kann; wer soll sie richtig deuten und würdigen, bevor das Resultat sie erklärte und ins rechte Licht rückte? Ich suchte die Unterhaltung daher gleich ins Allgemeine zu spielen; das gelang mir auch, aber sie behielt trotzdem den Charakter eines Vorposten-Ge-

sprächs, wobei man sich vielleicht höflich einen Trunk reicht, aber gewiß die Waffen nicht aus der Hand legt. Wie wir uns zum zweiten Male sahen, traten wir uns schon näher und begegneten uns namentlich so sehr in unserer etwas dissentirenden Ansicht über einen vielgefeierten Poeten des Tags, daß alle Berührungspunkte unserer zwar verschiedenen, aber doch nicht entgegengesetzten Naturen auf einmal offen hervortraten und wir uns beim Abschiede warm die Hände schüttelten. Der Grund zu einem fruchtbaren Verhältniß schien gelegt, aber die bald darauf hereinbrechenden Stürme der Zeit ließen es nicht mehr aufkommen. Hier, wo es sich um die Persönlichkeit handelt, trete der ehrwürdige Grillparzer, der langjährige und zwiefach berufene Freund des Verewigten, ergänzend und berichtigend ein:

„Ich bin mit Feuchtersleben verhältnißmäßig spät bekannt geworden. Ich weiß daher — besonders da unsere Beziehungen vorzugsweise literarisch waren — von seinen früheren Lebensverhältnissen so gut als nichts, und muß mich daher darauf beschränken, von seinen Charakter- und Geistes-Eigenschaften, überhaupt von demjenigen zu sprechen, worin wir der Beurtheilung Anderer unterliegen und worauf auch nur entfernt hinzudeuten, ihn selber eine, nicht geheuchelte, sondern mit seinem innersten Wesen verbundene Bescheidenheit unter allen Umständen gehindert hätte.

Schon daß wir uns so spät kennen lernten, deutet auf eine Grundverschiedenheit in unserem beiderseitigen

Weſen bin. Ich war durch meine poetiſchen Arbeiten, wenigſtens unter meinen nächſten Landsleuten, zu Achtung und Geltung gekommen, und doch fühlte Feuchtersleben, der ſich ſo gerne anſchloß, kein Bedürfniß, mir näher zu kommen. Er mochte wohl in dem Verfaſſer der „Ahnfrau“ Lebens- und Kunſt-Anſichten vorausſetzen, die mit jenen allerdings etwas baroken Ausbrüchen in einem nächſten Zuſammenhange ſtünden. Ja, als ein gemeinſchaftlicher Freund uns zum erſten Male einander gegenüber brachte, waren Feuchtersleben Aeußerungen und Haltung nicht frei von einer gewiſſen oppoſitionellen Schärfe, die er ſich fruchtlos Mühe gab, zu verbeſſern. Aber ein erſtes Geſpräch reichte hin, uns in geiſtige Gemeinſchaft zu bringen; obwohl er gewiſſermaßen in ſich fertig, und ich nicht geneigt war, von meinen Ueberzeugungen, irgend Jemand zu Liebe, auch nur ein Haar breit nachzugeben. Wir waren Freunde, ehe wir's wußten; wobei der Unterſchied der Jahre in keine Rechnung kam, da das Syſtematiſche ſeiner Bildung ſeinem Alter vorauseilte, indeß von meiner Seite die poetiſche Anſchauung immer etwas Jugendliches mit ſich führt.

Ich will aber nicht von mir reden, ſondern von ihm. Von ſeinen Lebensumſtänden alſo iſt mir nichts bekannt, als ſeine beiſpiellos glückliche Ehe. Mit einer Frau verbunden, die, bei freilich vortrefflichen Eigenſchaften, doch an Lebhaftigkeit, an Gewohnheiten, von vorneherein ſogar an Bildung, das Gegentheil ſeiner ſelbſt war, hatte er ſich doch durch Nachgeben und Beharren, durch geiſtigen Einfluß und harmloſes Sichgehenlaſſen, ein Muſter-

bild von Ehe geſchaffen, wie es ein zweites Mal nicht leicht vorkommen wird, und indem es allein ſchon ſeinen Charakter verbürgt, ihn als das bezeichnet, was er war: als Weiſen in der That.

Die Grundlagen ſeines Charakters waren: Rechtſchaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Beſcheidenheit.

Er hat mit Recht von ſich ſelbſt geſagt: ich habe mir Alles erkämpfen müſſen! denn nie iſt ihm ein Vortheil geworden, den er durch Aufgeben einer Ueberzeugung oder durch Abweichen von dem ſtrengegezogenen Pfade der Rechtlichkeit ſich erworben hätte. Manche ſind zwar in der letzten Periode ſeines Lebens irre an ihm geworden, aber da war er nicht mehr blos Feuchtersleben, der Menſch, ſondern mit der Sorge für Andere betraut; und auch der pflichtgetreue Schiffer wirft im Sturme anvertraute Ballen über Bord, wenn er dadurch das Fahrzeug zu retten hofft. —

Wenn ich von ſeiner Wahrhaftigkeit ſprach, ſo meinte ich dabei nicht die gegen Andere, denn dieſe iſt wohl ſchon an ſich in der Rechtſchaffenheit mitbegriffen, ich meinte die in unſern Zeiten, beſonders in Deutſchland, ſelten gewordene Wahrhaftigkeit gegen ſich ſelbſt. Er hat ſich nie große Ideen angelogen, Ueberzeugungen erkünſtelt oder Bedürfniſſe eingebildet. Nicht nur ſein Denken, auch ſeine Empfindung war einig mit ſich und wahr. Er kannte die Grenzen ſeiner Begabung, und nie iſt es ihm eingefallen, darüber hinauszugehen, wenn ihm auch hundert Journale dafür eine papierene Geltung angeboten hätten.

So war das erſte Streben ſeiner Jugend ein poetiſches. An Verſtand und Gefühl ſtand er ſo manchem Dichter voran, aber die Phantaſie ging nicht gleichen Schritt. Darauf haben ihn nicht Andere aufmerkſam gemacht, ſondern er ſelbſt hat es bei reiferen Jahren erkannt, und er war ein ſo ſtrenger Richter ſeiner ſelbſt, daß er ſich geradezu jedes poetiſche Talent abſprach. Hundertmal mochte ich ihm ſagen: das Reflective und Gnomiſche ſei zwar nicht die Poeſie, aber auch Poeſie; er blieb unerſchütterlich und verurtheilte ſich ſelbſt.

Beinahe kein Feld des menſchlichen Wiſſens blieb ihm fremd. In der Philoſophie war Kant ſein Mann. Dieſe Philoſophie der Beſcheidenheit, die das demüthige „Ich weiß nicht" an die Spitze des Syſtems ſtellt, das Gegebene, als eines Beweiſes eben ſo wenig fähig als bedürftig, zum Ausgangspunkte nimmt, völlig zufrieden, wenn ſie das logiſch Richtige, Würdige und Allen Förderliche damit in Uebereinſtimmung bringen kann; die, gerade weil ſie dem Denken ſeine Grenzen ſetzt, der Ahnung und Empfindung möglich macht, die leergewordenen Räume als Religion und Kunſt auszufüllen — Kants Philoſophie war die ſeinige. Daß er als Arzt, ohne eine Spur von Materialismus, gar zu gerne Brücken zwiſchen der Phyſiologie und Pſychologie gebaut hätte, iſt wohl begreiflich.

Das Ziel ſeines Strebens und der Mittelpunkt ſeines Weſens war übrigens die Bildung, inſofern damit die möglichſte Erweiterung und harmoniſche Durchdringung aller Fähigkeiten und Erkenntniſſe gemeint iſt. Die ent-

gegengeſetzte Anſicht, daß jedes Wirken und jedes Talent eine gewiſſe Einſeitigkeit, ein Uebergewicht nach Einer Seite, vorausſetze, gab er zwar zu, war aber nicht geneigt, die Uebereinſtimmung ſeines Innern einer ſolchen, wenn auch geiſtreichen, Störung preiszugeben.

Daß unter dieſen Umſtänden Goethe ſein Ideal ſein mußte, leuchtet von ſelbſt ein. Nie iſt vielleicht der Cultus für dieſen allerdings Größten aller Deutſchen weiter getrieben worden als von ihm. Er war nicht geneigt, einen Werth-Unterſchied zwiſchen den früheren und ſpäteren Arbeiten des außerordentlichen Mannes zuzugeben; ja, ich habe alle Urſache zu glauben, daß ihn die ſpäteren mehr befriedigten als die früheren; wie denn auch Goethe als Menſch und Mann bis zu ſeinem Ende immer im Fortſchreiten begriffen war, nur daß die Bildungskraft, ſchon nach Naturgeſetzen, eben ſo ſehr abnahm. So weit es Feuchtersleben bei ſeiner Gutmüthigkeit möglich war, grollte er mir vielleicht ein wenig, wenn ich jenen Unterſchied, nach ſeiner Meinung zu ſehr, hervorhob. Wir ließen uns daher über dieſen Punkt nicht leicht in ein Geſpräch ein. Freunde müſſen auch Geheimniſſe vor einander haben.

Seiner Begeiſterung für die Kunſt machte er — da er ſich die eigene Begabung unbilliger Weiſe ſelbſt abſprach — dadurch Luft, daß er ſich dem Streben Anderer auf das Innigſte anſchloß. Nicht auf jene in Deutſchland beliebte Weiſe, daß man ſich in irgend einen großen Schriftſteller hineinbegibt, und nun von der fremden Höhe auf alles Andere mit wegwerfender Verachtung herabſieht.

Gerade das Gegentheil. Er war mit der hingebendſten Liebe vorzugsweiſe dem Streben ſeiner Zeitgenoſſen, ihm näher Stehenden zugewendet. Auf die Bildung junger Talente einzuwirken, aber auch bei Werken, die ganz unabhängig von ihm entſtanden waren und eine ſolche Hingebung nur irgend vertrugen, jede gute Seite hervorzukehren, jede Wendung, jeden Gedanken zur Geltung zu bringen, überall ein Tieferes vorauszuſetzen, zu ſuppliren, zu ergänzen, ſich ganz in das Fremde hineinzuleben; er war unermüdet in ſolch liebevollem Anerkennen. Dieſe ſeine Weiſe hatte für Einzelne ſeiner Freunde ſogar etwas Gefährliches, und ich ſelbſt mußte auf der Hut ſein, ſeine optimiſtiſchen Deutungen in Bezug auf meine eigenen Arbeiten, bei mir ſelbſt auf ihre wahre Geltung zurückzubringen.

Das iſt, was ich das Wohlwollen des Mannes nannte. Und dieſe ſelbſtvergeſſende Liebe war es, was ihm, verbunden mit ſeinen übrigen Vorzügen, den Stempel der vollkommenſten Liebenswürdigkeit aufdrückte.

Als ein Solcher wurde er in die Bewegungen des Jahres 1848 hineingeworfen. Ich weiß, wie ſehr die Annahme der von ihm bekleideten Stelle ſeinem Inner'n widerſtrebte und daß man ſein ganzes vaterländiſches Gefühl in Anſpruch nehmen mußte, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er wäre für ruhige Zeiten der beſtgedenkbare Unterrichtsminiſter geweſen. Hier aber kam er mit Etwas in Conflict, was ſeiner Natur rein entgegengeſetzt war: mit der **Rohheit**. Wie er in dieſer Zeit — wo jede Bitte eine Sturmpetition und jede Ver-

weigerung der Anlaß zu einem Aufſtande war, — wie er alſo in dieſer Zeit ſeiner Amtsführung gewirkt, wie weit er beharrt oder nachgegeben, bewilligt oder verſagt hat, kann ich nicht angeben, denn ſeine Ueberhäufung mit Geſchäften hatte eine Lücke in unſerem Verkehr zur Folge. Aber das weiß ich, daß das Bewußtſein, nicht immer das Beſte haben thun zu können und nothgedrungen mancher ſeiner Ueberzeugungen untreu geworden zu ſein, ihn getödtet hat. Er iſt vom Geiſte aus geſtorben. —"

Abſchließend folge noch Feuchterslebens Teſtament. Er hat es ſchon im Jahre 1835 aufgeſetzt und es 1845 beſtätigt:

Mein letzter Wille.

Da die Möglichkeit, unerwartet aus dieſem Leben abgerufen zu werden, zur Vorſorge verpflichtet, ſo finde ich, bei noch ungetrübtem Bewußtſein, Folgendes zu beſtimmen:

1. Mein Leichnam ſoll, nach gewiſſenhafter Sicherſtellung gegen Scheintod, mit Vermeidung jedes Koſtenaufwandes in der Stille beigeſetzt werden.

2. Zur einzigen und Univerſalerbin meines geſammten Nachlaſſes ernenne ich meine Gattin Helene, geb. Kalcher, mit der mich ein, in der Welt vielleicht einziges, Eheglück verband. Sie wird für meinen lieben Bruder und für meinen Vetter Karl irgend ein paſſendes Andenken ausfindig machen; ſowie ich andererſeits das Schickſal meiner Gattin dieſen meinen Verwandten an's Herz lege. Kein Vermögen und kein äußeres Glück würde je die Liebe be-

lohnen, die ſie mir bewieſen, mit der ſie ihr ganzes Daſein mir gewidmet und das meinige, das von ſo manchem Schlage des Schickſals erſchüttert ward, zu einem glücklichen gemacht hat. Sie allein verſteht den inneren Dank in den dürftigen Worten, und Gott allein weiß, was ich ihr ſchuldig bin.

Scheint nun noch eine kurze Charakteriſtik des Schriftſtellers geboten, ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß wir Feuchtersleben als Dichter, als Kritiker und als Populär-Philoſophen zu betrachten haben.

Der Dichter hat ſich nur im Lyriſchen verſucht, denn die Arabesken, welche die Beiträge zur Literatur, die Lebensblätter und die Confeſſionen einfaſſen, ſind dem Tieck'ſchen Phantaſus ſo ängſtlich nachgebildet und dabei ſo völlig farblos geblieben, daß ſie nur im negativen Sinne in Betracht kommen können. Aber auch auf den Lyriker läßt ſich das Wort:

„Dieſe Stunde thut mir kund:
Alles muß Dir heut' gelingen!
Doch das Herz hüpft in den Mund
Und ich kann nur eben ſingen."

womit ein ausgeſprochenes Talent unſeres Vaterlandes den ſchöpferiſchen Moment des Gemüths ſo ſchön, als tief und wahr bezeichnet, nicht anwenden. Wenn man die Gedichte, wie ſie uns jetzt geſammelt vorliegen, flüchtig durchläuft, ſo findet man freilich Alles beiſammen, was man ſonſt beiſammen zu finden pflegt; von der Ballade an bis zum Epigramm herunter iſt jede Gattung vertreten; ein ziemlich weitſchichtiges

Fragment lenkt ſogar in's Drama ein. Aber dieſe äußere Mannigfaltigkeit iſt keineswegs Ausdruck und Ausfluß einer höheren innern, und bringt es deshalb nicht zum lebendigen Reiz; das an ſich reichlich genug zuſtrömende Gefühls- und Gedanken-Element geht nicht von ſelbſt in dieſen Formen auf, es wird mehr nur verſuchsweiſe in ſie hineingelegt und nimmt darum auch nicht die geheimnißvolle Rückwirkung von ihnen an, die es erſt ſeines verborgenſten Zaubers entbindet. Die Balladen, deren Stoffe faſt immer mit Glück gewählt ſind, haben keine Stimmung, die Lieder keinen Ton und ſelbſt die Epigramme ſind in der Regel nur zuſammengezogene Aphorismen, die man lieber in anderer Geſtalt vor ſich ſähe. Nichts deſtoweniger wird im Einzelnen, beſonders wo es ſich um Natur-Eindrücke handelt, die Grenze des Poetiſchen zuweilen geſtreift oder gar überſchritten, wie ich denn unſere Anthologiſten auf die Stücke: Höllthal, Ergebniſſe, einige Sonette, ein Spaziergang, Kronos, der Tempelbau, Memnon, Bellerophon, vorzugsweiſe aber auf die Diſtichen und Reſultate aufmerkſam machen zu dürfen glaube. Im Ganzen aber ſind die Gedichte nur als ethiſche Denk- und Merkzeichen eines raſtlos fortſtrebenden Geiſtes ſchätzbar und gleichen den Baum-Einſchnitten, womit ein Wanderer, der ſich durch einen dunklen, vielverſchlungenen Wald zu Licht und Freiheit hindurchwindet, für die Nachfolgenden den Weg zu bezeichnen ſucht. Wenn Feuchtersleben daher nie zur eigentlichen poetiſchen Produktion gelangte, ſo lag es

nicht, wir er in ſeiner Lebensſkizze ausſpricht, an der Wahl ſeines Berufes, an äußeren Ereigniſſen oder gar an dem Widerſpruch der herrſchenden Geſchmacksrichtung mit ſeiner eigenen Tendenz. Kein Beruf der Welt begünſtigt die Entwicklung des Dichters mehr, wie eben der ärztliche; äußere Ereigniſſe, ſeien ſie auch noch ſo ſchmerzlich, verwandeln ſich dem Auserwählten von ſelbſt in Poeſie und verlieren dadurch zur Hälfte den Stachel; wenn aber die Geſchmacksrichtung nichts taugt, ſo iſt es die nächſte Aufgabe des Talents, ſie umzuſtimmen, und es beweiſ't ſeine Nachhaltigkeit nur dadurch, daß ihm dieß gelingt. Der Grund iſt hier, wie in allen ähnlichen Fällen, darin zu ſuchen, daß der treibende Nerv doch eigentlich fehlte, denn was ſchwanger iſt, muß und wird gebären, gleichgültig, ob eine goldene Wiege oder eine Krippe voll Stroh für das Kind bereit ſteht.

Viel höher, wie der Dichter, iſt ſchon der Kritiker zu ſtellen, ja der Dichter kommt eben durch den Kritiker erſt zu ſeiner beſten Geltung, indem die Kraft, die für das ſelbſtſtändige ſchöpferiſche Bilden nicht ausreicht, das Reproduktionsvermögen natürlich ſteigert und ergänzt und daneben nicht ſelten in reinſter Eigenthümlichkeit hervortritt. Doch zeigt ſich auch hier eine Schranke, auf die hingewieſen werden muß, wenn nicht mancher handgreifliche Widerſpruch unaufgelöst bleiben ſoll. Der Begriff der Form wurde nie recht lebendig in Feuchtersleben, er wurde wenigſtens nicht fruchtbar in ihm. Zwar finden ſich allerlei Aus-

ſprüche, welche dieſer Behauptung ſchroff entgegen zu ſtehen ſcheinen, z. B. Seite 252 (Band VI.) in der Biographie Friedrich Schlegels. Aber ich verweiſe auf die Randgloſſen zu Eckermanns Geſprächen mit Goethe in den Beiträgen zur Literatur und namentlich auf das bei Gelegenheit eines höchſt bedeutenden Wortes des deutſchen Dichterfürſten abgelegte nackte Bekenntniß. „Sie haben Recht — äußert Goethe gegen ſeinen Zuhörer — es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römiſchen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertrüge, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen.“ Und Feuchtersleben commentirt: „Woran ich ſehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwiſch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerſt den Derwiſch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, ſobald wir ein blaues Gewand ſehen, den Derwiſch dahinter. Ich denke, es iſt Gewohnheit und weiter nichts.“ Dieſe Stelle überwiegt aus pſychologiſchen Gründen alle übrigen und ſie ſelbſt iſt gewiß keiner Doppel-Deutung fähig. Feuchtersleben hatte Goethe vor ſich, den Mann, der ihm über Alles ging, und Goethe ſprach über ein Myſterium, das er, weil es innere Erfahrungen ganz eigener Art vorausſetzt, beſſer kennen mußte, wie irgend Einer; dennoch opponirt er ſeinem Herrn und Meiſter, und dies bis zu einem Grade, daß er ihm ins Geſicht ganz ent-

schieden das Gegentheil behauptet. Der Zug gereicht ihm ethisch zur Ehre, denn er beweis't, daß er seine Selbstständigkeit auch in der größten Versuchung nicht aufgab, er ist aber eben darum nur um so entscheidender für die Frage. Feuchtersleben hatte offenbar keine Ahnung davon, daß, wie der Organismus in der Natur, so die Form in der Kunst der reinste Ausdruck für jene unbegreifliche, fast eigensinnige Mischung des Zufälligen und Ewigen ist, aus der das individuelle Leben entspringt, und daß eben deßhalb die eine mit der andern nie vertauscht werden kann. Hieraus geht nun von selbst hervor, daß seine Urtheile überall mit Vorsicht aufzunehmen sind, wo die Form entscheidet, also im ganzen ästhetischen Gebiet. Wenn man diesen Gesichtspunkt festhält, wird man sich Alles bei ihm leicht zurechtlegen können. Man wird es zunächst erklärlich finden, daß er in Goethe selbst zwischen der Jugend- oder vielmehr Mannes- und der Alters-Periode nicht unterschied, oder doch, wenn er es that, eher zum Vortheil als zum Nachtheil der letzteren; er ging ja nicht auf den specifisch-dichterischen, sondern nur auf den intellektuellen, allgemein menschlichen Gehalt aus, und dieser fiel ihm aus den weitgestrickten allegorischen Netzen der frostigen Alters-Produktionen ganz von selbst in die Hände, während er den Jugendwerken so mühsam abgewonnen werden muß, wie Erde, Feuer, Luft und Wasser, die einfachen Elemente, dem organisirten Menschenleibe. Man wird sich nicht mehr verwundern, wenn er neben Goethe

auch Wieland und Herder aller Zukunft vindiciren zu dürfen glaubte, ohne ſich an das Verdict zu kehren, das ſchon die letzten Zeitgenoſſen dieſer um ihr Jahrhundert allerdings hochverdienten Männer, Kant und Schiller, ja zum Theil Goethe ſelbſt mit eingeſchloſſen, über ſie ausſprachen; auf ſeinem Standpunkt ſtanden ſie ja nur dem Grade und nicht der Art nach hinter dem Schöpfer des Fauſt zurück. Man wird es ebenfalls begreifen, daß er das Geſetz, z. B. das der Lyrik, zuweilen auf's Treffendſte ausſpricht und es gleich darauf durch Erſcheinungen zu erläutern ſucht, die dazu wenig tauglich ſcheinen, ſo wie, daß er Autoren, die wohl Streben und Richtung, aber nicht Talent und Vermögen mit einander theilen, wie den gar nicht genug zu ſchätzenden, von ſtrotzender Lebensfülle überſtrömenden Walter Scott und den ſchattenhaften Salvandy, nah zuſammenrückt. Man kann daher von Feuchtersleben ſagen, was noch von manchem andern Kritiker gilt: hat er ein durch die Zeit bereits geſtempeltes Objekt vor ſich, das nicht erſt in Herz und Nieren geprüft zu werden braucht, ſo wird er ihm jedes Mal eine neue Seite abgewinnen und Betrachtungen anſtellen, die oft zu den wichtigſten Aufſchlüſſen führen; ſoll er aber ſelbſt über die Exiſtenzfrage entſcheiden, ſo iſt er nicht gegen Irrthümer geſchützt. Doch fehlen natürlich auch hier die Abſtufungen und Uebergänge nicht. So iſt ſein Auge ohne Zweifel viel heller und ungetrübter, wo es ſich um die bildende Kunſt handelt, als im rein poetiſchen

Kreise; seine Reproductionen von Gemälden und Bildwerken gehören theilweise zum Besten, was wir besitzen, und seine praktischen Vorschläge sind so wohl erwogen und bezeichnen die zwischen einem stumpfen Realismus und einem ungebändigten Idealismus zu haltende Mittellinie so haarscharf, daß ich sie für maßgebend erklären zu dürfen glaube. Auch gereicht es ihm in dieser Beziehung nicht wenig zur Ehre, eins der eigenthümlichsten und markigsten Talente, welche seit lange aus Oesterreich, ja aus Deutschland, hervorgingen, gleich in seinen ersten Versuchen mit Sicherheit erkannt zu haben; ich meine den jetzt allgemein gewürdigten Historienmaler Rahl, den Schöpfer der großartigen Christenverfolgung und der noch großartigeren, wegen Mangels eines deutschen Pantheons wahrscheinlich unausgeführt bleibenden Cimberschlacht, über den auch der strenge Cornelius gegen den Herausgeber das glänzendste Urtheil fällte. Noch reiner wird sein Blick, wenn er literatur- und kunst-historische Zustände aus der Vogel-Perspektive beleuchtet und charakterisirt, wie dies in den Beiträgen mehrmals geschieht; hier, wo das Detail von selbst zurücktritt und es nur auf die scharfe Zeichnung der Umrisse ankommt, liefert er oft das wahrhaft Vortreffliche. Seine Grundüberzeugung ist, daß alles Schreiben, Dichten und Bilden die Folge des Thuns, des nach Innen oder nach Außen gewandten, sein soll und dieser Wahrheit kann man nicht genug Verbreitung und Eingang wünschen, denn die Verderbniß, über die

man überall klagen hört, rührt gerade davon her, daß ſo Wenige ſie erkennen wollen. Auffallen kann die conſequente Herbheit, mit der er ſich, im Drama wie in der Lyrik und im Roman einen willkürlichen Grenzſtein ſetzend, bei jeder Gelegenheit über die moderne Literatur ausläßt und die ihn ſogar verführt, ihre mitunter unläugbare Ungeheuerlichkeit nicht ſelten durch eine noch unläugbarere Trivialität balanciren zu wollen. Aber das hat einfach darin ſeinen Grund, daß er ſie nicht kannte, daß er ſie, zuerſt durch die allerdings wenig einladenden Anfänge abgeſchreckt, dann durch ſeine anderweitige vielfache Thätigkeit abgehalten, in ihrer Entwicklung nicht verfolgte. An Empfänglichkeit für das, was ſie bewegt und treibt, fehlte es ihm ſo wenig, wie an treuer Hingabe; das beweiſen ſeine Würdigungen der Rahel und Bettina, die in der Anerkennung eher zu weit, als nicht weit genug gehen. Doch dürfte ein kurzgefaßtes Wort über dieſe Literatur hier um ſo eher am Ort ſein, als einige bittere Ausſprüche über ein Paar Hauptrepräſentanten derſelben mitgetheilt werden mußten, die ein Gegengewicht erheiſchen. Man zieht gewöhnlich ohne alle Ueberlegung zwiſchen der Gegenwart und der jüngſten Vergangenheit eine Parallele, verrückt aber dadurch ganz und gar den Standpunkt, auf dem ein billiges oder auch nur ein gerechtes Urtheil möglich iſt. Wenn man einmal vergleichen will, ſo vergleiche man die laufende Periode mit der Periode Klopſtocks und Leſſings, denn es handelt ſich jetzt, wie damals, um die Bewältigung

ganz neuer historischer Elemente, und es ist etwas Anderes, ob ein Gebäude mit dem Fundament oder mit dem Thurm versehen werden soll. Wer etwa glaubt, daß die Kunst sich um diese Elemente nicht zu kümmern brauche, der widerlege Shakespear's Ausspruch über das Drama im Hamlet, das durch die ganze, überall auf den „Spiegel des Jahrhunderts und den Körper der Zeit" ausgehende Praxis des großen Dichters bekräftigt wird; wem der Muth dazu fehlt, der mache sich den von mir hervorgehobenen Unterschied recht deutlich und frage sich dann, ob der unbefangene Betrachter der modernen Literatur sich bei der Schwere der Aufgabe nicht mehr darüber verwundern muß, daß doch Manches schon gelang, als darüber, daß so Vieles mißlang. Fast jedes der hervorragenderen Talente, die zu ihr gehören, hat es nach längerem oder kürzerem Läuterungsproceß zu einer wirklichen und nicht selten zu einer bleibenden Leistung gebracht. In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die desparatesten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt, gellend zusammenklingen, um als reizende Musik wieder davon zu säuseln; seine Liedersammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage so eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeschrei des Sclaven, der in seinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als schmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung ist hier um so erlauchter, als Quäler und Gequälter in einer und derselben

Perſon zuſammenfallen. Freiligrath malte Wüſtenbilder, die friſch und energiſch genug ſind, um ihm für ſein unreifes und ideenloſes „Glaubensbekenntniß“ ſelbſt dann Verzeihung auszuwirken, wenn er das zarteſte ſeiner Gedichte: „Der Blumen Rache“ nicht geſchrieben hätte. Und Dingelſtedt vollbrachte eine wahre Midasthat, indem er in ſeinem Nachtwächter die dürre Proſa der einſt ſo ſtark graſſirenden politiſchen Lieder-Dichterei in das reine Gold echter Poeſie verwandelte; durch das einfache Mittel, daß er keine Epigramme zuſpitzte und keine rhetoriſche Pointen ausſchliff, ſondern mit jener Kraft, die ſpäter in dem erſchütternden „Nachtſtück“ und im erſten Akt ſeines „Barneveldt“ noch ſiegreicher hervortrat, dramatiſch in die Zuſtände hineingriff und das Allgemeine durch das Beſondere, kernhaft in ſich Zuſammengeſchloſſene, anſchaulich zu machen verſtand. Im Drama lieferte Immermann ſein „Trauerſpiel in Tyrol,“ Gutzkow ſein „Urbild des Tartüffe“ und Laube ſeine „Karlsſchüler;“ Stücke, von denen das erſte, trotz der verunglückten ſentimentalen Brandſtifterin, ſo urdeutſch iſt, das zweite der mehr und mehr zuſammenſchrumpfenden Komödie eine ſo weite Perſpektive eröffnet, und das dritte unſer kränkelndes Künſtlerdrama ſo glücklich ins geſunde cultur-hiſtoriſche auflöst, daß jedes in ſeiner Art doch wohl Achtung gebietend daſteht. Und im Roman haben Immermann und Gutzkow Werke hingeſtellt, die in ihrer Tragweite noch gar nicht zu berechnen ſind. Der

Münchhausen, ungenießbar, schemen- und schattenhaft, mitunter läppisch, in der einen Hälfte, hat mit der zweiten, der westphälischen Hofschulzen-Wirthschaft und ihrer Dorf-Poesie einen wahren neuen Welttheil in die Literatur geschleudert, der bis jetzt, merkwürdig genug, nach Analogie Amerikas, nicht den Namen des Entdeckers, sondern den des ersten Ansiedlers, des behenden, übrigens wacker talentirten, Berthold Auerbach trägt. Die Untersuchung, wie Immermann sich gegen seine Vorgänger, Pestalozzi, Jungstilling und den vor Allen respektablen Ulrich Hegner verhält, und wie seine Nachfolger, die in der Regel freilich mit fast alleiniger Ausnahme von Jeremias Gotthelf, nur seinen Urwald ausholzen, zu ihm stehen, ist interessant, und werde auf einen andern Ort verspart. Die Ritter vom Geist, äußerlich an Eugen Sue anknüpfend, erheben sich zu einer solchen innern Selbstständigkeit und bethätigen Gutzkow's bewundernswürdigen Instinkt für das geheime Walten und Weben der Zukunftschwangern Gegenwart auf so glänzende Weise, daß die seltene Produktion nicht bloß als Roman, sondern auch als historisches Daguerreotyp einen hohen Rang in Anspruch nehmen darf, und daß jeder Redliche sich freuen muß, die reiche, bisher in buntester und oft erschreckender Vielseitigkeit aufgegangene Entwicklung des Verfassers so überraschend im gesättigten Fruchtknoten zusammengehen zu sehen. Ich habe hier kein Literatur-Gemälde zu geben, sondern nur den Beweis zu

liefern, daß auch die letzte Bewegung auf diesem Gebiete, so wild und ungebändigt sie anhob, nicht ohne Resultat geblieben ist und daß namentlich die Männer, die Feuchtersleben persönlich angriff (z. B. in den Gedichten, Band II. Seite 213), in reichlichem Maaß das Ihrige dazu beitrugen *). Ohne allen Zweifel hätte das Ende ihn mit dem Anfang ausgesöhnt, wenn sein Blick nicht von dem ganzen Prozeß zu früh abgezogen worden wäre. Ich muß hier auf mein Bild von der Kristallkugel in den nordischen Gärten zurückkommen: Feuchtersleben hielt sich an das, was theils mit ihm selbst jung gewesen, theils im Laufe des Lebens unmittelbar an ihn herangetreten war und stellte, indem er dieses mit fast enthusiastischer Hingebung umfaßte, das liebenswürdigste Gegenstück jener von Tag zu Tag mehr um sich greifenden Vandalen-Kritik auf, die jede Blume mit Vitriolsäure bespritzt und jeden Keim im Werden selbst zertritt. Uebrigens stimme ich ihm vollkommen bei, wenn er die nächste Regenerirung der deutschen Literatur von Oesterreich erwartet. Daß sich hier am meisten ungebrochener Boden findet und

*) Wem um ein vollständiges Literaturgemälde zu thun sein sollte, den verweise ich auf Mundt's Geschichte der modernen Literatur, ein Werk, welches besonders in seiner zweiten Auflage an Reichhaltigkeit, wie an Eleganz der Darstellung alle ähnliche Versuche dieser Art weit hinter sich zurück läßt und sich nicht weniger dadurch auszeichnet, daß es die dem Werdenden gebührende Schonung und Vorsicht mit der dem Fertigen, Abgemachten und Zukunftlosen gegenüber nöthigen Entschiedenheit aufs Glücklichste zu vereinigen weiß.

daß ſelbſt die hier ſo häufige Racen-Kreuzung ein bedeutendes Gewicht mit in die Wagſchale wirft, leuchtet von ſelbſt ein. Aber es hat ſich bei dem Ernſt und der mehr und mehr aufs Tiefe gehenden Richtung der jüngeren Generation auch bereits eine Fülle vielverſprechender Talente angekündigt, die hauptſächlich deßwegen große Hoffnungen in mir erregen, weil ſie ſchon in ihren erſten Proben, ſeien dieſe nun lyriſcher, dramatiſcher oder novelliſtiſcher Art, ganz frei von dem bisherigen überflüſſigen Bilderluxus erſcheinen, der ſo oft die klaffende Leere verdeckte oder den wirklich vorhandenen Gedanken erſtickte. Wer weiß, wie bald dieſe über Deutſchland einen neuen Frühling heraufführen!

Am höchſten ſteht der Populair-Philoſoph. Dieſer legte auch gleich in der ſo früh erſchienenen Diätetik der Seele ſein Meiſterſtück ab. Es iſt nicht, wie der Verfaſſer beſcheiden meint, ein Zufall, daß dieſes Buch, welches ſchon zehn Auflagen erlebte, ſo allgemeinen Eingang fand; es iſt die nothwendige Folge ſeiner Vortrefflichkeit. Nirgends iſt der Weg, den der Menſch durchs Labyrinth des Lebens nehmen muß, an allen Abgründen, die links und rechts drohen, vorbei, ſo ſicher und zugleich ſo gefällig vorgezeichnet worden, wie hier. Nicht mit der Hippe, die ſo mancher berufene oder unberufene Cicerone dem Tode abborgt, um ſich Anſehen zu verſchaffen, deutet der freundliche Führer auf die Schrecken der Tiefe; eine leichte Handbewegung, ein ausgeſtreckter Finger, genügt ihm, denn er will nicht jenen bedenklichen,

Schwindel hervorrufen, an den ſich ſo oft der unmittelbare Untergang knüpft, weil er die Sinne verdüſtert und das Gemüth mit hoffnungsloſer Verzweiflung erfüllt; er will nur jenen heilſamen Schauder erwecken, der den Fuß beflügelt und der beklemmten Bruſt höchſtens noch das Athmen ein wenig erſchwert. Das gelingt ihm auch jedes Mal und kaum iſt die Gefahr überſtanden, ſo pflückt er raſch die erſte Blume, die ſich ſeinem Blick bietet, um uns durch die Farben, in denen ſie glüht und den Duft, der ihr geheimnißvoll entſtrömt, an all das Schöne, das ſich zwiſchen Himmel und Erde findet und wegen deſſen es ſich der Selbſterhaltung verlohnt, wieder zu erinnern. Die Diätetik der Seele iſt kein moraliſches Rezeptbuch, ſie will dem Menſchen überhaupt nicht von außen zu Hülfe kommen und dies oder das in ihm herſtellen, ſie behält feſt und unverrückt, wie es ſich ziemt, die Totalität ſeines Weſens im Auge und ſucht ihn von der tiefen Wahrheit zu überzeugen, daß die Vollkraft des Ganzen, wenn ſie nur gehörig zuſammengefaßt wird, jedem Angriff auf das Einzelne ſiegreichen Widerſtand leiſten kann. Das iſt, wie weich und geſchmeidig es auch ausgedrückt ſein mag, wahrhaft antik gedacht und in einer Eiſenquelle dieſer Art wird die ſieche Menſchheit ſich baden müſſen, wenn ſie es dereinſt wieder zu einer Achilles-Haut bringen will. Reben der Diätetik der Seele, die ich keinen Anſtand nehme, dem Vorzüglichſten beizuzählen, welches aus der öſterreichiſchen Literatur jemals in die deutſche überging, ragen vor

Allem die Aphorismen hervor, ja sie spinnen sich recht eigentlich aus diesem Werke heraus, um in buntester Reihe und wechselnder Gestalt durch fast alle Publikationen des Verfassers fortzulaufen. Es ist natürlich, daß Geistern, die sich fortwährend mit poetischen und philosophischen Problemen beschäftigen und nach dem ihnen innewohnenden unwiderstehlichen Bildungstrieb beschäftigen müssen, ohne doch selbst eigentlich Dichter oder Philosophen zu sein, gerade diese Form so bequem ist, denn sie hat etwas Lyrisches und Dramatisches zugleich, sie fügt sich jeder Stimmung und gestattet die Einseitigkeit. Darum griffen Lichtenberg und Novalis, deren Romane nie fertig werden wollten, und die es ebenso wenig zu einem zusammenhängenden Gedankensystem brachten, instinktmäßig zum Aphorismus und legten, vielleicht in der Meinung, nur Stoff für die Zukunft aufzuspeichern, ihr Bestes in ihm nieder. Ebenso ist es Feuchtersleben ergangen und man dürfte ihm in der Mitte dieser beiden Vorgänger, denen er an Witz und Phantasie nachsteht, die er aber, was die Beobachtungsgabe anlangt, im Allgemeinen erreicht und nach mancher Seite hin übertrifft, seinen Platz anweisen.

Das neue Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich.

(Geschichtliche Skizze.)

Es dürfte den Lesern dieser Zeitung willkommen sein, eine bündige, chronologisch-sachliche Uebersicht der Geschichte des Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich, von seinem Bestehen bis auf den gegenwärtigen Uebergang zu erhalten. Wir sind in der Lage, eine authentische Darstellung derselben hiermit zu geben, wobei wir uns möglichst an die Thatsache zu halten, und nur durch sie und ihre nöthigste Erklärung dem öffentlichen Urtheile den Stoff zu bieten gedenken.

Als mit dem denkwürdigen Patente vom 15. März 1848 unserem Vaterlande eine constitutionelle Gestaltung wurde, waren zuvörderst noch die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts dem Ministerium des Innern zugetheilt. Am 30. März übernahm, in Folge Kabinetsschreibens vom 27., Baron Sommaruga das hiermit selbstständig creirte Ministerium des öffentlichen Unterrichts, und leitete die Geschäfte desselben bis zum 18. Juli des-

selben Jahres. Was während dieses ersten Zeitraumes verfügt und geleistet wurde, findet sich sorgfältig und treu in den von Dr. Heintl veröffentlichten „Mittheilungen aus den Universitäts-Akten" (Wien, bei Sommer) aufgezeichnet, und wir dürfen, um Wiederholung zu vermeiden, den Leser nur auf diese Sammlung verweisen.

Die wesentlichsten Schritte, welche diesen Zeitraum des Beginnens bezeichneten, waren: die gleich in der Antrittsrede des Ministers öffentlich ausgesprochene Ankündigung des Grundsatzes der Lehr- und Hörfreiheit für die hohen Schulen, und mehrfache, diesem Grundsatze entsprechende Maßregeln, welche sogleich, ehe noch die weiteren Studienpläne berathen waren, provisorisch in's Leben gerufen wurden; eben solche Maßregeln für das Volksschulwesen und die Gymnasien, welche ganz geeignet waren, die später anzugreifende radikale Umgestaltung vorzubereiten, und welche wir unten in ihrer Fortführung wieder aufzunehmen haben; und die Veröffentlichung eines „Entwurfes der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich," welche in den letzten Tagen dieser Epoche erschien, die Ansichten des Ministeriums dem öffentlichen Urtheile zur Prüfung darlegte, und dem neuen Ministerium dadurch eine Grundlage verschaffte, den begonnenen Bauplan, im Sinne der öffentlichen Meinung und eigenen Ueberzeugung zu vollenden, und an die Ausführung zu schreiten.

Dieses neue Ministerium*), am 18. Juli 1848 ge-

*) Minister Doblhoff; Unterstaatssekretair: Feuchtersleben.

bildet, hielt es für seine Pflicht, seine Thätigkeit sogleich an den so eben angeführten Anhaltspunkt zu knüpfen. Es veröffentlichte ein Programm, in welchem es sich über seine Aufgabe und den Sinn aussprach, in welchem es sie zu lösen sich vorsetzte. Das Ministerium erklärte sich in diesem Programme als das Organ der Volksvertretung in den Interessen der Wissenschaft und Bildung, und versprach Oeffentlichkeit und Rechenschaft in allen seinen Schritten; ein Versprechen, welches es redlich gehalten hat. Das Programm enthielt zugleich eine indirekte Andeutung über den erwähnten Gesetzentwurf des vorigen Ministeriums. Allein das zweite Ministerium fand es nöthig, sich über diesen Entwurf direkt und ausführlicher auszusprechen, und that dies, indem es in einem besonderen Aufsatze die Prinzipien desselben beleuchtete, und die Punkte, in welchem es mit ihnen nicht übereinstimmte, offen und bestimmt bezeichnete.

Die Punkte, wie sie das neue Ministerium wünschte, waren: Die anzusprechende Theilnahme des Staates an dem Volksschulunterrichte; die Befreiung der Schule von der Bevormundung durch die Kirche (ohne Ausschließung des Klerus vom Unterrichte); die Einführung von Fachlehrern für die Klassenlehrer in den Mittelschulen; die wünschenswerthe Vereinfachung der letzteren durch ein harmonisches Verhältniß der humanistischen und Realbildung; die Regelung des Verhältnisses der Lehrkörper zu den wissenschaftlichen Corporationen; die Hebung des Institutes der Docenten, und die Festhaltung der Rechte, die aus dem Begriffe der Universitäten entspringen. In dem-

ſelben Sinne ſprach ſich der Unterſtaats-Sekretär bei ſeinem Erſcheinen auf der Aula der Univerſität gegen die Studirenden aus, und forderte ſie auf, das Miniſterium in der großen Aufgabe der Reform durch ihren theilnehmenden Eifer zu unterſtützen.

Der erſte Schritt, der Zeitfolge nach, den das Miniſterium, nach dieſen Einleitungen in Angriff nahm, war nebſt Organiſationsveränderungen in ſeinem innern Haushalt, die hier nicht zu erörtern kommen, die Aufhebung der Konvikte. Dieſe Anſtalten, welche im völligen Widerſpruche mit den Grundſätzen der freien Entwicklung, während der Herrſchaft des früheren Syſtems einen nachtheiligen Zwang ausübten und noch dazu mit ſehr beträchtlichem Aufwande erhalten werden mußten, waren längſt ein Gegenſtand gerechter Klagen. Ehe noch dieſe Klagen laut, und die Preſſe und der Reichstag zu ihrer Abhilfe in Anſpruch genommen wurden, war die Initiative bereits im Miniſterium des Unterrichtes ergriffen. Manche, ja bedeutende Hinderniſſe dämmten ſich der Durchführung entgegen. Dem ungeachtet erfolgte die Aufhebung der Konvikte zu Prag, Gratz, des Innsbrucker Thereſianums, der Managetta'ſchen Stiftung, des Konviktes zu Lemberg, des Joſephſtädter und des Kremſer, wie des Wiener-Stadtkonviktes, in einem Zeitraume von wenigen Wochen. Die Einführung von Handſtipendien für die bisherigen Konviktoren hat auf Zöglinge und Eltern den beſten Eindruck gemacht und die den letzteren gebliebene Freiheit, ihre Söhne Anſtalten anzuvertrauen, die ihren Wünſchen entſprechen, verſöhnte mit einem zeitgemäßen, aber Vielen

unerfreulichen Verfahren. Daß damals die dem Fortschritte des freien geistigen Aufschwunges so hinderlichen Seminaria puerorum nicht mit aufgehoben werden konnten, bleibt sehr zu bedauern.

Der ersten entschiedenen Maßregel folgten je nach Erforderniß des Augenblickes mehrere einzelne, kleinere, zum Theil auf Ansuchen betheiligter Personen und Stände, während man im kurzen Berathungswege wichtigere Reformen im Unterrichte vorbereitete. Unter jene sind zu zählen: der Erlaß vom 3. August 1848, in welchem Wiederholungsunterricht, als Vorbereitung künftiger Realschulen in einer Art empfohlen wurde, die freilich nicht jedem Lehrer munden mochte, der sich nach Ruhe sehnte; der Erlaß vom 7. August, durch welchen die Gubernien beauftragt wurden, angemessene Einleitungen rücksichtlich der Baulichkeiten, der allgemeinen Benützbarkeit der liberaleren Administration, der Beiziehung und Nutzbarmachung kleinerer Sammlungen für die öffentlichen, dem Unterrichte gewidmeten Bibliotheken zu treffen; die Aufhebung der früher bestandenen Vorschrift, welche allen Angestellten das gleichzeitige Studiren untersagte (13. Juli); eine Aufhebung, wodurch dem Staate und seinen Beamten gleichmäßig genützt wurde; die Bewilligung der vom Wiener bürgerlichen Handelsstande angesuchten Gründung einer Handelsschule auf eigene Kosten und eigenen Plan des Gremiums (3. September); der Erlaß vom 10. September an die Landesstellen, in welchem die Wege und Einleitungen vorgezeichnet wurden, durch welche das für unsere Zeit so wichtige und unerläßliche, anschauliche und

praktische Studium der Naturwissenschaften, auch für die Mittelschulen, durch Sammlungen und Apparate ermöglicht werden soll; die damit zusammenhängende Anordnung vom 18. September, daß die Naturgeschichte in der ersten Lyceal-Klasse nicht mehr, wie bisher nur für Jene, die kein Unterrichtsgeld zahlen, sondern für alle Hörer ein obligater Gegenstand sei, endlich die für Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Tirol, Küstenland und Dalmatien erlassenen Verfügungen, welche dahin zielten, den sanctionirten Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationalitäten Oesterreich's, rücksichtlich der Unterrichtssprache ungesäumt ins Leben treten zu lassen. In Bezug auf die vollständige Beantwortung einer so wichtigen, tief greifenden, mit Lebhaftigkeit debattirten Frage mußte sich das Ministerium wohl noch weitere Erhebungen vorbehalten, wenn es nicht in die Gefahr kommen wollte, gelegentlich wieder Rückschritte machen und Staatsauslagen veranlassen zu müssen. Vielleicht hat es diese Gefahr schon jetzt bei seinem durch den Drang der Verhältnisse beschleunigten Verfahren nicht vermieden.

Nebst diesen Maßregeln mehr specieller Bedeutung folgten ohne Unterbrechung die weiteren großen und ins Ganze wirkenden Schritte, welche die Reform des Unterrichtes forderte. Das Volksschulwesen verlangte in Oesterreich vor Allem eine ernste Rücksicht. Seine Hauptbedürfnisse sind klar, aber im Augenblicke nicht zu befriedigen: besserer Unterricht, und, damit man diesen erziele, bessere Stellung der Lehrer, und damit diese begründet werde: Bildung der Lehrer, und damit diese möglich sei,

— Befreiung der Volksschule aus der bisherigen Bevormundung und Sorge des Staates für ihre Anstalten. Das Ministerium erkannte, daß in dieser großen Angelegenheit nicht voreilig zu handeln sei. Es bedient sich die großen, radikalen Anträge für den gesetzgebenden Reichstag vor; aber es bereitete vor, was vorzubereiten war. Eine provisorische Verfügung vom 2. September ordnete die vorläufige Methode des Volksschul-Unterrichtes an, welche den Geist des Fortschrittes und der Verbesserung athmet. Der Unterricht in der Muttersprache, der Vorzug lebendiger Uebungen im Anschauen, Denken und Sprechen vor dem Auswendiglernen, die Organisation von Lehrerversammlungen bilden ihren wesentlichen Inhalt. Der wichtigste Punkt in dieser Sache bleibt freilich die Bildung geeigneter Lehrer-Seminare. Das Ministerium, von der Ansicht ausgehend, daß es wohl möglich sei, Anstalten mit diesem Namen, nicht aber die Sache jetzt schon herzustellen, gab einstweilen, um eine Wirksamkeit auch in dieser Richtung einzuleiten, durch Erlaß vom 21. September eine Anordnung zur verbesserten Einrichtung des sogenannten Präparanden-Curses, welche für den Anfang genügt, wenn die aufgeforderten Kräfte ihren Dienst nicht versagen.

Die Betrachtung, daß das Lehramt als eine Bildungs-, nicht als eine Versorgungsanstalt anzusehen sei, veranlaßte das Ministerium, den bis dahin unter gewissen Bedingungen gestatteten Gebrauch des Abtretens des Schuldienstes an Verwandte, mit Verordnung vom 28. August einzustellen. Die Wahrnehmung der niedrigen Stufe, auf

der ſich das Volksſchulweſen des griechiſch nicht unirten Ritus in der Bukowina, trotz eines vorhandenen, reich dotirten Religionsfondes, der auch für die Schule benützbar iſt, noch befindet, erregte gleichfalls die Aufmerkſamkeit des Miniſteriums, und es wurden durch Erlaß an das galiziſche Gubernium, im Auguſt, die zur Förderung dieſer Sache nöthigen Schritte eingeleitet. Um endlich die Grundreform für das Volksſchulweſen anzubahnen, hielt es das Miniſterium für zweckmäßig, dem hieſigen Lehrſtande über die außer Oeſterreich befindlichen Volksſchulen und Volkslehrer-Bildungs-Anſtalten die gewünſchte anſchauliche Kenntniß zu verſchaffen, um daraus heilſame Reſultate für unſer Vaterland zu erzielen; denn weder die Pläne herberufener, mit unſern Zuſtänden unbekannter Fremden, noch die Vorſchläge der mit den gerühmten Einrichtungen des übrigen Deutſchlands unbekannten Einheimiſchen, konnten ein zweckmäßiges Ergebniß liefern. Es wurde alſo zu jenem Behufe eine Deputation hieſiger Schulmänner abgeſendet, welche eine, freilich unruhig bewegte Zeit ſo gut als möglich benützte, und wie man hört, namentlich aus der Schweiz treffliche Muſter zur angemeſſenen und nicht koſtſpieligen Bildung von Schullehrer-Seminarien gebracht haben ſoll. Das Gelingen dieſes letzteren Unternehmens wäre wohl die beſte Gewähr einer ſchöneren Zukunft. Einen leider nicht mehr zur Ausführung gelangten Schritt dieſes Miniſteriums, der das Wohl der Lehrer im gegenwärtigen Augenblicke zum Zwecke hatte, haben wir, der Zeitfolge wegen, am Schluſſe dieſer Zeilen anzuführen.

Die Gymnasien, das im Zusammenhange des Unterrichts-Systemes wichtige Mittelglied des Ganzen, boten dem Ministerium der Reform in Oesterreich einen weiten Spielraum; ihr Zustand verlangt eine tief greifende Umstaltung. Sie war, abgesondert von dem Plane der Gesammtreform, nicht möglich. Das Ministerium erließ, bei solchen Verhältnissen, am 28. August provisorische Anordnungen, welche allgemein erkannten Mängeln unserer Gymnasien abzuhelfen wohl geeignet waren. Sie betrafen das Studium der Naturgeschichte, der deutschen Sprache und der Landessprachen im Sinne der Nationalbildung, der alten Sprachen, in einem freiern, nicht wie früher pedantischen Sinne, den Uebergang vom Classen- ins Fachlehrersystem, liberalere Einrichtung des Prüfungswesens und überhaupt eine dem Begriffe der Humanität entsprechendere Färbung dieser Anstalten. Da die Gymnasien größtentheils dem geistlichen Stande, namentlich dem Piaristen-Orden anvertraut sind, hat es das Ministerium für nöthig befunden, die willkürliche Besetzung ihrer Lehrkanzeln durch die Ordensvorsteher, dort wo sie üblich war, mit Dekret vom 20. September abzustellen. Was zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes in den Mittelschulen geschah, ist schon oben erzählt worden; daß auch der humanistische nicht vernachlässigt werden sollte, zeigen Schritte, die noch anzudeuten sein werden. Uebrigens scheint es die Absicht des damaligen Ministeriums gewesen zu sein, auf Vereinfachung des Systems der Mittelschulen durch möglichste Verbindung der Real- und Idealbildung hinzuwirken. Eine Maßregel, welche das

Ministerium im Sinne des vom vorigen Ministerium gearbeiteten Entwurfes mit Beharrlichkeit und großer Entschiedenheit fortsetzte, obwohl sie vielfachen Widerspruch fand, war die Verschmelzung der bisher bei uns philosophisch genannten Studien mit dem Gymnasium, welches durch die Anfügung dieser zwei Lyzealklassen zu einem achtjährigen Gymnasium werden sollte, wie es die preußischen sind. Unsere Aufgabe ist hier nicht, zu raisonniren, sondern zu reassumiren. Das Ministerium hat sich nach seiner gewohnten Art öffentlich oft genug über diese Frage ausgesprochen; das Publikum wird sich seine Meinung gebildet haben, und die Zukunft wird lehren, welche die richtige war. Die Nöthigung, die ein so anerkannt freisinniges Ministerium zu dieser Anordnung in sich fühlte, muß allerdings das Urtheil bedutsam stimmen.

Rücksichtlich der Universitäten, als der höchsten und eigentlich wissenschaftlichen Bildungsanstalten, scheint das Ministerium den Grundsatz festgehalten zu haben: zwar die Pflicht der Obsorge des Staates für den höheren Unterricht nicht zu verkennen, aber die Selbstständigkeit des Universitätslebens zu achten und namentlich auf die Möglichkeit hinzuwirken, die hohen Schulen verschiedener Provinzen und selbst Staaten in einen Einklang zu bringen, der die Freiheit ihres Besuches und ihre Gleichberechtigung zur Folge hätte. Es wurden deßhalb mit Verordnung vom 7. August Abgeordnete zu den in Jena versammelten Deputirten gesendet und die hiesigen zum Theile vorliegenden Vorschläge einstweilen in suspenso gehalten, bis sich die Gestaltung des Universitätslebens

im übrigen Deutschland deutlicher herausstellte. Nur einige Einrichtungen traf das Ministerium unverzüglich, um gewisse Hemmnisse weiterer Entwicklungen zu beseitigen. So wurden mit Erlaß vom 4. August die schon seit Langem so vielfach beanständeten Konkurse zur Erlangung erledigter Lehrkanzeln abgeschafft und mit Erlaß vom 23. desselben Monats die vorläufige Maßregel des provisorischen Besetzungsverfahrens angeordnet, wobei die Dozenten und akademischen Corporationen nebst den Lehrkörpern betheiligt und die Berufungen freigestellt werden. Ferner wurden über Antrag der Wiener medizinischen Fakultät am 4. August die veralteten Formalien der Disputationen und Dissertationen abgeschafft und Oeffentlichkeit der strengen Prüfungen eingeführt. Das Verbot des unmittelbaren Briefwechsels mit sogenannten ausländischen Hochschulen wurde als Ausfluß der frühern Censureinrichtung mit Erlaß vom 13. September als aufgehoben erklärt. Was endlich die Zahl und Verhältnisse der Universitäten Oesterreichs überhaupt betrifft, so geht aus mehrfachen Aeußerungen des Ministeriums hervor, daß Vermehrung, Vervollständigung und möglichste Gleichstellung der Universitäten für alle Nationalbedürfnisse in den verschiedenen Provinzen in seinen Wünschen lag.

Namentlich aber war es das ärztliche Studium, dem bei seiner großen Bedeutung für das öffentliche Wohl das Ministerium eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Unter diesem Ministerium geschah bekanntlich durch die Verordnung vom 19. August 1848 der von den Aerzten fast aller europäischen Staaten so vielfach gewünschte Schritt,

durch welchen Einheit des ärztlichen Studiums und Einheit des ärztlichen Standes erzielt werden sollte: die Aufhebung des sogenannten niedern chirurgischen Studiums. Diesen Schritt, von welchem auf der einen Seite gesagt wurde: „wenn das Ministerium nichts gethan hätte, als ihn, so hätte es sich ewig verdient gemacht," — auf der andern Seite: „es habe ihn leider nur halb gemacht," — auf der dritten: „es habe damit eine Ungerechtigkeit gegen einen achtbaren Stand begangen," — dieser Schritt ist oft genug öffentlich besprochen worden, um ihn hier weiter erörtern zu sollen. Es scheint, die Meinungen darüber haben sich bereits einigermaßen berichtigt und vereinigt. Der Grundsatz scheint zur allgemeinen Anerkennung gelangt zu sein, und über die Art, wie diejenigen, denen aus den Consequenzen seiner Durchführung etwa ein Nachtheil erwüchse, zu entschädigen seien, sind vielfache und angemessene Vorschläge gemacht, im Falle sie da nöthig erachtet werden, wo das Wohl des Ganzen ein Opfer des Einzelnen, bei neuen Gestaltungen der Verhältnisse in Anspruch nimmt. — Im Zusammenhange mit dieser Maßregel, obwohl auch durch specielle anderweitig bedingte Rücksichten geboten, war auch die von diesem Ministerium schon lange betriebene, aber erst nach vielfachen Hemmnissen und Verzögerungen, im September 1848 durchgesetzte Aufhebung der, zu ihrer Zeit einem dringenden Bedürfnisse höchst angemessenen, zu unserer Zeit aber, nach allgemeinem Erkenntnisse, nicht mehr entsprechenden sogenannten medizinisch-chirurgischen Josephs-Akademie. Das Institut hatte sich überlebt, die feldärztliche Bildung läßt sich auf minder

kostspieligem Wege erzielen, die Räume der Akademie sind Bedürfniß geworden. Ein weiterer Schritt, einer der letzten in der Wirksamkeit des betreffenden Ministeriums, welcher, dem Scheine nach, als auf das medizinische Studium berechnet, beurtheilt werden könnte, bleibt uns noch später, bei den Andeutungen über die begonnenen Schritte zu erwähnen.

Wohl aber muß noch ein Verhältniß angeführt werden, an das sich manche angenehme Hoffnung knüpfte. Das Ministerium ergriff nämlich den geeigneten Anlaß, die Akademie der bildenden Künste in den Bereich seines Wirkens zu ziehen, und die dort am 24. August d. J. gesprochenen Worte des Staatssekretärs bezeichnen die Richtung, die man sich zur Förderung der Kunstbildung bereits vorgebahnt hatte, und welche wohl geeignet war, für die so lange gefesselte Kunst bessere Tage zu versprechen.

Hier ergibt sich für unsere übersichtliche Darstellung der geschichtsgetreue Uebergang zu den Andeutungen über jene Einleitungen, die, so viel aus dem Zusammenhange sich ergibt, erst im Angriff waren und eigentlich erst dann zu beurtheilen wären, wenn ihre Vollführung dazu berechtigt hätte. Allein die Geschichte ist nur zu oft in der Lage, bloß Anfänge mittheilen zu können', und da wir in der günstigeren sind, wenigstens ihre Richtung zu verfolgen, so soll sich diese Darstellung durch sie vervollständigen. Das Ministerium, dessen Geschichte wir erzählen, sah sich zwar bereits genöthigt, die Wiedereröffnung der

unterbrochenen Studien in Wien über den üblichen Zeitpunkt (Oktober) hinaus zu verschieben; allein es kündigte dieselbe mit Entschlossenheit für den November an (19. August 1848). Vielleicht hat ihm das Bewußtsein: die Universität auf eine, jede billige Forderung befriedigende Weise eröffnen zu können, diese Entschlossenheit eingeflößt. Um aber dies Bewußtsein nähren zu können, war noch eine große, entschiedene und rasche Thätigkeit nöthig. Vor Allem — darüber gab's nur Eine Stimme — mußten die gealterten Elemente, die, wenn auch ehrenhaft und verdienstlich, zum Theile eines wohlerworbenen Ruhmes genießend, jetzt von den Forderungen der Zeit verdrängt wurden, zu ihrem und der Sache Besten, diesen Verhältnissen entrückt, und frische, neue Hoffnung erweckende Kräfte zum neuen Baue berufen werden. In diesem Sinne sind offenbar jene Anträge eingeleitet worden, in Folge deren die Pensionirung mehrerer geachteter Professoren der hohen Schule Wiens bewilligt ward.

Man hat diese Maßregel, wie es scheint, mehrfach einseitig und unverstanden beurtheilt. Sie muß vor Allem nicht auf die betreffenden Professoren bezogen, sondern als eine allgemeinere, nur durch die dazwischen getretenen Ereignisse zerschnittene Verfügung aufgefaßt werden. Warum sie das Ministerium in dieser Art einzuleiten, auf diese Weise durchzuführen für geeignet oder sich dazu genöthigt fand, ist nicht zu beurtheilen möglich, wenn man außer den Verhältnissen steht, in denen es handelte. Das Ministerium scheint, im Vorgefühle ähnlicher Einwendungen, die Erklärung abgefaßt zu haben,

die, über seine Handlungsweise, am 3. September in der Wiener Zeitung zu lesen war, und auf die wir also hier, der Kürze halber, verweisen. Das aber ist gewiß, daß die Beschuldigung der Eigenmächtigkeit, für diesen Fall, für ein in diesem Falle verantwortliches Ministerium die größte Unkenntniß des Klägers bewiese. Hier, wenn irgend, galt es — zu handeln und nicht zu fragen; oder hätten die Lehrkörper, um deren integrirende Bestandtheile es sich eben handelte, in ihrer eigenen Sache, oder die wissenschaftlichen Corporationen, deren Stellung zu jenen bekannt ist, gefragt werden sollen? Collegiale oder noch mehr büreaukratische Erörterungen hätten jeden Erfolg unwiderbringlich vereitelt; die Frist, — eine kurze Frist — war gegeben; das Ministerium mußte handeln — und der Erfolg seine Handlung verantworten. Die Ereignisse haben den Faden in dieser Angelegenheit zerschnitten, und die Geschichte muß ihr Urtheil suspendiren.

Dieser Schritt war übrigens auch der letzte derjenigen, welche der Anfang jeder Reform nöthig macht, und welche dem bestmeinenden Bildner meist den schlechtesten Dank bereiten. Was wir noch zu berichten haben, sind erfreuliche Pläne des Aufbaues, die nun an die Reihe kommen sollten — aber vorläufig ihres weiteren Geschickes werden harren müssen. Der wichtigste dieser Pläne scheint uns der zur Gründung eines öfters besprochenen „naturwissenschaftlichen Institutes," der, wie wir wissen, zur Vorlage völlig bereit war. Dieser Plan war im engen Zusammenhange mit dem Bedürfnisse der naturwissenschaftlichen Bildung überhaupt, mit den Anordnungen für

den naturwissenschaftlichen Unterricht an allen Mittel- und hohen Schulen, mit der Reform des medizinischen Unterrichtes und mit den Verhältnissen der Professoren. Es wäre, bei der unabweislichen Bedeutung dieser Richtung in der nationalen Kultur, höchst wünschenswerth, den Gedanken mindestens nicht fallen zu lassen.

Ein zweiter, schon weiter geförderter Plan war der zur Durchführung und Verallgemeinung des gymnastischen und eigentlichen Turnunterrichtes, wozu bereits mit einem bewährten hiesigen Fachmanne Verhandlungen angeknüpft waren, welche hoffentlich noch zu weiteren führen werden.

Die nothwendige, zeit- und sachgemäße Organisirung des Ministeriums selbst in seinem inneren Haushalte war eine Arbeit, die man sich wohl nur deßhalb noch vorbehielt, weil es im Anfange nicht an der Zeit war zu organisiren, sondern: mit den gegebenen Organen zu wirken, und man über den Mitteln nicht den Zweck aus den Augen ließ. Die Gründung eines ministeriellen periodischen Organes zur Veröffentlichung der Arbeiten im Unterrichtswesen, so wie spezieller Organe dieser Art, z. B. einer Universitäts-, einer Gymnasial-Zeitung u. s. w. schloß sich diesem Organisirungsplane an.

Mit Wehmuth aber gedenken wir der letzten Arbeit des Ministeriums, welche uns bekannt wurde und welche in Verbindung mit Anträgen über das Verhältniß zwischen Schule und Staat (in finanzieller Beziehung) und zwischen Schule und Kirche, bestimmt war, dem Reichstage vorgelegt zu werden, — als der Oktober mit seiner Interpellation scheidend dazwischen trat. Sie ging mit

dem Budget Hand in Hand. Der Nothstand der Volksschullehrer ist anerkannt, Vorschläge, ihm für die Zukunft abzuhelfen, sind da. Allein der unglückselige Irrthum der Landbewohner, daß mit der Aufhebung des Zehnten auch ihre Verpflichtungen an die Lehrer ihrer Kinder aufgehoben seien, hat die ohnehin bedrängten Lehrer in eine Lage versetzt, welche den achtbarsten Stand der Menschheit dem Proletariate einzuverleiben droht. Das Ministerium hat diesen Nothschrei vernommen; es war im Begriff einen Antrag auf augenblickliche Unterstützung durch Eröffnung eines Kredits, dem Reichstage vorzulegen. Dies war seine letzte Bemühung; möge sie, auf irgend eine Weise nicht vergebens gewesen sein.

Dies war die Thätigkeit des Ministeriums von seiner Bildung an bis zur Epoche, die sich jetzt unter, wie es scheint, günstigeren Verhältnissen für eine geregelte Wirksamkeit vorbereitet. Wenn man den Umfang, den geschichtlichen Stand, die Personalverhältnisse der Aufgabe, ihre Verflechtung mit den politischen und Lokalzuständen zu übersehen in der Lage ist; wenn man erwägt, welche Interessen sich hier kreuzen und bekämpfen; wenn man den Begriff der Verantwortlichkeit mit innerem Ernst und sittlicher Strenge festhält, und mit ihm die Ansprüche vergleicht, welche das Bestehende an seine Rechte, das Werdende an seine Verheißungen knüpft, — so wird man Ursache finden, über die flüchtig skizzirte Thätigkeit während des kurzen Zeitraumes ein Urtheil auszusprechen, welches die Geschichte gerne unterschreiben wird. Ein so durchgreifender Anfang unter so stürmischen Wirren ge-

währt bei der erfreulichen Gestaltung des neuen Ministeriums die hoffnungsvollste Aussicht auf eine Wort haltende Zukunft unter günstigeren Gestirnen!

Fenchtersleben auf der Insel.

„Meine Freunde! Mit diesem Namen lassen Sie mich Sie begrüßen. Er drückt am besten unser Verhältniß und meine Gesinnung aus. Durch ein Vertrauen, welches mich eben so sehr ehrt als zur bescheidenen Selbstprüfung mahnt und zur aufopfernden Thätigkeit verpflichtet, sehe ich mich in dem großen Zeitpunkte der Umgestaltung unseres Vaterlandes zur Reform der Volksbildung berufen. Ich betrachte das Ministerium des öffentlichen Unterrichts als die Volksvertretung in diesem Kreise des nationalen Lebens. Der Vertreter seinerseits legt Rechenschaft ab vor seinen Kommittenten über den Glauben und die Vorsätze, die er zu seiner Sendung mitbringt; er bedarf dagegen der klaren Einsicht in die Bedürfnisse und Wünsche Jener, deren Wohl er auf seine Seele nimmt. In diesem Sinne lassen Sie mich in wenige schlichte Worte fassen und zu unserer Verständigung aussprechen, was mir zunächst als meine, was mir als Ihre Aufgabe in diesem entscheidenden Augenblicke erscheint. Meine Aufgabe ist zuerst eine allgemeine: die Förderung des großen Baues der Volksbildung im Ganzen. Diese ist keine Aufgabe des Augenblicks. Nur ruhige, ernste und besonnen erwogene Prüfung aller Vorschläge, schrittweise, an einzelnen Versuchen

gemachte Erfahrungen, beständiges, stets wachsendes Zusammenwirken kann, wenn erst der Grund zum Baue gelegt ist, allmälig Stein zum Steine fügen und den ewigen Fortschritt der Alles reifenden Zeit unterstützen. Aber der Grund muß gelegt werden. Die noch gar nicht vorhandenen Kräfte zum Bauen müssen geschaffen, die vorhandenen gesucht und berufen werden. Und das ist die besondere Aufgabe, die Aufgabe des Augenblicks. Ein neues Studienjahr öffnet bald seine Pforten, die Formen des alten sind gelöst — neue können in dieser Hast unmöglich vollendet werden. Was ist zu thun? Fürs Erste: der Grund zu legen, d. h. die Prinzipien des zeitgemäßen Unterrichts auszusprechen und zur Sanction zu bringen. Sodann die Anstalten, auf welchen ein solcher Unterricht möglich wird, herstellen, wenigstens in der Anzahl, welche die Verhältnisse gestatten, Kräfte, welche sich in oder außer dem Vaterlande erhalten und gebildet haben, zu berufen, bis sich neue durch neue Einrichtungen entwickeln, Kräfte, welche der Druck der Zeit oder der alten Einrichtungen gelähmt hat, zu entfernen, da sie den Fortschritt des Ganzen erschweren oder hemmen. Das sind die ersten Schritte, welche das Ministerium des öffentl. Unterrichtes jetzt thun zu müssen glaubt. Ein bald zu veröffentlichendes Programm wird sie näher beleuchten. Die Schwierigkeiten, die der Mangel eines legislativen Reichstages, einer Gemeindeverfassung und die finanziellen Rücksichten der Lösung entgegendämmen, wird kein Verständiger verkennen, und kein Billiger wird einem Ministerium sein Vertrauen entziehen, welches in einer solchen

Zwischenzeit vielleicht nur seine Gesinnung, seine Erkenntniß und seinen beharrlichen Willen beweisen kann. Um diesen Beweis zu liefern, ist es unabweislich nöthig, daß das Ministerium, so sehr als es nur irgend bei der Wucht der gegenwärtigen Geschäfte möglich ist, öffentlich seine Arbeiten darlege. Diese Oeffentlichkeit erscheint mir als Pflicht, und ich werde, bis geordnetere Verhältnisse meinen Plan, ein eigenes Journal für das Ministerium des Unterrichts herauszugeben, zur Ausführung reifen, die vorhandenen Organe der Publicität nach Kräften benützen, um die Gesammt-Intelligenz an der Mission des Ministeriums theilnehmen zu lassen. Hiemit ist im Kurzen meine Aufgabe ausgesprochen. — Ihre Aufgabe, meine Freunde, ist es, Ihre Vertreter zu unterstützen, mit ihnen in Einem Sinne zu wirken. Wir sollen das Studium wieder möglich, Sie sollen es wirklich und erfolgreich machen. Nicht durch Verordnungen von oben, nicht durch knechtischen Zwang kann Bildung erzielt werden — nur freie, selbstständige Thätigkeit nach aufwärts kann und wird sie erringen. Die großen Tage, die unserem Vaterlande die Freiheit gegeben haben, mit deren Andenken auch das Ihre ewig fortleben wird, haben Sie aus Schülern zu akademischen Bürgern gemacht. Es ist an Ihnen, zu beweisen, daß nicht ein blinder Umschwung der Ereignisse — daß das bewußte Bedürfniß Ihrer Geister Ihnen diese Stellung anwies, zu der anderwärts nur eine breitere Vorbildung berechtigt, die bei uns erst geschaffen werden muß. Die Verhältnisse der akademischen Legion als solche gehören nicht in meinen Bereich. Dieser umfaßt

nur die Wissenschaft und wird auch von der unabhängigsten selbstständigen Bewegung jener nicht berührt. Beide werden ungestört und einig miteinander fortbestehen und fortschreiten. Aber das Studienjahr wird beginnen — die Hallen der Universitäten werden eröffnet werden — es wird nun gelten, sie würdig zu füllen und würdig zu betreten! Durch die veränderte Form des Unterrichts, und wäre sie die durchgreifendste, die umfassendste, ist zwar viel gewonnen für die Sache der Bildung selbst; viel — aber nicht mehr als durch die Form der Konstitutionen für die Bedeutung der Völker, der Staaten. Der Geist muß in die Form gegossen werden, dann wird sie lebendig werden und ihn wieder beleben! Der akademische Bürger muß das Selbstbewußtsein erringen und sich bewahren, daß er der Jugendhort der werdenden Bildung ist; er muß die Würde in sich heilig halten, die ihm diese Mission verleiht. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie sich in dieser Bedeutung fühlen; ich habe den Glauben an Sie, und Niemand wird mich in ihm irre machen. Sie werden mich und sich selbst nicht täuschen; Sie werden die Ungläubigen durch die That widerlegen, welche der Jugend keinen Ernst und keine Besonnenheit zutrauen! — So stehen also unsere Aufgaben. Nicht als Vorstand im bureaukratischen Sinne — als Vertreter Ihrer Interessen, als Freund und Theilnehmer spreche ich in Ihrer Mitte, und bitte Sie, gemeinschaftlich mit mir, unsere — gemeinschaftliche Aufgabe zu lösen. Wie ich mich heute an Sie, so wenden auch Sie sich unmittelbar an mich — mit Wünschen, Fragen und Bestrebungen. Betrachten Sie

das Ministerium des öffentlichen Unterrichts als das, was es ist: die Repräsentation der heiligsten Volksangelegenheit, der Bildung, der Wissenschaft. Lassen Sie uns fortan in einem steten offenen, freien Verkehr mit einander bleiben und wirken; lassen Sie mich einzeln oder nach geregelten Beschlüssen der Majorität beständig wissen, welches Leben in Ihrer Genossenschaft sich regt und rührt; thun Sie mir Ihre Wünsche, Ihre Klagen, Ihre Besorgnisse, Ihre Hoffnungen kund. Ihr Vertrauen macht erst meine Wirksamkeit möglich, Ihr Mitwirken macht sie erst erfolgreich; ja ich spreche es offen und mit Ueberzeugung aus: von Ihnen eben so sehr wie von den Reformen, die wir betreiben, hängt das Gelingen unserer Sendung, hängt der Fortschritt der Cultur, hängt die Ehre unserer Stellung ab. Es ist ein ernster, ein entscheidender Moment. Ich darf sagen, ganz Europa richtet seine Blicke auf uns und erwartet den Beweis, daß wir der Freiheit, die wir errungen haben, würdig sind. Lassen Sie uns denn fest und einig zusammenhalten, unsere große Aufgabe nie aus dem Auge verlieren und Hand in Hand die Bahn der Wissenschaft und der Bildung wandeln, die nun, vom Staube der Schule gereinigt, frei und unendlich vor unsern Blicken liegt! — Hoch die Wissenschaft und Alle, die sie fördern!"

Feuchtersleben in der Academie der bildenden Künste.

„Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat, der Ueberzeugung zu Folge, die es von dem Zwecke und Umfange seiner Mission hegt, auch die Academie der bildenden Künste in den Kreis seiner Wirksamkeit ziehen zu müssen geglaubt, und sie wurde ihm in richtiger Würdigung des Verhältnisses am 7. August d. J. auch wirklich zugewiesen. Es hat dadurch zu den vielen, großen und so mannigfach verwickelten Aufgaben, die ihm in diesen verhängnißvollen Tagen vorliegen, noch eine neue, nicht minder große und schwierige übernommen, über deren Auffassung es sich vorerst wenigstens im Allgemeinsten auszusprechen die Verpflichtung fühlt.“

„Die Kunst steht, vom Gesichtspuncte der Bildung aus betrachtet, zum Staate in einem durchgreifenden und beziehungsreichen Verhältnisse, das bei uns wenigstens noch keineswegs die gehörige Würdigung gefunden hat. Der allgemeine Unterricht greift entscheidend in den Kunst-Unterricht, und der Kunstunterricht weit mehr als man gewöhnlich voraussetzt, in den allgemeinen ein.“

„Was ist der Künstler und was kann er sein, ohne allgemeine Bildung? Nichts, als im besten Falle ein brauchbares Werkzeug im Getriebe des Gewerbes, der Industrie und des Luxus. Als das hat man ihn durch den Mangel eines höhern Bildungs-Systems und das Verschwinden

eines höhern Bedürfnisses in der Nation selbst, die einander wechselseitig bedingen, leider! bisher betrachtet, wenigstens behandelt. So kann, so darf es nicht länger bleiben, wenn die Nationen sich ihrer selbst bewußt werden. Sie werden jenes höhere Bedürfniß wieder fühlen, und jenes Mangels inne werden. Wollen wir uns auch dem schönen Traume einer nationalen Kunst und Kunstbildung noch nicht sanguinisch hingeben, so muß doch der Weg zu ihrer Möglichkeit gebahnt werden, so muß doch anerkannt werden, daß der Kunstjünger auf der höhern Stufe der Bildung zu stehen hat, welche selbst der Techniker im gegenwärtigen Augenblicke, neben der Bildung der Universitäten anspricht. Es muß also auch für seine Vorbildung gesorgt werden, die ihn in seiner eigentlichen Sphäre dann zu denselben Ansprüchen berechtigt, welche der Hörer aller höhern Studien an Lernfreiheit und Lehrfreiheit stellen muß. Der Kunst-Unterricht greift dagegen eben so entscheidend in die allgemeine Bildung ein, und wenn es möglich sein wird, Künstler in dem angedeuteten höhern Sinne zu bilden, dann wird man einsehen, daß die Schuld der gesunkenen Anerkennung der Kunst nicht einzig und allein in der industriellen Richtung der Zeit lag, dann wird Kunst und Volk sich wechselseitig, als in einander lebendig verflechten, erkennen und achten; dann erst wird es erlaubt sein, den vorhin als sanguinisch bezeichneten Traum einer nationalen Kunst nicht mehr für unerfüllbar zu halten. Und unter welchen Verhältnissen wäre das eher zu erwarten, als unter denen, welche das

Selbstbewußtsein des Volkes hervorrufen? Verhältnisse, in welche unser Vaterland durch Erlangung einer freien Verfassung in diesem Augenblicke so glücklich eingetreten ist. Daß ich hier nicht von einer politischen Kunstrichtung spreche, oder die Kunst an Nationalitäts-Beschränkungen geknüpft wissen will, bedarf ich wohl kaum hinzuzufügen.

„Es galt hier, wo der Ort nicht ist, auf ähnliche Erörterungen einzugehen, nur eine weite Aussicht zu eröffnen, um einen Begriff von der hohen Aufgabe zu geben, die wir zu lösen haben."

„Ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß dieser Begriff unserer Aufgabe den geehrten Mitgliedern der Academie kein fremder ist; daß sie die Hoffnungen und Wünsche so wie das Bestreben für die Verwirklichung einer zeitgemäßen Gestaltung der Academie, zu der uns jetzt die Freiheit und der Augenblick gegeben ist, auf das Lebhafteste mit mir theilen."

„In dieser Ueberzeugung richte ich meine Bitte an Sie Alle, den Augenblick zu ergreifen und zu benützen und mich durch Rath und That in die Lage zu versetzen, die zur Reform in diesem Bereiche des öffentlichen Unterrichts nöthigen Schritte mit den vorhandenen Kräften, energisch, aber auch besonnen und reiflich vorbedacht zu thun. Ich wünsche, daß die Berathung wie die kräftige Wirksamkeit der Academie von ihr selbst, unabhängig von jedem hemmenden Nebeneinflusse, ausgehe, sich frei bewege und nur in der obersten Leitung der gesammten Bildungsanstalten des Staates, dem Ministerium des öffentlichen

Unterrichts, sich mit allen übrigen in Einen Mittelpunct vereinige."

„Ueber die gegenwärtigen Personal-Verhältnisse der Academie erwarte ich demnächst die erforderlichen Vorlagen. In diesem Augenblicke freut es mich, die aus der freien Berathung des Künstler- und Mitglieder-Kreises hervorgegangene, vom academischen Rathe unterstützte, vom Minister bestätigte Wahl des Professors R—, als prov. Präsidenten, so wie die des prov. Secretärs Z—, als den Ausdruck Ihrer gemeinsamen Wünsche begrüßen zu können."

„In demselben Sinne gemeinschaftlicher Verbindung ersuche ich, ungesäumt an die Berathung der Sachverhältnisse der Academie zu schreiten, und mir diejenigen Vorschläge baldigst zur Kenntniß zu bringen, welche nach dem eigenen Ermessen der Academie, als obersten Kunstbehörde in Bezug auf ihre Stellung, ihre Statuten, ihre Organisation, ihre Administration, die wesentlichen, die dringendsten scheinen. Die weiteren Erörterungen werden die Academie als Institut für den Kunstunterricht, in ihrer dreifachen Gliederung: als Elementar-, als technische Schule, als höhere eigentliche Kunstanstalt zu betrachten, das Detail des Unterrichtes zu erwägen haben. Der höhere Kunstunterricht wird dabei in seiner selbstständigen Bedeutung aufzufassen sein, da, analog mit den Verhältnissen anderer Lehranstalten, in der Verbildung eben so viele Strenge, als in der höheren Bildung Freiheit walten muß. Doch ich will den Erörterungen Sachverständiger in diesem Puncte nicht vorgreifen."

„Diese Erörterungen werden einer allmälich entwickelnden Berathung bedürfen, deren Gedeihen wir von der im Leben des Staates hoffentlich bald wiederkehrenden Ruhe und Einigung erwarten dürfen. Ich müßte mich sehr irren, oder es werden auch hier, wie in so vielen unserer öffentlichen Anstalten, vor Allem die Localitäts-Verhältnisse der dringlichsten Rücksicht bedürfen, weil nirgends ein Bau ohne Grund und Boden ausführbar ist. So manche Schwierigkeiten auch von finanzieller wie von Seite anderweitiger Ansprüche, nach mehrfachen Erfahrungen, sich diesen Bedürfnissen entgegenzustellen pflegen, so erkennt es doch das Ministerium als seine unabweisliche Pflicht an, die Ansprüche der Academie in dieser Beziehung aufs Entschiedenste zu unterstützen. Sie gehen, wie alle Rechte, aus einer Pflicht hervor. Hat nämlich die Academie die Pflicht, zu leisten, was sie als solche leisten *soll*, so fließt daraus das Recht, die Mittel anzusprechen, ohne die sie es nicht leisten *kann*. Uebrigens wird eine wieder aufblühende Kunst dem Staate beweisen, daß sie für ihn keine Verschwendung, sondern ein finanzieller Gewinn, ein zinsenreiches Capital ist."

„Seien Sie denn versichert, geehrte Herren, daß ich nichts unterlassen werde, was in meinem Wirkungskreise möglich sein wird, um auch *diesem* Zweige des Baumes der allgemeinen Bildung, der, wenn auch minder reich als die andern an nährenden Früchten, die schönste Blüthe der Cultur — und lassen Sie mich's immer eingestehn! die Lieblingsblüthe meines Herzens — trägt, die Freiheit der Entfaltung zu bewahren, ohne die er wie bisher kümmer-

lich verdorren und der Welt den Glauben an die Möglichkeit seines Wiederaufblühens rauben müßte! Nein! wenn irgendwo, so ist in Oesterreich, dem Lande naiver Anschauungsweise, gemüthlicher Wärme, tüchtiger Technik, wo noch der hohle Begriff den gesunden, frischen Naturſinn nicht verdrängt und überwältigt hat, der reine Boden gegeben, auf dem ſich die herrliche Pflanze dem Lichte zu bewegen kann, das ihr ſo lange verſagt war. Hier, wenn irgendwo, kann wieder eine Kunſt erblühen, die, lebendig, im Volke wurzelt, deren Keime wir ſorgſam hüten, und ihrem Entfalten freudig entgegenſehen wollen."

„Hoch die Kunſt und die Künſtler!"

Eine Stimme aus dem Volke.

Zum Verſtändniß für Viele *).

Licht und Frieden!

Die große Aufgabe der Zeit drängt und findet uns unentſchloſſen. Die Quelle der höchſten Güter: die Freiheit blitzt ſchon vor unſern Augen; unſere trockenen Lippen lechzen, endlich ihre Segnung zu genießen, — und wie dem alten Tantalus, verbirgt ſie ſich immer wieder dem ſehnſüchtigen Auge. Die Hemmungen, die ſich im

*) Dieſe Bemerkungen, Reſultate eines freundſchaftlichen Geſpräches, werden auf Verlangen (etwas verſpätet) veröffentlicht, und ſollen nicht den Kenner belehren, ſondern Mißverſtändniſſe minder Unterrichteter aufklären.

Großen der gerade fortschreitenden Entfaltung des constitutionellen Lebens in allen Staaten entgegenstellen, sind, bei der ungeheuren Erschütterung, die in demselben Augenblicke ganz Europa rüttelt und die äußeren Verhältnisse aller Staaten in's Schwanken bringt, Jedem bekannt und deutlich.

Es möchte aber nicht überflüssig sein, auf einzelne Dinge (und schienen es Kleinigkeiten!) aufmerksam zu machen, die einem ruhigen Beobachter der constitutionellen Entwicklungen in unserer nächsten Nähe als Hemmungen des Fortschrittes sich aufdringen. Es wird nicht zur unrechten Zeit und am unrechten Orte sein, die auffallendsten, die uns die tägliche Erfahrung vor's Auge bringt, zu bezeichnen, um vielleicht zu ihrer Beseitigung durch Mitwirkung intelligenter Kräfte beizutragen.

Die erste Bedingung zur Lösung einer Aufgabe ist ohne Zweifel die: daß man die Aufgabe verstehe. — Daß Oesterreich für die Aufgabe der freien Verfassung gereift sei, haben die Ereignisse bewiesen, hat die Nation und der Kaiser anerkannt. Hierüber kann im Ganzen weiter keine Rede sein. Allein nun geht es in's Detail; die Einzelstimmen für alle Einzelfragen werden in Berathungen und durch die befreite Presse laut, — und da kann es dem theilnehmenden Beobachter nicht verborgen bleiben, welche vielfachen und weitgreifenden Mißverständnisse, Nichtverständnisse, Irrthümer, Ungeübtheiten, — von eigentlichen, intentionirten Verwirrungen nicht zu reden, — bei uns leider noch den Fortschritt hindern. Mit tiefem Bedauern nimmt er wahr, mit welchem Leicht-

sinne, mit welcher Unkenntniß, mit welcher naiven Gläubigkeit, mit welcher bequemen Hingebung an das, was eben Mode scheint, ohne alle selbstständige Prüfung, auf der Einen Seite, mit welcher, oft unbewußten, oft bewußten (immer frevelhaften) Anmaßung auf der andern Seite, die heiligen Angelegenheiten des Volkes, der Freiheit, der Menschheit, behandelt werden; wie wenig noch ein großer Theil der Bevölkerung den ungeheuern Ernst der Sache fühlt, den Zusammenhang und die Folgen ihrer Erörterung begreift, oder auch nur zu begreifen sich Mühe gibt! — „Umstaltung der seit Jahrhunderten bestehenden Staatsform, von ihren ersten Grundlinien bis in die letzten, kleinen und kleinsten Verzweigungen, die alle noch für die in ihren Bezirken betheiligten Bürger von der größten Wichtigkeit sind, — diese Umstaltung nicht auf dem geduldigen Papiere, sondern in der ungeduldigen, lebendigen Wirklichkeit; nicht in den freien, schönen Regionen der Phantasie, sondern auf dem schon gegebenen, vielfach begrenzten, nicht immer nachgiebigen Boden des Vorhandenen" — so heißt die Aufgabe. Wer, der ihren Umfang und ihre Tiefe ermißt, der ehrlich auf sein Inneres zu blicken im Stande ist, — wer wagt es, sich ihr gewachsen zu erklären? Darum, — weil Keiner — berathen wir sie gemeinsam, damit Jeder das Wort beitrage, zu dem er befugt und berufen ist. Darum klopfe aber auch Jeder an seine Brust und prüfe sich, ehe er sein Wort ausspricht. Wer über so große, seit Jahrtausenden vielfach erwogene, noch nie völlig erledigte Fragen noch nicht gedacht, noch nicht gelesen, noch nichts erlebt

und erfahren hat; — entschließe sich, zu hören und zu lernen, bevor er ein rasches Wort abgibt, das, abgegeben, fort und fort wirken und nie mehr ungesprochen gemacht werden kann. In einer Kunstausstellung hört man wohl noch die Ausdrücke: „ich will mit meiner Ansicht nicht Maß geben, ich spreche meine Empfindung, meine unbefangene Meinung aus; von der Malerei verstehe ich nichts; das mögen Sachverständige entscheiden!" über Fragen aber, deren Beantwortung in den Folgen nicht so unschuldig sind, als Lob oder Tadel eines Bildes, — in Fragen, an denen die größten Denker und Gesetzgeber aller Zeiten und Völker, an denen Moses, Solon, Plato, Aristoteles, Montesquieu, Rousseau, Leibnitz, Spinoza, Kant, sich müde gedacht, wähnt der Ununterrichtetste sachverständig zu sein? über sie spricht ein jugendlich aufgeregter Sinn, ein pedantisch an alte Formen gewöhnter Verstand, in einem Augenblicke ab? Wo jene Männer Berge sich thürmen sahen, hüpfen Jünglinge lachend wie über leicht erstiegene Hügel hin; sie schiffen fröhlich,

„die lieben Heitern,
Und werden, wir gar nichts —
Zusammen scheitern!"

Das Erste, was Noth thut, ist: der Ernst, die Weihe, ohne welche eine dem Fortschritte genügende Belehrung über die großen Fragen des Staates nimmer möglich ist. Durchdringt Euch in einsamer Stille zuvörderst mit dem vollen ganzen Gedanken: Bestimmung der Menschheit, als Zweck! Vollendung des innern und äußern Lebens der Staaten, als Mittel! Wer im Stande ist, diesen Ge-

danken aus- und durchzudenken, kann der noch einen Rest von Leichtsinn, von Anmaßung, von Leidenschaft in sich oder in Andern dulden, die sich seiner Ausführung zu weihen gedenken? Fragt die Geschichte, welche Früchte den Völkern aus unreifen Schritten, aus Täuschungen und selbstsüchtigen Kämpfen erwachsen sind! was der Erfolg war, wo die Mode, die leichtfertige Tochter des Dünkels und der Nachahmung, die Schicksale der Völker lenkte! Ihr habt die Antwort vor den Augen, — und der Fluch Eurer Kinder und Kindeskinder, der Fluch der gesammten nachfolgenden Menschheit wird Euch treffen, wenn Ihr die Antwort überhört, — wenn Ihr, in verbrecherischem Leichtsinne selbst dem Despotismus unbegriffener Satzungen Euch überlaßt! Also vor Allem: Ernst, Weibe, Selbstdenken! ohne sie wird das große Werk nicht geschaffen.

Aber mit dem Ernst des Strebens allein ist's noch nicht gethan. Die Kenntniß der Sache gehört auch dazu. Und wie ist es im Allgemeinen bei uns damit bestellt? Verhehlen wir uns die Blößen nicht, wenn wir wünschen, daß sie nicht mit Lumpen, sondern mit Kleidern bedeckt werden! Forschen wir unbefangen in den verschiedenen Klassen und Kreisen der Gesellschaft herum, um zu erfahren, wie weit die Kenntnisse der Mehrzahl von den Angelegenheiten des Staates, von Freiheit, Recht, Verfassung, Vertretung, gediehen und verbreitet sind! Lesen wir selbst einen großen Theil der Verhandlungen über ähnliche Fragen in den öffentlichen Blättern, die doch jetzt die Hauptquelle sind und sein sollen, aus welcher die dürstende Menge für das dringende Bedürfniß des Au-

genblicks hastig die nöthige Belehrung schöpft, welche doch von Jenen ausgehen, die sich, Zeuge ihres Auftretens in diesem Sinne, dazu befähigt und berufen fühlen, das Volk über seine eigenen Leiden, seine Zustände, seine Hoffnungen und Pflichten zu belehren! Welchem Mangel an Kenntniß der allgemeinen Grundsätze, der geschichtlichen Sachlage, der örtlichen Verhältnisse, — selbst welchem irrigen und oberflächlichen Gebrauche der jetzt so überall wiederholten — und so selten verstandenen — politischen Ausdrücke, begegnen wir leider an allen Ecken und Enden! wie soll da ein Verständniß, wie eine gemeinsame Fortbildung zu Stande kommen? Wir hätten uns freilich viel Lesen und Reden und Streiten und Irren, — und was für unsere Zwecke jetzt am kostbarsten ist, — viel Zeit erspart, wenn wir uns früher, vor dem längst vorausgesehenen Eintritte der jetzigen europäischen Bewegung, ein wenig ernstlicher über so wichtige Fragen belehrt und berathen hätten; wenn wir jetzt wüßten, was für Antworten auf diese Fragen, schon längst andern Völkern, andern Zeiten ertheilt worden sind! es geht auch hier wie in der Literatur; wie viel Schlechtes und — was eigentlich noch schlechter ist, — Mittelmäßiges wäre uns erspart geblieben, wenn die, welche schrieben, früher gelesen hätten was Andere vor ihnen geschrieben haben! Nun ist es einmal, wie es ist — und es gilt, sich helfen, so gut es, mit den vorhandenen Mitteln, gehen will. Es gilt, den Schaden zum Klugwerden zu nützen; auch so ist der Gewinn noch immer nicht zu theuer bezahlt. Es gilt, den gesunden Menschenverstand fest zu bewahren, die An-

gen offen zu erhalten, ſich durch kein Geſchrei und kein Wortgeklingel irren zu laſſen, und jeder neuen Frage ruhig und ernſtlich auf den Grund zu gehen. Wie lange, — wenn dieſes Verfahren von der Mehrzahl geübt wird, — wie lange kann, bei der Gottlob! errungenen Oeffentlichkeit und Verantwortlichkeit für alles, was den Staat betrifft, der unüberlegende, thörichte Schreier, der zweideutig klügelnde Sophiſt hoffen, ſeine Wirkung fortzuüben? Ihre Deklamationen verhallen bald in dem Gedächtniſſe eines prüfenden und vergleichenden Publikums, und der Mann mit dem „wahren Worte" beſteht allein vor dem Gerichte der ruhigen Vernunft; er allein ſpendet aus dem Brunnen des klaren, reinen Waſſers nach dem die bitter getäuſchten Lippen lechzen. Geduld alſo und ſtille Beobachtung, bis dieſes Wort erſchallt und wir es freudig begrüßen! bis dahin aber — wie Viel, wie Großes könnten wir ſchon leiſten und fördern, auch ohne uns in Aufgaben zu miſchen, denen wir nicht gewachſen ſind, wenn wir — Jeder vom Bewußtſein der Geſammtaufgabe des Fortſchrittes durchdrungen, — in ſeinem, von ihm verſtandenen und gewohnten Kreiſe, in dieſem Sinne des Fortſchrittes zu denken, zu reden und wirken bemüht wären! wenn wir alleſammt gerade aus gingen, ſtatt nach der Rechten und Linken umzuſchweifen, — wo wären wir ſchon! wenn Jeder vor ſeiner Thüre kehrte, wie bald wäre die Straße gangbar! wenn aber Jeder überall kehrt, — welcher Staub! welche Beſen-Confuſion! Wenn der, welcher die Organiſation ſeiner Stelle überwachen und verbeſſern ſoll, auf die Wache ziehen muß, während ſein

untergeordnetes Personale, ſtatt zu arbeiten, Geſetze für andere Stellen beräth, wenn der Advokat den Prozeß des unglücklichen Clienten in der Lade liegen läßt und mit allem Feuer den der nordiſchen Staaten gegen einander plaidirt, — wenn der Knabe, ſtatt zu lernen, mit ſeinen Kameraden die Grundſätze, nach welchen ſie beide erzogen werden ſollen, debattirt, — wenn der Arzt ſich um die Stellung des Geiſtlichen, der Kaufmann, ſtatt um ſein Geſchäft, ſich um die Verhandlung über die Schickſale Deutſchlands bekümmert, — dann müſſen wohl die, welche dazu da ſind, die letzteren wirklich zu beſtimmen, Sicherheitsmaßregeln ergreifen, um beim Berathen der ſo vielfach verwickelten, feinen, von tauſend Fäden gewebten Verhältniſſe, deren Auflöſung die ruhigſte Stille, die ungetheilteſte Sammlung erforderte, wenigſtens ihres Lebens ſicher zu ſein!

Doch, bleiben wir nicht im Allgemeinen; nehmen wir gleich den erſten, oberſten, wichtigſten Begriff, — das große Lebenswort der Zeit, zum Beiſpiele für das Geklagte. — **Freiheit!** großes, heiliges Wort, in dem das Palladium unſerer Hoffnungen liegt, — wie Viele verſtehen, wie Viele ſprechen dich im wahren Sinne aus? wie Viele gibt es noch, die dich mit der **Willkür** verwechſeln, die dein entſchiedenes Gegentheil iſt! Wo Willkür herrſcht, da iſt keine Freiheit möglich; das ſollte doch Jeder begreifen, — denn wer iſt da frei, wo ihn die Willkür des Andern hindert? Wo Freiheit waltet, da darf keine Willkür geduldet werden; iſt denn das ſchwerer als das Vorige zu begreifen? oder fließt nicht vielmehr Gutes

notwendig aus dem Andern? und doch sieht, hört und liest man täglich, daß mit dem Schilde der Freiheit am Arme, Jeder seine Herrschaft erweitern zu dürfen glaubt! Freiheit Aller ist eben das Prinzip, welches die scheinbare Freiheit des Einzelnen beschränkt; Keiner kann völlig frei sein, wenn es auch der Andere sein soll. Und wer bestimmt nun das Maß dieser wechselseitigen Beschränkung? Das Gesetz — vor welchem alle Menschen, alle Bürger gleich sind. Und wer *gibt* dieses Gesetz? Es muß von Allen, mit Zustimmung eines Jeden, gegeben werden, wenn es für Alle gelten, wenn die Freiheit dabei bestehen soll. Freiheit ist also nichts anderes als ein Zwang, den sich der Einzelne, für das Ganze, selbst auferlegt; Freiheit ist Entsagung, ist selbst beschlossener Gehorsam. Im Gesetze liegt die Freiheit, und nur aus der Freiheit kann ein Gesetz Giltigkeit erhalten. Aber wie soll nun das Gesetz faktisch entstehen, wenn Jeder seine Zustimmung dazu gegeben haben soll? In einem freien Staate dadurch, daß die Bürger zusammentreten und, mit dem Entschlusse, es sich gemeinsam aufzuerlegen, es ausarbeiten, da ihrer aber, um das praktisch auszuführen, zu Viele sind, so wählen sie — wieder mit Freiheit — so Viele aus sich, daß die Ausführung möglich ist. Sie übertragen, durch die Wahl, ihre eigene Freiheit, mit völligem Vertrauen, auf diese ihre Vertreter. Diese beschließen, als ob Jene es beschlossen hätten, das Gesetz. Ist es sodann gegeben, so hat es Jeder mitgegeben, und Jeder muß sich ihm nun, ganz gleich, wie der Andere, unterwerfen. Das Recht, das der Andere, gleich mir, am

Geſetze hat, legt mir, gleich ihm, die Pflicht auf, es unangetaſtet zu laſſen. „Was du willſt, daß dir geſchehe, das thue auch Andern, und was du nicht willſt, daß dir geſchehe, erweiſe auch Andern nicht.“ Dies große Wort findet ſich gleich paſſend im Evangelium und in dem Geſetzbuche der franzöſiſchen Republik von 1795 (Dec. 2). Jedes Recht ſetzt eine Pflicht voraus und erzeugt ſie; denn das Recht kann nur aus den Pflichten abgeleitet werden. Nur der Menſch allein von den uns bekannten Geſchöpfen hat ein Recht, weil nur Er eine Pflicht hat; weil nur Er allein ſagen kann: ich habe dieſe oder jene Aufgabe zu erfüllen (Pflicht), — Das kann ich aber nur, wenn mir dieſes oder jenes geſtattet iſt (Recht); legt Ihr mir alſo jene Pflicht auf, ſo fordere ich dazu dieſes Recht. Das Recht alſo, wo es gegeben und ausgeſprochen iſt, weiſt immer wieder auf eine Pflicht zurück. Die Freiheit, je umfaſſender ſie iſt, deſto mehrere Rechte ſchließt ſie in ſich; ſie legt alſo auch eben deßhalb einen größeren Inbegriff von Pflichten auf. Das iſt, was ſo Vielen ein verſchloſſenes Buch geblieben iſt, — was noch ſo Wenige begreifen! Sie nennen die Freiheit, und meinen dabei im Herzen (oft ohne es zu wiſſen) die Herrſchaft, die ihre nämlich, — nicht die der Andern! Anders meint es die Vorſehung, deren Stimme in der Geſchichte der Gegenwart ſich dem Denkenden unüberhörbar ausſpricht: nicht Erweiterung von Einzel-Intereſſen, ſondern Aufopferung derſelben an das Geſammt-Intereſſe des Ganzen, — das iſt Freiheit, das höchſte der irdiſchen Güter; das iſt die Miſſion der Völker, das unverrückbare Ziel

ihrer gemeinsamen Bewegung. Der Einzelne muß sich der Gemeinde, diese dem Staate, dieser der Menschheit allmälig anschließen und aufopfern lernen. Das ist der Weg, auf dem die sichtbare Hand einer höhern Leitung unser Geschlecht zu seiner Vollendung führt: wir werden und müssen ihn gehen, ob wir wollen oder nicht: ist es da nicht klüger — wir wollen? ja wir müssen wollen, wenn wir es recht bedenken, — und das ist die eigentliche und unbesiegbare Freiheit.

Faßt man so den Begriff der Freiheit geläutert auf, — nicht in selbstischem Bezug auf das liebe Ich, sondern auf das Ganze, so lösen sich plötzlich vor dem gereinigten Auge auch andere grobe Mißverständnisse. Es liegt ja schon in diesem Begriff, daß Ansichten jeder Art, auch wenn sie nicht die unsern sind, sich ungehindert äußern dürfen; es liegt sogar im Zwecke einer sich erst gestaltenden Gesetzgebung, daß sie sich äußern mögen, damit wechselseitige Controlle statt finde, damit jedes angesprochene Recht seine Berührung mit dem übrigen finde und erkenne. Dazu ist der große Grundsatz der Oeffentlichkeit ausgesprochen, — die eigentliche Bürgschaft der Freiheit. Darin liegt auch die ursprüngliche Bedeutung des Zweikammersystems, besonders in den Epochen der Uebergänge von der monarchischen auf die repräsentative Verfassung, — wo es sich noch darum handelt, die allseitigen Rechte zu kennen und zu achten, um das Maß der Freiheit festzustellen; wo es Noth thut, den Boden zu kennen, auf welchem nun gebaut werden soll, die vorigen Architekten ihre Bauriße und Ueberschläge vorweisen zu lassen und

von ihnen in die verſteckten, nur ihnen bekannten Winkel und Erker geführt zu werden; wo es Noth thut, der Vergangenheit Rechenſchaft abzufragen, um der Zukunft, die an die Thüre klopft, antworten zu können; wo es Noth thut, dem alten Michel das Maß zu nehmen, da dieſelbe neue Jacke nicht auf alle Michel paßt. Es muß alſo vor Allem — Freiheit als Grundſatz aufgeſtellt, Freiheit geſucht, Freiheit gewährt werden. Frei muß Jeder erklären dürfen, auf welchem Wege er die Freiheit ſuche und zu finden hoffe, — welches Geſetz ſie am ſicherſten verbürge; bei welchem Kammerſyſtem, bei welcher Wahlordnung ſie beſſer gewahrt und gefördert ſei. Wer darf ſich anmaßen, über dieſe Frage, vor der freien Berathung, diktatoriſch zu entſcheiden? oder etwa gar den, der eine andere, ſelbſtſtändige Anſicht hat, eines Verbrechens zu beſchuldigen? und doch hat gerade das Mißverſtehen dieſes Verhältniſſes eine Verwirrung erzeugt, die ſchon zu den traurigſten Folgen geführt hat: Reaction iſt das Schreckwort, welches die Freunde der Bewegung, die Freunde der geſetzlichen Ordnung mit jener Unſicherheit erfüllt, die das ſicherſte Hemmungsmittel ihres Wirkens iſt. Reaction iſt Gegenwirkung; in Bezug auf Freiheit: jedes ihrer Entwicklung hemmend entgegentretende Beſtreben. Nichts aber hemmt dieſe Entwicklung entſchiedener und gefährlicher, ja droht ihr ſo nahe den Untergang, als das voreilige Geſetzgeben oder gar Vollziehen, ehe noch der geſetzgebende Körper ſeine Miſſion vollendet hat, ja ehe er ſelbſt gebildet iſt; als das wechſelſeitige Mißtrauen, welches die wechſelſeitige Einigung hemmt, welches die Re-

action erzeugt, weil es sie voraussetzt; als die Einmischung der Incompetenz in Fragen, die sie wohl zu verwirren, aber nicht zu beantworten im Stande ist; das sind Reactionen der schlimmsten Art; schlimmer als die gefürchteten, weil sie nicht als solche, weil sie mit der Larve der Freiheit auftreten. Reaction, als solche unabsichtlich, aber desto gefährlicher (verhüte Gott, daß sie manchmal absichtlich sei!) ist jeder Umtrieb, bei Wahlen, bei Petitionen u. s. w., der irgend das Constituiren verhindert oder doch verzögert und erschwert. Er ist an und für sich Reaction, und führt oft obendrein noch zu jener, die man unmittelbar so nennt, — da er das noch anarchisch schwankende, geängstete Volk gleichsam zwingt, zur Regierung zurückzuflüchten, um Ruhe und Sicherheit, sei es um welchen Preis! — zu erkaufen. So wirken Mißverständnisse, die der leichtsinnige Gebrauch eines Wortes erzeugt! Ein gleiches Mißverständniß, durch gleich irrigen Wortgebrauch, hat uns nicht wenig Verwirrung, ja Schreck verursacht. Wie oft mußten wir von „republikanischen Tendenzen" in einem Tone lesen und sprechen hören, als ob sie Künste der Hölle wären! nun haben wir aber seit früher Jugend nie von republikanischen Lastern, wohl aber sehr oft von republikanischen Tugenden gehört; — die Gerechtigkeit eines Aristides, die Strenge eines Cato, die Selbstverläugnung eines Brutus, der heroische Gehorsam eines Regulus, der Heldenmuth eines Sidney, Washington, Bolivar, die Menschenliebe eines Franklin, — wären das die teuflischen Gespenster, vor denen man uns so angstvoll warnt? ist nicht gerade Gemeingeist und feste,

unerschütterliche Treue gegen das Gesetz, das Charakteristische dieser republikanischen Tugend? wo steckt also hier der Irrthum? in der Verwechslung der Ausdrücke: Republik und Demokratie.

Republik (res publica) heißt ursprünglich und eigentlich nichts anderes als: ein Gemeinwesen, d. i. die rechte Norm, nach welcher Menschen mit Freiheit unter Einem Gesetze sich verbinden. Es gibt nämlich dreierlei Zustände, in welchen Gesammtheiten existiren können; von irgend einer Gewalt unterjocht: Despotismus; ohne alle bindende Gewalt: Anarchie; gebunden durch die Gewalt eines selbstbeschlossenen Gesetzes: Republik. Nun kann eigentlich nur der letzte dieser Zustände eine Verfassung genannt werden. Allein es gibt auch drei Regierungs-Formen, welche man mit der Verfassung nicht vermischen sollte. Es regiert nämlich entweder Einer: Monarchie; oder Mehrere: Aristokratie; oder Alle: Demokratie. Republik ist das Prinzip, die Sache; die drei Regierungsformen sind eben Formen, sie zu verwirklichen.

Es frägt sich also: welche Form ist zu einer gegebenen Zeit für ein gegebenes Volk die geeignetste, sich dem Prinzipe zu nähern? Man sieht, daß die letztere Form (wie schon Kant bewiesen hat), die Demokratie, zunächst Despotismus ist, da sie die Herrschaft Aller über Einen, (nämlich Jeden) darstellt, während die Monarchie und Aristokratie einen Uebergang zur Republik offen lassen; dieser Uebergang ist: Repräsentation (Constitution). Wo keine Repräsentation ist, ist eigentlich keine Verfassung. In den erwähnten drei Formen des Herrschens an sich

iſt keine Repräſentation; wer darin herrſcht, herrſcht in ſeinem Namen; nur bei der Republik wird eine ausübende Gewalt im Namen des Volkes, durch Repräſentation, concentrirt. Dieſe einzige wahrhaft freie, weil zugleich wahrhaft geſetzliche, Form des Staates wird offenbar bei jener Regierungsart am leichteſten zu verwirklichen ſein, wo die Perſonen-Zahl der Herrſchergewalt am geringſten, die der Repräſentation am größten iſt, — alſo in der Monarchie. Die Monarchie alſo, mit Repräſentation, d. i. die conſtitutionelle Monarchie, iſt ohne Zweifel die republikaniſcheſte Regierungsform. Streng genommen iſt ſie die einzige wirkliche Staatsform; — unbedingt nothwendig, damit überhaupt eine Regierung rechtlich beſtehe; denn wenn ſich jeder Bürger ſelbſt betheiligte, ſo gäbe es eben keinen Staat mehr; jeder aber wird durch die Repräſentation vertreten, damit eine Form des Staates möglich werde. Der Staat iſt ja nichts anderes als der Anſchluß einer Menge von Einzelnen zu einem Ganzen, mittelſt freier Unterordnung unter eine bevollmächtigte Concentration und Vertrauen zu einer ausübenden Gewalt. Regierung jedes Einzelnen durch ſich ſelbſt iſt — auf der niedrigſten Stufe — Anarchie: — auf der höchſten — Ideal; ein Ideal, vor welchem ſelbſt der Begriff von Staaten verſchwindet und die reine verklärte Menſchheit ſich ſelbſt wieder gegeben würde. Noch ſind wir wohl — der Anarchie ein wenig näher, als dem Ideale; aber laſſen wir es uns immerhin in glücklichen Augenblicken vorſchweben, wie der Chiliaſt ſein tauſendjähriges Reich; — und arbeiten wir gläubig darauf hin, ſeine Möglichkeit

annäherungsweise zu bewahrheiten. Der Uebergang aus der völligen Gebundenheit in die völlige Freiheit iſt vielleicht das Problem der ganzen Exiſtenz der Völker und Staaten, wie der Weg zur ſittlichen Vollendung das Problem für das ganze Leben des einzelnen Menſchen. Keiner, der Staat, wie der Menſch, erreicht wohl das herrliche Ziel, das ihm vorſchwebt, — aber in der Annäherung liegt ſeine Beſtimmung, liegt ſein Glück. Es kommt dabei nur immer auf die Stufe der Entwicklung an, auf welcher, der Menſch wie der Staat, ſich eben befindet: was für ſie eben die Aufgabe und das Geſetz iſt. Für den Staat, auf der Stufe der jetzigen Entwicklung, haben es alle Völker mit unüberhörbarer Stimme ausgeſprochen, iſt die Aufgabe: der Uebergang in die conſtitutionell-monarchiſche Form, überall wo die abſolut-monarchiſche gewaltet hat und ihre Unzulänglichkeit zum klaren Bewußtſein der Völker gelangt iſt. An dieſer Uebergangsaufgabe laßt uns feſthalten, und keine Schreckgeſpenſter von Worten fürchten, die man nicht verſteht!

Eine ähnliche Verwirrung hat uns das Wort „Nationalität“ bereitet. Mit welcher Hitze iſt es bekämpft und vertheidigt worden, und welche Trophäen haben uns dieſe traurigen Gefechte gebracht! Sind wir, nach Jahrhunderten der Civiliſation, noch nicht ſo weit, zu wiſſen, wo Nationalität anfängt, wo ſie aufhört? wie weit das Feſthalten an ihr Tugend und wann es Bornirtheit iſt? hat Herder umſonſt gelebt? Als Einzelweſen beginnt der Menſch zu leben; hier ſchon wird ſein natürlicher Egoismus durch den Naturverband mit ſeiner Familie erweitert;

tritt er in's Leben hinaus, so erweitert sich die Familie zur Gemeinde; die Gemeinden finden ihr wechselseitiges Interesse im Anschlusse; es entstehen kleinere, — allmälich, durch Verschmelzung zur Vermehrung ihrer Kraft, größere — Staaten. Der Gesichtskreis des Menschen wird erweitert; was ihm einst das väterliche Haus war, ist ihm nun das Vaterland; ja, er steht nicht an, wenn es dieses verlangt, jenes aufzuopfern. Und ist er nun am Ziele seiner menschlichen Vervollkommnung? soll ihm das Vaterland höher als die Menschheit, die aus allen Vaterländern unserer Brüder zusammengesetzt ist, — soll ihm seine Provinz höher gelten, als selbst das Vaterland, dem sie sich anschloß, durch das sie allein Kraft hat zu bestehen? Soll die Hoffnung, die Zuversicht auf eine vollendete Menschheit ein schaler Traum gutmüthiger Philosophen gewesen sein? soll es nicht die Bestimmung unseres Geschlechtes sein, sich aus Elternliebe zur Genossen-Freundschaft, aus dieser zum Gemeingeist, aus diesem zum Patriotismus, aus diesem zum Weltbürgerthum zu entwickeln, zu erheben? Nein, diese Bestimmung ist kein Traum, — wenn nicht die Menschheit selbst eine Lüge, unser innerstes Gefühl und Bedürfniß ein jammervoller Hohn sein soll! — Man hat auch hier wieder „Eigenthümlichkeit" mit „Geschiedenheit" verwechselt. Eigenthümlichkeit kann recht gut mit Vereinigung bestehen, ja sie findet gerade nur in dieser ihren Hort, um sich neben dem Stärkern, durch Anschluß, als solche zu erhalten, während sie durch Absonderung alle andern Eigenthümlichkeiten gegen sich auffordern und den mächtigern unterliegen müßte. Ge-

ſchiedenheit iſt das traurig verneinende Princip, welches in der Natur, im menſchlichen Körper, in der Geſellſchaft, allem harmoniſchen Fortſchritt widerſtrebt, und, indem es das ihm Fremde nicht gelten läßt, auch auf eigene Geltung kein Recht anſprechen kann. Das Problem iſt hier wieder: Für jede Zeit, für jedes Volk, für jeden Staat das durch geſchichtliche und ethnologiſche Zuſtände gegebene oder wünſchenswerthe Verhältniß zwiſchen Bewahrung der Eigenthümlichkeit und Anſchluß an ein größeres Ganzes zu finden, und ſo wie bei den Verfaſſungs-Formen die Geſammt-Entwicklung durch die geeigneten Uebergänge zu fördern. Da wo die Ungleichheiten der Sprache, Religion, Verfaſſung u. ſ. w. zu groß ſind, werden alle Verſuche einer Verſchmelzung das Gegentheil bewirken; möglichſte Annäherung der Provinzen wie der Staaten durch Handel, Wiſſenſchaft und allgemeine Bildung, wird ſie allmälich ſich einander kennen lehren und in dem gemeinſchaftlichen Intereſſe aller, ſicherer als jeder Zwang, wodurch das Runde viereckig werden ſoll, vereinen und läutern.

Ein Uebelſtand, der auch bereits manche Unzukömmlichkeit zu Folge hatte, und im Grunde auch auf einer irrigen Auffaſſung beruht, kommt nebſt manchen ähnlichen bei den uns noch neuen Wahlen vor. Eine Wahlordnung, — dasjenige, was als die ſchwerſte Aufgabe des conſtitutionellen Lebens mit Recht gilt, — an der eigentlich noch alle bisherigen Verſuche der ſich conſtituirenden Staaten geſcheitert ſind, — läßt ſich nicht improviſiren.

Was immer zu vertreten sei — wir haben in der Geschichte unserer Vergangenheit keine Anhaltspuncte zur Beurtheilung von Persönlichkeiten. Wir glauben sie suchen zu müssen und schlagen dazu die verschiedensten Wege ein. Man denke hier immer für den einzelnen Fall, *was* repräsentirt, was berathen werden soll. Rechtlichkeit des Charakters ist freilich für *alle* Repräsentation die unerläßliche Grundbedingung. Denn auf Vertrauen beruht ja eben das repräsentative System. Intelligenz und positive Ausbildung wird aber auch nirgends zu entbehren sein, wenn man nicht massenhaft geleitete Abstimmungen, sondern Berathungen und reife Schlüsse haben will. So hätte man z. B. bei der Wahl für die Geschworenen zum Preßgericht wohl überall erwägen sollen, daß man zur Beurtheilung dieser Art von Vergehen geringstens im Lesen geübt sein müsse. Liberale Gesinnung muß in einem Staate, der seinen Befreiungsprozeß eben feiert, eben so gewiß begehrt werden — besonders für die constituirenden Berathungen — wenn das Werk gedeihen soll. Also diese drei Dinge: Rechtlichkeit, Bildung, Freisinnigkeit, — können wir nicht entbehren, und *sie* machen den Freibrief zum Volksvertreter aus. Das Rednertalent, eine ganz hübsche Zugabe, wie die Muscatblüte zur Suppe, wollen wir schon nicht zu hoch anschlagen, — denn es muß und wird (wie wir hoffen, gerade in Oesterreich, der Heimat des gesunden populären Verstandes, am frühesten) die Zeit erscheinen, wo man, ungetäuscht von Effecten und Affecten, das einfache Wort der Wahrheit im schlichten und knappen Gewande erkennen und den Purpurfalten vorzie-

ben wird. Wir bleiben alſo bei unſerem einfachen Programme, und wenn wir Mitbürger finden und kennen, die ihm entſprechen, ſo ſchenken wir ihnen unſer Vertrauen, d. h. wir geben ihnen eine unbedingte Vollmacht, für deren Gebrauch wir ſie vor Gott, Welt und ſich ſelbſt verantwortlich machen. Was hat man aber bei uns alles verſucht, um im Vertrauen — ſicherer zu gehen! man hat candidiren laſſen, den Candidaten Programme mit ſpeciellen Artikeln vorgelegt, zu denen ſie ſich bekennen ſollten, eine Credo von ihnen über beliebige Puncte verlangt, — ja, wie ich es ſelbſt mit anhörte, ſie einer Art katechetiſcher Prüfung unterzogen, wobei man ihnen von mancherlei Seiten her ſchwierige noch unentſchiedene Fragen zur Beantwortung aufwarf, und ſie ſo, — um die Mehrheit der Stimmen für ſich zu erlangen, was ſie nun einmal als Candidaten wünſchten, — zu Antworten nöthigte, welche einer mehrfachen Deutung fähig waren! Iſt das Freiheit der Anſichten? ſo erzieht man Diplomaten, aber nicht Volksvertreter. Inſtructionen gibt man Polizeibeamten, aber nicht Bürgern, die nach freiem Gewiſſen ihr Wort zum Beſten ihres Vaterlandes abgeben ſollen. Man hat ſie gewählt, weil man ihnen vertraut; man wähle ſie nicht, wenn man ihre Geſinnung bezweifelt, wenn man keinen Grund hat, ihnen zu vertrauen. Die Geſchichte wird über ſie richten. Perſönliche Bekanntſchaft oder die öffentliche Meinung ſind die einzig möglichen Anhaltspuncte — Rechtſchaffenheit die einzig ſichere Grundlage. Glaubt man, daß ſie durch eine Verſicherung des Candidaten, die er öffentlich abgibt, verbürgt ſei? Man wird ſich alſo

vorläufig — bis ſich die Kräfte und Tendenzen durch die That gezeigt haben — wohl an die allgemein menſchlichen Kennzeichen halten müſſen. Und da gibt es ein paar ſehr brauchbare, am Prüfſtein des Lebens bewährte. Wer überhaupt, ſei es für oder wider was es wolle, mit Leidenſchaft ſpricht, hat ſchon die Vorausſetzung des Kenners gegen ſich — wer mit Ruhe, hat ſie für ſich; Wärme für die gute Sache iſt nicht Leidenſchaft, — im Gegentheil, ſie wird den, der ſie fühlt, am gewiſſeſten zur Selbſtbeherrſchung bringen, weil ihm die Sache heilig iſt, und er die ganze Größe der Gefahr des Augenblicks empfindet, in welchem er ſich hinreißen laſſen könnte. Wer überhaupt, gelte es dies oder jenes, mit beſtändigem Tadel, ja gerne mit Spott und roher Verachtung ſpricht — hat nicht nur die Vorausſetzung, hat ſchon das Urtheil des Menſchenkenners gegen ſich; anerkennen und achten iſt das nie fehlende Attribut des achtungswerthen, des verſtändigen Mannes; das Verfehlte tadeln fordert nur Mißtrauen, Anmaßung und oberflächlichen Blick, das Gute erkennen verlangt ein gründliches Eingeben und einen gereinigten Willen. Wer ſich überall vordrängt, wer Alles verſpricht, ſich in Alles mengt, — hat die Vorausſetzung gegen ſich; denn wer die Wichtigkeit ſeiner Miſſion erkennt und fühlt, wird beſcheiden ſeine Kräfte wägen, wird nicht mehr zuſagen als er hoffen kann, und nicht mehr hoffen als er vermag, wird ſeinen Kreis ausmeſſen und ſich glücklich preiſen, wenigſtens dieſen, ſei er auch klein, nach Maß auszufüllen. Nach ſolchen Merkmalen forſcht, nach ihren Ergebniſſen wählt, — und noch

Eins: verwechſelt nicht Geſinnung und Anſicht. Geſinnung iſt's, auf die es ankommt, die zum Charakter eines Menſchen gehört und bleibend ſein muß; Anſicht iſt Beſitz, der erworben und gewechſelt werden kann; ſie gehört zur Meinung eines Menſchen und kann, nach den Verhältniſſen ſich ändern, nicht nur unbeſchadet dem Charakter, ſondern ſie muß oft geändert werden, um nicht die Geſinnung preisgeben zu müſſen. Folgerichtigkeit in der Geſinnung iſt unerläßlich, denn in ihr beſteht eben der Charakter; Charakter in den Anſichten zeigen zu wollen, iſt der Beweis kleinlicher Beſchränktheit; denn wie ſoll die Wahrheit gefunden werden, wenn der Irrthum nicht anerkannt wird?...

So viel von den zu Wählenden! über das hinaus laßt ihnen Freiheit, Freiheit wie Ihr ſie ſelber wollt. Aber nicht nur ſie, auch Ihr müßt frei bleiben bei Eurer Wahl; nicht nur die Wahl, auch das Wahlprincip muß ein freies bleiben. Und warum ſoll es nicht? entweder hat der Wähler eine Richtung im Auge, in der nun einmal ihm das Heil des Vaterlandes zu liegen ſcheint, — gut! ſo wähle er den, der ſich — mit oder ohne Programm — auch dazu bekennt; oder er hat keine, und wünſcht nur vom Herzen, daß, auf irgend einem Wege, eine gefunden werde, — glaubt, daß es zweckmäßig ſei, mehrere Wege einzuſchlagen, die Sache von mehreren Seiten zu beleuchten, auch gut! ſo laßt ihn nach ſeinem Belieben aus verſchiedenen Farben wählen! vielleicht geht eben aus dem Conflicte der Kräfte die Wahrheit am reinſten, am bleibendſten hervor. Alſo nochmals: Freiheit der Wähler, Freiheit der Gewählten, Freiheit der Wahl!

Ein weiteres Haupt-Erforderniß, das wir noch zu häufig vermiſſen, iſt: ein geregeltes parlamentariſches Verfahren. Geht nach England! lernt dort in den Clubbs und Meetings, bis auf die ſpielendſten herab, wie man Beſprechungen organiſirt. Kaum ſind auch nur ihrer zehn Leute beiſammen und wollen debattiren, ſo iſt auch ſchon ein Vorſitzer, ein Ordner und ein Schriftführer gemacht, eine Glocke bei der Hand, ein Protocoll aufgenommen, Seſſel geſtellt, — die Sache geht nach der Schnur, und Niemand zweifelt, daß es ſo ſein muß, — ſo wenig als der Rechner am Einmal Eins. Nenne das Niemand Pedanterie! Dieſe Form iſt ſo wichtig als das Weſen, weil das Weſen in ihr involvirt iſt, und ſich aus ihr entwickelt. Das Rechnen iſt nicht die Aufgabe, aber durch das Rechnen wird die Rechnungsaufgabe gelöst. Und vollends in Epochen des conſtitutionellen Werdens, des Uebergangs in den neuen Zuſtand, wie bei uns, iſt gerade dieſer der wichtigſte Punct: denn er iſt — das Geſetz vor dem Geſetze. Und worin liegt denn das Gefährliche des Uebergangs bei Revolutionen, als eben in dem Mangel eines Geſetzes vor dem Geſetze? in dieſer, wenn noch ſo kurzen, doch kaum zu vermeidenden proviſoriſchen Anarchie, auf deren Gefahr, auf deren Ungeſetzlichkeit der abſolute Conſervativismus, die lauernde Reaction, ſeine ermahnenden Beſorgniſſe, ihre heuchleriſchen Warnungen zu begründen wiſſen?

Belehrung des Volkes über die ihm neuen Zuſtände und Begriffe iſt ein weiterer, vielleicht eben ſo wichtiger Punct. Es geſchieht bei uns viel für ſie; ob aber im

rechten Sinne und Tone? wimmelt es nicht in allen zu diesem Zwecke bestimmten Schriften von Unklarheit, Irrthümern, falschen Verlockungen? bediene man sich doch, zumal in Volksschriften, schlichter deutscher Ausdrücke, wenn man die fremden entbehren kann, welche ein großer Theil der Leser nicht versteht, mißdeutet, mißbraucht, und wodurch dann, mehr als man glaubt, Verwirrung in den Begriffen, Hader und Zweifel in den Meinungen und alle traurigen Folgen derselben veranlaßt werden. Wozu fremde Worte, wo deutsche vorhanden sind? wozu vornehm klingende Phrasen, wo der einfache Ausdruck klarer spricht? wozu Redeworte und Redensarten, welche nur das Selbstdenken abgewöhnen, Dünkel einflößen, die Nachahmung allgemein machen, und den Wahn erzeugen, man habe etwas gesagt, wo man nichts gesagt hat, — man sei mit der Zeit im Einklange, wo man nur der Affe von Affen ist? Die „Proletarier und das Proletariat" haben eine Wichtigkeit erlangt, die für die Regierungen und Gemeinden — weiß Gott! — ernsthaft genug geworden ist, und welche die „Taglöhner und die Armuth" schwerlich je erreicht hätten; der „Census" hat vielleicht die Gespräche über die Wahlanordnungen mehr verwickelt und verwirrt, als es die einfache „Abschätzung" gethan hätte; auf eine „breite Basis," die wir alle Tage zu lesen und zu hören bekamen, läßt sich freilich viel bauen, Kraut und Rüben, Rosen und Disteln; besser wär's wohl, man sagte uns lieber gleich, welche Basis wir brauchen, ich dächte, die der „größtmöglichen gesetzlichen Freiheit;" „Intelligenz und Besitz" sind vortreffliche Dinge und sehr

ſchön klingende Ausdrücke, wenn man nur deutlich wüßte, wo ſie anfangen und aufhören: ob die Intelligenz vor oder nach dem Reichthum? „Die pyramidale Form des Staats“ wird wohl nichts anders bedeuten, als daß die Grundfläche der Geſammtheit, der Möglichkeit einer Geſetzgebung und Vollſtreckung wegen, ſich in immer ausgewähltere Kreiſe und zuletzt in einen Ausgangspunkt des Vollzuges vereinigen müſſe, — eine Form, die auch ohne plaſtiſche Darſtellung ſich wohl für alle wahre Verfaſſung von ſelbſt verſtehen dürfte; der ewig und in allen Sphären wiederholte „Zopf“ fängt, Gott ſei Dank, ſchon ſelbſt an, zum Zopf zu werden, und wird denn hoffentlich mit andern derlei Modworten, deren Verkehr ſo wohlfeil aber auch ſo Cours herabſetzend iſt, als Wort und Sache bald gänzlich verſchwinden und wie er es verdient, vergeſſen ſein! Ich habe nur ein paar ſolcher Wort-Beiſpiele angeführt, die der tägliche Verkehr gerade aufdrängt; möge man ſie vervollſtändigen, abſchaffen und ſich eines ehrlichen, ſchlichten und offenen Deutſch bedienen!

Noch ein Hauptübel, an welchem wir gelitten haben, aber Gottlob, wenn nicht die Zeichen trügen, bereits weniger leiden werden, je mehr wir auf dem Wege der Oeffentlichkeit uns kennen und verſtehen lernen, — ein Uebel, welches uns ſchon ſo oft zur Laſt gelegt wurde, daß ich es nur erwähne, um es nicht unterlaſſen zu haben, mit den Stimmen aller Gutgeſinnten die meine zu vereinen; — ich brauche es kaum zu nennen, das von Allen, die es ehrlich meinen, verabſcheute, getadelte Mi-

trauen, den Mangel an Gemeingeiſt und Offenheit! Vertrauen iſt das kennzeichnende Merkmal der Guten, das einzige Mittel, das Schlechte zu beſiegen, es ganz eigentlich durch Verneinung zu vernichten. Mißtrauen iſt ein Zeichen der Feigheit oder Beſchränktheit. Muth und freies Bewußtſein ſtellen ſich offen dem offenen Gegner ins Antlitz; einen verſteckten kennen ſie gar nicht, ſetzen ihn nicht als möglich voraus; wollen nichts von ihm wiſſen; wozu auch, in einem freien Staate, wo Jeder hintreten und ſagen darf: ſo denke ich! das will ich!? Wie lächerlich, wenn es auf dieſer Seite ewig von Ohr zu Ohr liſpelt: „Wühlerei! Aufwieglung!“ auf jener eben ſo wichtigthuend: „Reaction!“ wem fielen da nicht die beiden Weiber der Fabel ein, die, im Hohlwege nächtlich ſich begegnend, ſich gegenſeitig mit den Laternen für Geſpenſter hielten, und zitternd die ganze Nacht durch ſtehen blieben, bis der Tag ſie als das, was ſie waren, als alte Weiber darſtellte? Alſo offen mit der Sprache heraus! aber auch nicht Jeden, der nicht A oder Z ſagt, mit dem beliebten farbloſen Ausdruck der „Farbloſigkeit“ bezeichnet und mit Mißtrauen angeſehen! Es gibt auch noch Buchſtaben B, C, D, E u. ſ. w. in hübſcher Zahl, und es wurde ſchon früher in Erinnerung gebracht, daß die liberale Geſinnung Raum genug habe für die verſchiedenſt nüancirten Anſichten, — daß Freiheit im Staate auch Freiheit der Meinungen in ſich faſſen, ja achten und beſchützen müſſe! — Vertrauen ſchließt — im Vorbeigehen geſagt — zur großen Förderung des „Vorwärts“ auch die Bevollmächtigung tüchtiger Männer in ſich, denen man

als vorzugsweiſe Berufenen, gewiſſe Miſſionen anvertraut. Wie oft habe ich die beſten Pläne in einzelnen Angelegenheiten ſcheitern, die ſchönſten beſonders ſchriftlichen Entwürfe verderben geſehen, — weil man ſie, vor lauter Sorgfalt, daß nur ja Jeder ſeinen Text dazu gebe, in vollen Verſammlungen berieth und wieder berieth, und entweder verwarf oder ſo zerzauſte und zerwühlte, daß ſie nicht mehr waren, was ſie ſein ſollten, oder die Zeit verſäumte, in der ſie noch wirken konnten! verſammelt man, wenn es einen Schlachtplan gilt, zwanzig Feldherren, um ihn zu entwerfen? läßt man, um ein Trauerſpiel hervorzubringen, zwanzig Dichter zuſammentreten? um ein Gebäude aufzuführen, zwanzig Baumeiſter den Plan machen? kann eine Stimmenmehrheit jemals über ein organiſch gedachtes und gegliedertes Werk entſcheiden? was für Werke würden da das Licht der Welt erblicken! alſo auch hierin Vertrauen und Vollmacht! wer eine Sache verſteht, der ſei nicht gehindert, er ſei gefördert, zum Wohle des Ganzen zu wirken!

Ueberhaupt aber: wirken und nicht reden! das ſei die Schlußmahnung, die wir den Andern — und uns ſelbſt zurufen wollen! getadelt iſt leicht und bald, und entmuthigt und reizt, ſtatt zu fördern; was jetzt zu thun iſt, auf meinem Platze zu thun iſt, — um das handelt es ſich, auf das kommt es an! Schweigen und Handeln — bezeichnet den Mann, Schwatzen und Zweifeln den Schwächling, das Weib. Männer aber bedarf die Zeit. Jeder mahnt den Andern an ſeine Pflicht, — ich eben jetzt gleichfalls; und wer thut die ſeine? Freilich, ſich reden

hören, darüber noch das Lob einernten, ſich patriotiſch betheiligt zu haben, iſt behaglicher als ohne Anſpruch, im Stillen, das Seine zu thun. Welche Lorbeern habt Ihr für den, der, im entſcheidenden Momente, wo die Hauptſache drängt, auf die Luſt, ſeine Nebenſache, die ihm vielleicht ans Leben geht, anzubringen, verzichtet, und lieber ſchweigt, als den gemeinſamen Fortſchritt aufhält? der ſeine Anſicht, auch die ſchon geäußerte, offen aufgibt, wenn er ſich einer beſſern belehrt? der auf's Recht haben verzichtet, weil er das Rechte haben will, und mit allen, auch den Gegnern, es ehrlich und ängſtlich ſucht? der nicht mitſpricht, wo er ſich nicht bewußt iſt, durch ſein Wort wirklich etwas aufklären, der Sache nützen zu können, — der aber dort handelt, wo ſeine Kraft von ſeinen Mitbürgern gefordert wird? Seine Lorbeern blühen unſichtbar, aber ewig.

Und nun zum Schluſſe dieſer haſtig aus dem nächſtliegenden Stoffe aufgegriffenen, zerſtreuten Bemerkungen und gutgemeinten Erinnerungen, die freilich noch lange nicht alle Mißverſtändniſſe berühren, die zu berichtigen wären, nur das Eine, wichtigſte Wort: ein rechtlicher Charakter und ein beſonnenes Denken — das ſind die Grundbedingungen, ohne welche das große Werk, an dem unſer Vaterland baut, nicht vollendet werden kann, oder, im Innern morſch, wieder zerfallen würde. Auf den Menſchen beruht alles Menſchliche; wie ſie ſind, ſo wird ihr Werk werden, in ihrem Charakter liegt das Loos der Erde.

Möge man dieſe Wahrheit aus dem Munde des ſcharfſinnigſten Denkers der Neuzeit hören, — um den

Worten dieſes flüchtigen Tages-Aufſatzes eine nachhaltige Kraft zu verleihen: „Iſt eine Verfaſſung gebildet oder verbeſſert, ſo hat ſie ihre Kraft und Stärke nicht in ihrer logiſchen Conſequenz, nicht in der klugen Berechnung der Intereſſen, nicht einmal in der Energie, womit ſie von Einzelnen in Gang geſetzt und gehandhabt wird, — ſondern ſie hat ſie in dem wirklichen Willen der Menſchen: und dieſe müſſen dafür gewonnen ſein, oder ſie werden ihr, trotz aller jener Vorzüge, durch Inconſequenz, Thorheit und Bosheit fortwährend Gefahr drohen. Ruhen kann ſie nur auf zwei Stützen: dieſe ſind: Bildung des Volkes zu einer öffentlichen Meinung, worin ein richtiges Urtheil vorherrſche, und guter Wille der Oberhäupter, befeſtigt durch ein echtes Ehrgefühl gegen Schmeichelei und Heuchelei: wer dieſe zwei Stützen für unnöthig hält, der mag über Verfaſſungen mit gleichem Glücke brüten, wie über ein Perpetuum mobile. Die Geiſteskraft und die ſittliche Würde in einer Nation iſt der letzte Grund und die einzige Bürgſchaft aller Möglichkeit ihres geſellſchaftlichen Beſtandes.“

Inhalt.

	Seite
Rafael als Menſch und Künſtler. Dargeſtellt von Dr. G. R. Nagler	1
Zu Fafel's Bild	13
Rhapſodie über Monumente (Gelegenheitlich)	20
Das jüngſte Gericht, von P. Cornelius. (Didaskalie.)	28
Eberhard Wächter. Ein Beitrag zur neuen Kunſtgeſchichte	38
Leibnitz's „Monadologie." Deutſch, mit einer Abhandlung über Leibnitzen's und Herbart's Theorien des wirklichen Geſchehens, von Dr. Rob. Zimmermann.	50
Rede zum Reſtaurations-Feſte und fünfzigjährigen Aufgebots-Jubiläum der Wiener Hochſchule am 20. April 1847	71
Ueber die Frage vom Humanismus und Realismus als Bildungsprincipe	97
Auch ein Wort für die fremden Worte in unſerer Sprache.	127
Zur Geſchichte des Unterrichts	132
Fünf Vorleſungen über Anthropologie (beſtimmt zu Vorträgen im Thereſiano) 1849	157
Ernſt, Freiherr von Feuchtersleben. Umriſſe zu ſeiner Biographie und Charakteriſtik. Von Friedr. Hebbel.	221